LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF VIRGINIA

PRESENTED BY
MRS. C. W. KENT

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

An unsere Leser!

Mit diesem Hefte beschließt die „**Gartenlaube**“ ihren **sechsunddreißigsten** Jahrgang, welcher ihr wiederum eine ansehnliche Erweiterung ihres Leserkreises gebracht hat.

So aufrichtig und herzlich der Dank ist, mit dem wir diese Thatsache an der Schwelle des neuen Jahrganges feststellen, so rastlos werden unsere Bemühungen auch fernerhin sein, der hohen Verpflichtung gerecht zu werden, welche aus der bevorzugten Stellung der „Gartenlaube“ im deutschen Hause für uns erwächst.

Wie schwer die Erfüllung dieser Aufgabe ist, das wird jedem unserer Freunde klar werden, wenn er an die Hunderttausende denkt, die durch ganz Deutschland und über alle Welt zerstreut mit ihm die große Gartenlaubegemeinde bilden, wenn er sich die Verschiedenheit des Alters, der Lebensstellung, der Bildung, des Geschmacks all seiner Mitleser vergegenwärtigt! Aber wir sind getrost, denn wir wissen, daß die Leitsterne, welche sich der Begründer der „Gartenlaube“ vor sechsunddreißig Jahren ausersehen, unwandelbar und untrüglich sind. Sie heißen:

Deutsches Haus! Deutsches Vaterland!

Wenn wir diesen Sternen folgen, wenn wir unsern alten Grundsätzen getreu unentwegt fortfahren, unter strengem Ausschluß alles Niedrigen und Gemeinen, den Familiensinn, die Vaterlandsliebe, die ideale Begeisterung für die höchsten geistigen Güter, den Sinn für deutsche Treue und Wahrhaftigkeit zu pflegen, dann sind wir sicher, daß die „Gartenlaube“ ihre Leser auch künftig in Nord und Süd, im deutschen Bürgerhause, in der Hütte wie im Palaste finden, daß sie das bleiben wird, was sie als ihren schönsten und stolzesten Ehrentitel betrachtet:

Das erste deutsche Volks- und Familienblatt!

Unsere Handschriften- und Bildermappen sind wohl versorgt; aus dem reichen und mannigfaltigen Vorrathe seien hier nur angeführt:

Lore von Tollen. Roman von W. Heimburg.

Die neueste Schöpfung der beliebten Schriftstellerin, ein Roman, dessen farbenreiche, spannende Handlung, erschütternde und gemüthvolle Schilderungen eine außerordentliche Wirkung verbürgen.

Die Vermählung der Todten. Erzählung von Isolde Kurz.

Eine ergreifende, an fesselnden Kontrasten reiche Liebesgeschichte aus der Zeit der Pest in Florenz.

Sakuntala. Von Reinhold Ortmann.

Eine in Berliner Künstlerkreisen spielende und das Leben und Treiben derselben trefflich schildernde Novelle.

Unterm Glockenstuhl. Von Gerhard Walter.

Eine neue Geschichte des sinnigen Erzählers, dessen schlichte Herzenstöne unsern Lesern wohlbekannt sind.

Gold-Aninia. Von Ernst Pasqué.

Ein Roman aus der Hochgebirgswelt des Engadin, der mit packender Lebendigkeit das Schicksal einer den Schrecken der Elemente anheimfallenden ganzen Gemeinde und eine mit der Katastrophe verflochtene Liebestragödie schildert.

Ein deutscher Liebesgott. Von Stefanie Keyser,

unserer beliebten Mitarbeiterin, welche ihren Stoff diesmal der Neuzeit entnommen und zu einer der anmuthigsten Schöpfungen ihres liebenswürdigen Humors geformt hat.

Ueberraschungen. Von Viktor Klüthgen,

eine jener anheimelnden echt deutschen Familiengeschichten, in welchen der Verfasser sich stets als Meister bewährt.

Ludwig Ganghofer, Th. Fontane, Sophie Junghans, Hermann Heiberg, R. v. Perfall, Helene Pichler, A. Weber, die unseren Lesern wohlbekannten Erzähler, werden ihre neuesten Werke den genannten anreihen.

Im Dienste der Aufklärung und Volksbelehrung haben sich unsere altbewährten Mitarbeiter, denen verschiedene junge Kräfte sich zugesellten, der **„Gartenlaube“** aufs neue zur Verfügung gestellt.

Prof. Dr. **E. H. Kisch,** Prof. Dr. **Karl Vogt,** Dr. **M. Taube,** Dr. **F. Dornblüth,** Dr. **A. Wolpert,** Prof. Dr. **Ott,** Dr. **Karl Ruß,** die Brüder **Karl** und **Adolf Müller** u. a. werden ihre gediegenen Beiträge aus dem medizinischen, hygienischen und naturwissenschaftlichen Gebiete fortsetzen. Prof. Dr. **Max Haushofer,** Prof. Dr. **Karl Biedermann, Fr. Helbig,** Dr. **Ed. Paulus** u. a. interessante geschichtliche und kulturgeschichtliche Bilder, landschaftliche Schilderungen ꝛc. darbieten, während **Ludwig Ganghofer, Guido Hammer, Eugen Friese, Karl Brand** sich wieder mit ihren so gerne gelesenen Skizzen aus dem Wald- und Jagdleben einstellen. Fesselnde Plaudereien aus dem gesellschaftlichen, litterarischen und künstlerischen Leben der Gegenwart haben **Rudolf v. Gottschall, Oskar Justinus, Hermann Heiberg, Emil Peschkau, Rudolf Kleinpaul** u. a. beigesteuert, und über die wichtigsten Fortschritte in der Technik und Industrie, die neuesten Erfahrungen in Haus-, Land- und Gartenwirthschaft werden **R. Artaria, M. Ernst, H. Hüttig, Dr. H. van Muyden, E. Falkenhorst, Th. Hampe, H. Schubert** berichten.

Ueberdies sollen zahlreiche und gut gewählte kurze Mittheilungen aus den verschiedensten Gebieten dem Leser eine Fülle von Unterhaltung und Belehrung zuführen, während **bildliche Darstellungen unserer ersten Künstler** wieder das Auge erfreuen und den Kunstsinn fördern werden.

So rufen wir denn unseren Lesern am Schlusse des alten Jahres ein zuversichtliches: „Auf Wiedersehen im **neuen Jahre!**“ zu.

Leipzig, Ende Dezember 1888.

Die Redaktion der Gartenlaube.

Digitized by Google

The Garden

GIFT
NOV 15 '37

AP
30
.N4
352352
1888
pt.2

UNIVERSITY
OF VIRGINIA

Digitized by Google

Inhalt.

Der Stern (*) zeigt an, daß der betreffende Artikel illustrirt ist.

Gedichte.

* Abendlandschaft. Von J. v. Eichendorff 161
Bitte, eine, für arme Kinder. Von Emil Rittershaus 672
* Braun Gold. Von Feodor Löwe . . 412
* Fenster, ihr. Von Klaus Groth . . 701
Festgedicht zur Einweihung des Deutschen Buchhändlerhauses in Leipzig. Von Ernst v. Wildenbruch 284
* Feuerreiter, der. Von Eduard Mörike 81
* Friedrich III., Kaiser, todt! Von Carl Hecker 421
* Frühling 261
Kaisers letztes Wort, des. Von K. Hecker 223
Kaiserin-Wittwe und -Mutter, an die 212
Kind, mein. Von Albert Traeger . . 476
* Lenzesblüthen. Von Frida Schanz . 287
* Maitrank. Von Max Kahlenberg . . 325
* Neckereien. Von Karl Stieler . . . 611
Orientalische Sprüche 28
* Scheidegruß für das Jahr 1888. Von Emil Rittershaus 869
* Sommer. Von Viktor Blüthgen . . 457
Todtenwacht. Von Gottfried Doehler . 574
* Waldhexe, die. Von Julius Lohmeyer 768
* Wilhelm I., Kaiser, todt. Von Friedrich Hofmann 165
* Wilhelm II., Kaiser, an. Von Rud. v. Gottschall 429
Wilhelms II. Romfahrt, des alten Heerbanns Heilruf bei Kaiser. Von A. Ey 788
* Wintersonnenwende. Von J. Baltz 809

Biographien und Charakteristiken.

* Eichrodt, Ludwig. (Ein süddeutscher Humorist.) Von Friedr. Geßler . . . 96
* Franz Joseph I., Kaiser von Oesterreich 784
* Harrison, Benjamin 847
* Kaulbach, Hermann. Von A. Svoboda 460
Kleist, die Braut Heinrichs von. Von Schmidt-Weißenfels 655
Linlingen, Karoline von. Von Schmidt-Weißenfels 798
* Raabe, Wilhelm. Von W. Goldbaum 478
* Regierungsjubiläum des Kaisers von Oesterreich, z. vierzigjährigen 784
* Rosegger, P. K. (Von der Nadel zur Feder.) Von G. Ramberg 364
* Simson, Präsident 803
* Werner, Anton v. 590

Erzählungen und Novellen.

Alpensee, die. Von E. Werner . . . 389
Amicitia. Von Hans Arnold 85
Deutsche Art, treu gewahrt. Von Stefanie Keyßer 677
Eulenhaus, das. Von E. Marlitt, vollendet von W. Heimburg 1
* Herz-Ober. Von G. Kunkler . . . 476
Josias. Von Fanny Lewald 116
Kampf um die Kunst, der. Von Karl Erdm. Edler 272
Leuchtthurm, am. Von Gerhard Walter 468
Majorin, die Frau. Von A. Ostroff . 841
Oberstabsarzt, der Herr. Von H. v. Ulfen 669
Schutzhütte, in der. Von Joh. Proelß. 1. Eingeregnet 533. — 2. Wanderzauber 536. — 3. Hochgefreit 557. — 4. Die Geschichte der Malersleute 563. — 5. Der Vöglerbo 593. — 6. Im ewigen Eise 596. — 7. Heimkehr 624. — 8. Im Sonnenschein 630.
Student von Salamanca, der. Von Rosenthal-Bonin 340
Taifun, im. Von Helene Pichler . . 372
Todteninsel, die. Von Richard Voß . 16
* Waldemars Brautfahrt. Von Julie Ludwig 884

Beschreibende u. geschichtliche Aufsätze, Zeitgeschichtliches.

* Arizona, durch. Von Rudolf Cronau 541
Attika, ein deutsches Dorf in. Von Ed. Engel 572
* Augusta Viktoria, Kaiserin (und Kaiser Wilhelm II.) 429
* Berlin. (Aus der deutschen Reichshauptstadt) 111. 316. 408. 620. 849
Briefträger, der, in der Dichtung. Von Richard Westphal 698
Burgtheater, aus dem alten. Von R. v. Gottschall 855
* Campagna, die, bei Rom. Von Fritz Wernick 750
* Dresden. (Deutsche Städtebilder.) Von Franz Koppel-Ellfeld 603
* Emin Paschas, aus dem Reiche. Von C. Falkenhorst 636
* Ernst II., Herzog von Sachsen-Koburg und Gotha. Von Friedrich Hofmann . 280
Feuerreiter, Mörikes 178
* Friedrich III., Kaiser, und Kaiserin Viktoria. Von Rudolf v. Gottschall . . 188
* — lebt nicht mehr! 422
* Friedrichs, Kaiser, Begrüßung in Leipzig. Von Dietrich Theden . . . 192
* — Aus dem Leben. Von Fr. Hofmann 423
* Friedrichskron, Schloß 430
Garibaldis Memoiren. Von J. Kurz 336
* Geschichtschreiber seiner Zeit, ein deutscher Fürst als. (Ernst II. von Koburg-Gotha.) Von Fr. Hofmann . . 280
* Hamburg. (Deutsche Städtebilder.) Von Gustav Kopal 879
* Hamburgs neue Elbbrücke 25
* Hildesheim, die Bernwardssäule in. Von A. Möller 764
* Hofburgtheater, das neue, in Wien. Von Ferd. Groß 60
* Hoff, die Kirche zu. (Dem Untergang geweiht.) Von Robert Ajunus . . . 568
* Jagdleben im Hochland. Von Ludwig Ganghofer.
* „Auf der Hütten" 48. — * Sommerhirsch 380. — * Hirschbrunft 664.
* Karneval in Wien. Von Ferd. Groß 77
Kegelei, Betrachtungen zur deutschen. Von M. Zeisiger 760
* Kleine Bilder aus der Gegenwart. Hamburgs neue Elbbrücke 25
* Leipzig, das Siegesdenkmal in . 556
* — Grundsteinlegung des Reichsgerichtsgebäudes in. Von Herm. Pilz 797
* Ludwigs I., aus dem Leben, von Bayern. Von R. Artaria 444
* Meteorologische Hochstationen im Bereich der Wolken. Von Dr. Klein 724
* Mittenwald. Von Max Haushofer . 660
* Münchener Ausstellungsbilder . . 500
Namen, zur Geschichte der, in Deutschland 467
Nordpol, vom, bis zum Aequator. Von Alfred Edmund Brehm.
Wanderungen der Säugethiere 141. 254. — Eine Reise nach Sibirien 399. 437. — Die innerafrikanische Steppe und ihre Plagen 735. 762.
* Oesterreichisch-ungarische Armee, die. Von Alphons Danzer 367
Orleans, die Familie. Von K. Th. Heigel 89. 120
* Ostseeküste, Bilder von der. (Schwarzort) 314
* Reichsgerichtsgebäudes, Grundsteinlegung des. Von Herm. Pilz . . . 797
* Reichshauptstadt, aus der deutschen. Von Paul Lindenberg.
1. Im Herzen von Berlin 111. — 2. Arbeit und Verkehr 316. — 3. Im Thiergarten 408. — 4. Das lustige Berlin 620. — 5. Das gastliche Berlin 849.
* Schmugglerbilder von der preußisch-russischen Grenze. Von Robert Ajunus 717
* Schwarzort. Von Fritz Wernick . . 314
* Sonnwendfeier, die, an der oberen Donau. Von Ed. Zetsche 397
* Städtebilder, deutsche. Dresden . 603
* — Hamburg 879
Steine, unsere sagenumrankten. Von W. Meyer-Marlau 767
Theatersaison, die letzte. Von Rudolf v. Gottschall 570
* Torcello, eine Fahrt nach. Von Karl Konrad 692
* Viktoria, Kaiser Friedrich und Kaiserin. Von Rudolf v. Gottschall . 188
* Wien. Das neue Hofburgtheater . . 60
— Aus dem alten Burgtheater. Von R. v. Gottschall 855
* — Karneval in. Von Ferd. Groß . . 77
Wilhelm I., Kaiser, ein Freund des Turnens. Von Dr. C. Euler . . . 301
* — Zum Gedächtniß des Kaisers. Von Karl Biedermann 166
* — Die Reichshauptstadt beim Tode . . 169
* — Im Dom zu Berlin 173
* — Trauertage und des großen Kaisers Begräbniß. Von Hermann Heiberg . . 206
* — Aus dem Leben des. Von Ernst Scherenberg 181. 209. 237. 268
* Wilhelm II., Kaiser, und Kaiserin Augusta Viktoria 429
* — in Wien. Von Ferd. Groß . . . 749
* — in Italien. Von Woldemar Kaden 786
* Yosemitethal, das, in Kalifornien 371

Medicin.

Augen der Frauen. Von Dr. Scherbel 607
Entfettung. Von Prof. Kisch 348
* Hockige Haltung, Turnübungen gegen. Von Dr. Schildbach 24
„Hopbitter", der Kampf gegen den. Von C. Falkenhorst 687
Lehrer, der, als Wächter der Gesundheit. Von Dr. Taube. I. 662. II. 701. III. 782. IV. 875.
Migräne. Von Prof. Kisch 528
* Rückgratsverkrümmungen, die Bekämpfung der entstehenden seitlichen. Von Dr. Schildbach 221
* Turnübungen gegen hockige Haltung. Von Dr. Schildbach 24

Naturwissenschaften.

* Blüthe, die größte, der Welt . . 414
Erdbeben, wie Berge und, entstehen. Von M. Wilhelm Meyer 11
Erderschütterungen, über. Von R. Falb 245
Hypnotismus, der, sein Nutzen und seine Gefahren.
1. Die wissenschaftliche Forschung 462. — 2. Schädigung der Gesundheit durch den Mißbrauch der Hypnose 466. — 3. Der Hypnotismus in Pforzheim 492.
* Jakos Erziehung und Unterricht. Von Karl Kuß 62
Kuckuck, der, brütet. Von Ad. Müller 413
Nahrung, allerlei. Von Carl Vogt. Schildkröten 127. — Vögel, Nester und Eier 311. — Was da kreucht 696.
* Papageienerziehung. (Jakos Erziehung und Unterricht) 62
* Rafflesia Schadenbergiana . . . 414
* Vogelwelt, Originalgestalten in der heimischen. Von Adolf und Karl Müller. 1. Herrscher: Stein- u. Goldadler 832
„Wilde" Mensch, der. 871

Vermischtes.

* Amateurphotographie. Von C. Falkenhorst 220
* Aus dem Leben eines nachgiebigen Gesellen. (Korkgewinnung und -Bearbeitung.) Von Fr. Helbig 652
Beethoven in der Klemme. Eine Fidelioepisode von Ernst Pasqué . . . 864
Beruf, ein weiblicher 128
Bettlerelend. (Das öffentlichste Elend.) Von Friedrich Hofmann 25
Blumenluxus. Von Hugo Klein . . . 531
* Box, Freund. Von Karl Rutz . . . 700
Büchertisch, was uns der, erzählt. Von Rudolf v. Gottschall 350
* Cirkus, vom. Von Oskar Justinus . 151
Deutsches Unglück — deutsche Hilfe! Von Friedrich Hofmann 291
Eisenbahnreise, eine, im Jahre 1893. Von Hans Blum 512
Elend, das öffentlichste. Von Fr. Hofmann 25
Ferien. Von Maximilian Harden . . . 527
* Feuerwehr 685

Digitized by Google

Seite

Fortschritte und Erfindungen der Neuzeit.
Das Oelen der See 735. — Die Glasschmelzerei zu Jena 115.
Fuß, zu . . . 567
Geld, wie hebt man sein, auf? Von Oskar Justinus . . . 765
Gewissensfrage, eine . . . 480
Glasschmelzerei, die, zu Jena. Von Dr. O. Kleinstück . . . 115
* Gute Muth, der, des deutschen Soldaten. Von Fritz Klien . . . 29
Hausfrau, sie wird keine. Von Natalie Guth . . . 23
Hausschatz, ein. Von O. Justinus . . 639
Jena, die Glasschmelzerei zu . . . 115
* Kleid, das rationelle . . . 94
* Konversationslexikon, ein neues . 158
* Korkgewinnung und -Bearbeitung. (Aus dem Leben eines nachgiebigen Gesellen.) Von Fr. Helbig . . . 652
Lette-Vereins, die Haushaltungsschule des, in Berlin. Von G. Schubert 379
Metall, ein halbvergessenes (Zinn). Von Th. Gampe . . . 347
Oper, wie eine, entsteht. Von Josef Lewinsky . . . 719
Oelen der See, das . . . 735
Pestalozzistift, im . . . 286
Photographiren, geheimes. Von C. Falkenhorst . . . 575
* Pierers Konversationslexikon . . 158
Puppentoilette, aus den Geheimnissen der. Von C. Falkenhorst . . . 15
* Schätze, vergrabene und versunkene. Von R. Zander . . . 525
* Soldaten, der gute Muth des deutschen. Von Fritz Klien . . . 29
Statuen, bemalte. Von Siegm. Feldmann 47
* Theaterbränden, Menschenrettung bei. Von W. Döhring . . . 685
* Ueberschwemmungen durch Elbe, Oder, Weichsel . . . 285
Unfall-Meldestellen . . . 59
Vermißten, die deutschen, und die „Gartenlaube". Von Hermann Kindt . 608
* Wassersnoth, aus den Tagen der . 285
Weihnachtsbaum, wie alt ist der, und wo ist seine Heimath? Von A. Tille 834
Weihnachtsgeschenke. Von E. Peschkau 796
Zinn (ein halbvergessenes Metall) . . . 347

Blätter und Blüthen.

Aale, Wanderungen der (Briefkasten) 611
Aalgift, das . . . 732
Abbazia . . . 35
Abschied . . . 195
Aerzte, ein Lob der . . . 482
Agstein, der Rosengarten von . . . 131
Alamode-Unwesen, Stimmen gegen das 704
* Alarich in Rom . . . 702
* Alexanders des Großen Tod . . 890
Alles ist schon dagewesen . . . 419
* Alpirsbach, die Benediktinerabtei 258
Altes und neues . . . 159
Amazonen, die, von Dahome . . . 418
Amerikaner, wann ist der erste, nach Deutschland gekommen? . . . 483
Annaburg, Militair-Knaben-Erziehungsinstitut zu (150 Jahre im Dienste der Wohlthätigkeit) . . . 419
Aphorismen . . . 355
Aquarell- und Porzellanmalerei, Vorlagen für . . . 891
* Arzt, der . . . 838
* Athmungsstuhl, der . . . 643
Audienz, eine seltsame . . . 64
* Auerbachs Keller, in . . . 736
Auerstädt, ein Denkstein auf dem Schlachtfeld von . . . 672
August, der 14., 1883 . . . 643
* Automat . . . 67
* Ball, der erste . . . 97
Bastille, die wiedererstandene . . . 416
* Bäume, Deutschlands merkwürdige (Königseiche bei Peisterwitz) . . . 806
Berlin. Brandenburger Thor, das Viergespann auf dem . . . 483
* — Das königliche Zeughaus . . . 32
Berliner Nachtleben . . . 67
— Theater, zwei neue . . . 768
Betriebskraft der Welt, die . . . 579
Blüthen, frische, zu Weihnachten . 838
Blüthgen, Viktor (Poeten der „Gartenlaube") . . . 353
* Blume, eine . . . 576
* Blumenweihe zu Mariae Himmelfahrt . . . 547
Böhmerwaldbund, der deutsche . . 578
* Breslau, das Augusta-Hospital in 703
Briefkästen am Ocean . . . 838
Bühnengenossenschaft, der Berliner Bazar für die deutsche . . . 352
Bülow, Hans v., und A. Rubinstein 286
Burgtheater, das, in Wien . . . 805
Chamisso, Adalbert v. . . . 576
* Christabend in einer Wiener Wärmstube . . . 838
Christbaumschmuck . . . 868
Corcoraus, William Wilson (ein Lichtbild zu einem Schattenbilde) . . . 259
Damenklub, ein . . . 287
* Dampfhammer, bei dem . . . 546
Denkmal, das, der Völkerschlacht bei Leipzig. Von Otto Moser . . . 838
Deutsche in Venezuela . . . 739
Deutsche Worte von Otto v. Leixner . 227
Deutsch-ostafrikanische Gesellschaft . 258
Diamanten, himmlische . . . 515
Dichter, ein ökonomischer . . . 34
Dichterhonorar . . . 160
Döring, Theodor, Anekdoten von . 386
* Dorffestes, am Vorabend eines . 159
Drama, ein lustiges . . . 321
Durst, gegen den . . . 546
Ehemann, ein geprüfter . . . 387
Eibenbaum (ein Fremdling in der Heimath) 224
* Eichendorff, Joseph Freiherr von 160
Eichendorff-Denkmal, das . . . 353
* — in Neiße . . . 641
Einbanddecke zur „Gartenlaube" . . 892
* Eisbrecher auf der Oder . . . 64
Eisenbahn, die, im Dienste der Wohlfahrt . . . 736
— die erste chinesische . . . 839
— eine neue russische . . . 160
— in Palästina . . . 131
* Eitel Friedrich, Prinz Friedrich Wilhelm und Prinz, von Preußen . . . 223
Elisabeth von England, ein Sohn der Königin . . . 354
* Engelhard, Professor Wilhelm . 703
Epidemie, das Opfer einer . . . 770
Epileptischen, das Brennen der . . 418
Erinnerung, eine . . . 839
Examinand, ein chinesischer . . . 321
* Falb, Rudolf . . . 258
Familienchronik . . . 738, 839
Faschingszeit, die . . . 97
Fastnachtsspiele . . . 321
* Feinde, am . . . 258
Fensterschmuck, ein neuer . . . 642
Ferienheim, ein, in den Alpen . . 287
Festgedicht Ernst von Wildenbruchs 290
Fettflecken im Papier (Briefkasten) . 99
Fischtransport („Gut Ding will Weile haben") . . . 770
* Florenz, Maienfest in . . . 287
Francillon-Salat, der . . . 418
Frau, eine edle (Roman „Hymen" von Redwitz) . . . 162
Freischießen (Briefkasten) . . . 387
Fremdling in der Heimath, ein (Eibenbaum) . . . 224
Fremdwörter des deutschen Bühnenwesens . . . 610
* Friedenskirche, die, in Potsdam . 451
Friedrich II. („Welch hohes Pflichtgefühl") 771
* Friedrich Karl, Reiterstatue des Prinzen, von Preußen . . . 576
* Friedrich Karl-Denkmal, Prinz, zu Frankfurt a. Oder . . . 610
Friedrichskron, Bau des Schlosses . 450
* Friedrich Wilhelm, Prinz, und Prinz Eitel Friedrich von Preußen . . . 223
Frühlingsblumen im Herbst . . . 739
Frühstücksaustheilung an arme Kinder . . . 767, 890
Fry, Elisabeth (die Reformerin der englischen Gefängnisse) . . . 97
Fürstenjubiläen, zwei deutsche . . 416
* Funkenfeuer, die, am weißen Sonntage in Oberschwaben . . . 130
Fußgänger, ein berühmter (Schweinfurth) . . . 578
Garibaldi, Anita . . . 162
„Gartenlaube"-Kalender . . . 610
„Gartenlaube", Poeten der . . . 353
Gefängnisse, die Reformerin der englischen (Elisabeth Fry) . . . 97
Geibels, Emanuel, eine Jugendliebe . 66
Geige von Tieffenbrucker (Verloren gegangen) . . . 578
Geldfürst, ein amerikanischer (Mackay) 224
Genesende, Fürsorge für . . . 806
* Genie, ein verkanntes . . . 578
Genoveva (eine klassische Stätte) . . 66
* Gerade! Kind, halte dich . . . 806
Geschenkwerke für den Familientisch 866
Gesichtssinn, der, eines Hypnotisirten . 34
* Görlitz, der Zierbrunnen zu . . . 130
„Gose", ein Jubiläum der . . . 807
„Gut Ding will Weile haben" . . . 770
Handschuhe, die, sonst und jetzt . . 290
* Herzensgeschenk, ein . . . 839
Henrich . . . 353
Hill (ein amerikanischer Sonderling) . . 67
Hofmann, Friedrich † . . . 608
Hooker, Frau Obrist . . . 290
Hotelgenie, ein . . . 321
* Hugdietrichs Brautfahrt . . . 610
150 Jahre im Dienste der Wohlthätigkeit . . . 419
Husaren, erste, im deutschen Reich . 163
Hypnotisirten, der Gesichtssinn eines . 34
Jägerabergtaube des 16. Jahrhunderts 483
* Jägers Freude, des . . . 771
Jagdantike, eine . . . 67
Jagd-Zeitung, neue . . . 226
Jahrhunderts, Schlußjahr eines (Briefkasten) . . . 131
* Japanisches Kunstwerk, ein . . . 642
Inferiren, eine neue Methode zu . 226
* Jung Werner beim Freiherrn . . 482
Kaffeeverbot für das Herzogthum Westfalen . . . 643
* Kampf, harter . . . 322
Kanal zwischen Frankreich und England, Eisenbahnbrücke über den . . . 163
Kanarienvogel, der Harzer . . . 258
— Was kostet ein . . . 578
* Kaukasus, Nazzia im . . . 159
„Kibitze", die . . . 418
Kind, halte Dich gerade! . . . 806
Kinder, unglückliche . . . 641
Kindergesellschaften, über . . . 66
Kinkels, ein Wort Gottfried . . . 131
Kirgisische Sultanin, eine . . . 672
Klage- und Trostlieder deutscher Dichter . . . 547
Klassische Stätte, eine (Genoveva) . . 66
Kleinste, das . . . 67
Klimatischer Winteraufenthalt, ein neuer . . . 25
* Klönthalsee . . . 226
Kochunterricht für arme Mädchen . 610
Konversationslexikon, ein, für 10 Mark . . . 839
Körners, Theodor, am Todestage . 640
Kornblume, die, im Garten . . . 675
Korrespondenz, der Reiz der . . . 32
Kreidezeichnungen zu fixiren (Briefk.) 739
* Kuh, die gepfändete . . . 97
Kühne, Gustav (ein Veteran des Jungen Deutschlands) . . . 354
Kühne Studien . . . 892
Kunst, die, glücklich zu sein . . . 64
* Künstler, der kranke . . . 739
Künstler-Jubiläum, ein (Karl Werner) 768
Läuse an Vögeln (Briefkasten) . . . 579
Landbriefträger, die . . . 416
Lebensbilder, ideale . . . 287
* Lehrerin kommt, die . . . 32
Lehm up! . . . 99
* Leibspeisen, volksthümliche . . . 674
Lichtbild, ein, zu einem Schattenbilde (William Wilson Corcoraus) . . 259
* Liebesbotschaft, eine . . . 32
Lindner, Albert † . . . 131
— aus dem Nachlasse von . . . 290
Liszt in Berlin . . . 223
Lokomotive, was kostet eine? (Briefk.) 892
* Löwenbräukeller, der, in München 354
Löwenzahn (ein Volksnahrungsmittel) . 67
Lorelei, die, in Südamerika . . . 259

Digitized by Google

Seite

Lotosblume, die, in Aegypten . . . 64
Ludwig XVI. und Napoleon I. . . . 291
* Ludwigs II., die Schlösser König . 130
Mackay (ein amerikanischer Geldfürst) . 224
Maiblumen, die 450
Manie, eine moderne 674
* Maria Theresia-Denkmal in Wien 481
Marlitts Romane, illustrirte Gesammtausgabe 223
Menschenfresser in Ostindien . . . 579
Messina, die Taucherknaben in . . . 419
* Milchapparat, der Soxhletsche . . 224
Mittel, ein probates 227
* Modell, das entflohene 64
Monogrammstickerei, ein neues Werk für 705
* Mosen-Denkmal in Plauen . . . 641
* Motor, ein neuer (von Daimler) . . 162
München, der Lehrlingshort in . . 547
* — der Löwenbräukeller in . . . 354
* Münchener Japanerin, eine . . . 259
Mütze, die rothe 290
Musterbühne, eine deutsche . . . 482
Mustersammlung alter Leinenstickerei für Haus und Schule . . 642
* Nachbarskinder 66
Nachtigal, Gustav (ein muthiger deutscher Reisender) 158
Namen, berühmte, auf der Tafel . 641
* Namenszug, der letzte, Kaiser Wilhelms 259
Napoleon I. und Ludwig XVI. . . . 291
Narrenleihen 323
Nasen, rothe 891
* Natter, die Schreckmittel einer istrianischen. Von Thomas Schlegel 891
* Nestlinge 675
New-Yorker Polizisten, Maß und Gewicht der 418
New-Yorker Romantik 99
Nickel (Briefkasten) 611
Norden, im hohen 259
* Nordenskiöld 31
* Nordernev, die Kinderpflegeanstalt in 515
Norwegischen Bauern, Sitten der . 705
Nothhilfskästchen im Hause . . . 384
* Oberwiesenfeld, Frühjahrsrennen auf 353
* Oder, Eisbrecher auf der 64
Offiziersabzeichen, äußere . . . 514
Oleander, der, eine Giftpflanze . 483
Palästina, Eisenbahn in 131
Panoramenkarten der Zukunft . . 481
Papierne Kleider im Jahre 1718 . . 66
Pariser Salon, ein, der 50er Jahre . 323
Perle, eine kostbare 163
Perlenfischerei, die, im Vogtlande . 160
Petrarca und die Kölner Frauen . 483
Pilze, Vorsicht beim Genuß getrockneter 578
Pintos, die drei 97
Platz am Tisch 706
Pletsch, Oskar † 99
Poeten der „Gartenlaube“ 353
Porta Westfalica, Kaiser Wilhelm-Denkmal an der 736
* Possart, Ernst 322
* Potsdam, aus den Trauertagen in 451
* — die Friedenskirche in . . . 451
Pröll, Karl, zwei Schriften von . . 611
Puppendoktorin, Leipziger (Brief.) 579
* Razzia im Kaukasus 159
Reconvalescentenhaus für arme Kinder 739
* Reichenbach, am 514
* — und Wetterhorn 386
Reisender, ein muthiger deutscher (Gustav Nachtigal) 158
Repetirgewehre des 18. Jahrhunderts . 131
Riedel, Prof. Karl † 416
Riesenwürste 323
Rittershaus, Emil (Poeten der „Gartenlaube“) 353
Rittmeister, der verfettete 387
Roman, ein oberschlesischer . . . 35
Rosengarten, der, von Agstein . . 131
Rostfleck im Papier (Briefkasten) . . 675
Rubinstein, Anton, Hans v. Bülow und 286
Rückert-Denkmal in Schweinfurth (Briefkasten) 483
Rückerts, Friedrich, Gedenktag . . 322
* Rutschpartie 97

Seite

* Sachse-Hofmeister, Anna 770
* Salbach, Clara 97
Salutschüsse, die Hundertein . . . 450
* Sängerin, Zenab, eine arabische . 34
San Remo, nach 194
Schädelthurm, ein 483
* Schäferidyll 515
Scherenbergs, Ernst, „Kaiser Wilhelm I.“ 194
Scherenberg, Ernst (Poeten der „Gartenlaube“) 353
Schildbach, Dr. Karl † 226
* Schildhorn, das Schwanrupfen in 674
Schnitzwerk, kunstreiches 35
* Schönheit, eine, von 1790 . . . 703
Schorndorf, die Weiber von . . . 642
Schulkleid, das hygienische . . . 482
* Schurz, Carl 481
* Schwanrupfen, das, in Schildhorn 674
* Schwarzblattl. Von M. Haushofer . 807
* Schwefelbad in Algier, ein . . . 515
Schwiegermütter, Ehrenrettung der 701
* Seegrasernte bei St. Malo . . . 162
* Selig entschlafen 258
Selbstmord aus gekränkter Eitelkeit 131
Semler, Heinrich † 547
Sibirien, Winterabende in 771
* Sommernachtstraum, ein 868
* Sommertag, ein 547
Sonderling, ein amerikanischer . . 67
Sparsamkeit auf Thronen 386
* Speisenträger (ein nützliches Hausgeräth für den Sommer) 355
Spitzenklöpplerin, die erste deutsche 99
Sprache ohne Worte 578
* Stegen, Johanna, die Heldin von Lüneburg 867
Steub, Ludwig † 226
Steuern vor 150 Jahren 355
* Steuertag, der 736
Storm, Theodor † 515
Storms, eine Biographie Theodor . 836
* Strähne, die, verwickeln sich . . 35
* Studienmappen deutscher Meister 867
* Sturm gejagt, vom 416
Tataren, Trauungsbräuche bei den sibirischen 227
Taucherknaben, die, in Messina . 419
* Taufe, nach der 384
* 1000 Mark Belohnung 675
Telke-Frau, die 287
Telegraph, ein merkwürdiger, im 18. Jahrhundert 483
Temperatur, Bestimmung der, des nächsten Tages 547
Teneriffa, auf dem Pik von . . . 31
Teppichgärtnerei, über 34
* Testament, das 321
Theaterdekorationen und Volksbühne 130
Thierarten, bleiche 738
Thronfolger, der englische . . . 195
* Thüringer Bauernfrau, eine . . 287
* Todten Meer, Abenddämmerung am 353
Trinkgeld, der Kampf gegen das . . 290
Trinkgelds, der Ursprung des . . 771
Ueberschwemmungen, ein Opfer der 579
Ueberseeische Unternehmen, das erste deutsche 162
* Unsterblichkeit 806
Urania, die 31
Uttmann, Barbara 99
Vater und Tochter 34
* Vereidigung der Artilleristen in Berlin 194
Verein deutscher Lehrer in England, der 675
* Verlassen 546
Verloren gegangen 578
Vermißten-Liste 706
Versuchspflanzungen 195
Vertrauen, belohntes 227
* Vogtländerin 514
Volksbühne und Theaterdekorationen 130
Volksnahrungsmittel, ein 67
Völkerschlachtdenkmal bei Leipzig . 838
* Vorstehhunde, die. Von G. Lang . 355
Vortrag, der mündliche 611
Vorträge, zur Geschichte der öffentlichen 63
Waisen und Halbwaisen 99
Waldes, vom Werth des deutschen . 515
* „Waldlilie,“ die. Von Ernst Keiter 384
Wappen. (Briefkasten) 611

Seite

Wärmstube, Christabend i. e. Wiener 838
Was sollen wir lesen? 768
Weibern, mit zänkischen 131
Weihnachtsbüchertisch für die Jugend 866
* Weihnachtswunsch 839
* Wein, der theure 641
Weintrauben, Verwerthung unreifer 706
Werner, Karl (ein Künstlerjubiläum) . 768
Werther, ein weiblicher 226
Wie eine neue Stadt entsteht . . . 579
Wien, das Burgtheater in 805
* — das Maria Theresia-Denkmal in 481
Wildermuths Jugendgarten . . . 838
* Wilhelm I., Kaiser, a. d. Sterbebette 194
— ein Freund des Turnens . . . 419
* Wilhelms I., der letzte Namenszug 259
* Wilhelm II., Kaiser, auf dem Exerzierfelde 514
* — die Eröffnung des deutschen Reichstages durch 576
* — nordische Meerfahrt 546
* Wintermärchen 839
Wohnungsnoth, eine bevorstehende 194
* Zenab, eine arabische Sängerin . . 34
* Zeughaus, das königliche, in Berlin . 32
* Zierbrunnen, der, zu Görlitz . . . 130
Zimmerpflanzen im Januar . . . 802
Zufall, ein seltsamer 227
Zu guten Zwecken 386
Zu nichts tauglich 259

Illustrationen.

Abendlandschaft. Von J. R. Wehle . 161
Abschied. Ostergruß der „Gartenlaube“ an ihre Leser. (Kunstbeilage.) Halbheft 6.
Alarich in Rom im Jahre 410. Von W. Lindenschmit 680. 681
Alexanders des Großen Tod. Von C. v. Piloty 872. 873
Alpirsbach, die Benediktinerabtei. Von M. Bach 257
Amateurphotographie, die . . 220. 221
„An das Fräulein!“ Von H. Kotschenreiter 160
Arizona, durch. Von Rudolf Cronau 540. 542. 544. 545
Arzt, der. Von Hans Bachmann . . . 821
Athmungsstuhl, der 643
Auerbachs Keller, in. Von Eduard Grützner 720. 721
Augensprache. Von Fr. Pröll . . . 1
Augusta Viktoria, deutsche Kaiserin 433
Automat 67
Avanciert! Von Chr. Heyden . . . 517
Ball, der erste. Von G. Franz . . . 73
Bäume, Deutschlands merkwürdige. (Königseiche bei Peisterwitz.) Von Felix Hampel 805
Berlin. Blick in den Lichthof des Zeughauses. Von L. Dettmann 32
— Bismarck im Thiergarten. Von F. Wittig 45
Blume, eine. Von R. Beyschlag . . . 577
Blumenweihe zu Mariae Himmelfahrt. Von J. R. Wehle 533
Box, Freund 709
Braun Gold 412
Breslau, das Augusta-Hospital in 703
„Café Bauer“, das, in Berlin. Von Friedrich Stahl 852. 853
Campagna, in der. Von Anton Braith 752. 753
Chartum. Von R. Püttner 822
Christabend in einer Wiener Wärmstube. Von W. Gause . . . 812. 813
Cirkus, vom. Von C. W. Allers 151. 152. 153. 154. 155. 156. 157
Dampfhammer. Von Fr. Kallmorgen . 521
Dorffestes, am Vorabend des. Von L. Bianchi 145
Dresden, Ansichten von. Von Olof Winkler . . . 600. 601. 603. 604. 605. 606
Eichendorff-Denkmal, das, in Neiße 641
Eichrodt, Ludwig, beim Sechsundsechzig 96
Eisbrecher auf der Oder. Von W. Stöwer 53
Eitel Friedrich, Prinz Friedrich Wilhelm und Prinz, von Preußen . . . 197
Elbbrücke, die neue, in Hamburg . . 25
Emin Pascha 637
Ernst II., Herzog von Koburg-Gotha . . 283
Falb, Rudolf 248
Fasching, Wiener. Von W. Gause 69. 77. 78. 79
Feinde, am. Von W. Schuch 233

Digitized by Google

Seite

Felde, im. Von H. Schwenzen . . . 417
Fenster, ihr. Von C. W. Allers . . . 701
Ferien-Ausflug. Von J. R. Wehle . 469
Feuerreiter, der 81
Feuerwehr 685. 687. 689
Fleiß, der. Von A. Brunner 829
Florenz, Maienfest in. Von J. Wagrez 273
Franz Joseph I., Kaiser, und seine Familie. Von W. Gause . . . 776. 777
Friedenskirche, die, in Potsdam . . 451
Friedrich III., Kaiser, und seine Gemahlin 184. 185
Friedrichs, Kaiser, Begrüßung in Leipzig. Von O. Gerlach . . . 192. 193
— den Manen. Von Edm. Brünning 424. 425
— Tod und Bestattung . 441. 448. 449
Friedrich Karl, Reiterstatue des Prinzen, v. Preußen. Von Emil Steiner 565
Friedrichskron, Schloß, in Potsdam 431
Friedrich Wilhelm, Prinz, und Prinz Eitel Friedrich von Preußen . . 197
Frühling. Von R. Püttner 261
— erster. Von H. Prell 217
Frühlingsbild. Von W. Menzler . . 213
Frühlings Erstlinge, des. Von de Schrener 297
Frühstück, gemeinsames. Von J. R. Wehle 757
Funkenfeuer, die, am weißen Sonntage in Oberschwaben. Von G. Roeßler . . 124
Gäste, hungrige. Von E. Ravel . . 485
Galanterieaufdem Eise. Von Th. Gütz 65
Geheimkamera 575
Geheimniß, das große. Von Meyer von Bremen 704
Genie, ein verkanntes. Von C. W. Allers 549
Gerade! Kind, halte dich. Illustration zu „Hausgymnastik ꝛc.“ 805
Görlitz, der Zierbrunnen zu 117
Großmutters Bild. Von E. Ravel . 841
Großmütterchen. Von J. Günther . . 773
Großvater, der. Von G. Hackl . . 801
Guck, Guck! Von Jan van Beers . . 37
Gute Muth, der, des deutschen Soldaten. Von O. Gerlach . . . 29. 30. 31
Hamburg, die neue Elbbrücke . . . 25
— Bilder aus. Von C. W. Allers 880. 881
— Der neue Dampfkrahn auf dem Asia-Quai in 877
Harrison, Benjamin. Porträt . . 848
Heimkehr vom Markt. Von Ed. Ravel 101
Herz-Oder. Von M. Scholz 477
Herzensgeschenk, ein. Weihnachtsgruß der „Gartenlaube“ an ihre Leser. (Kunstbeilage) Halbheft 26.
Hildegundis. Von Conrad Kiesel . . 389
Hildesheim, die Bernwardssäule auf dem Domplatze zu. Von Carl Grote . 764
Hirschbrunft, zur Zeit der, im Hochgebirge. Von A. Thiele 656. 657
Hohige Haltung, Turnübungen gegen . 24
Hofburgtheater, das neue, in Wien . 61
Hoff, Kirche zu. Von Rob. Aßmus 568—570
Jagdhütte im Hochgebirg. Von J. Schmitzberger 49
Jägers Freude, des. Von J. Deiler . 765
Jahreswende, an der. Von F. Wutig 841
Japanische Bronzefigur 612
Jung Werner beim Freiherrn. Von R. Eisermann 461. 465
Justiz, die freisprechende und die verurtheilende. Statuen von W. Engelhard 677
Kampf, harter. Von Franz O'Stückenberg 293
Kartoffelpresse 674
Kaukasus, eine Razzia im. Von J. v. Perez 136. 137
Kaulbach, Hermann 453
Kegelbahn, auf der. Von G. Rotschenreiter 761
Kinderlust. Von E. Ravel 133
Kirschenblüthe. Von A. Kappis . . 281
Kleid, das rationelle 95
Klönthalsee. Von F. K. v. Riedmüller 225
Korbflechter, der. Von L. Blume-Siebert 581
Korkgewinnung und -Bearbeitung 652. 653
Kriegsheld, ein junger. Von G. Chierici 837
Kuh, die gepfändete. Von Anton Seitz 93
Kunstgewerbe-Ausstellung, Bilder von der, in München. Von H. Bartels 496. 497
Künstler, der kranke. Von E. Ravel . 713
Lehrerin kommt, die. Von E. Spitzer 4. 5

Seite

Leipzig, Grundsteinlegung des Reichsgerichtsgebäudes in . . . 797
— Siegesdenkmal in. Von O. Winkler 552. 556
Lenzesblüthen. Von R. Beyschlag . . 265
Lette-Vereins, die Haushaltungsschule des, in Berlin. Von E. Thiel 380
Liebesbotschaft, eine. Von H. Coomans 33
— Von F. Fehr 332
Liebeszoll. Von W. Friedrich . . . 705
Löwenbräukeller, der, in München . 341
Ludwig I., König, von Bayern . . 445
Lust, in schwebender. Von Herm. Vogel 573
Mädchenblüthe. Von Hermann Kaulbach 461
Maitrank 325
Manöverwagen, der, des Kaisers Wilhelm I. 244
Maria Theresia-Denkmal, in Wien. 473
Meteorologische Hochstationen 724. 725. 728. 729
Milchapparat, der Sorhletsche . . . 224
Mittenwald. Von R. Püttner 660. 661. 665
— am Stammtisch in der Post zu. Von F. Proelß 662
Modell, das entflohene. Von B. Vautier 40. 41
Mosen-Denkmal, das, in Plauen . 641
Motor von Daimler, Wagen mit dem 162
München, Bilder von der Kunstgewerbe-Ausstellung in. Von H. Bartels . 496. 497
— der Löwenbräukeller in 341
Münchener Japanerin, eine. Von F. Dvorak 252
Nachbarskinder. Von W. Menzler . . 57
Namenszug, der letzte, Wilhelms I. 259
Natter, istrianische, einen Angriff abwehrend. Von G. Mützel 801
Neckereien. Von Hugo Kaufmann . . 669
Neugieriges Volk. Von Friedr. Stahl 333
Nestlinge. Von J. R. Wehle 649
Nordenskiöld. Von Graf Georg v. Rosen 21
Norderney, die Kinderpflegeanstalt in 508
Oberwiesenfeld, Frühjahrsrennen in. Von P. Bauer 328. 329
Oder, Eisbrecher auf der 53
Oesterreichisch-ungarische Armee. Von W. Gause 367. 368. 369
Papageienständer 62
Pierers Konversationslexikon, aus 158. 159
Pompeji, Kaiser Wilhelm II. in . . 789
Possart, Ernst, als Karl IX. Von P. Grotjohann 305
Potsdam, die Friedenskirche in . . 451
Raabe, Wilhelm 472
Rafflesia Schadenbergiana . . . 445
Razzia, eine, im Kaukasus. Von J. v. Perez 136. 137
Reichenbach, am. Von J. G. Steffan . 505
— und Wetterhorn. Von J. G. Steffan 361
Reichsgerichtsgebäudes, die feierliche Grundsteinlegung des, in Leipzig. Von O. Gerlach 797
Reichshauptstadt, a. d. deutschen 104. 105. 109. 111. 112. 113. 114. 316—320. 408—411. 613. 617. 620. 621. 623. 624. 849—851.
Rosegger, P. K. 361. 365. 366
Rückgratsverkrümmungen, die Bekämpfung der entstehenden seitlichen . . 222
Rutschpartie. Von Fritz Bergen . . 88. 89
Sachse-Hofmeister, Anna 741
Sängerin, Zenab, eine arabische, in Kairo. Von Alfred Schüler . . . 28
Salbach, Clara, als „Gretchen“ . . . 97
Schäferidyll, ein. Von L. Blume-Siebert 509
Scheidegruß für das Jahr 1888 . . 889
Schildhorn, das Rupfen der Schwäne in. Von E. Thiel 645
Schlemmer und Bettler. Von C. Arnold 876
Schmugglerbilder von der preußisch-russischen Grenze. Von Robert Aßmus 709. 717. 718. 719
Schönheit, eine, aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts. Von R. Beyschlag . . 697
Schurz, C. Von C. W. Allers . . . 481
Schwanrupfen, das, in Schildhorn . . 645
Schwarzblattl. Von Fr. Defregger . . 793
Schwarzort 309. 315
Schwefelquellen, die heißen, zu Hammam-Meskoutine in Algier . . 512
Seegrasernte bei St. Malo. Von Arthur Calame 149
Selig entschlafen. Von W. Kray 240. 241
Siemering, Rudolf 561

Seite

Simson, Reichsgerichtspräsid. Porträt 801
Soldaten, der gute Muth des deutschen. Von O. Gerlach 29 30. 31
Sommer. Von R. Püttner 457
Sommerhirsch 381. 383
Sommernachtstraum: Titania und Zettel. Von Julius Hoeppner . . . 845
Sommertag, ein. Von E. Friedrichsen 529
Sonnwendfeier an der oberen Donau 392. 396. 397. 408
Sonntag, am. Von R. Beyschlag . . 13
Speiseträger 355
Spielgefährten. Von B. Piglhein . . 357
Stegen, Johanna, die Heldin von Lüneburg. Von Ludw. Herterich . . . 861
Steiner, Emil, Bildhauer 576
Steirisches Mädchen. Von Josef Lieck 349
Steuertag, der. Von H. Oehmichen . 797
Strähne, die, verwickeln sich. Von G. del Torre 17
Sturm gejagt, vom. Von K. Kanpp 401. 401
Taschenbuchkamera 573
Taufe, nach der. Von Ad. Lüten . . 385
1000 Mark Belohnung. Von Fr. Stahl 668
Testament, das. Von L. Bokelmann 312. 313
Theaterbränden, Menschenrettung bei 685. 687. 689
Thüringer Bauernfrau. Von A. Weber 277
Tiroler Jäger, ein. Von Franz v. Defregger 857
Todten Meer, Abenddämmerung am. Von Eugen Bracht 337
Torcello, der Markuslöwe von. Von C. Werner 693
Turnübungen gegen hohige Haltung . 24
Ungeschickte, der kleine. Von A. Rotta 129
Unsterblichkeit. Von Hermann Kaulbach 785
Urgroßmutters Herrlichkeiten. Von Hans Fechner jun. 673
Verlassen. Von Mathias Schmid . 520. 521
Versperrter Weg. Von F. O'Stückenberg 857
Vevert. Von Fr. Defregger 121
Viktoria, Friedrich, deutscher Kaiser, und seine Gemahlin 184. 185
Vogelwelt, Originalgestalten in der heimischen. 1. Stein- und Goldadler. Von F. Specht 832. — Das Adlerauge 833.
Vogtländerin. Von Herm. Vogel . . 493
Vorstehhunde. Von H. Sperling . . 345
Waldemars Brautfahrt 885. 888. 889. 890
Waldhexe, die. Von Herm. Vogel . . 769
„Waldlilie“, die. Von Hans Brandstetter 372
Wassersnoth, aus den Tagen der. Von O. Gerlach 288. 289
Weihnachtswunsch. Von Alexander Zick 836
Wein, der theure. Von B. Vautier 632. 633
Werner, Anton v. Von C. W. Allers 592
— Aus seinem Skizzenbuch 584. 589—591
— König Walmund findet Wolfdietrich im Walde 597
Wien, Fasching. Von W. Gause 69. 77. 78. 79
— das Galadiner im großen Redoutensaal (Kaiserbesuch) 745
— das Maria Theresia-Denkmal in . . 473
— das neue Hofburgtheater in . . . 61
Wilhelm I. (Kunstbeilage) Halbheft 5.
— aus dem Leben des Kaisers 181. 182. 183. 186. 187. 211. 229. 238. 239—245. 269. 271.
— auf dem Todtenbett 173
— der letzte Namenszug des Kaisers 259
— Tod und Bestattung des Kaisers 169—174. 177. 180. 189. 200. 201. 205. 207. 208
Wilhelm II., deutscher Kaiser . . . 432
— auf dem Exerzierfelde 489
— Eröffnung des deutschen Reichstages durch. Von H. Lüders . 560. 561
— in Kiel. Von Hans Olde . . . 537
— in Wien 745
— in Pompeji 789
Winter im Gebirg. Von R. Püttner . 9
Wintermärchen. Von W. Kray . . 817
Wintersonnenwende. Von Fr. Bergen 869
Yosemitefälle, die, in Kalifornien 377
Yosemitethal, das, in Kalifornien. Von Rudolf Cronau 373
Zenab, eine arabische Sängerin in Kairo. Von Alfred Schüler 28
Zeughauses, Blick in den Lichthof des, in Berlin. Von L. Dettmann . . . 32
Zierbrunnen, der, zu Görlitz 117

Digitized by Google

von Leben und Geſundheit, wie die ganze Erſcheinung. Sein Gefährte mochte in dem gleichen Alter ſtehen, aber die ſchmächtige Geſtalt mit den ſcharfen, klugen Zügen und das ſchon völlig ergraute Haar ließen ihn weit älter erſcheinen. Das Antlitz und die hohe Stirn, in die ſich manche tiefe Falte grub, ſprachen von raſtloſem Sorgen und Ringen, freilich auch von einer Energie, die dieſem Ringen gewachſen war; aber es lag zugleich ein Zug von Hochmuth darin, der nichts weniger als angenehm berührte, und in Haltung und Sprache verrieth ſich das Selbſtbewußtſein eines Mannes, der gewohnt iſt, ſeine Umgebung zu beherrſchen.

„So nimm doch Vernunft an, Thurgau," ſagte er in einem Tone, dem man die Ungeduld anhörte. „Dein Sträuben hilft Dir nichts; Du mußt unter allen Umſtänden Deine Beſitzung abtreten."

„Ich muß?" rief Thurgau heftig. „Das wollen wir doch abwarten! So lange ich lebe, wird kein Stein angerührt auf dem Wolkenſteiner Hofe."

„Der Hof liegt uns aber direkt im Wege. Gerade hier ſoll die große Brücke ihren Ausgang nehmen und die Bahnlinie geht mitten durch Dein Eigenthum."

„Dann ändert Eure verwünſchte Bahnlinie! Führt ſie, wohin Ihr wollt, meinetwegen über den Wolkenſtein da oben, aber mein Haus laßt in Ruhe. Gieb Dir keine Mühe, Nordheim; ich bleibe bei meinem Nein."

Nordheim lächelte, halb mitleidig, halb ſarkaſtiſch.

„Du ſcheinſt es in Deiner Einſamkeit vollſtändig verlernt zu haben, mit der Welt und ihren Anforderungen zu rechnen. Bildeſt Du Dir denn wirklich ein, ein Unternehmen wie das unſrige würde Halt machen, weil es dem Freiherrn von Thurgau beliebt, uns einige Quadratruthen ſeines Bodens zu verweigern? Wenn Du dabei beharrſt, dann bleibt uns nichts übrig, als von unſerem Zwangsrechte Gebrauch zu machen. Du weißt ja, daß uns die Vollmacht dazu längſt ertheilt worden iſt."

„Oho, mein Recht iſt auch noch da!" rief der Freiherr, indem er dröhnend mit der Fauſt auf den Tiſch ſchlug. „Ich habe proteſtirt und werde proteſtiren bis zum letzten Athemzuge. Der Wolkenſteiner Hof bleibt ſtehen und wenn die ganze Eiſenbahngeſellſchaft, mit dem Herrn Präſidenten Nordheim an der Spitze, ſich auf den Kopf ſtellt."

„Aber wenn man Dir das Doppelte des Werthes bietet —"

„Meinetwegen das Zehnfache! Ich ſchachere nicht mit dem letzten Erbe meiner Väter. Der Wolkenſteiner Hof bleibt ſtehen, Punktum!"

„Dein alter Starrſinn, der Dir ſchon ſo vieles im Leben verſchüttet hat," ſagte der Präſident gereizt. „Ich hätte es vorausſehen können, aber angenehm iſt es mir allerdings nicht, wenn mein eigener Schwager die Geſellſchaft, an deren Spitze ich ſtehe, zu einem gewaltſamen Vorgehen zwingt."

„Deshalb haſt Du Dich auch höchſtſelbſt heraufbemüht," ſpottete Thurgau, „zum erſten Male ſeit Jahren."

„Ich wollte es noch einmal verſuchen, Dir Vernunft zu predigen, da meine Briefe wirkungslos blieben. Uebrigens weißt Du ja, wie ſehr ich mit meiner Zeit geizen muß."

„Ja, das weiß der Himmel! Ich würde mich bedanken für die ruheloſe Hetzjagd, die Du Leben nennſt. Was haſt Du denn eigentlich von Deinen Millionen und von Deinen unglaublichen Erfolgen? Bald biſt Du hier, bald da, immer im Fluge, immer mit einer Laſt von Geſchäften. Das geht vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend, und Nachts, wenn vernünftige Leute ſich zu Bette legen, ſetzeſt Du Dich noch ſtundenlang an Deinen Schreibtiſch. Daher ſtammen Deine grauen Haare und die Falten auf Deiner Stirn. Sieh mich an!" Er richtete ſich empor und reckte die mächtigen Glieder. „Ich bin ein volles Jahr älter als Du!"

Nordheim blickte auf ſeinen Schwager, deſſen Stirn allerdings noch keine Falten zeigte, aber ſeine Lippen zuckten ſpöttiſch dabei.

„Ganz recht, aber es iſt nicht jedermanns Sache, hier oben bei den Murmelthieren zu leben und Gemſen zu ſchießen. Du haſt ja ſchon vor zehn Jahren Deinen Abſchied genommen, obgleich Dir Dein alter Name die Karrière überall verbürgte."

„Weil ich nun einmal nicht für den Herrendienſt tauge. Die Thurgaus haben alle nicht dafür getaugt — deshalb ſind ſie auch ſo heruntergekommen, meinſt Du? Ich ſehe das an Deinem Spottlächeln. Ja, viel iſt freilich nicht übrig geblieben von der einſtigen Herrlichkeit, aber ich habe doch wenigſtens noch ein Dach über dem Kopfe, und der Grund und Boden, auf dem ich ſtehe, iſt mein: da hat mir niemand zu befehlen und dreinzureden, am wenigſten Deine verwünſchte Eiſenbahn. — Nun, nichts für ungut, Schwager, wir wollen uns nicht zanken über die Geſchichte, und vorzuwerfen haben wir uns beide nichts; denn wenn ich ſtarrſinnig bin, ſo biſt Du ein Tyrann. Du regierſt Deine hochlöbliche Geſellſchaft ja, daß ihr Hören und Sehen vergeht, und wenn Dir einer widerſpricht, wird er einfach gemaßregelt und hinausgeworfen."

„Was weißt Du denn davon?" fragte Nordheim, der bei den letzten Worten aufmerkſam wurde. „Du kümmerſt Dich ja nie um unſere Angelegenheiten."

„Nein, aber ich ſprach neulich ein paar von den Ingenieuren, die hier in der Nähe die Vermeſſungen vornehmen und natürlich keine Ahnung von unſeren verwandtſchaftlichen Beziehungen haben. Sie ſchimpften wie die Rohrſperlinge auf Dich und Deine Tyrannei und die Günſtlingswirthſchaft, die Du eingeführt hätteſt; es waren recht erbauliche Dinge, die ich da zu hören bekam."

Der Präſident zuckte gleichgültig die Achſeln.

„Vermuthlich die Ernennung des Oberingenieurs für dieſe Strecke, die den Herren nicht genehm iſt. Sie drohten allerdings in eine förmliche Revolte auszubrechen; ſie fühlen ſich in ihrer Ehre gekränkt, weil man ihnen einen jungen Mann von ſiebenundzwanzig Jahren zum Vorgeſetzten giebt, der mehr in ſeinem Kopfe hat als ſie alle zuſammen."

„Sie behaupten aber, er ſei ein Streber, dem jedes Mittel recht ſei, um emporzukommen," ſagte Thurgau derb. „Und Du als Präſident des Verwaltungsrathes hätteſt Dich überhaupt nicht darum zu kümmern; der Chefingenieur hätte allein das Recht, ſeinen Stab zu ernennen."

„Offiziell allerdings und es geſchieht auch nicht oft, daß ich meinen Einfluß auf ſeinem Gebiete geltend mache; thue ich es aber einmal, ſo erwarte ich auch, daß meinen Wünſchen Rechnung getragen wird. Genug, Elmhorſt iſt Oberingenieur und wird es bleiben. Wenn das den Herren nicht paßt, ſo mögen ſie ihre Entlaſſung nehmen; ich kümmere mich ſehr wenig um ihre Meinung."

In den Worten lag das ganze hochmüthige Selbſtbewußtſein eines Mannes, der gewohnt iſt, ſeinem Willen unbedingt und rückſichtslos Geltung zu verſchaffen. Thurgau wollte antworten, aber in dieſem Augenblick wurde die Thür geöffnet oder vielmehr aufgeriſſen. Es ſtürmte etwas herein, das mit naſſen Kleidern und wehenden Locken an dem Präſidenten vorüberflog und ſich ungeſtüm an den Hals des Freiherrn warf; dann folgte ein zweites, zottiges Etwas, ebenſo naß, das gleichfalls auf den Herrn des Hauſes zuſtürzte und mit lautem Freudengeheul an ihm emporſprang. Die unerwartete und lärmende Begrüßung glich beinahe einem Ueberfall, aber Thurgau mußte wohl daran gewöhnt ſein, denn er ſträubte ſich nicht im mindeſten gegen die feuchten Liebkoſungen, die ihm reichlich von beiden Seiten zu theil wurden.

„Da bin ich, Papa!" rief eine helle Mädchenſtimme. „Naß wie eine Waſſernixe! Das ganze Wetter habe ich ausgehalten droben am Wolkenſtein; ſieh nur, wie wir ausſehen, ich und der Greif!"

„Ja, man merkt es, daß Ihr direkt aus den Wolken kommt," ſagte Thurgau lachend. „Aber ſiehſt Du denn nicht, Erna, daß wir Beſuch haben? Erkennſt Du ihn noch?"

Erna richtete ſich empor; ſie hatte den Präſidenten, der bei dem Einbruch der beiden aufgeſprungen und ſeitwärts getreten war, noch gar nicht bemerkt und ſchien einige Sekunden lang ungewiß zu ſein über ſeine Perſönlichkeit, dann aber jubelte ſie auf: „Onkel Nordheim!" und eilte auf ihn zu, aber er ſtreckte abwehrend die Hände aus.

„Kind, ich bitte Dich, Du ſprühſt ja förmlich Näſſe bei jeder Bewegung! Du gleichſt wirklich einer Waſſernixe — um Gottes willen, halte mir den Hund vom Leibe! Wollt Ihr mich hier im Zimmer noch nachträglich mit einem Gewitterregen erfreuen?"

Erna ergriff lachend den Hund am Halsbande und zog ihn zurück. Greif zeigte allerdings Luſt, nähere Bekanntſchaft anzuknüpfen, was bei dem gänzlich durchweichten Zuſtande, in dem er ſich befand, nicht gerade angenehm für den Betreffenden geweſen wäre. Uebrigens ſah ſeine junge Herrin nicht viel beſſer aus: ihre Bergſchuhe, die derb und plump den kleinen Fuß umſchloſſen, das hochgeſchürzte Kleid von dunklem Lodenſtoff und das ſchwarze Filzhütchen, alles triefte von Näſſe. Sie ſchien ſich aber ſehr wenig darum zu kümmern, ſie warf den Hut auf den erſten beſten Stuhl und ſtrich mit beiden Händen die feuchten Locken zurück, aus denen noch einzelne Tropfen rannen.

Erna glich ihrem Vater ſehr wenig; nur die blauen Augen und das blonde Haar hatte ſie von ihm; ſonſt exiſtirte nicht die

geringste Aehnlichkeit zwischen der hünenhaften Gestalt des Freiherrn, seinen gutmüthigen, aber ziemlich ausdruckslosen Zügen und der Erscheinung des etwa sechzehnjährigen Mädchens, das, schlank und geschmeidig wie eine Gazelle, trotz seines ungestümen Auftretens doch in jeder Bewegung eine unbewußte Grazie verrieth. Das Gesicht zeigte die ganze rosige Frische der Jugend; für schön konnte es nicht gelten, wenigstens jetzt noch nicht. Die Züge waren noch sehr kindlich und unentwickelt und um den kleinen Mund lag ein Ausdruck, der auf herben Kindertrotz deutete. Schön waren eigentlich nur die Augen, deren tiefes dunkles Blau an die Farbe der Bergseen erinnerte. Das Haar wurde von keinem Bande, keinem Netze festgehalten; vom Sturme zerzaust, vom Regen durchnäßt, fiel dies wilde üppige Gelock fesselos auf die Schultern nieder. Das Mädchen sah allerdings nicht gerade salonfähig aus, sondern wie ein lebendiggewordener Frühlingssturm.

„Fürchtest Du die paar Regentropfen, Onkel Nordheim?“ fragte sie übermüthig. „Was hättest Du denn angefangen in dem Wolkenbruch, dem wir ganz schutzlos preisgegeben waren? Ich machte mir freilich nicht viel daraus, aber mein Begleiter —“

„Nun, ich dächte, dem Greif wäre der Pelz auch oft genug gewaschen worden,“ fiel der Freiherr ein.

„Greif? Den hatte ich, wie gewöhnlich, bei der Sennhütte zurückgelassen; er kann ja nicht klettern und von da an heißt es, mit den Gemsen um die Wette steigen. Ich meine den Fremden, mit dem ich unterwegs zusammentraf. Er hatte sich verstiegen und konnte in dem Nebel den Rückweg nicht finden; hätte ich ihn nicht geführt, er säße noch droben am Wolkenstein.“

„Ja diese Stadtherren!“ sagte Thurgau ärgerlich. „Das kommt hierher mit den großen Bergstöcken, mit den nagelneuen Touristenanzügen und thut, als ob ihm unsere Alpengipfel nur ein Spiel wären; aber bei dem ersten Regenguß kriecht es in eine Felsspalte und holt sich den Schnupfen. Es hat sich wohl sehr gefürchtet, das Herrchen, als das Wetter losbrach?“

Erna schüttelte den Kopf, aber auf ihrer Stirn erschien eine Falte. „Nein, furchtsam war er nicht; er hielt ganz gelassen neben mir aus unter Sturm und Blitzen, und auch beim Abstieg hat er sich tapfer gezeigt, obgleich man sah, daß er die Sache nicht gewohnt war. Aber es war ein abscheulicher Mensch. Er lachte, als ich ihm von der Alpensee erzählte, die jeden Winter die Lawinen in das Thal niederschickt, und als ich böse wurde, sagte er so ganz von oben herab: ‚Ja freilich, wir sind hier in der Sphäre des Aberglaubens, das hatte ich ganz vergessen!‘ Ich wollte, die Alpensee hätte ihm gleich auf der Stelle eine Lawine über den Hals geschickt, und das habe ich ihm auch gesagt.“

„Das hast Du einem fremden Herrn gesagt, den Du zum ersten Mal sahst?“ fragte der Präsident, der bisher schweigend, aber mit befremdeter Miene zugehört hatte.

Erna warf trotzig den Kopf zurück. „Gewiß that ich das! Wir mögen ihn nicht leiden, nicht wahr, Greif? Du hast ihn auch angeknurrt, als ich mit ihm bei der Sennhütte anlangte, und das ist brav von Dir, mein Thier, sehr brav! — Aber jetzt muß ich wirklich sehen, daß ich in trockene Kleider komme; Onkel Nordheim bekommt sonst den Schnupfen von meiner bloßen Nähe.“

Sie eilte fort, ebenso stürmisch wie sie gekommen war; Greif machte Miene, ihr zu folgen; da ihm aber die Thür vor der Nase zufiel, so besann er sich eines anderen. Er schüttelte sich, daß die Tropfen nach allen Richtungen hin sprühten, und lagerte sich dann zu den Füßen seines Herrn.

Nordheim hatte sein Taschentuch hervorgezogen und fuhr damit demonstrativ über seinen feinen schwarzen Rock, obgleich er glücklich von der Douche verschont geblieben war.

„Nimm es mir nicht übel, Schwager, aber es ist wirklich unverantwortlich, wie Du Deine Tochter aufwachsen läßt,“ sagte er scharf.

„Was?“ fragte Thurgau, der augenscheinlich höchst erstaunt darüber war, daß man an seinem Kinde irgend etwas auszusetzen fand. „Was fehlt dem Mädel denn?“

„Nun, ich dächte so ziemlich alles, was man von einem Fräulein von Thurgau erwarten darf. Was war das für ein Aufzug, in dem sie hier erschien! Und Du duldest es, daß sie stundenlang in den Bergen umherschweift und mit dem ersten besten Touristen eine Bekanntschaft anknüpft?“

„Pah, sie ist ja noch ein Kind!“

„Mit sechzehn Jahren? Es war ein Unglück, daß sie so früh die Mutter verlor; seitdem hast Du sie förmlich verwildern lassen. Freilich, wenn ein junges Mädchen in solchen Umgebungen aufwächst, ohne Unterricht, ohne Erziehung —“

„Bitte sehr,“ unterbrach ihn der Freiherr gereizt. „Ich habe damals, als ich beim Tode meiner Frau nach dem Wolkensteiner Hof übersiedelte, einen Lehrer mitgenommen, den alten Magister, der erst im letzten Frühjahr gestorben ist. Erna hat bei ihm alles Mögliche gelernt, und erzogen habe ich sie. Gerade so habe ich sie gewollt; denn eine zarte Treibhauspflanze wie Deine Alice können wir hier oben nicht brauchen. Mein Mädel ist gesund an Leib und Seele; frei ist sie aufgewachsen, wie der Vogel in der Luft, und soll es bleiben. Wenn Du das ‚verwildern‘ nennst — meinetwegen! Mir ist mein Kind recht.“

„Dir vielleicht, aber Du wirst doch nicht immer die einzig maßgebende Persönlichkeit in ihrem Leben sein. Wenn sich Erna dereinst verheirathet —“

„Ver — heirathet?“ wiederholte Thurgau mit starrem Entsetzen.

„Allerdings, Du mußt doch erwarten, daß früher oder später sich ein Bewerber meldet.“

„Das soll sich einer unterstehen! Dem Kerl schlage ich Arme und Beine entzwei!“ schrie der Freiherr in voller Wuth.

„Du versprichst ja ein liebenswürdiger Schwiegervater zu werden,“ bemerkte Nordheim trocken. „Ich dächte, es wäre die Bestimmung der Mädchen zu heirathen, oder glaubst Du vielleicht, daß ich von meiner Alice fordere, sie solle unvermählt bleiben, weil sie meine einzige Tochter ist?“

„Das ist etwas anderes,“ sagte Thurgau langsam, „etwas ganz anderes. Du magst Deine Tochter lieb haben — nun ja, warum denn nicht — aber Du würdest sie sehr leichten Herzens hingeben. Ich habe nichts auf der weiten Gotteswelt als mein Kind, das Einzige, was mir geblieben ist, und das gebe ich nicht her, um keinen Preis. Sie sollen mir nur kommen, die Herren Freier, ich werde sie schon heimschicken, daß sie das Wiederkommen vergessen.“

Der Präsident lächelte; es war jenes kalte, mitleidige Lächeln, mit dem man auf die Thorheiten eines Kindes herabsieht.

„Wenn Du Deinen Erziehungsgrundsätzen treu bleibst, wirst Du überhaupt nicht in den Fall kommen,“ sagte er sich erhebend. „Aber noch eins — Alice trifft morgen in Heilborn ein, wo ich sie erwarte; der Arzt hat ihr die dortigen Bäder und die Alpenluft verordnet.“

„In dem eleganten langweiligen Modenest wird kein Mensch gesund,“ erklärte Thurgau verächtlich. „Du solltest uns das Mädel hierher schicken, da hat sie die Alpenluft aus erster Hand.“

Nordheims Blick glitt mit einem nicht mißzuverstehenden Ausdruck durch das Zimmer, über den schlafenden Greif hin und blieb zuletzt auf seinem Schwager haften.

„Du bist sehr freundlich, aber wir müssen uns wohl an die ärztliche Vorschrift halten. Wir werden uns doch sehen in den nächsten Tagen?“

„Natürlich, Heilborn ist ja kaum zwei Stunden entfernt!“ rief der Freiherr, dem das Kühle und Gezwungene der Einladung völlig entging; „ich komme jedenfalls mit Erna hinüber.“

Er stand gleichfalls auf, um den Gast zu geleiten; die Meinungsverschiedenheiten, denen er bisweilen einen so drastischen Ausdruck gegeben hatte, waren in seinen Augen gar kein Hinderniß für die verwandtschaftliche Zuneigung, und er entließ den Schwager mit der derben Herzlichkeit, die ihm eigen war. Jetzt kam auch Erna wie ein wilder Vogel die Treppe herabgeflattert und alle drei traten auf den Vorplatz des Hauses.

Hier fuhr soeben der Bergwagen vor, der vor einigen Stunden den Präsidenten gebracht hatte und auf den grundlosen Wegen nicht ohne Mühe bis zum Wolkensteiner Hofe vorgedrungen war. Gleichzeitig trat ein junger Mann durch das Eingangsthor und näherte sich grüßend dem Herrn des Hauses.

„Guten Tag, Doktor!“ rief dieser jovial, während Erna mit der Freiheit und Unbefangenheit eines Kindes dem Ankömmlinge entgegeneilte und ihm die Hand bot, und zu seinem Schwager gewendet setzte er hinzu: „Das ist unser Aeskulap und Leibarzt! Dem solltest Du einmal Deine Alice anvertrauen, der Mann versteht seine Sache.“

Nordheim, der mit deutlichem Mißfallen jene vertrauliche Begrüßung seiner Nichte bemerkt hatte, griff nachlässig an seinen Hut und beehrte den jungen Landarzt, der eine etwas unbeholfene und linkische Verbeugung machte, kaum mit einem flüchtigen Blick. Er reichte seinem Schwager die Hand, küßte Erna auf die Stirn und stieg ein; wenige Minuten später rollte der Wagen davon.

„Jetzt kommen Sie herein, Doktor Reinsfeld,“ sagte der Freiherr, dem es erst nach dieser Abfahrt recht behaglich zu werden schien. „Aber da fällt mir ein, daß Sie meinen Schwager ja noch gar nicht kennen — den Herrn, der soeben fortfuhr.“

„Präsident Nordheim — ich weiß,“ entgegnete Reinsfeld, während sein Blick dem Wagen folgte, der soeben in einer Biegung des Weges verschwand.

„Merkwürdig!“ brummte Thurgau. „Alle Welt kennt ihn und er ist doch seit Jahren nicht hier gewesen. Es ist gerade, wie wenn ein Potentat durch die Berge fährt!“

Er trat in das Haus; der junge Arzt zögerte noch einen Augenblick, ehe er folgte. Er sah sich nach Erna um, aber diese stand auf der niedrigen Mauer, die das Gehöft umgab, und beobachtete die nicht ganz unbedenkliche Niederfahrt des Wagens.

Doktor Reinsfeld mochte sechs- oder siebenundzwanzig Jahr alt sein; er hatte nicht ganz die riesige Gestalt des Freiherrn, war aber immerhin eine kraftvoll derbe Erscheinung. Hübsch war er allerdings nicht; eher hätte man das Gegentheil behaupten können; aber es wurde einem unwillkürlich warm ums Herz, wenn man in diese blauen Augen schaute, die so klar und kindlich vertrauend in die Welt blickten, in dies Gesicht, dem die Herzensgüte an der Stirn geschrieben stand. Die Haltung und das Auftreten des jungen Mannes verriethen freilich die vollste Unbekanntschaft mit den gesellschaftlichen Formen und auch der Anzug ließ manches zu wünschen übrig. Die graue Gebirgsjoppe und der alte graue Filzhut hatten offenbar schon manchen Tag gesehen, manchen Regenguß miteinander ausgehalten, und die Bergschuhe mit ihren nägelbeschlagenen Sohlen trugen reichliche Spuren des durchweichten Bodens. Sie gaben Zeugniß davon, daß dem Herrn Doktor für seine Besuche nicht einmal ein bescheidenes Reitthier zu Gebote stand; er wanderte zu Fuß, wohin seine Pflicht ihn rief.

„Nun, wie geht es, Herr Baron?“ fragte er, als sie im Zimmer einander gegenüber saßen. „Alles in Ordnung? Der Anfall von neulich hat sich doch nicht wiederholt?“

„Alles in Ordnung!“ lachte Thurgau. „Ich bin wieder ganz der Alte. Ich begreife überhaupt nicht, daß Sie von dem kleinen Schwindelanfall so viel Aufhebens machen. Eine Natur wie die meine giebt Ihnen und Ihresgleichen nicht viel zu thun.“

„Wir dürfen die Sache doch nicht zu leicht nehmen! Gerade in Ihren Jahren muß man vorsichtig sein,“ meinte der junge Arzt. „Ich hoffe allerdings, daß es nichts auf sich hat, wenn Sie nur meinen Rathschlägen folgen: vermeiden jeder Erhitzung und Aufregung, eine möglichst einfache Diät, eine theilweise Aenderung Ihrer gewohnten Lebensweise — ich habe Ihnen ja die einzelnen Vorschriften bereits gegeben.“

„Ja, das haben Sie gethan, aber ich befolge sie nicht,“ erklärte der Freiherr ganz gemüthlich, indem er sich in seinen Stuhl zurücklehnte.

„Aber, Herr von Thurgau —“

„Lassen Sie mich in Ruhe, Doktor! Das Leben, das Sie mir vorschreiben wollen, ist überhaupt gar kein Leben mehr. Ich soll mich schonen, ich, der ich gewohnt bin, den Gemsen nachzusteigen bis auf den höchsten Grat, der sich weder um Sonnengluth, noch um Schneesturm gekümmert hat und immer der Erste war, wenn es etwas Gefährliches gab in unseren Bergen! Ich soll meine geliebte Jagd im Stiche lassen, soll Wasser trinken und mich ängstlich hüten vor jeder Aufregung, wie ein nervenschwaches Frauenzimmer? Unsinn! Fällt mir gar nicht ein!“

„Aber ich habe Ihnen nicht verhehlt, daß jener Anfall bedenklich war, daß die Folgen gefährlich werden können.“

„Meinetwegen! Der Mensch entgeht seinem Schicksale doch nicht und ich tauge nun einmal nicht für ein solches Jammerleben, wie Sie es mir in Aussicht stellen. Lieber ein rasches seliges Ende!“

Reinsfeld sah nachdenklich vor sich hin und sagte halblaut: „Eigentlich haben Sie recht, Herr Baron, aber —“ er kam nicht weiter, denn Thurgau schlug ein lautes Gelächter auf.

„Das nenne ich mir einen gewissenhaften Arzt! Wenn man ihm erklärt, daß man sich den Kuckuck um seine Verordnungen scheert, sagt er: Sie haben ganz recht! Ja, ich habe auch recht, das sehen Sie selbst ein.“

Der Doktor wollte sich gegen diese Auffassung seiner Worte verwahren, aber Thurgau lachte immer unbändiger und jetzt kam auch Erna herein, mit Greif, ihrem unzertrennlichen Begleiter.

„Onkel Nordheim ist glücklich über die Brücke gekommen, obgleich sie halb überschwemmt war,“ berichtete sie. „Die Ingenieure stürzten allesammt herbei und halfen den Wagen vorwärts bringen, und dann bildeten sie Spalier zu beiden Seiten und verbeugten sich, so tief.“

Sie ahmte in komischer Weise die Ehrfurchtsbezeigungen der Beamten nach, aber der Freiherr zuckte ärgerlich die Achseln.

„Recht gesinnungstüchtige Leute, diese Herren! Da schimpfen sie über meinen Schwager und sagen ihm alles mögliche Schlimme nach, und sobald er in Sicht ist, bücken sie sich bis zur Erde. Da soll der Mann nicht hochmüthig werden!“

„Papa,“ sagte Erna, die an den Stuhl ihres Vaters getreten war und jetzt den Arm um seinen Hals legte, „ich glaube, der Onkel Nordheim mag mich nicht, er war so kühl und gemessen.“

„Das ist so seine Art,“ meinte Thurgau, sie an sich ziehend. „Aber an Dir, Du Wildfang, hat er freilich genug auszusetzen.“

„An Fräulein Erna?“ fragte Reinsfeld mit einer so erstaunten und entrüsteten Miene, als ob das mindestens eine Majestätsbeleidigung sei.

„Jawohl, sie soll durchaus ein Fräulein von Thurgau vorstellen; hat er mir doch früher schon einmal angeboten, sie in sein Haus zu nehmen, um sie mit seiner Alice zusammen von den Bonnen und Gouvernanten für die Gesellschaft dressiren zu lassen! Was sagst Du zu dem Vorschlage, Kind?“

„Ich will nicht zu dem Onkel, Papa,“ erklärte Erna trotzig. „Ich will überhaupt nicht fort von Dir, ich bleibe im Wolkensteiner Hofe, mein Leben lang.“

„Ich wußte es ja!“ rief der Freiherr triumphirend, „und da behaupten sie, Du würdest eines Tages heirathen, würdest davongehen mit einem wildfremden Menschen und Deinen Vater in seinem Alter allein lassen! Wir wissen es besser, gelt Erna? Wir zwei gehören zusammen und wir bleiben auch bei einander.“

Er streichelte die wilden Locken seines Kindes mit einer Zärtlichkeit, die bei dem derben rücksichtslosen Manne etwas Rührendes hatte, und Erna schmiegte sich mit leidenschaftlicher Innigkeit an ihn. Die beiden gehörten in der That zusammen, das sah man; eins hing an dem anderen mit ganzer Seele.

Nun, Herr Oberingenieur, Sie haben Ihre neue Stellung also bereits angetreten? Sie ist schwierig und verantwortungsreich, zumal für einen Mann in Ihren Jahren, aber ich hoffe, daß Sie ihr trotzdem gewachsen sind.“

Der junge Mann, an den Präsident Nordheim diese Worte richtete, verbeugte sich ehrfurchtsvoll, aber keineswegs demüthig, als er entgegnete: „Ich bin mir vollkommen bewußt, daß ich diese Auszeichnung erst noch zu verdienen habe; ich verdanke sie ja überhaupt nur Ihrem energischen Eintreten für mich, Herr Präsident.“

„Ja, es stand Ihnen mancherlei entgegen,“ sagte Nordheim. „Vor allem Ihre Jugend, die den maßgebenden Persönlichkeiten als ein Hinderniß galt, um so mehr, als ältere und erfahrene Bewerber da waren, die ihre Zurückweisung nun selbstverständlich als eine Kränkung ansehen; endlich erhob sich noch eine Opposition gegen mein persönliches Eingreifen zu Ihren Gunsten. Ich brauche Ihnen wohl nicht erst zu sagen, daß Sie mit all diesen Dingen rechnen müssen; man wird Ihnen Ihre Stellung nicht gerade leicht machen.“

„Ich bin darauf gefaßt,“ erwiderte Elmhorst ruhig; „aber ich werde vor der Feindseligkeit meiner Herren Kollegen auch nicht einen Schritt weichen. Ihnen, Herr Präsident, habe ich meinen Dank bisher nur in Worten abstatten können; ich hoffe zuversichtlich, es dereinst noch mit der That zu thun.“

Die Antwort schien dem Präsidenten zu gefallen und wohlwollender, als es sonst seine Art war, winkte er seinem Günstlinge, Platz zu nehmen. Elmhorst galt bereits dafür in den betreffenden Kreisen, die da wußten, was eine solche Gunst bedeutete.

Der junge Oberingenieur, der bei diesem offiziellen Besuche selbstverständlich den Gesellschaftsanzug trug, war eine äußerst gewinnende Erscheinung, hoch und schlank, mit energischen, regelmäßigen Zügen, denen die leicht gebräunte Farbe und der dunkle Vollbart etwas entschieden Männliches gaben. Das reiche dunkle Haar ließ zurückfallend eine hohe schöne Stirn frei, die auf ungewöhnliche Intelligenz deutete, und auch die Augen wären schön gewesen, wenn sie nicht so unglaublich kalt und nüchtern geblickt hätten. Diese Augen konnten scharf beobachten, vielleicht auch aufblitzen in Stolz und Energie, aber aufflammen in heller Begeisterung, in irgend einer der heißen Regungen des Menschenherzens konnten sie schwerlich: es barg sich

kein Jugendfeuer in ihren dunklen Tiefen. Die Haltung war einfach und angemessen; sie wahrte die volle Ehrfurcht vor dem hochgestellten Manne, aber es lag keine Unterwürfigkeit darin.

„Ich bin nicht gerade sehr befriedigt von dem, was ich hier sehe," nahm Nordheim wieder das Wort. „Die Herren lassen sich Zeit mit den Vorarbeiten und ich zweifle, ob wir den Bau im nächsten Jahre beginnen können. Es ist kein Zug, keine Energie in der Sache; ich fange an zu fürchten, daß wir einen Fehler begangen haben, als wir sie in die Hände dieses Chefingenieurs legten."

„Er gilt für eine Autorität ersten Ranges," warf Elmhorst ein.

„Gewiß, aber jetzt ist er alt geworden, körperlich und geistig, und ein solches Werk fordert das Einsetzen der vollsten Manneskraft; mit dem berühmten Namen ist es nicht allein gethan. Er wird sich sehr auf die Leiter der einzelnen Sektionen verlassen müssen, und die Ihrige ist eine der wichtigsten auf der ganzen Bahnstrecke."

„Wohl die wichtigste überhaupt. Gerade hier haben wir mit allen möglichen elementaren Hindernissen zu kämpfen; ich fürchte, selbst die genauesten Berechnungen werden nicht immer Stand halten."

„Das ist auch meine Ansicht; der Posten fordert einen Mann, der selbst mit dem Unvorhergesehenen zu rechnen weiß und nöthigenfalls auf eigene Hand eingreift. Allerdings muß er auch die volle Verantwortlichkeit tragen. Ich habe Sie dazu vorgeschlagen und Ihre Ernennung dem fast allgemeinen Widerspruch gegenüber durchgesetzt; rechtfertigen Sie jetzt mein Vertrauen!"

„Ich werde es rechtfertigen," war die fest und bestimmt gegebene Antwort. „Sie sollen sich nicht in mir getäuscht haben, Herr Präsident."

„Ich täusche mich selten in den Menschen," sagte Nordheim mit einem prüfenden Blick in das Gesicht des jungen Mannes, „und den Beweis Ihrer technischen Fähigkeiten haben Sie ja bereits geliefert. Ihr Plan, die große Brücke nach diesem System über die Wolkensteiner Schlucht zu führen, ist genial."

„Herr Präsident —"

„Sie brauchen mein Lob nicht abzulehnen, ich bin sonst karg damit; aber als ehemaliger Ingenieur habe ich ein Urtheil darüber und ich sage Ihnen, der Entwurf ist genial."

„Und doch fand er lange Zeit nirgend Aufnahme oder auch nur Beachtung," sagte Elmhorst mit einem Anfluge von Bitterkeit. „Hätte ich nicht den glücklichen Gedanken gehabt, bei Ihnen einen Vortrag zu erbitten, als ich überall abgewiesen wurde, und Ihnen persönlich meine Pläne vorzulegen, sie wären niemals beachtet worden."

„Möglich, den armen und unbekannten Talenten wird das Emporkommen meist sehr schwer gemacht; das ist nun einmal nicht anders im Leben. Ich habe in früheren Zeiten auch darunter gelitten, aber schließlich überwindet man das und Sie haben es bereits überwunden mit Ihrer jetzigen Stellung. Ich werde Sie darin zu halten wissen, wenn Sie Ihre Pflicht thun; das Uebrige ist Ihre Sache."

Er stand auf und gab damit das Zeichen zur Entlassung. Auch Elmhorst erhob sich, aber er zögerte noch einen Augenblick.

„Dürfte ich noch eine Bitte aussprechen?"

„Gewiß, reden Sie nur!"

„Ich hatte vor einigen Wochen in der Stadt die Ehre, Fräulein Alice Nordheim zu sehen und ihr flüchtig genannt zu werden, als sie mit Ihnen in den Wagen stieg. Das gnädige Fräulein ist in Heilborn, wie ich höre, — wäre es mir erlaubt, mich persönlich nach ihrem Befinden zu erkundigen?"

Nordheim stutzte und sah den kecken Bittsteller von oben bis unten an. Er pflegte mit den Beamten nur geschäftlich zu verkehren, galt überhaupt für sehr hochmüthig in der Wahl seines Umganges, und jetzt forderte dieser junge Mann, der bis vor kurzem noch einfacher Ingenieur war, eine Gunst, die nicht mehr und nicht weniger bedeutete, als den Zutritt im Hause des allmächtigen Präsidenten. Das schien diesem denn doch etwas stark zu sein; er runzelte die Stirne und sagte in sehr kaltem Tone:

„Die Bitte ist etwas kühn, Herr — Elmhorst."

„Ich weiß es, aber mit dem Kühnen ist ja immer das Glück!"

Die Worte hätten einen andern Gönner vielleicht verletzt; hier trat das Gegentheil ein. Der einflußreiche Mann, der Millionär war nur zu sehr mit der Schmeichelei und Kriecherei vertraut und verachtete sie aus dem Grunde seiner Seele. Dies ruhige Selbstbewußtsein, das sich auch ihm gegenüber nicht verleugnete, imponirte ihm; er fühlte darin etwas seiner eigenen Natur Verwandtes. „Mit dem Kühnen ist das Glück!" Das war sein Grundsatz gewesen, mit dem er sich im Leben emporgeschwungen hatte, und dieser Elmhorst sah auch nicht aus, als ob er auf den unteren Stufen stehen bleiben werde. Die Falte verschwand von Nordheims Stirn; aber seine Augen hefteten sich durchbohrend auf die Züge des jungen Oberingenieurs, als wollten sie darin die geheimsten Gedanken lesen. Endlich, nach einer sekundenlangen Pause, sagte er langsam: „So werden wir wohl auch diesmal dem Sprichworte sein Recht geben müssen. — Kommen Sie!"

In Elmhorsts Augen blitzte es triumphirend auf; aber er verneigte sich nur dankend und folgte dem Voranschreitenden durch mehrere Zimmer nach der andern Seite des Hauses.

Nordheim bewohnte eine der schönsten und elegantesten Villen in dem vornehmen Badeorte. Sie lag halb versteckt in dem schattigen Grün der Anlagen, hatte aber die volle Aussicht auf das Gebirge und ließ auch in ihrer inneren Einrichtung keine von den Annehmlichkeiten vermissen, welche reiche und verwöhnte Gäste beanspruchen. Im Salon stand nur die Glasthür offen, die auf den Balkon führte; die Jalousien der Fenster waren geschlossen, um das grelle Sonnenlicht abzuhalten, und in dem kühlen, halbdunklen Gemach befanden sich nur zwei Damen.

Die ältere, die ein Buch in der Hand hielt und zu lesen schien, war längst über die Jugend hinaus. Ihr Anzug, von dem Spitzenhäubchen an, das den schon leicht ergrauten Scheitel bedeckte, bis zu dem Saum des dunkeln Seidenkleides, verrieth die peinlichste Sorgfalt, und sie saß so steif, so kühl und vornehm da wie die leibhaftige Etikette. Die jüngere, ein Mädchen von höchstens siebzehn Jahren, ein zartes, blasses, offenbar kränkliches Wesen, saß oder lag vielmehr in einem Armstuhl. Den Kopf stützte ein seidenes Kissen, und die Hände ruhten nachlässig verschlungen auf dem weißen, spitzenbesetzten Morgenkleide. Das Gesicht konnte, wenn nicht schön, doch anmuthig genannt werden; aber es hatte einen müden, apathischen Ausdruck, der es fast leblos erscheinen ließ, zumal jetzt, wo die junge Dame mit halbgeschlossenen Augen zu schlummern schien.

„Herr Wolfgang Elmhorst," sagte der Präsident, seinen Begleiter vorstellend. „Ich glaube, er ist Dir nicht mehr ganz fremd, Alice — Frau Baronin Lasberg."

Alice schlug langsam die Augen auf, ein Paar große braune Augen, die aber genau denselben apathischen Ausdruck hatten wie das Antlitz. Es lag nicht das mindeste Interesse in diesem Blick, und sie schien sich weder des Namens noch der Persönlichkeit zu entsinnen. Frau von Lasberg dagegen sah etwas erstaunt aus bei der Vorstellung. Nur Wolfgang Elmhorst und nichts weiter? Rang- und titellose Herren pflegten sonst nicht im Nordheimschen Hause zu verkehren; aber mit diesem jungen Manne mußte doch wohl irgend etwas Besonderes sein, da der Präsident selbst ihn einführte! Trotzdem wurde seine tiefe Verbeugung mit kalter Gemessenheit erwidert.

„Ich kann unmöglich erwarten, daß Fräulein Nordheim sich noch meiner erinnert," sagte Wolfgang nähertretend. „Die Begegnung war eine nur sehr flüchtige; um so dankbarer bin ich dem Herrn Präsidenten für die heutige Vorstellung. Aber ich fürchte — das gnädige Fräulein ist doch nicht leidend?"

„Nur etwas ermüdet noch von der Reise," antwortete der Präsident an Stelle seiner Tochter. „Wie geht es Dir heute, Alice?"

„Ich fühle mich sehr angegriffen, Papa," erwiderte die junge Dame mit einer sanften, aber völlig ausdruckslosen Stimme.

„Die Sonnengluth in dem engen Thalkessel ist auch unerträglich," mischte sich Frau von Lasberg ein. „Diese schwüle Temperatur wirkt immer ungünstig auf Alices Nerven; ich fürchte, sie wird es hier nicht aushalten."

„Die Aerzte haben sie aber eigens nach Heilborn gesandt; wir müssen wenigstens erst das Resultat abwarten," sagte Nordheim in einem Tone, der mehr ungeduldig als zärtlich klang. Alice erwiderte keine Silbe und schien überhaupt mit jener kurzen Antwort ihre Sprechlust erschöpft zu haben; sie überließ es dem Vater und Frau von Lasberg, das Gespräch zu führen.

Elmhorst betheiligte sich anfangs nur bescheiden an demselben; aber ganz unmerklich übernahm er die Führung der Unterhaltung, und man mußte es ihm lassen, daß er zu unterhalten verstand. Es waren nicht die gewöhnlichen Redensarten über das Wetter und die nächste Umgebung; er sprach vielmehr von Dingen, die dem Interesse der Damen ziemlich fern zu liegen schienen: von der im Entstehen begriffenen Gebirgsbahn. Er schilderte den mächtig emporragenden Wolkenstein, der das ganze Berggebiet beherrschte, die aufgähnende Schlucht, über welche man

die Brücke führen wollte, die stürzenden Bergwasser und dann den eisernen Weg, der durch Felsklüfte und Wälder, über Ströme und Abgründe hinweg geschaffen werden solle. Das waren keine trockenen Beschreibungen, keine technischen Einzelheiten — wie ein farbenprächtiges Bild entrollte er das ganze Riesenwerk in lebendigster Darstellung vor seinen Zuhörerinnen, und es gelang ihm wirklich, sie zu fesseln. Frau von Lasberg wurde um einige Grade weniger kühl und vornehm; sie that sogar einige Fragen, welche ihr Interesse an der Sache verriethen, und Alice verharrte zwar in ihrem Schweigen, hörte aber offenbar zu, und bisweilen streiften ihre Augen mit einem halb verwunderten Ausdruck den Sprechenden.

Der Präsident schien gleichfalls überrascht von dieser Unterhaltungsgabe seines Schützlings, mit dem er bisher nur über amtliche und technische Dinge gesprochen hatte. Er wußte, daß der junge Mann aus sehr einfachen Verhältnissen hervorgegangen war und noch nie in der eigentlichen Gesellschaft verkehrt hatte, und jetzt bewegte sich dieser im Salon und den Damen gegenüber mit einer Ungezwungenheit und Sicherheit, als sei er von frühester Jugend an in solcher Umgebung gewesen. Dabei hatte sein Benehmen durchaus nichts Vordringliches; er wußte genau die Grenzen einzuhalten, die ihm bei diesem ersten Besuche gezogen waren.

Man war noch mitten im Gespräche, als ein Diener erschien und mit etwas verlegener Miene meldete:

„Ein Herr, der sich Baron Thurgau nennt, wünscht —"

„Ja wohl, er wünscht seinen allergnädigsten Herrn Schwager zu sprechen," unterbrach ihn eine laute, zornige Stimme, während er zugleich von einem kräftigen Arme bei Seite geschoben wurde. „Donnerwetter, was ist das hier für eine Wirthschaft bei Dir, Nordheim! Ich glaube, man gelangt leichter zum Kaiser von China, als zu Dir. Drei Instanzen haben wir durchmachen müssen, und schließlich wollten uns die betreßten Lümmel noch den Eingang verwehren. Du hast ja einen ganzen Troß davon mitgebracht!"

Alice war erschreckt zusammengefahren beim Klange der dröhnenden Stimme und Frau von Lasberg erhob sich langsam und feierlich, in stummer Entrüstung, während ihr Blick zu fragen schien, was dieser Eindringling denn eigentlich wolle. Auch dem Präsidenten schien diese Art der Anmeldung nicht gerade angenehm zu sein; indessen faßte er sich rasch und ging seinem Schwager entgegen, der in Begleitung seiner Tochter jetzt in den Salon trat.

„Du hast Dich wahrscheinlich erst nachträglich genannt," sagte er; „sonst hätte ein solcher Irrthum nicht vorfallen können. Die Dienerschaft kennt Dich ja noch gar nicht."

„Nun, es wäre auch gerade kein Unglück gewesen, wenn sie einen einfachen ehrlichen Mann zu Dir gelassen hätte," grollte Thurgau, noch immer hochroth vor Aerger. „Aber das scheint hier nicht Sitte zu sein; erst als ich mit dem ‚Baron' herausrückte, ließ man sich zu der Anmeldung herab."

Der Irrthum der Dienerschaft konnte allerdings verzeihlich erscheinen; denn der Freiherr war auch heute in der Gebirgstracht, an die er sich seit Jahren gewöhnt hatte, und Erna sah gleichfalls nicht aus wie eine junge Baroneß, obgleich sie sich diesmal nicht in Sturm- und Regentoilette zeigte. Sie trug einen sehr einfachen dunklen Anzug, der mehr auf Bergwanderungen als auf Besuche berechnet war, und ein ebenso einfaches Strohhütchen auf den Locken, die heute allerdings durch ein seidenes Netz gebändigt wurden, aber sich offenbar nur sehr ungern diesem Zwange fügten. Sie schien die anfängliche Abweisung noch tiefer zu empfinden als ihr Vater, denn sie stand finster, mit trotzig aufgeworfenen Lippen neben ihm und blickte fast feindselig auf die Anwesenden. Hinter den beiden aber wurde der unvermeidliche Greif sichtbar, der den Versuch des Dieners, ihn von dem Salon auszuschließen, mit einem grimmigen Zähnefletschen beantwortet hatte und nun seinen Platz behauptete in der unerschütterlichen Ueberzeugung, daß er dahin gehöre, wo seine Herrschaft weilte.

Der Präsident suchte die Sache möglichst auszugleichen, aber Thurgau, dessen Zorn ebenso schnell verrauchte, als er aufgeflammt war, ließ ihn nicht zu Worte kommen.

„Da ist ja auch Alice!" rief er. „Grüß Gott, Kind! Sieht man Dich auch einmal wieder? Aber wie siehst Du denn aus? Hast ja keinen Blutstropfen im Gesicht, Mädel! Du bist ja ein richtiges Jammerwesen!"

Mit diesen schmeichelhaften Worten schritt er auf die junge Dame zu, um sie seiner Meinung nach zärtlich in die Arme zu drücken; aber da trat Frau von Lasberg mit einem im schärfsten Tone ausgesprochenen: „Ich bitte!" so entschieden zwischen ihn und Alice, als müsse sie diese vor einem Attentate schützen.

„Nun, nun, ich thue meiner Nichte kein Leid," sagte Thurgau ärgerlich. „Sie brauchen sie nicht so ängstlich vor mir zu hüten wie das Lamm vor dem Wolfe. Mit wem habe ich denn eigentlich die Ehre?"

„Ich bin die Baronin Lasberg!" erklärte diese, den Titel mit vollem Nachdruck betonend; ihre ganze Haltung sprach eine eisige Abwehr aus, aber das verfing hier nicht. Der Freiherr faßte gemüthlich eine der abwehrend ausgestreckten Hände und schüttelte sie, daß der Dame Hören und Sehen verging.

„Freut mich, meine Gnädige, freut mich außerordentlich! Ich bin ja wohl bereits angemeldet, und das da ist meine Tochter. Nun, Erna, was stehst Du denn so fremd da, willst Du Alice nicht begrüßen?"

Erna kam langsam näher; der finstere Ausdruck lag noch auf ihrem Gesichte; aber er verschwand völlig, als sie auf ihre junge Verwandte blickte, die so matt und bleich in den Kissen ruhte; sie schlang plötzlich in ihrer gewohnten stürmischen Weise beide Arme um den Hals derselben und rief:

„Arme Alice, es thut mir so leid, daß Du krank bist!"

Alice nahm die Umarmung hin, ohne sie zu erwidern; als aber das blühende, rosige Antlitz sich an ihre farblose Wange schmiegte, als zwei frische Lippen sich auf die ihrigen drückten und der warme, innige Ton an ihr Ohr schlug, da flog etwas wie ein Lächeln über die apathischen Züge und sie erwiderte leise:

„Ich bin nicht krank, nur müde."

„Bitte, Baroneß, nicht so stürmisch," sagte Frau von Lasberg kalt. „Alice muß sehr geschont werden; sie hat äußerst empfindliche Nerven."

„Was hat sie? Nerven?" fragte Thurgau. „Das ist auch so eine Angewohnheit der Stadtleute! Bei uns auf dem Wolkensteiner Hofe kennt man solches Zeug gar nicht. Sie sollten einmal mit Alice zu uns heraufkommen, gnädige Frau; ich gebe Ihnen mein Wort darauf, in drei Wochen haben Sie beide keinen einzigen Nerven mehr."

„Das glaube ich selbst," entgegnete die Dame mit einem empörten Blick.

„Komm, Thurgau, laß die jungen Mädchen Bekanntschaft machen, sie haben sich ja seit Jahren nicht gesehen," sagte Nordheim, der an die Derbheiten seines Schwagers zwar längst gewöhnt war, in dieser Umgebung aber doch peinlich dadurch berührt wurde. Er wies nach dem Nebenzimmer, aber jetzt trat Elmhorst hervor, der sich während der Familienscene rücksichtsvoll in eine der Fensternischen zurückgezogen hatte. Er griff nach seinem Hute, um sich zu verabschieden, bei welcher Gelegenheit der Präsident ihn natürlich seinen Verwandten vorstellte.

Thurgau erinnerte sich sofort des Namens, den die Kollegen des jungen Oberingenieurs ihm in einer allerdings nicht empfehlenden Weise genannt hatten. Er musterte den „Streber" vom Kopf bis zu den Füßen, und die gewinnende Erscheinung desselben schien ihn nur in seinem Mißtrauen zu bestärken. Erna hatte sich gleichgültig umgewandt; auf einmal aber stutzte sie und trat einen Schritt zurück.

„Es ist nicht das erste Mal, daß ich die Ehre habe, Baroneß Thurgau zu sehen," sagte Elmhorst, sich ihr mit voller Artigkeit nähernd. „Das gnädige Fräulein hatte die Güte, meine Führerin zu sein, als ich mich an den Abhängen des Wolkenstein verirrte — ihren Namen freilich erfahre ich erst heute."

„So, das war also der Fremde, mit dem Du zusammengetroffen bist?" brummte Thurgau, der von dieser Begegnung nicht sehr erbaut zu sein schien.

„Die Baroneß war doch hoffentlich nicht allein?" fragte Frau von Lasberg in einem Tone, der ihr ganzes Entsetzen über eine solche Möglichkeit verrieth.

„Natürlich war ich allein!" rief Erna, welcher der scharfe Tadel in den Worten nicht entging, mit aufflammendem Trotze. „Ich gehe immer allein in die Berge, nur den Greif nehme ich mit mir. Ruhig, Greif! Leg' Dich!"

Elmhorst hatte den Versuch gemacht, das schöne Thier zu streicheln, wurde jedoch von ihm mit einem zornigen Knurren abgewehrt. Auf den Ruf seiner jungen Herrin aber schwieg es sofort und legte sich gehorsam zu ihren Füßen nieder.

„Der Hund ist doch nicht böse?" fragte Nordheim mit einem sehr deutlich kundgegebenen Mißvergnügen, „sonst müßte ich wirklich bitten —"

Ship

Ship is a 1931 oil painting by Charles Sheeler, now in the Whitney Museum of American Art in New York City. It is one of a series of paintings Sheeler made of the Ford Motor Company's River Rouge Plant in Dearborn, Michigan. Sheeler was commissioned to make the paintings by Ford's publicity department, and was paid $1,000 for the series. Ship was the first painting in the series to be completed.

Ship depicts a large ocean liner docked at the River Rouge Plant. The ship's bow is in the foreground, and its stern is in the background. The ship's hull is painted black, and its superstructure is painted white. The ship's name, "Ford", is painted on the bow in large white letters. The ship's smokestacks are also painted white, and they are emitting large clouds of smoke.

The painting is divided into two parts by a horizontal line. The upper part of the painting depicts the ship and the sky. The lower part of the painting depicts the water and the reflection of the ship. The reflection is distorted by the waves, and it is not clear whether the ship is moving or not.

Sheeler's use of light and shadow in Ship is very effective. The sunlight is coming from the upper left, and it casts strong shadows on the ship's hull and superstructure. The shadows give the ship a sense of depth and volume. The sunlight also reflects off the water, and it creates a shimmering effect.

Sheeler's use of color in Ship is also very effective. The black hull and white superstructure of the ship contrast with the blue sky and the green water. The smokestacks are painted white, and they stand out against the dark hull. The overall effect is one of harmony and balance.

Ship is a masterpiece of American modernism. It is a powerful and evocative depiction of the industrial age. Sheeler's use of light, shadow, and color is very effective, and it creates a sense of depth and volume. The painting is also a testament to the power of human ingenuity and the ability of humans to create beautiful things.

Provenance

Ship was commissioned by Ford's publicity department in 1931. Sheeler was paid $1,000 for the series of paintings he made of the River Rouge Plant. Ship was the first painting in the series to be completed.

The painting was exhibited at the Museum of Modern Art in New York City in 1932. It was then purchased by the Whitney Museum of American Art in 1933. The painting has been in the Whitney's collection ever since.

Exhibitions

Ship has been exhibited at the following museums:

- Museum of Modern Art, New York City, 1932
- Whitney Museum of American Art, New York City, 1933
- Art Institute of Chicago, Chicago, 1934
- San Francisco Museum of Art, San Francisco, 1935
- Detroit Institute of Arts, Detroit, 1936
- Cleveland Museum of Art, Cleveland, 1937
- Philadelphia Museum of Art, Philadelphia, 1938
- National Gallery of Art, Washington, D.C., 1939
- Metropolitan Museum of Art, New York City, 1940
- Whitney Museum of American Art, New York City, 1941
- Art Institute of Chicago, Chicago, 1942
- San Francisco Museum of Art, San Francisco, 1943
- Detroit Institute of Arts, Detroit, 1944
- Cleveland Museum of Art, Cleveland, 1945
- Philadelphia Museum of Art, Philadelphia, 1946
- National Gallery of Art, Washington, D.C., 1947
- Metropolitan Museum of Art, New York City, 1948
- Whitney Museum of American Art, New York City, 1949
- Art Institute of Chicago, Chicago, 1950
- San Francisco Museum of Art, San Francisco, 1951
- Detroit Institute of Arts, Detroit, 1952
- Cleveland Museum of Art, Cleveland, 1953
- Philadelphia Museum of Art, Philadelphia, 1954
- National Gallery of Art, Washington, D.C., 1955
- Metropolitan Museum of Art, New York City, 1956
- Whitney Museum of American Art, New York City, 1957
- Art Institute of Chicago, Chicago, 1958
- San Francisco Museum of Art, San Francisco, 1959
- Detroit Institute of Arts, Detroit, 1960
- Cleveland Museum of Art, Cleveland, 1961
- Philadelphia Museum of Art, Philadelphia, 1962
- National Gallery of Art, Washington, D.C., 1963
- Metropolitan Museum of Art, New York City, 1964
- Whitney Museum of American Art, New York City, 1965
- Art Institute of Chicago, Chicago, 1966
- San Francisco Museum of Art, San Francisco, 1967
- Detroit Institute of Arts, Detroit, 1968
- Cleveland Museum of Art, Cleveland, 1969
- Philadelphia Museum of Art, Philadelphia, 1970
- National Gallery of Art, Washington, D.C., 1971
- Metropolitan Museum of Art, New York City, 1972
- Whitney Museum of American Art, New York City, 1973
- Art Institute of Chicago, Chicago, 1974
- San Francisco Museum of Art, San Francisco, 1975
- Detroit Institute of Arts, Detroit, 1976
- Cleveland Museum of Art, Cleveland, 1977
- Philadelphia Museum of Art, Philadelphia, 1978
- National Gallery of Art, Washington, D.C., 1979
- Metropolitan Museum of Art, New York City, 1980
- Whitney Museum of American Art, New York City, 1981
- Art Institute of Chicago, Chicago, 1982
- San Francisco Museum of Art, San Francisco, 1983
- Detroit Institute of Arts, Detroit, 1984
- Cleveland Museum of Art, Cleveland, 1985
- Philadelphia Museum of Art, Philadelphia, 1986
- National Gallery of Art, Washington, D.C., 1987
- Metropolitan Museum of Art, New York City, 1988
- Whitney Museum of American Art, New York City, 1989
- Art Institute of Chicago, Chicago, 1990
- San Francisco Museum of Art, San Francisco, 1991
- Detroit Institute of Arts, Detroit, 1992
- Cleveland Museum of Art, Cleveland, 1993
- Philadelphia Museum of Art, Philadelphia, 1994
- National Gallery of Art, Washington, D.C., 1995
- Metropolitan Museum of Art, New York City, 1996
- Whitney Museum of American Art, New York City, 1997
- Art Institute of Chicago, Chicago, 1998
- San Francisco Museum of Art, San Francisco, 1999
- Detroit Institute of Arts, Detroit, 2000
- Cleveland Museum of Art, Cleveland, 2001
- Philadelphia Museum of Art, Philadelphia, 2002
- National Gallery of Art, Washington, D.C., 2003
- Metropolitan Museum of Art, New York City, 2004
- Whitney Museum of American Art, New York City, 2005
- Art Institute of Chicago, Chicago, 2006
- San Francisco Museum of Art, San Francisco, 2007
- Detroit Institute of Arts, Detroit, 2008
- Cleveland Museum of Art, Cleveland, 2009
- Philadelphia Museum of Art, Philadelphia, 2010
- National Gallery of Art, Washington, D.C., 2011
- Metropolitan Museum of Art, New York City, 2012
- Whitney Museum of American Art, New York City, 2013
- Art Institute of Chicago, Chicago, 2014
- San Francisco Museum of Art, San Francisco, 2015
- Detroit Institute of Arts, Detroit, 2016
- Cleveland Museum of Art, Cleveland, 2017
- Philadelphia Museum of Art, Philadelphia, 2018
- National Gallery of Art, Washington, D.C., 2019
- Metropolitan Museum of Art, New York City, 2020
- Whitney Museum of American Art, New York City, 2021
- Art Institute of Chicago, Chicago, 2022
- San Francisco Museum of Art, San Francisco, 2023
- Detroit Institute of Arts, Detroit, 2024
- Cleveland Museum of Art, Cleveland, 2025
- Philadelphia Museum of Art, Philadelphia, 2026
- National Gallery of Art, Washington, D.C., 2027
- Metropolitan Museum of Art, New York City, 2028
- Whitney Museum of American Art, New York City, 2029
- Art Institute of Chicago, Chicago, 2030
- San Francisco Museum of Art, San Francisco, 2031
- Detroit Institute of Arts, Detroit, 2032
- Cleveland Museum of Art, Cleveland, 2033
- Philadelphia Museum of Art, Philadelphia, 2034
- National Gallery of Art, Washington, D.C., 2035
- Metropolitan Museum of Art, New York City, 2036
- Whitney Museum of American Art, New York City, 2037
- Art Institute of Chicago, Chicago, 2038
- San Francisco Museum of Art, San Francisco, 2039
- Detroit Institute of Arts, Detroit, 2040
- Cleveland Museum of Art, Cleveland, 2041
- Philadelphia Museum of Art, Philadelphia, 2042
- National Gallery of Art, Washington, D.C., 2043
- Metropolitan Museum of Art, New York City, 2044
- Whitney Museum of American Art, New York City, 2045
- Art Institute of Chicago, Chicago, 2046
- San Francisco Museum of Art, San Francisco, 2047
- Detroit Institute of Arts, Detroit, 2048
- Cleveland Museum of Art, Cleveland, 2049
- Philadelphia Museum of Art, Philadelphia, 2050
- National Gallery of Art, Washington, D.C., 2051
- Metropolitan Museum of Art, New York City, 2052
- Whitney Museum of American Art, New York City, 2053
- Art Institute of Chicago, Chicago, 2054
- San Francisco Museum of Art, San Francisco, 2055
- Detroit Institute of Arts, Detroit, 2056
- Cleveland Museum of Art, Cleveland, 2057
- Philadelphia Museum of Art, Philadelphia, 2058
- National Gallery of Art, Washington, D.C., 2059
- Metropolitan Museum of Art, New York City, 2060
- Whitney Museum of American Art, New York City, 2061
- Art Institute of Chicago, Chicago, 2062
- San Francisco Museum of Art, San Francisco, 2063
- Detroit Institute of Arts, Detroit, 2064
- Cleveland Museum of Art, Cleveland, 2065
- Philadelphia Museum of Art, Philadelphia, 2066
- National Gallery of Art, Washington, D.C., 2067
- Metropolitan Museum of Art, New York City, 2068
- Whitney Museum of American Art, New York City, 2069
- Art Institute of Chicago, Chicago, 2070
- San Francisco Museum of Art, San Francisco, 2071
- Detroit Institute of Arts, Detroit, 2072
- Cleveland Museum of Art, Cleveland, 2073
- Philadelphia Museum of Art, Philadelphia, 2074
- National Gallery of Art, Washington, D.C., 2075
- Metropolitan Museum of Art, New York City, 2076
- Whitney Museum of American Art, New York City, 2077
- Art Institute of Chicago, Chicago, 2078
- San Francisco Museum of Art, San Francisco, 2079
- Detroit Institute of Arts, Detroit, 2080
- Cleveland Museum of Art, Cleveland, 2081
- Philadelphia Museum of Art, Philadelphia, 2082
- National Gallery of Art, Washington, D.C., 2083
- Metropolitan Museum of Art, New York City, 2084
- Whitney Museum of American Art, New York City, 2085
- Art Institute of Chicago, Chicago, 2086
- San Francisco Museum of Art, San Francisco, 2087
- Detroit Institute of Arts, Detroit, 2088
- Cleveland Museum of Art, Cleveland, 2089
- Philadelphia Museum of Art, Philadelphia, 2090
- National Gallery of Art, Washington, D.C., 2091
- Metropolitan Museum of Art, New York City, 2092
- Whitney Museum of American Art, New York City, 2093
- Art Institute of Chicago, Chicago, 2094
- San Francisco Museum of Art, San Francisco, 2095
- Detroit Institute of Arts, Detroit, 2096
- Cleveland Museum of Art, Cleveland, 2097
- Philadelphia Museum of Art, Philadelphia, 2098
- National Gallery of Art, Washington, D.C., 2099
- Metropolitan Museum of Art, New York City, 2100

Vom Nordpol bis zum Aequator.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten

Populäre Vorträge aus dem Nachlaß von Alfred Edmund Brehm.

Eine Reise nach Sibirien.*

Die volksbelebten Straßen St. Petersburgs, die goldstrahlenden Kuppeln Moskaus lagen hinter uns, die Thürme Nischni-Nowgorods am jenseitigen Ufer der Oka vor uns. Dankerfüllt waren wir aus den beiden Hauptstädten des russischen Reiches geschieden. Von Sr. Majestät, unserem ruhmreichen Kaiser Wilhelm, huldvoll verabschiedet, vom auswärtigen Amte Deutschlands warm empfohlen, von dem deutschen Botschafter in St. Petersburg aufs freundlichste empfangen, hatten wir in Rußland wohl eine gute Aufnahme erhofft, eine solche aber gefunden, welche unsere kühnsten Erwartungen bei weitem übertreffen mußte. Die besten Empfehlungen, deren Gewichtigkeit uns erst später erkennbar werden sollte, begleiteten uns.

Bis Nischni-Nowgorod hatten uns die Verkehrsmittel der Neuzeit gefördert; fortan sollten wir erfahren, wie man im russischen Reiche Entfernungen von Tausenden von Kilometern oder Werften durchmißt — durchmißt im Winter wie im Sommer, des Nachts wie am Tage, im grollenden Unwetter wie im lachenden Sonnenscheine, im klatschenden Regen oder eisigen Schneesturme wie bei stäubender Dürre, im Schlitten wie im Wagen. Vor uns stand der riesige und massige, in allen Fugen verklammerte, durch weit auslegende Streben gegen das Umfallen, durch ein Verdeck gegen Schnee und Regen geschützte Reiseschlitten, und das Glöcklein erklang im Krummholze des Dreispanns.

Auf der krystallnen Decke der Wolga begannen wir am 19. März 1877 die hier rasch fördernde, aber doch nicht ungehinderte Fahrt. Thauwetter hatte uns begleitet von Deutschland nach Rußland, Thauwetter uns aus Petersburg und Moskau vertrieben, Thauwetter blieb unser beständiger Gefährte, als wären wir Boten des Frühlings. Mit Wasser gefüllte Löcher im Eise, an die gähnende Tiefe unter uns bedrohlich mahnend, durchnäßten Pferde, Schlitten und uns oder nöthigten zu unliebsamen Umwegen, welche, des knarrenden und dröhnenden Eises halber, gefährlicher schienen, als sie waren, machten auch Kutscher und Postmeister so besorgt, daß wir schon nach kurzer Fahrt die glatte Eisbahn mit der bisher noch nicht befahrenen Sommerstraße vertauschen mußten. Sie, die Straße, auf welcher nicht allein Tausende von Frachtwagen, sondern ebenso viele der Verbannten dem gefürchteten Sibirien zuziehen, für letztere eine Seufzerstraße, wurde auch uns zu einer solchen. Meterhoch lag der noch lockere, aber bereits wassergesättigte Schnee auf ihr; rechts und links rannen und rauschten Bächlein überall da, wo sie rinnen und rauschen konnten; in beklagenswerther Weise quälten sich die jetzt in langer Reihe vor einander gespannten Pferde, um festen Fuß zu fassen, sprungweise versuchten sie, die Spuren der ihnen vorausgegangenen zu erreichen, und bis an die Brust sanken sie bei jedem Fehlsprunge ein in den Schnee, in das eisige Wasser. Hinterher polterte der Schlitten, in allen Fugen krachend, wenn er mit jähem Schwunge aus der Höhe herab in die Tiefe geschleudert wurde; stundenlang blieb er zuweilen, der unglaublichsten Anstrengungen der Pferde spottend, in einem Loche sitzen, und wehmüthig fast klagte das wolfescheuchende Glöcklein. Vergeblich mahnte, bat, beschwor, krächzte, kreischte, schrie, brüllte, fluchte und peitschte der Kutscher; in den meisten Fällen gelang es erst durch fremde Hilfe wieder flott zu werden.

Qualvoll dehnten sich die Stunden, zu vier- und fünffacher Länge die Wegstrecken. Vom Schlitten aus nach rechts und links zu schauen, verlohnte sich kaum der Mühe; denn reizlos und öde liegt das flache Land vor dem Auge; nur in den Dörfern bot sich viel Erbauliches und Beschauliches, aber auch bloß dem, welcher beobachten wollte und konnte. Noch hielt hier der Winter die Leute zurück in ihren kleinen, zierlich angelegten, meist aber arg vernachlässigten Blockhäusern; nur bepelzte Knäblein liefen barfüßig durch den wässerigen Schnee und kothigen Schmutz, welchen ältere Knaben und Mädchen mit Hilfe von Stelzen zu überwinden strebten; nur alte weißbärtige Bettler umlagerten Posthäuser und Schenken, Bettler aber, welche jeder Maler ebenso entzückend gefunden haben müßte, wie ich sie fand. Auch die Thierwelt trat in den Dörfern mehr hervor als auf den Feldern und selbst in den Wäldern, welche wir durchzogen. Draußen hielt der Winter noch alles thierische Leben gefesselt, war noch alles still und todt, bemerkten wir, außer der Nebelkrähe und der Goldammer, fast keinen Vogel, im Schnee kaum die Spuren eines Säugethieres; in den Dörfern bewillkommten uns wenigstens die reizenden Dohlen, der Blockhausdächer anmuthigster Schmuck, die Kolkraben — bei uns zu Lande scheue Gebirgs- und Waldbewohner, hier des Dörflers vertrauenselige Genossen —, Elstern und andere Vögel mehr, ganz abgesehen von den Hausthieren, unter denen vor allen die frei umherlaufenden Schweine unsere Beachtung auf sich ziehen mußten.

Nach viertägiger, ununterbrochener Fahrt, ohne erquicklichen Schlaf, ohne stärkende Ruhe, ohne genügende Nahrung, an allen Gliedern wie zerschlagen, erreichten wir, nachdem wir zu Fuße die vielfach geborstene Eisdecke der Wolga überschritten, Kasan, die alte Hauptstadt der Tataren, deren sechzig Thürme uns schon gestern freundlich entgegengeleuchtet hatten. Ich glaubte mich zurückversetzt in das Morgenland. Von den Minarets und den sie hier und da vertretenden spitzdachigen Holzthürmen herab klang mir wiederum in arabischen Lauten der Ruf zum Gebete entgegen, zu welchem der Islam seine Bekenner fordert; zwischen turbantragenden Männern huschten, ängstlich vor diesen sich verschleiernd, neugierig vor uns sich enthüllend, schwarzäugige Frauen dahin, der zierlichen und durchlässigen Saffianschuhe halber besorglich die übertrauften Stege längs der Häuser suchend; im Gewühle des Bazars trieb sich zwanglos Alt und Jung umher: alles ganz ebenso wie im Morgenlande. Nur die vielen pomphaften Kirchen, unter denen die des Klosters der „nicht von Menschenhänden gefertigten schwarzen Gottesmutter von Kasan“ durch Lage und Bauart hervortritt, wollten zu diesem morgenländischen Bilde nicht passen, so wenig sich auch verkennen ließ, daß hier zu Lande Christen und Mohammedaner einträchtiglich mit einander leben.

Mit leichteren Schlitten, auf womöglich noch grundloseren Wegen zogen wir weiter, Perm, dem Ural entgegen. Durch tatarische und russische Dörfer und die sie umgebenden Fluren, durch weitausgedehnte Wälder führt die Straße. Die tatarischen Dörfer stechen meist vortheilhaft von den russischen ab und machen sich nicht allein durch das Fehlen der als unrein geltenden Schweine, sondern, und mehr noch, durch den stets wohlgepflegten, mit hohen Bäumen bestandenen Friedhof kenntlich; denn der Tatar ehrt die Ruhestätte seiner Todten. Die Wälder sind, obschon forstlich eingetheilt, doch nichts anderes als Urwälder, welche wachsen und gedeihen, altern und vergehen, ohne Zuthun des Menschen; sie liegen viel zu weit ab von schiffbaren Flüssen, als daß sie sich jetzt schon verwerthen ließen.

Zwei große Flüsse, die Wjätka und Kama, kreuzen unsere Straße. Noch hält jene der Winter in starren Banden; aber der heranwehende Frühling beginnt bereits die eisige Decke zu lösen. Wasser überfluthet die Ufer ränder und zwingt die Pferde der Frachtfuhrleute, welche die über solche Stellen geschlagenen Nothbrücken verschmähen, schwimmend den hinter ihnen wie ein Boot treibenden Schlitten durch das Wasser zu ziehen.

Schon vor Perm müssen wir den Schlitten mit dem Reisewagen vertauschen, und in ihm rollen wir dem Europa und Asien trennenden Ural zu. Ueber langgestreckte, sanfte, aber mehr und mehr ansteigende Hügelreihen zieht sich die Straße. Das Gepräge der Landschaft ändert sich; zwar nicht großartige, aber doch hübsche Gebirgsbilder stellen sich dem Auge dar. Kleine Wäldchen mit dazwischen liegenden Feldern und Wiesen erinnern an die Vorberge der Alpen Steiermarks; die meisten Wälder sind arm und dürftig, denen der Mark vergleichbar, andere reicher und bunt, auch auf weithin geschlossen. Dort bilden sie niedrige Kiefern und Birken, hier zeigen sie beide Bäume mit dazwischen eingesprengten Linden, Erlen, Espen, Schwarz- und Weißpappeln, über deren

* In Anbetracht des Interesses, welches in letzter Zeit die geplante „russische Pacificbahn“ in weiteren Kreisen erregt hat, dürfte dieser Reisebericht A. E. Brehms unseren Lesern um so willkommener sein, als er die früheren Zustände in jenen Ländern schildert, welche inzwischen zum Theil dem Dampfroß erschlossen worden sind. Die Red.

Box 3

Mr. Jones
Oil on Canvas

runde Krone die cypressenartigen Wipfel der herrlichen Pichta oder sibirischen Tanne wie Kerzen emporragen. Die Dörfer sind durchschnittlich größer, die Häuser stattlicher als in den bisher durchreisten Gegenden, die Wege aber über alle Begriffe schlecht. „Mit müder Qual“ schleichen Tausende von Frachtwagen auf oder richtiger in tiefkothigen Geleisen dahin, langsam und verdrießlich auch wir, bis wir endlich, nach dreitägiger Fahrt, die Wasserscheide der beiden großen Stromgebiete der Wolga und des Ob erreichen und durch einen Denkstein, auf dessen Westseite das Wort „Europa“, auf dessen Ostseite das Wort „Asien“ eingegraben ist, erfahren, daß wir die Grenze des heimathlichen Erdtheils überschritten haben. Unter dem Klange der Gläser gedenken wir der fernen Lieben.

Das freundliche Jekaterinburg mit seinen Goldschmelzen und Steinschleifereien darf uns, trotz der Gastlichkeit seiner Bewohner, nur kurze Zeit fesseln; denn mächtiger und eindringlicher regt sich der Frühling, und weicher und morscher wird das Eis der Flüsse und Ströme, welches bis nach dem fernen Omsk uns noch als Brücke dienen soll. Rastlos eilen wir weiter durch die Gefilde des asiatischen Theiles des Permschen Gouvernements, bis wir dessen Grenze und damit Westsibirien erreichen.

Hier, im ersten Posthause, erwartet uns der Kreishauptmann von Tjumén, um uns im Namen des Statthalters zu begrüßen und durch seinen Kreis zu geleiten; in der Hauptstadt desselben finden wir das Haus eines reichen Mannes zu unserem Empfange bereit. Fortan lernen wir erfahren, was russische Gastlichkeit bedeutet. Auch bisher hatte man uns allerorten gastlich empfangen, gastlich bewirthet; von jetzt an sind überall die höchsten Beamten des Kreises, der Provinz zu unseren Gunsten rege und thätig, die vornehmsten Häuser zu unserer Aufnahme geöffnet. Wie Fürsten hat man uns behandelt, bloß weil wir wissenschaftliche Zwecke verfolgten. So dankbar wir dies auch anerkennen, warm genug zu danken vermögen wir nicht, denn dazu fehlen uns die Worte.

Hinter oder jenseit Tjumén, woselbst wir drei Tage verweilten, um die Gefängnisse der Verbannten, die Lederfabriken und andere Sehenswürdigkeiten der ersten sibirischen Stadt in Augenschein zu nehmen, zeigten uns die Bauern, wie sie sogar die Flüsse zu bemeistern wissen. Der kommende Frühling hatte auch das Eis der Pyschma gelöst, und die Schollen begannen sich in Bewegung zu setzen, wir aber sollten vorher noch über den Fluß setzen. Unser harrend, stand die Bewohnerschaft des Dorfes Ramanoffskoje entblößten Hauptes vor der Pyschma; unser harrend, mußte auch diese sich gedulden, bevor sie ihre krystallenen Fesseln abschütteln durfte. Mit ebenso viel Geschick wie Kühnheit hatte man eine Noth- und Hilfsbrücke über den theilweise bereits eisfreien Fluß geschlagen, ein größeres Boot als mittlere Unterlage benutzend, die des Abgangs verdächtigen Eisflöße oberhalb und neben dieser Brücke aber mit starken Tauen und Stricken festgebunden. Geschäftige Hände entschirrten die für die heutige Fahrt erforderlichen Fünfgespanne, packten Achsen und Speichen, griffen handfest zu und führten einen Wagen nach dem andern über die schwankende, wellenförmig sich biegende, knarrende und ächzende Brücke. Sie hatte ihren Zweck erfüllt: drüben ging's lustig weiter durch Wasser und Schnee, Schlamm und Koth, über Knüppeldämme und Eis.

Minder fügsam erwies sich der Tobol, welchen wir am Karfreitage den 14. April und dem ersten eigentlichen Frühlingstage überschreiten wollten. Auch hier hatte man alle erforderlichen Vorkehrungen getroffen, um uns überzusetzen, sogar einen unserer Wagen bereits ausgespannt und auf die Eisdecke gerollt, als diese krachend sich theilte und zu schleunigstem Rückzuge nöthigte. Fröhlich waren die Glöcklein im Krummholze erklungen, als wir Jalutaroffsk verlassen; traurig läuteten sie uns wieder nach dieser Kreisstadt zurück, und erst am Ostertage konnten wir den großen Fluß mit Hilfe einer Fähre überschreiten.

So ging es weiter; vor oder hinter uns warfen die Flüsse ihre Winterdecken ab, nur der gefürchtetete Irtisch lag noch erstarrt und sicher unter uns, und so erreichten wir Omsk, die Hauptstadt Westsibiriens, nach mehr als monatiger Reise ohne weitere Zwischenfälle.

Nachdem wir in Omsk gesehen, was zu sehen war: die Straßen und Häuser, das Kadettenhaus, Museum, Krankenhaus, das Kriegsgefängniß und anderes mehr, fuhren wir auf der längs des rechten Irtischufers sich dahinziehenden, die Dörfer der sogenannten Kosakenlinie verbindenden Straße nach Semipalatinsk weiter. Schon zwischen Jalutaroffsk und Omsk hatten wir eine Steppe, die von Ishim, durchreist; jetzt umgab sie uns von allen Seiten, und allnächtlich fast rötheten die Flammen ihres in Brand gesteckten vorjährigen Grases und Krautes den Himmel. Längs des Irtisch zogen die Wandervögel dahin, unmittelbar hinter dem nordwärts treibenden Eise her: die Wasservögel erfüllten alle Altwässer und Steppenseen mit ihrer Menge; verschiedene Lerchenarten trieben sich in starken Flügen am Wege umher; die niedlichen Falken der Steppen hatten ihre Sommerstände bereits wieder bezogen: der Frühling war zur Wahrheit geworden.

In Semipalatinsk hatten wir das Glück, in dem Gouverneur, General von Poltoratzki, einen warmen Freund und Beförderer unserer Bestrebungen, in seiner Gemahlin die liebenswürdigste Wirthin zu finden, welche wir überhaupt hätten finden können. Nicht zufrieden damit, uns in Semipalatinsk die gastlichste Aufnahme bereitet zu haben, beschloß der General, uns in der ansprechendsten Weise mit dem Haupttheile der Bevölkerung seines Gebietes, den Kirgisen, bekannt zu machen, und veranstaltete zu diesem Zwecke eine großartige Jagd auf Archare, Wildschafe, deren Größe die unserer Hausschafe fast um das Doppelte übertrifft.

Am dritten Mai brachen wir zu dieser Jagd auf, setzten über den Irtisch und fuhren auf der Poststraße nach Taschkent in die Kirgisensteppe hinein. Nach sechzehnstündiger Fahrt hatten wir das Jagdgebiet, ein felsiges Steppengebirge, erreicht; bald darauf standen wir vor dem unseretwegen errichteten Aul oder Jurtenlager, freundlich begrüßt von der uns gestern vorausgeeilten Frau Generalin, herzlich auch von einigen zwanzig kirgisischen Sultanen, Gemeindevorstehern und deren zahlreichem Gefolge.

An den drei folgenden Tagen ging's hoch her in den Arkat bergen. Für die stets nach Festlichkeiten verlangenden Kirgisen waren Feiertage angebrochen, für uns nicht minder. Das Thal und die Berge wurden laut unter dem Hufschlage der achtzig Reiter oder mehr, welche an den beiden nächsten Tagen zur Jagd hinauszogen; die Sonne blitzte, so oft sie sich zeigte, auf bunte, fremdartige Gewänder herab, welche bisher unter Pelzen verhüllt gewesen waren: lebendiges Gewimmel erfüllte Berge und Thalschluchten. Mit ihren besten Rennpferden, ihren werthvollsten Kostgängern, gezähmten Steinadlern, Windhunden und Kamelen, mit Citherspielern und Stegreifdichtern, Ringkämpfern und sonstigen Recken waren sie erschienen, die einst so gefürchteten Kirgisen, deren Name nichts anderes als Räuber bedeutet, heute die gefügigsten, getreuesten und zufriedensten Unterthanen des russischen Reiches. In Gruppen und Haufen saßen sie beisammen; einzeln und in Scharen sprengten sie hin und her, in Lust und Uebermuth ihre Rosse tummelnd; mit regster Aufmerksamkeit folgten sie dem Ringkampfe, mit Begeisterung den von Knaben geritteren Rennpferden; mit Geschick und Verständniß leiteten sie die Jagd; mit Entzücken lauschten sie auf die Worte des Stegreifdichters, welcher diese Jagd besang. Ein Kirgise hatte schon vor unserer Ankunft einen Archar erlegt; mir führte das Jagdglück einen zweiten vor die sichere Büchse. Dieses Jagdglück war es, welches den Stegreifdichter begeisterte. Seine Verse waren zwar nicht besonders inhaltreich und tief gedacht, jedoch immerhin so eigenartig, daß ich sie aufzeichnete, um die erste Probe kirgisischer Dichtung zu sammeln. Während der Mann sang, übersetzte der Dolmetscher ins Russische, der General ins Deutsche, und als der Sänger geendet, hatte auch ich seine Worte eilschriftlich zu Papier gebracht.

„Sprich nur, rothe Zunge, sprich so lange du noch Leben hast; denn nach dem Tode wirst du stumm sein.

Sprich nur, rothe Zunge, die mir Gott gegeben, nach dem Tode wirst du schweigen.

Worte wie jetzt dir entklingen, nach dem Tode werden sie dich nicht verlassen.

Leute, ragend wie die Berge, seh' ich vor mir; ihnen will ich Wahrheit sagen.

Berge, Felsen glaube ich vor mir zu sehen; mit dem Rennpferd mag ich sie vergleichen.

Sie, die größer sind als Boote, wie ein Dampfschiff auf des Irtisch Wellen.

Seh' ich doch in dir, o Herrscher, nach des Kaisers Majestät, den höchsten, einem Berge zu vergleichen, werthvoll wie ein Rennpferd, das im Paß geht.

Eine Mutter war es, die mich hat geboren; meine Zunge aber hat mir Gott gegeben.

Wenn vor dir ich jetzt nicht rede, zu wem sonst soll ich wohl sprechen?

Vollste Freiheit habe ich zu reden, ebenso als ob zu meinem Volk ich spräche.

Glück dir, Herr, und Heil und Segen deinen Gästen, unter denen hochgestellte Leute, ob sie jetzt auch auf der Seite liegen.

Jeder Gast des Generals ist auch der unsere, auf'rer Freundschaft sicher.

Gott nur gab mir meine Zunge; mag sie weiter reden.

In den Bergen sahn wir Jäger, Schützen, Treiber; doch nur mit einem war das Glück.

Wie des höchsten Berges Spitze über alle andern ragt, so überhob es diesen einen über alle; denn er schoß dem Archar wohlgezielt zwei Kugeln durch den Leib und brachte ihn zur Furte.

Aller Jäger Wunsch war, Beute zu gewinnen; doch nur einer sah den Wunsch erfüllt: uns zur Freude, auch zur Freude dir, o hohe Frau, zu welcher jetzt ich rede.

Alles Volk ist hocherfreut, dich allhier zu sehen, zu begrüßen; alles Volk wünscht dir nur Freude, tausend Jahre Leben und Gesundheit.

Laß es dir gefallen, nimm die Huldigung entgegen! Ob du gleich viel besser Volk gesehen; treuer aber hat dir keines Gruß und Gastlichkeit gespendet.

Möge Gott dich segnen, segnen auch dein Haus und deine Kinder! Viel zu wenig Worte mag ich finden, dich zu preisen; aber meine Zunge hat mir Gott gegeben, und sie sprach, die rothe Zunge, was im Herzen keimte."

Wir verließen die Arkatberge und bald darauf auch das Verwaltungsgebiet unseres Gastfreundes, von welchem wir uns auf dem Jagdplatze getrennt hatten, wurden in Sergiopol von Oberst Friedrichs empfangen, im Namen des Generalgouverneurs begrüßt und zogen nunmehr in seiner Gesellschaft unseres Weges weiter. Kirgisenhäuptler gaben uns das Ehrengeleite und stellten uns Zugpferde, welche freilich vorher noch niemals als solche benutzt worden waren und anfänglich stets wie toll mit dem schweren Wagen davonjagten; Kirgisensultane erwiesen uns Gastfreundschaft, sorgten unterwegs für Obdach und Nahrung, stellten Jurten auf an allen Orten, wo wir rasten wollten oder ruhen sollten; Kirgisen fingen für unsere Sammlungen Schlangen und ander kriechendes Gethier, warfen zu Gunsten dieser Sammlungen Netze in den Steppenseen aus und folgten uns auf unseren Jagdzügen wie treue Hunde. So durchkreisten wir die jetzt im vollsten Frühlingsschmucke prangende Steppe, verweilten, jagend und sammelnd, am Ala kul oder „bunten See", zogen durch blühende Thäler und über lachende Berge der am Alatau, einem der großartigsten Steppengebirge, gelegenen Kosakenstaniza Lepsa zu, durchstreiften die Umgegend der Ansiedelung, ein kleines Paradies, in welchem Milch und Honig fließt, erklommen die Hochberge, erlabten uns hier an rauschenden Gebirgswässern, grünen Alpseen und köstlichen Fernsichten, und wandten uns sodann, in nordöstlicher Richtung weiterreisend, der chinesischen Grenze zu, um auf dem kürzesten und bequemsten Wege durch einen Theil des Reiches der Mitte nach dem Altai zu gelangen.

In Bakti, dem letzten russischen Grenzposten, ward uns die Kunde, daß Seine Unaussprechlichkeit, der Dschandsun Djun, Oberstatthalter der Provinz Tarabagatai, uns auch von seiten Chinas begrüßen wolle und zu einem Gastmahle eingeladen habe. Diesem Wunsche des hohen Mandarin nachzukommen, ritten wir am 21. Mai nach der Hauptstadt besagter Provinz, Tschukutschak oder Tschaumtschak, hinüber.

Der Reiterzug, welcher sich durch die sommerlich glühende Steppe bewegte, war zahlreicher und glänzender als je zuvor. Theils um in dem von Aufruhr heimgesuchten Lande die nöthige Sicherheit zu genießen, theils um vor Seiner Herrlichkeit würdig, um nicht zu sagen pomphaft, auftreten zu können, hatten die uns begleitenden Herren außer den uns unter Führung unseres neuen Geleitgebers, Major Tschanoff, aus Saisan entgegengekommenen dreißig Kosaken und unseren alten kirgisischen Freunden noch eine halbe Sotnie Kosaken aus Bakti aufgeboten, und somit erdröhnte die bisher so öde Steppe unter den Hufschlägen eines kleinen Heeres. Alle unsere Kirgisen ritten heute in Feierkleidern, und ihre schwarzen, blauen, gelben und rothen, mit Silber und Goldtressen besetzten Kaftane wetteiferten an Glanz und Schimmer mit den Uniformen der uns begleitenden russischen Offiziere. An der neuerdings vereinbarten Grenze erwartete uns ein chinesischer Krieger höheren Ranges, um uns zu begrüßen, kehrte sich hierauf um und jagte, so schnell sein Roß ihn tragen wollte, wiederum zurück, um seinem Gebieter unsere Ankunft zu melden. Ueber Trümmerhaufen stolperten, zwischen halb eingefallenen und halbfertigen Gebäuden, aber auch zwischen blühenden Gärten dahin schritten die Hufe unserer Pferde, als wir die Stadt erreicht hatten; fratzenhafte Mongolengesichter grinsten uns entgegen; Frauen von geradezu abschreckender Häßlichkeit beleidigten mein Schönheitsgefühl in empfindlichster Weise.

Vor dem Wohngebäude des Statthalters sammelte sich der Zug; Erlaubniß zum Eintreten begehrend, hielten wir vor der breiten Pforte. Ihr gegenüber erhob sich eine künstlich zusammengesetzte Mauer, in der Mitte ein wundersames Thierbild zeigend, rechts und links davon lagen chinesische Marterwerkzeuge am Boden. Ein Hausbeamter bat einzutreten, bedeutete aber gleichzeitig Kosaken und Kirgisen, draußen zu bleiben. Der Statthalter empfing uns in seinen Wohn-, Geschäfts- und Gerichtsräumen mit größter Feierlichkeit. Alle Würde eines hohen Mandarin bewahrend, mit der Rede kargend und nur einzelne abgebrochene Laute ausstoßend, welche jedoch stets von einem heiter grinsenden Lächeln begleitet wurden, reichte er uns die Hand und lud zum Niedersitzen an der mit Thee und unzähligen kleinen Schüsseln beschickten, wunderliche Genüsse aufweisenden Frühstücktafel ein, „und wir erhoben die Hände zum lecker bereiteten Mahle". Reis, verschiedene in Oel eingemachte und getrocknete Früchte, pergamentdünne Scheibchen Schweinefleisch, gedörrte Garnelenschwänze nebst einer Menge unkenntlicher oder doch unbestimmbarer Leckereien und Süßigkeiten bildeten die Speisen, trefflicher Thee und abscheulich fuseliger Reisbranntwein von weingeistartiger Stärke die Getränke. Nach der Mahlzeit, welche infolge eines vorsichtigerweise schon vorher eingenommenen reichlichen und zweifellosen Imbisses, für mich wenigstens, unschädlich ablief, wurden Wasserpfeifen gereicht und sodann verschiedene denkbare und undenkbare Gegenstände dieses und des Nebenraumes besichtigt: Landschafts- und Thierbilder, von der Regierung gesandte Belobigungsschreiben, das große, mit erheiternder Sorglichkeit in bunte Seidenstoffe gekünstelt eingehüllte Staatssiegel, absonderliche Pfeile von einer Bedeutsamkeit, wie solche nur ein chinesisches Gehirn ihnen beilegen konnte, Erzeugnisse europäischer Betriebsamkeit und dergleichen mehr. Ueberaus gemessen und unaussprechlich würdevoll bewegte sich die Unterhaltung. Unsere Anreden wurden aus dem Französischen ins Russische, aus dem Russischen ins Kirgisische, aus dem Kirgisischen ins Chinesische übersetzt und die Antworten auf dem rückwärtigen Wege uns übermittelt — kein Wunder daher, daß die Gespräche den Ton der größten Feierlichkeit annahmen.

Nach dem Frühstücke traten chinesische Pfeilschützen an, um uns ihre kriegerische Tugend und Geschicklichkeit zu zeigen; hierauf führte uns der Dschandsun allerhöchst selbst in seinen Gemüsegarten, um uns dessen Erzeugnisse kosten zu lassen; endlich verabschiedete er uns, und wir ritten nunmehr durch die Straßen und Märkte der Stadt, fanden im Hause eines Tataren Gastfreundschaft und ein vortreffliches, durch die Gegenwart der bildschönen, jungen, zu unserer Ehre in das Männergemach berufenen Frau noch besonders gewürztes Mahl und verließen hierauf gegen Sonnenuntergang den auch geschichtlich merkwürdigen Ort.

Tschukutschak ist dieselbe Stadt, welche im Jahre 1867 nach langwieriger Belagerung den Dunganen, einem mongolischen, aber dem Islam ergebenen, gegen die chinesische Oberherrschaft in beständigem Aufruhr stehenden Volksstamme, in die Hände fiel, mit Mann und Maus vernichtet und der Erde gleich gemacht wurde.

Von den dreißigtausend Einwohnern, welche Tschukutschak kurz vorher gezählt haben soll, war über ein Drittel geflohen, der Rest aber, durch wiederholt abgeschlagene Stürme sicher gemacht, zu seinem Verderben geblieben. Als den Dunganen der letzte Sturm gelang, hausten sie mit derselben Grausamkeit und Unmenschlichkeit, welche die Chinesen ihnen gegenüber bethätigt hatten. Was nicht dem Schwerte verfiel, wurde vom Feuer vernichtet.

Als unser bisheriger Reisegeleiter, Oberst Friedrichs, vierzehn Tage später die Stätte besuchte, auf welcher Tschukutschak gestanden, kräuselte keine Rauchwolke mehr um die verkohlten Firsten. Wölfe und Hunde, die Bäuche geschwellt vom Fraße an menschlichen Leibern, schlichen, beutesatt, vor ihm davon oder ließen sich in ihrem ekten Mahle nicht stören und nagten weiter an dem Gebein ihrer früheren Gebieter; Adler, Milane, Raben und Krähen theilten mit ihnen den Schmaus. Wo man Raum hatte schaffen müssen, waren die Leichen auf Haufen geworfen worden, Dutzende, Hunderte über einander; in den übrigen Stadttheilen, in den Straßen, Hofräumen, Häusern, lagen sie einzeln, zu zweien, zu zehn, Gatte und Gattin, Urahne, Großmutter, Mutter und Kind, Familien und nach Rettung geflüchtete Nachbarn neben einander, die Stirnen zerklafft von Schwerthieben, die Gesichter zerfetzt, verbrannt, die Glieder vom Zahne der Hunde und Wölfe benagt, zerrissen, die Leiber ohne Köpfe, ohne Hände. Was die tollste Einbildung an Greueln ersinnen kann, fand das entsetzt umherirrende Auge hier verwirklicht.

Zur Zeit unserer Anwesenheit zählte Tschukutschak höchstens tausend Einwohner; die neu aufgebaute zinnengekrönte Festung stand thatsächlich unter dem Schutze des kleinen russischen Pikets in Bakti.

Unter Führung des Major Tichanoff und seiner dreißig Kosaken durchzogen wir das Thal des Emil, ohne einen Dunganen zu sehen zu bekommen, ohne auf tagelangen Wanderungen Menschen zu begegnen. Der Emil fließt, vom Saur herkommend, zwischen dem Tarabagatai und Semistau, zwei in spitzigem Winkel zusammenstoßenden Hochgebirgsketten, dahin, von beiden Seiten her zahllose Bächlein in sich aufnehmend. Die Bewässerungskunst der Chinesen hatte, alle Wasseradern benutzend, aus dem ganzen Thale einen fruchtbaren Garten geschaffen, als die Dunganen hereinbrachen und diesen Garten verwüsteten und der Steppe, welcher jene ihn entrungen, wieder übergaben. Wohl durchritten wir in der Nähe der Stadt noch kleine Dörfer, stießen auch auf einen Aul der Kalmücken, dann aber nur noch auf die Trümmer früheren Besitzes und Wohlstandes, früherer Betriebsamkeit des Menschen.

Ueber die Felder hat die Natur selbst mit milder Hand einen Schleier gebreitet; aber die noch nicht dem Sturme, dem Wetter erlegenen Trümmer der Dörfer klagen zum Himmel. Besucht man solche Dörfer, so treten die Greuel vergangener Tage mit erschreckender Klarheit vor Augen. Zwischen verödeten Mauern, deren Dächer verbrannt und deren Giebel halb oder gänzlich eingefallen sind, auf dem modernden Schutt, aus welchem geile Giftpilze aufschießen, Reste von chinesischem Porzellan und halbverkohlten, deshalb auch erhaltenen Einrichtungsgegenständen umherliegen, stößt man überall auf menschliches Gebein, zertrümmerte Schädel, vom Zahne der Raubthiere zersplitterte Knochen, vermischt mit einzelnen Theilen des Gerippes der Hausthiere, insbesondere des Hundes. Die Schädel zeigen noch heute die Spuren der scharfen Klingen, welche sie zertrümmerten, der Axthiebe, welche sie zerschmetterten. Die Menschen verfielen der Wuth der mordenden Feinde und die Hunde theilten das Schicksal ihrer Herren, zu deren Schutze sie jenen sich gestellt haben mochten; die übrigen Hausthiere aber wurden weggetrieben, geraubt wie alles werthvolle Besitzthum der Erschlagenen, die augenblicklich werthlosen Gegenstände endlich zerstückelt und verbrannt. Bloß zwei halbwilde Hausthiere sind den Trümmern noch geblieben: die Schwalbe und der Sperling; an Stelle der übrigen haben sich die Vögel der Ruinen eingefunden und eingenistet.

Wir zogen einsam durch das verödete Thal. Kein Dungane ließ sich blicken; denn hinter unseren dreißig Kosaken stand das große mächtige Rußland. Als wir wiederum auf Menschen stießen, fanden wir, daß es russische Kirgisen waren, welche hier in China ihre Herden weideten, ihre Felder bebauten und für einen ihrer Todten ein Grabmal errichteten.

Vom Thale des Emil aus überstiegen wir den Tarabagatai, an einer der niedrigsten Stellen des Gebirgskammes, stiegen dann auf die von ihm, dem Saur, Manrak, Terserik, Mustau und Urkaschar umgebene, ungefähr 1600 Meter über dem Meere liegende, fast ebene Hochfläche Tschilikti hinab, überquerten sie, mehrere ungemein große Kurgane oder Grabhügel der Eingeborenen berührend, und suchten uns dann in dem unendlich zerrissenen Mauralgebirge schlangenartig sich windende Thäler, um nach der Ebene von Saisan und dem erst seit vier Jahren bestehenden Grenzposten gleichen Namens, einem freundlichen Städtchen, zu gelangen. Hier, hart an der chinesisch-russischen Grenze, umgab uns seit Lepsa wieder einmal europäische Bequemlichkeit und Behaglichkeit. In den Gesellschaften, denen wir beiwohnten, verkehrte man wie in Petersburg oder Berlin: man unterhielt sich, spielte, sang und tanzte im engeren Familienkreise wie in einem öffentlichen Garten. Köstlich schlagende Sprosser begleiteten Tanz und Gesänge: man vergaß, wo man sich befand.

Am Nachmittage des 31. Mai bestiegen wir unsere Reisewagen wieder und rollten dem Schwarzen Irtisch zu, um ein uns vom General Poltoratzki im Altaigebirge gegebenes Stelldichein nicht zu verfehlen. Durch reiches Steppenland, über kohlschwarze Erde, später durch trockenere Hochsteppen ging die rasche Fahrt bis zum Strome, dessen hochgehende Wellen uns am nächsten Tage dem Saisansee zuführten. So langweilig uns bisher alle Flüsse und Ströme Sibiriens erschienen waren, der Schwarze Irtisch war es nicht; denn köstliche Fernsichten auf zwei gewaltige Hochgebirge, Saur und Altai und die damit zusammenhängenden Ketten, entzückten, ein frischgrüner Uferssaum mit Vogelsang und heiterem Vogelleben erquickten das Auge. Ein rasch ausgeworfenes Netz förderte in reicher Menge köstliche Fische ans Licht und bewies uns, daß der Strom ebenso reich wie schön ist. Nachdem wir am 2. Juni den flachen und trüben, überaus fischreichen, aber nur durch die von ihm aus sich bietenden Fernsichten anziehenden See überfahren hatten, durchzogen wir am nächsten Tage den ödesten Theil der Steppe, welcher uns bisher zu Gesicht gekommen, lernten aber gerade hier drei der bemerkenswerthesten Steppenthiere kennen: den Kulan, ein Wildpferd; die Steppenantilope und das Faustthuhn. Abends rasteten wir in den Vorbergen des Altai; am nächsten Tage trafen wir am bestimmten Orte mit den früheren Gastfreunden zusammen und ritten fortan unter ihrem Geleite weiter.

Es war eine köstliche Reise, ob auch Sturm, Schnee und Regen nur allzu oft uns umtobten und die freundliche Jurte, hier mit uns wandernd, dann einen guten Theil ihrer Behaglichkeit verlor, ob auch Wildwässer unsere Pfade sperrten und zur rauschenden Tiefe jach abstürzende Gehänge sie in Wege verwandelten, wie sie bei uns zu Lande wohl der Gemsjäger, nicht aber der Reiter zieht. Ein russischer Gouverneur reist nicht wie andere Sterbliche, am allerwenigsten dann, wenn er durch unbewohnte Gegenden seinen Weg nimmt. Mit ihm ziehen die Kreishauptleute und die unter diesen stehenden Amtsvorsteher, Gemeindeältesten und Gemeindeschreiber, die vornehmen und angesehenen Männer der ganzen Gegend, welche er zu besuchen gedenkt, ein Trupp Kosaken und deren Offiziere, bis zum Obersten hinauf, die eigenen und die Diener der Geleitgebenden ꝛc. Und wenn es sich nun vollends, wie in unserem Falle, um theilweise fremdes Land handelt, wenn es gilt, mit kirgisischen Gemeinden Berathungen zu pflegen, vermehrt sich der Troß ins Unendliche. Dann müssen nicht allein Wagen und Zelte mitgeführt werden, wie sonst bei Reisen in der Steppe, sondern gleich ganze Schafherden dem wandernden Heere vorausgehen, um die Hunderte ernähren zu können in der Wildniß. Seitdem wir den Saisansee verlassen hatten, befanden wir uns wiederum in China und eine Reihe von Tagen hatten wir zu reisen, bevor wir hoffen durften, in den jetzt nur in den tieferen Thälern besiedelten Theilen des Gebirges wiederum auf Menschen zu stoßen.

Mit uns aber reisten anfänglich mehr als zweihundert Menschen, meist Kirgisen, welche berufen worden waren, um einen kaiserlichen Befehl betreffs Aufhebung ihrer Weiderechte im kaiserlichen Krongute Altai entgegenzunehmen und sich über ihre infolge dessen zu ändernden Wanderungen zu einigen: aber auch nachdem die Berathungen vorüber waren, zählte unser Reisezug noch immer über hundert Pferde und sechzig Reiter. Am frühen Morgen wurden die Jurten uns Männern über dem Kopfe abgebrochen und dem Zuge vorausgesandt; dann folgten wir in kleineren oder größeren Gesellschaften, langsam reitend, bis uns auch die Damen, des Generals liebenswürdige Gemahlin und holde Tochter, wieder eingeholt hatten. Wir frühstückten an Stellen, die dafür geeignet waren, ließen die letzten Packpferde an uns vorüberziehen, folgten ihnen nach, überholten sie wieder, trafen meist schon mit den zu allererst aufgebrochenen, täglich sich verringernden Schafen am Halteplatze ein und hatten somit Gelegenheit, allabendlich das bunte Bild des Lagerlebens vor unseren Augen sich gestalten zu sehen. Herrliche, frischgrüne, frühlingsduftige Thäler nahmen uns auf; hohe, steil aufsteigende, weithin noch mit Schnee bedeckte Berge gewährten uns Fernblicke ins Hochgebirge hinein, auf die durchzogene Steppe hinab: bis zum Saur und Tarabagatai hinüber, bis wir endlich den Markakul, diese Perle unter den Gebirgsseen des Altai, vor uns liegen sahen und damit ins Hochgebirge selbst eingetreten waren. Drei Tage lang zogen wir, durch Weg und Wetter behindert, durch eine an den Gouverneur gelangte chinesische Gesandtschaft aufgehalten, längs des Sees dahin; dann aber eilten wir durch wirklich geschlossene Wälder, über schwer zu erklimmende Pässe bergauf, bergab der russischen Grenze entgegen und auf halsbrechenden Wegen in das blühende Thal der Buchtarma hernieder, um in der neugegründeten Kosakenansiedelung Altaiska Staniza wiederum einmal russische Gastlichkeit und Behaglichkeit zu genießen, zu rasten und zu ruhen.

Von den Offizieren der Staniza reichlich beschenkt mit allerlei Erzeugnissen der Umgegend, setzten wir am 13. Juni die Reise fort. Hell und freundlich lachte die Sonne vom reinen Himmel herab auf die großartige, heute zum ersten Male unverschleierte

Landschaft. Unabsehbare parkartige Thäler, eingerahmt durch schroff sich aufthürmende, schneebedeckte, heute mit zauberischen Farben übergossene Hochgebirge, herrliche Bäume auf den Wiesen, blühende Gebüsche an den Gehängen, unendlich mannigfaltiger, über alle Beschreibung köstlicher Schmuck der im langentbehrten Sonnenlichte gleichsam aufjauchzenden Blumen, frisch erblühte Heiderosen aller Farben dazwischen, Kuckucksruf und Vogelgesang aus allen Kehlen, kirgisische Auls in den breiteren Thälern am Fuße der Berge und russische, grün umbuschte Dörfer, weidende Herden, fruchtbare Felder, rauschende Bäche und zackige Felsmassen, milde Luft und würziger Frühlingsduft umschmeichelten die Sinne während der ganzen Fahrt.

Bald überschritten wir die Grenzen des kaiserlichen Gutes Altai — eines Gutes, welches an Größe nur wenig hinter Frankreich zurücksteht; nach einer Tagesfahrt erreichten wir das Bergstädtchen Serianoffsk mit seinen Silbergruben. Nachdem wir hier, freundlich empfangen wie immer und überall, alle Werke besichtigt, wandten wir uns wiederum dem Irtisch zu, ließen uns von seinen zwischen hohen und malerischen Felsenbergen rasch dahinfluthenden Wogen an Buchtarminsk vorüber und nach Ustkamenegorsk treiben und zogen von hier aus wiederum zu Wagen durch das zukunftreiche Kaisergut. An die anmuthigen Gelände der Vorberge schließen sich steppenartige Ebenen an; mit dem besiedelten Lande wechseln ausgedehnte, bunte Wälder ab. Große, reiche Dörfer, werthvolle, fruchtbare, in kohlschwarzer Ackererde angelegte Felder, schön gebaute, ihres Wohlstandes bewußte Männer, schöne, in malerische Tracht gekleidete Frauen, kindisch neugierige und kindlich gutmüthige Menschen, treffliche, leistungsfähige, unermüdliche Pferde, kräftige, wohlgestaltete Rinder, in großen Herden weidesatt die Dörfer umlagernd, unendliche Wagenkarawanen, auf guten Wegen Erz und Kohlen verführend, Murmelthiere an den Berggehängen, Ziesel in den Ebenen, Kaiseradler auf den Markpfählen am Wege, reizende Zwergmöven an den Gewässern um die Ortschaften beleben die Gegend, welche die Straße durchschneidet. Wie im Fluge eilten wir durch das Land; wie im Fluge besuchten wir das mit Fug und Recht Schlangenberg benannte Hüttenstädtchen; kurze Rast nur gönnten wir uns in dem Hauptorte des Gutes, der Kreisstadt Barnaul, dann ging es weiter nach dem Bergstädtchen Salair, nach der großen Gouvernementsstadt Tomsk. (Schluß folgt.)

Das Eisenhaus.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Hinterlassener Roman von **E. Marlitt.** Vollendet von **W. Heimburg.**

(Fortsetzung.)

Claudine war den steilen Schloßberg hinauf gefahren und stieg an dem Portale des Flügels ab, den die Herzogin-Mutter bewohnte. Die aufgehende Sonne tauchte eben die verschneiten spitzen Giebeldächer, die Thürmchen und Mauern in Purpurgluth, und in demselben Moment entrollte sich das herzogliche Banner auf dem Hauptthurm der Stadt, die unten noch in grauer Dämmerung lag, ein Zeichen, daß die Herrin heimkehre, ja — heimkehre, um zu sterben.

Claudine fand im zweiten Stockwerk ein paar gemüthliche Zimmer zu ihrer Verfügung und ward noch im Laufe des Vormittags zur alten Hoheit beschieden. Die freundliche Dame hatte verweinte Augen; sie saß an dem bekannten Erkerfenster und blickte über die Dächer ihrer guten Stadt hinweg, weit in das verschneite Land hinein. O, wie oft hatte Claudine hier vor ihr gesessen in dem lauschigen Zimmer, mit den steifen kostbaren Möbeln der ersten Kaiserzeit und den vielen, vielen Bildern an den Wänden, und hatte sich mit ihrer Gebieterin der herrlichen Aussicht gefreut. In der gegenwärtigen Stunde hatten sie beide kein Auge für diese Schönheiten. Sie sahen dort hinaus, wo der Schienenstrang aus dem Walde hervortrat, auf dem der Zug daherkommen sollte, der die arme Kranke brachte.

Die Herzogin hatte einen neuen Blutsturz gehabt in Cannes; sie wollte nur noch Eins — ihre Kinder wiedersehen und Verschiedenes ordnen vor ihrem Sterben. Die kleinen Prinzen waren daheim geblieben, sie sollten der Mutter nicht zuviel Unruhe machen; der Arzt hatte es so gewünscht, obgleich sie dagegen gekämpft: „Herr Doktor, ich sterbe ja vor Sehnsucht!“

Die alte Hoheit schüttelte nur immer leise das greise Haupt, während sie dies alles erzählte: „Es ist hart, es ist so besonders hart für Adalbert; sie hatten sich ganz und vollständig gefunden; sie waren auf dem besten Wege, ein glückliches Paar zu werden. Er schreibt so liebevoll von ihr, und nun?“ Sie seufzte; — „Gott mag wissen, was man noch alles erlebt!“

Die Herrschaften hatten sich jeden Empfang verbeten, aber die alte Hoheit wollte doch mit dem Erbprinzen hinunterfahren zum Bahnhof, und befahl, Claudine möge sie begleiten. Gegen zwei Uhr fuhren sie den Schloßberg hinab; ein trüber Novemberhimmel hing über der Stadt und sandte große dicke Schneeflocken hernieder. Aber trotz des schlechten Wetters standen Hunderte von Menschen in der Straße, die zum Bahnhof führt.

Der Landauer der Herzogin hielt dicht vor der Rampe des fürstlichen Wartezimmers; die Polizei bemühte sich, der Menge zu wehren, die sich stumm herzudrängte. Alle standen denn auch ruhig in weitem Bogen um die Equipagen. Auf dem Perron befanden sich einige Herren; der Schnellzug, der die herzogliche Familie bringen sollte, war bereits signalisirt. Endlich brausten die Wagen unter die Halle, es entwickelte sich plötzlich ein buntes Treiben auf dem Perron. Der Herzog war zuerst ausgestiegen; er küßte seiner alten Mutter die Hand; dann hob er selbst die leidende Gemahlin aus dem Wagen. Aller Augen waren auf ihr bleiches schmales Antlitz gerichtet, dessen große Augen den Erbprinzen suchten. Sie umarmte die alte Herzogin und küßte ihr Kind mit einem traurigen Lächeln. „Da bin ich wieder,“ flüsterte sie matt. Kaum vermochte sie die paar Schritte zum Wartezimmer zu gehen; der Erbprinz und der Herzog stützten sie; freundlich, müde erwiderte sie die Grüße. Prinzeß Helene und ihre Hofdame, Frau von Katzenstein und die Kammerfrau, die Herren vom Gefolge, alle hasteten durch einander.

Als sie Claudine sah, zuckte es in ihrem Gesicht; sie winkte mit der Hand und deutete auf den Wagen.

Das schöne Mädchen eilte hinüber. „Hoheit,“ stammelte sie ergriffen und beugte sich über die Hand der Herzogin.

„Komm, Dina!“ flüsterte diese, „fahr' mit mir; und Du, mein Herz,“ wandte sie sich an den Erbprinzen. „Adalbert wird mit Mama fahren.“ Und als man sie in den Wagen gehoben, sagte sie, während sie durch die schweigende ehrfurchtsvoll grüßende Menge fuhr: „Grüße, mein Kind, grüße sehr freundlich; die Leute wissen alle, wie krank ich bin.“

Sie selbst bog sich mit Anstrengung ein wenig vor und wehte matt mit dem weißen Tuche.

„Das letzte Mal! Das letzte Mal!“ murmelte sie. Dann faßte sie des Mädchens Hand. „Wie gut, daß Du da bist!“ — Oben am Portale entließ sie die Freundin: „Wenn ich geruht, so lasse ich Dich rufen, Dina.“

Claudine suchte ihr stilles Zimmer auf und schaute in den winterlichen Schloßhof hinab, der plötzlich das Gepräge der Einsamkeit verloren hatte. Equipagen fuhren ab und zu; die Wache zog auf und die großen Gepäckwagen kamen langsam den Berg herauf. Dort unten läuteten die Glocken der Marienkirche, vielleicht zu einer Hochzeit; hier und da blitzten schon Lichter auf, trotz der frühen Nachmittagsstunde, und es schneite, schneite immerzu.

Stunden vergingen. Man servirte Claudine den Thee in ihrem Zimmer. Sie betrachtete, in einem Fauteuil sitzend, das zuckende blaue Flämmchen unter der Maschine und dachte an Lothar und wie er ihr seine Einsamkeit und Sehnsucht auf dem verlassenen Schlosse in Sachsen geschildert. O ja, es ist schwer, sehr schwer, allein zu sein mit den marternden Gedanken, der schrecklichen Ungewißheit. Ungewißheit? Sie war fast zornig auf sich; ach Gott, sie wußte es ja nur zu gewiß!

Prinzessin Helene hatte gut ausgesehen, ihr Gesicht hatte einen etwas anderen, günstigeren Ausdruck gezeigt. Das Leidenschaftliche, Unruhige war von ihr gewichen — sie hatte wohl Hoffnung, gegründete Hoffnung!

Was wollte nur die Herzogin von ihr selbst? Ach, es war ja klar! Sie würde, nachdem sie Lothars Antwort erhalten, zu ihr

ſagen: „Claudine, ſei großmüthig, gieb Du ihm ſein Wort zurück! Er fühlt ſich gebunden.“

Freilich, das wußte ſie, er würde die Verlobung nicht löſen, nie! Er war auf ihre Großmuth angewieſen. Ein heißer leidenſchaftlicher Trotz erfüllte ſie. „Und wenn ich jetzt nicht will? Und wenn ich lieber elend an ſeiner Seite werden will, als elend ohne ihn? Wer kann mich hindern?“ Sie ſchüttelte den Kopf. „O nimmermehr! Nein!“

Die altmodiſche Uhr auf der Spiegelkonſole ſchlug Neun. Heute war die Herzogin ſicher zu angegriffen geweſen; es war wohl keine Hoffnung mehr, ſie zu ſehen. Es fror ſie plötzlich in dem dunklen Zimmer; das Flämmchen unter dem Keſſel war längſt erloſchen; im Kamin glühte nur noch ein ſchwacher rother Schein. Sie begann umherzuwandern; bis zehn Uhr wollte ſie noch warten, dann zur Ruhe gehen. Vielleicht konnte man ja ſchlafen. Aber gegen zehn Uhr kam doch die Kammerfrau und beſchied ſie hinunter.

Sie ging die Korridore entlang und über verſchiedene Treppen und Treppchen, bis ſie in das wohldurchwärmte und hellerleuchtete Veſtibül gelangte, vor den Gemächern Ihrer Hoheit. Sie war früher ſelten hier geweſen; bei den Feſtlichkeiten, die im Schloſſe ſtattfanden, hatte ſie die Herzogin-Mutter immer nur in die Prunkſäle begleitet und die kleinen Geſellſchaftsabende in den Salons Ihrer Hoheit zu vermeiden geſucht. Aber ſie empfand auch heute wieder den eigenthümlichen Zauber dieſer prächtigen Räume. Ueberall dieſes ſatte Roth auf Wänden, Teppichen und Vorhängen, überall das gedämpfte Licht röthlich verſchleierter Ampeln und Lampen, überall Gruppen üppiger exotiſcher Pflanzen, und überall prächtige farbenglühende Gemälde in breiten funkelnden Goldrahmen.

„Krankhaft! fieberhaft wie der Geiſt, der dieſe Räume bewohnt,“ hatte einſt Se. Hoheit geſagt, der, an die reine Waldluft gewöhnt, in dieſer ſchweren duftdurchhauchten Atmoſphäre zu erſticken gemeint. Es lag etwas Wahres darin. Ein heißes Verlangen, die arme Wirklichkeit zu verſchönern, die Sehnſucht nach Leben und Glück ſprach ſich aus in dieſer den Gemächern eines Feenſchloſſes gleichenden Umgebung.

Die Herzogin lag in ihrem Schlafzimmer, in dem niedrigen, mit ſchweren rothen Vorhängen umgebenen Bette, deren Falten oben am Plafond ein vergoldeter Adler in ſeinen Krallen hielt. Auch hier eine röthliche Beleuchtung, die das bleiche Geſicht mit trügeriſchen Roſen überhauchte.

„Es iſt ſpät, Dina,“ ſagte die Kranke mit verſchleierter Stimme; „aber ich kann nicht ſchlafen, faſt nie mehr, und ich kann nicht allein ſein, ich fürchte mich. Ich habe mir darum einen Vorhang des Bettes ſo legen laſſen, daß ich die Thür nicht ſehe. Mich erfaßt mitunter eine unerklärliche Angſt, es möchte irgend etwas Schreckliches über die Schwelle kommen, unſer Hausgeſpenſt, die weiße Frau, die mir melden will, was ich ja ſchon weiß: daß ich ſterben muß. Lache mich nicht aus, Dina; ich lag ſonſt ſo gern im Dunkeln. Erzähle, Claudine, erzähle mir alles; ich meine, oft wird es nicht mehr ſein, daß ich Dir zuhören kann. Wie erging es Dir, Dina? Sprich!“

Claudine meinte, ſie müſſe hinauseilen aus dieſem reichen Zimmer mit ſeinem vergoldeten Plafond und dem betäubenden Maiblumenduft, der vom Wintergarten herüberzog.

„Mir geht es gut, Eliſabeth, ich bin nur traurig, daß Du leideſt,“ ſagte ſie und nahm Platz zur Seite des Bettes.

„Claudine,“ begann die Kranke, „ich habe noch ſo vielerlei zu ſchreiben und zu ordnen, und wenn erſt mein Vater hier iſt und meine Schweſter — ſie werden bald eintreffen — und wenn ich die Angſt wieder bekomme, die erſtickende Angſt, dann iſt's zu ſpät. Hilf mir ein wenig dabei.“

„Eliſabeth, Du regſt Dich unnöthig auf.“

„Nein, o nein; ich bitte Dich, Dina!“ Und ſie wandte ihr abgemagertes Geſicht um und blickte das Mädchen an mit den großen glänzenden Augen, als wollte ſie in das Herz der Freundin ſchauen. „Du biſt eine ſo ſeltſame Braut, Claudine,“ begann ſie nach einer Weile flüſternd, „und ſeltſam iſt auch Euer Brautſtand. Er dort, Du da. Claudine — geſtehe, es war ein frommes Opfer von Dir, als Du Deine Hand verſchenkteſt an jenem gräßlichen Tage! Sprich, Claudine, Du liebſt ihn nicht?“

Mit wahrhaft verzehrender Angſt hingen ihre Blicke an dem blaſſen Antlitz des Mädchens.

„Eliſabeth,“ ſagte dieſes nach einer Pauſe und legte die Hände auf ihre Bruſt. „Ich liebe Lothar, ich habe ihn geliebt, als ich noch nicht wußte, was Liebe iſt; als halbes Kind ſchon habe ich ihn geliebt!“

Die Herzogin ſchwieg, aber ſie athmete raſch.

„Glaubſt Du mir nicht, Eliſabeth?“ fragte Claudine leiſe.

„Ja, ich glaube Dir, Dina; aber liebt er Dich? Sage, liebt er Dich auch?“ flüſterte die Herzogin.

Sie ſenkte die Wimper. „Ich weiß es nicht,“ ſtammelte ſie.

„Und wenn Du wüßteſt, er liebt Dich nicht, würdeſt Du trotzdem ſein Weib werden wollen?“

„Nein, Eliſabeth!“

„Und Du würdeſt Dich nie entſchließen können, einem Andern Deine Hand zu ſchenken, der Dich unſäglich liebt?“

Das ſchöne Mädchen ſaß wie ein Steinbild, ohne zu antworten.

„Claudine, weißt Du, weshalb ich gekommen bin?“ fragte die Herzogin leidenſchaftlich erregt — „um mit der letzten Lebenskraft demjenigen, der mir am theuerſten iſt auf dieſer Welt, ein heißerſehntes Glück zu retten. Als ich fortging nach Cannes,“ ſprach ſie weiter, „da kämpfte noch meine thörichte Schwachheit, mein verwundetes eitles Herz mit der beſſeren Einſicht. Claudine, der Herzog liebt Dich — mich hat er nie geliebt. Er liebt Dich mit aller Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit, deren ſein edles Herz fähig iſt. Ich habe während der Jahre unſerer Ehe in jedem Zuge ſeines Geſichtes leſen gelernt — er liebt Dich, Dina! Und er wird Dich nie vergeſſen. Sitze nicht ſo ſtumm da; um Gotteswillen, antworte!“

„Du irrſt Dich!“ rief Claudine angſtvoll und ſtreckte abwehrend ihre Hand gegen die Herzogin aus. „Du irrſt Dich; Se. Hoheit liebt mich nicht mehr, es iſt ein Wahn von Dir! Du darfſt nicht grübeln über ſolche Hirngeſpinſte, Du durfteſt deshalb nicht kommen.“

„O, glaubſt Du, Dina, daß man die Liebe auszieht wie ein Kleid?“ fragte die Herzogin bitter, „daß man ſich vornehmen kann, etwa als wolle man einen Spaziergang machen: von heute ab wird nicht mehr geliebt — Punktum!? So iſt das Herz nicht beſchaffen.“

Claudine ſchwieg. „Ich werde mich nie verheirathen,“ ſagte ſie dann leiſe und beſtimmt, „wenn nicht beider Herzen ſich einander zuneigen, nie! Verzeihe, Eliſabeth, ich darf Dir keine trügeriſchen Verſprechungen machen. Verfüge über alles, alles! Ueber mein Leben, wenn es ſein muß, nur verlange das nicht!“

Die Herzogin blickte mit weinenden Augen an Claudine vorüber. Ein Weilchen blieb es ganz ſtill im Gemach.

„Armer Mann! Ich hatte es mir ſo ſchön gedacht für Dich,“ ſagte ſie dann mehr zu ſich ſelbſt. „Es ſoll nicht ſein!“ Und etwas lauter: „Welche Verwirrung — Du liebſt Lothar, und er — arme kleine Prinzeſſin!“

„Eliſabeth!“ ſchrie Claudine auf und ihre erblaßten Lippen zitterten. „Ich will ja ſein Glück nicht hindern — was denkſt Du von mir? Nie! Nie! Erweiſe mir eine Liebe,“ fuhr ſie haſtig fort, „gieb ihm in meinem Namen ſeine Freiheit zurück — ich weiß, Du ſprichſt mit ihm über dieſen Punkt.“

„Morgen,“ ſagte die Herzogin.

„So gieb ihm das!“ Sie zog heftig den Brautring von ihrem Finger. „Hier iſt das Glück der Prinzeſſin, nimm es und — laß mich meine eigenen Wege gehen, allein, fern von allem, was mich an ihn erinnert!“

Sie ſprang empor und ging zur Thür hinüber.

„Claudine,“ bat die Herzogin mit ihrer ſchwachen Stimme und ihre kranken Hände umſchloſſen den Ring. „Dina, geh' nicht ſo von mir! Wer iſt die Aermere von uns beiden? Hilf mir lieber, daß noch etwas Segen aus alledem werde.“

Claudine kam zurück. „Was ſoll ich noch thun?“ fragte ſie reſignirt.

Die Herzogin bat um Waſſer. Dann hieß ſie Claudine eine Schatulle bringen, öffnete dieſelbe und reichte dem Mädchen ein Stück Papier.

„Es iſt ein Verzeichniß der kleinen Andenken, die ich nach meinem Tode vertheilt wiſſen will. Bewahre es — es iſt eine Abſchrift, das Original hat der Herzog.“

„Du ſollſt Dich nicht ſo entſetzlich aufregen, Eliſabeth.“

„O, ich werde ruhiger ſein, wenn alles geordnet iſt, Dina. Lies noch einmal laut, ob ich auch nichts verſäumte. Es ſoll niemand ſagen: Sie vergaß mich!“

Mit bebender Stimme las Claudine. Zuweilen machte ein Thränenflor ihren Augen die Schrift unleſerlich; es war alles ſo zart ausgewählt, es zeugte jedes Einzelne von einem ſo innigen tiefen Gemüth.

„Meiner lieben Claudine gehöre der Schleier aus Brüsseler Spitzen, den ich getragen als Braut —."

Eine flammende Röthe schlug über des Mädchens vergrämtes Gesicht — sie wußte, was die Herzogin gemeint.

„Nimm es zurück, nimm es zurück!" schluchzte sie und kniete am Bette nieder.

„O wie schlimm! O wie schlimm!" sagte die Herzogin, „Du und er — unglücklich. Ihr meine beiden liebsten Menschen!"

Claudine küßte die heißen Hände der Kranken und eilte hinaus; der Schmerz tobte zu heftig in ihr. Im Wintergarten unter den Magnolien und Palmen weinte sie sich aus; das leise Geplätscher des Springbrunnens zu ihren Füßen beschwichtigte ihre wilde Verzweiflung; sie war nach einigen Minuten so weit gefaßt, daß sie ruhig „Gute Nacht!" wünschen konnte. Als sie durch die seidenen Vorhänge hinüber spähte zu dem Bette, lag die Kranke anscheinend im Schlummer, einen gramvollen Zug um den Mund.

Im Vorzimmer traf Claudine den alten Medizinalrath, er begrüßte sie freundlich.

„Ist es denn wirklich so nahe, das Ende?" fragte das erschütterte Mädchen.

Er reichte ihr zutraulich die Hand. „So lange noch Athem ist, gnädiges Fräulein, ist auch Hoffnung. Aber nach menschlichem Ermessen — Hoheit wird auslöschen wie ein Licht, wird vor Erschöpfung einschlafen eines Tages."

Claudine deutete unwillkürlich nach ihrem Arme — „Herr Rath?"

„Ach, gnädiges Fräulein," sagte der alte Mann gerührt, „das hilft nicht mehr. Hier ist's vorbei, hier!" Und er deutete auf die Brust. „Ich will noch zum Herzog, um Nachricht zu bringen von dem Befinden Ihrer Hoheit," sprach er leise, indem er neben der jungen Dame den Korridor entlang ging. „Seine Hoheit hat übrigens gleich eine sehr unerfreuliche Ueberraschung hier vorgefunden. Sie wissen doch schon? Palmer ist verschwunden und hat eine große Konfusion hinterlassen."

„Nach Frankfurt fuhr er diese vergangene Nacht," sagte Claudine betroffen, „er wollte vermuthlich den Herrschaften entgegen reisen; ich sah ihn auf dem Bahnhofe in Wehrburg."

„Dieser Schuft," murmelte der alte Herr, „er ist längst jenseit der Grenze. Entgegenfahren? Wer hat Ihnen das vorgefabelt, gnädiges Fräulein?"

„Ich hörte, wie er zu Frau von Berg davon sprach." Und Claudine stand still; das ganze merkwürdige Erlebniß wurde ihr plötzlich klar.

„Die passen für einander," lachte der Arzt; „ich will's aber doch beiläufig Seiner Hoheit erzählen. Da werden wir morgen die Nachricht erhalten, daß auch die Gnädige verreist ist, mit Hinterlassung von allerhand Allotriis und Konfusionen. Man soll nicht schadenfroh sein, aber Ihrer Durchlaucht gönnte ich es; sie hat auf eine wunderbare Art die Dame protegirt. Gute Nacht, gnädiges Fräulein!"

Es war so. Am andern Morgen erfuhr man im Schlosse, daß Frau von Berg plötzlich verschwunden sei. Sie hatte weiter keine „Allotria und Konfusionen" hinterlassen, als ein Paket Briefe, an die Herzogin gerichtet, und einen Brief an Seine Hoheit. Aber der Schutzengel, der an der Schwelle des Krankenzimmers Wache hielt in Gestalt der Frau von Katzenstein, ahnte sofort, daß der Inhalt des Päckchens nicht geeignet sein könne für Ihre Hoheit, sie übergab es daher resolut dem Herzog. Die alte Dame kam just in dem Moment, als Seine Hoheit mit der Zornader auf der Stirn einen Haufen Papiere durchstöberte; der Polizeidirektor war ebenfalls im Zimmer anwesend.

Der Herzog mochte glauben, Frau von Katzenstein bringe ihm Nachrichten von Ihrer Hoheit. Statt dessen reichte ihm die alte Dame nun ernsthaft ein mit himmelblauem Seidenbande umwundenes Päckchen Briefe hin, dessen oberster, unverkennbar von der Handschrift Seiner Hoheit, die Adresse der Frau von Berg trug.

Der Herzog ward blaß.

„Und das sollte man Ihrer Hoheit übergeben?" fragte er bewegt und sah schier fassungslos die Zeugen einer lustigen Junggesellenzeit an, von damals, wo man so gern bei Herrn und Frau von Berg soupirte und Bakkarat spielte in dem blauen koketten Salon der schönen Frau. Dieses Weib, das niemals in einem Raume mit der Frau, deren Lebenszeit nur noch Tage zählte, der man diese Tage durch eine Infamie zu qualvollen gemacht, hätte athmen dürfen — dieses Weib wagte, noch an den Frieden des Sterbebettes zu rühren?

„Ich danke Ihnen, gnädige Frau!" sagte der Herzog erschüttert. Und er nahm die Briefe und warf sie in den Kamin, und jene andern Papiere warf er ebenfalls nach. Unwillkürlich wischte er sich hinterher die Finger an dem Batisttuch. „Lassen Sie den Schuft laufen, Herr von Schmidt," sagte er dann verächtlich und machte eine liebenswürdige verabschiedende Bewegung zu dem Polizeidirektor.

Der Herzog ging, nachdem jener sich entfernt hatte, sehr erregt im Zimmer auf und ab. Einer der Briefe, ein kleines Billet, war da liegen geblieben vor dem Kamin; der Herzog bemerkte es erst nach einer Weile und hob es auf. Es war Herrn von Palmers wohlbekannte Handschrift.

„Gestern Abend," las er, „habe ich der schönen Claudine ein Billet des Herzogs überreichen müssen; ich stahl es ihr, als ich ihr beim Einsteigen half. Anbei übergebe ich Ihrem eminenten Dispositionstalent das werthvolle Blättchen zu beliebiger Verwendung. Nun, mein Schätzchen wird die Mine so geschickt zu legen wissen, daß die kluge, uns beiden so freundlich gesinnte Dame in die Luft fliegt —"

„Also Palmer auch schuldig hierin!" Er lächelte bitter und dachte an das heißblütige dunkeläugige Geschöpfchen, dem man die Zündschnur zu dieser Mine in die Hand gab. Die Mine war explodirt, das erste Opfer lag da drüben und — die Verbrecher waren entkommen.

Dieser schlaue Mensch hatte sich wenigstens vorgesehen, hatte verstanden zu betrügen mit lächelnder Natürlichkeit, wie es bis jetzt noch an keinem Hofe vorgekommen sein mochte. Es war kein Bediensteter unter dem gesammten Personal des Hofhaltes, der nicht rückständige Gage zu fordern hatte; kein Hoflieferant, welcher Art es sei, der seit zwei Jahren einen Pfennig bekommen. Die Beamten des Herzogs hatten alle Hände voll zu thun, um zu erfahren, bei wem er etwas schuldig war. Im herzoglichen Rentamt drängten sich die Leute mit Forderungen, nachdem die Flucht Palmers bekannt geworden. Der Herzog mußte zornig lachen, als er die Details erfuhr.

Die in Geldsachen sehr peinliche Herzogin-Mutter war darüber empört, einen Landauer zum zweiten Male bezahlen zu müssen, und ertrug dennoch nur mit Mühe den Gedanken, daß sie in eben diesem Wagen ganz ruhig an dem Hause des Fabrikanten vorüber gefahren sei, der so oft unterthänige Mahnbriefe an Palmer geschickt hatte. Die ganze Residenz war außer sich und wünschte dem Entkommenen Zuchthaus und Galgen; aber so schlaue Vögel entwischen in der Regel.

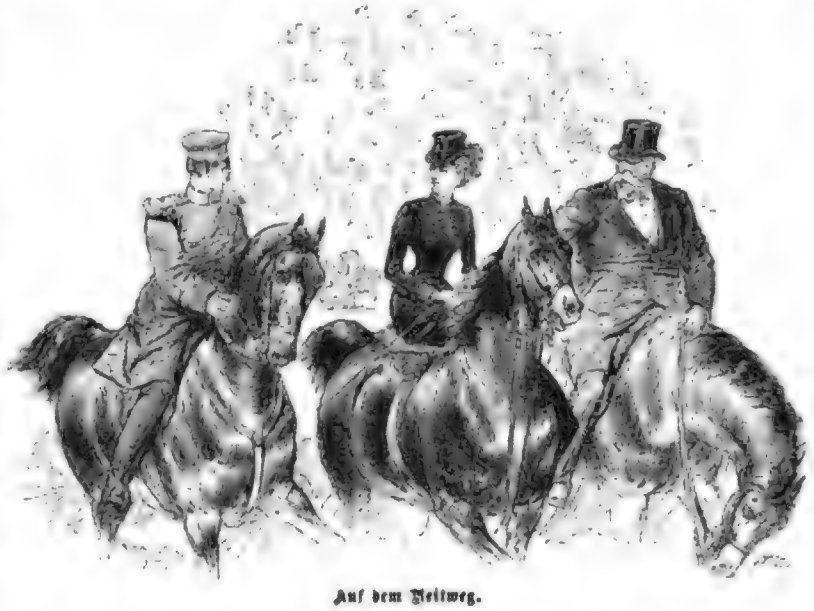
Claudine erfuhr dies alles durch die Zofe; es erregte kaum flüchtig ihr Interesse. Sie dachte nur an das, was das Heute ihr bringen würde, an die Entscheidung ihres Schicksals. Die Nachrichten über das Befinden der Herzogin lauteten nicht schlechter; sie hatte verschiedene Stunden geschlafen, aber noch nicht die Gegenwart der Freundin gewünscht.

Claudine stand am Fenster und sah hinaus in den grauen Novemberhimmel. Es schneite noch immer; so düster lag die Welt vor ihren Blicken, so todt, und drückte ihr bekümmertes Herz noch tiefer nieder. Eine dunkle Röthe überzog plötzlich ihr Antlitz. — Ein Wagen rollte in den Hof und hielt vor dem Portal des Flügels, den die Herzogin bewohnte. Da ihr Zimmer in dem Mittelbau lag, in dem die Prachträume sich befanden, konnte sie deutlich sehen, wer dem Wagen entstieg und das Schloß betrat. Er war es; eben verschwand Lothars hohe Gestalt hinter den spiegelnden Glasscheiben der inneren Thür. Er kam, Ihrer Hoheit die Antwort zu bringen!

Sie mußte sich fest aufstützen, so stürmte es auf ihre Seele ein; was wollte der thörichte Hoffnungsstrahl noch immer in ihrer gequälten Seele? Jedes Wort, das sie von ihm gehört, seitdem sie sich zum ersten Male wiedersahen im Neuhäuser Garten, seit dem Tage, wo sie herüber gekommen, um Beate von dem Wachsfunde zu benachrichtigen, war verwundend gewesen, scharf wie ein geschliffener Stahl. Er hatte ihr Mißtrauen und Nichtachtung gezeigt, wo er gekonnt; er liebte sie nicht, nein, nein! — Einmal, einmal hatte ihr Herz thöricht in Wonne geklopft, das war in jener dunklen Sommernacht, als er daher geritten kam, um nach ihrem Fenster zu lauschen — einen Augenblick, einen einzigen süßen herzverwirrenden Augenblick. Aber die Ernüchterung folgte auf dem Fuße; es war eine militärische Angewohnheit von ihm; er

der Offiziere, verweht die gesuchten Apercus der holden Damen; traurig und verödet lag das nahe Schloß Bellevue da, dessen ritterlicher Besitzer, Prinz Louis Ferdinand, den Heldentod gestorben. Napoleons Stern glänzte heller als je und von der mit Friedericianischem Lorbeer umkränzt gewesenen preußischen Armee waren nur noch demoralisirte Bruchtheile vorhanden. Und eines Morgens, da war die Quadriga vom Brandenburger Thor verschwunden und hatte den Weg nach Paris angetreten; die Berliner aber sagten, der Sieg ist aus unseren Thoren gefahren, denn die Göttin hatte ehedem ihr Angesicht dem Thiergarten zugekehrt.

Heute blickt sie nach der entgegengesetzten Richtung und zwar auf die Linden herab; wie einst wallfahrten in dichten gedrängten Scharen Tausende und Abertausende an heiteren Tagen heran und ergießen sich durch das hoheitsvolle Säulenportal in die grünen Laubhallen des Parkes. Welch fröhliches Gewimmel, besonders an Fest- und Feiertagen! Wer es möglich machen kann, verläßt das steinerne Häusermeer und pilgert mit Kind und Kegel hierher. Wohl giebt es ja noch verschiedene andere Parkanlagen in der Stadt, so den Humboldt- und den Friedrichshain; aber wagt diese nur einmal mit dem Thiergarten zu vergleichen, ihr würdet bei den Berlinern schön ankommen! Das wäre gerade so, als ob ihr die Frankfurterallee, die auch hübsch und breit und mit Bäumen bepflanzt ist, den Linden an die Seite stelltet! Thiergarten bleibt Thiergarten, damit basta; hier ist immer etwas und meistens Neues zu sehen, zumal wenn auf dem endlosen Rennplatze bei Westend jenseit Charlottenburg die sonntäglichen Hindernißrennen stattfinden. Da zieht sich auf der Chaussee eine undurchdringliche Wagenkette dahin; alle Gefährte sind vertreten, von der seidenausgeschlagenen, von echtem Vollblute gezogenen fürstlichen Equipage bis zu dem berüchtigten „Hammelwagen", der sonst zum Viehtransport dient, heute jedoch von den scherzenden und lachenden Verwandten des dicken Schlächtermeisters, der wie ein Prinz auf dem Bocke thront, besetzt ist, von der mit Offizieren in leuchtenden Uniformen geradezu besäeten, schwankenden, die Baumäste streifenden Mail-Coach bis zu der klappernden Droschke „zweiter Güte", deren Rosinante philosophische Betrachtungen über die Entfernung zwischen Berlin und Charlottenburg anzustellen und darüber das Gehen — denn Laufen zu sagen wäre eine ungeheuerliche Uebertreibung — zu vergessen scheint. Ein menschenüberfüllter Pferdebahnwagen folgt dem andern; dicht belebt von Reitern sind die Nebenwege, und flink wie Eidechsen schießen die Velocipedisten in ihren kleidsamen Trachten an uns vorbei. Die Mehrzahl freilich benutzt Schusters Rappen, eine sehr billige Gelegenheit zum Vorwärtsgelangen und nicht minder dazu geeignet, die vorüberhastenden Reitenden und Fahrenden zukritisiren und zu bespötteln — man weiß ja, wie wohlfeil und kostenlos diese Waare in der deutschen Kaiserstadt ist.



Auf dem Reitweg.

Wer an diesen Tagen nicht selbst zur Rennbahn hinauspilgert, um auf seinem Fünfzigpfennigplatz sich derart sportgemäß zu benehmen, als ob er mindestens zehn Rennpferde im Stall hätte, wer nicht dem weihe- und stimmungsvollen Charlottenburger Schloßpark, in welchem uns ernst und feierlich aus dunklem Grün das Mausoleum grüßt, einen kurzen Besuch abstattet: der läßt sich den Korso, der im Frühling und Hochsommer sich den Rennen anschließt, nicht entgehen. Ein entzückendes, farbenreiches Bild bietet sich uns dann in der Hofjägerallee dar, die den Thiergarten quer durchschneidet: auf und nieder rollen die eleganten Gefährte — nur den herrschaftlichen ist die Zufuhr von der Polizei gestattet — mit ihren ebenso eleganten Besitzern und Besitzerinnen, letztere in den modernsten sommerlichen Toiletten; nebenher sprengen die Reiter und auch schlanke Amazonen; duftige Blumensträuße fliegen herüber und hinüber, und wir wetten: oft hat sie Amor gebunden und lenkt ihren Flug zum richtigen Ziel. Die Blüthe der Jugend und die Blüthe des Adels ist hier vertreten, jene Kreise, die im Winter auf dem Hofparkett zu finden sind, wohlbekannte, weitberühmte Namen, die unter den Zuschauern, welche schwarz zu beiden Seiten die Allee einsäumen, von Mund zu Munde schwirren. Dazu die flotten Weisen der in den Gebüschen aufgestellten Militärkapellen, das vergnügte Leben ringsum, der wolkenlos blaue Himmel hoch über uns — man darf sich nicht wundern, nirgends ein mürrisches Gesicht zu sehen.

Ist der Korso vorüber, sind die Wagen und Reiter verschwunden, hat das Auge sich genug gesättigt, dann kommt auch der Magen und dabei wieder vor allem der Durst zu seinem Recht. Der Hauptstrom wendet sich, ganz wie früher, den Zelten zu; man weiß zwar, daß sie schon gefüllt sind; aber man versucht es doch und findet auch sein Plätzchen in den kleinen, dicht mit Männern, Frauen, Kindern vollgepfropften Vorgärtchen. Wie das möglich ist und wie sich die Kellner mit ihren speisenbesetzten Tablets durchzudrängen vermögen, das wird selbst den aufmerksamsten Beobachtern ein Räthsel bleiben. Bricht die Dunkelheit herein, flammen im benachbarten Krollschen Garten die sich zu den niedlichsten Arabesken, Kronen und Lauben verschlingenden Illuminationsguirlanden auf, dann wird es hier leerer und die dunklen Massen wälzen sich wieder dem Brandenburger Thore zu. So mancher von ihnen hegt sicher im Innern ein stilles Dankgefühl gegen den Thiergarten, und sein abendliches Rauschen läßt die schwere Arbeit, welche die neue Woche in Fülle bringen wird, in besserem Licht erscheinen; horch, jetzt setzt auch noch der Stelzfuß dort am Damme die Kurbel seines Leierkastens in Bewegung; einige Stimmen fallen leise, schüchtern ein; andere schließen sich an und die Melodie wird von Hunderten gesurrt und gesummt, bis es ganz laut und vernehmlich im Chor erschallt: „Wer hat dich, du schöner Wald" — und unter diesem Wald, was könnten die Berliner darunter anderes verstehen als ihren Thiergarten!

Uns, wenn wir offen sein sollen, ist er allerdings am Alltage lieber, besonders wenn mit duftigen Schwingen der Lenz nahte oder diesem mit goldiger Sonnenfluth der Sommer folgte. Dann am frühen Morgen im Thiergarten — es ist wirklich ein Stückchen reiner, frischer Natur, welches dort seinen ganzen unbeschreiblichen Zauber auf uns einwirken läßt. Die weiten Rasenflächen, die dichten Gebüsche, die Zweige und Kronen der Bäume, die Blumen, welche an vielen Stellen zu zierlichen Beeten vereint sind, schimmern von Millionen Perlen Thaus, und wenn die ersten Sonnenstrahlen darüber huschen, scheint ein Diamantenregen niedergefallen zu sein. Aus dem dichten Grün leuchten die marmornen Statuen der Königin Luise, ihres Gemahls und des Dichterkönigs Goethe, alle drei von Meisterhand geschaffen, hervor; ein kräftiger, würziger Erdgeruch umfängt uns; zitternde Reflexe fallen durch die Wipfel der mächtigen Buchen und Eichen auf die sorgsam gesäuberten Wege, über welche in munteren Sprüngen Eichhörnchen huschen, während Fink, Amsel und Drossel ihre Morgenkonzerte beginnen und von fernher die süßen Töne der Nachtigall herüberschallen. In den Straßen der Stadt ist es noch still und öde; hier aber beginnt, früher als dort, das erste Leben; mit sorgsamen Schritten nahen

die Brunnentrinker, welche den vorgeschriebenen Weg mit denkbarster Genauigkeit zurücklegen, einige poetische Gemüther schwärmen ganz in dem Morgengenuß und blicken mit deutlicher Verachtung auf den schlanken jungen Künstler, der, die Skizzenmappe unter dem Arm, mit sichtlichem Behagen die bläulichen Ringel seiner Cigarre in die klare Luft hinaufsteigen läßt; mehrere junge Damen, denen wir begegnen, haben schöne, rothgebundene Bücher mit Goldschnitt unter dem Arm; verstohlen werfen sie hin und wieder einen Blick hinein, ja, es ist doch ganz anders, Heine und Lenau und Rückert hier zu lesen, als in den engen vier Wänden!

Mit jeder Stunde nimmt das Leben zu. Lange Arbeiterkolonnen, welche in entfernten Stadttheilen wohnen, durchkreuzen den Park; ihnen folgen zahlreiche Schülerscharen, dieser und jener noch einmal den Homer oder Cicero memorirend; dann wird auch das Läuten der Pferdebahnen vernehmbar, übertönt alsbald von rauschender Militärmusik, denn die Truppen ziehen zum Tempelhofer Felde hinaus. Frohes Jubeln und Scherzen erklingt aus den mit Fahnen und Bannern geschmückten Kremsern, welche die dreiköpfigen Angehörigen der unteren Klassen einer Schule zum Grunewald hinausbefördern, während zu Fuß die herangewachseneren Schüler demselben Ziele zustreben; nachdem sie längst verschwunden, hallt ihr Gesang noch zu uns herüber: „Alles neu macht der Mai, macht die Herzen froh und frei", und die so lange nicht gehörte Melodie zaubert auch uns schöne Jugenderinnerungen hervor. Der Jugend speciell gehört ja in den Vormittagsstunden der Thiergarten; von allen Seiten kommen sie angetrippelt, die Kleinen und Kleinsten, Buben und Mädchen, Arme und Reiche, behütet von der Wärterin, der Schwester oder gar von einem Diener, der sich in seiner Rolle sichtlich höchst ungemüthlich fühlt. Ueberall sind Spielplätze errichtet, und nun solltet ihr einmal sehen, wie eifrig alsbald die Arbeit begonnen wird; mit Schaufel und Harke und Hacke wird gebuddelt und gegraben und gebaut; hier entsteht eine Festung, dort ein Kanal, da eine Gärtnerei; die Wangen glühen und die Augen blitzen, ein helles Jubeln vor Lust und Freude, vor Wonne und Genuß — und wer da zuschaut, dem geht das Herz weit auf und er wünscht nur ein Mal, nur ein einziges Mal noch so sorglos und glücklich zu sein!

Wenn wir wieder allein sein wollen, müssen wir die entfernteren Partien des Thiergartens aufsuchen; vorbei an der bronzenen Löwengruppe von Wolff, dem blumenumwobenen Denkmal der Königin Luise gelangen wir zur lauschigen Rousseauinsel und von dort über die Löwenbrücke zum Neuen See. Das ist hier doch das schönste und idyllischeste Fleckchen in der näheren Umgebung Berlins! Still und ruhig liegt der Wasserspiegel vor uns; Schwäne durchfurchen ihn langsam und majestätisch; ein Zug Enten rudert schnatternd daher und verschwindet in dem hohen Schilf und Binsenrohr am Ufer; das hellere Grün der Linde hebt sich von dem dunkleren des Ahorn ab, Eiche und Kastanie machen die Schattirungen noch mannigfaltiger; in schweren Dolden steht der Flieder in Blüthe und sein süßer Duft scheint sich mit dem nah und immer näher ertönenden Locken und Schluchzen der Nachtigall zu einem unnennbaren Ganzen zu verschmelzen, welches unsere Sinne umfängt und uns die Weihe der Natur aufs innigste empfinden läßt. Verhältnißmäßig selten suchen Spaziergänger diesen Punkt auf; erst wenn sich gen Charlottenburg hin der Himmel mit goldigem Schimmer überzieht und noch einmal in purpurne Gluth die Wipfel der Bäume und einzelne Theile des Sees getaucht erscheinen, dann wird es auch hier etwas lebhafter. Von dem mit Fahnen umflatterten schmalen Hafen, in dem einzelne phantastisch kostümirte Matrosen eifrig herumhantiren, lösen sich die kleinen, schwankenden Nachen los und werden mit kräftigen Ruderschlägen auf den See hinausgetrieben. Fast jede dieser Nußschalen beherbergt zwei Menschenkinder, deren Herzen sich gefunden; häufig genug wird das Ruder eingezogen und dann vereinen sich die Hände zu sanftem Druck, während der Mund heimlich leise Liebesworte flüstert. Abgebrochen trägt der Wind die Klänge des Konzerts im Zoologischen Garten herüber; das Wasser plätschert eintönig an den Bug des Schiffleins und schmelzender als je erzittert das Lied der Nachtigall — dann packt der kleine geflügelte Gott, der gern hier in dem dichten Buschwerk, durch welches säuselnd der Abendwind flüstert, lauscht und späht, die Pfeile in den Köcher und hängt den Bogen über die Schulter, um mit leichtem Flug nach einem anderen Ort zu schwirren — hier ist seine Anwesenheit nicht mehr von nöthen!

Braun Gold.

Gepriesen sei die Frucht der Reben,
Des edlen Weines Feuerkraft;
Doch Ehre sei auch dir gegeben,
Du goldigbrauner Gerstensaft!
Gesenkt in tiefe Kellerruhe,
Von dichter Dämmerung umwebt,
Liegst du wie in verborgner Truhe,
Ein reicher Hort, bis man ihn hebt.

Wenn dich, in blankes Glas gegossen,
Das schaumgekrönt bis an den Rand,
Im Kreise wackrer Trinkgenossen
Die Schenkin reicht mit flinker Hand,
Begrüßt dich frohes Augenleuchten
Und Lob aus manchem durst'gen Mund,
Den deines Schaumes Perlen feuchten
Beim Schaun bis auf des Glases Grund.

Nicht nur am schwülen Sommerabend,
Wo stets ein kühler Trunk gedeiht —
Du bist erquickend auch und labend
Im Herbste und zur Winterzeit.
Und wenn im Lenz die Lerchen singen
Hoch überm Saatgefild im Blau,
Bist du gedeihlich, wie dem Springen
Der Blüthenknospen Morgenthau.

An Tafeln nicht allein und Tischen
Der Reichen schäumt dein brauner Quell;
Er quillt auch, jenen zu erfrischen,
Der nicht des Glückes Pfadgesell,
Der mühend sich vom frühen Morgen
Bis zur Stunde, bis die Sonne sank,
Gedrückt von manchen Lebenssorgen
Sich schwer verdient den Labetrank.

In Märchenbüchern steht zu lesen
Und ist durch Schilderei'n bekannt,
Zuerst ein König sei's gewesen,
Der hab' aus Gerste Malz gebrannt.
Doch wie auch drob das Meinen schwanke,
Ob man's verneinet, ob bejaht,
Es war ein fürstlicher Gedanke
Und eines Königs würd'ge That.

Die Frucht der Rebe sei gepriesen,
Des edlen Weines Feuerkraft;
Allein auch Ehre dir erwiesen,
Du goldigbrauner Gerstensaft!
Wo echt und lauter deine Welle
Vom Faß in blanke Gläser fließt —
Gesegnet sei des Hauses Schwelle
Und was sein Kellerraum umschließt!

Theodor Löwe.

Der Kuckuck brütet.

Im Jahre 1873 (vergl. Nr. 25) brachte die „Gartenlaube" einen interessanten Artikel „Vom Kuckucksei" aus der Feder Adolf Müllers. Dieser Artikel schließt mit den Worten: „Es kommt vor, daß der Kuckuck ausnahmsweise seine Eier ohne besondere Nestbereitung selbst ausbrütet, die ausgebrüteten Jungen pflegt und großzieht." Dieser Satz stützte sich auf eine im Sommer 1868 von dem bewährten Vogelkenner Kießel in St. Johann an der Saar gemachte Beobachtung. In einem Walde bei St. Johann wurde von den dortigen Holzbauern ein weiblicher Kuckuck auf zwei Eiern brütend gefunden. Er hatte beide Eier gezeitigt und die Jungen großgezogen. Obwohl Kießel vier Zeugen für die Richtigkeit seiner Beobachtung anführte, wurde dieselbe doch bestritten und von vielen, unter anderen auch von Brehm, als ein gröblicher Irrthum bezeichnet, der nur durch eine Verwechslung des Kuckucks mit der Nachtschwalbe zu erklären sei.

Heute, nach fünfzehn Jahren, sind die Brüder Müller in der erfreulichen Lage, einen endgültigen Beweis für die Richtigkeit der damaligen Behauptung zu bringen. Unser Mitarbeiter Karl Müller schreibt uns Folgendes:

Endlich ist ein großer Theil des mystischen Dunkels im Leben des interessantesten heimischen Vogels, des Kuckucks, wiederum gelichtet worden: von meinem Bruder, dem Oberförster Adolf Müller in Krosdorf. Die Reihe unserer reformatorischen Forschungen, welche in unserem Werke „Thiere der Heimath" enthalten sind, wird demnächst beim Erscheinen der Abtheilung „Vögel" in der zweiten, kolorirten Auflage dadurch bereichert werden.

Unser Vermuthen, daß der Kuckuck auch selbst brüte, hielten wir in unserem Werke zurück, da die Verantwortung vor der wissenschaftlichen Welt zu groß ist und in unserem Schriftstellerleben das Selbsterfahrene den Ausschlag giebt.

Schon vor drei Jahren wurde bei mir jene Vermuthung in hohem Grade bestärkt, und zwar durch eine Beobachtung in einem Distrikte der „Steinfürst", welche nahe bei Alsfeld liegt. Ein Kuckucksweibchen strich jedesmal, wenn ich die Hege betrat, die aus jungen Kiefern und Buchenbüschen bestand, auffallenderweise am Boden über das reichlich wuchernde Heidekraut dahin, entschwand wie ein Schatten und kehrte nach längerer Zeit zurück, mich umkreisend und zuweilen dicht an mir vorüberhuschend.

Die ganze Woche hindurch, sobald ich nur abkommen konnte, forschte ich nach, durchsuchte alle Nester der Kleinvögel, Rothkehlchen, Grasmücken, Laubvögel und Zaunkönige, aber nirgends fand ich ein Kuckucksei oder einen jungen Kuckuck. Nun untersuchte ich Schritt für Schritt den Boden, aber auch diese Bemühungen blieben ohne Erfolg. Ich stellte mich mit dem Fernglas auf den Beobachtungsstand. Es blieb ruhig, der Kuckuck unsichtbar. Sobald ich aber nachforschte, sah ich den Kuckuck immer wieder in meiner Nähe dicht über die Büsche und Heide streichen. Am sechsten Tage nahm ich ihn nicht mehr wahr, es war der 14. Juni.

Heute gebe ich in lebhafter Erinnerung an die große Wachsamkeit und Besorgniß des Kuckucks der Meinung Raum, daß er an irgend einem Plätzchen gebrütet hatte und selbstpflegender Muttervogel geworden war, nachdem mein Bruder mir die nachstehenden Aufzeichnungen seines treu und pünktlich geführten Tagebuchs übermittelt hat, damit die „Gartenlaube" das die ganze ornithologisch wissenschaftliche Welt nicht bloß, sondern auch das Laienthum hochinteressirende Ereigniß zuerst veröffentliche.

Doch hören wir die werthvolle, kostbare Entdeckung, wie sie im Laufe der Beobachtung von meinem Bruder stets nach Befund sogleich aufgezeichnet worden ist.

* * *

Als ich am Vormittag des 16. Mai d. J. im nordöstlichen Theile des königlichen Waldortes Hohenschied in meinem Dienstbezirke eine junge Pflanzung besichtigte, stand plötzlich aus dem Gestrüpp ein Kuckuck sehr nahe vor mir auf, den ich sogleich an seiner blassen, bräunlichen Farbe als einen weiblichen Vogel erkannte. Ich entdeckte alsbald nahe der Stelle, wo der Vogel aufflog, in einer ganz flachen Bodenvertiefung drei Eier, welche mir dadurch auffielen, daß sie eine verschiedene Färbung besaßen und das eine gegen die beiden anderen eine merklich geringere Größe hatte. Da ich dieselben als von keinem einheimischen kleineren, in erdständigem Neste brütenden Vogel herrührend erkennen konnte und der Kuckuck mich auch auffallenderweise mehrmals umkreiste, so zog ich mich sogleich in eine nahe Deckung der jungen Hege zurück, um den Vogel näher zu beobachten. Innerhalb weniger Minuten ließ sich derselbe wieder, nahe am Boden hinfliegend, sehen und fußte alsbald nächst der Stelle, an welcher ich die Eier entdeckt hatte. Ich vermuthete, der Kuckuck sei im Begriff, sein Ei zu den gefundenen abzulegen, und wartete mindestens gut dreiviertel Stunden hinter meiner Deckung, ohne daß ich den Vogel sich entfernen sah. Dies sowohl, wie der Umstand, daß keine um ihr Gelege besorgten Nistvögel in der Nähe sich zeigten, ließ mich stark vermuthen, daß hier ein außerordentlicher Fall obwaltete, den zu ergründen ich nunmehr eifrig bestrebt war. Ich näherte mich jetzt vorsichtig der fraglichen Stelle, und in deren Nähe erhob sich der Kuckuck zum zweiten Male, diesmal, nachdem er einen Halbkreis um mich beschrieben, weiter in eine Nadelholzdickung streichend. Die nähere Betrachtung der Eier ergab nun, daß zwei davon keinen auffallenden Unterschied in Größe und Gestaltung zeigten, wohl aber in der Grundfärbung von einander abwichen. Ich erkannte sie als Eier des Kuckucks von sehr zartem Korn und dünner Schale. Das eine trug die charakteristische Färbung in weißgelblichem (blaßwachsfarbenem) Grundton, mit dunkelbraunen Punkten und einzelnen Strichen und Schnörkeln hin und wieder versehen; das zweite, gleichgroße war röthlichgelb oder lehmfarben begrundet und trug ölfarbene, verschwommene Zeichnung, so daß es einige Aehnlichkeit mit den Eiern des Rothkehlchens aufwies. Beide waren mindestens von der Größe eines Goldammereis, aber schlanker. Das auffallendste, von diesen beiden wesentlich verschieden, war das dritte. Es erinnerte sehr an die Eier des Buch- oder Edelfinken, bot auf graugrünlichem Grunde spärliche, kleine röthliche und größere dunkel rothbraune Punkte und war ungewöhnlicherweise gehäuft punktirt am spitzen statt am stumpfen Pole. Es erreichte nicht einmal die Größe der Eier der eben genannten Finkenart. Wie schon erwähnt, lag das Gelege in einer flachen Bodenmulde, die zwischen Gras und Ginstergestrüppe ringsum in einem Abstand von 30 bis 35 Centimetern frei war.

Rasch entfernte ich mich nach dieser Untersuchung nach einem etwas erhöhteren Hinterhalt in dem Jungholze des Buchenlichtschlages. Von diesem Punkte aus konnte ich mit meinem glücklicherweise mitgenommenen Fernglase die Stelle an dem abschüssigen Hange des Raines genau übersehen. Innerhalb etwa der sechsten Minute kehrte der Kuckuck zurück und fiel nach mehrmaligem Umkreisen des Ortes wieder an der Niststelle ein, um sich gleich darauf in seinem charakteristischen unbeholfenen Gange auf das Gelege zu begeben. Ueber anderthalb Stunden behielt ich die Stelle noch im Auge, während welcher Zeit der Kuckuck unbeweglich auf den Eiern verharrte, so daß kein Zweifel mehr über das thatsächliche Brüten des Kuckucks über seinen eigenen Eiern bei mir obwaltete.

Ich ließ nun bis zum 25. Mai d. J. den Kuckuck ungestört in seinem Brutgeschäfte. Am Morgen des gedachten Tages besuchte ich die Niststelle und fand zu meiner großen Freude — nach dem Abstreichen des Brutvogels — einen jungen Kuckuck in der Erdmulde liegen. Er mochte nach meinen früheren Erfahrungen in Bezug auf junge Kuckucke etwa seit fünf bis sechs Tagen dem Ei entschlüpft sein, denn die Kiele leuchteten aus der Haut der Flügelarme und der Schultern und das Augenlicht aus den Ritzen der kaum noch geöffneten Augenhaut. Das eine röthlichbraune und das kleine Ei fand ich etwas abseits des Brutlagers. Das erstere war eingedrückt und erwies sich als ungezeitigt und faul, das kleine war unversehrt. Ich erkannte aber beim Versuche, es auszublasen, daß es unbefruchtet und mit nur wenig halbvertrocknetem, halb verdorbenem Inhalte versehen war. Unstreitig war es, wie das halbzerdrückte, ein während des Brütens nachgelegtes, aber auch nicht ausgebildetes, unbefruchtet gebliebenes Ei, was sein auffallend geringer Umfang, die äußerst zerbrechliche, dünne Schale sowie sein dürftiger Inhalt bewiesen.

Unermüdlich, immer wieder nach kurzen Zwischenzeiten, umkreiste mich in niedrigem Fluge der Brutvogel, ein Zeichen, daß

er große Besorgniß um sein Junges hegte. Meine Versuche mit dem jungen Vogel ergaben ein ganz anderes Resultat, als das, welches mir früher zwei in dem Neste eines Rothkehlchens aufgefundene junge Kuckucke in ihrem Verhalten zeigten. Diese waren beständig unruhig, reckten zitternd die Flügelarme über dem Rücken und der eine derselben schnickte sich zeitweilig heftig mit Kopf und Hals nach hinten, so daß er öfters überfiel; der neue Gegenstand meiner Beobachtung verhielt sich hingegen sehr ruhig, mit Kopf und Hals auf dem Boden liegend. Er reagirte auch gar nicht, wenn ich ihm den Rücken — der noch die charakteristische Vertiefung der ersten Jugend des Kuckucks trug — mit dem Finger berührte oder ihm das eine Ei oder einen entsprechenden anderen runden Gegenstand auf den Rücken legte. Daraus schließe ich, daß die brütende Mutter selber die ungezeitigt gebliebenen Eier abseits geschoben haben muß, nicht aber der junge Kuckuck, wie das die jungen Individuen in fremden Nestern hin und wieder zu thun pflegen, indem sie die Nesteier oder ihre Stiefgeschwister hinausschieben oder hinauswerfen.

Ich zog mich darauf wieder auf meine frühere Beobachtungsstelle zurück, vermochte aber noch nicht zur genauen Auskundschaftung des Atzens (Fütterns) vom alten Vogel zu kommen. Ein ferneres Verweilen wurde auch von Grasdieben unterbrochen, welche in der Nähe den Ort beunruhigten, und ich verschob die weitere Erforschung dieses Gegenstandes auf einen ruhigeren Tag, da auch die grasrupfende Bevölkerung an der nahen Grenze des an den fiskalischen Wald stoßenden Gemeindewaldes ihre berechtigte Nutzung, störend für meine Absicht, fortsetzte.

Am Morgen des 26. am Orte eingetroffen, hatte ich einige Male Gelegenheit, zu sehen, wie der Brutvogel den jungen Kuckuck — wie mir's schien — mit grünen Räupchen atzte. Dabei wurde der junge Nestling von der Mutter viel und anhaltend erwärmt. Ich schlich mich nämlich bei meiner Annäherung an den Ort gedeckt auf meinen Beobachtungsplatz und sah durch mein Fernrohr den alten Vogel auf der Niststelle sitzen. Zweiundzwanzig Minuten beobachtete ich ihn in dieser Situation, worauf ich plötzlich durch sein Aufstehen und Fortstreichen überrascht wurde, welches tief an der Erde her mehrere Schritte entfernt von dem Nistorte auf einer Blöße geschah. Ich untersuchte, die Abwesenheit des Vogels benutzend, sogleich die Stelle und fand den jungen Kuckuck mit beinahe gänzlich offenen Augen in der Mulde liegen. Bei meiner Annäherung richtete er den Vorderkörper in die Höhe und sperrte den orangefarbenen Rachen auf, seine feinen, piepsenden Töne ausstoßend. Die Lagerstelle um den jungen Kuckuck war vollständig von Exkrementen desselben reingehalten, ein sprechender Beweis dafür, daß der Muttervogel die übliche Eigenschaft der Nistvögel ebenfalls besitzt, die verhältnißmäßig sehr großen Faeces des Nestlings im Schnabel zu entfernen. Nach etwa drei Minuten, nachdem ich mich in meinen Hinterhalt zurückgezogen, sah ich den alten Kuckuck auf einen der freien Plätze etwa sechs bis acht Schritte von der Niststelle einfallen, wonach er vor dem Felde meines Fernrohres mit Atzung von grünlichen Gegenständen — wahrscheinlich Räupchen — erschien, das Junge atzte und dasselbe hierauf wieder ungefähr eine Viertelstunde bedeckte. Die Entfernung des Muttervogels erfolgte durch Auffliegen abermals in der früher eingeschlagenen Richtung und nicht unmittelbar von der Brutstelle aus, sondern von einem freien Raume außerhalb der Bodenbedeckung. Innerhalb weniger Minuten kam der alte Vogel mit gleicher Atzung von etwa einem Quadratcentimeter Umfang zurück, entfernte sich aber nach der Fütterung sogleich wieder in der beschriebenen Weise. Nach der zweiten alsbaldigen Rückkunft und Atzung erfolgte das Erwärmen des jungen Vogels wieder. Ich entfernte mich nach einer guten Viertelstunde gedeckt, ohne Störung des alten Vogels.

Schon während der Beobachtung hörte ich in dem Waldorte auffallend zahlreiche Rufe männlicher Kuckucke. Ich zählte nach und nach sechs Individuen, welche sich mit Minne- und Kampfrufen antworteten. In den nahen Horsten höheren Holzes vernahm ich in kurzen Intervallen die klatschenden Flügelschläge eifersüchtiger Kämpfer und das erotische „Gwawawawach" der Männchen mit dem antwortenden „Kiwiwiwi" der Weibchen. Einen unterhaltenden Anblick gewährte das Treiben der verliebten Gauche im Gehölze, das ich bei meinem Weggange noch einige Zeit aus der Ferne beobachtete. Bald zeigten sich auf den Wipfeln von Eichen und Fichten die hitzigen Männchen mit hochaufgerichteten, gefächerten Steuern und hängenden Flügeln und unter beständigen Rufen, worin vielfach das „Kuckuck" überstürzte in „Kuckuckuck" und bei manchen Exemplaren heiser und kurz abgebrochen ertönte; bald jagten sich männliche Individuen im Geäste herum, ab und zu mit weiblichen Exemplaren, die bekanntlich an ihrem blasseren bräunlichen Gefieder von den viel dunkleren (schwärzlichen) Männchen zu unterscheiden sind. Kurz, der Waldort war ein kleines Rendezvous von Kuckucken. Trotz der unfreundlichen Witterung dieser Tage (Heerrauch und Nebel am Horizont und frostiger Wind bei Nachmittags nur + 11° R. im Schatten) entspann sich ein Minnetreiben und Kampf in Rufen und Jagen, wie man es nicht lebhafter in den wärmsten Tagen des Mai und Juni erlebt.

Begierig, den Grund einer solchen Anhäufung von Kuckucken in diesem Waldbezirke zu erforschen, begab ich mich in das benachbarte Gehölz, wohin der Muttervogel vorher zur Erbeutung der Atzung mehrmals geflogen war. Ich entdeckte daselbst alsbald an den Gruppen von Eichenoberständern eine Ansiedelung des Eichenwicklers, Tortrix viridana L.; schon von weitem sah ich Exemplare davon in den bekannten Seidenfäden herabhängen, und fand auch die Eichenwickler in ziemlicher Anzahl auf den Blättern vor. Ganz gewiß bildete diese Ansiedelung die Ursache, daß sich hier die Kuckucke so zahlreich zusammenfanden.

Das Vorstehende beweist unwiderleglich klar die Thatsache: 1. daß der Kuckuck ausnahmsweise im Stande ist, eines und das andere seiner Eier — die er dann ohne Nestbereitung an irgend einer sicheren Stelle wahrscheinlich sämmtlich ablegt — selbst auszubrüten und das Junge zu ernähren; 2. daß die Eier von einem und demselben weiblichen Kuckucke sehr verschieden gefärbt und gezeichnet sein können. Damit wird aber die von gewisser Seite aufgestellte, rein theoretische Behauptung völlig entkräftet, jedes Kuckucksweibchen lege gleichgefärbte und -gezeichnete, sogenannte „typische" Eier, welche für das „zum Verwechseln ähnliche Gelege" einer besonderen Art der Kleinvögel bestimmt seien und regelmäßig dieser Art von dem weiblichen Kuckuck oktroyirt würden.

Adolf Müller.

Die größte Blüthe der Welt.

Von B. Stein.

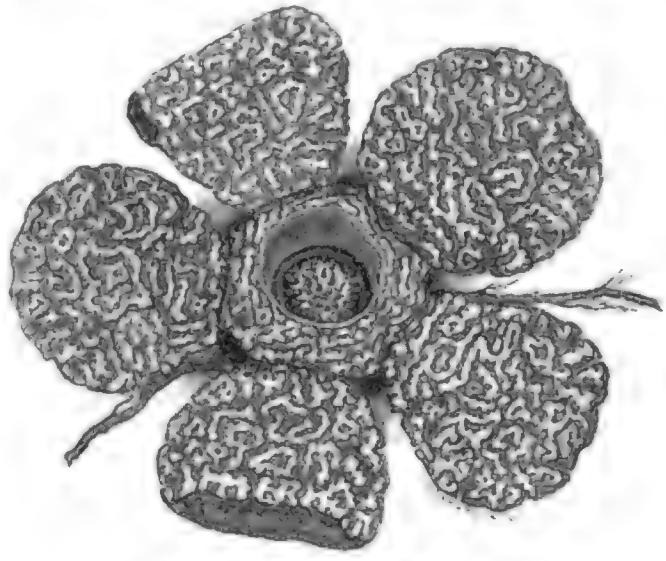
Während das Auge des Laien über die das Niveau der Mittelmäßigkeit nicht überschreitenden Erscheinungen der Pflanzenwelt gleichgiltig dahinschweift, wird es regelmäßig gefesselt durch diejenigen Formen, welche durch Massenentwickelung sich auszeichnen, sei es durch die Kolossalgröße von ganzen Stämmen z. B. der Riesenfichten Kaliforniens oder nur einzelner Pflanzentheile, wie etwa der enormen Blätter und Blüthen der südamerikanischen Victoria regia. Lockt aber schon die jährlich in fast allen unseren botanischen Gärten ihre fußgroßen Blumen entfaltende Victoria mit immer neuer Zugkraft Zehntausende neugieriger Beschauer heran, welche Scharen würden sich dann erst in unsere Gärten drängen, wenn es möglich wäre, die Riesenblüthen der Philippinen, denen gegenüber die Victoriablüthen zu wahren Zwergen herabsinken, lebend vorzuführen. Leider ist aber hier der gärtnerischen Kunst voraussichtlich noch für lange Zeiten ein Riegel vorgeschoben, und wir müssen uns begnügen, diese Riesenblüthen durch Wort und Bild zur Anschauung zu bringen. Selbst in botanischen Kreisen faßte man die erste Kunde über derartige, alle bekannten Größenverhältnisse unendlich überschreitenden Blüthen anfänglich mit Mißtrauen auf. Es klang wie eine schlecht ersonnene Fabel, als der Begleiter des Sir Stamford Raffles, des englischen Gouverneurs von Sumatra, Dr. Josef Arnold, von einer Blüthe berichtete, welche er 1818 auf der Insel Lebbar, im Gebüsch an den Ufern des Manna-River gefunden und welche einen Umfang von fast neun Fuß besessen habe. Dabei war es nicht die Blüthe eines starken Strauches oder einer tiefwurzelnden Staude, sondern ohne jede Spur eigenen Blattwerkes schmarotzte der wunderbare Gast auf den am Boden hinkriechenden Reben eines hartbeerigen Weinstockes. In das weiche Holz dieser Reben hatte er sein schwaches Wurzelsystem eingesenkt, gleichwie unser Mistelbusch es auf Pappeln, Ahornen, Fichten ꝛc. thut, und aus dem ihm massenhaft zuströmenden Rebensafte entnahm er die Stoffe zum Aufbau der kolossalen Blume.

Am 30. Juni 1820 beschrieb der damals bedeutendste englische Systematiker Robert Brown diese wunderbare neue Pflanze und verewigte die Namen der beiden Entdecker, indem er ihr den Namen Rafflesia

Arnoldi beilegte. Zu Browns Bedauern hatte Dr. Arnold nur eine männliche Blüthe aufbewahrt; trotz ihrer Riesengröße sind die Rafflesien nämlich getrennten Geschlechtes. Ehe es gelang, die weibliche Blüthe der Rafflesia Arnoldi aufzufinden, was erst 1831 glückte, wurde noch eine Anzahl anderer Rafflesiaarten entdeckt, aber die zuerst erwähnte schien auch die größte Art zu bleiben, bis im April 1882 die Entdeckungen eines deutschen Forschers ihr den Rang streitig machten.

Zwei Deutsche waren es, welche als Pioniere der Wissenschaft im Februar bis April 1882 die südöstlichste Insel der reichen Philippinengruppe, das noch wenig bekannte Mindanao, durchforschten. Dem botanischen und ethnographischen Sammeleifer des Dr. Alexander Schadenberg, Hofapothekers in Glogau, stand der Fleiß würdig zur Seite, mit welchem sein Vetter Otto Koch, der letzte kaufmännische Verwalter des deutschen Konsulats in Manila, die Interessen der Ornithologie und Entomologie bei der Durchforschung Mindanaos wahrnahm. Beide Reisende waren durch längeren Aufenthalt auf den Philippinen, Koch als Chef eines großen Handelshauses auf Cebu, Dr. Schadenberg als geprüfter spanischer Pharmaceut, vorzüglich für die Erforschung der großen Insel vorbereitet, deren höchster Gipfel, der Vulkan Apo, bis zu 3300 Meter sich erhebt. Versuche zur Ersteigung des Vulkans waren schon früher gemacht worden, besonders der in Davao an der Küste residirende spanische Gouverneur Sennor Rajal hatte 1880 eine große Expedition nach dem Apo in Begleitung von über hundert Mann Trägern und Führern unternommen. In neun Tagen drang die Truppe bis zum Vulkan vor, und zwei Begleiter des Gouverneurs, ein Franzose Dr. Montano und ein Spanier Martinez, erreichten den vorletzten Gipfel von 3150 Metern, aber erst der Ausdauer unserer beiden Landsleute war es beschieden, den Gipfel selbst zu erklimmen und seine Höhe auf 3300 Meter zu bestimmen.

Der Besteigung des sehr thätigen Vulkans stellt sich besonders hindernd der Aberglaube der Eingeborenen in den Weg, welche ihren bösen Geist, Mandarangan, auf dem sie oftmals beunruhigenden Apo thronen glauben. Ehe daher ein Aufstieg von den Eingeborenen — um aus den Solfataren Schwefel zu holen — versucht wird, bringen sie dem Mandarangan Menschenopfer, und es kostete die deutschen Reisenden endlose Mühe, Ueberredungskünste und Geschenke, dieses Menschenopfer zu umgehen.



Rafflesia Schadenbergiana.

Auf dem Berge Parág, einem der dem Apo vorgelagerten Gipfel, fand nun Dr. Schadenberg in 800 Metern Höhe jene kolossale Blüthe, welche unser Bild wiedergiebt. Der Forscher glaubte seinen Augen kaum trauen zu dürfen, als er mitten im Buschwalde reihenweis, riesigen bräunlichen Kohlköpfen gleich, die Knospen der Riesenblüthe sah. Weitere Umschau ließ ihn bald auch blühende Exemplare finden, welche über 80 Centimeter Durchmesser hielten, also die Größe eines Wagenrades hatten!! Diese mächtigen Blüthen saßen auch hier wieder auf den am und im Boden kriechenden Stämmen einer Rebenart (Cissus). Den Eingeborenen, welche Dr. Schadenberg begleiteten, waren die Riesenblüthen nicht unbekannt, sie nannten dieselben Bo-o. Da eine Wage nicht zur Hand war, wurde das Gewicht der Blüthen mittelst einer selbst hergestellten Naturwage bestimmt und als Gewichte die beiden Büchsen der Reisenden und eine Anzahl Patronen benutzt. Eine spätere Kontrolle dieser ungeaichten Gewichte ergab, daß die größte Blüthe etwas über 11 Kilogramm gewogen hatte. Da an einen weiten Transport der frischen Blüthen ihrer weichen, handdicken, fleischigen Blüthenblätter wegen um so weniger zu denken war, als schon an Ort und Stelle die Blüthen nach kurzer Zeit in Fäulniß übergingen, so photographirten Koch und Schadenberg die Blumen und trockneten eine Anzahl derselben rasch am Feuer. Photographien und Trockenmaterial erhielt der königliche botanische Garten in Breslau von Dr. Schadenberg geschenkt. Geheimrath Goeppert, der langjährige hochverdiente Direktor des Gartens, erkannte in dem Material sofort eine neue Rafflesia, welche er nach dem Entdecker, einem seiner Schüler, Rafflesia Schadenbergiana taufte. Goeppert selbst war es nicht mehr beschieden, das von Schadenberg gesammelte Material genau untersuchen zu können; allein die von Professor Hieronymus in Breslau veröffentlichte eingehende Beschreibung aller Theile dieser neuen Rafflesia hat ergeben, daß wir in ihr wirklich eine neue Art und zwar wahrscheinlich die größte der bisher bekannten Rafflesien erhalten haben.

Rafflesia Schadenbergiana treibt ihr Wurzelsystem ausschließlich im Holzkörper der von ihr befallenen Reben. An zahlreichen Stellen dieser Stämme, oft dicht neben einander, entstehen knotige Anschwellungen, aus welchen die rasch sich vergrößernde Knospe der Rafflesia ungestielt hervorbricht; gleichzeitig bildet sich aus der Rindenschicht der Rebe ein bis handtellergroßer, korkartiger Kelchbecher. Aus diesem sprossen, spiralig gestellt, gleich den Blättern eines Kohlkopfes dicht über einander gepreßt, zahlreiche, von außen nach innen an Größe zunehmende, braunhäutige, trockene Schuppenblätter hervor, welche die Knospe bis zur vollen Entwicklung überdecken. Mit der Vergrößerung der Knospe werden diese Trockenblätter zurückgedrängt und die eigentliche Knospe tritt als riesige Halbkugel hervor. Geht nun das Aufblühen normal vor sich, so klappen die fünf Blumenblätter flach aus einander, bleiben einige Stunden ausgebreitet und krümmen sich dann vollkommen zurück, so daß die Blüthe nur etwa halb so groß erscheint. Sehr oft aber kommt es aus noch unbekannten Ursachen nicht zu dieser regelmäßigen Entfaltung, sondern es entwickelt sich in der Knospe eine Gasmasse — Kohlensäure? — so rasch und energisch, daß die fünf über einander liegenden Blumenblätter ringsherum abgesprengt und in Form einer Kappe herabgeschleudert werden.

Liegt die Blüthe normal offen, so präsentiren sich die fünf Blumenblätter als matt braunrothe Ovale mit zerstreuten weißgelblichen zollhohen warzenartigen Hervorragungen der dickfleischigen Blattmasse. Die innere Blumenröhre ist eine außen ebenso gefärbte Halbkugel von etwa fünf Centimetern Wandstärke. Das oberste Sechstel dieser Halbkugel ist wie weggeschnitten und diese Oeffnung von einem dunkelfleischfarbenen Wulst umringt. Die innere Kugelwand ist schwarzviolett, bedeckt mit unzähligen, gleichfarbigen saftigen Haarauswüchsen von etwa einem Centimeter Länge. Aus dem Grunde der Kugel erhebt sich auf einer etwa fünf Centimeter hohen Säule eine zwölf bis fünfzehn Centimeter breite Scheibe, deren im Centrum hellviolette, in mehreren abwechselnd hell- und dunkelvioletten Ringen abgetönte Fläche am Rande zierlich kerbig-wellig ist, während aus ihrer Mitte zahlreiche kegelförmige bis bandförmige, zwei bis drei Centimeter lange Griffel hervorsprossen. Diese langen braunvioletten Griffel sind in den weiblichen Blüthen kräftig und fruchtbar, in den männlichen Blüthen schmäler und unfruchtbar. Die männlichen Organe, die Staubbeutel, sitzen von außen dem Blicke vollkommen verdeckt in der Hohlkehlung des obern Ringes der Scheibensäule. Die weiblichen Blüthen entwickeln sich zu einer großen, weichbeerigen Frucht, in deren leicht faulendem Fleische die winzigen Samen massenhaft sitzen. Die Befruchtung selbst erfolgt offenbar nur durch Aasinsekten, denn der Duft der sich öffnenden Blüthe ist der vollkommenste Aasgeruch, und zwar ist der Gestank nicht nur für die menschliche Nase demjenigen faulenden Fleisches täuschend ähnlich, sondern auch Schmeißfliegen, Aaskäfer und verwandtes Gelichter werden durch denselben massenhaft angelockt. Die Lebensdauer der Blüthe ist eine sehr kurze; nach ein- bis zweitägigem Blühen sinkt die enorme Masse in sich zusammen und geht rasch in Fäulniß über, so daß auch die Larven der Aasinsekten in dieser faulenden organischen Masse ihre Rechnung finden. Wie die Frucht ausreift, wie die Samen keimen und ihren Wurzelsproß in die Rebe versenken, um dort aus dem System der Wurzelfasern neue Knospen zu bilden: das sind Fragen, welche vorläufig noch unbeantwortet sind und erst ihre Erledigung finden werden, wenn an Ort und Stelle neue Forschungen über diese riesigste aller Blüthen werden angestellt werden können. Da Dr. Schadenberg wiederum nach den Philippinen abgereist ist, so wird eine oder die andere Frage schon in den nächsten Jahren ihre Antwort wohl finden.

Sehen wir uns nun unter den Pflanzen, welche uns bekannter sind, nach Verwandten der riesigen Rafflesien um, so müssen wir eingestehen, daß wir in unserer europäischen Flora nichts haben, was sich mit diesen Tropenkindern vergleichen ließe. Allerdings giebt es in Italien auf den Wurzeln der Cistrosenbüsche eine Schmarotzerpflanze, welche, botanisch angesehen, in dieselbe Familie der Cytinaceen wie die Rafflesien gehört, aber sie bildet nur daumendicke, wenige Centimeter hohe Kegel, auf denen winzige, dunkelrothe Blüthchen sitzen, und nur ihr innerer Bau zeigt dem Gelehrten, daß man auch hier Kleines mit Großem vergleichen kann.

Dr. Schadenbergs botanische Funde auf Mindanao, welches dem Flächenraum nach die zweitgrößte Insel der Philippinen ist, gipfeln allerdings in der Entdeckung der ungeheuerlichen Rafflesia Schadenbergiana; aber auch unter den übrigen von ihm gesammelten Pflanzen war eine reiche Zahl neuer oder doch hochinteressanter Pflanzen. Mächtige, beerentragende Myrthenbäume fand er in der Nähe des Rafflesiaplatzes, welche, in der Botanik als Glaphyria Annae fortlebend, den Namen seiner damaligen Braut und jetzigen Gattin und treuen Reisebegleiterin verherrlichen. Eine kolossale Aroidee, deren Blatt neun Meter Umfang maß, brachte er lebend mit, und außerdem zwei wunderschöne Alpenrosen, von denen die eine bei 2000 Metern Höhe am Vulkan Apo schneeweiß erblühende Wälder bildet und nach seinem Reisekameraden „Rhododendron Kochii“ getauft ward, während die zweite den Namen des Apo trägt, unter dessen Spitze sie die letzte strauchartige Pflanze ist.

Unmittelbar nach dem Bekanntwerden der reichen und werthvollen Pflanzenschätze, welche Dr. Schadenberg auf Mindanao erschloß, gingen englische Sammler dahin, um die dort wachsenden Orchideen für England auszubeuten. So vollzog sich auch hier das, wie es scheint, unabänderliche Schauspiel: der ideale Deutsche bahnt den Weg, zeigt die Schätze, welche daliegen, und der geschäftskundige Engländer folgt seiner Spur und macht das Geschäft!

Blätter und Blüthen.

Zwei deutsche Fürstenjubiläen. Am 21. Juni erreicht Herzog Ernst von Sachsen-Koburg-Gotha sein siebzigstes Lebensjahr, am 24. Juni Großherzog Karl Alexander von Sachsen-Weimar, zwei deutsche Fürsten, die stets eine nationale Gesinnung bewährt und sich gleichzeitig als Förderer der Litteratur und Kunst ausgezeichnet haben. Was Goethe in den „Venetianischen Epigrammen" von Karl August sang, das ist ein Motto, welches auf seinen Enkel und Nachfolger sowie auf den Fürsten des Nachbarlandes noch heute berechtigte Anwendung findet:

„Klein ist unter den Fürsten Germaniens freilich der meine;
Kurz und schmal ist sein Land, mäßig nur, was er vermag:
Aber so wende nach innen, so wende nach außen die Kräfte
Jeder, da wär's ein Fest, Deutscher mit Deutschen zu sein."

Ueber das vielfach mit den wichtigsten politischen Begebenheiten verkettete Leben des Herzogs Ernst haben wir, im Anschluß an den ersten Band seiner Selbstbiographie, vor kurzem eingehend gesprochen; er wird unter den Förderern einer wahrhaft nationalen Gesinnung in trüber Zeit stets in erster Linie genannt werden müssen. Doch nicht minder lebhaft als für des deutschen Volkes politische Bedeutung und Größe ist er begeistert für die Thaten des deutschen Geistes in Wissenschaft und Kunst, und nicht abhängig von alten Ueberlieferungen, sondern dem Neuen und Neuesten freudig zugewendet. Selbstschöpferisch ist er als Opernkomponist auf dem Gebiete der Musik aufgetreten; mit allen namhaften dichterischen und schriftstellerischen Talenten der Gegenwart stand er mehr oder weniger in persönlichen Beziehungen. Wie nahe hat jahrzehntelang ihm und seinem Hofe Gustav Freytag gestanden! Doch wie hervorragende Dichter, so hat er auch, mit dem deutschen Theater vertraut, Künstler von Ruf und tüchtige Bühnenleiter stets in ihren Bestrebungen verfolgt und Gelungenes nach Verdienst ausgezeichnet; er hat von seiner hohen Warte aus stets den ganzen Horizont des geistigen Lebens deutscher Nation erfaßt, nicht im Sinne eines herablassenden Mäcenatenthums, sondern einer freithätigen Mitarbeiterschaft.

Großherzog Karl Alexander von Weimar, der drei Tage später den Siebzigjährigen sich anschließt, hat ebenfalls stets auf der Seite des nationalen Fortschritts gestanden und mitgewirkt für Deutschlands einheitliche Gestaltung. Auch er ist als verständnißvoller Gönner neuer Dichtung, Musik und bildender Kunst zu den Förderern des geistigen Lebens unserer Nation zu rechnen. Die Pflege der Erinnerungen unserer klassischen Dichtungen, das Protektorat über die Schiller- und Goethevereine, die an den Ufern der Ilm ja die rechte Heimathstätte fanden und denen sich auch die Shakespearegesellschaft anschloß, hat den Fürsten durchaus nicht neuer Dichtung entfremdet, welcher er mit stets feinfühliger Theilnahme entgegenkam, so wie seine Bühne unter der Leitung eines Dingelstedt und Loën ihre Pforten bereitwillig allen jüngeren Talenten öffnete. Stets hat ihm Franz Liszt nahegestanden und die Anregungen dieses edeln, allseitig gebildeten Musikers waren für den Hof von Weimar nicht verloren. An der Ilm hatte des geächteten Richard Wagner Musik eine Stätte gefunden, noch ehe König Ludwig ihr ein glänzenderes Asyl an der Isar eröffnete. Auch hervorragende Maler hatte die vom Großherzog in Weimar begründete Kunstakademie nach der Stadt an der Ilm gezogen. So nach allen Seiten hin eingreifend, von freudiger Empfänglichkeit für das Schöne der klassischen Stadt den alten Ruhm wahrend, hat Karl Alexander edlem Streben im Sinne der großen Männer vergangener Zeit eine Schutzherrlichkeit gewährt, die Altes und Neues in schöner Eintracht verknüpfte.

Mögen die Länder selbst die Segnungen der fürstlichen Fürsorge feiern, welche für ihre materielle Entwickelung und ihr geistiges Wohl soviel gethan: das deutsche Volk darf mit Stolz auf die beiden siebzigjährigen Fürsten blicken, die niemals seinen edelsten Bestrebungen untreu geworden sind und stets seine höchsten Interessen gewahrt haben, und sich so den Glückwünschenden an den beiden Festtagen anschließen. †

Vom Sturm gejagt. (Mit Illustration S. 409 und 401.) Die stattlichen Gewässer des Chiemsee bilden heutzutage einen der mächtigsten Anziehungspunkte für den gewaltigen, durch Oberbayern fluthenden Touristenstrom, seitdem das Feenschloß König Ludwigs auf der Insel Herrenwörth seine Wunder erschlossen hat, von welchen wir unseren Lesern wiederholt berichtet haben. Alljommerlich zieht eine wahre Völkerwanderung nach diesem größten Landsee des Königreiches, welchen der Volksmund „Bayerisches Meer" nennt und dessen Umgebung, namentlich im Südosten und Süden mit den Gipfeln des hochumwaldten Hochgern und Hochfellen, ein herrliches Stück Erde ist. Die Chiemseelandschaft bietet für jeden feinsinnigen Naturfreund hohen Genuß: die glückliche Verbindung eines schön gezeichneten Gebirgskranzes mit der mächtigen landschaftlichen Wirkung eines weiten Horizontes und dem tausendfältig wechselnden Zauber des Wassers sichert derselben eine Fülle von künstlerischer Anregung, einen Reichthum von Motiven und eine Mannigfaltigkeit der Stimmung, in welcher ihr wohl nur wenig Oertlichkeiten des Alpenvorlandes gleichkommen.

Zudem hat sich hier trotz der ausgleichenden und abschleifenden Wirkung des gesteigerten Verkehrs noch viel eigenartiges und starkes Volksthum erhalten und von uralter Sitte und dunklen Resten heidnischen Brauches bietet das Chiemgau dem Forscher ausgiebige Quellen. Es ist ein stahlhartes, wetterfestes Geschlecht, das da zwischen Bergluft und Wellenschaum aufwächst und gedeiht; etwas herber vielleicht und schwerfälliger als der Tegernseeer Schlag, aber ebenso schneidig und sangesfreudig. Kaum irgendwo trifft man kühnere und zuverlässigere Fährleute als auf der kleinen Fraueninsel. Sobald der Junge nur erst einmal das Ruder heben kann, sieht man ihn draußen auf den Fluthen mit seinem ungeschlachten Fahrzeug sich tummeln, und der Reisende mag sein Heil einem zwölfjährigen Burschen, wenn der See nicht allzu sehr bewegt ist, getrost anvertrauen. Frauen und Mädchen stehen an Muth und Gewandtheit kaum hinter den Männern zurück und haben oft genug Gelegenheit, sie zu erproben. Denn ihnen liegt — wie in ältester Zeit — ein großer Theil der Feldarbeit drüben am Festlande ob. Wenn sie da vom frühen Morgen an geschafft, heißt es, Abends noch mit schwerbeladenem Schiffe eine Stunde weit heimfahren, und dabei giebt es zuweilen, wenn ein Unwetter über den See hereinbricht, einen bösen Tanz mit Wind und Wellen. Solch eine durchaus nicht ungewöhnliche Scene schildert uns Professor Karl Raupp in dem prächtigen Bilde, welches wir heute unsern Lesern bringen, mit der ihm eigenen Meisterschaft und mit dem seinen Verständniß von Land und Leuten, welches ihm aus langjährigem Studium derselben erwuchs.

Die Landbriefträger. Die Briefträger gehören im ganzen zu den beliebtesten Personen. Der Menschen Sinn ist einmal auf das Neue gerichtet und mit Spannung sehen sie den Nachrichten entgegen, welche die verschlossenen Kouverts enthalten. Die Hoffnung auf irgend einen besonderen Glücksfall ist bei den Sterblichen nicht auszurotten, und wer kann davon Kunde bringen, als der Post- oder Telegraphenbote? Für den Geschäftsmann sind die Nachrichten, welche diese bringen, in der Regel das Schwungrad, welches den ganzen Betrieb in Bewegung setzt; für die Liebenden aber trägt der erstere in seiner Mappe verschwiegene Mittheilungen, beseligende Geständnisse. Darum wird er, wo er erscheint, in der Regel mit einer gewissen freudigen Aufregung, bisweilen freilich auch mit banger Erwartung begrüßt. Er mag es wohl fühlen, daß er eine wichtige Person ist, aber bei den Strapazen seines Dienstes hat er keine Muße, mit Behagen darüber nachzudenken. Wenn er an heißen Hundstagen Straße auf, Straße ab laufen, die Treppen hinaufklettern muß bis ins vierte oder fünfte Stockwerk und in Schweiß gebadet sich keine Ruhe gönnen darf, so ist er gewiß nicht in der Stimmung, den Eindruck nachzuempfinden, den er bei den Empfängern seiner Briefe hervorruft.

Ist dieser Dienst aber schon in der Stadt ein beschwerlicher, so ist er's noch mehr auf dem Lande, wo der Briefträger weite Entfernungen durchmessen muß bei jedem Wetter, den Gewitterstürmen und Schneestürmen ausgesetzt ist und selbst räuberischen Anfällen bei seinem einsamen Gang durch die Wälder und über die Felder. Daß es sich hier nicht um romanhafte Phantasiegebilde handelt, das beweist die Statistik mit ihren unerbittlichen Zahlen, denen sich nichts abhandeln läßt. Während der zwei Jahre Oktober 1885 bis 1887 sind im Post- und Telegraphenbetriebe im ganzen 83 Unfälle eingetreten, von denen 26 auf den Landbriefträgerdienst und auf die Bestellung von Telegrammen auf dem Lande kamen: darunter waren 16 Todesfälle. Fünf jener Unglücksfälle erfolgten durch Ausgleiten bei herrschender Glätte, einer durch das Umstürzen eines Landbriefträgerwagens auf glatten Wegen, zwei durch Einbrechen auf dem Eise, sechs durch Erfrieren, zwei durch Verirren bei herrschender Dunkelheit, einer durch Schneetreiben und Nebel, zwei durch Hitzschlag. Auch wurden ein Landbriefträger und ein Posthilfsbote ermordet.

Der Winter besonders erweist sich den Landbriefträgern gefährlich, deren Dienst weder durch die größte Kälte, noch durch den dichtesten Schneefall, noch durch die lichtloseste Dunkelheit Unterbrechung erleiden darf. Mögen daher die Postboten auf dem Lande wegen ihres aufopfernden Dienstes überall mit der Freundlichkeit behandelt werden, welche den Menschen gegenüber am Platze ist, die mit Erfüllung schwerer Pflichten uns willkommene Dienste leisten. †

Professor Karl Riedel †. In unserem Blatte (Jahrgang 1869, S. 561) haben wir das Porträt und die Lebensskizze des hervorragenden Musikers gebracht, der am 3. Juni d. J. in Leipzig verstorben ist. Wir wiederholen hier aus jener Lebensskizze, daß Karl Riedel in der preußischen Rheinprovinz in Cronenberg als Sohn eines aus Thüringen stammenden Apothekers am 6. Oktober 1827 geboren wurde, so daß er also ein Alter von 61 Jahren erreicht hat. Nach einer auf Volks- und Realschulen erlangten Bildung wurde Riedel Lehrling, später Geselle in einer Seidenfärberei; bald zog ihn indeß sein Herz zur Musik. Als Schüler Karl Wilhelms, des Komponisten der „Wacht am Rhein", in Krefeld begann er seine musikalische Laufbahn, die er dann am Konservatorium der Musik in Leipzig fortsetzte. Schon früh widmete er sich dem Studium der altitalienischen und altdeutschen Meisterwerke; aus einem im Jahre 1854 begründeten einfachen Gesangsquartett erwuchs der berühmte Riedelsche Verein, über dessen Tendenzen und Schicksale bis zum Jahre 1869 wir bereits Auskunft ertheilt haben.

In den letzten zwanzig Jahren ist der Verein mit seinen großen Zwecken gewachsen; sowohl die Zahl der Theilnehmer, als auch sein musikalisches Repertoire, sein Ansehen in Leipzig und auswärts hat zugenommen: es ist dies durchaus das Verdienst des unermüdlichen Leiters, der lange Zeit hindurch selbst finanzielle Opfer nicht scheute. Im Mai 1872 sang der Riedelsche Verein zusammen mit dem Sternschen und Reblingschen Gesangverein in Bayreuth zur Feier der Grundsteinlegung des Festspielhauses unter Wagners Leitung, und zwar trug er dort die Chöre aus der neunten Symphonie Beethovens, dem Kaisermarsch und den „Meistersingern" vor. Dann sang der Verein 1877 zu Nürnberg, 1883 in Berlin, 1884 in Bremen. Riedel gehörte außerdem zu den Begründern des Allgemeinen deutschen Musikervereins, dessen Vorsitz er 1868 übernahm; seiner Anregung ist es vorzüglich zu verdanken, daß die Tonkünstlerversammlungen in Altenburg, Weimar, Magdeburg, Kassel und Halle stattfanden.

Für die Pflege des ernsten Chorgesangs, sowohl was ältere Meisterwerke, als die neuen Schöpfungen von Liszt, Berlioz u. a. betrifft, hat Karl Riedel ausnehmend viel gethan; eifrig, ausdauernd, von hoher Begeisterung für seine Kunst und gerade für die ernsteste Richtung derselben erfüllt, besaß er außerdem ein großes organisatorisches Talent und was er ins Leben gerufen und gestaltet hat, wird noch nach dem Tode des wackern Meisters reiche Früchte tragen. †

Die wiedererstandene Bastille. Unsere Leser erinnern sich unserer Mittheilungen über die Bastille im Jahrg. 1886 (S. 875 u. 910). Es wird sie interessiren, zu erfahren, daß in Paris diese Bastille neu erbaut worden ist und zwar nicht aus Pappe oder Papiermaché, sondern aus Steinen. Zwei Pariser, der Baumeister Colibert und der Großindustrielle Perrusson,

haben dies im Juli 1789 zertrümmerte Bauwerk, wie es kurz vor der Zerstörung aussah, wieder ins Leben gerufen und zwar auf dem Marsfelde beim Ausgang der Avenue Suffren, und nicht bloß die Bastille, sondern auch einen Theil der zu ihr führenden Rue Antoine mit 30 kleinen einstöckigen Häusern und an Schnüren hängenden Oellampen, welche die Straße erleuchten. Da sieht man das alte Hôtel Maxenne mit einem Café im Parterre, wo die Wirthin sitzt im Kostüm Louis' XVI., kleine Schusterläden, Modengeschäfte, Wirthshäuser, Goldschmiedläden mit Silberfiligranarbeiten; hier hausen Schreiber, Friseure, Bäcker; durch die Straße ziehen Soldaten, Blumenmädchen, Gaukler und Seiltänzer, alles im Kostüm der Zeit; in den Läden und Wirthshäusern sieht man Mädchen mit weißen Perücken, breiten Tüllkragen und der Frisur der Marie Antoinette. An die Bastille selbst lehnen sich kleine Buden mit Büchern und Antiquitäten. Im Innern allein ist der historische Charakter nicht vollständig durchgeführt. Es sieht hier nicht so unheimlich düster aus wie früher; an der Stelle des ersten großen Hofes liegt ein Festsaal mit einer kleinen Bühne, auf welcher bei der Eröffnung eine Operette Grétrys aus dem Jahre 1769 aufgeführt wurde. Daß diese Bastille nur eine geringe Zahl von Gefangenen zu beherbergen vermochte, haben wir bereits früher erwähnt und das neuerstandene Bauwerk liefert den Beweis dafür.

Ein merkwürdiges Volk, die Franzosen! Mit solchen architektonischen Spielereien illustriren sie ihre Geschichte, und doch sind sie nicht sicher davor, daß gelegentlich eine ernstgemeinte Bastille in Paris aus dem Boden wachse; denn es ist hier nicht recht geheuer und es spukt etwas wie das Gespenst einer Säbelherrschaft. †

Die Amazonen von Dahome. Die weibliche schwarze Garde des als so kriegerisch gepriesenen Dahome gehört zur Romantik des dunkeln Erdtheils, aber die neuen Afrikareisenden zerstören mehr und mehr den Nimbus, der diesen sagenhaften Staat und seine blutigen Schrecken umschwebt. So berichtet Ernst Henrici in seiner Schrift „Das deutsche Togogebiet und meine Afrikareise 1887" (Leipzig, Karl Reißner), in welchem Land und Leute dieses neuen Kolonialgebiets eingehend geschildert werden, gelegentlich über den Raubstaat Dahome. Der König desselben hat es allerdings lange verstanden, die umwohnenden Stämme in Schrecken zu halten; denn wenn er plötzlich mit Hunderten seiner Leute, um Sklaven einzufangen, in ein friedliches Land einfiel, so war an Widerstand nicht zu denken, weil alles sogleich den Kopf verlor und denen, die sich zur Wehr setzten, der Kopf abgeschnitten wurde. In neuester Zeit, wo die umwohnenden Stämme an die Dahomelegende nicht mehr recht glauben wollten, hat der König von einem nördlichen Stamm gehörige Schläge bekommen, und seine vielgerühmte Weibergarde ergriff die Flucht, als die Pfeile wirklich flogen und die Flinten knallten. Diese Weibergarde, fünfzehnhundert Mann stark, bildete den Kern des Heeres.

Man darf aber dabei nicht an tapfere Amazonen denken, wie sie in der griechischen Sage geschildert werden: es sind Niggerweiber, weiter gar nichts, und zwar des Königs Weiber, die er unter der Fuchtel hält und die er schlauerweise zur Leibgarde gemacht hat. Der pfiffige König von Dahome weiß ganz genau, daß seine Weiber so faul sind wie alle Nigger, daß er aber mit ihnen, welche die Allerweltspackesel sind, ganz anders umspringen kann, als mit den Männern. Er hält auch Manöver mit seinem Kriegsheere ab, und dazu müssen die Männer auch heran. Man spricht von Infanterie und Artillerie des Königs von Dahome; das heißt weiter nichts, als daß außer den üblichen Steinschloßgewehren und ein paar Hinterladern aller möglichen Systeme auch einige alte Berggeschütze vorhanden sind, aus denen man Kartätschenschüsse abgeben kann.

Immerhin ziehen die Weiber von Dahome in den Krieg, mit Wehr und Waffen ausgerüstet; aber der Heldenmuth, den man ihnen früher zuschrieb, erweist sich als eine sagenhafte Ausschmückung: sie werden von ihrem Staats- und Haustyrannen in den Kampf hineingepeitscht und sind eben nichts als Futter für Pulver. †

Der Francillon-Salat. Die Nachahmungswuth der Deutschen, die glücklicherweise nur in manchen Kreisen epidemisch ist, treibt immer neue seltsame Blüthen. Nicht nur werden uns gute und schlechte, oft sogar ausrangirte Pariser Stücke auf den Bühnen vorgesetzt; auch allerlei Detailkram aus denselben wird bei uns eine Modesache und beschäftigt die Gemüther. Das beweist neuerdings der Francillon-Salat. In Dumas' letztem, in Berlin mit Erfolg gegebenem Schauspiel „Francillon" ertheilt der Verfasser die Anweisung zur Bereitung eines japanischen Salats, welcher in dem Stücke die Seelenbrücke zwischen zwei jungen Leuten, der Salatersinderin Annette von Riverolles und dem Feinschmecker Henry von Simeux, bildet. Der Salat spielt eine hervorragende Rolle in ihrem kurzen Liebesroman. Als „Francillon" in Paris gegeben wurde, bestürmte die Damenwelt den Dichter mit Bitten um die Abschrift des Rezepts. Es lautet, aus dem Dialog zwischen Henry und Annette herausgelöst, folgendermaßen: „Man koche Kartoffeln in Bouillon, schneide sie in Spalten wie zu einem gewöhnlichen Salat und mache sie, während sie noch lau sind, mit Salz, Pfeffer, sehr gutem frischen Olivenöl und Orleanaiseessig an. Wichtig ist ein halbes Glas guten Weins, weißen natürlich und womöglich Château d'Yquem. Man thue klein gehackte Kräuter hinzu. Gleichzeitig koche man sehr große Mieswurzeln in einer kurzen Bouillon, lasse sie gut austropfen, thue etwas Sellerie dazu, mische sie mit den bereits angemachten Kartoffeln und rühre das Ganze leicht um. Hierauf bedeckt man dasselbe mit runden Trüffelscheiben wie mit einem Doktorhut. Die Trüffeln werden in Champagner gekocht. Der Salat muß zwei Stunden vor dem Diner fertig sein, damit er gehörig abgekühlt aufgetragen werde. Die Salatschüssel darf nicht in Eis gestellt werden, denn die Komposition ist sehr empfindlich und alle ihre Arome müssen sich in Ruhe verbinden."

Das ist die Vorschrift, nach welcher der französische „Alademiker" den japanischen Salat hergestellt wissen will! Der Salat soll außerordentlich wohlschmeckend, eine wahre Gourmandise sein. Leider hat Dumas, der sich den Anschein eines sachkundigen Küchengenies giebt, vergessen, das Rezept durch jene Angaben zu vervollständigen, welche für das Wohl und Wehe des Salats ausschlaggebend sind: die Quantitäten, und es liegt auf der Hand, daß dieses Rezept die Ausbeutung der sensationellen Erfindung noch nicht ermöglicht; auch dürfte jede Köchin allgemeine Angaben wie „man thue klein gehackte Kräuter hinzu" nur belächeln, denn man müßte doch erfahren, welche Kräuter gemeint sind.

Nun hat man in Berlin mehrfach versucht, den Francillon-Salat zuzubereiten; doch es wollte nicht gelingen. Merkwürdiger ist die Thatsache der bedauerlichen Abhängigkeit von Pariser Anregungen: man guckt den Franzosen ab, wie sie sich räuspern und wie sie spucken, und läuft dem jüngern Dumas in die Küche nach, und nicht bloß in die dramatische, wo er manchen schwerverdaulichen Salat hergerichtet hat.

Das Brennen der Epileptischen. In der humoristischen Novelle „Amicitia", welche die „Gartenlaube" vor kurzem gebracht hat, klagt einer der Schuljungen, daß ihn seine Kameraden „per Brennglas verwundet haben." Dieser Tertianerstreich bringt uns eine Verwendung des Brennglases zu Heilzwecken in Erinnerung, welche wenig bekannt ist und einen großen Theil unserer Leser interessiren dürfte.

Das Brennen mit glühendem Eisen war seit uralten Zeiten in der Medizin eingebürgert und auch heute wird die galvanokaustische (durch den elektrischen Strom glühend gemachte) Schlinge bei einer großen Reihe chirurgischer Operationen mit Vortheil angewandt. Die humane Richtung der neueren Medizin hat das Feuer als Heilmittel längst aller Schrecken entkleidet, in früheren Zeiten aber wurde mit dem Brenneisen mancher Mißbrauch getrieben, und als eine solche Verirrung muß auch das Brennen der Nervenkranken, namentlich der Epileptischen bezeichnet werden. Nur in den seltensten Fällen wurde dieses Mittel richtig und mit Erfolg angewandt, wie z. B. von dem berühmten Arzt H. Boerhave. Dieser beseitigte bekanntlich eine unter den Kindern einer Armenanstalt in Harlem überhand nehmende, durch psychische Ansteckung verbreitete Epilepsie dadurch, daß er Gluthpfannen und Brenneisen ins Zimmer setzen ließ und den Kindern mit der Anwendung des Glüheisens drohte.

Mitunter wurde in Deutschland das Brenneisen durch das Brillen- oder Brennglas ersetzt. Wir verdanken diese Nachricht Dr. M. Höfler in Tölz, der sie in seinem verdienstlichen Werke „Volksmedizin und Aberglaube in Oberbayerns Gegenwart und Vergangenheit" mittheilt. Durch eine Urkunde aus dem Jahre 1452 wird den Mönchen von Tegernsee die Anwendung des „Brillglases" zum Brennen der Epileptischen gestattet, wobei den Kranken eingeschärft werden sollte, daß die Heilung nicht durch ein Wunder, sondern die „natürliche Eigenschaft" des Brillglases erfolge.

Es ist möglich, daß die Mönche von Tegernsee mit diesem neuen Mittel Heilerfolge erzielten, aber die Einschränkung der Urkunde giebt uns den Fingerzeig, welche Kraft hier als eine heilende zu betrachten ist. Die Kinder der Armenanstalt in Harlem wurden ohne Zweifel infolge des Schreckens gesund und die Patienten von Tegernsee durch ihren Glauben geheilt.

„Vielleicht," fügt Dr. Höfler hinzu, „hatte auch das Tragen und Beschauen des glänzenden Beryllsteines eine hypnotisirende, die epileptischen Anfälle hindernde Wirkung."

*

Maß und Gewicht für New-Yorker Polizisten. Die New-Yorker Polizei gehört zu den bestbezahlten in den großen Hauptstädten. Früher lag sie sehr im Argen und war in hohem Maße bestechlich und politischen Umtrieben zugänglich. Seit dem Jahre 1851 ist sie neu organisirt worden und steht unter vier vom Stadtoberhaupt gewählten Kommissären, welche die Oberaufsicht führen. Außerdem giebt es einen Oberinspektor mit einem Gehalte von 30 000 Franken, vier Inspektoren mit je 17 500 Franken, während die Patrol-men, das Gros der Polizisten, in drei Klassen zerfallen, die zwischen 5000 bis 6000 Franken Gehalt beziehen. Der Gesammtbestand der Polizei beträgt 3216 Beamte; das Budget der Stadt ist dadurch mit einer Ausgabe von 22 Millionen Franken belastet.

Die Beamten dieser jetzt durchweg tüchtigen Polizei brauchen nicht Nachweise einer besondern Bildung zu liefern, nur eine leserliche Handschrift wird verlangt; aber auf Rechtschaffenheit und auf Körperstärke wird gesehen. Wer in ihre Reihen einrücken, ihrer hohen Besoldung theilhaft werden will, der muß die Berechtigung dazu sich von dem Zollstock und der Wage holen; es ist als Bedingung vorgeschrieben eine Größe von 1 Meter 72 Centimetern, mindestens 87 Centimeter Brustweite, ein Körpergewicht von 62½ Kilo. Unseres Wissens ist die New-Yorker Polizei die einzige, welche ihre Beamten mit solcher Genauigkeit mißt und wägt. †

Die „Kibitze". Die Kibitze sind, wie vielen unserer Leser gewiß bekannt ist, die Schlachtenbummler des Kartenspiels, heimisch in allen öffentlichen Lokalen. In Wien ist nun ein Kibitzgesetz in den Kaffeehäusern zur Nachachtung ausgehängt. Dasselbe beginnt mit einer Begriffsbestimmung: „Als Kibitz ist derjenige zu betrachten, der, ohne sich's etwas kosten zu lassen, an der Aufregung, welche alle Spiele verursachen, theilnimmt, und findet das Gesetz über Gewerbefreiheit auf Kibitze keine Anwendung, nicht einmal das Gesetz zum Schutze der persönlichen Freiheit. Kibitz darf künftighin nur derjenige sein, welcher nachweisen kann, daß er nichts mehr zu verlieren hat; er kann auf der Börse ausgeblieben sein, darf aber noch nicht im Kriminal gesessen haben." Wohl aber soll nach dem neuen Gesetz der Kibitz etwaigen Falschspielern auf die Finger sehen und sie anzeigen, die an seinem Platz beim Mischen oder Geben herabfallenden Karten rasch aufheben und immer genügende Auskunft darüber geben, wer die Vorhand hat.

In Norddeutschland ist der „Skatkibitz" die verbreitetste Species. Verkennen darf man nicht, daß die Kibitze phantasievolle Naturen sein müssen; denn ohne selbst betheiligt zu sein, müssen sie sich als Zuschauer in die Leidenschaft der Spieler hineinempfinden können. Wohl giebt es auch schaufinnige Kibitze, welche bei gespannter Aufmerksamkeit nicht nur die schärfste Kritik üben, sondern auch die wissenschaftliche Theorie des Skats zu fördern suchen und, soweit dies möglich ist, den schwer ergründlichen Geheimnissen des Zufalls, der ja bei allen Kartenspielen sich geltend macht, auf die Spur zu kommen suchen. †

Kaiser Wilhelm ein Freund des Turnens. Zu der Abhandlung des Dr. Euler in Halbheft 10 dieses Blattes, welche diesen Titel trägt, wird uns ein kleiner Zusatz mitgetheilt, welcher einen neuen Beweis für die Gunst giebt, die Kaiser Wilhelm dem Turnen zuwendete. Ein Turnlehrer, der in Heddernheim bei Frankfurt am Main wirkte, hätte mit seinen Kollegen für ihre beiden Gruppen gern zwei Trommeln gehabt; doch wollten sie die Gemeindekasse mit solchen Ausgaben nicht belasten. Auf den Rath des Vorsitzenden des Schulvereins, sich doch an den Kaiser zu wenden, sandte 1887 der oberste Knabe ein Gesuch um zwei Trommeln ab und ihm wurde der Bescheid, Seine Majestät habe das Gesuch zur Erledigung den beiden nassauischen Regimentern Nr. 87 und 88 in Mainz zugestellt. In der That kamen auch in kurzem von dort zwei Trommeln an, welche unsere Turnerscharen bei kriegerischem Aufmarsch begeisterten. So zeigte sich auch im Kleinen des Kaisers Vorliebe für das Turnwesen. †

150 Jahre im Dienste der Wohlthätigkeit. Auf ein und ein halbes Säculum blickt am 21. November dieses Jahres das königlich preußische Militär-Knaben-Erziehungs-Institut zu Schloß Annaburg (Regierungsbezirk Merseburg) zurück. Hervorgegangen aus dem Wunsche, den Kindern verdienter Soldaten eine angemessene Erziehung und den Eltern derselben durch kostenlose Gewährung dieser Erziehung eine Wohlthat zu erweisen, erfüllt die Anstalt noch heute ihren segensreichen Zweck in ausgedehntem Maße. Sind derselben doch mehr als 500 Knaben vom zehnten Jahre bis zu ihrer Konfirmation anvertraut, welche alle Bedürfnisse: Nahrung, Kleidung, Unterricht, Wohnung, ärztliche Behandlung ꝛc. umsonst genießen, ohne daß ihnen irgend welche Pflichten für die Zukunft hierdurch erwüchsen. Mit dem Institut verbunden und aus demselben hervorgegangen ist eine Unteroffiziervorschule, in der taugliche junge Leute, ohne indeß hierzu gezwungen zu sein, zwei Jahre hindurch ihre erste Vorbereitung als Unteroffiziere erhalten, die hernach auf der Unteroffizierschule in Weißenfels abgeschlossen wird.

Die Anstalt befindet sich der Hauptsache nach in den Räumen des von der Kurfürstin Anna von Sachsen in den Jahren 1572 bis 1575 erbauten Schlosses. Begründet wurde sie am 21. November 1738 vom Kurfürsten August III. zu Dresden Neustadt, woselbst ihr die leerstehende Gardekaserne als Aufenthalt diente. Die Zahl der Zöglinge wuchs von 20 in 9 Monaten auf 300 an und sie hatte nach zehnjährigem Bestehen schon 700 Knaben zu verpflegen. Die bösen Jahre des siebenjährigen Krieges machten sich auch für das Institut sehr fühlbar und brachten es der Auflösung nahe; allein durch energische Männer, welche das Interesse Friedrichs des Großen für die Anstalt zu erwecken wußten, wurde dieselbe erhalten. Am 12. August 1762 wurde das Institut von Dresden nach seinem jetzigen Heim verlegt und genoß zunächst eine Zeit ruhiger Weiterentwicklung. Doch nicht allzu lange! Die Kriegsjahre 1806, 1812 und 1813 brachten es wieder an den Rand des Verderbens, und unfehlbar wäre es jetzt aufgelöst worden, wenn nicht das Generalgouvernement der verbündeten Mächte es unter seinen Schutz genommen hätte. Im Juni 1815 ging darauf die Anstalt in preußischen Besitz über. Zwar war auch jetzt noch das Fortbestehen derselben gefährdet, allein ein Besuch des Königs Friedrich Wilhelm III. zerstreute endgültig das drohende Gewölk, und nun entwickelte sich das Institut ohne bedeutende Störungen weiter bis zu der Größe und Bedeutung, welche es heute erreicht hat; es ist eine der vornehmsten Wohlthätigkeitsanstalten des preußischen Staates geworden.*

Allerdings ist der eigentliche Tag der Jubelfeier der 21. November. Da das Fest aber — unter günstigen Verhältnissen — in großartiger Weise gefeiert werden soll, so ist zu demselben der angenehmeren Jahreszeit wegen vorläufig der 3. August d. J. ausersehen worden und steht zu erwarten, daß bei dieser Gelegenheit der Fremdenzufluß nach dem lieblich im Walde gelegenen Oertchen Annaburg ein sehr großer werden wird. Im Mittelpunkte des Festes steht die Enthüllung eines Denkmals Kaiser Wilhelms, welches von ehemaligen Zöglingen der Anstalt als ein Zeichen der Dankbarkeit gestiftet worden ist.

Die Taucherknaben in Messina. Bekanntlich wurde Schiller zu seiner Ballade „Der Taucher" durch einen Vorfall angeregt, der sich einer Ueberlieferung gemäß zur Zeit der Regierung König Friedrichs II. ereignet haben soll. Damals lebte in Messina oder in der nahen Küstengegend der Schiffer Cola Pesce aus Catania, der sich als ein vorzüglicher Taucher weit und breit einen Namen erworben hatte. Aufmerksam gemacht auf diesen berühmten Wasserkünstler, ließ Friedrich II. ihn seine besondere Fertigkeit produciren, und zwar soll eine Stelle an der Hafensichel Messinas als Schauplatz dazu auserwählt worden sein. Diese Naturanlage, als Taucher Hervorragendes zu leisten, besitzt das Schiffer- und Küstenvölkchen Siciliens zum großen Theile auch noch heute; es scheint vielen desselben im Wasser gerade so wohl zu sein wie auf demselben. Wenn ein Dampfer im Hafen von Messina anlangt, so taucht alsbald ein Rudel splitternackter Knaben und Bürschlein im Alter von 12 bis 14 Jahren auf, welche durch Rufen und durch lebendiges Gestikuliren die Aufmerksamkeit der Schiffspassagiere oben auf Deck des angekommenen Dampfers auf sich zu ziehen bestrebt sind.

Die Frühlings-, Sommer- oder Herbstsonne spiegelt sich in der hellen durchsichtig klaren Fluth des Hafens, und die Bürschlein, welche jetzt nach einander ins Wasser springen und schier bis auf den Grund tauchen, zeigen sich wie in einem Spiegel so deutlich und scharf. In einem Boote sitzt ein Mann, der ihnen Münzen ins Wasser wirft, und einer nach dem andern oder alle zusammen stürzen sich wie Amphibien in die Fluth, tauchen rasch unter, sinken tiefer und tiefer, erhaschen die Geldmünze mit behendem geschicktem Griff und bringen sie ihrem Capo, ihrem Herrn, wieder ins Schiffchen zurück. Dann pflegen die Fremden Münzen ins Wasser zu werfen, damit die Taucherknaben diese Geldstücke flink, im Nu und während des Hinabsinkens im Wasser auffangen. Aber die herausgefischten Münzen werden von den Knaben dem Capo abgeliefert, welcher diese armen Bürschlein so zu sagen in Sold genommen hat und dabei ganz gut fährt, da ihm gewiß der Hauptantheil der Einnahme bleibt.

Es ist ganz unbeschreiblich, wie lebendig sich das Bild dieses originellen Intermezzos gestaltet. Je werthvoller die ins Wasser geworfene Münze ist, desto heftiger ist der Kampf um dieselbe in der Fluth. Da es immer zehn bis zwölf solche Taucherbuben hier giebt, die vermuthlich für jedes erhaschte Geldstück von ihrem Capo einen Lohnantheil erhalten, so stürzen meist mehrere auf ein und dasselbe Lirestück los, und es ist dann sehr ergötzlich zu sehen, wie sich die jungen Wassermenschen in der klaren, sonnenbeschienenen durchsichtigen Fluth die Beute abzujagen versuchen. Stundenlang kann man diesen raffinirten und gewandten jungen Tauchern zusehen, und immer wird man wieder ein fesselndes Detail dieses reizenden Spiels erblicken.

Alles ist schon dagewesen! Die Sorgen und Bemühungen unserer Regierungen und Volksvertretungen, die Einwohnerschaft aller Klassen in Bezug auf ihre täglichen Nahrungs- und Bedarfsartikel möglichst vor betrügerischen Fälschungen und Uebervortheilungen zu schützen, sind hoch anzuerkennen, und es bleibt nur zu wünschen, daß gegen die gewissenlosen Fälscher auch ferner mit der ganzen Strenge des Gesetzes vorgegangen werde; aber auch bei sorgfältigster Aufsichtsführung wird es wohl kaum gelingen, diese betrügerischen Manipulationen ganz zu verhindern, weil die Zusatzstoffe zu mannigfaltig sind und es oft schwer ist, eine strafbare Fälschung wirklich nachzuweisen. Wer glauben wollte, daß erst durch den mächtigen Aufschwung, welchen Handel und Verkehr in der neueren Zeit genommen hat, die Verfälschung der Nahrungsmittel in Gebrauch gekommen und lohnend geworden sei, der würde sich sehr irren, denn schon die Schriftsteller des klassischen Alterthums erheben Klagen über diesen verwerflichen Unfug. Der römische Naturforscher Plinius der Aeltere erwähnt mehrfach die groben Betrügereien, die an den gewöhnlichsten Genußmitteln verübt worden seien; aber es scheint, als hätten die gesetzlichen Bestimmungen des alten Rom nicht ausgereicht, derartige Vergehen vor das Strafgericht zu ziehen. In Bezug auf den Honig, der zur Zeit des Plinius eine viel ausgedehntere Verwendung fand als jetzt, klagt dieser Gelehrte, daß er eine der herrlichsten Gaben der Natur sei, aber der Betrug der Menschen verschlechtere alles. Ferner erzählt er, daß der vielbegehrte campanische Gries mit Thon oder Kreide verfälscht worden sei, angeblich um ihm die schöne weiße Farbe und weit größere Zartheit zu verleihen, in Wirklichkeit aber lediglich in gewinnsüchtiger Absicht.

Auch bei den Griechen war Gries, welchen sie aus dem von Mesopotamien und Persien bezogenen Spelz gewannen, ein wichtiges Nahrungsmittel; aber auch hier trieben die Fälscher bereits ihr verderbliches Wesen, indem sie demselben eine aus der Kolonie Olynthos an der Südküste Macedoniens stammende weiße Erde oder, wie der griechische Arzt und Naturforscher Dioskorides behauptet, gesiebten weißen Sand zusetzten. Andere trockene Gemüse, Erbsen, Linsen, Hirse wurden mit gestoßenen Backsteinen vermischt, um das Gewicht zu erhöhen; ganz besonders aber richteten die Betrüger, wie zum Theil ja noch heute, ihr Augenmerk auf Gewürze, da hier Fälschungen bei den damaligen mangelhaften Hilfsmitteln schwer zu erkennen waren. Pfeffer vermischte man mit getrockneter und dann zerriebener Baumrinde, Zimmt mit gebranntem und klar gestoßenem Lehm und sogar das an sich wohlfeile Salz mußte sich Verunreinigungen durch Gips gefallen lassen. Wie der schon genannte Dioskorides in seiner Arzneimittellehre berichtet, scheuten die Händler sogar vor giftigen Zusätzen nicht zurück; denn der zu jener Zeit sehr häufig zu häuslichen Zwecken verwendete Safran fand sich nicht selten mit Zinnober vermengt. Selbstverständlich entging auch das Mehl der Habsucht der Fälscher nicht und es war denselben Beimischungen wie der Gries ausgesetzt. Am meisten hatte aber, wie das ja auch in unseren Tagen der Fall ist, der Wein unter der Unredlichkeit der Kaufleute zu leiden; denn bei diesem Artikel fehlte dem Käufer nicht nur fast jede Kontrolle, sondern hier waren auch derartige betrügerische Vornahmen am gewinnbringendsten. Dem Rothwein wurde eine Abkochung von Wachholderbeeren zugesetzt, während bei dem Weißwein meist Wasser mit Citronen- oder Orangensaft als Fälschungsmittel diente, abgesehen von verschiedenen Pflanzenabsuden, die das Quantum zwar vermehrten, aber nicht verbesserten.

Einzelne wissenschaftlich gebildete Leute, wie die oben genannten beiden Gelehrten, erkannten zwar manche dieser Fälschungen; und doch wurde viel Unheil durch diese Gewissenlosigkeiten angerichtet. Und das ist in gewisser Beziehung noch heutigen Tages so; denn wenn auch die Wissenschaft die Entdeckung derartiger Betrügereien jetzt wesentlich erleichtert, so hat doch auch die Kunst des Fälschens große Fortschritte gemacht. Das öffentliche Interesse verlangt aber gebieterisch Abhilfe und hierzu giebt es kaum ein wirksameres Mittel, als die Veröffentlichung der Namen der Uebelthäter. Eine mäßige Geld-, selbst auch Gefängnißstrafe wird bald verschmerzt; das Fälschen der Nahrungsmittel bringt ja viel Geld ein; aber vor der Möglichkeit, öffentlich als gemeine Betrüger gebrandmarkt zu werden, scheuen doch diejenigen, denen noch ein Funke Ehrgefühl innewohnt, zurück.

---

* Den Lesern, welche sich näher für das Institut interessiren, sei zur Information empfohlen: G. A. Erdmann, „Geschichte des königlich preußischen Militär-Knaben-Erziehungs-Instituts zu Schloß Annaburg, von der Gründung des Instituts bis zur Gegenwart". Wittenberg 1883. Verlag von A. Herrosé. Preis 50 Pfg.

Kleiner Briefkasten.

(Anonyme Anfragen werden nicht berücksichtigt.)

Abonnent in Oderia. Es giebt in Deutschland nur eine „Seifensiederschule", und zwar in Chemnitz (Sachsen). Außerdem veranstaltet jedoch die „Königliche Centralstelle für Gewerbe und Handel" in Stuttgart Kurse für Seifensieder.

L. M. in Nürnberg. Die gewünschte Auskunft finden Sie in „Bocks Buch vom gesunden und kranken Menschen".

A. H. in Stettin. Einen empfehlenswerthen Leitfaden zur Erlernung der wichtigsten Arten des modernen Damespiels hat Jean Dufresne unter dem Titel „Der Freund des Damespiels" (Wien, A. Hartlebens Verlag) herausgegeben. Sie werden danach das Damespiel ganz gut erlernen können, wenn Sie zugleich den Grundsatz im Auge behalten, daß gute Spielkenntnisse nur durch Uebung erlangt werden.

Halbheft 11. 1888.

Die Gartenlaube

Illustrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Kaiser Friedrich todt!

Wohl sah ich Herrscher steigen von den Thronen
Gebeugt von pflichterfüllter Jahre Last,
An Ehren reich, beweint von Millionen,
Und sah den Tod mit unwillkommner Hast
Die Knochenhand ausstrecken nach den Kronen
Auf Häuptern, blühend in der Jugend Glast,
Doch keinem ward im langen Lauf der Zeiten
Ein Los, wie Dir, Friedrich dem Todgeweihten!

Schneestürme rasten, als in winterkalter
Lenznacht Du einzogst in des Reichs Gebiet,
Ein Kaiser Du im stolzen Mannesalter —
Da stand er, dem kein Sterblicher entflieht,
Schon hinter Dir, der dürre Sensenhalter,
Doch keiner Muskel banges Spiel verrieth,
Wie er Dir drohte mit geschwungner Hippe;
Hell blieb Dein Aug', es lächelte die Lippe.

Und ob er gleich schon an dem Purpur zerrte,
Hinüberdeutend nach der nahen Gruft,
Und ob er gleich in mitleidloser Härte
Des Bettlers Gut, die freie Gottesluft
Dem Kaiser Dir, dem Gottgesandten, sperrte,
Doch festen Schritts am Rand der dunklen Kluft,
Wie je ein Held auf glanzerhellten Bahnen,
Stiegst Du empor zum Throne Deiner Ahnen.

Wir kannten Dich! Bei der Trompete Tönen
Zum Sieg oft rief uns Deiner Stimme Laut,
Stolz überhallend der Geschütze Dröhnen;
Und ach wie mild, wie freundlich und wie traut
Klang sie zum Preis des Edlen und des Schönen,
Was Friedenskunst erschaffen und erbaut,
Im Scherz wie hell, daß alle Sorgen schwanden —
Nun wie ein Hauch aus fernen Geisterlanden!

Doch frei noch hob Dein edler Geist die Schwingen,
Frei schlug Dein Herz, und was in kühnem Flug
Der Geist ersann, in mühevollem Ringen,
Womit das treue Herz sich sorgend trug,
Daß es den Völkern Segen möge bringen,
Thatst Du's uns kund mit festem Federzug:
Ein Friedensfürst zu sein gleich dem Verklärten,
Das war der Ruhm, den Geist und Herz begehrten.

Du warst es uns — so mochte Gott es fügen —
Schon schwebt Dein Geist empor zu seinem Thron,
Schon athmest Du in vollen, durst'gen Zügen
Die Himmelsluft, die Deines Duldens Lohn.
Dort nur ist Friede, seliges Genügen,
Dort grüßt der Vater den geliebten Sohn,
Und all' die edlen, tapfern Zollernsprossen
Empfangen Dich, den würdigen Genossen.

Doch du, Germania, ob aus frischer Wunde
In Strömen auch hinfließt dein theures Blut,
Ertrage sie, die Prüfung dieser Stunde,
Wie er sie trug mit ungebroch'nem Muth!
Daß er die höh're Sendung dir bekunde,
Schickt dir der Himmel solche Thränenfluth;
Wenn je im Kampf die Kräfte dich verließen,
So wird aus Gräbern neue Kraft dir sprießen!

Carl Herker.

†

Noch trauert Alldeutschland um Kaiser Wilhelm, den Gründer des neu geeinten Reiches, der „aus seinem glorreichen Leben schied"; noch zittern in unsern Herzen die Worte nach, daß es jedem Deutschen überlassen bleiben möge, wie er um einen „solchen Monarchen" Leid tragen solle — und ein neuer Schicksalsschlag trifft bereits den Kaiserthron und das Reich: **der zweite Kaiser ruht auf der Todtenbahre!**

Welch düstere Schatten, welch namenlose Tragik erfüllen die kurze Spanne Zeit der heiteren Lenzesmonde dieses einzigen Jahres!

Der Frühling nahte; wir rüsteten uns, dem greisen Herrscher Wilhelm I. zu seinem bevorstehenden Geburtstagsfest zu huldigen. Doch Trauer mischte sich bereits in die alljährlich wiederkehrende Freude: sein Sohn, der Kronprinz, der Stolz und die Hoffnung der Nation weilte in der Ferne, von tückischer Krankheit befallen! Fernhin über die Alpen, an der blühenden Riviera Gestade flogen unsere Gedanken; mit bangen Zweifeln blickten wir nach San Remo, ob die Kunst der Aerzte und die milde Luft Italiens dem stillen Dulder Heil und Rettung bringen würden.

Aber das Schicksal hatte dem deutschen Volke noch Schwereres aufgespart! Kaiser Wilhelm erkrankte plötzlich und in ungeahnter Schnelligkeit brach die erschütternde Katastrophe herein: **der alte Kaiser starb — und ein sterbender Kaiser bestieg den Thron!**

In jenen winterkalten Märztagen trugen wir nicht allein einen großen Todten zu Grabe — in unseren Herzen welkten blühende Hoffnungen dahin.

Wohl eilte Kaiser Friedrich, dem Gebot der Pflicht gehorchend, von den sonnigen Küsten in sein nordisches Reich; wohl klang markig sein Aufruf an das Volk durch alle Gauen Deutschlands; wir horchten begeistert den Worten — doch des Gedankens konnte sich niemand erwehren, daß alles das, was wir vernahmen, das Vermächtniß eines durch hohe Herrschertugenden ausgezeichneten, reichbegabten Geistes sei, welchem nur noch eine kurze Frist zu wirken vergönnt war!

Die Weltgeschichte verleiht Ruhmeskränze für große Thaten regierender Herrscher. Von Kaiser Friedrich wird sie nur berichten können, was er zum Heil des Vaterlandes **als Herrscher erstrebte**; dem unermüdlichen Arbeiter ward ja das harte Los beschieden, auf das Blühen und Gedeihen eigener Schöpfungen nicht zurückblicken zu dürfen!

Wenn aber auch die Zeit seines kurzen Kaiserthums nur allzurasch dahinflog: Großes hatte er schon gewirkt, noch ehe er den Thron bestieg.

Lorbeer und Eiche schmückten sein Haupt; glorreich waren die Siege, welche sein Schwert erkämpfte, wie die Erfolge, welche er im Frieden als Schützer von Kunst und Wissenschaft, von allen bürgerlichen Tugenden errang. Freudigen Herzens durfte Kaiser Wilhelm I. seinen Sohn mit höchsten Ehren für seine Verdienste in Krieg und Frieden auszeichnen, und warm schlugen die Herzen aller Deutschen für den Helden, der sein Leben so oft für des Vaterlandes Einheit und Größe in die Schanze geschlagen, der in heißer Schlacht die Söhne des Nordens und des Südens zum Siege geführt und als geliebter Führer unsterbliche Verdienste um die innere Einigung von Nord und Süd sich erworben.

„Unser Fritz!" Ja, er war geliebt, die Liebe des Volkes galt ihm seit Jahren voll und ganz. Am unermüdlichsten und rührendsten bekundete sie sich in jenen schweren Tagen, als er todtkrank, aber auch todesmuthig mit dem tückischen Feinde rang, der sein Leben bedrohte. Da mochte es ihm ein süßer Trost in Leiden sein, an tausend Zeichen zu erkennen, wie sehr er von seinem Volke geliebt war: Blumen streute es ihm auf den Weg, als er noch einmal die Pracht des deutschen Waldes am frohen Pfingstfest schauen wollte; Blumen sandte es ihm ins Haus, als er durch rauhes Wetter an sein Kranken- und zugleich Arbeitszimmer gefesselt war; mit Blumen und Fahnen schmückte es Kirchen, Häuser und Brücken, als er auf der Spree und der Havel dahinfuhr nach Potsdam, seinem Lieblingssitz, dem Ort, der für immer geweiht ist durch die stolzen Erinnerungen an Kaiser Friedrichs ruhmreiches Vorbild, Friedrich den Großen.

Dort, wo er vor 56 Jahren das Licht der Welt erblickte, sank Kaiser Friedrich in der elften Morgenstunde des 15. Juni in den ewigen Schlummer, nachdem er mit männlichem Heldenmuth die unaussprechlichen Qualen eines Leidens ertragen, welches ihm zum Lorbeerkranz und Eichenzweig auch noch die Märtyrerkrone auf das Haupt drückte.

Wenn diese Zeilen in die weite Welt hinauswandern, wird die Trauerkunde längst überall verbreitet sein, wohin der elektrische Funke reicht; in den fernen Orten aber, wo jenseit der Meere Deutsche für Neu-Deutschland ringen, auf den fernen Inseln, wo kaum nach Monden ein Dampfer die neueste Post aus der Heimath bringt, wird dieses Blatt vielleicht das erste sein, welches in deutschen Herzen die tiefste Trauer weckt, indem es die erschütternde Nachricht verkündet:

Auch Kaiser Friedrich lebt nicht mehr!

gegrüßt; wir können aber nichts mittheilenswerther finden, als die Worte seiner Mutter: „Ich habe meinen Sohn in der Liebe zum Vaterlande erzogen und ich hoffe, er wird sie bewähren!“ Und es geschah offenbar mit im Geiste dieser Mutter, daß der Prinz am 7. November die Universität (Bonn) bezog, ein damals für die Angehörigen regierender Häuser noch sehr ungewöhnlicher Bildungsgang.

Nach Bonn waren ihm sein bisheriger Erzieher Professor Dr. Curtius und Oberstlieutenant Fischer gefolgt, deren Rath er allezeit ehrte. Dabei hatten ihm die Eltern den Genuß des freien, frohen deutschen Studentenlebens sowohl hinsichtlich der Wahl der Lehrer, wie des geselligen Verkehrs gestattet, und so trieb er's auch. Er hörte nicht bloß römisches, Kirchen- und Völkerrecht bei Walter, Bluhme und Hälschner, sondern auch Politik und vergleichende Völkerkunde bei Dahlmann und dem alten Arndt, der als Professor der Geschichte vom deutschen Bundestag 1821 ab- und erst 1840 von Friedrich Wilhelm IV. wieder eingesetzt worden war. Und ebenso ist sein freies, offenes und fröhliches Wesen durch die rüstige akademische Jugendlust gekräftigt und zu dem edeln Humor ausgebildet worden, der auch dem Ernst gerecht wird und am standhaftesten der Trübsal Trotz bietet.

Nachdem der Prinz von Preußen als Militärgouverneur der Rheinprovinz und Westfalens am 17. März 1851 seinen Hofhalt nach Koblenz verlegt hatte, wo er mit seiner Familie sieben glückliche Jahre verleben sollte, mußte Prinz Friedrich Wilhelm das Bonner Studium von Ostern 1851 bis zum Oktober unterbrechen, um seine Eltern zum Besuch der Weltausstellung in London zu begleiten. Hier hatte er zum ersten Male seine künftige Gattin, die damals im Alter von zehn Jahren stehende Prinzessin Victoria, gesehen.

Am 26. Mai verließ der Prinz von Preußen mit den Seinen England, um schon am 31. der Feier der Enthüllung des Denkmals Friedrichs des Großen beizuwohnen. Friedrich Wilhelm ward wieder vom Dienst festgehalten, wurde im Juni bei einem Besuche des Zaren zum Chef eines russischen Husarenregimentes (Ifum Nr. 11) und nach den Manövern von seinem königlichen Oheim zum Hauptmann ernannt. Ende Oktober kehrte der Prinz nach Bonn zurück, von Stadt und Universität mit festlicher Freude begrüßt, und als er Ostern 1852 scheiden mußte, war es ihm wirklich zu Muthe wie einem „bemoosten Haupte“, das von der „alten Burschenherrlichkeit“ scheidet. Die Liebe, die sich der Prinz auch da erworben, wurde durch glänzende Feste und Erinnerungsgaben, Fackelzüge der Studenten und der Bürger, ein prachtvolles „Abgangszeugniß“ u. dergl. bethätigt.

Staatsgeschäfte, Reisen nach Rußland und Italien füllten die nächsten Lebensjahre des Prinzen aus, bis er im September 1855 die Fahrt nach England antrat, um mit Zustimmung seiner Eltern um die Hand der Prinzessin Victoria zu werben. Die königliche Familie hielt sich damals in dem schottischen Schlosse Balmoral auf, und hier erfolgte auch die Verlobung, von welcher die Königin von England in ihrem „Tagebuch“ unter dem 29. September folgendes erzählt:

„Heute hat sich unsere geliebte Victoria mit dem Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen verlobt. Schon am 20. hatte er uns sein Anliegen mitgetheilt, aber um ihrer großen Jugend willen waren wir zweifelhaft, ob er jetzt mit ihr reden oder bis zu seiner Wiederkehr warten solle, entschlossen uns aber doch zu ersterem. Als wir nun heute Nachmittag den Craig-na-Ban hinanritten, brach er einen Zweig weißer Heideblumen (der Glück bedeutet), gab ihr denselben und knüpfte daran auf dem Heimwege, den Glen-Girnoch hinab, Andeutungen seiner Hoffnungen und Wünsche, die dann alsbald in Erfüllung gingen.“

Nach seiner Heimkehr mußte sich Prinz Friedrich Wilhelm den Staatsgeschäften widmen, welche, wie aus seinen Briefen an den Prinz Albert ersichtlich ist, nicht gerade erfreulich waren; desto freudiger eilte er im Mai 1856 wieder zu seiner Braut und kehrte als Ehrendoktor von Oxford zurück, um sogleich eine große Repräsentationsreise zur russischen Kaiserkrönung in Moskau anzutreten.

Mit dem Anfang des Jahres 1857 finden wir den Prinzen in Breslau, wo er als Führer des 11. Infanterieregiments das Schloß bezieht und es in kurzer Zeit zum Mittelpunkt eines frischen geistigen Verkehrs erhebt. Hier war es auch, wo er endlich die am 16. Mai in Berlin erfolgte Verkündigung seiner Verlobung las.

Diesmal langte er als erklärter Bräutigam in England an und empfand dies sofort bei den Huldigungen, die ihm nun gebracht wurden, denn als er nach dem stillen Glück der Liebe und den lauten Festen England wieder, zum letzten Male vor der Hochzeit, verließ, that er es als „Ehrenbürger von London“. —

In Breslau nahm der Prinz, nachdem er noch die Manöver in der Reichenbacher Gegend mitgemacht, am 19. September Abschied von seinem Regiment. Wenige Wochen später erschütterte seine Familie und das ganze Land das schwere Schicksal des Königs, der, vom Gehirnschlage getroffen, der Regierung entsagte. Prinz Wilhelm wurde Prinz-Regent von Preußen, und als solcher erhob er seinen Sohn an dessen Hochzeitstage zum Generalmajor.

Umgeben von allen Lieben, Verwandten und Theilnahmeberechtigten reichten in der Kapelle des St. James-Palastes am 25. Januar 1858 Prinz Friedrich Wilhelm von Preußen und Prinzeß Victoria von England sich die Hände zum ewigen Bunde, welchem der Erzbischof von Canterbury den kirchlichen Segen ertheilte.

In der deutschen Heimath wurde dem jungen Ehepaar das Haus zur Stadtwohnung hergerichtet, welches Friedrich Wilhelm III. bewohnt hatte und in welchem Kaiser Wilhelm geboren worden war.

Am 27. Januar 1859 schenkte Prinzessin Victoria dem jetzt regierenden Kaiser das Leben; zur Begrüßung dieses Enkels, der den Namen Wilhelm erhielt, war der Großvater in einem Fiaker zum Palais geeilt; auch der alte Wrangel fehlte nicht und verkündete der Volksmenge vor dem Palais: „Kinder, es geht alles gut; es ist ein tüchtiger, derber Rekrut, wie man es nur verlangen kann!“

Es beginnen nun die Tage großer innerer und äußerer Kämpfe. Der Krieg Oesterreichs gegen Italien und Frankreich, welcher mit der Schlacht von Solferino, am 24. Juni 1859, und dem Verlust der Lombardei endete, veranlaßte Preußen zu einer „Mobilmachung“, in deren Folge der Prinz das Kommando der 1. Garde-Infanterie-Division erhielt; im Oktober wurde er Mitglied der Kommission für die „Reorganisation der Armee“, welche dann die Konfliktszeiten verursachte.

Mitten in diesen äußern Unruhen mehrte sich das stille Glück des Hauses, dem am 24. Juli 1860 das erste Töchterlein beschert wurde: Charlotte, jetzt Gemahlin des Erbprinzen von Meiningen. Indessen war die Zeit angebrochen, in welcher die großen politischen Umwälzungen sich vollziehen sollten, die wir alle erlebt haben.

In der Nacht vom 1. zum 2. Januar 1861 war König Friedrich Wilhelm IV. gestorben — König Wilhelm bestieg den Thron; sein Sohn hieß von jetzt an „Kronprinz von Preußen“ und wurde zugleich zum Statthalter von Pommern ernannt. Mit der großen Fahnenweihe am 17. Januar, bei welcher der Kronprinz als nunmehriger Generallieutenant das Truppenkommando zu leiten hatte, galt die Armeereorganisation als vollendet.

Der Glücksstern der Hohenzollern strahlte hell. Der August des Jahres 1862 bescherte den königlichen Großeltern zwei neue Enkel, am 7. Victoria von Baden (jetzt Kronprinzessin von Schweden) und am 14. den Prinzen Heinrich, der nun als Seefahrer glänzt. — In diesem Jahr ist auch Bismarck Preußens Minister geworden.

Das Jahr 1863 rief durch seine fünfzigjährigen Erinnerungen an 1813 eine nationale Bewegung in ganz Deutschland ins Leben, und zwar bei den Fürsten wie im Volke. Noch lauter als die Berufung eines Fürstenkongresses und Pläne zur Verbesserung der Bundesverfassung sprachen die großen Nationalfeste der Turner, der Schützen, der Sänger und der Kämpfer von der Leipziger Völkerschlacht, und das überall erschallende „Schleswig-Holstein meerumschlungen“ weckte sogar den Bundestag auf, so daß er zum ersten Male und noch am Schluß des Jahres Bundestruppen gegen Dänemark marschiren ließ. Aber erst im folgenden Jahre unternahmen Preußen und Oesterreich in ihrem nicht von gegenseitiger Eifersucht freien Bündniß die Kriegsführung.

Bekanntlich erhielten das Kommando, unter Oberleitung Wrangels, über die Oesterreicher Feldmarschall-Lieutenant von Gablenz und über die Preußen Prinz Friedrich Karl. Dem Kronprinzen fiel die Rolle einer Mittelsperson bei etwa nöthig werdenden Ausgleichungen der verschiedenartigen Kampfgenossen zu, eine Rolle, für die er in jeder Beziehung, durch persönliche Liebenswürdigkeit wie durch soldatische Tüchtigkeit und seinen hohen Rang, wie geschaffen war. Er wurde bald der Liebling aller Truppen, mit denen er alle Beschwerden und Entbehrungen des harten Winterfeldzuges theilte. Im Gefecht bei Rübel, am 22. Februar, stand er zum ersten Mal im Feuer. Mit Wrangel zog er dann bis vor Fridericia, wo er am 21. März abermals im Feuer stand; am 18. April beobachtete er von der Gammelmark Lobten aus den Sturm der Düppeler Schanzen und empfing am 21. in Flensburg seinen Vater, vor welchem dann die Sieger von Düppel in ihrer Sturmkleidung Parade machten.

Dienst und Familie theilten sich nun wieder in sein Leben und die Familienfreude gewann einen Zuwachs; am 15. September 1864 wurde den drei Geschwistern ein Brüderchen geschenkt, welches Siegismund getauft wurde. Die frohen Eltern brachten den Spätherbst in der Schweiz zu und waren Mitte Dezember wieder bei den Ihren, um nun für vier Kinder den Christbaum zu schmücken. Wir wollen hier gleich melden, daß noch ein Töchterchen am 12. April 1866 hinzukam, das den Namen Victoria erhielt.

Das Jahr 1865 war wieder ein vielbewegtes; denn während der Unfriede der Konfliktszeit fortdauerte, feierte der König in vier Provinzen ihre fünfzigjährige Zugehörigkeit zum preußischen Staate. Und in derselben Zeit hatte die alte Eifersucht und Zwietracht zwischen Oesterreich und Preußen in Schleswig-Holstein wie am Bundestag endlich den Bruch herbeigeführt. Deutschland stand vor dem Krieg von 1866.

Das Vertrauen seines königlichen Vaters stellte schon am 17. Mai den Kronprinzen an die Spitze der zweiten Armee, welcher die wichtige Aufgabe zufiel, Schlesien gegen den dort erwarteten Angriff zu vertheidigen. Diesmal war es ein schwerer Abschied vom geliebten Weibe und von den fünf Kindern, die im liebreizendsten Alter den Vater umdrängten, der in den Krieg zog. Ob eine dunkle Ahnung mit ihm ging? — Auf des Königs Befehl eilte er, am 2. Juni noch zum Militärgouverneur von Schlesien erhoben, nach Neiße, um von dort aus die Aufstellung seiner Armee zu ordnen, und dort, mitten in angestrengtester Thätigkeit traf ihn die Nachricht, daß sein jüngster Liebling, sein kleiner Siegismund, gestorben sei. — Erst nach dem Friedensschluß schrieb er darüber nach Berlin: „Es war eine schmerzliche Aufgabe, daß ich meiner Gemahlin und meinem sterbenden Kinde nicht beistehen, daß ich meinem heimgegangnen Sohne nicht die Augen zudrücken konnte. So schwer es mir damals wurde, fern von Heimath und Familie zu bleiben: ich sehe jetzt mit Genugthuung darauf zurück, weil es ein Opfer war, das ich dem Vaterlande brachte." —

Mit seinem Unterfeldherrn drang er durch die Pässe des Riesengebirges bis Königinhof vor, nach dessen Erstürmung (am 29. Juni) er am 1. Juli in einem Armeebefehl sich fünf glänzender Siege und der gelungenen Verbindung mit der 1. Armee (unter Prinz Friedrich Karl) rühmen konnte. Am 3. Juli wurde die Entscheidungsschlacht vor Königgrätz geschlagen, welcher die Friedensverhandlungen und der Friedensabschluß folgten.

Wie alle seine Feldherren, so belohnte der König auch seinen Sohn mit den höchsten militärischen Orden und Würden, und welches Glück, welche Hoffnung spricht er in den Worten aus: „Ich habe Dir den größten Beweis königlichen und väterlichen Vertrauens gegeben, indem ich Dir die Führung einer Armee übertrug. Du hast diesem Vertrauen in hohem Grade entsprochen. — Ein ehrenvoller Friede bereitet Preußen und Deutschland eine Zukunft vor, die Du berufen sein wirst, unter Gottes gnädigem Beistand dereinst auszubauen."

Nur drei Jahre trennen das Neujahr 1867 von dem von 1870, aber sie sind für den Kronprinzen und die Seinen reich an wichtigen Erlebnissen.

Die glänzendste Seite des Jahrbuchs von 1869 nimmt die große Orientreise des Kronprinzen ein, welche ihn über Venedig und Brindisi nach Korfu und weiter nach Athen, Konstantinopel, am 4. November nach Jerusalem und über Damaskus nach Port Said führte, wo er, vom Vicekönig persönlich eingeladen, zugleich mit dem Kaiser von Oesterreich, der Kaiserin von Frankreich und dem Prinzen Heinrich der Niederlande am 17. November der Einweihung des Suezkanals beiwohnte. Nachdem er in Suez das Rothe Meer begrüßt, dann den Nil bis zum ersten Katarakt befahren, in Kairo am 5. Dezember den Grundstein zu einer evangelischen deutschen Kirche gelegt und die Pyramide bei Gizeh bestiegen hatte, trat er am 9. Dezember von Alexandrien aus die Heimfahrt an. In Cannes eilte er ans Land; denn dort fand er alle seine Lieben, Gattin und Kinder seiner harrend. Das Wiedersehen war nur durch die Krankheit des Jüngsten, Waldemar, getrübt, der an der Bräune litt. So mußte diesmal der Christbaum in Frankreich angebrannt werden, wie dies auch zur nächsten Weihnacht geschah. Am 26. Dezember reiste die Familie ab, nahm den Heimweg über Paris, wurde von Napoleon und Eugenie aufs gastfreundlichste beehrt und begrüßte im glücklichsten Friedensgefühl in der Heimath das neue, das große Jahr — 1870.

Wie H. Hengst in seinem „Fürstenbild aus dem 19. Jahrhundert" schlagend zusammenstellt, hatte schon am Nachmittag des 15. Juli die „Kaiserin Eugenie ihren hübschen kleinen Krieg, übernahm Ollivier leichten Herzens die Verantwortung für denselben, war der Kriegsminister Leboeuf erzbereit, und so konnte am 19. Juli der französische Geschäftsträger dem Grafen Bismarck die Kriegserklärung überreichen." — Und der Kronprinz? „Ihm gewährte das Schicksal die denkbar höchste Gunst, die es einem preußischen Kronprinzen bewilligen konnte: an der Spitze eines aus fast allen deutschen Stämmen gebildeten Heeres für Deutschlands gekränkte Ehre ins Feld zu ziehen und als deutscher Kronprinz siegreich zurückzukehren."

Heute und immerdar werden wir es auch preisen, daß der Kronprinz nach den Metzer Siegen der anderen Armeen nicht nach Paris zog, sondern nach Norden abschwenkte; denn nur dadurch ist der Tag von Sedan zu einem Festtag aller Deutschen geworden.

Den größten Sieg aber gewann Friedrich Wilhelm über die Herzen des Volks in Waffen und daheim durch sein Herz, dessen Reinheit und Festigkeit der Klarheit und Kraft seines Geistes würdig war. Sein Rang, seine Thaten, sein Wissen und Können berechtigten ihn, sich hoch zu fühlen, und doch stieg er am liebsten von dieser Höhe herab, um als Mensch bei Menschen zu stehen. Seine Volksthümlichkeit war nicht gemacht und gesucht: das Volk trug sie ihm entgegen im Süden wie im Norden. Er war es, der durch seine ritterliche, volksthümliche Persönlichkeit die Herzen der süddeutschen Soldaten im Sturm gewann und der dadurch am meisten dazu beigetragen hat, die innere Vereinigung und Verschmelzung des Südens mit dem Norden herbeizuführen. So ist der Name „unser Fritz" als die höchste Ehrenbezeigung des gesammten deutschen Volkes für den deutschen Kronprinzen anzuerkennen.

Nach dem Kriege lag dem Kronprinzen zunächst am Herzen die Heilung der Wunden, die Pflege umfassender nationaler Wohlthätigkeit. Ihn selbst bedrückten fast die Ehren, mit welchen man ihn daheim wie von außen auszeichnete. Noch höher stellte ihn seine militärische Pflicht, denn aus dem norddeutschen Bundesheer war ein deutsches Reichsheer geworden, und Inspektionen, Revuen und Manöver führten den Kaisersohn in alle deutschen Staaten und Provinzen. Nicht weniger nahmen ihn die Feste geschichtlicher Erinnerungen an deutsche Thaten und Männer in Anspruch, an denen der erwachte und so gewaltig gehobene Nationalstolz sich erfreute. Und schließlich war dies alles nur glänzendes Zwischenspiel, welches von außen den Himmel seines Hauses bestrahlte, während im Innern Einfachheit und Innigkeit am stillen Herd waltete und die Pflege des aufblühenden Kinderschmuckes der Eltern ernste Sorge und reinstes Glück war.

Am 22. April 1872 wurde dem Kronprinzen sein jüngstes Töchterchen, Margaretha, geboren. Zwei Jahre darauf brachten die Eltern ihre beiden ältesten Söhne auf das Gymnasium in Kassel, wo sie genau wie ihre Schulgenossen gehalten und so dem Volke nahe gebracht werden sollten, anstatt von Hofmeistern im Glanze der Hofhaltung erzogen und dem Volke entfremdet zu werden. Für die Jüngeren aber, die in ihrem Alter von sechs, vier und zwei Jahren der herrlichsten Spielzeit angehörten, war auf den

Spielplätzen und in den Gärten von Potsdam und Bornstedt das Paradies der Kindheit geschaffen, — aber nicht nur der eigenen, sondern vieler Kinder der Stadt und des Dorfes, die sie zu Spielkameraden derselben auserwählten. Von den Kinderfesten in Bornstedt erzählen alle, die dort mitgespielt haben, ja sie erzählen noch mehr: welch heiliger Ernst es dem Kronprinzen stets mit guter Volksbildung war, bethätigte er dadurch, daß er häufig die Dorfschule besuchte und den alten Lehrer Scheffler im Unterricht unterstützte; ja, als der Lehrer einmal, an das Krankenbett seiner Mutter gerufen, die Schule hätte schließen müssen, da vertrat der Kronprinz seine Stelle. Das vermochte derselbe Fürst, der zu anderer Zeit Regimenter führte und Heere befehligte. —

Zu Kaiser Friedrichs schönsten Lebenserinnerungen gehörte die Reise nach Italien zur Thronbesteigung des Königs Humbert im Januar 1878. Als nach der Krönung der König mit Gemahlin und Sohn und seinem deutschen Gaste auf dem Balkon sich dem Volke zeigte, hob der Kronprinz den kleinen Prinzen empor, nahm ihn auf den Arm, zeigte ihn so der zahllos versammelten Menge und küßte ihn. Diese einfache Herzensthat des hohen, ritterlichen Mannes erregte ungeheuern Jubel und tilgte den letzten Zug des alten „Morte ai Tedeschi“ aus. — Und am 18. Februar erlebten die Eltern die erste Hochzeit ihrer Kinder, die der Prinzessin Charlotte mit dem Erbprinzen von Meiningen. Das war die letzte Freude dieses Jahres. Mit dem Mai brachen die Tage des Unheils an.

Am 11. Mai erlebte man in Berlin das erste Attentat auf den zweiundachtzigjährigen Kaiser Wilhelm, dem am 2. Juni Nobilings Mordanfall folgte. Die furchtbare Nachricht wurde dem Kronprinzen nach England telegraphirt, und schon am 3. Abends stand er am Schmerzenslager seines Vaters. Ein halbes Jahr nahm die Heilung der schweren Wunden in Anspruch; inzwischen führte der Kronprinz die Regierung. Während derselben fand der noch heute vielbesprochene „Berliner Kongreß“ mit dem „Berliner Frieden“ statt, hatte im Vatikan der Tod Pius' des Neunten beim Thronwechsel Leo XIII. auf den päpstlichen Stuhl gebracht und den Kronprinzen zu einem echt kaiserlichen Brief an denselben veranlaßt. Gegen den Jahresschluß hin verabschiedete sich Prinz Heinrich von der Familie, denn er bestieg das Schiff zu einer zweijährigen Fahrt um die Erde.

Noch waren Trennungsleid und Sorge um Heinrich nicht verwunden, da sollte ein viel härterer Abschied die Familie und die Großeltern treffen: der elfjährige blühende Knabe Waldemar wurde den Seinen am 27. März 1879 durch die Diphtheritis, diese tückische Krankheit, entrissen.

Damit schien das Schicksal die schwarzen Tage des Hauses schließen zu wollen, denn am 12. Mai brachte es wieder eine erste große Freude: Prinzessin Charlotte legte das erste Enkelkind, Feodora, in die Arme der Großeltern und der Urgroßeltern, die dazu am 11. Juni ihre Goldene Hochzeit feierten, und zwar umgeben von ihren beiden Kindern, acht Enkeln und einem Urenkelchen.

Hochzeitsfeste füllen auch die nächsten Jahre aus; denn nun führte auch Friedrich Wilhelms ältester Sohn seine Braut zum Altar, und die kaiserliche Familie eilte nach Karlsruhe, um die silberne Hochzeit des großherzoglichen Paares zu feiern.

Am 18. Oktober 1881 feierte Friedrich Wilhelm seinen fünfzigsten Geburtstag, und der 6. Mai des folgenden Jahres sah zum ersten Male vier hohenzollernsche Thronfolger unter einem Dach, als Urgroßvater, Großvater und Vater an der Wiege von Prinz Wilhelms Erstgeborenem standen.

Noch in diesem Jahr war nicht nur am Hofe und in vielen Kreisen Berlins, sondern weit hinaus selbst über die Grenzen des Reichs vorgearbeitet, gerüstet und gesammelt worden für eine Hauptfeier von 1883, die Silberhochzeit des Lieblings aller Deutschen am 25. Januar. Da fiel ein schwarzer Trauerschleier mitten in all die bunte Pracht; am 22. Januar starb, nach kurzem Krankenlager, Einer, der sich so herzlich mit auf das Fest gefreut hatte, Kaiser Wilhelms ältester Bruder, Prinz Karl. Ruhte auch ein Schleier auf dem Fest, so duldete das gute Herz des Kaisers es doch nicht, daß kostspielige Vorbereitungen zum Schaden der Unternehmer vergeblich gewesen sein sollten, wie z. B. das große Kostümfest, das am 8. Februar noch stattfand. Des Kronprinzen größte Freude waren die vom ganzen Reiche aus kleinsten Beiträgen gesammelten 800 000 Mark „Kronprinzenspende“ zu einem wohlthätigen Werk.

Am 17. November unternahm der unermüdliche Mann der Pflicht die große Reise nach Spanien, an den Hof des Königs Alfons XII., welcher infolge der am deutschen Kaiserhofe genossenen Ehren auf der Heimreise in Paris rohester Behandlung ausgesetzt gewesen war. Von da eilte der Kronprinz nach Rom, um dort König und Papst zu begrüßen. Welche Reihe von Erlebnissen dieses einen Mannes! Viele Einweihungen, Ehrenbesuche, Manöver, Volksfeste müssen wir unerwähnt lassen oder können nur daran erinnern, wie an die herrlichen Tage von 1886 in Elsaß und Lothringen.

Nie ist ein Tag auf deutschem Boden mit freudigerer Begeisterung gefeiert worden, als der 22. März 1887, Kaiser Wilhelms neunzigster Geburtstag. Ihn feierten die Deutschen, die der gerechte Stolz beseelte, Deutsche zu sein, als höchsten Nationalfesttag in aller Welt, und alle edlen Völker stimmten bewundernd und neidlos diesem Jubel bei.

Und doch — nur eine kurze Spanne Zeit, und das Unglück warf seinen Schatten über das Reich, immer dunkler und unheimlicher, immer drohender, bis das unerbittliche Schicksal sich vollzogen hatte. Gleich darauf erkrankte der Kronprinz, und während er in Italien weilte, starb Kaiser Wilhelm I. Der 9. März ward der erste große Trauertag des neuen deutschen Reichs — und nur ein Trauerflor war es, der bis zum zweiten, bis zum 15. Juni, dem Todestag Kaiser Friedrichs, reichte.

Was Kaiser Friedrich in den letzten Monaten seines Lebens leiden mußte und mit welchem Heldenmuth er die unaussprechlichen Qualen der heimtückischen Krankheit ertrug, das haben wir alle mit bangen Herzen miterlebt und mitgefühlt. Zu schwach sind Worte, um der Tragik der letzten Ereignisse Ausdruck zu verleihen, und wer würde auch im Stande sein, heute, wo noch der tiefste Schmerz unsere Seelen durchzuckt, die Geschichte dieses Kaiserthums niederzuschreiben? Es zählt nur nach wenigen Monaten — und doch ist es reich genug an Thaten und sogar an Kämpfen gewesen, um in der deutschen Geschichte ein ergreifendes Blatt zu füllen. So viel Trauer und so viel Liebe zugleich hat noch keine Nation empfunden wie Deutschland in diesen letzten Monaten. Möge die veredelnde Kraft von beiden im vielgeprüften Vaterlande fortwirken!

Friedrich Hofmann.

An Kaiser Wilhelm II.

In trauervollen Tagen
Ward Dein der Krone Zier!
Denn um zwei Kaiser klagen
Wir alle jetzt mit Dir.
Auf ewig unvergessen
Leuchtet der Todten Ruhm:
Aus Lorbern und Cypressen
Erstand Dein Kaiserthum.

Von Glorienschein umflossen,
So würdig und so mild,
Steht wie aus Erz gegossen
Des Ahnherrn Heldenbild.
Er hat den Sieg errungen
In Stürmen der Gefahr,
Den gold'nen Reif geschlungen
Glorreich ins Silberhaar.

Der Sohn an seiner Seite,
Wie er im Kampfe groß:
Nun ruht auch er vom Streite
In ew'gen Friedens Schoß.
Ein Dulder auf dem Throne,
Jetzt langer Qual entrückt;
Denn eine Dornenkrone
Ward ihm aufs Haupt gedrückt.

Zwei Sterne sind verblichen;
Glückauf dem neuen Herrn!
Denn Dir, dem jugendlichen,
Glänzt hell der Zukunft Stern
Ausstrahle reichen Segen
Der Herrscherkrone Gold;
Auf allen Deinen Wegen
Sei Glück und Ruhm Dir hold!

Umrankt, ihr Friedenskränze,
Dies Scepter blüthenreich;
Es wecke geist'ge Lenze,
Dem Zauberstabe gleich!
Wächst in des Landmanns Pflege
Der Garben Fülle auf:
O Kunst und Wissen lege
Den schönsten Kranz darauf!

Und wenn's den Feind gelüstet,
Dem Friedensreich zu drohn,
Dann steht Dein Volk gerüstet
Sturmfest um Deinen Thron.
Da mag der Feind zersplittern
An Deinem Herrschersitz!
Du führst in Kriegsgewittern
Des Schwarzen Adlers Blitz.

Rudolf von Gottschall.

Kaiser Wilhelm II. und Kaiserin Augusta Victoria.

Ein ereignißreiches Jahr in der Geschichte Preußens und Deutschlands; aber ein Trauerjahr wie wenige! Kaum drei Monate, nachdem der erste Kaiser des Deutschen Reichs sein ehrwürdiges Haupt zur ewigen Ruhe gebettet, ist ihm sein Sohn und Erbe, Kaiser Friedrich, nachgefolgt und sein Enkel, Kaiser Wilhelm II., hat den preußischen Königs-, den deutschen Kaiserthron bestiegen. Ihm, der in der Blüthe der Jugend, öffnen sich uneingeschränkt die Weiten des Lebens; lange Jahrzehnte der Herrschaft liegen vor ihm, nach menschlichem Ermessen und nach den Wünschen seines Volkes, welches nicht an abermalige schwere Schicksalsschläge, die das Haus der Hohenzollern treffen, glauben mag.

Prinz Friedrich Wilhelm Victor Albert wurde am 27. Januar 1859 in Berlin geboren. So ist er jetzt, wo er den Königs- und Kaiserthron besteigt, noch nicht 30 Jahre alt. Von den preußischen Monarchen haben drei vor dem dreißigsten Lebensjahre die Krone erlangt: Friedrich Wilhelm I. war 24 Jahre alt, als er König wurde, Friedrich der Große 28 Jahre, Friedrich Wilhelm III. 27 Jahre.

Prinz Wilhelm hat, den volksthümlichen Gesinnungen seines Vaters entsprechend, eine Erziehung erhalten, die weit entfernt war von vornehmer höfischer Abgeschlossenheit und ihn schon früh in die Kreise der bürgerlichen Jugend, unter gleichstrebende Studiengenossen versetzte. Bis zu seiner Konfirmation leiteten Professor Hinzpeter als Civilgouverneur und mehrere sich ablösende Offiziere als Militärgouverneure seine Erziehung. Im Herbst 1874 besuchte Prinz Wilhelm das Gymnasium zu Kassel, das Lyceum Fridericianum, und bestand dort zu Anfang 1877 sein Abiturientenexamen. Nach der ausdrücklichen Bestimmung des Kronprinzen sollte sein Sohn während der Schuljahre in Bezug auf Anforderungen, welche die Anstalt an seinen Fleiß und seine Leistungsfähigkeit stellte, mit seinen Mitschülern ganz gleich gehalten werden. Der Prinz war ein fleißiger und pünktlicher Schüler, gewissenhaft in Verwendung und Eintheilung seiner Zeit. In seinen Mußestunden gab er sich mit Eifer gymnastischen Uebungen hin und machte Exkursionen mit seinen Mitschülern, mit denen er durchaus unbefangen verkehrte.

Am 27. Januar 1877 wurde der Prinz, da er sein achtzehntes Lebensjahr vollendet hatte, volljährig nach einem alten Hausgesetze der Hohenzollern. Der Tag wurde im kronprinzlichen

Palais festlich begangen; Kaiser Wilhelm schmückte den Prinzen mit den Insignien des Schwarzen Adlerordens.

Dann trat dieser, um den praktischen Dienst zu erlernen, in das erste Garderegiment zu Fuß ein; auch wurde er von mehreren Offizieren in den Kriegswissenschaften unterrichtet. Im Herbst 1877 bezog er die Universität Bonn, wo er juristische, historische und physikalische Kollegien hörte und sich eine vielseitige Bildung aneignete. Er betheiligte sich hier als Koukneipant an dem fröhlichen Studentenleben des Corps Borussia. So lernte er das Gymnasium, die Universität und die akademischen Kreise aus eigener Anschauung kennen; stets hat er seinen Schul- und Universitätsfreunden ein treues Gedenken bewahrt und mit warmer Theilnahme ihre Lebensgeschichte verfolgt. Und so hat er sich auch später an studentischen Festen betheiligt und erschien öfters mit dem Corpsband über der Uniform und mit der weißen Corpsmütze: so bei den Festen, welche die alten Herren der Borussia in Berlin zu feiern pflegen. Auch dem Stiftungsfest des Corps in Bonn im Jahre 1886 wohnte er bei und machte Kommers und Wagenfahrt mit. In seiner Toastrede hob er hervor, daß das Corps die Farben des Hohenzollernhauses, die preußischen Landesfarben trage. Oftmals seien diese Farben von Fremden als nicht prunkend, als zu ernst angesehen worden. In ihrem Ernste aber entsprächen sie der Geschichte Preußens, welches durch schwere Schicksale und Zeiten hindurch in ernstem Ringen erst zu jener Stellung sich hindurchkämpfen mußte, die es heute einnimmt. Das schönste Symbol dieses Kampfes sei das Eiserne Kreuz, welches eben diese ernsten Farben trage.

In seiner militärischen Karrière avancirte der Prinz, aber nicht so rasch, wie es in früheren Zeiten Brauch war. Am 16. Oktober 1885 wurde ihm als Oberst und Regimentskommandeur das Garde-Husarenregiment übergeben, am 27. Januar 1888 ernannte der Kaiser den Prinzen aus Anlaß seines Geburtstages zum Generalmajor und Kommandeur der zweiten Garde-Infanteriebrigade.

So in verschiedenen Chargen mit dem militärischen Dienste vertraut, wurde er auch zu Regierungsgeschäften zugezogen und in den preußischen Verwaltungsdienst eingeweiht. Im Herbst 1882 wurde hierin Staatsminister Achenbach sein erster Lehrer, der ihn nach einem festentworfenen Programm, anknüpfend an einzelne Vorlagen, mit den Provinz-, Bezirks- und Gemeindeverhältnissen vertraut machte. Im Winter 1886/87 trat der Prinz dem auswärtigen Amte näher; sein großer Lehrer war hier Fürst Bismarck, dem er einmal einen begeisterten Trinkspruch gewidmet hat. Auch an den Sohn des Reichskanzlers, den Grafen Herbert Bismarck, schloß sich der Prinz an; im Herbst 1887 studirte er die Einrichtung und die Geschäfte des Finanzministeriums. In den letzten Monaten hatte ihm der schwerkranke Kaiser einen Theil der Regierungsgeschäfte übertragen.

Auf seinen Reisen an befreundete Höfe hatte der Prinz mit dem Kronprinzen Rudolf von Oesterreich ein engeres Freundschaftsbündniß geschlossen, das für die Beziehungen der beiden Staaten auch für die Zukunft eine schöne Bürgschaft giebt.

Mit einer Fürstentochter des stammverwandten und meerumschlungenen Schleswig-Holstein, Augusta Victoria, der Tochter des vielgenannten Herzogs von Augustenburg, dessen Erbansprüche bei der politischen Weltlage nicht zur Geltung kamen, hat sich Prinz Wilhelm 1880 in Gotha verlobt. Ihr Vater lebte damals als Privatmann auf Schloß Primkenau in der Niederlausitz. Die von ihm in Anspruch genommenen Lande waren längst in Preußen aufgegangen; jetzt trägt die Erbtochter von Schleswig-Holstein die preußische Königskrone, die deutsche Kaiserkrone: eine schöne Versöhnung der politischen Gegensätze, die einst in heftigem Kampfe sich befehdeten.

Am 27. Februar 1881 fand die Vermählung in der Kapelle des königlichen Schlosses zu Berlin statt.

Von der jungen Braut berichtet ein Brief aus Gotha, den wir dem Fürstenbild von W. von Hendrichs „Prinz Wilhelm von Preußen“ entnehmen:

„Was für die Braut des Prinzen Wilhelm beim ersten Anblick einnimmt, ist das gemüthliche, deutsche Element, das sich in ihrer äußeren Erscheinung wie in ihrem Wesen ausdrückt. Von Gestalt groß, schlank, hoch, voll edlen Ebenmaßes, Hand und Fuß schöngeformt, weiß sie in ihrer Haltung wie in ihren Bewegungen Würde mit Anmuth zu vereinigen. Kann man auch nicht sagen, daß der Schnitt der Züge und des Kopfes zu jenem Genre gehört, das beim ersten Anblick den Zuschauer frappirt, so wird man doch bald innewerden, daß dieses ovale Gesicht mit den zarten blauen Augen, dem lieblichen Munde mit den schönen Zähnen, mit der Fülle blonden Haares bei längerem Anschauen von Minute zu Minute gewinnt und fesselt. Die Augen niedergeschlagen scheinen sinnend oft anderen Dingen nachzugehen; um so anmuthiger aber ist ihr Aufschlag, um so herzlicher ihr heller strahlender Blick. Aus ihrem Wesen spricht eine überzeugende Herzensfreundlichkeit, die das Gepräge innerer Wahrheit trägt, welche nur in der Quelle eines lauteren Gemüthes liegt. Mit der Bildung ihres Herzens, die von religiösem Grunde ausging, verschwisterte sich die ihres Geistes. Die Prinzessin spricht sehr gut, weiß sehr viel, und daß sie nicht nur Angelerntes, sondern eigen Geistiges zu geben weiß — davon giebt der Reiz Zeugniß, der in ihrer Konversation liegt. Aus deutschem Stamm ist sie entsprossen, deutsch ist ihre Erscheinung, deutsch ihr Wesen.“

Ueber das reizende Familienleben des prinzlichen Paares im Marmorpalais bei Potsdam haben wir bereits in Halbheft 18, Jahrg. 1887 dieses Blattes berichtet; ebenso gaben wir in Halbheft 7 dieses Jahrg. ein Bild der jungen Prinzen Friedrich Wilhelm und Eitel Fritz, denen sich Prinz Adalbert und Prinz August anschließen.

Die kaiserlichen Kronen schmücken jetzt ein Paar voll Jugendfrische. Eine schwere Last der Sorge senkt sich auf des jungen Kaisers Haupt; die Weltlage ist, wenn auch nicht unmittelbar bedrohlich, so doch voll Gefahr; doch in allem, was er bisher gethan und gesprochen, prägt sich das Pflichtgefühl der Hohenzollern aus, das allen seinen Ahnen eigen war, und so wird er, welche Geschicke auch die Zukunft im Schoße tragen möge, wie sein Vater und Großvater seine Pflicht thun im Dienste und zum Heile des Vaterlandes.

Schloß Friedrichskron.

Schloß Friedrichskron — der Name ist neu; in den ersten Tagen der kurzen Regierung Kaiser Friedrichs wurde er dem prachtvollen Bau beigelegt, der länger als ein Jahrhundert unter dem Namen das Neue Palais dem deutschen Volke bekannt war.

Wir wissen alle, daß in jenem Schlosse der verewigte Kaiser das Licht der Welt erblickt hat. War dies der Grund, warum er die Stätte mit dem Namen Friedrichs in engste Beziehung brachte? Durchaus nicht! Nur wir, das trauernde Volk, denken heute bei dem Namen Friedrichskron zunächst an Kaiser Friedrich; ihm selbst schwebte bei dem Namenswechsel der Gründer des Schlosses, der große Preußenkönig Friedrich II., vor.

In der That sollte der Bau des Neuen Palais gewissermaßen die Errungenschaften Friedrichs II. im Siebenjährigen Kriege krönen; denn nach Beendigung desselben beschloß der siegreiche König, neben dem Schlosse Sanssouci ein Palais aufzuführen, welches nicht allein seinen eigenen Bedürfnissen, sondern auch denen eines wahrhaft königlichen Hofhaltes entsprechen würde. Drei Millionen Thaler waren für den Bau in Aussicht genommen, und durch diese außerordentliche Ausgabe wollte Friedrich seinen Gegnern beweisen, daß er noch über genügende Mittel verfügte, um nöthigenfalls den Krieg weiter zu führen. Im Jahre 1763 wurde der Bau begonnen und im Jahre 1769 vollendet.

Potsdam, der Lieblingssitz preußischer Herrscher, erhielt dadurch eine werthvolle Perle in dem Kranz der Schlösser, die es heute umgeben.

Es verdient den stolzen Namen Friedrichskron; denn nach außen und innen ist es so prachtvoll ausgestaltet, wie kaum ein anderes der königlichen Schlösser. Mit seinen vier Flügeln bietet es eine gewaltige Front von 213½ Metern; 425 Sandsteinfiguren zieren sein steinernes Podest; auf der Kuppel thronen drei gekrönte Genien, welche, wie der Volksmund sagt,

Figure 1. Photograph of the Mississippi River Commission's Model of the Mississippi River and Tributaries, Vicksburg, Mississippi. The model is housed in a large building and covers approximately 200 acres. It is used to study flood control and navigation problems on the river.

In Memory of
Young Pudding

gesagt: damit kommst Du nicht vorwärts im Leben, und vorwärts muß man doch nun einmal!"

„Bei Dir geht es freilich mit Siebenmeilenstiefeln vorwärts," sagte Reinsfeld trocken. „Du bist ja der erklärte Günstling des allmächtigen Präsidenten Nordheim, wie es heißt. Ich habe ihn kürzlich wiedergesehen, als er auf dem Wolkensteiner Hofe war."

„Wiedergesehen? Kennst Du ihn denn überhaupt?"

„Gewiß, aus meinen Knabenjahren. Er und mein Vater waren Jugendfreunde und Studiengenossen; Nordheim kam damals fast täglich in unser Haus — wie oft habe ich auf seinen Knieen gesessen, wenn er den Abend bei uns zubrachte!"

„In der That? Nun, Du hast ihn doch hoffentlich daran erinnert bei dem Zusammentreffen?"

„Nein, Baron Thurgau nannte überhaupt meinen Namen nicht —"

„Und da hast Du es natürlich auch nicht gethan!" rief Wolfgang lachend. „Das sieht Dir ähnlich! Der Zufall bringt Dich in Beziehung zu dem einflußreichen Manne, dem es nur ein Wort kostet, Dir irgend eine vortheilhafte Stellung zu eröffnen, und Du nennst Dich nicht einmal! Da werde ich das Versäumte wohl nachholen müssen; sobald ich den Präsidenten sehe, werde ich ihm sagen —"

„Ich bitte Dich, Wolf, laß das," fiel Benno hastig ein. „Es ist besser, Du redest nicht davon."

„Aber warum denn nicht?"

„Weil — der Mann ist so hoch gestiegen im Leben; er liebt es vielleicht nicht, an die Zeit erinnert zu werden, wo er noch einfacher Ingenieur war."

„Da thust Du ihm unrecht. Er ist stolz auf seine einfache Herkunft, wie alle tüchtigen Männer, und er wird die Erinnerung an einen Jugendfreund nicht zurückweisen."

Reinsfeld schüttelte leise den Kopf.

„Ich fürchte, die Erinnerung würde eine peinliche sein. Es ist später irgend etwas vorgefallen — was? das habe ich nie erfahren; ich war ja noch ein Knabe, aber ich weiß, daß der Bruch ein vollständiger war. Nordheim betrat unser Haus nicht wieder und mein Vater vermied es sogar, seinen Namen zu nennen; sie hatten sich völlig entzweit."

„Dann kannst Du allerdings nicht auf sein Wohlwollen rechnen," sagte Elmhorst enttäuscht. „Wie ich den Präsidenten kenne, vergiebt er nie eine vermeinte Beleidigung."

„Ja, er soll unglaublich hochmüthig und herrschsüchtig geworden sein. Mich wundert es nur, daß Du mit ihm auskommst. Du liebst es doch grade nicht, Dich zu bücken."

„Und eben deshalb begünstigt er mich! Das Bücken und Kriechen überlasse ich den Bedientenseelen, die sich vielleicht irgend eine untergeordnete Stellung damit erschleichen. Wer wirklich empor will, der muß den Kopf hoch tragen und den Blick aufwärts gerichtet nach seinem Ziele; sonst bleibt er ewig am Boden kleben."

„Nun, Du wirst Dir wohl auch einige Millionen zum Ziele genommen haben," spottete Benno. „Du warst nie bescheiden in Deinen Zukunftsplänen. Was willst Du denn eigentlich werden? Etwa auch Präsident des Verwaltungsrathes?"

„Vielleicht in Zukunft — vorläufig nur sein Schwiegersohn!"

„Dachte ich es mir doch, daß so etwas zum Vorschein kommen würde!" rief Benno, laut auflachend. „Eigentlich hast Du ganz recht, Wolf: warum willst Du Dir nicht lieber gleich die Sonne da oben herunterholen? — Das ist ebenso leicht."

„Glaubst Du, daß ich scherze?" fragte Wolfgang kühl.

„Ja, ich bin so frei, das zu glauben, denn im Ernste denkst Du doch wohl nicht an die Tochter des Mannes, dessen Reichthum und Erfolge beinahe sprichwörtlich geworden sind. Nordheims Erbin wird wohl unter so und so viel Freiherren und Grafen zu wählen haben, wenn sie nicht gleichfalls einen Millionär vorzieht."

„Dann kommt es eben darauf an, diesen Freiherren und Grafen den Rang abzulaufen," sagte der junge Oberingenieur mit vollkommener Ruhe, „und das denke ich zu thun."

Doktor Reinsfeld blieb plötzlich stehen und sah seinen Freund mit einer gewissen Besorgniß an; er machte sogar eine Bewegung, als wolle er nach dessen Puls greifen.

„Dann bist Du entweder übergeschnappt oder verliebt," entgegnete er kurz und bündig. „Ein Verliebter freilich hält alles für möglich, und Dir scheint der Besuch in Heilborn verhängnißvoll geworden zu sein. Armer Junge, das ist allerdings eine traurige Geschichte!"

„Verliebt?" wiederholte Wolfgang, während ein unendlich spöttisches Lächeln um seine Lippen zuckte. „Nein, Benno, Du weißt, ich habe nie Zeit und Lust gehabt, mich mit Liebesgedanken abzugeben, und jetzt weniger als je. — So sieh mich doch nicht so entsetzt an, als ob das ein Hochverrath wäre! Ich gebe Dir mein Wort darauf, Alice Nordheim würde es nicht bereuen, wenn sie mir die Hand reichte; sie würde an mir den aufmerksamsten und rücksichtsvollsten Gatten haben."

„Nun, dann nimm es mir nicht übel, wenn ich diese ganze Berechnung erbärmlich finde," brach der junge Arzt heftig aus. „Du bist jung und talentvoll; Du hast eine Stellung errungen, um die Dich Hunderte beneiden, die Dich aller Sorgen enthebt; die ganze Zukunft steht Dir offen und Du hast nichts im Kopfe, als die Jagd nach einer reichen Frau — Du solltest Dich schämen, Wolf!"

„Lieber Benno, das verstehst Du nicht," erklärte Wolfgang, der den Vorwurf sehr gelassen hinnahm. „Ihr Idealisten begreift es ja überhaupt nicht, daß man mit dem Leben und den Menschen rechnen muß. Du wirst natürlich aus Liebe heirathen, wirst in irgend einem kleinen Landstädtchen mühselig das Brot für Frau und Kinder erwerben, vielleicht mit Sorge und Noth ringen und endlich klanglos in die Grube fahren, mit dem erhebenden Bewußtsein, daß Du Deinem ‚Ideal' treu geblieben bist. Ich bin nun einmal anders geartet; ich will alles vom Leben oder nichts."

„Nun, dann in des Kuckucks Namen erobere es Dir durch eigene Kraft!" rief Benno, der immer hitziger wurde. „Dein großes Vorbild, Präsident Nordheim, hat es auch gethan."

„Gewiß, aber er hat mehr als zwanzig Jahre dazu gebraucht. Wir steigen auch hier auf der Bergstraße langsam und mühselig zur Höhe, im Schweiße unseres Angesichts. Sieh Dir den geflügelten Burschen da an!" er wies auf einen mächtigen Raubvogel, der über der Schlucht seine Kreise zog. „Den tragen seine Schwingen in wenigen Minuten bis zum Gipfel des Wolkenstein. Ja, es muß schön sein, dort oben zu stehen, die ganze Welt zu seinen Füßen zu sehen und der Sonne nahe zu sein! Ich will nicht damit warten, bis ich alt und grau geworden bin; jetzt will ich empor und, verlaß Dich darauf: ich wage den Flug, früher oder später."

Er hatte sich hoch aufgerichtet; die dunklen Augen blitzten, und die schönen Züge spannten sich in energischer Willenskraft. Man glaubte es dem Manne, daß er fähig war, einen Flug zu unternehmen, von dem andere nicht einmal zu träumen wagten.

Da rauschte es in dem Lärchenwalde, der zur Seite der Straße anstieg. In großen Sätzen kam Greif von der Höhe herab und begrüßte den jungen Arzt, von dem er wedelnd die gewohnte Liebkosung forderte. Jetzt wurde oben zwischen den Bäumen auch seine junge Herrin sichtbar, die den gleichen Weg nahm. Das ging im vollen Lauf über Steine und Baumwurzeln, mitten durch das Gestrüpp, bis sie endlich mit glühenden Wangen unten anlangte.

Frau von Lasberg würde trotzdem eine gewisse Genugthuung empfunden haben, wenn sie gesehen hätte, wie die Verbeugung des Herrn Oberingenieurs erwidert wurde, kühl und fremd, ganz wie es einer Baroneß Thurgau zukam, und dabei streifte ein halb verächtlicher Blick die elegante Erscheinung des jungen Mannes.

Elmhorst trug heute einen leichten, bequemen Anzug, der sich einigermaßen der Gebirgstracht näherte und dem seines Freundes sehr ähnlich war, aber ihm stand das ausgezeichnet; er sah darin aus wie ein vornehmer Tourist, der in Begleitung seines Führers einen Ausflug macht. Doktor Reinsfeld mit seiner nachlässigen Haltung verlor allerdings sehr neben dieser schlanken, hochgewachsenen Gestalt; seine graue Joppe und sein Hut hatten inzwischen noch einen Regenguß mehr ausgehalten, was sie nicht grade verschönte; aber ihn schien das wenig zu kümmern. Seine Augen leuchteten in heller Freude, als er das junge Mädchen erblickte, das sich ihm mit gewohnter Zutraulichkeit näherte.

„Sie wollen zu uns, Herr Doktor, nicht wahr?" fragte sie.

„Gewiß, Fräulein Erna," bestätigte er. „Es ist doch alles wohl daheim?"

„Papa war heute morgen gar nicht wohl," sagte Erna; „trotzdem ist er auf die Jagd gegangen. Ich wollte ihm mit Greif entgegen, aber wir haben ihn nicht getroffen, er muß einen anderen Rückweg genommen haben."

Sie schloß sich den beiden Herren an, die jetzt die Bergstraße verließen und den ziemlich steilen Weg nach dem Wolkensteiner Hofe einschlugen. Greif schien jedoch mit der Anwesenheit

des jungen Oberingenieurs durchaus nicht einverstanden zu sein; er begrüßte ihn mit dem üblichen Knurren und wies ihm freundschaftlich die Zähne.

„Was hat denn Greif?“ fragte Reinsfeld verwundert. „Er ist doch sonst gutmüthig und zutraulich gegen alle Welt.“

„Ich scheine aber in seine allgemeine Menschenliebe nicht eingeschlossen zu sein,“ sagte Elmhorst achselzuckend. „Er hat mir schon verschiedene Male eine derartige Kriegserklärung gemacht, und seine Gutmüthigkeit scheint auch nicht überall Stand zu halten; in Heilborn veranlaßte er einen wahren Aufruhr im Salon des Herrn Präsidenten. Fräulein von Thurgau unternahm eine förmliche Heldenthat, um ein kleines Kind zu beruhigen, das er in Todesangst gejagt hatte.“

„Und Herr Elmhorst gab sich inzwischen mit den ohnmächtigen Damen ab,“ spottete Erna. „Ich sah es noch, als ich zurückkam, wie ritterlich er von Alice zu Frau von Lasberg lief und wahre Fluthen von kölnischem Wasser über beide ausgoß. O, es war zum Todtlachen!“

Sie lachte laut und übermüthig. Wolfgang preßte einen Moment die Lippen zusammen und warf einen sehr gereizten Blick auf das junge Mädchen, dann aber erwiderte er mit voller Artigkeit:

„Sie nahmen die Heldenrolle so entschieden für sich selbst in Anspruch, mein gnädiges Fräulein, daß mir nur dieser bescheidene Ritterdienst übrig blieb. Daß ich nicht grade furchtsam bin, haben Sie wohl kürzlich am Wolkenstein gesehen, wenn ich auch bei meiner völligen Unbekanntschaft mit Weg und Steg den Gipfel nicht erreichte.“

„Den erreichst Du überhaupt nicht,“ mischte sich Reinsfeld ein. „Der Gipfel ist unersteiglich; selbst die kühnsten Bergfahrer machen Halt vor diesen senkrechten Wänden und mehr als einer hat den tollkühnen Versuch mit dem Leben bezahlen müssen.“

„Hütet die Alpenfee ihren Thron so eifersüchtig?“ fragte Elmhorst lachend. „Es scheint überhaupt eine sehr energische Dame zu sein, die mit den Lawinen um sich wirft wie mit Schneebällen und ganz wie die heidnischen Gottheiten sich jährlich so und so viele Menschenopfer schlachten läßt.“

Er blickte nach dem Wolkenstein hinauf, der auch heute seinem Namen Rechnung trug: während all die anderen Berge sich in voller Klarheit zeigten, war seine Spitze allein von weißem Gewölk umlagert.

„Du solltest nicht darüber spotten, Wolfgang,“ sagte der junge Arzt halb unwillig. „Du hast noch keinen Herbst und Winter hier durchlebt und kennst sie noch nicht, unsere wilde Alpenfee, die furchtbare Elementargewalt der Alpen, die nur zu oft das Leben und die Hütten der armen Gebirgsleute bedroht. Man fürchtet sie nicht umsonst hier in ihrem Reiche, aber Du scheinst ja schon ganz vertraut zu sein mit der Sage.“

„Fräulein von Thurgau hatte die Güte, meine Bekanntschaft mit der gestrengen Dame zu vermitteln,“ sagte Wolfgang. „Freilich empfing sie uns sehr ungnädig an der Schwelle ihres Bergpalastes — mit einem Hochgewitter, und einer persönlichen Vorstellung bin ich überhaupt nicht gewürdigt worden.“

„Hüten Sie sich nur davor, das möchte Ihnen theuer zu stehen kommen!“ rief Erna, gereizt durch den Spott. Elmhorst lächelte, mit einer Ueberlegenheit, die allerdings etwas Verletzendes hatte.

„Mein gnädiges Fräulein, von mir dürfen Sie keinen Respekt vor den Berggeistern verlangen; ich bin ja eigens gekommen, um den Kampf mit ihnen zu unternehmen. Die Arbeiten des neunzehnten Jahrhunderts vertragen sich nicht mit der Gespensterfurcht. — Bitte, sehen Sie nicht so empört aus. Unsere Bahnzüge gehen ja nicht über den Wolkenstein und Ihre Alpenfee bleibt vorläufig unangefochten auf dem Thron sitzen. Allerdings muß sie es von dort mit ansehen, wie wir Besitz von ihrem Reiche nehmen und es in unsere Fesseln schlagen. — Aber ich beabsichtige nicht entfernt, Ihnen Ihren ‚kindlichen‘ Glauben zu nehmen. In Ihrem Alter ist das noch vollkommen begreiflich.“

Er hätte seine jugendliche Gegnerin nicht schlimmer reizen können, als durch diese Worte, die sie so vollständig zu den Kindern wiesen; es war das die schwerste Beleidigung, die man einem sechzehnjährigen Fräulein anthun konnte, und sie that auch ihre Wirkung. Erna fuhr auf, so zornig und leidenschaftlich, als habe man gedroht, sie selbst in Fesseln zu schlagen; ihre Augen sprühten, und während der kleine Fuß heftig den Boden stampfte, brach sie im vollen Kindertrotze aus:

„Nun, so wollte ich, die Alpenfee käme einmal im Sturme hernieder vom Wolkenstein und zeigte Ihnen ihr Antlitz — Sie verlangten sicher nicht zum zweiten Male danach!“

Damit wandte sie ihm den Rücken und flog, ohne sich weiter um ihn und Reinsfeld zu kümmern, über die Matte hin, Greif ihr nach. Schon nach wenigen Minuten verschwand die schlanke Gestalt mit den heut wieder fesselloß wehenden Locken in der Thür des Hauses. Wolfgang blieb stehen und sah ihr nach; das spöttische Lächeln weilte noch auf seinen Lippen, aber seine Stimme hatte einen scharfen Klang.

„Was denkt sich Baron Thurgau eigentlich dabei, wenn er seine Tochter so aufwachsen läßt? Sie ist ja unmöglich für civilisirte Verhältnisse, sie paßt höchstens für diese Bergwildniß.“

„Ja, wild und frei ist sie aufgewachsen, wie eine Alpenrose!“ sagte Benno, dessen Augen ebenfalls an der Thür hingen. Elmhorst wandte sich bei diesen Worten plötzlich um und sah den Freund forschend an.

„Du wirst ja förmlich poetisch! Hast Du vielleicht Feuer gefangen?“

„Ich?“ fragte Benno überrascht, fast bestürzt. „Was fällt Dir ein!“

„Nun, ich meinte nur, weil Du in Bildern sprichst; das ist doch sonst nicht Deine Art. Vorläufig ist Deine ‚Alpenrose‘ noch ein sehr eigensinniges und ungezogenes Kind, Du wirst sie erst erziehen müssen.“

Es lag nicht etwa eine harmlose Neckerei in den Worten; sie hatten einen höhnischen, herben Beigeschmack und verletzten offenbar den jungen Arzt, welcher ärgerlich erwiderte:

„Laß doch die Possen! Sage mir lieber, was Du eigentlich im Wolkensteiner Hofe zu thun hast — Du willst den Freiherrn sprechen?“

„Jawohl, aber unsere Erörterungen werden nicht grade freundschaftlicher Natur sein. Du weißt ja, daß wir die Besitzung nothwendig brauchen für unsere Bahnlinie, daß sie uns verweigert wurde und wir von unserem Zwangsrechte Gebrauch machen mußten. Der alte Starrkopf da oben aber gab sich noch immer nicht zufrieden; er protestirte immer wieder von neuem und weigerte sich hartnäckig, auf seinem Grund und Boden irgend eine Vermessung vornehmen zu lassen. Der Mann bildet sich in seiner Beschränktheit wirklich ein, er könne mit seinem Nein irgend etwas ausrichten! Man ist natürlich über seine Proteste zur Tagesordnung übergegangen, und da der ihm gestellte Termin jetzt abgelaufen ist und wir den Besitz antreten, werde ich ihm ankündigen, daß die Vorarbeiten nun unverzüglich beginnen.“

Reinsfeld hatte schweigend zugehört, aber seine Miene war ernst geworden und seine Stimme verrieth eine gewisse Besorgniß, als er sagte: „Wolf, ich bitte Dich, geh nicht wieder mit Deiner gewohnten Rücksichtslosigkeit zu Werke. Der Freiherr ist wirklich nicht ganz zurechnungsfähig in diesem Punkte. Ich habe mir ja auch oft genug Mühe gegeben, ihn zu überzeugen, daß sein Sträuben umsonst ist, aber er hat sich förmlich verrannt in den Gedanken, niemand könne und dürfe ihm seinen alten Erbhof nehmen. Er hängt mit jeder Faser seines Herzens daran, und wenn er ihn wirklich hergeben muß — ich fürchte, das geht ihm ans Leben.“

„Warum nicht gar! Er wird sich fügen, wie alle unvernünftigen Menschen, sobald sie die unbedingte Nothwendigkeit sehen. Ich werde allerdings rücksichtsvoll sein, da es sich um den Schwager des Präsidenten handelt; sonst hätte ich überhaupt nicht so viel Umstände mit ihm gemacht, sondern ihm einfach die Ingenieure in das Haus geschickt. Aber Nordheim wünscht, daß die Sache in möglichst schonender Weise erledigt werde, und deshalb habe ich sie persönlich übernommen.“

„Es wird eine Scene geben,“ meinte Benno. „Baron Thurgau ist der beste Mensch von der Welt, aber unglaublich jähzornig und leidenschaftlich, wenn er sich in seinen vermeintlichen Rechten gekränkt glaubt. Du kennst ihn noch nicht.“

„Doch, ich habe die Ehre, ihn und seine Urwüchsigkeit zu kennen. Er gab mir schon in Heilborn verschiedene Proben davon, und ich bin heute nun vollends auf die möglichste Grobheit gefaßt. Aber Du hast ganz recht; der Mann ist unzurechnungsfähig in ernsten Dingen, und darnach werde ich ihn behandeln.“

Sie hatten jetzt das Haus erreicht und traten ein. Thurgau war in der That soeben erst zurückgekommen; seine Flinte lag noch auf dem Tische und daneben zwei Steinhühner, seine heutige Jagdbeute. Erna mochte ihn wohl schon von dem bevorstehenden

war wie die Berge selbst. Jetzt zum ersten Male kam ihm eine Ahnung, daß sein Trotz gebrochen werden könne, daß er unterliegen müsse im Kampfe mit einer Macht, die ihre eiserne Hand selbst an die Berge legte. Er stützte sich wieder schwer auf den Tisch und rang nach Athem; es war, als versagte ihm die Sprache.

„Sie dürfen überzeugt sein, daß wir mit aller nur möglichen Rücksicht zu Werke gehen," nahm Wolfgang wieder das Wort. „Die Vorarbeiten, die wir zunächst in Angriff nehmen, werden Sie kaum stören, und während des Winters bleiben Sie überhaupt ganz unbehelligt; erst mit dem Frühjahr beginnt der eigentliche Bau, und dann allerdings —"

„Muß ich weichen, meinen Sie?" ergänzte Thurgau mit heiserer Stimme.

„Ja, Sie müssen, Herr Baron!" sagte Elmhorst kalt.

Das verhängnißvolle Wort, dessen Wahrheit er gleichwohl empfand, raubte dem Freiherrn den letzten Rest seiner Fassung; er bäumte sich dagegen auf mit einer Heftigkeit, die etwas Erschreckendes hatte und wirklich an seiner Zurechnungsfähigkeit zweifeln ließ.

„Ich will aber nicht — will nicht, sage ich Euch!" stieß er außer sich hervor. „Und wenn Euch Felsen und Wälder weichen, ich gehe nicht aus dem Wege. Aber nehmt Euch in Acht mit unseren Bergen, die Ihr so hochmüthig zwingen wollt, daß sie nicht herabstürzen und all Eure Bauten und Brücken wie Splitter entzweibrechen. Ich wollte, ich könnte dabei stehen und es mit ansehen, wie das ganze verfluchte Werk in Trümmer geht; ich wollte —"

Er vollendete nicht, sondern griff zusammenzuckend mit beiden Händen nach seiner Brust, das letzte Wort erstarb in einem dumpfen Stöhnen, und dann stürzte die mächtige Gestalt wie vom Blitze getroffen zu Boden.

„Um Gotteswillen!" rief Doktor Reinsfeld, der schon während der letzten stürmischen Scene in der Thür des Nebenzimmers erschienen war und jetzt herbeieilte. Aber Erna war ihm bereits zuvorgekommen; sie erreichte den Vater zuerst und warf sich mit einem Schreckensrufe bei ihm nieder.

„Aengstigen Sie sich nicht, Fräulein Erna!" sagte der junge Arzt, sie sanft zurückdrängend, während er mit Elmhorsts Hilfe den Bewußtlosen aufhob und auf das Sofa legte. „Es ist eine Ohnmacht — ein Schwindelanfall, wie ihn der Herr Baron schon vor einigen Wochen gehabt hat — er wird sich auch diesmal erholen."

Das junge Mädchen war ihnen gefolgt und stand jetzt da mit krampfhaft verschlungenen Händen, die Augen starr auf das Gesicht des Sprechenden gerichtet; sie mochte wohl etwas darin lesen, was den tröstenden Worten widersprach.

„Nein, nein!" stieß sie angstvoll hervor. „Sie täuschen mich, das ist etwas anderes. Er stirbt, ich sehe es! — Papa, Papa, ich bin es! Kennst Du Deine Erna nicht mehr?"

Benno antwortete nicht, sondern riß den Rock des Kranken auf; Elmhorst wollte ihm dabei Hilfe leisten; aber Erna stieß mit furchtbarer Heftigkeit seine Hand zurück.

„Rühren Sie ihn nicht an!" rief sie mit halb erstickter Stimme. „Sie haben ihm den Tod gebracht, mit Ihnen ist das Verderben in unser Haus gekommen! Fort von ihm! Ich leide nicht, daß Sie auch nur seine Hand anrühren!"

Wolfgang wich unwillkürlich zurück und blickte betroffen, fast erschreckt auf das Mädchen, das in diesem Augenblick kein Kind mehr war. Sie hatte sich vor den Vater geworfen mit weit ausgebreiteten Armen, als müsse sie ihn schützen und vertheidigen, und ihre Augen flammten in so wildem, grenzenlosem Hasse, als sei es ein Todfeind, der da vor ihr stehe.

„Geh', Wolfgang!" sagte Reinsfeld leise, indem er ihn fortzog. „Das arme Kind ist ungerecht in seinem Schmerze und Du kannst überhaupt nicht bleiben. Es ist möglich, daß der Baron noch einmal zur Besinnung kommt — dann darf er gerade Dich nicht sehen."

„Noch einmal?" wiederholte Elmhorst. „Du fürchtest also —?"

„Das Schlimmste! Geh' und schicke mir die alte Broni zur Hilfe, sie wird wohl irgendwo im Hause zu finden sein. Warte draußen, ich bringe Dir sobald als möglich Nachricht."

Er drängte mit diesen nur geflüsterten Worten den Freund nach der Thür. Wolfgang kam schweigend der Weisung nach: er schickte die alte Magd, die er im Hausflur traf, in das Zimmer und trat dann ins Freie, aber auf seiner Stirn lag eine finstere Wolke. Wer konnte auch einen solchen Ausgang ahnen! —

Eine Viertelstunde mochte vergangen sein, da erschien Benno Reinsfeld. Er war sehr blaß, und seine sonst so klaren Augen hatten einen feuchten Schimmer.

„Nun?" fragte Wolfgang hastig.

„Es ist vorüber!" entgegnete der junge Arzt halblaut. „Ein Schlaganfall, der unbedingt tödlich war — ich sah es in der ersten Minute."

Wolfgang schien eine solche Nachricht doch nicht erwartet zu haben; seine Lippen zuckten, als er in gepreßtem Tone sagte:

„Die Sache ist mir furchtbar peinlich, Benno, wenn ich auch keine Schuld an dem unseligen Zufall trage! Ich bin mit aller Rücksicht zu Werke gegangen. Aber wir werden den Präsidenten benachrichtigen müssen."

„Gewiß, er ist der einzige nähere Verwandte, so viel ich weiß. Ich bleibe inzwischen bei dem armen Kinde, das ganz fassungslos ist. Willst Du es übernehmen, einen Boten nach Heilborn zu schicken?"

„Ich fahre selbst hinüber und bringe Nordheim die Nachricht. Leb' wohl!"

„Leb' wohl," sagte Benno einsilbig und kehrte in das Haus zurück. Wolfgang wandte sich zum Gehen, hielt aber plötzlich inne und trat dann langsam an das Fenster, das zur Hälfte offen stand.

Drinnen im Zimmer lag Erna auf den Knieen und hielt mit beiden Armen die Leiche des Vaters umklammert. Der leidenschaftliche Mann aber, der noch vor einer Viertelstunde hier in voller Lebenskraft gestanden und sich so trotzig aufgebäumt hatte gegen eine unabwendbare Nothwendigkeit, lag jetzt still und regungslos ausgestreckt; er vernahm nicht mehr das verzweiflungsvolle Weinen seines verwaisten Kindes. Das Schicksal hatte seine Worte zur Wahrheit gemacht: der Wolkensteiner Hof blieb bei dem alten Geschlechte, dessen Wiege er gewesen war, bis der letzte Thurgau die Augen geschlossen hatte für immer.

(Fortsetzung folgt.)

Vom Nordpol bis zum Aequator.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Populäre Vorträge aus dem Nachlaß von Alfred Edmund Brehm.

Eine Reise nach Sibirien.

(Schluß.)

Schon vor Barnaul hatten wir den Ob erreicht, bei Barnaul ihn überschritten; in Tomsk schifften wir uns ein, um ihn zu befahren. 2600 Werst, fast 400 geographische Meilen, schwammen wir, nachdem wir durch den Tom in ihn gelangt, abwärts — auf diesem Riesenstrome, welcher ein größeres Stromgebiet besitzt als alle Ströme Westeuropas zusammengenommen, mehr und mehr dem Norden uns nähernd; vier Tage und Nächte trug uns das Dampfschiff, welches mit den zum höchsten Wasserstande angeschwollenen Fluthen fast doppelt so schnell als stromaufwärts eilte, dem Eismeere zu; elf volle Tage und Nächte brauchten wir, um die Strecke von der Einmündung des Irtisch bis zum Ausflusse der Schtschutschja zurückzulegen, obgleich wir nur in Samarowo und Berejoff einige Stunden rasteten und die beiden Tage, welche wir in Obdorsk, dem letzten russischen Dorfe am Strome, verbrachten, in jener Rechnung nicht eingeschlossen sind. Gewaltig, überaus großartig ist dieser Strom, so einförmig, so öde er auch

genannt werden mag. In einem Thale, dessen Breite von zehn bis dreißig Kilometern wechselt, strömt er dahin, mit unzähligen Armen zahllose Inseln umschließend, zu oft unabsehbaren secartigen Flächen sich breitend, nahe seiner Mündung bis zu durchschnittlich 28 Meter Höhe das Bette seines meilenbreiten Hauptarmes füllend. Kaum durch Lichtungen unterbrochene Urwälder, bis in deren Innerstes noch nicht einmal der eingeborene Mensch vorgedrungen, bekleiden das Gelände seiner wirklichen Ufer; Weidewaldungen in allen Zuständen des Wachsthums dieser Baumart decken die ewig durch die umgestaltenden Fluthen benagten, ihnen verfallenden und von ihnen wiederum neu aufgebauten Inseln. Aermer und ärmer wird das Land, ärmer und dürftiger werden diese Wälder, liederlicher auch die Dörfer, je weiter man stromabwärts kommt, obgleich der Strom, je näher seiner Mündung, desto reichlicher spendet, was das arme Land versagt. Schon bald unter Tomsk, unterhalb Tobolsk, lohnt die Erde die Arbeit des ackerbautreibenden Menschen nicht mehr; weiter abwärts hört auch die Viehzucht allmählich auf, aber reiche Beute gewährt hier der von unschätzbaren Heeren köstlicher Fische wimmelnde Strom, reiche Jagdbeute auch der Urwald längs seiner beiden Ufer. An Stelle des Bauern tritt der Fischer und Jäger, an Stelle des Viehzüchters der Rennthierhirt. Seltener und seltner werden die russischen Ansiedelungen, häufiger die Wohnsitze der Ostjaken, bis endlich nur noch die beweglichen, kegelförmigen Birkenrindenhütten, hier „Tschum“ genannt, und dazwischen höchstens überaus ärmliche Blockhäuser, die zeitweiligen Wohnsitze der russischen Fischer, von dem Dasein des Menschen Kunde geben.

Wir hatten beschlossen, auch eine Tundra oder Moossteppe zu durchwandern, und deshalb das zwischen dem Ob und dem Karischen Meerbusen gelegene Land der Samojedenhalbinsel ins Auge gefaßt, um so mehr, als in diesem von Europäern kaum noch betretenen Theile der großen, als breiter, baumloser Gürtel um den Pol sich schlingenden Wüstenei auch eine für den Handel wichtige Frage zu lösen war. Behufs dieser Reise mietheten wir in Obdorsk und weiter unten am Strome mehrere Leute, Russen, Syranen, Ostjaken und Samojeden, und traten am 15. Juli unsere Fahrt an.

Auf den nördlichen Höhen des Ural, welcher hier als wirkliches Gebirge, seinem Gepräge nach sogar als Hochgebirge, sich zeigt, entspringen nahe bei einander drei Flüsse, die Ussa, welche der Petschora, die Bodarata, welche dem Karischen Meerbusen, und die Schtschutschja, welche dem Ob zuströmt. Das Gebiet der letztgenannten beiden war es, welches wir bereisen wollten. Wie das Land beschaffen sei, wie es uns ergehen würde, ob wir auf Rennthiere hoffen dürften oder den Weg zu Fuß zurücklegen müßten, wußte uns niemand zu sagen.

Bis zur Mündung der Schtschutschja reisten wir noch in gewohnter Weise, bei jeder ostjakischen Ansiedelung unsere gemietheten Ruderer ablohnend und neue annehmend; auf der Schtschutschja selbst traten unsere eigenen Leute in Thätigkeit. Acht Tage lang fuhren wir langsam dem Flusse entgegen, jeder seiner zahllosen Schlangenwindungen getreulich folgend, immer in der überaus eintönigen, ja ertödtend langweiligen Tundra dahin, bald dem Ural uns nähernd, bald wieder von ihm uns entfernend. Acht Tage lang sahen wir keinen Menschen, sondern nur die Spuren desselben, seine auf Schlitten gepackten, für den Winter nöthigen Schätze und seine Grabstätten. Unwegsame Sümpfe zu beiden Seiten des Flusses hemmten jeden weiteren Ausflug, Milliarden blutgieriger Mücken quälten uns unablässig. Am siebenten Tage der Fahrt sahen wir einen Hund — für uns wie für unsere Leute ein Ereigniß; am achten Tage trafen wir auf einen bewohnten Tschum und in ihm den einzigen Menschen, welcher uns über das vor uns liegende Land Auskunft geben konnte. Ihn nahmen wir als Führer mit, und mit ihm traten wir drei Tage später eine Wanderung an, welche ebenso beschwerlich wie gefährlich werden sollte.

Neun volle Tagereisen von uns entfernt, auf dem Weideplatze Saddabei im Ural, sollten sich Rennthiere befinden; an der Schtschutschja war zur Zeit kein einziges aufzutreiben. Es blieb uns daher nichts anderes übrig, als die Reise zu Fuß zu beginnen und alle Beschwerlichkeiten und Unannehmlichkeiten einer solchen Wanderung durch ein unwegsames, nahrungsloses, mückenerfülltes, menschenfeindliches und — was das schlimmste — unbekanntes Gebiet auf uns zu nehmen.

Umsichtig, erst nach langen Berathungen unter uns und mit den Eingeborenen wurden die Vorbereitungen bewerkstelligt, sorgfältig die Lasten abgewogen, welche jeder auf seinen Rücken laden sollte; denn drohend stand das Gespenst des Hungers vor uns. Wohl wußten wir, daß nur der Wanderhirt, nicht aber der Jäger im Stande ist, sein Leben zu fristen in der Tundra; wohl kannten wir erfahrungsmäßig alle die Mühseligkeiten, welche der pfadlose Weg, die Qualen, welche das Heer der Mücken bereitet, die Wetterwendigkeit des Himmels, die Unwirthlichkeit der Tundra überhaupt, und trafen danach unsere Vorkehrungen; gegen das aber, was wir nicht kannten, nicht ahnen konnten und was uns dennoch betraf, uns vorzusehen, ihm vorzubeugen, war unmöglich. Umkehren *wollten* wir nicht; hätten wir voraussehen können, was uns begegnen sollte, wir hätten es doch wohl gethan.

In kurze Pelze gehüllt, schwer belastet, außer dem durch gewichtigen Schießbedarf beschwerten Rucksack noch Gewehr und Reiseläschchen über der Schulter, brachen wir am 29. Juli auf, unser Boot der Obhut zweier Leute überlassend. Mühselig, keuchend unter der unserem Rücken aufgebürdeten Last, ununterbrochen, Tag und Nacht gequält von den Mücken, schritten wir durch die Tundra, nach stündiger, halbstündiger Wanderung, zuletzt nach je tausend Schritten Ruhe heischend und wegen der Mücken kaum sie findend. Zahllose Hügel überstiegen, ebenso viele Thäler überschritten, kaum weniger Sümpfe, Moräste und Brüche durchwateten wir; an hundert namenlosen Seen gingen wir vorüber; Bäche und Flüßchen mußten wir kreuzen. Unfreundlicher, als es geschah, konnte die Tundra uns nicht wohl empfangen. Feinen Regen peitschte der Wind uns ins Gesicht; in den durchnäßten Pelzen legten wir uns auf dem regengetränkten Boden nieder, ohne Obdach über, ohne wärmendes Feuer neben uns, auch jetzt noch immer unablässig gequält von den Mücken. Doch die Sonne trocknete die Kleider wieder, brachte neuen Muth und neue Kraft: es ging vorwärts. Eine freudige Nachricht stärkt mehr als Sonne und Schlaf: unsere Leute entdecken zwei Tschums; unsere Ferngläser zeigen uns deutlich die umgebende Rennthiere. Beglückt im innersten Herzen, sehen wir uns bereits behaglich hingestreckt auf das einzige und allein mögliche Gefährt, den Schlitten, sehen wir vor uns das diesen Schlitten rasch bewegende absonderliche Hirschgespann. Wir erreichen die Tschums, die Rennthiere — ein grauenvoller Anblick verletzt das Auge. Unter der geweiheten Herde wüthet der Milzbrand, die fürchterlichste, auch für Menschen gefährlichste aller Viehseuchen, der unerbittlichste, ohne Wahl und ohne Gnade vernichtende Todesengel, dessen verderbenbringendem Würgen der Mensch ohnmächtig gegenübersteht, welcher hier zu Lande Völkerschaften verarmen macht und unter den Menschen ebenso unrettbar Opfer fordert wie unter den Thieren.

Sechsundsiebzig todte Rennthiere zähle ich in unmittelbarer Nähe der Tschums; wohin das Auge sich wendet, trifft es auf Leichen, auf gefallene, in den letzten Zuckungen liegende Hirsche, Thiere und Kälber. Andere kommen, den Tod im Herzen, zu den bereits zur Abfahrt gerüsteten Schlitten herbeigelaufen, als hofften sie in der Nähe der Menschen Hilfe und Rettung zu finden, lassen sich von hier nicht vertreiben, bleiben mit glotzenden Augen und über einander gekreuzten Vorderläufen eine, zwei Minuten lang stehen, wanken hin und her, stöhnen und fallen um; weißer, blasiger Schaum tritt ihnen vor Maul und Nase — noch einige Zuckungen und ein Leichnam mehr liegt am Boden. Säugende Mutterthiere mit ihren Kälbern trennen sich von der Herde; die Mütter verenden unter gleichen Erscheinungen; die Kälber betrachten neugierig und verwundert die absonderlich sich gebärdenden Mütter oder äsen sich unbesorgt neben dem Sterbelager ihrer Erzeugerinnen, kehren dann zu ihnen zurück, finden anstatt der liebevollen Ernährerin einen Leichnam, beschnuppern diesen, prallen erschreckt zurück, eilen weg, irren blökend umher, beriechen dieses Allthier, nähern sich jenem, werden von allen vertrieben, blöken und suchen weiter, bis sie finden, was sie nicht gesucht: den Tod durch einen Pfeilschuß von der Hand ihres Besitzers, welcher wenigstens ihr Fell zu retten sucht. Der Tod haust unter den alten wie unter den jungen Rennthieren mit gleicher Unerbittlichkeit; die stärksten, stattlichsten Hirsche verfallen dem Würgengel ebenso sicher wie die Sprößlinge ihres und des anderen Geschlechtes.

Zwischen den sterbenden und verendeten Thieren aber wandeln und hasten die Menschen, der Herdenbesitzer Schungei und seine Angehörigen und Knechte, um in sinnloser Gier zu retten, was sich irgend retten läßt.

Obwohl nicht unkundig der furchtbaren Gefahr, welcher sie sich aussetzen, wenn auch nur der geringste Theil eines Blutstropfens, ein Stäubchen des blasigen Schaumes mit ihrem Blute sich vermischt, obschon vertraut mit der Thatsache, daß bereits Hunderte ihres Volkes unter entsetzlichen Schmerzen der unheilbaren Seuche erlegen, arbeiten sie doch mit allen Kräften, um die vergifteten Thiere zu entfellen. Ein Beilschlag endet die Qualen der sterbenden Hirsche, ein Pfeilschuß das Leben der Kälber und einige Minuten später liegt das Fell, welches noch nach Wochen ansteckend wirken kann, bei den übrigen, tauchen die blutigen Hände den vom Leibe der Kälber losgelösten Bissen in das in der Brusthöhle des erlegten Thieres sich sammelnde Blut, um ihn roh zu verschlingen. Schindersknechten gleichen die Männer, scheußlichen Hexen die Frauen, im Aase wühlenden, blutbeschmierten, bluttriefenden Hyänen die einen wie die andern; achtlos des über ihrem Haupte schwebenden, nicht an einem Roßhaar, sondern an einer Spinnwebe aufgehängten, todbrohenden Schwertes, zerren und wühlen sie weiter, unterstützt sogar schon durch ihre Kinder, vom halberwachsenen Knaben an bis zu dem wie sie bluttriefenden, kaum dem Säuglingsalter entwachsenen Mädchen herab.

Die Tschums werden verrückt und auf einem benachbarten Hügel wieder aufgeschlagen; die unglückliche Herde, welche, zweitausend Köpfe stark, vom Ural aufgebrochen und auf zweihundert zusammengeschmolzen ist, welche die ganze von ihr beschrittene Straße durch gefallene Thiere bezeichnet hatte, sammelt sich von neuem um die Tschums; am anderen Morgen aber liegen wiederum vierzig Leichname in der Nähe des nächtlichen Ruheplatzes.

Wir kannten die Gefahr, welche das milzbrandige Thier auch dem Menschen bereiten kann; aber wir kannten sie doch nicht in ihrem ganzen, grausenerregenden Umfange. Deshalb kauften wir neun dem Anschein nach noch gesunde Renthiere, bespannten mit ihnen drei Schlitten, beluden dieselben mit unserem Gepäck und zogen, nebenher schreitend, erleichtert weiter. Renthierfleisch zu genießen, wie wir gehofft, worauf wir gerechnet, verbot die furchtbare Seuche; sorgender und ängstlicher spähten wir daher von jetzt an in die Runde, um Kleinwild ausfindig zu machen, ein Morasthuhn, eine Doppelschnepfe, einen Goldregenpfeifer, eine Ente zu erlegen. Unsere geringen Vorräthe so viel als möglich schonend, hockten wir, falls die geringste aller Dianen dienenden Nymphen uns hold gewesen war, um das mühsam genährte Feuer, je männiglich ein so unbedeutendes Gewild am Spieße bratend, so gut es eben gehen wollte. Wirklich zu sättigen aber vermochten wir uns nicht mehr.

Wir erreichten, nachdem wir die von Schungei gezogene Todesstraße gekreuzt, das erste Ziel, die Bodarata; wir hatten das unnennbare Glück, noch einmal Tschums aufzufinden, noch einmal auf Renthiere zu stoßen; wir zogen mit deren Hilfe dem Meere zu und mußten umkehren, ohne unseren Fuß auf den Strand gesetzt zu haben. Vor uns lag nicht allein ein unwegsamer Morast, sondern wiederum ein unabsehbarer Haufen von Renthierleichen; wir standen noch einmal vor der Straße, auf welcher Schungei heimwärts geflüchtet war, und unser neuer Bekannter, der Hirt Sanza, wagte nicht, diese Straße zu kreuzen.

Denn auch unter seiner Herde mähete der Schnitter Tod; auch sein und, noch ungleich mehr, seines Nachbarhirten Haus hatte das Verderben heimgesucht. Der Mann, welcher bisher mit ihm gewandert, geweidet, hatte von einem milzkranken feisten Renthierhirsche gegessen, welchen er kurz vor dem Tode noch rasch geschlachtet, und er hatte diesen Frevel mit dem eigenen und dem Leben seiner Familienglieder zahlen müssen. Dreimal hatte Hirt Sanza seinen Tschum verrückt und dreimal je ein Grab zwischen den Leichen der gefallenen Renthiere gegraben. Zuerst waren zwei Kinder, dann der Knecht des leichtsinnigen Mannes, am dritten Tage er selbst gestorben und begraben worden. Ein Kind war noch krank und stöhnte unter entsetzlichen Schmerzen, als wir die Reise nach dem Meere antraten. Sein Stöhnen war verstummt, als wir zurückkehrten zum Tschum; denn das vierte Grab hatte inzwischen das fünfte Opfer aufgenommen. Und noch sollte es nicht das letzte sein.

Einer unserer Leute, der Ostjake Hadt, ein williger, immer heiterer, uns lieb und werth gewordener Mann, klagte und wand sich seit vorgestern unter entsetzlichen, mehr und mehr sich steigernden Schmerzen, klagte namentlich auch über zunehmendes Kältegefühl. Wir hatten ihn auf einen Renthierschlitten gelagert, als wir dem Tschum des Hirten zugewandert waren; wir schafften ihn in derselben Weise fort, als der Tschum zum fünften Male verrückt wurde. Unter und zwischen uns lag er klagend und wimmernd am Feuer. Von Zeit zu Zeit erhob er sich, entblößte seinen Leib und ließ die Wärme des Feuers dagegen strahlen. Ebenso brachte er seine erstarrenden Füße gegen die Flammen — daß diese die Sohlen versengten, schien er nicht zu achten. Endlich schliefen wir ein, er wohl auch; als wir jedoch am andern Morgen erwachten, war seine Ruhestätte leer. Draußen aber vor dem Tschum, an einen Schlitten gelehnt, das Antlitz der Sonne zugekehrt, deren wärmende Strahlen er gesucht, saß er ruhig und still, ohne zu stöhnen oder zu ächzen. Hadt war todt.

Wir begruben ihn wenige Stunden später nach Sitte und Gebrauch seines Volkes. Er war ein ehrlicher „Heide" gewesen und sollte deshalb auch nach heidnischer Weise bestattet werden. Unsere „rechtgläubigen" Begleiter weigerten sich, dies zu thun; unsere „heidnischen" Gefährten verrichteten daher das zwar nicht christliche, aber doch menschenwürdige Werk nur mit unserer Hilfe. Im fünften Grabe lag das sechste Opfer.

Sollte das Grab das letzte gewesen sein? Unwillkürlich legte ich mir diese Frage vor; denn unheimlich wurde es mir und wohl uns allen in diesem Geleite des Todes. Zu unserem Glücke war Hadts Grab das letzte auf diesem Wege.

Ernst, sehr ernst gestimmt, bedrängt auch durch den immer fühlbarer werdenden Mangel zogen wir weiter, der Schtschutschja wiederum entgegen. Sanza ernährte nothdürftig unsere Leute, unsere Jagdkunst in kärglicher Weise uns selber. Als es uns gelang, an einem einzigen Vormittage eine Familie von Gänsen zu erbeuten und dazu noch Hühner und Schnepfen und Regenpfeifer zu erlegen, feierten wir ein Fest; denn wir waren einmal im Stande zu essen, ohne mit den Bissen zu kargen. Ohne die Hilfe unseres Wirthes aber würde es uns doch kaum möglich gewesen sein, uns durchzuhelfen.

Wir erreichten die Schtschutschja; wir langten, von allen Vorräthen fast entblößt, wiederum auf unserem Boote an und schwelgten hier nach vierzehn Tagen zum ersten Male wieder in zwar sehr bescheidenen, für uns jedoch unschätzbaren, langentbehrten Genüssen. Von der Tundra nahmen wir Abschied für immer.

Ein Schamane freilich, welchen wir weiter oben am Ob mit Fischen beschäftigt fanden und baten, uns eine Probe seiner Kunst und Weisheit abzulegen, verkündete uns, nachdem er durch den dumpfen Klang seiner Trommel Jamaul, den ihm befreundeten Boten der Götter, herbeigerufen, als Botschaft der Himmlischen, daß wir schon im nächsten Jahre wiederum in das unwirthliche Land, welches wir soeben verlassen, zurückkehren, dann aber dahin uns wenden würden, wo Schtschutschja, Bodarata und Ussa ihren Lauf begonnen; denn zwei Kaiser würden uns belohnen, unsere „Aeltesten" mit unseren Schriften zufrieden sein und uns von neuem aussenden. Auf dieser Reise aber werde fernerhin kein weiterer Unfall uns treffen. So habe sich der Götterbote, nur ihm vernehmbar, geäußert. Der letzte Theil seiner Weissagung ist eingetroffen.

Langsam zwar, aber ohne Unfall oder störende Zwischenfälle fuhren wir 23 Tage lang den Ob aufwärts, drei Tage mit einem nach langem Harren glücklich erreichten Dampfschiffe den Wellen des Irtisch entgegen. Ohne Unfall, wenn auch nicht ohne Hemmnisse, überschritten wir den Ural; rasch glitten wir im bequemen Dampfer die Kama hinab; langsamer trug uns das Schiff die Wolga hinauf. In Nischni Nowgorod, in Moskau, in Petersburg wurden wir freundlich empfangen wie das erste Mal, in der Heimath freudig begrüßt. Unsere „Aeltesten" scheinen auch mit unseren Schriften zufrieden zu sein — zur Tundra zurück aber ziehen wir, ziehe ich wenigstens nicht wieder.

Das Eulenhaus.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Hinterlassener Roman von **E. Marlitt**. Vollendet von **W. Heimburg**.

(Schluß.)

Claudine ging wie im Traume nach dem sogenannten Arbeitszimmer der Herzogin; es war ein kleines, zu halber Höhe mit kostbarer Holztäfelung versehenes Gemach; antike, goldbedruckte Ledertapeten bekleideten die Wände; Bücherschränke und ein Schreibtisch aus dunklem Eichenholz, schwere Vorhänge und Teppiche, und die Büsten von Goethe, Shakespeare und Byron bildeten die Einrichtung. Es war fast dunkel hier an diesem grauen Tage. Durch eine der Thüren, deren Vorhang halb zurückgenommen war, sah man in den Wintergarten, und dort stand in dem vollen Tageslichte, das durch die Glaswände hereinströmte, Lothar; er hatte den Rücken hierher gewendet und betrachtete scheinbar mit Interesse einen Strauch blühender gelber Rosen.

Unwillkürlich trat Claudine zurück in den Schatten der hohen Bücherschränke. Sie sah ihn nicht mehr; sie wollte und konnte ihm jetzt nicht begegnen. Mit furchtbarem Herzklopfen lehnte sie in dem schützenden Winkel; sie wollte den Ring nicht, der ihr als eine Gabe des Mitleids erschien; wußte sie doch, daß er ihn zurückgab, weil er sein Wort nicht brechen *wollte*, und sie — durfte, konnte ihn nicht behalten. Und plötzlich blickte sie sich um, ob sie nicht entfliehen könne, denn sie vernahm die harte Stimme der Prinzeß Thekla.

„Nun, Baron," fragte diese, „also endlich sieht man Sie? Wissen Sie, daß ich Ihnen ganz böse bin? Sie sind seit gestern hier und haben sich im rothen Schlößchen noch nicht blicken lassen!"

„Es ist unrecht, Durchlaucht, allerdings! Ich fand aber hier so vielerlei zu thun, und außerdem — man macht doch nicht gerade Besuche an seinem Hochzeitstage."

„Hochzeitstag?" schrillte lachend die alte Dame. „Ich finde, Sie wählen die Zeit zu Ihren Scherzen recht eigenthümlich — die Herzogin todtkrank! Wirklich, Lothar, Sie sind jetzt zuweilen sehr sonderbar; wissen Sie, daß Ihre Hoheit noch heute sterben kann?"

„Ach, Durchlaucht nehmen an, ich erlaubte mir einen unpassenden Scherz? Nichts würde mir ferner liegen. Ich selbst bin überrascht worden durch die Nachricht; indeß, die Herzogin wünscht, daß unser Bund noch heute geschlossen wird — wenn meine Braut einwilligt, natürlich."

„Meinen Glückwunsch, Baron! — Weshalb sollte Ihre Braut nicht einwilligen?" klang es spöttisch; „sie willigte doch so rasch in die Verlobung, und naturgemäß pflegt dieser doch die Hochzeit zu folgen. Sonderbare Laune übrigens von Ihrer Hoheit!"

„Sonderbar? Ist es so sonderbar, wenn Hoheit, noch ehe sie sterben, das Glück zweier Menschen, so zu sagen, in den sicheren Hafen flüchten möchte, aus allen Ränken und Schlichen hinaus, denen es preisgegeben ist, so lange sie nicht verbunden sind? Ich gestehe, ich finde es so eigenthümlich nicht; ich nehme dankbar diese ‚sonderbare Laune' an."

„Sie waren doch sonst nicht so schutzbedürftig, Gerold; seit wann fühlen Sie sich so schwach? Sie wußten doch meine Einwilligung zu ertrotzen, als ich Ihnen die Hand meiner Tochter verweigerte? Seit wann überhaupt fürchten Sie das Recht des Stärkeren — sagen wir das Recht des Mächtigeren, oder —"

„Ich fürchte keinen ehrlichen Feind," erwiderte er langsam, und seine Worte hatten eine vernichtende Schärfe. „Durchlaucht wissen ohne Zweifel aus der Fabel schon, daß der Löwe immer großmüthig ist; ihn fürchte ich nicht als Gegner, ich fürchte die Schlangen, die da unbemerkt sich heranschleichen und Unschuldige bespritzen mit ihrem Gifte. Ich kann die, welche meine Gattin werden soll, nicht vor boshafter Verleumdung schützen, bevor sie nicht wirklich mein Weib geworden, denn ich kämpfe hier mit ungleichen Waffen. Mir ist, trotz meines jahrelangen Hoflebens, die Intrigue ein unbekanntes Terrain geblieben; man könnte ebenso gut von mir verlangen, ich sollte eine alte assyrische Keilschrift fließend vorlesen und übersetzen. Und, Durchlaucht, ich fürchte, ich würde es nie lernen, auch nicht durch das hervorragendste Beispiel."

Aber die Prinzessin schien nicht verstanden zu haben. „Oder," wiederholte sie, unbeirrt in ihrer Rede fortfahrend, „ängstigen Sie sich, daß Sie der Treue Ihrer Braut erst dann sicher sein werden, wenn Sie dieselbe, so zu sagen, hinter dem Riegel des Gelübdes wissen?"

„Durchlaucht haben zum Theil recht," erwiderte er höflich. „Ich ängstige mich indeß nicht um die Treue und Festigkeit meiner Braut; ich ängstige mich, weil ich noch nicht weiß, ob meine Braut mir verziehen hat, daß ich mich mit der Dreistigkeit der Angst an ihrem Wege aufstellte, um ihr das ‚Ja!' gleichsam abzuzwingen."

Die alte Prinzeß lachte kurz auf. „Man könnte auf die entsetzliche Idee kommen, cher baron, daß, falls Ihr Fräulein Braut nicht verzeiht, Sie sich das Leben nehmen oder sonst etwas Schreckliches thun werden."

„Das Leben nehmen? Nein! Denn ich habe ein Kind, dem mein Leben gehört; aber ein unglücklicher einsamer Mann würde ich sein, Durchlaucht, denn ich liebe meine Braut!"

Claudine war hervorgetreten; sie that ein paar Schritte nach jener Thür zu, dann blieb sie stehen. Sie sah die Prinzessin dort in dem schwarzen seidenen Pelzmantel; sie sah, wie die Fächerpalme über ihrem Sammethute leise schwankte und wie das gelbliche magere Antlitz von der Röthe unliebsamer Ueberraschung sich färbte. — Sie mußte sich festhalten an dem geschnitzten Löwenkopf des Bücherschrankes, denn die Stimme der alten Durchlaucht sagte in unbeschreiblich verächtlichem Tone:

„Daß Sie diese Dame lieben, Baron, ist mir noch keine Gewähr für die Charaktereigenschaften derjenigen, welche die Stiefmutter meiner Enkelin werden soll."

„Durchlaucht," erwiderte er schneidend, „wollen vermuthlich noch einmal von mir hören, daß ich für mich ganz allein das Recht beanspruche, Leoniens Erziehung zu leiten. Auf welche Weise dies geschieht? Nun, ich übernehme mit Freuden die Verantwortung! Diejenige, welche Mutter des Kindes sein wird, ist in meinen Augen das edelste, das beste, das selbstloseste Wesen der Erde! Niemals sind auch nur ihre Gedanken von dem Pfade abgewichen, den Sitte und Ehre dem Weibe vorzeichnen, nie, das weiß ich. Meine Braut mag in ihrer Liebe für die kranke Freundin vergessen haben, daß tausend hämische neidische Zungen bemüht waren, an ihrem Thun und Lassen zu deuteln und zu drehen; in *meinem* Herzen steht sie darum nur höher. Vor den Augen der Welt die Ehrbare zu spielen, das ist sehr leicht, Durchlaucht; aber allein, gestützt auf den Muth eines guten Gewissens, der Welt zu trotzen, die uns vernichten möchte — fest zu bleiben in dem, was man für Recht erkannt, und doch zu wissen, man wird falsch beurtheilt — fest zu bleiben, indem man unter allen Umständen die Pflicht erfüllt, die man aus ehrlicher Zuneigung übernahm, und wäre es auch nur die von vielen angezweifelte Pflicht der Freundschaft, dazu gehört Seelenreinheit und ein starker Charakter, Eigenschaften, die ich bis jetzt vergeblich in —"

„Lothar!" schrie Claudine auf. Vor ihren Augen schwankte das Kuppelgewölbe von Glas; es war, als ob der Boden, auf dem sie stand, zu wogen beginne. Dann fühlte sie sich umfaßt, und „Claudine!" scholl es in ihr Ohr.

„Sei nicht so hart," flüsterte sie, „sei nicht so hart! Er ist so schwer, der Gedanke, andere grollend zu wissen, wenn das Glück so allmächtig auf uns hereinbricht!"

Sie waren allein. Sie sah ihn jetzt an mit ihren blauen, in Thränen schimmernden Augen. „Kein Wort," sagte sie und legte ihm die kleine Hand auf den Mund, „kein Wort, Lothar — jetzt ist's nicht Zeit, glücklich zu sein. Ich weiß genug und — dort drüben sitzt der Tod."

„Aber Du wirst dem Wunsche der Sterbenden nicht widersprechen?" bat er demüthig.

„Ich werde nicht widersprechen."

„Und wir fahren heim in unser stilles Neuhaus, Claudine?"

„Nein," erwiderte sie bestimmt, „o nein! Ich gehe nicht von ihr, die so schwer um mich gelitten, so lange sie am Leben ist. Ich fürchte mich nicht mehr, denn ich weiß jetzt, daß Du und ich

zusammen gehören für immer, daß Du mir vertraust und an mich glaubst, immer, ohne Wanken. Und Du — Du reisest indeß; noch einmal gebe ich Dir Urlaub; und dann, wenn Du zurückkehrst, wenn mein Herz sich wieder freuen kann, wenn ich glaube, das Recht zu haben, glücklich zu sein — dann werde ich zu Dir kommen."

In den Gemächern der Herzogin hatte gegen Abend eine Trauung stattgefunden. Sie wußten es alle im Schloß, von der Leinenschließerin in der netten Mansardenwohnung bis zu dem Küchenjungen, der dort im Souterrain auf seine künftige Laufbahn sich vorbereitete. Man wußte, daß gleich nach der Trauung der junge Ehemann abgereist war und daß Frau Claudine von Gerold ihren Platz am Krankenbette der Herzogin eingenommen hatte.

Die hohe Frau befand sich sehr schwach heute Abend. Bei der Ceremonie war sie zugegen gewesen; sie selbst hatte mit zitternden Händen den Brautschleier über das schöne blonde Haupt des Mädchens gelegt. Seine Hoheit, die Herzogin-Mutter und Frau von Katzenstein waren die andern Trauzeugen gewesen. Noch im Beisein der Herrschaften hatte das junge Paar Abschied von einander genommen.

Und nun saß neben Claudine am Fußende des Himmelbettes eine kleine zierliche Gestalt, und beide hatten verweinte Augen. Die Herzogin war nach der Trauungsfeierlichkeit ohnmächtig geworden, und der Medizinalrath hatte sich zum Herzog begeben und ihn flüsternd vorbereitet auf das Unabweisliche.

Es wollte zu Ende gehen.

Da draußen waren die Schneewolken zerrissen, und die Sterne blitzten herab auf die winterliche Erde. In den Zimmern der Prinzen schien die Ampel auf schlummernde blonde Köpfchen; sie ahnten nichts. Sonst wachte alles in dieser Nacht. Die Lichter des Schlosses flimmerten hinaus in die Schneelandschaft, und dort unten in den Häusern der Stadt betete man für die allzeit hilfbereite freundliche Herrin, die auf ihrem Sterbebette lag.

Im Vorzimmer ging der Herzog auf und ab; zuweilen warf er einen Blick in das Schlafgemach seiner Gemahlin. Dann hörte er eine leise Stimme:

„Adalbert, ist Claudine fort?" — Und die junge Frau rückte geräuschlos an die Seite des Bettes. „Du bist noch da?" fragte die Kranke.

„Laß mich bei Dir bleiben, Elisabeth," bat Claudine; „Gerold hat noch so Verschiedenes zu ordnen, bevor ich nach Neuhaus kommen kann."

Die Herzogin lächelte schwach.

„Du verstehst ja nicht zu lügen, Claudine; ich weiß, weshalb Du bliebst! Armes Kind, welch traurige Hochzeit! — Rief Adalbert!" stieß sie dann hervor; „ist Helene da?"

Die Prinzeß kam. Dicht neben einander standen Claudine und sie.

„Gebt Euch die Hand," bat die Herzogin.

Prinzeß Helene faßte die Hand der jungen Frau. „Vergeben Sie mir!" sagte sie leise weinend.

„Und nun ruft Adalbert!" forderte die Kranke.

Er kam, setzte sich auf den Rand ihres Bettes, und sie drückte ihm stumm die Hände bei seinen heißen Bitten um Verzeihung.

„Wenn ich leben könnte, Dich zu trösten, mein armer Freund!" flüsterte sie. „Es ist so schwer, entsagen zu müssen, ich weiß es. Aber — sie liebten sich nun einmal, und Du, Du gehst so leer aus, so leer! Ach, wenn es in meiner Macht gestanden hätte, wie glücklich solltest Du werden!"

„Sprich nicht so," sagte er. „Ich werde nur unglücklich, mein Liesel, wenn Du mich verläßt!"

„Sag' noch einmal ‚mein Liesel'," bat sie und sah ihn an, und die fast erloschenen Augen flammten noch einmal in dem alten innigen Liebesschein.

„Mein Liesel!" flüsterte er mit versagender Stimme.

Sie drückte seine Hand.

„Nun geh', Adalbert, ich will schlafen, ich bin so müde — Küsse die Kinder — geh'!" drängte sie.

Und sie schlief.

Die junge Frau saß treu wachend an ihrem Lager. Nur einmal war es, als legte sich minutenlang eine zwingende Müdigkeit auf ihre Augen; kaum eine Minute mochte es gewährt haben, da raffte sie sich auf, von einem Schauer erweckt. Die Herzogin lag so seltsam ruhig da, ein Lächeln auf den Lippen, die Hände gefaltet.

Claudine faßte ihre Hand. „Elisabeth!" sagte sie angstvoll und laut.

Sie hörte es nicht mehr.

Auch die Prinzessin trat näher und sank schluchzend vor dem Bette nieder. Und der Herzog kam und der Arzt, die alte Hofdame —

Es war so still, so beängstigend still in dem hellen prächtigen Raum.

Dann gingen sie alle; nur der Herzog und Claudine blieben zurück. Sie saßen am Bette der Todten, und durch die geöffneten Fenster des Nebenzimmers schollen die tiefen Klänge der Kirchenglocken herein, die an diesem kalten dunklen Wintermorgen dem Lande verkündigten, daß seine Fürstin schlafe, den langen ewigen Schlaf.

So hielten sie Todtenwache, die beiden, die ihr die liebsten Menschen gewesen.

Im Garten des Eulenhauses blühten Leberblümchen, und gelbe, blaue und weiße Crocus lugten aus der schwarzen Frühlingserde hervor. Der alte Heinemann schaffte emsig an seinen Rosenstöcken, nahm ihnen die Winterhülle und band sie an die frisch gestrichenen grünen Pfähle. Die Sonne hatte über Mittag schon heiß auf die alten Grabsteine geschienen, und die jungen Blättchen regten und dehnten sich, sie schnten sich nach Luft und Licht.

Der alte Mann war doppelt fleißig heute; er hatte um Urlaub gebeten für morgen; er wollte nach Allenstein hinunter, zur Hochzeit seiner Enkelin, die ihren alten Schatz heirathete.

Hinter den blitzblanken Fensterscheiben tauchte Fräulein Lindenmeyers freundliches Gesicht auf; zuweilen wandte sie redend den Kopf in das Zimmer zurück; dort stand die kleine runde Ida und legte Wäsche. Die Ida war wieder hier, auf Verlangen der jungen Frau von Gerold, weil diese doch über kurz oder lang nach Neuhaus übersiedeln wollte. Wann? Ja, das wußte niemand. Der Herr Baron war noch immer auf Reisen, und seine junge Gattin trug noch tiefe Trauer um die Herzogin.

Merkwürdig, was heute diese schmalen Frauenfüße für eine Unrast entwickelten. Die gnädige Frau war im ganzen Hause umhergestiegen mit dem klappernden Schlüsselbund, hatte in alle Schränke und Spinden geschaut, des Herrn Wäscheschrank inspicirt und die Garderobe des Kindes; sie hatte das Wirthschaftsbuch nachgerechnet und die kleine Haushaltungskasse. Nun schüttelte sie über sich selbst und ihre Unruhe den Kopf; sie begriff sich heute nicht; sie hatte weder die nöthige Sammlung, zu schreiben, noch konnte sie sich heute entschließen, ihr Feierstündchen am Klavier zu halten, worauf sie sich sonst den ganzen Tag schon freute. Sie meinte endlich, es sei am besten, wenn sie einen Spaziergang mache. Da sie ohnehin seit mehreren Tagen Beate und die Kleine in Neuhaus nicht gesehen, beschloß sie dorthin zu wandern; vielleicht wußte Beate auch Näheres über Lothars Reisepläne; seine letzten Nachrichten hatten sie aus Mailand empfangen.

Sie hatten sich nicht geschrieben, Claudine und er; die junge Frau wollte es nicht. „Wir können uns ja mündlich alles erzählen," hatte sie gebeten, „es ist das soviel schöner; ich erfahre ja von Beate, ob Du gesund bist und wo Du weilst."

Sie band sich den Mantel um, schlug das Spitzentuch über den Kopf und ging hinauf, um Joachim „Adieu!" zu sagen.

„Wo willst Du hin?" fragte er.

„Zu Beate, Joachim."

Er war aufgestanden und sah sie liebevoll an. „Wie bald wird die Zeit kommen, wo Du ganz fort gehst!" sagte er.

„Ich komme mir bei dem Gedanken, daß ich Dich eines Tages verlassen werde, schon ganz treulos vor."

„O mein Liebling, Du ahnst nicht, wie froh ich bin, Dich glücklich zu wissen!" Und er begleitete sie hinunter bis zur Gartenpforte. „Willst Du allein gehen?"

„Ich fürchte mich nicht, Joachim." Sie drängte ihn zurück und ging still davon. Es senkte sich schon die Dämmerung über die Bäume; die Wolken zogen rasch dort oben am Himmel; aber der Wind, der sie trieb, war lind und weich, und er wehte den

Schleier zurück von der weißen Stirn der jungen Frau und beugte die knospenden Aeste zu einander; er fuhr über das junge Gras am Wegesrand und erzählte von kommender Herrlichkeit, von Blüthenpracht und Sonnenglanz. Mit eiligen Schritten kam sie daher, so schwebend und leicht, als habe sie Flügel. Sie sah bald in die Wellen des Baches, der ihr zur Seite rauschte, das letzte Schneewasser von den Bergen führend, bald in die Wolken hinauf, und Lächeln und Ernst gingen in beständigem Wechsel über ihr Gesicht. Es war ihr so eigen zu Muthe, und einmal sagte sie halblaut: „Wenn er schon da wäre?"

Am Eingang des Neuhäuser Parkes blieb sie stehen; in der Lindenallee rauschte der Wind durch die Aeste und das Schloß lag so still und so dunkel. Einen Augenblick wollte mädchenhafte Scheu ihre Füße lähmen; herzklopfend und erglühend lehnte sie an dem Sandsteinpfeiler und wagte nicht, den Fuß in den Garten zu setzen. Wieder kam es wie Ahnung über sie: „Wenn er schon hier wäre?" Noch hatte niemand sie gesehen, das war gut! Sie meinte plötzlich, sie müsse umkehren.

Dann drückte sie sich ängstlich zur Seite: die Allee entlang kam ein Reiter in raschestem Trabe. Sie erkannte ihn trotz der tiefen Dämmerung, sie wußte, wohin er reiten würde — und ein unaussprechliches Glücksgefühl bemächtigte sich ihrer. Aber er durfte sie nicht sehen. Dann schrie sie leicht auf; der Jagdhund, der in tollen Sprüngen das Pferd umkreiste, hatte sie erkannt und stürmte auf sie zu. Im nämlichen Augenblick stand das Pferd; sein Reiter warf sich aus dem Sattel und hielt die junge Frau umfaßt.

„Endlich!" sagte er. „Und Du bist hier — hab' Dank!"

Sie konnte nicht antworten, sie weinte nur. Und als sie langsam dem Hause zuschritten, da sagte sie endlich: „Ich habe gefühlt, daß Du hier bist. Wann kamst Du, Lothar?"

„Vor einer Viertelstunde, mein Lieb."

„Wo wolltest Du eben hin?" fragte sie, und ein schelmisches Lächeln, das dem ernsten Antlitz wunderbar gut stand, flog um ihren Mund.

„Zu Dir, Claudine," erwiderte er einfach.

Sie lächelte ihm glückselig zu. „Und nun sollst Du auch wissen, Lothar, ich habe Dich schon immer geliebt. Gott sei Dank, daß Er Dein Herz mir zuwendete!"

„Dir zuwendete?" fragte er bewegt. „Ich habe Dich geliebt seit dem Tage, wo ich Dich so unerwartet im Zimmer der Herzogin Mutter traf. Weißt Du noch, Du sangst das ‚Veilchen' von Mozart?"

„Und nachher: ‚Willst Du Dein Herz mir schenken'. O, ob ich es weiß! Aber, Lothar, wenn Du mich damals schon [illegible]"

„Frage nicht, Claudine," wehrte er, „es liegen [illegible] düstere Zeiten dazwischen, Jahre, in denen ich mehr gelitten habe, als ich sagen kann."

Sie schwieg und sah wieder zu den Wolken empor und drückte sich fester an seinen Arm. Ihr zur andern Seite ging der Hund, hinter ihnen folgte das Pferd, dessen Zügel Lothar um den Arm geschlungen hatte.

„Nur noch Eins," flüsterte sie zaghaft und sah ihm bittend in das bewegte Antlitz. „Lothar, wenn Du mich liebtest, warum hast Du mit schneidenden Worten mir wehgethan, wo Du konntest, mich vor mir selber erniedrigt, daß ich fast verzweifeln wollte?"

Er blickte sie lächelnd an. „O Du Thörin, weil ich von Angst und Eifersucht gehetzt war, weil mein Herz krank war vor Sehnsucht nach Dir, und weil ich sah, was kommen mußte; weil ich die Welt kannte und ihre Schlechtigkeit und wußte, daß Du zu Boden geschmettert sein würdest, wenn sie hereinbrächen über Dich, die Verleumdung, die Gemeinheit; weil Du trotziges Kind es mir so namenlos schwer machtest, über Dich zu wachen; endlich, weil Du mich nicht verstehen wolltest. — Laß, Claudine! Die Zeiten liegen hinter uns. Ich habe Dich, und ich darf Dein Wegweiser sein auf allen Pfaden von dieser Stunde an. Gottlob!"

„Gottlob!" sprach sie ihm leise nach.

Das Pferd ging allein mit gesenktem Kopf zu den Stallungen hinüber: die beiden stiegen die Freitreppe empor, Baron Gerold öffnete die Thür.

„Tritt ein in Dein Haus, Claudine," sagte er bewegt, „es soll unsere Heimath bleiben, nicht die Welt da draußen — — wenn Du es willst!"

Sie lachte unter Thränen: „Ob ich will? Vertraust Du mir noch immer nicht? Nichts will ich weiter auf der ganzen Welt!"

Drei Jahre sind vergangen. Im Studirzimmer Joachim von Gerolds sitzt Frau Beate, in der Dämmerung eines Winterabends und plaudert mit ihrem Gatten.

„Wo ist Elisabeth?" fragte er.

„Aber, Schatz, Du wirst immer zerstreuter! Wo soll sie wohl sein? In Neuhaus natürlich. Sie kann doch nicht leben ohne ihre Tante Claudine; sie bettelt so lange, bis ich sie hinunterschicke mit Heinemann. Es sei so schön in der Neuhäuser Kinderstube, und so etwas Süßes, wie Claudinens Baby, gäbe es nicht weiter. — Sie muß übrigens bald zurückkommen." —

„Hast Du die Zeitung heute gelesen?" fragte sie dann. „Nein? — Nun, da hast Du viel versäumt. Höre zu, Joachim, ich will Dir erzählen: also, erstlich steht da, daß das Gerücht von der Verlobung unseres Herzogs mit Prinzeß Helene immer mehr Glaubwürdigkeit gewinne. Ich fände es übrigens ganz passend, Joachim, denn in der Kleinen steckt neben aller Launenhaftigkeit ein guter Kern. Sie hat damals in Cannes so rührend die Herzogin gepflegt, und gegen Claudine ist sie seitdem doch wahrhaft erfinderisch in Freundlichkeiten: sie machte alles gutmachen. Ich bin überzeugt, daß es keine Passionsheirath sein würde, denn ich vermuthe, sie hat Lothar noch nicht vergessen; sie heirathet aber den Herzog, weil sie glaubt, eine Pflicht zu erfüllen."

„Ich will es auch Sr. Hoheit wünschen," sagte Joachim behaglich, „es ist furchtbar öde, ein Leben ohne ein Paar freundliche Augen und eine weiche Frauenhand." Und er griff nach Beatens Rechten und küßte sie.

Frau Beate lacht: es ist das frische silberne Lachen, das ihn einst bethörte; jenes kurze harte Lachen hat sie verlernt. Er begreift überhaupt gar nicht, wie er sie mit ihrem kinderguten Herzen jemals als „barbarisch" bezeichnen konnte. Er hat es ihr aber einmal gestanden, und da hat sie erst recht gelacht und gesagt: „Ich fühlte mich zu weiter nichts gut als zur Wirthschaft, und Du sahst so geisteshochmüthig auf mich herunter — ich hatte Dich damals schon lieb, Dich und Deine Gedichte, hatte damals schon Durst nach allem Herrlichen, was das trockene Leben verschönt. Aber keiner wollte es mir glauben. Da ward ich ein richtiger Wirthschaftsteufel, rechthaberisch und allzustrenge."

Ein Weilchen blickte sie wie träumend vor sich hin.

„Gottlob, das ist vorüber. Aber nun höre weiter." Und sie fuhr fort in ihren Neuigkeiten. „Dann steht auch noch darin, Joachim, daß Lothar Altenstein zurückgekauft hat. Der scharfsinnige Zeitungsschreiber sagt: ‚Vermuthlich wünscht Baron Gerold das alte Stammgut der Familie seinem zweiten, ihm vor einigen Monaten geborenen Sohne dereinst zu übergeben; wie wir hören, wird von der Hand Baron Joachim von Gerold das einst [illegible] Schloß bewohnen.' — Wie klug die Leute sind! Wir werden uns doch hüten, Joachim; — mich bringst Du nicht heraus aus dem Eulenhause, ich bin zu glücklich hier geworden."

„Ja! ja!" sagte er rasch, „wir bleiben hier, Beate; wir haben ja völlig Platz, seitdem angebaut ist; und es ist so still und so friedlich. Hoffentlich denken die Neuhäuser nicht daran, das von uns zu verlangen."

„O behüte, Joachim! Die denken an nichts als an sich selbst," lächelte Beate. „Aber das soll kein Vorwurf sein, wir machen es ja auch nicht besser. — Weißt Du auch, Schatz, daß heute unser Verlobungstag ist?" plauderte sie. „Siehst Du, wie Du alles vergißt? Ja, heute sind's zwei Jahre, da saßen wir am Bettchen Elisabeths und wußten, das schwerkranke Kind ist gerettet, es schläft den Schlummer der Genesung. Und da sprachen wir flüsternd vom Tode, vom Seelenleben und von der Unsterblichkeit. Du lasest mir das Gedicht vor, das Du auf den Tod Deiner Gattin gedichtet, und klagtest, wie einsam Du seist, nun auch Claudine gegangen, und wie verlassen das Kind, — und —"

„Und dann fragte ich Dich, Beate —"

„Und ich sagte ‚ja'."

„Und da kam es dann auch zur Sprache, wer mir damals heimlich meine Bibliothek zurückgekauft."

„Freilich!" lachte sie, „ich hatte eben von jeher ein gefährliches Mitleiden mit dem Träumer, dem unpraktischsten, hilfsbedürftigsten Menschen auf Gottes weiter Welt." Und sie küßt ihn und nimmt ihr Schlüsselkörbchen. „Ich muß noch die alte Lindenmeier besuchen," entschuldigte sie ihr Fortgehen; „sie hat nach mir verlangt, und sie sitzt da so geduldig in ihrem Lehnstuhl,

die gute Alte, und strickt Kinderstrümpfchen für Claudine. Diese muß wahrhaftig schon einen ganzen Scheffel voll haben."

Und während sie hinuntergeht, fliegt die Hausthür auf und ein Kind, ein Mädchen, kommt an des alten Heinemann Hand über die Schwelle, um sich im nächsten Moment von ihm loszureißen und jubelnd der stattlichen Frau entgegen zu fliegen. Die ist im Flur stehen geblieben und fängt das Kind lachend in ihren Armen auf.

„Wildfang!" sagt sie mütterlich stolz und nimmt das rosige Kindergesicht zwischen ihre beiden Hände. „War's schön bei Tante Claudine, Töchterchen? Was habt Ihr gespielt? Und war Onkel Lothar daheim?"

„Ja! Aber Onkel war böse, und Tante Claudine auch," sagt das Kind und sieht plötzlich ganz bekümmert zu Heinemann hinüber.

Der Alte hat seine Mütze, auf der die ersten Schneesterne des Winters leuchten, abgenommen und schwenkt sie hin und her.

„Nicht wahr, Heinemann?" fragt die Kleine ängstlich.

Der alte Mann hatte einen ganz verschmitzten Ausdruck in den Augen.

„Grausam hat sie sich gezankt, die Herrschaft," bestätigt er ernsthaft und blinkt Frau Beaten zu, „und gar vor mir. Just als ich hinein kam, um unserem Kind das Mäntelchen umzuthun, weil der Schlitten vorgefahren war, sagte der Herr: ‚Du wirst das Kleid anziehen, Claudine, das ich Dir kürzlich geschenkt habe, und mit mir nach der Residenz fahren zur Hochzeit Sr. Hoheit. Ich möchte wirklich einmal probiren, ob ich noch immer eifersüchtig sein kann' — hat er gesagt."

„Und da," fiel die Kleine ein, „war Tante Claudine traurig und sagte: ‚Wie Du willst, Lothar.'"

„Freilich!" nickte schmunzelnd der Alte. „Und da ging's los. — ‚Nein, wie Du willst!' rief der Herr Baron — ‚Nein, wie Du gesagt hast, Lothar.' — ‚Nein, bitte, Du hast recht, Dina, was sollen wir auch da, wir bleiben daheim.' — ‚Wenn ich nun aber gern möchte, Lothar?" — ‚Das kenne ich schon, Dina; wir bleiben hier.' — So haben sie sich gezankt, gnädige Frau, eine Viertelstunde lang, endlich — —"

„Nun?" unterbrach Beate lächelnd, „und wer behielt recht?"

„Gnädige Frau, wer allemal recht behält, wenn sich ein Ehepaar zankt," erwiderte der Alte schelmisch. „Die Frau Baronin natürlich. Sie lassen einen schönen Gruß bestellen an die gnädige Frau, und an dem Tage, wo unser Herzog heirathet, wollten sie und der Herr Baron zu einem gemüthlichen Theestündchen herüber kommen und von alten Zeiten plaudern."

Aus dem Leben Ludwigs I. von Bayern.

Einem berühmten Verstorbenen gerechtzuwerden, vermögen seine eigenen Zeitgenossen am wenigsten. Räumliche wie geistige Größe erfordert zur richtigen Betrachtung eine gewisse Distanz, und erst nach Jahrzehnten erreicht das Bild eines großen Todten die ruhigen, unverzerrten Linien, die der Nachwelt dann als die bleibenden erscheinen. Ob für den „teutschen" König Ludwig, der bei Lebzeiten ebenso erbitterte Gegner wie bewundernde Verehrer besaß, diese Zeit ruhiger Betrachtung schon gekommen ist, mögen diejenigen entscheiden, welche berufen sind, ein umfassendes Bild seiner Regierung, seiner politischen und künstlerischen Bestrebungen zu zeichnen. Hier sollen die nachfolgenden Züge, die sämmtlich aus besten Quellen geschöpft sind, dazu dienen, das persönliche Gedächtniß des Fürsten aufzufrischen, der ein merkwürdiger und eigenartiger Mensch war, auch wenn man alles wegdenkt, was die Gunst des Schicksals und die Schmeichelei der Menschen seiner Erscheinung äußerlich hinzugefügt haben.

Dieser Maßstab wäre manchem fürstlichen Haupte gefährlich; König Ludwig aber kann ihn sich ruhig gefallen lassen! er war unter allen Umständen, auch wo er irrte und fehlte, ein nach dem Höchsten strebender Mensch, voll Begeisterung für große Zwecke, und was der Wille des einzigen Mannes in wenig Jahrzehnten bei beschränkten Mitteln geschaffen hat, das muß heute Bewunderung erwecken, ganz abgesehen von dem ästhetischen Genuß an seinen Werken selbst. Auch den bei Lebzeiten Ludwigs stets wiederholten Vorwurf, daß er die Straßen und Brücken im übrigen Königreich verfallen lasse, um München herauszuputzen, werden wir heute nicht mehr erheben. Straßen und Brücken sind inzwischen längst von andern gebaut worden; aber niemand würde heute König Ludwigs Kirchen und Museen bauen!

Der junge Prinz hatte das Glück, früh mit den Wechselfällen des menschlichen Lebens bekannt und dadurch ein selbständiger Mensch zu werden. Seine Kindheit fiel in böse Zeiten: sieben Jahre war er alt, als sein königlicher Pathe in Paris geköpft wurde, und vor den herandrängenden Sansculotten flüchtete sein Vater, Prinz Max von Zweibrücken-Birkenfeld, der künftige Thronerbe Bayerns, seine Familie nach Mannheim. Dort besuchte ein halbes Jahrhundert später der alte Ludwig noch pietätsvoll das Haus am Theaterplatz, das einst seine Kinderstube enthielt, und erging sich in Erzählungen von der höchst einfachen Kost und Kleidung, die er und seine Geschwister gehabt, sowie von der Ruthe hinterm Spiegel, welche seine Erzieherin, Demoiselle Weyland, mit Kraft und Geschicklichkeit zu führen wußte. „Ich sage Ihnen," schloß er seinen Bericht gegen den ihn begleitenden alten Mannheimer Verehrer, „wir waren streng gehalten. Aber das war gerade recht. Kinder müssen eine tüchtige Zucht haben. Die Schläge meiner alten Weyland haben mir nicht geschadet, im Gegentheil."

Und er nahm sofort eine Droschke und fuhr nach dem weit entlegenen Kirchhof, um das verfallene Grab des alten Fräuleins aufzusuchen und für Herrichtung desselben und ein schönes Gitter zu sorgen. Er dankte ihrer strengen Erziehung die große Einfachheit und Bedürfnißlosigkeit, die ihn zeitlebens zu einem von seiner Umgebung unabhängigen Menschen machten.

Es ist bekannt, mit welchen Gefühlen der Jüngling nach der Thronbesteigung seines Vaters das napoleonische Joch ertrug, wie er mit den Tirolern sympathisirte, die er bekämpfen mußte, und wie in seinem Herzen das Ideal „Teutschland" brannte, während die besten Geister unseres Volkes mit einem traurigen Weltbürgerthum sich über ihre Vaterlandslosigkeit hinwegzutäuschen suchten.

Nach Napoleons Sturze, als die Welt wieder friedlich geworden war, konnte endlich der Kronprinz einen längeren Aufenthalt in Italien nehmen, das er 1804 zum ersten Male gesehen. Schon in München hatte er mit den wenigen Gelehrten und Künstlern verkehrt, die es dort gab, und in ihrem Umgang, wie man bei Hofe glaubte, die ungraziösen Manieren und die ungestüme Lebhaftigkeit erworben, die ihm zeitlebens zu eigen blieben. In Wirklichkeit war sein selbständiger und lebhafter Geist wenig mit äußerlichen Dingen beschäftigt; er überließ die Sorge darum gern seinem schönen und graziösen Bruder Karl, der den Ruf eines vollendeten Kavaliers genoß. Ludwig war mehr als mittelgroß; er hielt sich aber vornübergebeugt und schoß im abgetragenen Röcklein eiliger auf der Straße dahin, als der Würde königlicher Majestät angemessen sein mochte. Seine Züge waren nicht unschön, die Augen hell und lebhaft; aber die stete Unruhe seines Wesens kam auch im Gesicht zum Ausdruck, das überdies in seinen späteren Jahren durch einen ziemlich starken Auswuchs auf der Stirn entstellt war. Aber eine gewinnende Erscheinung war er trotz alledem, und die liebenswürdige Wärme, die er zeigte, wenn ihn jemand interessirte, nahm die Herzen für ihn ein, besonders in jenen schönen römischen Tagen, wo er, jung und vertrauensvoll, in den Kreis hochbegabter Künstler und tüchtiger Menschen eintrat, welcher damals die eine Seite der Fremdenkolonie ausmachte, während die andere den ganzen Trümmersturz napoleonischer Herrlichkeit umfaßte, Brüder, Schwestern und die alte Mutter des so unerhört Gestiegenen und Gefallenen.

In zufälligem Zusammentreffen hatten sich dort Cornelius, Veit, Overbeck, Schnorr und Schadow gefunden; Ludwig trat in ihren Kreis ein, in dem er alle fürstliche Prätension bei Seite legte und mit Geist und Humor als gleicher unter gleichen lebte. Ein sprechendes Zeugniß davon liefert heute noch ein Bild

Bei den Ersparungen an der Hoftafel aber sollte Ludwig der Grenzen der königlichen Allmacht innewerden. Er theilte wohl seinem Hofmarschall als neue Entdeckung mit, daß man in bürgerlichen Häusern aus altem Brot Knödel mache, und befahl auch, solche auf die Tafel zu bringen, begegnete aber einer so entrüsteten, stummen Renitenz seiner Hofherren, als das harmlose Nationalgericht wirklich erschien, daß er es aufgab, sie dazu zu bekehren.

Aber wenn auch die Knödel von der Speisekarte verschwanden, so konnten die Herren doch nicht hindern, daß der unter Vater Max so reichliche Küchenzettel bedeutend vereinfacht wurde. Der König betrachtete das Essen als Nebensache: seine Tagesordnung war viel mehr auf Arbeit, als auf Genuß gerichtet. Sein Licht glänzte allmorgendlich um halb fünf Uhr als das erste am Residenzplatz auf, und bis der späte Wintermorgen hell wurde, hatte der König schon Stöße von Berichten und Akten erledigt. Dann begab er sich zum Frühstück. Daß ein Herrscher, der es mit seinem Beruf so ernst nahm und bedeutende Geisteskräfte in sich spürte, sich zu starker Selbstherrlichkeit entwickelte, ist natürlich, und in Ludwigs genauer Biographie dürfen die Schattenseiten einer so absoluten Herrschaftsführung nicht fehlen, die recht oft sein Bild zu einem abstoßenden machen. Aber die großen Wirkungen seiner energischen Persönlichkeit in anderer Richtung stehen ebenso fest, der geniale Blick, mit dem er oft viel weiter sah als seine Zeitgenossen. Wie prophetisch war sein Wort: „Ich will aus München eine Stadt machen, die Teutschland so zur Ehre gereicht, daß keiner Teutschland kennt, wenn er nicht auch München gesehen hat."

Die Kritik schlug damals ein Hohngelächter auf über eine solche Anmaßung: die Pinakothek wurde Dachauer Gemäldegalerie, der Obelisk auf dem Karolinenplatz der Nymphenburger Grenzpfahl genannt; Saphir witzelte über die paar Häuser, die in München zusammengekommen seien, um „Stadt zu spielen".

Andere bewiesen dann ernsthaft, daß München niemals so wachsen könne, um die überall in die Steinwüsten hinaus verstreuten Denkmale einzuschließen, abgesehen davon, daß diese Denkmale buntscheckig in allen Stilen, also ein ästhetisches Unding seien. Und heute liegt ein dichter Kranz von Häusern und Villen rings um diese Bauten und über ihre Stilberechtigung denkt niemand mehr nach, weil sie bereits historisch geworden sind und die Erinnerungen von zwei Generationen daran haften. Aber ihre weise Vertheilung nach allen Richtungen hin hat die gleichmäßige Ausbreitung von München bedingt.

Auch das Geschrei über Ludwigs Geiz beginnt zu verstummen. Sein oft ausgesprochener Grundsatz: im Kleinen zu sparen, um es dann im Großen für ideale Zwecke verwenden zu können, hat zu sichtliche Wirkungen geübt. Lächeln macht es uns heute freilich, die Einzelheiten seines Sparsystems zu betrachten. Heigel erzählt z. B., daß der König einen alten Rock vierzig Jahre lang unverdrossen immer wieder flicken ließ und stets zum Rasiren anzog, auch daß er, wenn beim Ausgehen Regen drohte, schnell einen Lakaien schickte, seinen alten Regenschirm zu holen, um den neuen zu schonen: „'s ist schade darum, er hat sieben Gulden gekostet."

Sehr charakteristisch in dieser Hinsicht ist eine mir von Augenzeugen berichtete Geschichte, welche ins Jahr 1856 fällt, um welche Zeit der junge Kaiser Franz Joseph nach München zur Brautwerbung kam. König Ludwig, als Inhaber eines österreichischen Regimentes, fühlte die Verpflichtung, dessen Uniform zum Empfang des jungen Monarchen zu tragen; als man aber das ehrwürdige Kleidungsstück hervorholte, erwies es sich, daß das kurze Schwalbenschwanzfräckchen sehr bedeutend von dem nunmehrigen österreichischen Waffenrock abstach; auch wollte der alte Tschako die Stirn mit dem Auswuchs durchaus nicht mehr decken. Einerlei — der Gedanke, für den einen Tag eine neue Uniform machen zu lassen, konnte vernünftigerweise nicht gedacht werden, und so legte denn der alte Herr trotz verzweifelter Gegenwehr seines Kammerdieners harmlos und fröhlich die Reliquie aus den Befreiungskriegen an, hielt die Linke mit dem Tschako auf den Rücken und stieg an der Seite des jungen Kaisers die Ludwigsstraße hinunter, lebhaft mit der Rechten gestikulirend und die Honneurs seiner Straße machend. Er hatte es durchgesetzt und zog am Abend hochvergnügt das alte Frädlein aus: hundert Gulden zum mindesten waren erspart!

Bekannt ist auch, daß er es durchaus nicht liebte, als König mehr zahlen zu sollen, als andere. Kleine Bouquets und dergleichen ließ er sich gern durch Farbenreiber aus den Ateliers bei der nächsten Blumenfrau holen, weil er meinte: „Mir verlangt man zu viel dafür ab!" und der Botenlohn dafür entsprach jedenfalls viel mehr den Verhältnissen des Farbenreibers als denen des Königs.

In den Ateliers war er ständiger Gast, nicht immer zum Entzücken der Inhaber, die sein lebhaftes Dreinreden beim Beginnen der Arbeit gern entbehrt hätten. Allein er ließ nicht nach und wanderte so unermüdlich auf den Gerüsten von Cornelius, Heß und anderen umher, daß ihn seine Künstler scherzweise den Oberpolier nannten.

Wie sie aber innerlich doch zu ihm standen, das zeigte das große historische Künstlerfest des Jahres 1840, das erste seiner Art und, wie heute die Siebziger stolz versichern, das schönste, welches jemals dagewesen. Einzig war es jedenfalls durch die intime Theilnahme des Königs an der Feier, welche im Hoftheater stattfand und die Begegnung Kaiser Maximilians in Augsburg mit Albrecht Dürer zum Gegenstand hatte. Die Kostüme waren mit solcher Treue hergestellt, daß z. B. im ganzen langen Zug kein einziger Knopf zu sehen war, alles mit Nesteln geschlossen, wie es vor Erfindung der Knöpfe üblich. Ueber die Person des Kaisers war das Komité lange Zeit rathlos — in der ganzen Münchener Künstlerschaft wollte sich Maximilians bartloses Gesicht mit der großen Nase nicht finden, bis plötzlich in der elften Stunde ein eben mit dem Eilwagen angekommener Hamburger Maler Namens Lichtenheld in die Künstlerkneipe trat, ahnungslos über alles, was darin berathschlagt wurde, und sich plötzlich von allen Seiten angeschrieen hörte: „Da ist ja der Kaiser, da haben wir ihn!" Als der junge Mann begriffen hatte, daß er nicht unter Wahnsinnige gerathen sei, nahm er die oberste Würde der Christenheit mit Vergnügen entgegen; die Aehnlichkeit soll denn auch in der That eine frappante gewesen sein. Als eine Woche später der große Festzug sich unter Musik und Jubel vom Theater durch die königliche Loge bewegte, da ehrte König Ludwig sich und die Künstler dadurch, daß er den Pseudo-Maximilian mit vollendeter Kourtoisie als kaiserliche Majestät behandelte, zu seiner Rechten sitzen ließ und dem strengen Ceremoniell entsprechend anredete. Und alle Augenzeugen stimmen überein, daß der Kaiser seine Rolle ebenso tadellos gespielt habe wie der König. Ein Umzug durch die vielen Gänge der Residenz und ein großes Festbankett schloß die Feier, welche unvergänglich in den Herzen der alten Münchener Künstlerschaft lebt. Freilich sind es heute nur noch sehr wenige, die aus eigener Erfahrung davon sprechen können!

König Ludwigs Berührungen mit seinen Künstlern waren allerdings nicht immer so freundlicher Natur. Es gab Mißhelligkeiten genug zwischen dem hitzigen König und dem hitzigen Cornelius, die den letzteren bewogen, von München zu scheiden. Beide aber hörten darum nicht auf, sich gegenseitig hochzuhalten. Kaulbach mit seiner ironischen Höflichkeit kam im ganzen gut mit ihm aus, und der stärkste Verdruß, den sie hatten, betraf nicht gerade die Kunst, sondern ihre Beziehung auf den empfindlichen Punkt: Lola Montez. Kaulbach, der immer den Drang fühlte, sich seine Entrüstungen vom Herzen herunter zu malen, hatte während der aufgeregten Zeiten von 1847 rein zu seiner Satisfaktion die Vielberufene auf die Leinwand gebracht als Zauberin, die Schlange um den Leib, den Giftbecher in der Hand. Das blieb selbstverständlich dem König nicht verborgen und eines Tages schoß er herein:

„Kaulbach, was höre ich, was haben Sie gemacht! Das ist eine Beleidigung, gegen mich auch! Warten Sie nur, das wird Ihnen die Lola gedenken!"

Und ohne das Bild näher zu betrachten oder Kaulbach zu Worte kommen zu lassen, war er wieder hinaus. Jener aber, welcher wußte, wie schnell die heißblütige Tochter des Südens zum Angriff mit der Reitpeitsche überging, legte sich ein tüchtiges Scheit Holz neben die Staffelei, um kommendenfalls gerüstet zu sein. Er hatte nicht lange zu warten. Eine Stunde später wurde die Thür wieder aufgerissen und Lola Montez erschien mit dem großen Hunde, der sie stets begleitete, hinter ihr der König. Kaulbach ergriff sein Holzscheit und trat ihr entgegen; im nächsten Augenblick hatte sie den Hund auf ihn gehetzt; zu gleicher Zeit aber schoß hinter der Staffelei sein eigener riesiger Neufundländer heraus und dem andern an die Kehle. Nun fuhren die beiden Bestien heulend und beißend hinaus in den tiefen Schnee

des Hofes, Lola in Angst und Zorn hinter ihrem Hunde drein, der König ihr nach, und hinter ihm Kaulbach. Und so nahm dieser Auftritt, der so bedrohlich begonnen, plötzlich ein lächerliches Ende. Die beiden Hundebesitzer hatten die größte Mühe, im tiefen Schnee hin- und herrennend, ihre vierbeinigen Vertheidiger aus einander zu bringen, und ein allgemeiner Rückzug nach verschiedenen Seiten schloß die bewegte Scene. Ich füge hinzu, daß mir diese Begebenheit von einem alten Freunde Kaulbachs erzählt wurde, dem er sie am nächsten Tage mittheilte.

Daß ihm Ludwig die Sache nicht weiter nachtrug, als Kaulbach das Bild dem allgemeinen Anblick entzogen hatte, beweist noch nichts für seine Mäßigung im allgemeinen. Von seinem berühmten Wahlspruch „Gerecht und beharrlich“ hielt er nur den letzten Theil unverbrüchlich und konnte im übrigen manchmal rachsüchtig genug sein, wo er sich beleidigt glaubte. In ihm war ein Gemisch von königlichem Größenbewußtsein und bürgerlicher Einfachheit, welches die widersprechendsten Aeußerungen zu Tage förderte. Man war nie sicher, welche Seite gerade herauskam: einmal schlug er einem Studenten, der ihn nicht grüßte, die Mütze vom Kopf; ein anderes Mal winkte er im starken Regenwetter schon von ferne ab: „Nicht, nicht! Zu schlechtes Wetter für Höflichkeiten!“ Einem Malergehilfen, der, um ihn vor dem Sturz von der ins Schwanken gerathenen Leiter zu retten, beisprang und ihn unter den Armen faßte, rief er noch taumelnd mit einer Art von Entsetzen zu: „Majestät nicht anrühren!“ Und dann ließ er sich wieder von dem oben genannten alten Wagner Dinge sagen, die sich ob ihrer aristophanischen Derbheit jeder Wiedergabe entziehen, welche aber jedenfalls kein anderer Monarch und wenige Privatmänner ruhig angehört hätten. Er war eben von dessen unerschütterlicher Ergebenheit und Rechtlichkeit überzeugt und sagte höchstens: „Den Wagner muß man reden lassen; er kann nicht anders.“

Das war nun in der That richtig; keine Macht der Erde hätte der Elementargewalt von Wagners Grobheit gebieten können; außerdem aber war er für Ludwig unentbehrlich als der kunstverständige, thätige und schlaue Agent, der ihm die heute unschätzbaren Antiken der Glyptothek zu äußerst billigen Preisen einkaufte und ihre Auslieferung unter tausend Schwierigkeiten durchzusetzen wußte, mitten im Getümmel der aufgeregten Kriegszeiten. So sind die Aegineten, das hochbedeutsame Mittelglied zwischen archaistischer und freier Kunst in Griechenland, um 20 000 Skudi erworben worden und der glückliche Besitzer wies alle verzweifelten englischen Nachgebote hohnlächelnd ab, indem er zugleich die Zahlungsbedingungen so zu regeln wußte, daß an den Zinsen noch die Fracht herauskam.

Es würde viel zu weitläufig sein, hier auch nur eine einfache Aufzählung alles dessen zu geben, was König Ludwig in seiner reichen Kunstthätigkeit geschaffen, von den Münchener Monumenten an bis zur herrlichen Regensburger Walhalla und den zahllosen über das ganze Land verstreuten Kirchenbauten. Dies alles ist auch weltbekannt. Aber gerade für unsere Zeit ist es eigenthümlich rührend zu lesen, daß er bei seinen unzähligen Gaben an deutsche Schulen und Kirchen in allen Welttheilen immer den deutschen Gesichtspunkt hatte und überall die Konsuln anwies, darauf zu achten, daß die Deutschen über dem Meer ihrer Nationalität treu blieben. Niemals war ein Herz stolzer auf diese, als das König Ludwigs, und daß er diese Gesinnung in den elenden zwanziger und dreißiger Jahren stets behielt und unermüdlich aussprach: das ist ein Verdienst, welches viele seiner Fehler aufwiegt.

Dem hervorstechendsten derselben, der herrschsüchtigen Anmaßung, alles selbst am besten wissen und selbst ordnen zu wollen, hält doch auch die außerordentliche Gewissenhaftigkeit die Wage, mit der er trachtete, diese über die Kräfte des Einzelnen gehende Aufgabe zu erfüllen. Heigel giebt in seinem sehr schönen und lesenswerthen Buch über König Ludwig eine Auswahl seiner eigenhändigen Randbemerkungen über Strafvollzug, Straferlaß und Begnadigung, aus denen überall der ernste Wille spricht, das Rechte zu finden, sorgfältige Erwägungen anzustellen, ob der zu Begnadigende Aussicht auf Besserung biete, ob er wieder Arbeit finden werde, ꝛc. Wie schön klingt folgender Beschluß: „Ich bin gewiß nicht lax, aber wir sind menschlich. Wer keine Arbeit bekommt, kein Geld bekommt, wem beides abgeschlagen wurde und wer den ganzen Tag gehungert, der nimmt Brot, und dieses zu bestrafen, wäre — wenigstens — sehr hart. Die ganze Strafe laß ich dem P. St. nach, der jedoch wohl zu warnen ist vor Wiederholung.“

Auch wo ihn momentan der Aerger ergriff, kam oft die mildere Ueberlegung nach. Am Rande eines sehr schlecht geschriebenen Berichtes findet sich die Note: „Der dies geschrieben, scheint auch zu allem eher zu passen, als zum Schreiber. Will diese Schrift nicht mehr sehen.“ Zwei Tage später aber fügt er den Zusatz bei: „Damit soll aber nicht gesagt sein, daß er des Dienstes entlassen wird, zumal wenn er Familienvater.“

Das letztere Wort ist charakteristisch. Der König war in seinen Verfügungen für Witwen- und Waisenpensionen stets bedacht, „daß sie auch wirklich davon leben können“. Freilich, Luxus treiben durften sie nicht, wie die folgende mir von einem Augenzeugen berichtete Begebenheit zeigt. Er hatte einer Majorswitwe in Rücksicht auf ihre zahlreichen Kinder einen Zuschuß zur Pension aus seinen Mitteln verwilligt und sich ihren thränenüberströmten Handküssen rasch entzogen. Am Oktoberfest desselben Jahres aber, als er seiner Gewohnheit gemäß mit der Königin am Arm unter der dichten Volksmenge auf der Theresienwiese einherspazierte, erkannte sein scharfes Auge die Bittstellerin und zwar in einem neuen, eleganten Hute. Sofort drängte er, die Königin gewaltsam nachschleppend, durch die Wand der Bauern durch, pflanzte sich vor der Witwe auf und sagte mit unheimlicher Freundlichkeit: „Schön, daß ich Sie sehe, Frau Majorin; scheint Ihnen gut zu gehen, haben einen sehr schönen Hut auf. Nichtwahr, Therese, wenn Du einmal einen solchen Hut hättest?!!“ schrie er im Abschwenken der Königin zu. Die erstarrte Witwe sah, keines Wortes mächtig, dem königlichen Rücken nach, erhielt aber noch am selben Abend die Ankündigung, daß ihr die Pensionserhöhung wieder entzogen worden sei. Der König blieb unerbittlich trotz allen Flehens; vielleicht wirkte zu dieser Härte ein geheimer Haß gegen neue Hüte im allgemeinen mit; denn er selbst hatte, soweit sich die Münchener zurückerinnern konnten, nur alte und sagte bei Gelegenheit einer Gesellschaft, wo man ihm den Hut holen wollte, gutgelaunt: „Sie haben nicht lange zu suchen; nehmen Sie nur den schlechtesten, das ist der meinige.“

Viele Züge dieser Art kursiren noch heute in München und halten das Gedächtniß an Ludwigs Wunderlichkeiten frisch. Auch kann jeder im Hofgarten Spazierende stets von neuem den hoffnungslosen Versuch machen, die über Rottmanns Bildern stehenden allerhöchsten Hexameter zu skandiren, die schon soviel Anlaß zur Heiterkeit boten. Ein schalkhafter Kopf (Fernbacher) hat ihren holperigen Gang schon vor 30 Jahren sehr glücklich parodirt:

„O Hofgarten, der du genannt bist Garten des Hofes,
Hofgarten bist du genannt, weil du der Hofgarten bist.“

Oder:

„Näher als Menterschweig nicht ist Hesselohe dem Münchner,
Doch, weil die Eisenbahn geht, glaubt er halbweges sich heim.“

Ludwigs Distichon lautet:

„Näher der Heimath nicht als in Sicilien ist Reggio dem Deutschen,
Doch weil dazwischen kein Meer, glaubt er halbweges sich heim.“

Ludwig selbst sah sehr wohl da und dort das siebente Füßlein aus seinen Hexametern gucken, ohne sich darüber zu betrüben. Einst stand ein Fremder kopfschüttelnd vor dem Bilde „Monte Cavo“ und skandirte angestrengt:

— ∪ — ∪ ∪ — ∪ —
„Steine warfst du Berg aus, einstens“ ...

Nein, so kann es nicht sein.

— ∪ — ∪ — ∪ — ∪
„Steine warfst du Berg aus, einstens . . .“

Nein! Da klopfte ihm eine lange Gestalt im grauen Ueberrock auf die Achsel und schrie ihm freundschaftlich ins Ohr: „Geben Sie sich keine Mühe; es hat's noch keiner herausgebracht, Sie kriegen's auch nicht heraus!“

Trotz solcher stellenweisen Erkenntniß und trotz seiner grausamen Partizipialformen hielt sich Ludwig doch für einen Dichter und ritt sein Steckenpferd mit der Ausdauer und Begeisterung des echten Dilettanten.

Die Nachwelt wird seinen langen und formlosen Gedichten keine Kränze reichen, aber sie wird doch zugestehen müssen, daß heiliges Feuer in seinem Herzen loderte, und daß er der Poesie wärmer und voller zu eigen war, als mancher Berufspoet. Die Klassiker aller Völker und Zeiten bildeten seine stete Lektüre, Schiller und Goethe kannte er auswendig. Nichts anderes auch, als die Begeisterung für die alten Griechen trieb ihn an, die

Monumento a Bolívar
Caracas

Sache ihrer unterdrückten Enkel zu seiner eigenen zu machen und in Wort und Schrift unermüdlich dafür zu wirken.

„Nach Teutschlands Befreiung, unter Napoleons Zwingherrschaft gebeugt, glühte ich für nichts so, als daß Hellas siegen möge ... Thätig war ich, thätig bin ich, daß Unterstützung ihm werde. . .“

Er ließ bei seinen häufigen Rundreisen überall sich den feierlichen Empfang und die Beleuchtungen verbitten, aber zugleich auffordern, die dafür beabsichtigten Summen ihm für Griechenland zu geben. Junge begabte Griechen ließ er nach München kommen und auf seine Kosten studiren, ohne sich an das Gerede von Menschen zu kehren, die, wie er sehr richtig sagte, „es ganz in der Ordnung fänden, wenn ich diese paar tausend Gulden jährlich auf meinen Marstall verwendete.“

Er wiegte sich in der Illusion, daß die Neuhellenen bald ihrer großen Ahnen würdig sein würden, und überhörte geflissentlich Fallmerayers Warnungsrufe über die slavisirte Rasse. Als dann, nachdem das große Werk gelungen und Griechenland befreit war, Thiersch und andere den Prinzen Otto von Bayern für den griechischen Thron in Vorschlag brachten, da hielt sich König Ludwig ganz zurück; er wollte auch den Schein meiden, mit dieser großen Sache einen Vortheil für sich und sein Haus bezweckt zu haben. Er hat auch wahrlich keinen damit erreicht: in dem Jahre, als er die Propyläen, das Siegesdenkmal für Griechenland, vollendete, jagten die Griechen seinen Sohn aus dem Lande und den Vorschuß von 1 800 000 Fl., den er ihnen einstens gegeben, mußte er der Staatskasse aus seinem Vermögen ersetzen.

Diese schlimme Erfahrung mit dem einstigen Ideal schlug ihn aber nicht nieder; sein Herz war und blieb begeisterungsfähig bis in die späten Jahre, wo er, der Regentenpflichten ledig, einer seligen Freiheit genoß unter den Palmen und Cypressen der Villa Malta in Rom, deren Erdgeschoß er dem alten Wagner als Atelier eingeräumt hatte und wo er interessante Fremde und Einheimische zu kleinen Diners um sich versammelte, bei denen es, trotz der störenden Schwerhörigkeit des Königs, heiter genug zuging. Er war unerschöpflich in Erzählungen und Erinnerungen. Wenige Herrscher, seit Diocletian, haben es verstanden, mit solcher Heiterkeit die Krone zu entbehren, und Ludwig erreichte sogar in seinen späteren Jahren in München einen Grad von Popularität, wie er ihn in der Vollgewalt seines absoluten Königthums nicht gehabt hatte. Jeder freute sich, den alten Herrn im Odeonskonzert seine gewohnte Runde machen zu sehen, nach allen Seiten sprechend und grüßend. Allerdings verfiel er dabei gelegentlich wieder in seine alte Unart, Damen und besonders verblühte Damen, die ihm ein ästhetisches Aergerniß waren, in Verlegenheit zu setzen. Eine sehr schöne Frau pflegte er früher regelmäßig zu begrüßen: „Ah, Frau N . . ., freue mich, freue mich; was macht der Gemahl, ist er recht eifersüchtig?“ und ihr „Nein, Majestät“ hartnäckig zu ignoriren. Nach jahrelanger Abwesenheit ihrerseits sah er sie wieder im Odeonssaal, schoß auf sie zu und rief, wie früher: „Freue mich, lange nicht gesehen, haben sich sehr verändert. Was macht der Gemahl, ist er immer noch so eifersüchtig?“

„Nein, Majestät!“

„Glaub' ich gerne,“ rief der König lachend, „hat es jetzt auch nicht mehr nöthig!“

Derlei ungezogene Späße konnte er sich nun einmal nicht versagen, aber im ganzen kamen doch bei zunehmendem Alter die liebenswürdigen Seiten seiner Natur überwiegend zum Vorschein; er bewegte sich mit jugendlicher Rüstigkeit und guter Laune unter den Menschen und pflegte auf den Künstlerbällen, wenn gegen Mitternacht das junge Königspaar verschwand, lachend zu rufen: „So, Kinder, jetzt ist der Hof fort, jetzt wollen wir unter uns lustig sein!“ In der Pfalz, in Berchtesgaden, wo er abwechselnd seine Sommer zubrachte, hing das Volk mit aufrichtiger Liebe an ihm, der stets ein freundliches Wort und eine offene Hand für die Armen und Geringen hatte.

Deshalb war die Trauer tief und aufrichtig, als am 29. Februar 1868 die Nachricht aus Nizza kam, daß nach längerem Leiden ein sanfter Tod den Hochbetagten erlöst habe. Je mehr seither die Erinnerung an seine herben Seiten erlosch, um so mächtiger richtete sich das Bild seines reichen Wirkens empor und die Beurtheilung König Ludwigs I. ist heute eine ganz andere wie vor einem Menschenalter. Als das Jahr 1886 die hundertste Wiederkehr seines Geburtstages bringen sollte, da rüstete sich das ganze Bayernland, voran die Stadt München, um in einer großen Centennarfeier den Dank seines Volkes zum Ausdruck zu bringen. Damals ließ das furchtbare Schicksal seines unglücklichen Enkels jeden Gedanken an eine Freudenfeier verstummen. Aber aufgegeben wurde er darum nicht, und im Juli dieses Jahres, wo die große Münchener Ausstellung Tausende aus ganz Deutschland zusammenführt, wird von den Künstlern und der ganzen Bevölkerung mit allem erdenklichem Glanz das Fest des Mannes vorbereitet, der es nicht nur verstand, München groß zu machen, sondern durch sein Wollen und Wirken sich einen Ehrenplatz in der Geistesgeschichte der Menschheit errungen hat, der ihm unverlierbar für alle Zeiten bleibt.

M. Artaria.

Blätter und Blüthen.

Vom Bau des Schlosses Friedrichskron. In der „Baugeschichte von Potsdam“ von Heinrich Ludewig Manger (Berlin, 1789) wird auch der Einrichtung des „Neuen Schlosses“ gedacht und dabei werden einige Thatsachen erwähnt, die heute nach hundert Jahren angesichts der letzten Trauerereignisse auch einen weiteren Leserkreis interessiren dürften.

Den Platz, auf dem sich das jetzige Schloß Friedrichskron erhebt, wählte König Friedrich II. selbst aus. Die Bauleute waren mit dem Platz nicht zufrieden und untersuchten den Baugrund. Durch Graben und Anwendung des Erdbohrers wurde festgestellt, daß der Grund bis zu 36 Fuß Tiefe „einerlei Sand“ war, und es ward daher beschlossen, „zur Grundlage des Fundamentes nicht tiefer als, wegen Ungleichheit der Oberfläche, vier Fuß zu graben“. Schloß Friedrichskron wurde also auf dem Sand gebaut; aber Manger bemerkt hierzu: „und auf diesem Sandgrunde steht nunmehr dieses große Gebäude seit fünfundzwanzig Jahren wie auf einem Felsen.“ Zu diesen 25 Jahren können wir heute noch ein ganzes Hundert hinzufügen.

Im Juni 1763 war ein Theil des Fundamentes fünf Fuß über die Erde fertig, bis dahin, wo man die Plinthe von Sandstein aufsetzen wollte. Der König, der bald darauf den Bau besichtigte, war sehr ungnädig, daß mit dem Fundamente so hoch über den Boden gegangen worden sei, befahl daher ernstlich, daß sogleich wiederum drei Fuß davon abgetragen werden sollten.

Es war sehr wohl bekannt, daß man auf dieser Stelle in nassen Jahren mit dem Kahne hatte fahren können. Um indessen nicht ungehorsam zu sein, zugleich aber auch um zu vermeiden, daß bei wiederkommendem hohen Wasser solches nicht in die Zimmer laufen könnte, ward in Gegenwart des Königs sogleich die obere Schicht und, da die Anwesenheit länger dauerte, die zweite und dritte Schicht, zusammen neun Zoll, weggeräumt. Hierbei ließ man es nach dem Hinweggehen desselben bewenden, fing sogleich an die Plinthen zu versetzen und Erde gegen das Fundament zu karren, damit es nicht zu hoch scheinen möchte, und — es war sehr wohl gethan. Denn nach vollendetem Bau hat das Grundwasser etliche Mal bis nahe an das Mittel der Gewölbe im Erdgeschosse gestanden.

Ueberhaupt interessirte sich Friedrich II. sehr für den Bau des Neuen Schlosses und ließ vieles, was ihm nicht gefiel, niederreißen. So ließ er einmal die bereits fertiggestellten Thüröffnungen zumauern und neue anlegen, damit sie nicht in einer Linie lägen und der Luftzug verhütet würde. Für die große Aufmerksamkeit des Königs selbst in kleineren Geschäften legen diese Details ein deutliches Zeugniß ab. Die Baumeister waren aber mit dem „Dreinreden“ nicht zufrieden und klagten oft mit Recht; denn Friedrich war wohl Staatengründer, aber auf Häuserbauen verstand er sich nicht so gut.

*

Die Maiblumen haben nicht die historische Bedeutung wie Veilchen und Kornblumen, die Erinnerungsblumen an Napoleon und Kaiser Wilhelm: aber sie sind als Frühlingsblumen die Lieblinge des großen Publikums. Neuerdings spielten sie namentlich in Berlin eine große Rolle; aus Schlesien trafen dort ganze Wagenladungen dieser Blumen ein. Es wird berichtet, daß ein Bahnwagen 30 Körbe, jeder Korb 300 Bund Maiblumen, jedes Bund wiederum 100 Stiele mit Blüthen, so daß die Wagenladung 900 000 einzelne Blumen enthielt. Berlin ist der Hauptstapelplatz für Sendungen nach Paris und London; in Paris hat die deutsche Maiblume ihre Schwester aus Italien und London verdrängt. Man kann ihr keinesfalls nachsagen, daß sie zu den seltenen Pflanzen gehört; aber das Massenaufgebot von Maiblumen zeugt doch für eine seltene Beliebtheit.

†

Die Hunderteinundein Salutschüsse. Ueber die Entstehung des Gebrauchs, bei feierlichen Gelegenheiten hundertundeinen Salutschuß zu geben, herrschen verschiedene Meinungen. Mehrere leiten diese eigenthümliche Zahl aus der alten deutschen Sitte her, zu allem eins zuzugeben, die sich auch im deutschen Rechte, z. B. bei Fristen, wiederfindet und sich noch beim Handel im gewöhnlichen Leben vielfach erhalten hat; andere geben dieser Zahl folgende historische Entstehung: Als Kaiser Maximilian siegreich aus einem Feldzuge nach Deutschland zurückkehrte und seinen Einzug in Augsburg halten wollte, wurde ihm ein glänzender Empfang zugedacht; unter anderem sollten hundert Kanonenschüsse zu seiner Ehre abgefeuert werden. Der Konstablermeister wußte aber zuletzt nicht, ob er sich nicht um einen Schuß zum Nachtheile des Kaisers geirrt, und ließ, um Vorwürfen zu entgehen, das Geschütz nochmals abfeuern. Von Augsburg zog Maximilian nach Nürnberg; auch diese Stadt wollte den Kaiser in gleicher Weise begrüßen, aber man beschloß, um ihm nicht weniger Ehre als Augsburg anzuthun, denselben sogleich mit hundert und einem Kanonenschuß zu empfangen.

Allerlei Kurzweil.

Schach-Aufgabe Nr. 9.

Von Georg Chocholous in Hodenbach.

SCHWARZ

WEISS

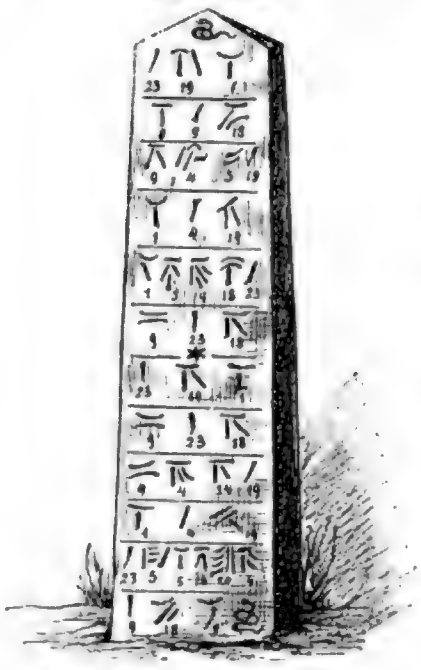
Weiß zieht an und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 8 auf S. 420:

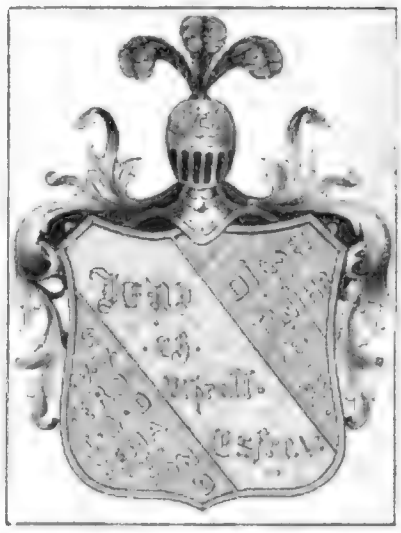
Weiß:	Schwarz:
1. e 4 — e 5	f 6 — f 5!
2. T f 3 — f 4	beliebig
3. T f 4 — d 4:	"
4. entsprechend matt.	

Auf 1 . . . . g 4 — f 3: folgt das Drehspiel: 2. L d 3 — e 4 ::.

Der Obelisk.



Das räthselhafte Wappen.



Buchstaben-Räthsel.

Mit a sucht es so mancher auf,
Daß Trost es spende ihm und Frieden.
Dem's immer nur mit einem u
Die Welt, die lärmende, beschieden.

Kleine Wortbild-Räthsel.

Räthsel.

Werd ich von Wellen oft getrieben,
So ist auch nicht gering die Zahl
Der Leute, die zu hören lieben
Mich in geschmücktem, vollem Saal.

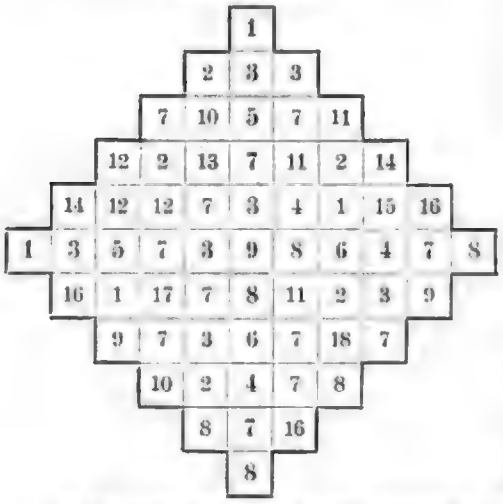
Und trotzdem pflegen meist zu schweigen,
Die, baar der eignen Willenskraft,
Sich nur als meine Sklaven zeigen
Im wilden Sturm der Leidenschaft.

Nicht denken sie der lieben Tage,
Wo durch mich ihnen ward geweiht
In Haus und Hof, im grünen Hage
Der Kindheit reine Seligkeit.

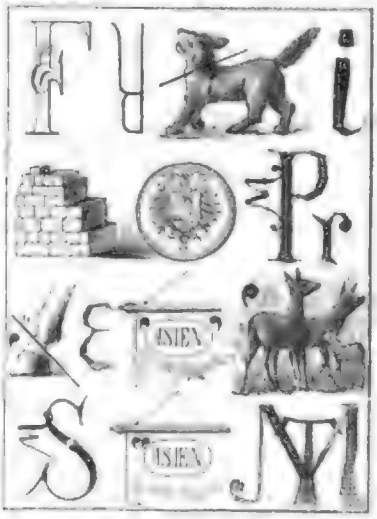
Rösselsprung.

gen	der					steht	schwa
kein	er	das			chen	vro	ße
wenn	sa	nun	die	ben	be	der	sich
nur	es	sto	ist	thon	ben	er	bens
und	ihm	zu	ist	san	er	selbst	den
des	na	die	zei	sers	frem	se	au
viel	gen	schop	sol	das	dem	so	die
die	macht	man	ihm	mit	kannst	den	sen
mus	ge	cher	men	von	ist	zwingt	du
:	schen	in	singt	dann	ihm	el	
		nen	eh	sein	mann		
			doch	the			
		re	ei	ren	eigen		
		wenn	goe	bringt	wenn		

Zahlen-Räthsel.



Bilder-Räthsel.



Die den fettgedruckten Zahlen der Mittelreihen entsprechenden Buchstaben ergeben, sowohl senkrecht wie wagerecht gelesen, einen bedeutenden deutschen Volksschriftsteller.

Die einzelnen Zeilen von links nach rechts bedeuten:
1. Einen Buchstaben. 2. Einen süddeutschen Fluß. 3. Einen berühmten Hunnenführer. 4. Eine Oper. 5. Einen Komponisten, zugleich Stadt am Main. 6. Einen Volksschriftsteller. 7. Einen berühmten Dichter. 8. Einen Bewohner einer italienischen Stadt. 9. Einen Fluß Italiens. 10. Ein Wild. 11. Einen Buchstaben.

Ernst Kornrumpf.

Homonym.

Was einst die Welt besiegt durch seine Kraft,
Das beut dir jetzt der Rebe goldnen Saft.

M. Paul.

Auflösung der Damespiel-Aufgabe auf S. 420:

1. e 1 — d 2	1. D h 6 — c 1 †
2. a 1 — b 2	2. D c 1 — a 3 †
3. c 5 — b 6	3. D a 3 — a 7 †
4. e 5 — f 6	4. D e 7 — g 5 † (A)
5. h 4 — h 8 † † D und gewinnt.	

A

4. . . . 4 D g 7 — e 5 †, 5 d 4 — d 8 † † D und gewinnt.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig. Druck von A. Wiede in Leipzig.

Die Gartenlaube

Gesellschaft kann sich Glück wünschen, eine so tüchtige Kraft gewonnen zu haben."

„Nun, das ist wahrhaftig nicht das Verdienst der Gesellschaft," sagte Nordheim achselzuckend. „Ich habe damals, als es sich um seine Ernennung handelte, Kämpfe genug gehabt, und ihm selbst hat man seine Stellung auch so schwer gemacht, daß ein anderer vielleicht gewichen wäre. Es trat ihm ja überall die ausgesprochenste Feindseligkeit entgegen."

„Er ist aber ziemlich schnell damit fertig geworden," meinte Gersdorf trocken. „Ich erinnere mich, es gab im Anfange bedenkliche Stürme von seiten der Kollegen, die sich dieses souveräne Auftreten nicht gefallen lassen wollten, aber sie verstummten nach und nach. Ich glaube, der Herr Oberingenieur ist sehr energisch in solchen Dingen, und er hat ja auch in den drei Jahren so ziemlich alles in seine Hand gebracht. Man weiß es nun nachgrade, daß er keinen über oder auch nur neben sich duldet als allenfalls den Chefingenieur, und der ist jetzt auch gänzlich auf seiner Seite."

„Ich tadle diesen Ehrgeiz durchaus nicht," sagte der Präsident kühl; „wer empor will, muß sich freie Bahn schaffen. Meine Menschenkenntniß hat wieder einmal recht behalten, all dem Lärm gegenüber, der damals losbrach, als ich dem allerdings noch sehr jungen Manne die wichtige Stellung sicherte. Auch der Chefingenieur war anfangs gegen ihn eingenommen und gab nur widerwillig nach. Jetzt ist er froh, eine so unbedingte Stütze zu haben, und was nun vollends die Wolkensteiner Brücke betrifft, Elmhorsts eigenstes Werk — ich denke, damit kann er sich getrost in die erste Reihe stellen."

„Die Brücke verspricht allerdings ein Meisterwerk zu werden," stimmte Gersdorf bei. „Ein kühnes, großartiges Bauwerk schon in der Anlage, es wird zweifellos der Glanzpunkt der ganzen Bahnlinie. — Es bleibt also dabei, daß ich selbst mit dem Oberingenieur spreche; ich finde ihn doch in seinem gewohnten Hôtel?"

„Nein, Sie finden ihn diesmal bei mir. Ich habe ihm die Gastfreundschaft meines Hauses angeboten."

„Ah so!" Ueber das Gesicht des Doktors glitt ein eigenthümliches Lächeln. Er wußte, daß Nordheim Beamte von dem Range des jungen Oberingenieurs stundenlang in seinem Vorzimmer warten ließ; diesen Elmhorst lud er als Gast in sein Haus ein. Man erzählte sich freilich noch viel erstaunlichere Dinge von seiner Vorliebe für den Mann, der von Anfang an sein Günstling gewesen war.

Der Rechtsanwalt aber ließ die Sache für diesmal auf sich beruhen; er hatte andere, wichtigere Dinge im Kopfe und verabschiedete sich etwas zerstreut und eilig von dem Präsidenten mit der Bemerkung, daß er Herrn Elmhorst sogleich aufsuchen werde. Trotzdem schien er keine besondere Eile damit zu haben; denn die Karte, welche er draußen dem Diener übergab, war für die Damen des Hauses bestimmt, bei denen er sich anmelden ließ.

Die Wohn- und Empfangsräume lagen im oberen Stockwerk, und im Salon thronte Frau von Lasberg in gewohnter feierlicher Gemessenheit. Nicht weit von ihr saß Alice; auch sie hatte sich kaum verändert in den drei Jahren. Es war noch immer die zarte, blasse Erscheinung, mit dem müden, theilnahmlosen Ausdruck in den anmuthigen Zügen, die „Treibhauspflanze", die ängstlich vor jedem rauhen Luftzuge behütet wurde und ein Gegenstand fortwährender Sorge und Schonung für ihre Umgebung war. Ihre Gesundheit schien sich allerdings etwas mehr befestigt zu haben; aber es lag auch nicht ein Hauch von Jugendfrische und Jugendfreude auf dem farblosen Antlitz.

Die junge Dame, welche neben der Baronin Lasberg saß, hatte um so mehr davon. Es war eine kleine, zierliche Gestalt, der die dunkelblaue Straßentoilette mit dem pelzbesetzten Jäckchen allerliebst stand. Unter dem blauen Sammethute blickte ein reizendes, rosiges Gesichtchen hervor, mit dunklen, muthwillig blitzenden Augen, und eine Fülle von schwarzen Ringellöckchen krauste sich über der Stirn. Dazu lachte und plauderte der kleine Mund unaufhörlich; das etwa achtzehnjährige Mädchen war von übersprudelnder Lebhaftigkeit.

„Wie schade, daß Erna ausgegangen ist!" rief sie. „Ich hatte etwas Wichtiges mit ihr zu besprechen; aber Du erfährst keine Silbe davon, Alice; es handelt sich um eine Ueberraschung zu Deinem Geburtstage. Es wird doch hoffentlich getanzt bei dem Feste?"

„Ich glaube kaum," sagte Alice gleichgültig; „wir sind ja schon im März."

„Aber noch mitten im Winter! Heute morgen hat es geschneit, und tanzen kann man überhaupt immer!" versicherte die junge Dame, und dabei geriethen ihre Füßchen in eine eigenthümlich zuckende Bewegung, als wolle sie gleich auf der Stelle den Beweis davon liefern. Frau von Lasberg sandte den vorwitzigen kleinen Füßen einen strafenden Blick zu und bemerkte kühl:

„Ich glaube, Sie haben in diesem Winter sehr viel getanzt, Baroneß Wally."

„Aber noch lange nicht genug!" erklärte die kleine Baroneß. „Wie bedauere ich die arme Alice, der das Tanzen verboten ist! Man will doch seine Jugend genießen, und wenn man heirathet, ist es ohnehin vorbei damit. ‚Ehe bringt Wehe!' pflegte unsere alte Kinderfrau immer zu sagen, und dann weinte sie regelmäßig und sprach von ihrem Seligen. Eine schlimme Prophezeiung! Glaubst Du auch daran, Alice?"

„Alice giebt sich schwerlich mit solchen Gedanken ab," sagte die alte Dame zurechtweisend. „Ich muß Ihnen überhaupt gestehen, liebe Wally, daß ich dieses Thema unpassend finde."

„O!" rief Wally, „finden Sie das Heirathen auch unpassend, gnädige Frau?"

„Wenn es mit Zustimmung und Billigung der Eltern, mit Beobachtung aller nöthigen Rücksichten geschieht — nein."

„Dann ist es aber meist sehr langweilig!" platzte die junge Baroneß heraus und erweckte damit sogar Alice aus ihrer Theilnahmlosigkeit.

„Aber Wally!" mahnte sie vorwurfsvoll.

„Baroneß Ernsthausen scherzt selbstverständlich," sagte Frau von Lasberg mit einem vernichtenden Blick; „aber selbst solche Scherze sind nicht zu billigen. Eine junge Dame kann nicht vorsichtig genug sein in ihren Aeußerungen und ihrem Benehmen; die Gesellschaft ist leider sehr zu Klatschereien geneigt."

Die Worte mochten wohl irgend eine geheime Beziehung haben; denn um die Lippen Wallys zuckte es, als unterdrücke sie das Lachen; aber sie entgegnete mit der unschuldigsten Miene:

„Da haben Sie vollkommen recht, gnädige Frau. Denken Sie nur, im vergangenen Sommer hat die ganze Badegesellschaft von Heilborn über die häufigen Besuche des Herrn Oberingenieur Elmhorst geklatscht. Er kam allerdings fast in jeder Woche —"

„Zu dem Herrn Präsidenten," schnitt ihr die alte Dame das Wort ab. „Herr Elmhorst hatte die Pläne und Zeichnungen für die neue Gebirgsvilla entworfen und leitete selbst den Bau; da war eine häufige Rücksprache unerläßlich."

„Ja, das wußte alle Welt, aber man klatschte doch! Man hielt sich an die Blumenspenden und die sonstigen Liebenswürdigkeiten des Herrn Baumeisters und meinte —"

„Baroneß, ich muß Sie wirklich bitten, uns mit derartigen Berichten zu verschonen," unterbrach sie Frau von Lasberg, indem sie sich in zürnender Majestät aufrichtete. Die vorlaute junge Dame hätte wahrscheinlich noch eine längere Strafpredigt erhalten, wenn nicht in diesem Augenblick der Diener eingetreten wäre und gemeldet hätte, daß der Wagen vorgefahren sei. Die Baronin erhob sich und wandte sich zu Alice.

„Ich muß in die Sitzung des Frauenvereins, mein Kind, Du darfst heut selbstverständlich nicht ausfahren bei dieser rauhen Luft. Du scheinst überhaupt etwas angegriffen zu sein, und ich fürchte —"

Ein sehr bezeichnender Blick ergänzte die Worte und gab das dringende Verlangen nach einer baldigen Entfernung des Besuches kund, aber leider vergebens.

„Ich bleibe bei Alice und leiste ihr Gesellschaft," versicherte Wally, mit der liebenswürdigsten Bereitwilligkeit. „Sie können ganz ohne Sorge sein, gnädige Frau."

Die gnädige Frau preßte in gelinder Verzweiflung die Lippen zusammen; aber sie wußte aus Erfahrung, daß dies enfant terrible nicht fortzubringen war, wenn es sich einmal in den Kopf gesetzt hatte zu bleiben; sie küßte deshalb Alice auf die Stirn, neigte das Haupt gegen deren junge Freundin und nahm einen würdevollen Abgang.

Kaum hatte sich die Thür hinter ihr geschlossen, so flog Wally wie ein Gummiball in die Höhe.

„Gott sei Dank, daß sie fort ist, Deine allergnädigste Frau Oberhofmeisterin! Ich habe Dir etwas anzuvertrauen, Alice, etwas unendlich Wichtiges; das heißt, eigentlich wollte ich Erna ins Vertrauen ziehen, aber sie ist ja leider nicht da, also

mußt Du mir helfen, Du mußt! Oder Du machst zwei Menschen unglücklich, für Zeit und Ewigkeit!"

„Ich?" fragte Alice, die sich bei dieser bedenklichen Einleitung denn doch veranlaßt sah, die Augen aufzuschlagen.

„Jawohl, aber Du weißt ja noch gar nichts! Jetzt muß ich Dir das alles erst auseinandersetzen, und es ist schon zwölf Uhr und Albert wird gleich hier sein — den Doktor Gersdorf meine ich. — Er liebt mich nämlich, und ich liebe ihn, und wir wollen uns natürlich heirathen; aber meine Eltern wollen das nicht zugeben, weil er bürgerlich ist. Mein Gott, Alice, so sieh doch nicht so erstaunt aus! Ich habe den Doktor ja in Eurem Hause kennen gelernt, und in Eurem Wintergarten hat er mir die Liebeserklärung gemacht, vor acht Tagen, als der berühmte Virtuos im Musiksaal spielte und all die anderen zuhörten."

„Aber —" versuchte Alice einzuwerfen; sie kam jedoch nicht zu Worte bei der kleinen Baroneß, die ihre ganze Liebes- und Leidensgeschichte unaufhaltsam hervorsprudelte.

„Unterbrich mich nicht, ich habe Dir ja noch gar nichts gesagt! Als wir also an jenem Abende nach Haus kamen, erklärte ich meinen Eltern, daß ich Braut sei und daß Albert am nächsten Tage kommen werde, um mich anzuhalten. Da brach aber ein Lärm los! Der Papa war entrüstet, die Mama empört und der Großonkel schnaubte förmlich vor Wuth. Er ist nämlich eine ungeheure Respektsperson, der Großonkel, weil er so sehr reich ist und wir ihn einmal beerben werden; aber dazu muß er doch erst todt sein, und er hat noch gar keine Lust zum Sterben. Das ist sehr schlimm für uns, sagt der Papa, denn wir haben gar nichts; der Papa kommt nie aus mit seinem Gehalt, und der Großonkel rückt bei Lebzeiten auch nicht das Geringste heraus — so, nun bist Du im Klaren!"

„Nein, ich bin durchaus nicht im Klaren," sagte Alice, förmlich betäubt von diesem unendlichen Redestrom, mit dem sie überstürzt wurde. „Was willst Du denn mit Deinem Großonkel?"

Wally schlug verzweiflungsvoll die Hände zusammen über diesen Mangel von Begriffsvermögen.

„Alice, ich bitte Dich, sei nicht so gleichgültig! Ich versichere Dir, sie haben förmlich Gericht gehalten über mich. Die Mama sagte, sie bekomme schon Nervenzucken bei dem Gedanken, ich könne einmal Frau Gersdorf genannt werden; der Papa behauptete, ich dürfe mich nicht wegwerfen, weil ich dereinst eine ‚Partie' sein werde, und der Großonkel schnitt ein fürchterliches Gesicht dazu, weil er die Anspielung auf die Erbschaft gewaltig übelnahm; aber er selbst schrie am lautesten Zeter über die Mesalliance. Er zählte mir all unsere Ahnen und Urahnen auf, die sich sämmtlich im Grabe umdrehen würden. Das ist mir nun eigentlich sehr gleichgültig; die alten Herren mögen sich umdrehen, so viel sie wollen; dann haben sie doch eine Abwechselung in ihrer langweiligen Ahnengruft. Aber ich ließ mir unglücklicherweise beikommen, das zu sagen, und nun kam das Ungewitter über mich von drei Seiten zugleich. Der Großonkel hob die Hand empor und that einen Schwur, aber ich schwor auch! So habe ich vor ihm gestanden," sie stampfte mit beiden Füßchen den Teppich, „und ihm erklärt, daß ich von meinem Albert nicht lasse, nun und nimmermehr!"

Die kleine Baroneß mußte jetzt endlich einmal Athem schöpfen und benutzte diese unfreiwillige Pause, um an das Fenster zu eilen, da man soeben einen Wagen fortrollen hörte; dann flog sie ebenso schleunig wieder zurück in das Zimmer.

„Da fährt sie hin, die Frau Oberhofmeisterin, Gott sei Dank, jetzt sind wir sie los! Sie ahnt etwas von der Sache; ich bekam nicht umsonst vorhin die spitzen Bemerkungen! Aber jetzt kommt sie vorläufig nicht wieder; denn die Sitzung dauert mindestens zwei Stunden, das wußte ich und darauf habe ich meinen Plan gebaut. Du kannst wohl denken, Alice, daß mir jeder schriftliche und mündliche Verkehr mit Albert streng verboten wurde; natürlich schrieb ich ihm sofort, und sprechen muß ich ihn auch. Ich habe ihn deshalb hierher in Deinen Salon bestellt, und Du sollst der Schutzgeist unserer Liebe sein."

Alice schien nicht sehr erbaut von der Rolle, die man ihr zuwies. Sie hatte die ganze Eröffnung in einer Weise aufgenommen, welche die heißblütige Wally zur Verzweiflung brachte, ohne jedes Ah und O, nur mit stummer Verwunderung darüber, daß so etwas überhaupt passiren konnte! Eine Verlobung ohne, ja gegen den Willen der Eltern, lag völlig außerhalb des Gesichtskreises der jungen Dame; dazu hatte Frau von Lasberg sie viel zu gut erzogen. Sie richtete sich deshalb mit einer gewissen Entschiedenheit aus ihrer bequemen Stellung empor und sagte:

„Nein, das schickt sich nicht."

„Was schickt sich nicht — daß Du ein Schutzgeist bist?" rief Wally entrüstet. „Willst Du mein Vertrauen täuschen, willst Du uns in Unglück, Verzweiflung, in den Tod jagen? Denn wir sterben alle beide, wenn wir uns nicht heirathen dürfen. Kannst Du das wirklich auf Dein Gewissen nehmen?"

Es blieb glücklicherweise keine Zeit, diese Gewissensfrage zu erörtern; denn soeben wurde Doktor Gersdorf gemeldet, und es trat ein peinlicher Moment des Zögerns ein. Alice schien wirklich geneigt, sich für krank zu erklären und den Besuch abweisen zu lassen; aber Wally, die das fürchten mochte, stellte sich dicht vor sie hin und sagte laut und diktatorisch: „Der Herr Doktor ist willkommen!"

Der Diener verschwand, und Alice sank mit einem Seufzer wieder in ihren Sessel zurück. Sie hatte das Aeußerste gethan und sich sträuben wollen; da man ihr aber den entscheidenden Befehl vor dem Munde fortnahm, fand sie sich nicht zu weiteren Anstrengungen veranlaßt, sondern ließ die Sache ihren Lauf nehmen.

Doktor Gersdorf trat ein und Wally flog ihm entgegen, bereit, sich in seine weitgeöffneten Arme zu stürzen; aber er öffnete keineswegs die Arme, sondern zog nur ihre Hand an seine Lippen und trat dann, die kleine Hand noch fest in der seinen haltend, zu der jungen Dame des Hauses.

„Mein gnädiges Fräulein, ich habe vor allen Dingen um Verzeihung zu bitten für die eigenthümliche Art, in der meine Braut Ihre Freundschaft in Anspruch genommen hat; die Verhältnisse zwingen uns leider dazu. Sie wissen vermuthlich schon, daß ich Wally meine Hand angetragen und ihr Jawort erhalten habe; ich wollte am nächsten Tage die Zustimmung ihrer Eltern erbitten, aber der Herr Oberregierungsrath hat meinen Besuch nicht einmal angenommen."

„Und mich hat er eingesperrt," schob Wally empört dazwischen, „den ganzen Vormittag lang!"

„Ich stellte darauf meinen Antrag schriftlich," fuhr Gersdorf fort, „und erhielt eine eisig verneinende Antwort, ohne jede Angabe von Gründen. Baron Ernsthausen schrieb mir —"

„Einen ganz abscheulichen Brief!" fiel Wally wieder ein; „aber der Großonkel hat ihn diktirt. Ich weiß es, ich stand am Schlüsselloch!"

„Jedenfalls war es eine Ablehnung meiner Bitte; da Wally mir aber freiwillig Herz und Hand gegeben hat, so werde ich mein Recht darauf zu behaupten wissen, und deshalb glaubte ich mich auch zu dieser Unterredung berechtigt, obgleich sie ohne Vorwissen der Eltern geschieht. Noch einmal, Verzeihung, gnädiges Fräulein! Sie dürfen überzeugt sein, daß wir Ihre Güte nicht mißbrauchen werden."

Das klang alles so offen, so männlich und herzlich, daß Alice anfing, die Sache minder unschicklich zu finden, und mit einigen Worten ihre Zustimmung zu erkennen gab. Freilich begriff sie es nicht, daß dieser ernste, zurückhaltende Mann, der nur seinen Berufspflichten zu leben schien, die kleine quecksilberne, übersprudelnde Wally liebte und daß seine Neigung erwidert wurde; aber bezweifeln ließ sich diese Thatsache nicht mehr.

„Du brauchst gar nicht zuzuhören, Alice," sagte Wally tröstend. „Nimm doch ein Buch und lies, oder wenn Du wirklich angegriffen bist, so lege den Kopf zurück und schlummere ein wenig. Wir nehmen Dir das durchaus nicht übel, ganz im Gegentheil — nur sorge dafür, daß wir ungestört bleiben."

Damit ergriff sie ihren Albert am Arm und zog ihn in den Erker, den die halb zurückgeschlagenen türkischen Vorhänge theilweise vom Salon abschlossen. Das Gespräch wurde anfangs im Flüstertone geführt; aber die kleine lebhafte Baroneß hielt das nicht lange aus; sie sprach bald genug erregt und laut, und auch Gersdorf erhob unwillkürlich die Stimme, so daß Alice schließlich die ganze Unterredung mit anhörte. Sie hatte gehorsam ein Buch ergriffen, ließ es aber urplötzlich sinken, da das entsetzliche Wort „Entführung" an ihr Ohr schlug.

„Es bleibt uns durchaus kein anderes Mittel," sagte Wally, ebenso diktatorisch wie vorher, als sie den Eintritt des Doktors

erzwang. „Du mußt mich entführen, und zwar übermorgen Mittag um zwölf Uhr dreißig Minuten. Dann reist nämlich der Großonkel nach seinem Gute zurück und Papa und Mama begleiten ihn bis auf die Bahn; sie machen immer so entsetzlich viel Umstände mit ihm. Inzwischen können wir mit aller Bequemlichkeit durchgehen; wir reisen nach Gretna Green, lassen uns schleunigst trauen — ich habe einmal gelesen, daß es dort kein Standesamt und sonstige Umständlichkeiten giebt — und kommen als Mann und Frau zurück. Dann mögen sich all meine todten Ahnen auf den Kopf stellen und der lebendige Großonkel dazu; ich frage gar nichts danach, wenn ich erst Deine Frau bin."

Der ganze Entführungs- und Reiseplan wurde in höchst überzeugender Weise vorgetragen, fand aber leider nicht die erwartete Zustimmung; denn Gersdorf sagte mit ruhiger Entschiedenheit:

„Nein, Wally, das geht nicht."

„Nicht? Warum nicht?"

„Weil es verschiedene Gesetze und Paragraphen giebt, die dergleichen romantische Exkursionen nachdrücklich verbieten. Dein kleines Sprudelköpfchen hat freilich noch keine Ahnung von dem Leben und seinen Pflichten; aber ich kenne sie, und es würde mir, der ich eigens berufen bin, das Recht zu schützen, schlecht anstehen, wollte ich dies Recht mit Füßen treten."

„Was gehen mich denn Deine Gesetze und Paragraphen an!" sagte Wally, höchlich beleidigt durch diese kühle Aufnahme ihres romantischen Planes. „Wie kannst Du überhaupt von so prosaischen Dingen sprechen, wenn es sich um unsere Liebe handelt! Was sollen wir denn anfangen, wenn Papa und Mama bei ihrem Nein bleiben?"

„Vor allen Dingen warten, bis Dein Großonkel wirklich abgereist ist. Mit diesem starren alten Aristokraten ist nicht zu rechten; ich bin als Bürgerlicher in seinen Augen gänzlich unfähig, eine Baroneß Ernsthausen heimzuführen. Sobald aber sein Einfluß nicht mehr so ausschließlich in Deinem Elternhause vorherrscht, werde ich mir Gehör bei Deinem Vater verschaffen und versuchen, seine Vorurtheile zu überwinden; so leicht und schnell wird das allerdings nicht gehen, wir müssen eben Geduld haben und warten."

Die kleine Baroneß stand ganz starr vor Schreck bei dieser Auseinandersetzung; sie sah all ihre Luftschlösser zusammenstürzen. Statt des geträumten Romans mit Flucht und heimlich geschlossener Ehe empfahl man ihr geduldiges Warten und Ausharren bei den tyrannischen Eltern, und der Geliebte, von dem sie erwartete, er werde sie im Sturme auf seinen Armen davontragen, benahm sich so nüchtern und verständig, als beabsichtige er, einen regelrechten Prozeß um ihren Besitz zu führen; das war zu viel für ihre heißblütige Natur, sie fuhr zornig auf:

„So sage es doch lieber gleich heraus, daß Dir an meiner Hand nichts liegt, daß Du nicht den Muth hast, etwas dafür zu wagen! Damals, als Du mir Deine Liebe erklärtest, sprachst Du ganz anders. Aber ich gebe Dir Dein Wort zurück, ich trenne mich auf ewig von Dir, ich —" hier begann sie laut zu schluchzen, „ich werde irgend einen Menschen mit unendlich viel Ahnen heirathen, den mir der Großonkel aussucht; aber ich werde sterben vor Gram darüber, und ehe ein Jahr vergeht, liege ich selbst in der Ahnengruft!"

„Wally!" sagte die ernste milde Stimme des Doktors vorwurfsvoll.

„Laß mich!" sie versuchte ihm ihre Hand zu entreißen, aber er hielt sie fest.

„Wally, sieh mich an! Glaubst Du wirklich nicht an meine Liebe?"

Das war wieder jener Ton der vollsten Zärtlichkeit, den Wally nur zu gut kannte von jenem Abende her, wo sie beide allein waren in dem duftigen, dämmernden Wintergarten, wo sie mit klopfendem Herzen und glühenden Wangen das Geständniß der Liebe empfing, während drüben aus dem Saale die Töne der Musik herüberklangen. Sie hörte auf zu schluchzen und blickte durch den Thränenschleier zu dem Geliebten empor, der sich tief herabbeugte.

„Hat meine süße kleine Wally denn gar kein Vertrauen zu mir? Du hast Dich mir zu eigen gegeben, und nun bist und bleibst Du mein, mag sich auch alles dagegen setzen. Ich werde mir mein Glück sicher nicht entreißen lassen, wenn es auch noch eine Weile dauert, bis ich mein Weib in die Arme schließen kann."

Das klang so warm, so innig, daß die Thränen der jungen Baroneß völlig versiegten, leise sank ihr Köpfchen an seine Brust, und es zuckte schon wieder ein Lächeln um ihre Lippen, als sie halb schelmisch und halb ängstlich fragte:

„Aber, Albert, so lange wird es doch nicht dauern, bis Du so alt wie der Großonkel geworden bist?"

„Nein, so lange nicht!" tröstete Albert, indem er die letzte Thräne fortküßte, die noch an der Wimper hing. „Dann würde dies böse trotzige Kind, das sich so ohne weiteres von mir lossagt, wenn ich ihm nicht gleich auf der Stelle den Willen thue, mich schwerlich noch wollen."

„O, Dich will ich immer!" rief Wally mit stürmisch ausbrechender Zärtlichkeit. „Ich habe Dich ja so lieb, Albert, so grenzenlos lieb!"

Er zog sie in die Arme; aber seine Stimme sank jetzt zum Flüstern herab; Wally antwortete ebenso, und der Schluß der Unterredung blieb unverständlich. Nach etwa fünf Minuten traten beide wieder in den Salon, gerade zur rechten Zeit; denn soeben erschien Oberingenieur Elmhorst, der als Hausgenosse keiner Anmeldung bedurfte und von diesem Rechte Gebrauch machte.

Wolfgangs äußere Erscheinung hatte entschieden noch gewonnen in den letzten drei Jahren; die Züge waren noch fester, männlicher geworden, die Haltung stolzer und energischer. Der junge Mann, der damals den ersten Fuß auf die Stufenleiter setzte, die ihn emporführen sollte, hatte es gelernt, zu steigen und zu befehlen: das sah man, aber trotzdem hatte das Selbstbewußtsein, das sich in seinem ganzen Auftreten kundgab, nichts Verletzendes; man empfing unwillkürlich den Eindruck, daß hier eine überlegene Natur das ihr zustehende Recht in Anspruch nahm.

Er hielt einen duftenden Blumenstrauß in der Hand, den er mit einigen artigen Worten der jungen Dame des Hauses übergab. Eine gegenseitige Vorstellung war nicht nothwendig; denn Gersdorf hatte schon öfter mit dem Oberingenieur verkehrt, und Wally kannte ihn von Heilborn her, wo sie im vergangenen Sommer mit ihren Eltern gewesen war. Man plauderte eine Weile, blieb aber nicht lange beisammen; der Doktor ergriff die erste Gelegenheit sich zu empfehlen, und zehn Minuten später brach auch Wally auf. Sie wäre zwar gern noch geblieben, um ihr Herz gegen Alice auszuschütten, aber dieser Herr Elmhorst schien fürs erste nicht weichen zu wollen; trotz all seiner Artigkeit fühlte die kleine Baroneß doch, daß er ihre Anwesenheit als sehr überflüssig betrachtete; sie verabschiedete sich daher gleichfalls, aber draußen im Vorzimmer legte sie den Finger an das zierliche Näschen und sagte weisheitsvoll:

„Ich glaube — da drinnen entwickelt sich etwas!"

Sie mochte nicht unrecht haben, aber vorläufig ließ diese Entwicklung noch auf sich warten. Alice hielt den prachtvollen Strauß von Kamelien und Veilchen in der Hand und athmete deren Duft ein, aber sie sah sehr gleichgültig dabei aus. Die reiche Erbin, die stets der Gegenstand allseitiger Bemühungen und Aufmerksamkeiten war, wurde mit Blumengaben überschüttet von allen Seiten; sie schien auch auf diese Artigkeit kein besonderes Gewicht zu legen. Wolfgang hatte ihr gegenüber Platz genommen und unterhielt sie in seiner lebhaften, anregenden Weise; er sprach augenblicklich von der neuen Villa, welche Nordheim im Gebirge hatte erbauen lassen und welche die Familie in diesem Sommer zum ersten Male bewohnen sollte.

„Bis zu Ihrer Ankunft wird auch die innere Einrichtung vollendet sein," sagte er. „Das Haus selbst war schon im Herbste fertig und die Nähe der Bahnlinie machte es mir möglich, alles persönlich zu überwachen und zu leiten. Sie werden sich bald genug an den Gebirgsaufenthalt gewöhnen, gnädiges Fräulein."

„Ich kenne ihn ja bereits," erwiderte Alice, noch immer mit den Blumen beschäftigt. „Wir sind regelmäßig im Sommer in Heilborn gewesen."

„In der großen Sommerpromenade der Residenz, mit einer Alpenlandschaft im Hintergrunde!" spottete Elmhorst. „Das sind nicht die Berge; die werden Sie erst in Ihrem neuen Heim kennen lernen; die Lage ist herrlich, und ich schmeichle mir mit der Hoffnung, daß auch dies Heim selbst Ihnen gefallen wird, mein Fräulein. Es ist freilich nur eine einfache Villa im Gebirgsstil, aber das war mir ausdrücklich vorgeschrieben."

„Papa meint, es sei ein kleines Meisterwerk der Baukunst," bemerkte Alice ruhig. Wolfgang lächelte und schob mit einer scheinbar zufälligen Bewegung seinen Sessel etwas näher heran.

„Es würde mich sehr freuen, wenn ich auch als Architekt Ehre einlegte mit meinem Werke. Es ist ja eigentlich nicht mein Fach, aber es handelte sich um Ihren Sommersitz, mein Fräulein, und den wollte ich keiner andern Hand überlassen. Ich erbat und erhielt von dem Herrn Präsidenten das Recht, das Bergschlößchen zu erbauen, das, wie er mir mittheilte, zu Ihrem ausschließlichen Eigenthum bestimmt ist."

Der Hinweis war deutlich genug und auch das von dem Vater ertheilte Recht wurde leise und doch merklich hervorgehoben; aber die junge Dame erröthete weder dabei, noch gerieth sie in Verwirrung; sie sagte nur in ihrer matten gleichgültigen Weise:

„Ja, Papa hat mir die Villa zum Geschenk bestimmt; deshalb soll ich sie auch nicht eher sehen, als bis alles vollendet ist. Es war sehr freundlich von Ihnen, Herr Elmhorst, den Bau zu übernehmen."

„Bitte, loben Sie mich nicht so unvorsichtig," fiel Wolfgang rasch ein. „Es war im Gegentheil sehr egoistisch, daß ich mich zu der Aufgabe drängte; denn jeder Baumeister fordert schließlich seinen Lohn, und meine Forderung wird Ihnen vielleicht allzu hoch erscheinen. Darf ich sie trotzdem aussprechen, eine Bitte aussprechen, die mir schon lange am Herzen liegt?"

Alice hob langsam die großen braunen Augen zu ihm empor; es war ein fragender, beinahe trauriger Blick, der in den schönen energischen Zügen des Mannes irgend etwas zu suchen schien. Dort stand allerdings lebhaft gespannte Erwartung, aber weiter auch nichts — und die fragenden Augen verschleierten sich wieder unter den langen Wimpern, ohne daß eine Antwort erfolgte.

Wolfgang schien das gleichwohl als eine Ermuthigung anzusehen; er erhob sich und trat an den Sessel des jungen Mädchens, während er fortfuhr:

„Sie ist kühn, diese Bitte, ich weiß es, aber ‚mit dem Kühnen ist das Glück!' Das sagte ich einst dem Herrn Präsidenten, als ich mir die erste Vorstellung bei Ihnen erbat; das ist mein steter Wahlspruch gewesen, und er soll es auch heute sein — wollen Sie mich anhören, Alice?"

Sie neigte leicht das Haupt und widerstrebte auch nicht, als er ihre Hand faßte und sie an seine Lippen zog. Er sprach weiter. Es war ein Antrag in aller Form, und er wurde in ehrfurchtsvoller ritterlicher Weise gestellt, während die klangvolle Stimme beredt genug die Worte unterstützte. Nur die Wärme fehlte darin; es war eine Bewerbung, keine Liebeserklärung.

Alice hörte schweigend, aber ohne Ueberraschung zu; es war ihr längst kein Geheimniß mehr, daß Elmhorst um sie warb, und sie wußte auch, daß ihr Vater, der sich anderweitigen Bemühungen gegenüber sehr ablehnend verhielt, gerade ihn begünstigte. Er gestattete dem jungen Manne einen Verkehr und eine Vertraulichkeit in seinem Hause, deren sich kein anderer rühmen durfte, und hatte schon verschiedene Male in Gegenwart seiner Tochter nachdrücklichst erklärt, Wolfgang Elmhorst habe eine bedeutende Zukunft vor sich und das gelte ihm unendlich mehr als die Wappenschilder vornehmer Herren, die mit fremdem Gelde den verblichenen Glanz ihres Namens wieder herstellen wollten. Alice selbst war viel zu passiv, um in diesem Punkte einen eigenen Willen zu haben; man hatte es ihr ja auch von frühester Jugend an eingeprägt, daß eine wohlerzogene junge Dame sich nur nach Bestimmung der Eltern vermählen dürfe, und sie hätte in diesem so ganz korrekten Antrage sicher nichts vermißt, wenn Wally nicht auf die Idee gekommen wäre, sie feierlichst zum Schutzgeist ihrer Liebe zu erheben.

Es hatte doch so ganz anders geklungen, das Flüstern und Plaudern, das vorhin aus dem Erker zu der Lauschenden herüberdrang, dies Kosen, Trotzen, Schmeicheln des übermüthigen Mädchens, das gleichwohl mit ganzer Seele an dem viel älteren ernsten Manne hing! Und welche überströmende Zärtlichkeit kam von seinen Lippen! — Hier warb man respektvoll um die Hand der reichen Erbin, nur um ihre Hand, von dem Herzen war gar nicht die Rede gewesen!

Wolfgang hatte geendet und harrte auf Antwort; jetzt beugte er sich nieder und fragte vorwurfsvoll:

„Alice — haben Sie mir gar nichts zu sagen?"

Alice sah wohl ein, daß sie irgend etwas sagen müsse; aber sie war es nicht gewohnt, selbständig zu entscheiden, und ihre Antwort klang denn auch so, wie es einem Zöglinge der Frau von Lasberg zukam.

„Ich muß vor allen Dingen mit meinem Papa sprechen, was er bestimmt —"

„Ich komme soeben von ihm," fiel Elmhorst ein, „und ich komme mit seiner vollen Zustimmung und Erlaubniß. Darf ich ihm mittheilen, daß meine Bitten und Wünsche Erhörung gefunden haben? Darf ich ihm meine Braut zuführen?"

Alice sah auf, ebenso fragend und bang wie vorhin, dann erwiderte sie leise:

„Sie werden viel Nachsicht mit mir haben müssen. Ich bin oft und schwer krank gewesen in meinen Kinderjahren, und das liegt noch jetzt auf mir wie ein Druck, den ich nicht abwerfen kann. Sie werden auch darunter leiden, und ich fürchte —"

Sie brach ab, aber es lag etwas kindlich Rührendes in ihrem Ton, in dieser Bitte um Nachsicht aus dem Munde der jungen Erbin, die mit ihrer Hand einen fürstlichen Reichthum zu vergeben hatte. Wolfgang mochte das fühlen; denn zum ersten Mal während der ganzen Unterredung brach etwas wie Wärme aus seinem Innern hervor.

„Sprechen Sie nicht weiter, Alice! Ich weiß es ja, daß Sie eine zarte Natur sind, die behütet und geschützt werden muß, und ich werde Sie schützen vor jeder rauhen Berührung des Lebens. Vertrauen Sie mir, legen Sie Ihre Zukunft in meine Hand und ich verspreche es Ihnen bei meiner —" Liebe hatte er sagen wollen; aber die Lüge wollte nicht über die Lippen des stolzen Mannes, der wohl berechnen, aber nicht heucheln konnte, er vollendete langsamer — „bei meiner Ehre, Sie sollen es nie bereuen!"

Die Worte klangen fest und männlich und es war ihm ernst damit. Das empfand auch Alice; willig legte sie ihre Hand in die seinige und duldete es, daß er sie in die Arme schloß. Die Lippen des Bräutigams berührten zum ersten Male die ihrigen; er sprach ihr seinen Dank, seine Freude aus, nannte sie seine theure Braut, kurz, die Verlobung vollzog sich in aller Form. Es fehlte nur eine Kleinigkeit dabei, jenes jubelnde Geständniß, das die kleine Wally vorhin zwischen Lachen und Weinen ausgesprochen hatte: „Ich habe Dich so lieb, so unendlich lieb!"

Die Festräume des Nordheimschen Hauses strahlten im hellsten Lichtglanze, man beging zugleich mit dem Geburtsfeste der Tochter deren Verlobungsfeier. Es war eine überraschende Neuigkeit für die Gesellschaft gewesen, die trotz aller Gerüchte und Klatschereien doch niemals ernstlich an diese Verbindung geglaubt hatte. Es war ja auch unerhört, daß ein Mann, der notorisch zu den Reichsten des Landes gehörte, die Hand seines einzigen Kindes einem jungen Ingenieur zugestand, der, bürgerlich, aus den einfachsten Verhältnissen hervorgegangen und gänzlich vermögenslos, nichts besaß, als sein Talent, das ihm allerdings die Zukunft verbürgte.

Daß es sich hier um keine Herzensgeschichte handelte, wußte man; Alice galt überhaupt für sehr beschränkt und keiner tieferen Neigung fähig. Trotzdem war sie eine Partie ersten Ranges und die Nachricht ihrer Verlobung rief manche bittere Enttäuschung hervor in aristokratischen Kreisen, wo man sich um die Erbin bemüht hatte. Dieser Nordheim zeigte wieder einmal, daß er die Vorrechte gar nicht zu schätzen verstand, die sein Reichthum ihm gewährte. Er hätte seiner Tochter eine Grafenkrone damit erkaufen können; statt dessen suchte er sich den Schwiegersohn unter den Beamten seiner Bahngesellschaft. Man war förmlich entrüstet darüber; dennoch kam alles zum Feste, was überhaupt geladen war. Man wollte doch den Glückspilz kennenlernen, der all den vornehmen Bewerbern den Rang abgelaufen hatte und den das Schicksal so plötzlich auf die Höhen des Lebens erhob, indem es ihn zum dereinstigen Herrn über Millionen machte.

Es war kurz vor dem Beginn des Festes und soeben trat der Präsident mit dem Bräutigam in den großen Empfangssaal. Er war augenscheinlich in bester Laune und im besten Einvernehmen mit seinem künftigen Schwiegersohn.

„Du mußt Dich ja heute erst der Residenzgesellschaft vorstellen, Wolfgang," sagte er. „Bei Deinen kurzen flüchtigen Besuchen hast Du immer nur in unserer Familie verkehrt. Jetzt knüpfen sich auch für Dich all diese Beziehungen an, da Ihr Euren künftigen Wohnsitz hier nehmen werdet. Alice ist an das großstädtische Leben gewöhnt und Du wirst auch nichts dagegen einzuwenden haben."

„Gewiß nicht, Papa," versicherte Wolfgang. „Ich liebe es sehr, im Mittelpunkte dieses großartigen Lebens und Treibens zu stehen, es vertrug sich bisher nur nicht mit meinen Berufspflichten. Daß es in Zukunft möglich sein wird, sehe ich freilich an Deinem Beispiel. Du leitest ja von hier aus Deine sämmtlichen Unternehmungen."

„Diese Thätigkeit fängt aber nachgerade an, erdrückend zu werden," versetzte Nordheim. „Ich habe es in der letzten Zeit doch gefühlt, daß ich einer Stütze bedarf, und rechne darauf, daß Du mich theilweise entlastest. Vorläufig bist Du allerdings noch unentbehrlich bei Vollendung der Bahnlinie; der Chefingenieur mit seiner zunehmenden Kränklichkeit giebt ja eigentlich nur den Namen her für die oberste Leitung."

„Ja, sie ruht thatsächlich in meinen Händen, und wenn er ganz zurücktritt — ich weiß, daß er ernstlich mit dem Gedanken umgeht — so habe ich Dein Wort, Papa, daß ich sein Nachfolger werde."

„Gewiß, und ich denke, diesmal wird man mir keine Schwierigkeiten dabei machen. Es ist freilich wohl das erste Mal, daß ein Mann in Deinen Jahren an die Spitze eines solchen Unternehmens gestellt wird; aber Du leistest mit der Wolkensteiner Brücke Dein Probestück, und meinem künftigen Schwiegersohne darf man die erste Stellung überhaupt nicht verweigern."

„Du giebst mir viel mit diesem Familienbande, Papa, ich weiß es," sagte Elmhorst ernst, „unendlich viel — ich kann Dir nur einen Sohn dafür geben."

Die Augen des Präsidenten ruhten nachdenklich auf dem Antlitz des Sprechenden, und mit einem Anflug von Wärme, der bei dem kühlen Geschäftsmann äußerst selten war, entgegnete er:

„Ich hatte einen einzigen Sohn, an den sich all meine Pläne und Hoffnungen knüpften; er starb schon im Kindesalter und es ist mir oft ein bitterer Gedanke gewesen, daß irgend ein vornehmer Nichtsthuer die Früchte meiner Arbeit ernten und vergeuden könne, wo ich gesammelt habe. Zu Dir habe ich ein besseres Vertrauen; Du wirst fortführen und erhalten, was ich schuf, wirst vollenden, was ich vielleicht unfertig zurücklassen muß; in Deine Hände kann ich dereinst auch mein geistiges Erbe legen."

„Und ich werde es zu wahren wissen," ergänzte Wolfgang mit einem festen Händedruck, der ebenso erwidert wurde. Es fanden sich ja hier zwei durchaus gleichartige Naturen zusammen; aber es war doch ein merkwürdiges Gespräch bei der Verlobungsfeier in Erwartung der jungen Braut. Die beiden sprachen ausschließlich von ihren Angelegenheiten und Plänen; Alice wurde dabei gar nicht erwähnt. Der Vater forderte alles Mögliche von seinem künftigen Schwiegersohn; das Glück seiner Tochter zu fordern fiel ihm nicht ein, und der Bräutigam, der so klar die Vortheile dieses „Familienbandes" erkannte, nannte nicht einmal den Namen seiner Braut. Sie redeten von Bauten und Brücken, von dem Chefingenieur und der Bahngesellschaft, so kühl und geschäftsmäßig, als ob es sich um eine Kompagnonschaft handelte, die heute zwischen ihnen abgeschlossen wurde, und im Grunde war es ja auch nichts anderes; sie hätten beide die Verwandtschaft dabei entbehren können. Die Herren wurden aber jetzt unterbrochen; es trat ein Diener heran, um den Befehl des Präsidenten bei einer Anordnung der Tafel zu erbitten, und Nordheim fand es für nöthig, selbst in den Speisesaal zu gehen, um die Entscheidung an Ort und Stelle zu treffen. Es war noch zu früh für die Ankunft der Gäste und auch die Damen des Hauses zeigten sich noch nicht. Die Diener waren bei der Tafel beschäftigt oder schon auf ihren Posten in den Vorzimmern und Wolfgang befand sich augenblicklich allein in den Gesellschaftsräumen, welche das ganze oberste Stockwerk des Hauses einnahmen.

Von dem großen Empfangssaal, mit seinen purpurfarbenen Tapeten und Sammetvorhängen, zwischen denen überall die reichste Vergoldung blitzte, übersah man die ganze Flucht dieser Räume, eine Reihe von Gemächern, deren Pracht gerade jetzt, wo sie noch leer und einsam waren, um so blendender hervortrat. Ueberall eine verschwenderische Fülle von kostbaren Gegenständen; überall Gemälde, Statuen und sonstige Kunstwerke, von denen jedes einzelne ein kleines Vermögen gekostet hatte, und am Ende der langen Zimmerreihe, wie ein märchenhafter Abschluß all dieses Glanzes, der nur matt erhellte Wintergarten, der eine exotische Pflanzenwelt von seltener Pracht barg. In der nächsten Stunde füllten sich diese lichtstrahlenden blumendurchdufteten Säle mit den ersten Persönlichkeiten der Residenzgesellschaft, die sämmtlich im Hause des Eisenbahnfürsten verkehrten.

Wolfgang stand regungslos da und ließ seine Blicke langsam umherschweifen. Es war in der That ein berauschendes Gefühl, sich als Sohn dieses Hauses zu wissen, als dereinstiger Erbe all dieser Herrlichkeit. Man konnte es dem jungen Manne nicht verdenken, daß seine Brust sich stolzer hob und seine Augen triumphirender aufblitzten. Er hatte das Wort gelöst, das er sich selbst gegeben, und den kühnen Plan verwirklicht, den er einst dem Freunde anvertraute; er hatte den Flug gewagt und die Höhe erreicht. In dem Alter, wo andere erst anfangen, sich ihre Zukunft zu erbauen, riß er sie mit einem kühnen Griffe vollendet an sich. Jetzt stand er droben auf dem einst erträumten Gipfel, und sie nahm sich schön aus, die Welt, die da unten zu seinen Füßen lag.

Da wurde die Thür des Saales geöffnet; Elmhorst wandte sich um und that einige Schritte dorthin, blieb aber plötzlich stehen; denn statt seiner Braut, die erwartet wurde, trat Erna von Thurgau ein. Sie sah jetzt freilich anders aus, als damals, wo sie mit dem verirrten Bergwanderer an den Abhängen des Wolkenstein zusammentraf. Das ungestüme Kind, das in seinen Bergen so frei und fesselos aufgewachsen war, hatte nicht umsonst drei Jahre in dem vornehmen Hause des Onkels gelebt und die „Dressur" der Frau von Lasberg über sich ergehen lassen. Die kleine Alpenrose hatte sich in eine junge Dame verwandelt, die mit vollendeter Grazie, aber auch mit vollendeter Förmlichkeit die Verneigung Wolfgangs erwiderte; aber schön war sie geworden, blendend schön!

Die einst so kindlichen Züge hatten sich zur vollsten Regelmäßigkeit entwickelt; sie blühten auch jetzt noch in rosiger Frische; aber es lag ein Hauch von Ernst und Kälte darauf, den das frohe, übermüthige Kind des Freiherrn von Thurgau nie gekannt hatte, und auch die Augen leuchteten nicht mehr in unbekümmerter, lachender Jugendlust. Jetzt barg sich etwas anderes in diesen feuchten schimmernden Tiefen, räthselhaft wie die Fluthen der heimischen Bergseen, von denen sie ihre Farbe entlehnten, und geheimnißvoll und mächtig anziehend wie diese Fluth selbst. Jedenfalls war es eine hohe stolze Erscheinung, die da im blendenden Glanze des Kronleuchters stand, in dem duftigen weißen Gewande, das nur einzelne Seerosen schmückten. Den gleichen Schmuck trug das Haar, das freilich nicht mehr in wilden Locken um die Stirn flatterte; aber die Mode erlaubte ihm doch, seine ganze Fülle zu zeigen, und die mattschimmernde weiße Blume lag wie hingestreut in den blonden Haarwellen.

„Alice und Frau von Lasberg werden sogleich erscheinen," sagte sie, vollends in den Saal tretend. „Ich glaubte, der Onkel sei schon hier."

„Er ist augenblicklich im Speisesaale," versetzte Elmhorst, dessen Begrüßung ebenso förmlich gewesen war wie die ihrige.

Erna machte eine Bewegung, als wolle sie dem Präsidenten dorthin folgen; es schien ihr aber doch einzufallen, daß dies eine Unhöflichkeit gegen den nunmehrigen Verwandten sei; sie blieb stehen und sandte einen prüfenden Blick durch die lange Zimmerreihe.

„Sie sehen die Festräume ja wohl zum ersten Male in ihrem vollen Glanze, Herr Elmhorst? Sie sind schön, nicht wahr?"

„Sehr schön! Und wenn man, wie ich, aus der winterlichen Einsamkeit der Berge kommt, machen sie einen geradezu blendenden Eindruck."

„Mich hat es auch geblendet, als ich hierherkam," sagte die junge Dame gleichgültig; „aber man gewöhnt sich sehr leicht an derartige Umgebungen; die Erfahrung werden Sie auch machen, wenn Sie Ihren künftigen Wohnsitz hier nehmen. Es bleibt also dabei, daß Ihre Vermählung mit Alice erst in einem Jahre gefeiert wird?"

„Allerdings — im nächsten Frühjahr."

„Das ist ein etwas langer Termin. Sind Sie wirklich damit einverstanden?"

Dem Bräutigam schien merkwürdigerweise dies Gespräch über seine Vermählung lästig zu sein. Er betrachtete angelegentlich eine große Majolikavase, die in seiner Nähe stand, und erwiderte, offenbar bestrebt, auf ein anderes Thema überzugehen:

„Ich muß es wohl sein, da ich vorläufig weder über meine Zeit, noch über meinen Aufenthalt frei verfügen kann. Es handelt sich zunächst um die Vollendung der Gebirgsbahn, deren Oberingenieur ich bin."

„Sind Sie denn so fest gebunden?" fragte Erna mit leisem Spott. „Ich sollte meinen, es könnte Ihnen nicht schwer werden, sich frei zu machen."

„Frei zu machen — wovon?"

„Von einem Berufe, den Sie später doch jedenfalls aufgeben werden.“

„Nehmen Sie das als so selbstverständlich an, gnädiges Fräulein?“ sagte Wolfgang, gereizt durch ihren Ton. „Ich wüßte in der That nicht, was mich dazu veranlassen sollte.“

„Nun, einfach die Stellung, die Sie in Zukunft einnehmen — als Gemahl von Alice Nordheim.“

Die Stirn des Oberingenieurs färbte sich dunkelroth und ein drohender Blick traf die junge Dame, die es wagte, ihn daran zu erinnern, daß er eine Geldheirath machte. Sie lächelte zwar und ihre Bemerkung klang scherzhaft; aber ihre Augen redeten eine andere, verächtlichere Sprache, die er nur zu gut verstand. Doch Wolfgang Elmhorst war nicht ein Mann, den man so ohne weiteres mit der Verachtung des Glücksritterthums abfertigen konnte; er lächelte gleichfalls und erwiderte mit kühler Artigkeit:

„Ich bedaure sehr, mein Fräulein, aber da befinden Sie sich doch im Irrthum. Mir ist der Beruf, die Arbeit ein Lebensbedürfniß; zum thatenlosen trägen Genuß des Lebens bin ich nicht geschaffen. Das scheint Sie allerdings zu befremden —“

„Durchaus nicht,“ fiel Erna ein. „Ich begreife es vollkommen, daß ein echter Mann sich einzig und allein auf die eigene Kraft stellt.“

Wolfgang biß sich auf die Lippen, aber er parirte auch diesen Schlag.

„Ich darf das wohl als ein Kompliment nehmen. Ich habe mich allerdings ganz auf meine eigene Kraft gestellt, als ich den Plan zu der Wolkensteiner Brücke entwarf, und ich hoffe, mit meinem Werke Ehre einzulegen, selbst als ‚Gemahl von Alice Nordheim‘. Doch Verzeihung, das sind Dinge, die eine Dame nicht interessiren können.“

„Mich interessiren sie,“ sagte Erna herb. „Es war ja mein Vaterhaus, das dieser Brücke weichen mußte, und Ihr Werk hat noch ein anderes, schwereres Opfer von mir gefordert.“

„Das mir nie verziehen worden ist, ich weiß es,“ ergänzte Wolfgang. „Sie lassen mich noch immer einen unseligen Zufall büßen und Ihr Gerechtigkeitsgefühl müßte Ihnen doch sagen, daß ich den Vorwurf nicht verdiene.“

„Ich mache Ihnen keinen Vorwurf, Herr Elmhorst.“

„Sie haben ihn mir gemacht, in jener verhängnißvollen Stunde, und Sie thun es noch heute.“

Erna gab keine Antwort, aber ihr Schweigen war beredt genug. Elmhorst schien doch eine, wenn auch nur formelle Abwehr erwartet zu haben; denn in seiner Stimme verrieth sich eine aufquellende Bitterkeit, als er fortfuhr:

„Ich habe es selbst am meisten beklagt, daß grade ich dazu ausersehen wurde, die letzte Verhandlung mit Baron Thurgau zu führen. Geführt mußte sie unter allen Umständen werden, und ihr trauriger Schluß lag außerhalb jeder menschlichen Berechnung. Nicht ich, mein Fräulein, die eiserne Nothwendigkeit verlangte das Opfer Ihres Vaterhauses; die Wolkensteiner Brücke ist daran ebenso unschuldig wie ich selbst.“

„Ich weiß es,“ erklärte Erna kalt; „aber es giebt Fälle, in denen man nun einmal nicht gerecht sein kann; das sollten Sie einsehen, Herr Elmhorst. Sie sind jetzt ein Glied unserer Familie geworden und dürfen überzeugt sein, daß ich Ihnen keine einzige der Rücksichten verweigern werde, die der nunmehrige Verwandte fordern darf — über meine Gefühle habe ich niemand Rechenschaft zu geben.“

Wolfgang richtete den Blick voll und finster auf ihr Gesicht.

„Das heißt mit andern Worten: Sie hassen mein Werk und — mich?“

Erna schwieg; sie hatte längst den Kindertrotz abgelegt, mit dem sie einst dem fremden Manne ins Gesicht sagte, daß sie ihn nicht leiden mochte, mit dem sie voll Empörung seinen Spott über ihre Bergsagen zurückwies. Die junge Dame wußte jetzt sehr genau, daß sich das nicht schicke, und sie stand auch in vollkommen ruhiger Haltung vor ihm, mit unbewegten Zügen. Aber ihre Augen hatten es noch nicht verlernt, aufzuflammen, und was in diesem Moment daraus hervorbrach, verrieth, daß die stürmische Natur des Mädchens nur äußerlich gebändigt war, daß sie noch unberührt in der Tiefe schlummerte. Sie flammten wie Blitze, diese Augen, und sprachen ein glühendes, energisches Ja zu der letzten Frage, wenn auch die Lippen stumm blieben.

Wolfgang konnte das unmöglich mißverstehen, und doch hing sein Blick an diesen feindseligen, dunkelblauen Tiefen, als hätten sie die Macht, ihn festzuhalten, freilich nur einige Sekunden; dann wandte sich Erna ab und sagte in leichtem Tone:

„Wir sind wahrhaftig in ein seltsames Gespräch gerathen! Wir reden von Opfern, von Haß und Vorwürfen, und das alles an Ihrem Verlobungstage!“

Wolfgang trat mit einer raschen, beinahe heftigen Bewegung zurück.

„Sie haben recht, gnädiges Fräulein — reden wir von anderen Dingen!“

Sie redeten gleichwohl nicht; es trat vielmehr ein Schweigen ein, das drückend war für beide. Die junge Dame hatte sich niedergelassen und studirte angelegentlich die Zeichnung ihres Fächers, während ihr Gefährte auf die Schwelle des nächsten Gemaches trat und noch einmal die Prachträume zu mustern schien; aber seine Züge verriethen jetzt nichts mehr von der stolzen Genugthuung, die er eine Viertelstunde vorher bei dieser Musterung empfunden hatte; es lag ein tief gereizter Ausdruck auf denselben.

Da öffnete sich die Thür des Empfangssaales von neuem; Alice und Frau von Lasberg traten ein. (Fortsetzung folgt.)

Hermann Kaulbach.

Gewiß kommt es manchem Maler zu statten, wenn er sich durch Noth und Drangsal zur Geltung und Anerkennung hindurchringen muß. Die Energie, mit welcher er allerlei Entbehrungen und Gegnerschaften zu bekämpfen hat, mag mitunter seine Kühnheit und sein Selbstvertrauen heben sowie die Entschiedenheit seiner Gestaltungskraft steigern. Allein nicht immer stehen Mühsale und das raschere Reifen künstlerischer Fähigkeiten in einer förderlichen Wechselwirkung. Mancher Kunstjünger unterliegt im Kampfe mit des Lebens Noth; der größte Kraftaufwand bleibt oft unfruchtbar, wenn nicht gute Menschen, wohlwollende Lehrer und günstige Zufälle den jungen Künstler stützen. Besser entwickeln sich vorhandene Anlagen unter dem Schutze einer sorgenfreien Lebenslage; Kunstwerke werden sicherer befriedigen, wenn sie bei voller Muße, in glückshellen Stunden geschaffen wurden, als wenn sie bloße Schmerzenskinder sind.

Hermann Kaulbach gehört nun zu jenen Künstlern, welche ihre Schaffenskraft unter den günstigsten Lebensverhältnissen zur Entwickelung bringen konnten. Als einziger Sohn des großen Meisters Wilhelm von Kaulbach, des vormaligen Direktors der Münchener Kunstakademie, verbrachte er seine Jugend unter den erziehlichen Einflüssen einsichtsvoller Lehrer. Schon als Knabe besaß Hermann eine lebhafte Phantasie und den Drang, dem Spiele seiner Vorstellungen und den Einflüssen auf sein Empfinden einen künstlerischen Ausdruck zu geben; er machte mit großer Leichtigkeit kurze Gedichte, in welchen sein gutes, weiches Herz lebhaft und liebenswürdig das Wort nahm. Schon als fünfjähriger Knabe hat Hermann gereimte Verse aus dem Stegreif vor sich hingesagt. Geibel, Bodenstedt und andere Freunde der Familie Wilhelm von Kaulbachs meinten, daß sich aus Hermann ein bedeutender Dichter entwickeln werde. Hermann Kaulbach würde vielleicht ein tüchtiger Schriftsteller geworden sein, wenn er nicht jener Poesie dienstbar geworden wäre, welche in Werken der bildenden Kunst ihr Heim findet. Bezeichnend ist es für sein Wesen, daß er als Knabe den Werth von Spielsachen gering anschlug, dafür aber um so lieber mit Thieren verkehrte. Er bekam ein Zimmer für Schlangen, welche er fütterte, pflegte, beobachtete und aufdichtete; Füchse, Hunde, Tauben, Truthähne und Pfauen waren seine Spielgenossen und treuen Freunde. Ihnen erschloß er sein mildes Herz, während er Menschen gegenüber still, ernst und verschlossen blieb.

Wilhelm von Kaulbach, welcher sich viel mit seinem Sohne abgab, nahm ihn nach Berlin, wo er dem Vater zusah, wie er seine weltberühmten Bilder auf die Wand zauberte. Dabei mag sich in der reizbaren Phantasie des hochbegabten Knaben der Drang nach künstlerischem Gestalten entwickelt haben. In Nürnberg, wo er später das Gymnasium besucht hatte, zeichnete

Illustrationen zu Rückerts „Liebesfrühling" kann man die vielseitige Gestaltungskraft des Künstlers erkennen und würdigen. Zwölf Bilder zu deutschen und italienischen Opern erweisen ebenfalls H. Kaulbachs künstlerisch rege und frische Phantasie, welche außerdem in seinen originellen Hofnarrenbildern ausblüht, die leider zu wenig bekannt geworden sind, weil sie — kaum fertig gemalt — von Kunstfreunden erworben wurden. Hoffentlich wird der Künstler diese eigenartigen Bilder in einem Sammelwerke herausgeben. Eines derselben, „Der Herzensvertraute", hat die „Gartenlaube" im Jahrgang 1887, Seite 21 wiedergegeben. Das Bild, welches unsere heutige Nummer schmückt, „Mädchenblüthe", ist, wie wir verrathen wollen, das Porträt seiner Tochter.

Der Entwickelungsprozeß bewegt sich bei Hermann Kaulbach, der jetzt zweiundvierzig Jahre alt ist, noch immer in aufsteigender Linie, denn von Bild zu Bild wächst sein Können und der Werth des von ihm Geschaffenen. Gleichwohl bewahrt sich dieser Historienmaler seine liebenswürdige Bescheidenheit, da er als denkender, strenge Selbstzucht haltender Künstler genau weiß, daß die äußersten Grenzen der Kunst ebenso wie die letzten Grenzlinien des Wissens einem jeden gewissenhaft Strebenden unerreichbar erscheinen. **Dr. Adalbert Svoboda.**

Der Hypnotismus, sein Nutzen und seine Gefahren.

1. Die wissenschaftliche Forschung.

Professor J. N. von Nußbaum erzählt in seinem jüngst erschienenen Vortrage „Neue Heilmittel für Nerven"*, daß er vor 30 Jahren in Paris Sitzungen beiwohnte, in welchen Experimente mit dem sogenannten thierischen Magnetismus angestellt wurden. „Wir deutschen Mediziner," sagt der Verfasser, „hätten natürlich das höchste Interesse daran gehabt, eingeschläfert zu werden, um alles dabei Vorkommende möglichst selbst durchzumachen; allein es ist bei keinem einzigen von uns gelungen, ihn einzuschläfern, so daß die französischen Aerzte, die sich damit beschäftigten, immer ungehalten wurden, wenn wieder einer von uns hypnotisirt werden wollte. ‚Les Allemands passen nicht hierfür,' meinten sie. Von den anwesenden Parisern ist es dagegen stets gelungen, mindestens die Hälfte einzuschläfern." Professor von Nußbaum hat auch später auf seiner Klinik in München ähnliche Erfahrungen gemacht. Die Deutschen paßten nicht für hypnotische Experimente, sie waren dazu weniger veranlagt als die Franzosen.

Dies mag wohl mit der Grund gewesen sein, warum der Hypnotismus in Deutschland so geringe Fortschritte gemacht hat und bis vor wenigen Jahren von den wissenschaftlichen Autoritäten die sonderbaren Erscheinungen desselben in das Gebiet der Fabel oder des Schwindels verwiesen wurden. Dazu kam ja noch, daß die gelehrigen Schüler Anton Mesmers, der am Ende des vorigen Jahrhunderts als der größte Apostel des „thierischen Magnetismus" aufgetreten war, durch ihre Schwindeleien die ganze Lehre in den ärgsten Mißkredit gebracht hatten, so daß schon eine einfache Beschäftigung mit derartigen Experimenten als etwas Ungeheuerliches und Unreelles betrachtet wurde. Das Vorurtheil in den fachwissenschaftlichen Kreisen war so festgewurzelt, daß selbst die schlagendsten Forschungen eines ernst die Wahrheit suchenden Arztes, wie die von James Braid in den vierziger Jahren dieses Jahrhunderts, unberücksichtigt geblieben sind und bis auf die neueste Zeit fast gänzlich vergessen wurden.

Heute ist es aber anders geworden. Es fanden sich Meister, welche auch die Deutschen in der Kunst des Hypnotisirens unterrichteten, und wenn wir an die Schaustellungen Hansens und seiner Nachfolger denken, so müssen wir zugeben, daß nunmehr auch die Deutschen für den Hypnotismus sich eignen. Ja, wer die Tageslitteratur und die Fachzeitschriften nach dieser Richtung hin prüft, der wird finden, daß wir trotz unserer geringeren Veranlagung zum Hypnotismus an Auswüchsen desselben zu leiden haben, beinahe ebenso wie die leichter empfänglichen Nachbarn jenseit der Vogesen. Selbst die Behörden mußten gegen den hypnotischen Unfug bei uns einschreiten, und auch die volksthümliche Presse hat die Pflicht, weitere Volkskreise auf die Gefahren des Hypnotismus aufmerksam zu machen. Gleichzeitig darf man die überraschenden Thatsachen, welche eine durchaus vorurtheilsfreie Forschung zu Tage gefördert hat, nicht einfach leugnen. Man muß sozusagen streng zwischen wissenschaftlicher Forschung auf diesem Gebiete der Nervenerscheinungen und einer laienhaften Experimentirsucht unterscheiden. Von der ersten können wir neue Aufschlüsse über ein noch sehr dunkles Gebiet erwarten; letztere kann nur Verwirrung bringen und Schaden stiften.

Was ist nun Hypnotismus? wird zunächst der Laie fragen und eine genaue Definition desselben haben wollen. Leider ist es dem größten Gelehrten nicht möglich, nach dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft diesen Wunsch zu erfüllen. Wir können nur sagen, daß der Hypnotisirte sich in einem eigenartigen Zustand befindet, der dem gewöhnlichen Schlaf in mancher Beziehung nicht unähnlich, in vieler Hinsicht aber von diesem durchaus verschieden ist und darum wohl in früheren Zeiten „magnetischer Schlaf" genannt wurde.

Am leichtesten können wir durch Anführen einiger Beispiele dem Laien einen Begriff von dem Wesen des Hypnotismus ermöglichen.

Früher glaubte man, daß nur einige wenige Menschen die besondere Eigenschaft hätten, bei andern den hypnotischen Zustand hervorzurufen, nannte sie „Magnetiseure" und behauptete, sie besäßen ein besonderes „magnetisches Fluidum". Jetzt wissen wir, daß jedermann, der die nöthigen Vorkenntnisse sich erworben hat, andere hypnotisiren kann, und daß es eine ganze Reihe von Mitteln giebt, durch welche dieses Ziel erreicht wird.

Der bekannte Magnetiseur Abbé Faria, der zu Anfang dieses Jahrhunderts in Frankreich wirkte, pflegte seine Patienten zu überraschen, indem er ihnen plötzlich die Hände entgegenstreckte und befehlend rief: „Schlafe!" Es gelang ihm, auf diese Weise viele zu hypnotisiren. Braid ließ die Patienten einen glänzenden Gegenstand (Glasknopf ꝛc.) fixiren, und diese zuverlässigere Methode wird heute noch am häufigsten angewandt. Heidenhain versetzte seine Studenten dadurch in Schlaf, daß er sie mit geschlossenen Augen auf das Ticken einer Taschenuhr horchen ließ. Andere wieder wenden die sogenannten „Passes" an, Striche, bei welchen die Handflächen in der Nähe des Körpers langsam und immer in der gleichen Richtung bewegt werden. Es sind dies alles Methoden, bei welchen länger andauernde, gleichmäßige Sinnesreize die Hauptsache bilden.

Früher glaubte man auch, daß nur ein geringer Bruchtheil der Menschen (namentlich Nervenschwache und Nervenkranke) hypnotisirt werden könne. Je mehr aber die Wissenschaft fortschritt, desto größer wurde jener Bruchtheil, und heute nehmen einige der Gelehrten an, daß wohl alle Menschen hypnotisirt werden können, sobald man die für jeden am besten geeignete Methode zur Anwendung bringe. Endlich kann man sich selbst, ohne Zuthun einer zweiten Person, in den Zustand der Hypnose versetzen, was schon Braid an sich selbst bewies.

Welches sind nun die Erscheinungen des magnetischen Schlafes oder der Hypnose? Auch auf diese Frage läßt sich keine eng begrenzte Antwort geben; denn die Erscheinungen sind so mannigfaltig, wechseln so stark je nach dem Grade des Schlafes und der Individualität des Hypnotisirten, daß es der Wissenschaft bis jetzt nicht gelungen ist, sie in ein unanfechtbares System zu ordnen. Je nach der Tiefe des Schlafes unterscheidet Charcot z. B. drei und Liégeois sechs Stufenleitern der Hypnose. In dieser Abhandlung, welche für Laien bestimmt ist, glauben wir, von einem näheren Eingehen auf den kataleptischen, lethargischen oder somnambulen Zustand absehen zu dürfen. Wie groß die Unterschiede zwischen dem einen und dem anderen sein können, mag nur an einem Beispiel erläutert werden.

In der vollständigen Hypnose wird das Gefühl derart abgestumpft, daß der Hypnotisirte keine Schmerzen empfindet; man hat darum den Hypnotismus als Ersatz für das Chloroform anempfohlen, und in der That sind mit dessen Hilfe von vielen Aerzten zahlreiche schwere Operationen ganz schmerzlos ausgeführt

* Eduard Trewendt, Breslau 1888.

worden. Bei leichteren Graden des hypnotischen Schlafes treten dagegen ganz entgegengesetzte Erscheinungen auf.

Das Gefühl ist in solchen Fällen nicht abgestumpft, im Gegentheil, es ist eine sehr auffällige Verfeinerung aller Sinne nachzuweisen. Die Hautnerven werden empfindlicher; der Gesichtssinn verschärft; in vielen Fällen konnten von den Hypnotisirten Worte und ganze Zeilen bei einer so schwachen Beleuchtung noch deutlich gelesen werden, daß weder dieselbe Person im wachen Zustande, noch die andern Anwesenden nur einen Buchstaben zu entziffern vermochten.* Auch der Geruchssinn erlangt eine eigenthümliche Schärfe, so daß Hypnotisirte die Eigenthümer der ihnen vorgehaltenen Gegenstände allein durch den Geruch zu finden in der Lage waren.

Die interessantesten und zugleich wichtigsten Erscheinungen, welche während der Hypnose überhaupt beobachtet worden, sind jedoch diejenigen, welche sich auf dem psychischen Gebiete vollziehen: die hochgradige Willensschwäche, welche bis zum gänzlichen Aufgeben des eigenen Willens gesteigert werden kann, die Beeinflussung des Gedächtnisses und die Suggestion.

Das Gedächtniß kann im hypnotischen Somnambulismus ungemein gesteigert werden. Schon in Braids Schriften ist von einer ehemaligen Haushälterin eines hebräischen Geistlichen die Rede, welche im hypnotischen Zustand ganze hebräische Predigten hersagte. Der Geistliche hatte die Gewohnheit, seine Predigten laut auswendig zu lernen, und die Laute hatten sich dem Gedächtniß der Haushälterin eingeprägt. Merkwürdig war es dabei, daß die Haushälterin sich im wachen Zustande keines Wortes der Predigten erinnerte und erst in der Hypnose die klarste Erinnerung des früher Gehörten zeigte.

Aus jüngster Zeit stammt der Versuch von Richet. Er hypnotisirte eine Dame und recitirte ihr einige Verse, von denen sie beim Erwachen nichts mehr wußte. Abermals eingeschläfert, sagte sie dieselben vollkommen richtig auf und hatte sie, erweckt, abermals vergessen. Bottey erzählt, daß ein junger Mensch im hypnotischen Zustande einen ganzen Text, den man ihm diktirt, von einem leeren Blatte richtig ablas, nachdem man ihm die beschriebenen Blätter weggenommen hatte.

Das Gedächtniß kann aber bei ähnlichen Versuchen auch völlig schwinden, namentlich wenn dem Hypnotisirten suggerirt wird, er soll alles das, was er in der Hypnose erlebt hat, vergessen.

Das Wort „suggeriren" bedeutet so viel als jemand etwas einreden, ihn beeinflussen, daß er etwas thut, und für die Suggestion sind die Hypnotisirten besonders empfänglich.

„Bekanntlich," schreibt Professor Dr. H. Obersteiner,** „lassen sich willensschwache Menschen durch jedermann beeinflussen; man kann sie leicht dahin bringen, daß sie von Stunde zu Stunde ihre Anschauung wechseln. Wenn nun, wie wir gesehen haben, beim Hypnotisirten der eigene Wille auf ein Minimum reducirt ist, so muß es uns von vornherein begreiflich erscheinen, daß derselbe im höchsten Grade für Suggestionen empfänglich ist."

In den hypnotischen Schaustellungen, die öffentlich veranstaltet wurden, bildeten die Suggestionserscheinungen die Glanzpunkte des Programms. Da verzehrten die Hypnotisirten rohe Kartoffeln, in der Meinung, es seien Aepfel, tranken ein Glas Wasser, das ihnen als Branntwein gereicht wurde, und taumelten darauf wie Betrunkene; hielten eine Flasche für eine Trompete und bliesen darauf; tanzten mit alten Herren in der Meinung, sie hätten junge Damen vor sich, ꝛc.

Man kann der hypnotisirten Person einreden, daß sie anders heiße, jemand anders sei. So brachte Richet eine dreiundvierzigjährige Dame dahin, sich nach einander für eine Bäuerin, eine Schauspielerin, einen General, einen Prediger, eine Nonne, ein kleines Kind, einen jungen Mann ꝛc. zu halten, und die Hypnotisirte gab sich alle erdenkliche Mühe, sich so zu gebärden, wie es die Rolle erheischte. Als kleines Mädchen will sie ihre Puppe und Süßigkeiten; als General verlangt sie Roß und Degen, kommandirt, beklagt sich über schlechtes Manövriren; als Schauspielerin erzählt sie ihre Erlebnisse ꝛc.

Die Suggestion kann sich auch über die Zeit des hypnotischen Schlafes hinaus erstrecken. Man hat Beispiele, daß, wenn der schlafenden Person der Auftrag ertheilt wird, nach dem Erwachen zu einer bestimmten Zeit eine bestimmte That zu begehen, sie diesen Auftrag erfüllt, selbst wenn die That eine unsinnige ist.

Kurz gesagt, der Hypnotisirte kann zu einem blinden Werkzeug des mit ihm Operirenden werden, und es giebt Fälle, in welchen beinahe Unglaubliches erreicht wurde.

Noch merkwürdiger sind die „negativen Hallucinationen". Es sind mehrere Personen im Zimmer zusammen. Dem Hypnotisirten wird gesagt, fünf Minuten nach seinem Erwachen werden alle weggehen bis auf den Arzt. Der Hypnotisirte erwacht; man spricht mit ihm über allerlei Gegenstände; aber nach fünf Minuten sind mit Ausnahme des Arztes alle Anwesenden für ihn verschwunden; er antwortet nicht auf ihre Fragen, hört nicht, was sie sagen, bemerkt nicht, daß ihn der eine am Arme genommen hat, fragt vielmehr den Arzt: „Wohin sind denn die Herren plötzlich gegangen?"

Mit diesen Beispielen ist jedoch die wunderbare Welt hypnotischer Erscheinungen noch nicht erschöpft. Nicht nur der Geist, sondern auch die Funktionen des organischen Lebens, die wir sonst durch unsern Willen nicht beeinflussen können, sollen der Macht der Suggestion unterworfen sein.

Es ist in der That erwiesen, daß durch Anwendung der Hypnose bedeutsame und praktisch wichtige Thatsachen für die Heilkunde gewonnen werden.* Eine neue Entdeckung ist damit wohl schwerlich gemacht worden; denn sogenannte moralische Kuren, in denen der Glaube an ein Mittel oder den Arzt allein heilte, sind seit den ältesten Zeiten bekannt. Die Wissenschaft ist aber durch diese Versuche dem Wesen und den Ursachen jener Wunderkuren nähergetreten, und man darf wohl hoffen, daß die gründliche Untersuchung dieser Frage schließlich zum Wohl der leidenden Menschheit ausfallen wird.

Verhehlen darf man aber nicht, daß der Reihe der glücklichen Treffer auch eine Reihe mißlungener Versuche gegenübersteht, und dies mahnt zur Vorsicht in der Anwendung des neuen Heilmittels.

Man sollte trotzdem meinen, daß dieser Aufschwung der Forschung auf dem Gebiete des Hypnotismus mit Freuden begrüßt werden müßte. Erklärt uns doch derselbe, daß viele Thatsachen, die Jahrhunderte hindurch bald als Wunder, bald als Zauber, bald als Schwindel aufgefaßt und gedeutet wurden, natürliche Vorgänge sind, die im Bereich unserer Forschung liegen. Verspricht er uns doch, daß diese sonderbaren, staunenerregenden Versuche mit der Zeit in der Hand eines tüchtigen Arztes zu Heilmitteln werden können, die der leidenden Menschheit zu gute kommen werden!

Aber die Fortschritte des Hypnotismus werden keineswegs überall mit enthusiastischer Freude begrüßt. Man spricht weniger von dessen Nutzen als von den Gefahren, die er mit sich bringt. Wir müssen zugeben, daß diese Befürchtungen durchaus berechtigt sind. Inwiefern die Hypnose zu verbrecherischen Zwecken mißbraucht werden kann, darüber hat die „Gartenlaube" schon im vorigen Jahre ihren Lesern berichtet. Heute müssen wir noch auf die Gefahren aufmerksam machen, welche aus ihm der Gesundheit und der öffentlichen Moral erwachsen können und zum Theil leider schon erwachsen sind.

Das Suchen nach neuen Heilmitteln ist in der Natur des Menschen begründet. Wenn aber in fernen Welttheilen irgend ein Pflanzenstoff gefunden wird, der ein starkes Gift und zugleich ein Heilmittel ist, so wird niemand von den über das Land verstreuten praktischen Aerzten verlangen, daß sie in ihrer Praxis Versuche mit dem neuen Pflanzenstoff anstellen. Man weiß es wohl, daß dadurch viele nur an ihrer Gesundheit geschädigt werden könnten. Das neue Heilmittel muß zunächst von Specialärzten, die über Kliniken und Hospitäler verfügen, von Professoren, die mit Hilfe ihrer Assistenten den Kranken unausgesetzt beobachten können, in vorsichtigster Weise geprüft werden, und erst wenn die zur Forschung berufenen Mediziner ihr Urtheil abgegeben haben, wird das Heilmittel zum Gemeingut aller Aerzte und aller Kranken.

Ein Heilmittel und Gift zugleich, ein zweischneidiges Schwert ist aber auch die Hypnose, und Aerzte, die über die obenerwähnten Hilfsmittel nicht verfügen und keine Gelegenheit hatten, besondere praktische Studien über den Hypnotismus anzustellen, verzichten zunächst im Interesse ihrer Kranken auf die Anwendung derselben.

* Vergl. auch den Artikel „Der Gesichtssinn eines Hypnotisirten", Jahrg. 1888, S. 31.

** „Der Hypnotismus mit besonderer Berücksichtigung seiner klinischen und forensischen Bedeutung". Wien, 1887.

* Diese Meinung vertritt auch der berühmte Irrenarzt Prof. Dr. v. Krafft-Ebing in seiner soeben erschienenen Schrift „Eine experimentelle Studie auf dem Gebiete des Hypnotismus" (Stuttgart, Ferdinand Enke).

Was die Wissenschaft bis jetzt auf diesem Gebiete erlangt hat, das ist im großen und ganzen nur die Feststellung einiger Thatsachen: sie müssen noch ergründet und geprüft werden, bevor wir aus ihnen allgemeine Schlüsse ziehen können, und darum gehört das hypnotische Experiment entschieden und ausschließlich in das Laboratorium des Fachgelehrten.

Die Lage der Dinge ist so einfach, daß man eigentlich weder Papier noch Tinte zu verschwenden brauchen sollte, um sie klar zu legen. In Wirklichkeit aber sieht es ganz anders aus. Die sachverständigen Aerzte schreiten mit der größten Vorsicht vorwärts; dagegen haben wir eine ganze Legion von Heilmagnetiseuren, welche die Menschheit kuriren wollen, ohne irgend welche ärztliche Vorbildung zu besitzen; dagegen werden aus reiner Neugierde und Unterhaltungslust von Laien Experimente angestellt, welche geeignet sind, die Gesundheit der Theilnehmer zu schädigen und die öffentliche Moral zu untergraben. Darum muß der Laie gewarnt werden, und diesem Zweck sollen die beiden folgenden Artikel dienen.

2. Schädigung der Gesundheit durch den Mißbrauch der Hypnose.

Als im Beginn der achtziger Jahre der Magnetiseur Hansen die europäischen Großstädte durchzog und die Demonstrationen hypnotischer Erscheinungen die Gemüther der gelehrten und ungelehrten Welt erhitzten, waren es nur einige wenige, welche in den Schaustellungen des abenteuernden Dänen nicht den mit bezahlten Subjekten getriebenen unheimlichen Unfug, sondern höchst reale Vorgänge sahen, deren Wesen und Tragweite der englische Chirurg James Braid bereits vor vier Decennien in einer Reihe trefflicher Schilderungen beschrieben hatte. Es konnte dann auch bei der Unkenntniß der Braidschen Werke geschehen, daß Physiker und Physiologen ausgedehnte hypnotische Versuche anstellten, deren Resultate als Neuentdeckungen gepriesen wurden; es konnte geschehen, daß die deutschen Polizeibehörden dem gefährlichen Treiben Hansens und seiner Nachahmer geduldig zusahen.

Je mehr sich aber dann die Berufenen mit dem Studium der hypnotischen Phänomene beschäftigten, je eifriger die Publikationen der älteren ärztlichen Hypnotiseure aus dem Dunkel der Bibliotheken herausgesucht wurden: um so mehr stellte sich die Gefährlichkeit der hypnotischen Laienexperimente heraus, erwiesen sich die öffentlichen Vorstellungen als nicht nur die Gesundheit gefährdend, sondern in gleicher Weise das Rechtsbewußtsein, die Moral und die Sittlichkeit aufs allerempfindlichste verletzend.

Der Unfug blühte trotzdem weiter; aller Orten thaten sich Hypnotiseure und Heilmagnetiseure auf, die bei dem Hange der Menschen zum Mysteriösen stets gläubige Seelen und offene Geldbeutel finden; ja das Unglaubliche geschah: der todtgesagte Hansen, den die Lorbeeren und die pekuniären Erfolge seines ehemaligen Unternehmers, des früheren Theaterdirektors „Theo" Böllert nicht ruhen ließen, tauchte wieder auf, und beide, welche sich ehedem in heftiger Fehde getrennt, weil sie sich von einander übervortheilt wähnten, hypnotisirten in kollegialer Eintracht die wundersüchtigen Einwohner der deutschen Metropole.

Die Behörde schritt auch im Jahre 1887 nicht ein, wie sie im Jahre 1880 geduldig abwartend bei Seite gestanden hatte; sie ließ es zu, daß Hansen öffentlich bekannt machte, er unterrichte jeden seine Vorstellungen Besuchenden, so daß der solcher Art Eingeweihte fortan als Hypnotiseur thätig sein könne, und erst erneute Skandale während der Hansen-Böllertschen Schaustellungen zeitigten das Verbot der öffentlichen Demonstrationen, ein Verbot, welches seit Jahren in Oesterreich, Italien und Frankreich besteht.

Ebenso waren es Skandale schlimmster Art, welche einen Erlaß des Großherzoglich badischen Ministeriums nöthig machten, nach welchem jede öffentliche hypnotische Schaustellung, jedes Hypnotisiren in geschlossenen Gesellschaften und an solchen Orten, die dem Publikum zugänglich sind, bei Strafandrohung untersagt ist. Diese Skandale sind für die Geschichte der hypnotischen Mißbräuche in Deutschland so charakteristisch, daß sie in einem dritten Artikel ausführlich geschildert werden sollen.

Für den badischen und den preußischen Erlaß waren vornehmlich der mit den Hypnotisirten getriebene Unfug, das öffentliche Aergerniß, maßgebend; man übersah oder verkannte die bei weitem größeren Gefahren, welche die Hypnose in civil- und strafrechtlicher Beziehung, vor allem aber für Leib und Leben der Versuchspersonen im Gefolge haben kann.

Ungleich wichtiger als die juristischen Beziehungen erscheint den Aerzten die Gesundheitsschädigung durch die laienhafte Anwendung der Hypnose. Hier bergen sich Gefahren, die uns in ihrer ganzen Größe bis jetzt noch unbekannt sind. Die Aerzte stehen von einer Durchführung der Hypnose ab, sobald Athmung und Pulsfrequenz unregelmäßiger werden, sobald irgend welche abweichenden Erscheinungen in den sog. Primär-Symptomen ein Bedenken wegen übler Folgen aufkommen lassen.

Anders die Laienhypnotiseure. Ohne Wahl werden die sich zu den Versuchen meldenden Individuen, deren Gesundheitszustand dem Experimentator völlig unbekannt, den Manipulationen unterworfen, allen möglichen Rohheiten ausgesetzt und in so jäher Weise dehypnotisirt, d. h. aus dem hypnotischen Schlaf geweckt, daß tagelang die übeln Nachwirkungen mit Kopfschmerz, Muskelzittern ꝛc. zu verspüren sind. So in den günstigen Fällen. Schlimmer da, wo eine vorher verborgene Krankheit durch die Beeinflussung des Centralnervensystems, welches bekanntlich den Angriffspunkt für die den hypnotischen Zustand erzeugenden Reize abgiebt, zum jähen Ausbruch kommt, oder wo organische Fehler die Ursache eines tödlichen Ausganges abgeben können.

In einem berühmten deutschen Kurorte wirken seit einigen Jahren zwei „Magnetopathen", der eine von ihnen war ehedem Feldwebel, der andere Volksschullehrer. Beide erfreuen sich eines großen Zulaufes, und da es an präcisen gesetzlichen Bestimmungen fehlt, kann, obwohl Amtmann und Bezirksarzt den besten Willen dazu haben, dem Schwindel nicht gesteuert werden, weil die Wunderdoktoren schlau genug sind, keinerlei Handhabe zum Einschreiten zu bieten. Skandalöserweise bediente sich der eine Magnetopath zu seinen Kuren eines kleinen Mädchens, welches er kataleptisch machte, als Medium für die auf den Patienten auszuströmenden Kräfte.

Wiederholt ist ärztlicherseits auf die nachtheiligen Folgen der Laienhypnose hingewiesen, aber die Warnungen verhallen nutzlos; die Herren Hypnotiseure und Heilmagnetiseure üben nach wie vor ihr strafwürdiges Handwerk ohne jede Einschränkung.

So trieb beispielsweise noch vor kurzem ein ehemaliger Barbier in einer norddeutschen Stadt als „Anti-Magnetiseur" sein Unwesen, und nach einem vorliegenden Berichte „ist bei der Auswahl der geeigneten Medien der bedauernswerthe Fall eingetreten, daß einer der Herren, welche sich freiwillig gemeldet, in Krämpfe verfallen war und fortgetragen werden mußte."

Ein französisches Tribunal verurtheilte im vorigen Jahre einen Laien, der einen Knaben hypnotisirt hatte, da infolge dessen Krämpfe bei demselben auftraten, zu einer Geldbuße von 1200 Franken. Auch die Strafkammer des Landgerichts Karlsruhe verurtheilte einen Hypnotiseur zu 14 Tagen Gefängniß, weil er einen 19 Jahre alten Burschen, ohne dessen Einwilligung, in Hypnose versetzt hatte. Das Bezirksamt hatte den Hypnotiseur wegen „groben Unfugs" zu 20 Mark verurtheilt, wogegen der Angeklagte Berufung einlegte. Das Schöffengericht erblickte jedoch in dieser neuen Kunst eine Freiheitsberaubung und fahrlässige Körperverletzung, weswegen die Angelegenheit an die Strafkammer verwiesen und wie oben angegeben erkannt wurde.

Von einem andern Hypnotiseur, der, seines Zeichens Lithograph, im vorigen Sommer öffentliche Vorstellungen gab, schrieb unlängst eine hochangesehene Zeitung: „Er betreibt diesen neuen Sport als Liebhaberei!"

Ein sonderbarer Sport, bei dem die Gesundheit der Mitmenschen leichtfertig aufs Spiel gesetzt wird!

Eine junge Künstlerin unterzog sich wiederholten Versuchen mit einem der reisenden Hypnotiseure, und auch hier blieben die Folgen nicht aus. Das beklagenswerthe Opfer kränkelte, wurde bleichsüchtig, und da von Stund an eine hochgradige Gedächtnißschwäche Platz gegriffen hatte, mußte die zu den schönsten Hoffnungen berechtigte junge Dame ihre fernere Bühnenthätigkeit aufgeben.

Eine fast konstante Erscheinung bestimmter Grade der Hypnose ist infolge der gesteigerten Reflexerregbarkeit aller quergestreiften Muskeln die totale Katalepsie, ein pathologischer Zustand, der in allen Fällen zur äußersten Vorsicht zwingt und zur schnellen Dehypnose nöthigt, will man sich nicht der Leichtfertigkeit oder gar einer fahrlässigen Tödtung schuldig machen.

Der Kaufmann Fr. in R—burg ließ sich vor Jahren „des Ulkes wegen" von einem Laien in Hypnose versetzen. Nach kaum vier Minuten war der Körper ganz steif; die bekannten Kunststückchen wurden demonstrirt, indem Fr., nur mit Fersen und Hinterhaupt auf zwei Stühlen aufliegend, die ganze auf Bauch und Oberschenkel ruhende Last seines Experimentators minutenlang ertrug ꝛc., und als dieser nun sein „Medium" behypnotisiren wollte, ließen ihn seine Künste im Stich, Herr Fr. erwachte einfach nicht. Der hinzugerufene Arzt verbrachte das Medium in einen Nebenraum, leitete eine künstliche Respiration ein, während welcher der Kataleptische plötzlich und mit einem Tobsuchtsanfall erwachte. Am folgenden Tage berichtete Herr Fr., er sei erst vor kurzer Zeit aus dem Militärlazareth als untauglich zum Weiterdienen bei den schweren Reitern entlassen worden. Fr. war bei einer Uebung gestürzt, hatte einen Hufschlag auf die Brust erhalten und innere Verletzungen davongetragen, diese Umstände aber dem Hypnotiseur verschwiegen.*

Der Nachahmungstrieb und die Lust, für einen Wundermann gehalten zu werden, verführt die meisten Laien, ihren ehrlichen Beruf mit dem eines Heilmagnetiseurs oder Hypnotiseurs zu vertauschen, sofern nicht der lockende und leichte Gewinn den wesentlichen Trieb abgiebt, sich zum Retter der leidenden Menschheit aufzuwerfen.

Wie Hansen als achtjähriger Knabe zufällig Zeuge eines magnetischen Einschläferungsversuches war und er seit dieser Zeit, die Manipulationen, die er mitangesehen, nachahmend, die Goldgräber Australiens, die Zulukaffern wie die civilisirten Nationen in Hypnose versetzte, so wurde die Schuljugend Pforzheims, die Bauern im Dorfe Toloz, so wurden jene Kinder, die in der Charcotschen Klinik behandelt werden mußten, zum hypnotischen Unfug verleitet.

Im November 1886 hatte in Chaumont ein Magnetiseur Zaubervorstellungen gegeben, welche eine Art von aktiver hypnotischer Manie zur Folge hatten, die sogar bis in die Schule der Stadt eindrang. Mehrere Schüler hypnotisirten ihre Kameraden, trieben allerhand Albernheiten, und es traten bei den Burschen verschiedene Nervenleiden auf, die eine ärztliche Behandlung nothwendig machten. So bei einem zwölfjährigen Knaben, der, ohne erblich belastet zu sein und obwohl er auch niemals vordem irgend welche nervöse Störungen erkennen ließ, in das Hospital gebracht werden mußte, da er jetzt plötzlich streng formulirten hypnotischen Anfällen, die sich täglich wiederholten, unterworfen war. Auch bei dem jüngeren vierjährigen Bruder desselben traten die gleichen Erscheinungen mit Kopfschmerz, Hämmern in den Schläfen, Ohrensausen, Verdrehungen und Verkrümmungen auf, und die Sorge der armen Eltern nahm erst ein Ende, als am letzten April des vorigen Jahres beide Kinder genesen aus der Charcotschen Behandlung entlassen wurden.

Die „Gartenlaube" wird in dem nächsten Artikel ein Bild hypnotischen Unfugs in einer deutschen Stadt aufrollen, wie es lehrreicher wohl nicht zu finden wäre und aus welchem unsere Leser noch deutlicher als aus den vorhergegangenen Artikeln die Unzulässigkeit der von Laien betriebenen hypnotischen Versuche und Spielereien erkennen werden.

* Sallis, „Der thierische Magnetismus und seine Genese". Darwinische Schriften. Band XVI. 1887.

Zur Geschichte der Namen in Deutschland.

Die Zutheilung eines Namens an einen Menschen ist eine der wichtigsten Thatsachen im Leben desselben: durch sie hört er gewissermaßen auf, ein bloßer Gattungsbegriff zu sein und gewinnt individuellen Werth und persönliche Bedeutung, die ihn von vornherein von anderen seinesgleichen unterscheiden.

Alle Namen haben eine bestimmte Bedeutung, wenn diese auch im Laufe der Zeit vielfach verloren oder doch verdunkelt worden ist, und darum ist die Erkenntniß derselben für die Kulturgeschichte von hohem Werthe; in ihnen spiegelt sich aufs treueste der Kulturzustand und die Anschauungsweise eines ganzen Volkes wieder.

Im Hinblick auf die Wichtigkeit der Beilegung eines Namens fand und findet dieselbe bei allen Kulturvölkern unter Beobachtung gewisser Feierlichkeiten statt, die durch Tradition oder Kultus festgestellt worden sind und der Eigenart derselben entsprechen.

Bei den germanischen Völkern bestand dieser Akt darin, daß das neugeborene Kind in Gegenwart eigens dazu geladener Zeugen gebadet, hierauf von dem angesehensten derselben, gewöhnlich dem Bruder der Mutter oder vom Großvater, mit Wasser übergossen und dabei mit einem einzigen Namen belegt wurde.

Zergliedert man die ältesten deutschen Namen genau, so findet man, daß darin immer große, edle, entweder geistige oder körperliche Eigenschaften, Erinnerungen oder Wünsche ausgesprochen wurden, und man kann sagen, daß dem Kinde sofort bei seiner Geburt, wie in allen Dingen, so auch in dieser Beziehung eine edle Anregung und Richtung gegeben wurde. Alles was dem Germanen werth und theuer war, was er hochschätzte, finden wir in den einzelnen Bestandtheilen seiner Eigennamen zusammengefaßt. Sie sind hervorgegangen aus den Idealen, welche der Kreis nationaler Anschauung geschaffen; sie sagen dem Kundigen heute noch, wie der alte Germane lebte, dachte und handelte und wie er wollte, daß seine Kinder leben, denken und handeln sollten.

Fassen wir einzelne solche Bestandtheile ins Auge.

So bedeutet amal unbefleckt, adal edel, reich, karl starker Mann, ram kräftig, handfest, win gewinnen, überwinden, er hohe Art, Ehre, leot, liut lauter, bret prächtig, drut traut, bald kühn, gewaltig, brand hervorleuchtend, gunt edles Weib, ric, rich reich, mächtig, vig Kampf, Kämpfer ꝛc.

Hiernach ist es vielfach der Sinn für Mannhaftigkeit, Kampf, Sieg und Waffenruhm, aber auch für weises, gesetzliches und friedliches Walten, für ein geregeltes öffentliches und Privatleben, der in den Namen sich ausspricht, und zwar nicht nur in denen der Männer, sondern auch der Frauen.

Die Namen der letzteren wurden meist aus den Männernamen gebildet, indem man diesen eine weibliche Endung anhing. Einigen Vorzug hatten dabei diejenigen Stammsilben, deren Bedeutung für das weibliche Geschlecht besonders angemessen war, wie namentlich amal, trut und gunt entweder in Zusammenstellungen mit einander, z. B. Amaltrut, Amalgunt oder mit anderen Silben, z. B. Amalsuintha, Gertrud, Hildegunt ꝛc.

Abgesehen von denen der Götter sind die Namen vielfach durch römische Endsilben wie us und um sowie durch Umbildung des deutschen ric (reich) in rix entstellt. Beispiele hierfür geben Tacitus, Caesar, Strabo ꝛc. in den Männernamen Alpin, Alfenus, Ambiorix, Arioviſt, Malorix, Teutomad, Brinno, Segeſt, Segimer, Ceſorix, Teutobod, Marbod, Mallovendus ꝛc. und in den Frauennamen Aurinia, Epponina, Rhamis, Veleda, Thusnelda, Gauna.

In der Zeit der Merowinger, vom Ende des 5. bis um die Mitte des 8. Jahrhunderts, herrschen noch die althergebrachten germanischen Personennamen weitaus vor und verschwinden neben denselben die lateinischen Heiligennamen fast ganz und gar. Da finden wir bei Gregor von Tours: Alarich, Childebert, Agin, Audo, Berthramm, Dagobert, Charinwald, Attila, Baddo, Agnes, Fredegunde, Chlodoſinda ꝛc., im Leben des heiligen Gallus: Columban, Chlotar, Audomar, Meginald, Brunhilde, Fridiſurga ꝛc., im Leben der heiligen Balthilde: Waldalen, Chrodowald, Ado, Dado, Theudemanda, Aiga ꝛc., in der Chronik des Fredegar: Sigismund, Guntram, Gundoald, Arnulf, Adalulf, Agilulf, Erodobert, Fredegunde, Gomatrud, Chlotilde ꝛc., im Leben des Abtes Otmar: Waltram, Pippin, Gozbert, Marie ꝛc.

Eben dasselbe Verhältniß zwischen den alten heidnischen und den neuen christlichen Namen besteht auch in den folgenden Jahrhunderten unter den Karolingern und den sächsischen Kaisern fort.

Bis in die Zeit der fränkischen Kaiser (11. und 12. Jahrhundert) gab es in Deutschland keine Stamm- oder Geschlechtsnamen, sondern nur Eigennamen (unsere Vornamen). Und auch jetzt gab es eigentlich nur solche, doch fing man an, aus verschiedenen Gründen, insbesondere zur Unterscheidung von Personen gleichen Namens wie schon früher im gewöhnlichen Leben, so jetzt auch in Urkunden ꝛc. gewisse Beinamen hinzuzufügen, welche zwar bei der Benutzung der lateinischen Sprache als Schriftsprache ebenfalls latinisirt zu werden pflegten, aber von Hause aus deutsch waren. Solche Beinamen bezeichneten nicht bloß eine körperliche oder geistige persönliche Eigenschaft, wie groß, klein, sondern auch eine Aehnlichkeit, wie Wolf (lupus), oder ein Amt oder eine

Beschäftigung wie Markwart (Marquardus, Schenke), oder die Herkunft vom Vater durch Anhängen eines a, sen (Sohn), er, ing oder ling, wie z. B. Harringa der Sohn des Harring, oder sie bezeichneten den heimathlichen Besitz, wie: der Sachse, der Franke, der Staufe ꝛc.

Aber noch immer wurden solche Beinamen nur einzelnen Personen zugetheilt, und erst seit Söhne, Enkel ꝛc. anfingen, den Eigen- oder Beinamen des Vaters resp. Großvaters fortzuführen und auf ihre Nachkommen zu vererben, kann von eigentlichen Stamm- oder Geschlechtsnamen die Rede sein. Der Adel namentlich zog es vor, sich nach dem Besitze zu nennen, z. B. von Habsburg, von Zähringen, von Babensberg ꝛc., daher so oft die Endungen: berg, burg, thal, feld, wald, bach, dorf. Dabei ist jedoch wohl zu bemerken, daß selbst Brüder, ja Sohn und Vater trotz ihrer Beinamen nach dem Besitze noch gar oft ganz verschiedene Namen haben, weil sie eben ganz verschiedene Besitzungen hatten, nach denen sie sich nannten. Das dauert bis ins 15., ja 16. Jahrhundert hinein fort und bis dahin blieben die Geschlechtsnamen immer noch selten.

Von großer Bedeutung für diese Verhältnisse ward eine Verordnung Kaiser Konrads II., wonach die Söhne, Enkel und auch Brüder des unbeerbt verstorbenen Vasallen das Lehen erben konnten, wenn das Lehngut von ihrem Vater herrührte. Nun konnten erst alle Söhne des Vasallen und deren Nachkommen im Hinblick auf die Hoffnung zur Succession den Namen des Gutes und den davon abgeleiteten Beinamen annehmen. So wurde aus dem ursprünglichen Gutsnamen ein Geschlechtsname. Das galt aber vorerst nur vom unmittelbaren, unter Kaiser und Reich stehenden, das heißt hohen Adel. Die mittelbaren Lehengüter jedoch, die hinwiederum vom hohen Adel ausgingen, waren nicht erblich und wurden es erst im 14. Jahrhundert, so daß unter dem niederen Adel erst von dieser Zeit an Geschlechtsnamen aufkommen. Die Uebung verbreitete sich aber auch beim hohen Adel so langsam, daß noch im 13. Jahrhundert in Urkunden neben den bereits einen Geschlechtsnamen führenden noch mehrere Zeugen bloß unter ihrem Taufnamen erscheinen.

Eine andere wichtige Neuerung vollzog sich zur Zeit der Hohenstaufen im 12. bis 13. Jahrhundert.

Vor dem 12. Jahrhundert sind nichtdeutsche Taufnamen in Urkunden ungemein selten. Erst von da an und namentlich gegen dessen Ende kommen hin und wieder die Namen Johannes, Peter, Paul, Philipp, Thomas, Martin, Joseph, Bonifaz und die Namen einiger anderer Heiliger der christlichen Kirche vor. Zu Anfang des 13. Jahrhunderts, als man anfing, Heilige zu Schutzpatronen zu wählen, fügte man deren Namen den altherkömmlichen als zweiten an, während der alte blieb und nach wie vor zur Benennung im gewöhnlichen Leben diente.

Unter den fremden Heiligennamen war in dieser Zeit keiner so allgemein wie Johannes, Hans, daher auch die Redensarten: Hans an allen Enden, an allen Ecken, in allen Gassen.

Was die bürgerlichen Familien- oder Zunamen betrifft, so bildeten sie sich zunächst zur näheren Bezeichnung des Vornamens. Material dafür lieferten körperliche Eigenschaften mehr oder minder auffälliger Natur, wohl auch Spitznamen, und so entstanden die Lang, Kurz, Schwarz, Roth ꝛc.; Heimath und Beschäftigung wie bei Frank, Baier, Sachs, Nürnberger, Müller, Schneider, Schuster ꝛc.; Eigenthümlichkeiten des Grundbesitzes wie bei Baumgarten, Winkler ꝛc.; Bezeichnung des Wohnhauses nach altem Herkommen wie bei Zumbusch, Kranz ꝛc., woraus erhellt, daß die Hausnamen älter sind als die Personennamen.

Im 15. Jahrhundert wurden die alten echtdeutschen Namen immer mehr zurückgedrängt, um denen von Heiligen Platz zu machen. Auch Taufnamen aus dem alten Testament werden nun häufiger, so Adam, Abraham, David, Samuel, Benjamin, Joachim, Isaak, Tobias, Salomo, Josias, Elias, Sarah, Judith ꝛc.

In dieselbe Zeit fällt auch die Unsitte, die Geschlechtsnamen zu gräzisiren oder zu latinisiren, sei es durch Anhängen einer lateinischen Endung oder, was noch schlimmer war, durch Uebersetzung des ganzen Namens ins Griechische oder Lateinische. So entstanden die Namen Martini, Pauli, Petri, Neander, Xylander, Agricola, Faber, Textor, Sartorius, Pistorius, da es ihren Trägern nicht vornehm genug gedünkt, Martin, Paul, Peter, Neumann, Holzmann, Bauer, Schmied, Weber, Schneider, Bäcker zu heißen.

Namentlich die Gelehrten konnten dem Kitzel nicht widerstehen, wie z. B. auch Melanchthon nicht, der ursprünglich Schwarzerd geheißen haben dürfte. Dafür mußten sie sich's auch gefallen lassen, daß sich der Volkswitz gegen sie wendete und z. B. Osiander in Hosenanderle umbildete. Nebenbei hatte die Neubelebung der klassischen Studien auch die Folge, daß, wer irgend etwas im Leben gelten sollte — und das wünschten ja gar viele Eltern — auf den Namen Achill, Hektor, Cicero ꝛc. getauft werden mußte.

Im 18. Jahrhundert tauchen auf einmal neue Taufnamen auf, wie Fürchtegott, Lebrecht, Gottlieb, Gottlob, Traugott ꝛc. Dieselben wurden seit 1722 durch die Sekte der Herrnhuter eingeführt und gingen bald nach England und Nordamerika hinüber, und etwas später werden wieder andere der damaligen Romanlitteratur entlehnt.

Was endlich die Juden anlangt, so führten sie in einzelnen Theilen von Deutschland bis in unser Jahrhundert keine Geschlechtsnamen und wurden zur Annahme von solchen erst durch staatliche Verfügungen genöthigt, wobei vielfach Ortsnamen zu Grunde gelegt wurden. So entstanden die Nürnberger, Fürther, Pappenheimer, Wertheimer ꝛc.

Von den heut üblichen Vornamen reichen nur sehr wenige bis in die Zeit der Karolinger zurück wie z. B. Anton, Andreas, Adalbert, Eberhard, Jakob, Karl, Johann, Otto, Ulrich, Otmar, Ludwig (Hludowig), Reinhard (Reginhard), Reiner (Reginher), Robert, Paul, Walther, Werner (Werinheri), Bernhart, Willibalt, Friedrich, Dietrich, Heinrich, Hermann (Heriman), Gebhard, Gotthart (Godehart) und Thekla.

Unter den Merowingern kommen schon vor Adolf (Atanulf), Ottmar (Audomar), Berthold (Berthoald), Theodor (Theodorich), Konrad (Gunro) und Bertha.

Noch weiter zurück, bis ins 5. Jahrhundert, reicht der einzige Name Sigmund (Sigemunt).

Auffällig ist, daß von den ältesten Frauennamen sich nur die zwei genannten Bertha und Thekla bis auf unsere Tage herab erhalten haben; als eine gute Vorbedeutung für die Zukunft aber wollen wir es betrachten, daß Sigemunt, der Siegesmächtige, seit unser Volk eine Geschichte hat, in seinen Heerscharen nie gefehlt hat.

Am Leuchtthurm.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Novelle von Gerhard Walter.

Also das war dein erster Gruß nach vielen, vielen Jahren, mein lieber alter Hausbursch! Wenn du wüßtest, wie er mich gefreut hat! Aber du weißt es ja, du Treuer! Und wenn du gleich das Weltmeer und den Aequator zwischen uns gelegt hast, und wenn wir uns auch scheinbar seitdem in Freud' und Leid des Lebens aus den Augen verloren: oft habe ich doch dein gedacht in deinem Wandel unter Palmen, und auch du hast deine Gedanken über den Ocean fliegen lassen, bis sie die sicht- und greifbare Gestalt eines Briefes annahmen, der mir erzählte, daß dir Glück und Liebe drüben hold gewesen, daß du deiner dunkeläugigen und schwarzlockigen Donna Juanita Teresa de Oliveira auch von mir berichtet, und daß sie, die Edle, dich getrieben, das erste Exemplar deiner Verlobungsanzeige an mich zu schicken. Das wirft ein wahrhaft elektrisches Licht auf euch beide. — Zum Lohn will ich dir nun auch einen langen, langen Brief schreiben, nachdem ich deiner Braut die Hand geküßt und sie dir so gedrückt und geschüttelt habe wie an jenem Abend beim „Siebenkäs", als wir aus Maßkrügen Schmollis tranken in seliger Fuchsenzeit.

Mir ist so riesig wohl zu Muth heut Abend. Was für Bilder hat dein Brief vor meiner Seele erstehen lassen! Komm, setz' dich zu mir, wie einst auf dem steinharten Kattunsofa der Madame

liebliches Blumengesicht. Das Glück ruhte dann aus bei uns auf seiner rastlosen Fahrt durch die Welt. „Und Du kannst noch zehn Jahre warten — zehn Jahre sind bald herum!“ sang sie leise vor meinem Ohr. Ja, was waren uns zehn Jahre? Wozu eigentlich überhaupt heirathen? Waren wir nicht selig genug? — Ja, dann konnten wir freilich immer beisammen sein und brauchten nicht auf den Schlag der Thurmuhr ängstlich zu horchen. „O wenn Papa das wüßte!“ hauchte sie wohl — „er ist auf die Studenten gar nicht gut zu sprechen! Sei nur recht fleißig, daß wir uns bald verloben können!“ — Wir waren beide reinen Herzens und darum waren wir auch so selig. — Eine Mama war nicht mehr im Hause; Hildegard ging selbst in reizender Wichtigkeit mit dem klirrenden Schlüsselbund am Schürzenband über den Flur, wenn ich bei dem alten Herrn Kirchenrath, der über ihnen wohnte, meine Korrekturbogen ablieferte. Nöthig hatte ich es im Grunde nicht, Korrekturen zu lesen; weshalb that ich es wohl? Um einen lächelnden Gruß, einen feurigen Blick, einen schnellen, verstohlenen Kuß zu erhaschen! — Aber Liebe und Korrektur und Kneipe, sie hielten mich nicht vom Arbeiten ab. Im Gegentheil, die süße, stille, verschwiegene Leidenschaft für Hildegard war mir wie ein Leitstern durch alle Fährlichkeiten und Verlockungen des Lebens. „Du bist für ihr Leben mit verantwortlich!“ das stand überall geschrieben, wohin mein Blick geleitet wurde. „Mein eigen soll sie sein — keines andern mehr als mein; — und so leben wir in Freud und Leid, bis uns Gott der Herr auseinander scheid't!“ sang ich still in mich hinein über dem Corpus juris. — Es sollte bald genug zum Scheiden gehen!

Du erinnerst dich des großen Kellerfestes am Schluß des Sommersemesters und des Auszugs dorthin nach dem Festmahl im „Goldenen Löwen“, weißt noch, wie stolz wir drei Renommirfüchse, der Senden, du und ich, zu Pferd stiegen, als der Zug sich ordnete und wir in großem Wichs, den Schläger in der Faust, hinter der Musik dreinritten an der Spitze all der braven ritterlichen Gesellen; hinter uns die Fahne und die Chargirten? Wie ließ ich meinen Schimmel steigen, und wie fühlt' ich mich frei und groß, nach dem alten Liede: „In seinem Arm wohnt Riesenkraft — und Freiheit ist sein Los!“ Aber ein anderes Lied sollte es mir anthun! Auf den Bürgersteigen stand wohlgefällig lächelnd der Philister Schar; aus den Fenstern schaute es Kopf an Kopf — war manch lieb Gesicht darunter! — aber das liebste auf Erden neigte sich dort in dem hohen Eckhaus heraus, lächelnd, bethörend. Warum mußte die Musik auch gerade, als wir dicht daran waren, anstimmen:

„Es ritten drei Reiter zum Thore hinaus — ade!
Feinsliebchen die schaute zum Fenster hinaus — ade!“

Und droben, da winkte sie, von der ich glückseliger Bursch kein Auge verwandte, mit dem Tüchlein — und wie ich unten so vorbeiritt, entfiel es ihrer Hand und flatterte herab. Da gab ich dem Schimmel die Sporen, daß er steil aufbäumte, und riß ihn an der Kandare herum, daß er mit mächtigem Satz zur Seite und fast in die gaffende, aufkreischende Menge hineinsprang; und ehe noch das Tuch zur Erde kam, hatte ich es aufgefangen mit der Spitze des Speers und barg es, die Zügel lassend, an meiner Brust, den Schläger senkend zum Gruß vor der lieblichen Mädchenblüthe — und dann euch nach, wie das Wetter! Es war ein gutes Reiterstückchen, geübt im Rausch der Jugend und der ersten Liebe — aber es sollte mir und ihr verderblich werden.

Als die Gäste angefahren kamen und ich an ihrem Wagen stand, in dem sie mit Aennchen und ihrem Vater saß, da blickte sie mich traurig an, und ich meinte, die sonst so klaren Augen schauten trübe und verweint. Kalt und vornehm grüßte mich der Vater und hob selbst sein Töchterlein hinaus. Wohl durfte er es mir nicht wehren, daß ich nach altem Festbrauch und Burschenrecht ihr den Arm bot; aber sie ging still, den Blick gesenkt, neben mir her. Auf Schritt und Tritt folgte uns der alte Herr, und als ich sie zu ihrem Sitz geführt hatte, von wo sie dem Festspiel zuschauen sollten, da sagte er laut, daß ich's hören mußte: „Also, Hildegard, denk' daran, daß Du unter keinen Umständen tanzen darfst. Ich hab' es Dir als Arzt verboten!“ Ein kurzer, stummer Blick traf mich, der mir sagte: „Warum hast Du das gethan! Nun ist unser Geheimniß verrathen und alles vorbei!“

Und auch für mich war alle Festfreude dahin. Wie die Brüder auch ihr Bestes thaten und zündender Witz raketengleich von der lustigen Bühne sprühte und wie sie da unten lachten und jubelten — ich sah nur sie, und sie lachte nicht! Wie war da für mich der frohe Tag so sonnenleer geworden! Und erst als die Paare zum Tanz sich reihten und der Sanitätsrath würdevoll seinen Wagen bestellte, da bäumte mein Herz sich auf in grimmigem Leid. Kein Wort hatte ich mit ihr reden können, und ich hatte soviel, soviel im Sinn gehabt! Sie dankte leise und befangen aus dem Wagen, und es zuckte um die rothen Lippen in verhaltenem Weinen. Dann fuhren sie ab. Aennchen, auf dem Rücksitz, sah auch nicht heiter aus. Sie schüttelte kaum bemerkbar den Kopf nach mir hin, als wollte sie sagen: „Vorbei!“

Und es war vorbei. Ein einziges Mal noch sah ich sie, auf dem Flur, als ich zu meinem Kirchenrath stieg. Da huschte sie aus der Küche und warf sich stürmisch, eilig, wortlos in meine Arme; heiß brannte ihr Kuß auf meinen Lippen, und verschwunden war sie wieder. Ich stieg wie ein Trunkener die Treppe hinauf und mag tolles Zeug genug da oben im Studirzimmer des alten, trefflichen Herrn geredet haben; denn er blickte mir kopfschüttelnd zuletzt ins Gesicht und sagte milde: „Ein anderes Mal, mein Lieber! Sie sind heute zu aufgeregt!“

Ich mußte auf Ferien gehen, ohne sie wieder gesehen zu haben. Mir war gräulich zu Muth. Da drängte sich auf dem Bahnhof, gerade wie ich in den Wagen steigen wollte, ein zerlumptes Büblein an mich heran, schob mir etwas in die Hand und verschwand in der Menge. Es war ein kleiner, duftiger Briefumschlag, den ich hielt, und drin lag ein Bild: Hildegards Gesicht schaute mich daraus an! Auf der Rückseite stand geschrieben: „Lebe wohl und behalte mich lieb!“ — So reiste ich ab, freudevoll und leidvoll. Mein Herz und mein Denken ließ ich da zurück.

So weit weißt du alles. Was nun kommt, das weißt du nicht. Du kamst nicht zurück im Wintersemester. Deines Vaters Tod hatte alles für dich geändert, und das war mir schon Leides genug. Wir beide haben uns seitdem von Angesicht nicht wieder gesehen! Und als ich in einer dunklen, regnerischen Oktobernacht zum ersten Mal wieder vom Bahnhof durch die stillen Straßen meiner Bude zuwanderte, da fror's mich bis ins Herz hinein. Und was ich dann erfuhr, zerstörte meinen wonnigen Jugendtraum bis auf den Grund. Hildegard war fortgeschickt mit ihrer Schwester! Endlich, nach langem Forschen brachte ich heraus, daß sie in oder bei Leipzig sich aufhalten sollte. Ich wagte es, einen Brief auf gut Glück an sie abzuschicken. Es dauerte nicht lange, da brachte der Laufjunge des Sanitätsraths ihn mir unter Umschlag auf die Bude.

„Meine Tochter bittet dringend, sie nicht zu belästigen!“ stand auf einem dabei liegenden Zettel.

Nun gab's zwei Wege für mich: entweder konnte ich nun verlumpen oder ich konnte, statt im tollen Leben, meinen Kummer — und er saß tief! — durch Arbeit betäuben. Ich fiel zunächst auf den ersten Weg. Ich wurde ein wilder Geselle, ein Kneipgenie und ein böser Raufbold. Wenn die Klingen gebunden waren und wenn tosender Gesang und tobende Lust die Kneipe durchbrauste, dann wurde es mir erst wohl. Da rettete mich ein gutes Wort, das ich irgendwo in einer wüsten Stunde las: „Wer ein Lump wird, weil er ein Mädchen nicht bekommen hat, der wäre es höchst wahrscheinlich auch geworden, wenn er sie bekommen hätte!“

Das schlug durch! Hildegard einen Lumpen zum Mann? Nein! Und von Stund an kehrte ich um. Ich konnte es noch. Im Grunde war's doch wieder nur die Liebe zu Hildegard, die mich aus dem Sumpf zog. Allmählich wurde ich ruhiger, wie der Segen der Arbeit an mir kräftig wurde. Ich ging nach Leipzig. Unwiderstehlich zog es mich dahin. In den nicht häufigen Freistunden, die ich mir gönnte, wanderte ich durch die Straßen, jedes Mädchengesicht musternd, das mir in den Weg kam. Vielleicht, vielleicht begegnete sie mir einmal! Der Zettel des Vaters konnte ja nicht ihr Werk sein! Die Leute, bei denen sie wohnte, mußten meinen Brief aufgefangen haben! Daran klammerte ich mich.

So saß ich eines Abends im Zwielicht in einer Konditorei hinter meiner Zeitung. Ich legte sie nieder — da hörte ich mir gegenüber einen leichten Schrei — ich blickte auf: Hildegard stand bleich und lieblich über das Marmortischchen dort gebeugt und blickte mich an! Ich sprang auf, alles um mich her vergessend. „Fräulein Starke, es ist Zeit, daß wir gehen!“ tönte da kurz;

und herbe die Stimme einer dürren Dame, die neben ihr saß, in dieses Wiedersehen hinein, und ein Blick traf mich, in dem Abscheu und Schrecken sich spiegelte. Da zog sie mit Hildegard ab in eiliger Flucht! Noch ein tieftrauriger Blick aus den großen, blauen Augen, ein kaum merkbares Beugen des Hauptes — und sie war in Nacht und Nebel verschwunden!

Jetzt suchte ich rastlos vom Morgen bis zum Abend — ich wußte es, sie war und blieb mein. Da fand ich eines Tages, als ich müde nach Hause kam, einen Brief auf meinem Tisch. Ihre Hand, ihre Hand! Ein Lesezeichen fiel heraus, ein kleines rothes Seidenband und ein kleiner, flüchtig geschriebener Zettel:

„In der Nacht gearbeitet! Dir zum Andenken! Werde morgen wieder fortgeschickt und weiß nicht wohin! Vergiß mich nicht! Hildegard."

Und dann sah ich sie nicht wieder und fand keine Spur von ihr, und kein Zeichen des Lebens oder der Liebe kam je wieder an mich.

Was soll ich dir ein Langes und Breites von mir selbst und mir allein erzählen! Ich machte gute, sehr gute Examina, arbeitete bald hier, bald dort und fand überall offene Thüren; aber in mir regte sich stets die Sehnsucht nach meinem verlorenen Lebensglück. Es machte mir alles keine rechte Freude mehr. Manche liebe Blume blühte an meinem Wege, aber ich mochte mich nicht bücken, sie an meine Brust zu stecken. Ich wurde ein einsamer Mensch. Meine Nachforschungen hatte ich zuletzt aufgegeben. Hildegard war wie vom Erdboden verschwunden. Ihr väterliches Heimwesen war aufgelöst worden, nachdem der Vater gestorben, wie es schien unter eigenthümlichen Umständen, über die ich nirgend rechtes Licht erhalten konnte, und die Töchter waren in die Welt hinausgegangen. Wohin? Das brachte ich nicht heraus! So viel wurde mir allmählich klar: Hildegard wollte sich nicht finden lassen. Weshalb nicht? Ja, wenn ich das gewußt hätte!

Die Gesellschaft und die Geselligkeit unserer Kreise ließ mich kalt, wie gesagt, und ich kam nach und nach so etwas in den Ruf eines Sonderlings und Einsamkeitshubers. Oben im dritten Stock eines Hauses der Vorstadt mit herrlicher Aussicht hatte ich mich einquartiert bei einer jungen Witwe, die mit einem reizenden Büblein da still und ehrbar hauste, und um derent willen ich manche Anspielung und manchen nicht immer zarten Scherz anhören mußte, bis endlich ein an sich ganz harmloser Anlaß denn doch dem Faß den Boden ausstieß. Ich kam eines Tages von einem langen Spaziergang zurück, auf dem mich der Regen überrascht hatte. Und wie ich so zwischen den Weinbergen eilig meiner Behausung zustrebte, sah ich vor mir auf dem einsamen Wege eine Frau in Trauer, ein schreiendes Knäblein auf dem Arme, und im Näherkommen entdeckte ich meine arme junge Sekretärswitwe, wie sie, triefend vom Regen und glühend von der Aufregung und Angst, eilig dahinschritt. Ich habe immer ein Herz gehabt für duldende Menschen. Schnell war ich an ihrer Seite:

„Erlauben Sie, Frau Wald; die Last darf ich Ihnen wenigstens abnehmen!"

„Nein," sagte die stattliche, hübsche junge Frau — „Herr Assessor — das geht nicht!"

Aber ihr Athem ging keuchend. Statt aller Antwort nahm ich ihr das Kind aus dem Arme: „So, nun kommen Sie!"

Und so zogen wir selbander unsere Straße, und oben vor unserer gemeinsamen Etagenthür gab ich ihr das Bengelchen zurück. Aus dankbaren Augen sah sie mich an und ging. Und ich freute mich des kleinen guten Werks.

Unangenehm aber empfand ich das Lachen einiger bekannter Herren am Abend, als ich im Schützenhause mein Bier trank. Die Redensarten wurden allmählich anzüglicher und deutlicher und die vermeintlichen Scherze nahmen schließlich eine Gestalt an, die ich mir nicht gefallen lassen wollte. Ich nahm meinen Hut und wollte gehen. Da hörte ich halblaut ein Wort fallen von einem Gruß, den ich bestellen sollte, so daß ich mich kurz umkehrte und, während das Blut mir stürmend in die Stirn stieg, mit scharfem Schlag die Infamie rächte. Die Folge war ungeheures Aufsehen, ein Duell auf Pistolen, bei dem ich meinen Gegner lahm schoß und selbst verwundet wurde, daß ich sieben Wochen im Lazareth lag; zwei Monat Festung, meine Versetzung nach einem entfernten Gericht und Bekanntwerden meines Namens bis in das kleinste Käseblatt in allen Provinzen. Am Schluß der erbaulichen Artikel hieß es gewöhnlich: „Wie wir erfahren haben, soll ein Liebeshandel die Veranlassung zu der blutigen Affaire gewesen sein." Da hauste ich nun nahe der Grenze unter einem rohen Geschlecht — und wurde allmählich müde. Es ist ein böses Ding für einen jungen Mann, wenn er von Erinnerungen leben soll. Und das that ich. Ich hatte für nichts und für niemand zu sorgen, ritt meilenweit ins flache, öde Land hinein und saß abends still zu Haus hinter meinem Theekessel, rauchte meine lange Couleurpfeife und las. Wenn's Zehn schlug, klappte ich mein Buch zu und legte das rothe, flüchtig bestickte Seidenband aus Leipzig hinein. — Wäre Feuer bei mir ausgebrochen, hätte ich jedenfalls zuerst nach diesem Bande gegriffen und nach dem schweren, tiefen Goldrahmen über meinem Schreibtisch, der ihr Bild einschloß, auf das ich morgens den ersten und abends den letzten Blick warf. Es war mir schon zur Gewohnheit geworden, und oftmals dachte ich kaum etwas Besonderes dabei; manchmal aber kam auch das alte Weh der stillen holdseligen Studentenlieb' über mich, daß ich mich aufs Pferd warf und im wilden Jagen in triefendem Regen und stöberndem Schnee durchs Land ritt; aber das Glück, das verlorene, immer wieder lockende, erjagte ich auf keinem Wege. „Und du kannst noch zehn Jahre warten — zehn Jahre sind bald herum!" hörte ich ihr, Hildegards, leises Singen auf der Bank im Mondschein. — Ja, sie waren jetzt bald herum; aber was wir uns von ihnen versprochen hatten, war nicht in Erfüllung gegangen und ging nicht in Erfüllung. Immer noch zehn Jahre mehr — jetzt mußte Hildegard sechsundzwanzig Jahre alt sein — immer noch zehn Jahre mehr, bis wir beide alt und grau und stumpf geworden? Ja, lebte sie denn überhaupt noch? War der süße, blühende Leib nicht gar schon im Grabe vermodert, die Hand, die um meinen Nacken gelegen, verwelkt? Wußte ich es?

Verstimmt wandte ich dann das Pferd und trabte heimwärts. Mir graute manchmal ordentlich vor dem grauen Städtchen, das da im grellen Abendlicht aus der weiten Schneelandschaft vor mir auftauchte, mit seinem Thurm und seinen verfallenen Wällen dunkel und in scharfen Linien sich abhebend von dem goldigen Horizont.

„Hören Sie 'mal, das geht so nicht mit Ihnen!" redete mich eines Tags der Präsident auf einer Inspizierungsreise an; „wie kann ein junger, frischer Mann sich so einspinnen! Ich will Ihnen etwas sagen: Sie reichen ein Urlaubsgesuch auf sechs Wochen ein; ich schicke Ihnen einen Referendar als Stellvertreter, und Sie fliegen aus — in die Welt, ‚auf die Dörfer,' wie man so sagt. Nur keine Redensarten! Ich liebe die alten jungen Herren nicht; wär' schade um Sie! Also ich erwarte bestimmt Ihr Gesuch, und dann kommen Sie mit einer jungen Frau zurück. Ist nichts mit den Junggesellen. Nur die berühmte junge Witwe nicht! Hoffentlich tragen Sie um die keinen Gram? Na, na, nur nicht so böse aussehen — meine es gut mit Ihnen!" Damit schüttelte er mir die Hand und ging.

Also ich sollte auf Urlaub! Nun kam die wichtige und schwere Frage: „Wohin?" Jedenfalls an die See, um den Staub dieser Pußta hier um mich herum, oder richtiger dieser Lehm-Sahara, 'mal gründlich abzuspülen. Aber es mußte ein einsames Seebad sein; wenig Menschen, keine Kurhotels, keine Kellner. Wo gab es das? Ich studirte Specialkarten. Hier war dies nicht, dort jenes nicht, wie es sein sollte; plötzlich haftete mein Auge auf einem Punkte nicht an, sondern vor der Küste. Da war, eine Seemeile vom Strande auf einer einzelnen Klippe, die zu einer ganzen Reihe ihresgleichen gehörte, welche man durch kleine Kreuze angedeutet hatte — da war auf dieser Klippe ein Leuchtthurm eingezeichnet, dessen Licht man auf zwölf Seemeilen weit übers Wasser hin sehen sollte. Das war mir nun im Grunde gleichgültig; hauptsächlich kam's mir nur darauf an, möglichst viel von dem Salzwasser und möglichst wenig von dem Lande der brotessenden Menschen vor mir zu sehen. Am Strande lag ein kleines Fischerdorf, von dem ich nie gehört — da konnte die Menge der Badegäste unmöglich eine besonders große sein. „Wie wär's," sagte ich mir, „wenn du an den Leuchtthurmwärter unmittelbar schriebest und ihm ein anständiges Stück Geld für ein Zimmerchen oben bei der Laterne bötest? Die Leute können auch zuweilen Geld gebrauchen, und dir und ihm wäre vielleicht zugleich geholfen!"

Acht Tage nach Absendung meiner Anfrage hielt ich einen etwas unbehilflich geschriebenen Brief in Händen, laut dessen ich für

die Dauer von vier Wochen im Juli und der ersten Augustwoche unbeschränkter Herr eines Zimmers war, wie ich mir's gewünscht. Und nun packte mich plötzlich eine wahre Ungeduld. Ich konnte den Zeitpunkt des beginnenden Urlaubes kaum abwarten. Endlich war der Tag gekommen; und vierundzwanzig Stunden später saß ich vor dem schmalen Fensterchen meiner Thurm- und Burgkammer, hundert und einige Stufen über dem Spiegel des Meeres, das sich prächtig blaufunkelnd im Sonnenlicht vor mir dehnte, grünlich und weiß am Fuße des Felsens in ewiger Brandung schäumte, die murmelnd oder brausend zu mir in meiner luftigen Höhe hinaufstönte. Ich streckte die Arme vor Behagen: hier war's gut sein! Nach dem Herings- und Flunderdorf dort an der Landseite in den Dünen warf ich keinen Blick. Wohl aber mußte ich ihn unwillkürlich auf dem bildhübschen Mädchen ruhen lassen in seiner kleidsamen Volkstracht — mit den Kettlein und silbernen Spangen und Rosetten, das jetzt gerade eintrat und mir den ersten Kaffee meines hiesigen Aufenthaltes brachte. Blond, schlank, voll, von zarten Farben und mit einem reizend schelmischen Licht in den Augen stand sie vor mir und hielt mir das Kaffeebrett dar.

„Sind Sie die Tochter vom Hause, oder vielmehr vom Thurm?" fragte ich sie, während ich mir den Rahm zugoß.

Sie bejahte mit einer Stimme, deren weicher Wohllaut angenehm berührte.

„Ist es denn nicht sehr einsam hier für ein so junges" — fast hätte ich gesagt „und so hübsches — Mädchen?"

Im Winter wäre es arg gewesen, meinte sie; im Sommer käme doch ab und zu 'mal ein Mensch in Sicht; aber daß sie einen Logiergast gehabt hätten, das wäre ihnen noch gar nicht vorgekommen, und sie hätten sich auch nicht wenig gewundert, setzte sie hinzu. Und dabei spielten die etwas arbeitsharten, aber zierlich kleinen Hände mit dem Schürzenband, und nur ein halber Blick unter den langen Wimpern stieg bis zu meinem Gesicht.

„Sind denn da drüben im Fischerdorf gar keine Badegäste?" fragte ich weiter.

Sie schüttelte lächelnd den Kopf und sah an mir vorbei durch das Fenster.

„Eine einzige Familie wohnte diesen Sommer bis jetzt da; Leute, die kein Geld haben. Sehen Sie — da das Haus mit dem rothen Dach, halb hinter der Düne!"

Ich mußte dicht neben sie treten, um aus Höflichkeit der Richtung ihres Fingers mit dem Blick zu folgen. Im Grunde war mir's einerlei. Aber sie war gar zu niedlich.

„Ja, wie kommt denn das?" fragte ich, eigentlich nur, um sie noch ein bißchen zurückzuhalten; „Stagersand, das große Modebad, ist doch nur reichlich eine Meile entfernt."

„Das ist's ja eben!" lachte sie, daß man ihre tadellosen Zähne bewundern mußte, „das drüben ist kein Modebad! Der Strand ist gerade so gut und das Wasser genau so frisch und salzig und der Wellenschlag noch etwas stärker, und die Luft bekommt einem hier auch nicht schlechter" — ich mußte unwillkürlich auf ihre blühenden Wangen blicken — „Sie meinen, ich sähe auch nicht krank aus? Warten Sie nur, wie Sie nach fünf Wochen roth und braun sein werden! Können Sie segeln?"

Ich sagte ihr, ich sei von Geburt eigentlich an der Wasserkante zu Hause und von klein auf gewohnt, mit Hals und Schoten umzugehen.

„Unser Boot da unten können Sie immer benutzen," plauderte sie weiter; „für uns ist das etwas Altes, aber Ihnen wird's Freude machen und Ihnen wohlthun."

„Sagen Sie —" ich wußte nicht recht, wie ich sie anreden sollte — „Fräulein" wollte mir nicht heraus, das klang mir zu kellnerinnenmäßig —

„Ich heiße Wiebke!" sagte sie und lachte leise auf, „haben Sie den Namen schon früher gehört?"

Ich mußte es verneinen. „Sagen Sie, Wiebke, Sie sind nicht immer hier im Thurme gewesen?"

Ein schneller Augenblitz traf mich wieder von der Seite.

„Ich bin drüben zwei Jahre auf dem Festlande als junges Mädchen bei einem Arzt im Hause gewesen, und bei meiner Großmutter in der Stadt bin ich zur Schule gegangen; nun muß ich Haus halten für den Vater und den Knecht — aber ich verplaudere mich hier; seien Sie nicht böse, daß ich Sie aufgehalten habe!" Und hinaus war sie.

„Wann soll ich Ihnen das Abendessen bringen?" fragte sie, noch einmal den hübschen Kopf durch die viertelgeöffnete Thür steckend; „um sieben? Schön!"

„Eine bedenkliche Leuchtthurmwirthin!" mußte ich halblaut hinter ihr hersagen. „Wer hier nicht sattelfest ist, verliebt sich in dieser Einsamkeit sicher in sie. Und das wäre doch ein gefährlich dummer Streich. Ihr selbst wäre es scheinbar nicht ganz unangenehm."

Da unten, fern, ging die Sonne unter. Rothes, glühendes Gewölk im Westen. Weinfarben, jetzt ganz still, leise gegen die Klippen rauschend lag die See da. Immer dunkler wurde das Feuer, das dort am Horizont seinen blutigen Schein in die Wolken warf — dunkler die See, nur hier und da glänzte ein weißes Segel auf dem Wasser. Unten, am Rand der Klippe stand Wiebke, auch ihre Gestalt lichtumflossen. Die Dünen drüben am Land hatten Glanz über ihren weißlichen Sand gedeckt, und wie mochten die Laternengläser des Leuchtthurms in diesem Augenblick im rothen Feuer über die See hinausgleißen! — Aber es ist alles falscher Glanz — bald kommt die Nacht! — Nun, laß sie kommen! Da ist sie schon. Die Wolken erblassen — über der See liegt noch blinkende Spiegelung; aber die Dünen und das Mädchen stehen nicht mehr da, vom Märchenglanz übergossen. Ueber mir leuchtet jetzt klar und ruhig das gelbe Licht des Thurmes hinaus über die schlummernde See; dort unten seh' ich allmählich, wie's dunkler wird, den klaren Wiederschein im Wasser — und über mir taucht nach und nach ungezählter Sterne Flimmern aus der dunkelblauen Himmelstiefe auf; und auch die Sterne werfen zitternde Spiegelbilder in die kaum gewellte Fluth. Die Brandung spült mit lockendem Murmeln zwischen den Klippen. Nur von drüben her schallt ununterbrochen dumpfes Rauschen herüber: die Dünung, die auf den Strand läuft, und die nie, nie stille sein kann. Da klopft es bei mir an, ich fahre herum; Wiebke steht in der Thür und hält hoch in der Rechten die Lampe, daß der Schein voll auf ihr lächelndes Gesicht und auf ihre Schultern fällt, ein Bild zum malen. „Wünschen Sie Licht? Dann müssen Sie aber die Läden vorm Fenster schließen, daß kein zweites Licht neben oder unter dem Reflektor sichtbar ist! Oder möchten Sie zu uns auf ein Stündchen herunterkommen?"

„Ja, Wiebke, nehmen Sie Ihre Lampe nur wieder mit; die prächtige Nachtluft will ich nicht ausschließen, ich komme gleich hinunter. Hier, nehmen Sie mein Seidel auch mit: ich trinke nur aus ihm, und es darf keinem andern vorgesetzt werden."

Wiebke faßt es mit der andern Hand und geht; ich trete noch einmal ans Fenster und lehne weit hinaus. Im Westen glüht noch ein schmaler, gelber Streif, tief unten über dem Meer; der hält sich lange. — Glänzt nicht so durch jedes Menschenleben noch eine Hoffnung, ob auch mit schwachem Schein, im Dunkel des einsamen Herzens? Die Hoffnung auf ein Glück, das einst hell über unserem Leben gestrahlt, und das unterging — aber um wieder aufzugehen in neuem, blendendem Glanz? Ob ich dich doch noch einmal treffe, finde, halte, du Glück? Ob mir deiner Augen Schein doch noch einmal leuchtet — Hildegard?

Ich hob das Haupt: „Es soll und muß jetzt anders werden. Kommt das Glück, dann das Herz auf mit all seinen Fenstern und Thüren; aber dies Hängen am Alten, das macht alt. Nordseeluft stärkt — nun laß Dir auch die Seele stärken!" —

So ging ich tastend die schmale, dunkle, gewundene Treppe hinab. Auf den einen Absatz unter mir schien helles Licht durch eine Thürspalte — die Thür that sich auf, ich sah in Wiebkes Zimmer. Nett und mit einer gewissen Zierlichkeit war's ausgestattet. „Wir sind Nachbarn," sagte sie; „ich bekam eben ordentlich einen Schreck, als ich Ihren tastenden Schritt hörte und dachte nicht an Sie. Unsere Leute gehen mit schweren und sicheren Füßen. Es ist ihnen gewohnter Weg in der Nacht. Gehen Sie voran, ich leuchte Ihnen!"

Sie steckte eine lange, gelöste Flechte auf und schloß den letzten Haken ihres enganliegenden Mieders oben an dem weißen Halse; — der Silberschmuck lag in einem offenen Kästchen aus geschnitztem Sandelholz unter dem Spiegel.

„Wenn Sie meinen Vater aus seiner Ruhe aufrütteln können, dann kann er Ihnen viel Wunderbares und Interessantes aus der Zeit seiner Seefahrten erzählen, das er zu Wasser und zu Land erlebt hat. Sonst ist's recht still bei uns unten."

Der Alte, ein biederer, schwerer Obersteuermann, reichte mir mit kurzem, wie ein Knurren klingendem Gruß die ungeheure Flosse. Wie kam sein Töchterlein doch zu so kleinen Händen?

Er ließ sich dann, aus der kurzen Shagpfeife rauchend, in seinem großen Lederlehnstuhl nieder. Die Fenster standen offen, und frische Seeluft strich durch den behaglichen Raum.

Auf einem Regal an der einen Wand stand eine Reihe buntbeklebter Flaschen.

„Wir haben das Recht, an Fremde und Badegäste, wenn sie herüberkommen, auszuschenken," erklärte Wiebke. Sie blickte fragend auf den Vater. Er nickte. Sie nahm eine der Portweinflaschen und zwei Gläser und schenkte den bernsteingelben Trank ein. Dann bot sie mir mit freundlichem Blick und Lächeln das eine, das andere dem Vater: „Zum Willkommen!" sagte sie.

Der Alte hob sein Glas und hielt es ans Licht. „Prost!" rief er mit tiefer Stimme.

Hell klangen die Gläser zusammen.

Das war lange Zeit das einzige Wort, das Brar Volkers sprach. Nachdenklich und behaglich rauchte er weiter. Wiebke trug mir einen Stuhl herbei, weit genug entfernt von dem Sitz ihres Vaters, daß mir die scharfduftenden Wolken seines Tabaks nicht unmittelbar ins Gesicht wehten, und dann stellte sie mein Seidel voll schäumenden Bieres vor mich auf den Tisch. Alles stand ihr so nett an; jede Bewegung war so flink und anmuthig, daß ich ihr mit wahrem Vergnügen folgte. „Nun, und Sie?" fragte ich, als sie mir sogar eine brennende Kohle auf die Pfeife gelegt hatte.

„Ich spinne!" sagte sie.

Und sie holte ihr Rad und setzte sich mir gegenüber inmitten des Zimmers. Ich schaute auf den zierlichen Fuß, wie er unter dem kurzen Rock rastlos das Brettchen trat. Ab und zu hob sie die Augen und sah mit schnellem Blick zu mir hinüber, und derselbe Blick streifte den Vater. Was waren das für lebhafte, klare, feuchte Augensterne! Ein flüchtiges Lächeln spielte dann und wann um den weichen Mund.

Keines von uns sagte etwas. Nur das Rad schnurrte, und der Alte blies von Zeit zu Zeit hörbar Dampf ab. Ich hatte kein Bedürfniß, die schöne, behagliche Stille zu unterbrechen. Jetzt fing Wiebke an, ganz leise vor sich herzusummen, eine einfache Melodie ohne Worte.

„Wie heißt der Text?" fragte ich.

„Et wassen twee Königskinner
De hadden eenanner so leef!
Se kunnen tosämen nich kamen,
Dat Water weer veel to deep!"

sang sie mit klarer Stimme. – – Nun war das Eis gebrochen.

„Ja, Wiebke kann schön singen!" dröhnte der Baß des Alten nach dem ersten Verse dazwischen. „Sing' weiter!" Und sie sang bis zum Schluß:

„Se nehm em in ehre Arme,
Dat Hart ded ehr so weh;
Un länger kunn se nich lewen,
Se sprung mit em in de See."

„Huh, nein!" rief sie, indem sie lachend aufsprang, „das Lied endet so traurig. Geben Sie mir Ihr Seidel, es ist leer!"

„Trinken Sie an, Wiebke!" bat ich, als sie es wieder gefüllt hatte. Sie hob das Glas und netzte die Lippen, über den Rand hin mich mit den muthwillig schillernden Augen anblickend. Wie stand ihr alles gut! Aber war sie ein Kind, das unbewußt alle Anmuth des blühenden Mädchens entfaltete in unwillkürlichem Thun — oder wußte sie, daß sie schön war, und wollte sie ihre Augen werben lassen und wollte sie gefallen? — In solchen Gedanken sah ich sie wieder an, ohne es zu beabsichtigen, meinen Blick tief in ihren tauchend; da überflog dunkle Gluth plötzlich das frische Gesicht, und sie setzte sich schnell an das Rad, das Seidel vor mich niederstellend. Hatte ich ihr weh gethan mit dem Anstarren?

„Wie oft ist Verkehr mit dem Lande?" wandte ich mich schnell an Brar Volkers.

„So oft Sie wollen. Sie können jeder Zeit das kleine Boot bekommen," lautete die Antwort. „Wiebke kann Sie immer hinüberpullen; können auch segeln, wenn Sie Lust haben. Auf die können Sie sich verlassen."

Wiebke nickte munter.

„Ist drüben im Dorf etwas zu bekommen?" fragte ich. „Ich muß noch allerlei haben!"

Er schüttelte den Kopf. „Nichts was Sie gebrauchen können. Aber wenn Sie morgen mit Wiebke nach Stagersand segeln wollen, da giebt's alles!"

„Segeln Sie denn morgen hin?" fragte ich erfreut.

„Muß einkaufen für unsern Haushalt!" sagte sie wichtig.

„Schön," rief ich, „wann geht's los?"

„Um acht Uhr; wollen Sie wirklich mit? Das ist herrlich: da will ich gleich sehen, wie Sie mit einem Segelboot umzugehen wissen!"

Draußen war das Brausen lauter und tiefer geworden, als wenn größere Wassermassen sich gegen das Gestein und den Fuß des Thurmes drängten.

„Die Fluth kommt!" sagte Wiebke. „Die kennen Sie nicht aus Ihrer Heimath. Wenn sie mit Nord-West einsetzt, müssen wir oft die eisernen Laden schließen; sonst schlägt die See uns die Fenster ein!"

Ich stand auf. „Also auf morgen!"

Wiebke stellte ihr Spinnrad in den Winkel. „Ich leuchte Ihnen hinauf und gehe auch zu Bett! Gute Nacht, Vater!"

„Gute Nacht!" sagte er bedächtig und klopfte das Pfeifchen an der Tischkante aus.

„Erschrecken Sie nur nicht, wenn's über Ihnen 'mal laut wird; es geht nicht immer leise zu bei den Lichtern und wenn die Wache wechselt."

Wir gingen hinauf, Wiebke vor mir her. Hier, in dem engen Treppengang hörte man das Rauschen und Rollen der steigenden See noch viel deutlicher, dumpfer, klatschender. Und dazu das über die gerundeten Wände fahrende Licht, vor und hinter uns alles im tiefsten Dunkel. „Hören Sie," sagte Wiebke, sich zu mir wendend, daß ihr halbes Gesicht vom Lichtschein übergossen war und die andere Hälfte vom Schatten bedeckt: „Hören Sie das Brausen! Sie werden gut dabei schlafen! Es ist wie Gesang!"

Ich war allein hier; fern von allem und allen Bekannten mitten im Nordmeer, allein mit dem verführerischen Kinde in dunkler schweigender, einsamer Nacht; über uns das strahlende, warnende Licht, das seinen Glanz hinauswarf in die weite Finsterniß; unter uns jener Gesang der Nacht und der Fluthen — es lag ein Hauch wahrhaft lockender Poesie über dieser Stunde.

Wir standen vor ihrer Kammer. „Gute Nacht, Wiebke." Ich reichte ihr die Hand. „Gute Nacht!" — „Gute Nacht!"

Ihr Auge sprach mit. Ich trat in mein Zimmer und lehnte hinaus.

„Ja, Luftveränderung!" sagte ich zu mir; „es ist merkwürdig, was die thut; ich kenne mich selbst nicht mehr; ich bin heute schon ein ganz anderer Mensch!"

Ich schlief köstlichen, traumlosen Schlaf. Eine frische Stimme weckte mich, die mich durchs Schlüsselloch mit munterem Klang anrief: „Herr Amtsrichter, es ist Zeit!"

Was für ein Morgen lächelte über der See! Prächtige Luft umwehte uns; der Duft des Salzwassers fächelte belebend um meine Stirn und ich sog ihn ein wie ein Genesender. Wir saßen dicht an einander hinten im Boot, das vor frischer Brise mit halbem Wind, wie man so sagt pfeilschnell, durch die grünliche, schillernde Fluth schoß. Wiebke steuerte; ich hielt die Schot. „Immer klar zum Loswerfen!" mahnte Wiebke, die in all ihrem Silberschmuck glänzte. Ich ließ eines der silbernen Kettchen durch die Finger laufen.

„Schöne, feine Arbeit – – und Sie tragen gern Schmuck?"

„Furchtbar gern! Wenn ich mich 'mal verlobe, dann muß mein Bräutigam mir viel, viel schenken! Ich bin gar nicht so sehr für schöne Kleider; man kann in einfachem Zeug, wenn's nur gut sitzt, ebenso nett aussehen; aber alles, was Geschmeide heißt, das lockt mich, ich hab's von klein auf so gern gehabt. Geben Sie Acht, wir drehen etwas in den Wind, sonst laufen wir auf den Stein da auf!"

Ein einsamer großer Felsblock ragte um einige Fuß aus dem Wasser, und silberne Tropfen sprützten um ihn. „Bei Ebbe liegt er trocken; gerade soweit geht das Wasser zurück," erklärte Wiebke. „Ist einmal ein Kind hier ertrunken, das vom Hochwasser überrascht wurde und zu spät ein Herz faßte zurückzugehen, wie's Wasser schon tief war. Keiner hatte es bemerkt. Die

Dünen liegen zwischen dem Dorf und dem Stein. Es soll noch da spuken und die Schiffer warnen bei schlechtem Wetter."

Heute morgen saßen weiße Möven auf ihm und flogen, wie das Boot eilig vorüberschoß, schreiend in die Höhe. Das Boot stampfte leicht vor dem Seegang; im Sonnenlicht glitzernde Spritzer übersprühten den eintauchenden Bug mit Perlenschaum; langgestreckt, langsam anwachsend, rauschten die niedrigen Seen quer gegen uns an, selten nur einen kleinen klatschenden Guß über den Dollbord werfend, wenn die Brise nachließ und das Boot sich nach luvart aufrichtete.

„Fürchten Sie sich?" fragte Wiebke. Sie saß mit der Ruhe alter Gewöhnung und regierte die Ruderpinne mit sicherer Hand. Ich fürchtete mich nicht. Sie nickte mir vergnügt zu und zeigte voraus. „Da sehen Sie schon den langen Steg, den sie ins Wasser hinausgebaut haben; da legen wir an und machen das Boot fest. Dann weise ich Sie erst zurecht und mache meine Einkäufe. Ich esse bei meiner Tante —"

Ein lustiger Gedanke durchfuhr mich.

„Nein, Wiebke, möchten Sie nicht 'mal an der großen Gasttafel mitessen? Ich lade Sie ein; bitte, kommen Sie mit!"

Freudig leuchtete es in ihrem Auge auf.

„Ist das Ihr Ernst, Herr Amtsrichter? Ja, das möchte ich schrecklich gern einmal; o, das ist reizend von Ihnen!" rief sie dankbaren Tons.

„Abgemacht!" Und ich freute mich darauf, mit dem schönen Friesenkinde zusammen hier, ein Fremder, den keiner kannte, zu Tisch zu sitzen und ihr einen Gefallen damit zu thun. Ich war ja sicher, daß sie mir keine Verlegenheiten bereitete. Sicher aber auch war ich manchen Neiders. Sie mußte auffallen, und das war mir gerade recht in der fast übermüthigen Stimmung, in die ich seit gestern gerathen war. Und heute im frischen Morgenwind schwoll mir das Herz ordentlich in neuer Lebenslust. Als ich auf der Brücke ihr die Hand reichte, um ihr aus dem Boot zu helfen, da war mir der Gedanke, wieder unter so vielen Menschen zu sein, gar nicht mehr unbehaglich; ich fühlte mit einem Male, wie jung ich noch war.

So gingen wir Seite an Seite über den Steg, und ich hatte meine Freude daran, wie sicher und zierlich ihre Füße in den kurzen Schuhen und weißen Zwickelstrümpfen auf den hallenden Planken auftraten.

Ich ging mit ihr in allerlei Läden umher, und es machte mir Vergnügen, zu sehen, wie das reizende junge Ding mit frischer Thatkraft ihres Amtes waltete als Führerin und Anwalt in all den Sachen, von denen ich nichts verstand, und ebenso ihre eigenen Angelegenheiten bestimmt und umsichtig ordnete.

„So, nun möchte ich nur noch in den Handschuhladen da drüben, und dann gehen wir zum Essen! Sind Sie nicht auch hungrig, Wiebke?"

„Nein, ich freue mich viel zu sehr!" sagte sie kindlich. Und das glühende Roth der Ueberraschung und des Glücks, das ihre Wangen färbte, als ich ihr sagte: „Jetzt suchen Sie sich ein Paar helle Handschuhe aus zu unserem Diner!" war allerliebst.

So traten wir ein in den großen Saal mit seinen langen, üppig gedeckten Tafeln. „O wie wunderschön!" flüsterte sie befangen und schmiegte sich in unwillkürlicher Scheu an mich, den einzig bekannten Menschen unter den vielen, die theils schon längs der Tische saßen, theils noch fluthartig durch alle Thüren geputzt herein strömten.

„Kommen Sie, Wiebke, legen Sie Ihren Arm in den meinigen! So — nur die Finger!"

Die Hand, die leicht in ihrem hellgrauen Handschuh auf meinem Arm lag, sah jetzt sehr zierlich aus. Wir gingen die lange Reihe entlang. Wie sie nun festen Halt an mir hatte, da richtete sie ihre schlanke Gestalt auf, und den Kopf ein wenig zurück und zur Seite gelegt, ließ sie die Blicke schnell musternd über die Leute hinwandern, ohne Verlegenheit, mit einem wirklich allerliebsten Ausdruck von kindlichem Stolz. Manches Auge folgte uns.

„Sehen Sie nur," flüsterte sie zu mir aufschauend, „wie die Leute uns nachsehen; das thut gewiß meine Kleidung! Ist Ihnen das nicht unangenehm?"

Ich wollte widersprechen, doch ich besann mich noch zu rechter Zeit. Wozu das Mädchen eitel machen!

Ziemlich weit unten an der Tafel fanden wir Platz. Ich ließ einen Stuhl frei zwischen der zunächst sitzenden, die Speisekarte musternden Dame und mir, den bald darauf ein Herr mit blondem Vollbart einnahm, welcher sich ihr sehr eifrig zu widmen schien.

Sie antwortete ihm mit einer Stimme, deren Klang mir bekannt vorkam; aber als ich selbst von der Speisekarte aufblickte nach ihr hin, konnte ich nur ihren Nacken sehen. Sie sprach eifrig mit einem älteren Herrn an ihrer rechten Seite; ich wandte mich Wiebke zu, die strahlenden Blickes die Reihen hinauf und hinunter sah.

„Soll ich die Handschuhe ausziehen?" fragte sie leise, sich dicht zu mir beugend und mir mit einem wirklich süßen Blick ins Gesicht sehend.

„Nein!" erwiderte ich ebenso leise; „sehen Sie, viele Damen behalten sie an!" Sie nickte. — Und nun kam die Zahl der Gerichte.

„Das kenne ich ja kaum!" bewunderte sie eins ums andere; aber sie saß trotzdem mit einem Anstand zu Tisch, der meine letzte Besorgniß um das Wagestück unterdrückte. Mir selbst that die gesellige Lust hier jetzt wohl und ich wurde heiterer und heiterer. Sie plauderte so frisch und natürlich und so vertrauend, als wäre ich ein alter guter Bekannter; jetzt schwirrte über die ganze Tafel das Gespräch, und noch dazu spielte nicht fern von uns rauschende Tafelmusik; da that kein Flüstern mehr noth und war auch nicht mehr möglich, wenn man sich verständlich machen wollte. Auch Wiebke sprach jetzt laut und lachte wohl einmal silberhell dazwischen ein wenig auf. Die Musik spielte eben die Ouvertüre zu einer bekannten kleinen Oper: es war ein Potpourri von Studentenliedern, und ich sang innerlich die bekannten flotten Melodien mit.

„Vivant omnes virgines
Faciles, formosae!"

klang es gerade jetzt zu den Flöten und Fagotts in meinem zum Leben erwachenden Herzen nach. Jetzt fingen hier und da die Schaumweinpfropfen an zu knallen. Ich winkte dem Kellner — er stellte eine halbe Flasche kühlen Sekt vor mich hin und zwei Gläser. Wiebke schrie beinahe leise auf vor Freude:

„Champagner?" sagte sie und legte die Hand auf meinen Arm — „nein, wie soll ich Ihnen so viel Freundlichkeit danken? Den habe ich noch nie getrunken!"

Der Trank brauste auf in den Kelchen. „Nun schnell, Wiebke, eh der Geist noch verduftet!" Klingend neigten sie sich gegen einander; sie sah mir tief in die Augen; dann den blonden Kopf in den Nacken beugend, schlürfte sie auf einen Zug den schäumenden Wein, und, ein wenig seitlich im Stuhl gelehnt, das glückliche Gesicht mir voll zugekehrt, hielt sie mit berückendem Lächeln das leere Glas gegen mich hin, ein wahres Bild von Jugendlust. — Mein Herz schwoll, wie ich meinen Blick tief in ihren senkte — (Du siehst, Fritz, ich bin ehrlich!) „Noch fünf Wochen mit dem reizenden, gefährlichen Geschöpf zusammen!" zog es mir durch den Sinn mit bethörendem Klang —

„Es ritten drei Reiter zum Thore hinaus, ade —
Feinsliebchen, die schaute zum Fenster hinaus — ade!"

schallte es da von oben plötzlich, kräftig, im alten, herrlichen, unvergessenen Ton in meinen Traum hinein mit Zinken und Trompeten. — Ich senkte den Kopf und stützte ihn in die Hand — welche Fluth von Erinnerungen strömte bei der Weise mit einem Male auf mich ein!

„Was ist Ihnen?" hörte ich Wiebke fragen, und wieder fühlte ich ihre Hand auf meinem Arm. Das Haus an der Marktecke — das flatternde Tuch — etwas wie brennendes Heimweh glomm in meinem Herzen auf — seufzend hob ich das Gesicht; neben mir hatte mein blondbärtiger Nachbar sein Glas umgestoßen; ich blickte zur Seite und — sah in Hildegards Gesicht! — Ich sah und sah und sah — das war sie! Und sie sah mich an, blaß, ernst, aus großen blauen Augen — kannte sie auch mich? kannte sie mich nicht? Kein Lächeln auf ihren Lippen, kein Gruß in ihrem Blick — jetzt schaute sie fremd und kalt weg und sagte ein Wort zu ihrem Nachbar; er stand auf, bot ihr den Arm, und sie gingen; der alte Herr und eine weißhaarige Frau folgten ihnen und ich starrte ihnen nach.

„Aber, Herr Amtsrichter!" sprach Wiebkes weiche Stimme, bittend, ängstlich, bestürzt, und ihre Fingerspitzen berührten meine

Hand — ich fuhr herum. „Was ist Ihnen? Um Himmelswillen, Sie sind ja weiß wie die Wand!“

Ich griff willenlos nach der Flasche; was spielten sie jetzt da oben? War das nicht „Es steht ein Baum im Odenwald“? Jawohl:

„Und als ich wied'rum kam zu ihr,
Verdorret war der Baum;
Ein and'rer Liebster saß bei ihr —
Jawohl, es war ein Traum!“

Ich goß uns ein und stieß mit ihr an und sah sie an, ohne zu trinken; wunderbar, hatte ich die so hübsch gefunden? Nimm das bißchen Jugend aus ihrem Gesicht fort, und was bleibt ihr? Sie setzte das Glas nieder: „Sie denken schlecht von mir!“ sagte sie leise.

Mir that das Herz weh.

„Wiebke — wie kommen Sie auf solchen Gedanken? Ich habe Sie sehr lieb!“

Vor fünf Minuten hätte uns das Wort zusammengeführt. Jetzt stand sie auf und sagte mit zuckenden Lippen:

„Herr Amtsrichter, wollen wir gehen? Ich glaube, die Leute sehen uns an!“

Ich hatte nicht den Muth, ihr den Arm zu reichen. Stumm ging sie neben mir her.

„Wann müssen wir fort?“ fragte ich.

„In einer guten Stunde. Bitte, erwarten Sie mich dort in der Glasveranda; ich muß noch zu meiner Tante!“ Ich reichte ihr die Hand. Sie legte die ihre hinein, aber ohne Druck, und es glomm etwas auf in ihrem Auge, wofür ich keinen Namen fand — und doch war kein Leben in diesem Blick, wie's sonst daraus gelacht hatte. „Ich danke Ihnen!“ sagte sie und gab sich Mühe zu lächeln. — Sie that die Lippen von einander, als wolle sie etwas hinzufügen — aber sie sagte nichts und wandte sich zum Gehen.

(Fortsetzung folgt.)

Mein Kind.

Schnell sind die Jahre vergangen —
Doch denk' ich der bangen Nacht,
Als Du, jubelnd empfangen,
Zum Leben rings erwacht;
Mit freudezitterndem Munde
Küßt' ich Dich inniglich
Und sprach aus Herzensgrunde:
Mein Kind, Gott segne Dich!

Festlich die Glocken erklangen,
Es schmückte Dein Haupt der Kranz;
Hoch glühten Deine Wangen,
Feucht war des Auges Glanz.
Eng hielt ich Dich noch umschlungen,
Und Wehmuth mich beschlich;
Schwer hat sich's mir errungen:
Mein Kind, Gott segne Dich!

Schon lange bist Du geschieden,
Und ich blieb sehnend zurück;
In Deines Hauses Frieden
Wiegst Du Dein schönstes Glück;
Doch ob Dein Leben und Lieben
Sucht neue Bahnen sich,
Du bist mir doch geblieben:
Mein Kind, Gott segne Dich!

Albert Traeger.

Herz-Ober.

Der Mai war gekommen. Alles Leben fing an sich zu regen. Die Bäume, der Wald, Wiese und Berg hatten sich in junges durchsichtiges Grün gehüllt, der Flieder zeigte die ersten duftenden Blüthen, an den Hecken barg sich hinter Dornen das zarte Röslein, indeß unten im Thale die Obstbäume schon in voller Blüthe standen.

Auch die Spaliersprößlinge an des Tannenbauern Haus auf der Südseite wetteiferten mit ihren freien Vettern drunten im Thal und zeigten Blüthe an Blüthe, und selbst die alten Tannen zur Seite des stattlichen Hofes hatten ein neu Gewand über das alte angezogen. Vor den schmalen Fenstern prangten Geranien und Fuchsien in brennendem Roth, so daß der Bauernhof im wunderhellen Sonnenglanz aussah wie ein geschmückter Bräutigam, der zur Brautschau bereit ist. Drin in der Küche schaltete das jüngste Töchterlein, die blonde Marei, am Herd, indeß die Resei und Vreni mit dem Abwaschen des Geschirres vom Mittagessen sich beeilten.

„So gut wie heut' treffen wir's nimmer,“ hatte die älteste und klügste (wie sie glaubte), die Resei gesagt, nachdem die Eltern zu einem Besuche in die Stadt vom Hof gefahren waren. „Der Knecht ist auf die Kirchweih 'nüber und die zwei Mägd' dürfen auf des Leimbauern Elis ihre Hochzeit — heut' muß die alte Urschel her und uns Karten legen.“ Das hatte die Resei gesagt und war selbst vor Tisch hinüber geeilt zur halbzerfallenen Hütte der alten Urschel, die ihren Besuch bis um zwei Uhr zugesagt. „Sie soll aber ja die Karten nicht vergessen,“ hatte ihr Vreni noch nachgerufen.

Ein guter Kaffee ist unerläßlich zur Erzielung glücklicher Prophezeiung, und so nahm denn Marei zu dem Gebräu etwas mehr Kaffeebohnen, als die Bäuerin selbst an Festtagen je genommen, in der Meinung, die wohlthuende Wirkung des guten Kaffees müsse einen ebenso wohlthätigen Einfluß auf das nachfolgende Orakel ausüben.

Marei war jetzt so still, ganz gegen ihre Art, und erst vor Tisch hatte sie noch ihre Schwestern ausgelacht und gespottet über ihre Neugierde, einen Blick in die verhüllte Zukunft zu wagen. Wie oft hatte sie gelacht über Resei, die (ein öffentliches Geheimniß) mit dem Müllerfranz auf gutem Fuße stund, und wie viel mußte 's Vreni unter ihrem Spotte leiden, wenn sie in Verzweiflung gerieth, so oft der Vetter Seppl ein ander Mädel anguckte. „Ich bin froh und frei,“ sagte die Marei, „und kümmere mich den Kuckuck um Eure Mannsbilder, die einem nur den Kopf verdrehen und uns hinterher auslachen.“

Jetzt stand sie am Herde und schaute in die brausende schäumende Pfanne und tausend Gedanken flogen ihr durchs kleine Köpfchen, und alle drehten sich um einen blonden Lockenkopf mit grünem Jägerhut. Ja, der Mai ist gekommen und alles fängt an, sich zu regen und zu blühen, und tief innen im keuschen Mädchenherz ruht der Keim der Liebe und harrt der warmen Sonnenstrahlen aus dem Auge des Rechten, um aufzublühen und zu wachsen zum Baume der wahren Treue und Ergebenheit, oder jäh abzuknicken, wenn ein rauher Sturm oder ein Blitz aus dunklem Himmel die noch zarte Pflanze vernichten soll.

Daran dachte 's Marei nicht. Wohl aber des herrlichen Sonnenuntergangs von gestern, als es am Waldrande entlang schritt, den Schwestern entgegen, die oben auf der Wengeralp die Hütte für den sommerlichen Aufenthalt eingerichtet hatten. Sie guckte der scheidenden Sonne nach, ein Kuckuck rief von ferne und sie zählte die Rufe, um zu erfahren, wie lange Jahre sie noch leben werde — patsch, trat sie bis über den Knöchel in eine sumpfige Stelle und zog mit einem erschreckten Schrei den Fuß heftig zurück, so daß der Schuh in dem Schmutze zurückblieb. Als sie noch überlegte, auf welche Weise sie ihn wieder erlange, ohne die Hände zu beschmutzen, kam nebenan aus dem Gebüsch ein braungelockter Jagdhund schnuppernd, gefolgt von seinem Herrn. Es mußte der neue Jagdgehilfe sein, ein rosig Gesicht und dichtes braunes Gelock mit grünem Hut, hohe Gestalt und Joppe und Flinte — auf mehr konnte sich Marei nicht besinnen.

Doch ja, als er sagte: „Was ist denn, Jungfer?“ und sie zu ihm aufschaute, sah ein Paar so recht gute (wie sie glaubte) blaue Augen auf sie herunter. Dann lachte er über ihre komische Situation, zeigte dem Hund das untergehende Bekleidungsstück im Sumpf. „Apport, Tiras“ und der treue Begleiter legte ihm den wassertriefenden Schuh vor die Füße. Sie hätte weinen können, wie sie so kläglich vor dem Fremden stund, mit dem einen bloßen Strumpf, und sich anschickte, nach Hause zu gehen mit dem nassen Schuh in der Hand.

„Ach, so geht man mit fort,“ sagte der Jäger, „erst muß ich meinen Dank haben“, und damit legte er den Arm um ihre Taille und neigte sein Gesicht zu ihr nieder. Sie aber schlug ihm mit dem nassen Schuh auf die Hand und entlief, verfolgt von dem fröhlichen Lachen des Burschen.

„Aber Marei, das Wasser siedet ja schon lange,“ rief die Vreni und weckte ihre Schwester aus den Träumen. So wurde der Kaffee fertig, gerade als die alte Urschel, auf ihren Stock gestützt, hüstelnd zur Stube eintrat.

Man konnte sie sonst nicht recht leiden und sie ward gefürchtet, denn sie wußte allerhand Mittel und Zaubersprüche gegen verhextes Vieh, und man hatte sie im Verdacht, etwan da und dort gegen gut Geld und heiliges Versprechen des Schweigens manch Liebesträulein abgegeben zu haben. Der Nimbus einer Hexe umgab ihr Thun und Treiben; aber zur Erforschung der Zukunft wagt man alles und fürchtet weder Hexen, noch böse Geister.

Der Kaffee war getrunken; die Kaffeetasse und das Gebäck waren abgetragen und der Tisch abgewischt; da zog die Alte ihre Karten aus der Tasche, setzte ihre in Messing gefaßte Brille auf die Nase und guckte darüber weg mit ihren kleinen unruhigen Aeuglein die drei blühenden Mädchen im Kreise herum an.

„Wem soll ich kartenschlagen?“

„Mir, mir,“ riefen die älteren Zwei.

„Wen's trifft, wir wollen mal sehen,“ sagte die Alte und legte die Karten; 's Resei mit rothem Gesicht konnte den weisen Spruch nicht erwarten und 's Vreni stellte sich neben Marei, um von oben besser in die Karten schauen zu können. 's Marei aber machte ein spöttisch Gesicht, denn sie ging's doch nichts an.

„Ich seh' ihn schon,“ sagte die Wahrsagerin, „da ist er.“

„Wie schaut er denn aus?“ rief vorlaut 's Marei.

„Das kommt zuletzt, nur hübsch Geduld. Eichel, Eichel, viel Verdruß; hier kommt ein Grasen, das bringt Hoffnung dem Herz-Unter; schau, schau, der Graszehner, also ein Brief scheint die Sache zu vermitteln, nachdem die Alten nichts davon wissen wollen — Schellen-Ober, aha, er hat Geld; Eichel-Aß, ein großer Verdruß trennt sie noch immer — aber Herz-Ober — sie finden sich und kriegen sich und die Alten sagen Ja und Amen.“

„Ach," rief Therese, und 's Vreni — „wer ist's denn, wie schaut er aus?"
„Und wer ist der Herz-Ober?" sagte 's Marei.
„Wie schaut er aus?" sagte die Alte; „er ist groß und schön gewachsen, hat blonde Locken und blaue Augen, eine Joppen und ein' grünen Hut und den Stutzen zur Seiten (`s Marei war wie verhext — im Herzen drin fing es an zu pochen und das Blut stieg ihr hinauf und weiter in die Wangen, daß sie dunkelroth wurden) und der Herz-Ober — (die Alte nahm ihn in die Hand und sah ihn prüfend an) das bist Du," platzte sie heraus, mit dem Zeigefinger auf das verwirrte Marei deutend, die lieber in den Boden versunken wäre, zum Erstaunen ihrer beiden Schwestern.

Diesen Moment hat unser Künstler erfaßt und mit liebevoller Treue auf die Leinwand gebannt. Es ist ein Bildchen aus dem Leben genommen und der Moment erfaßt, wie er wirklich war; denn auch die Geschichte ist wahr und noch nicht zu Ende, und der Maler hat die Stube und die Töchter und die Alte oft gesehen und sie nicht vergessen, wie die treue Wiedergabe in seinem Bilde uns zeigt; und wenn Ihr wissen wollt, wie die Geschichte weiter ging, so weiß es niemand besser als unser Maler, und der wird euch gerne erzählen, daß die Karten der alten Urschel diesmal recht behielten und daß die blonde Marei und der Jägerfranz sich wirklich kriegten. **G. Knaller.**

Wilhelm Raabe.

Von Wilhelm Goldbaum.

Das ist nun auch wieder schon dreißig Jahre her, seitdem ich die „Chronik der Sperlingsgasse" gelesen. Man kommt sich so alt vor, wenn die Erinnerung bereits mit solchen Ziffern arbeitet, und der Dichter erscheint einem beinahe wie ein Rübezahl mit wallendem weißen Barte und bemoostem Stabe in der Hand, obwohl er ganz und gar noch zu den modernsten Erzählern gehört, ungeschwächt an Kraft der Erfindung und Darstellung. Damals — vor dreißig Jahren — nannte er sich Jakob Corvinus, vermuthlich, weil er als Neuling erst ungekannt seine Flügel erproben wollte, und als ihm der erste, der zweite, der dritte Flug vortrefflich gelungen war, da kam allmählich sein wahrer, nicht latinisirter Name Wilhelm Raabe zu Tage. Ich weiß nicht genau, wann es zum ersten Male geschah, daß der Poet seine Maske lüftete; aber ich weiß, daß es lange dauerte, bis ich Wilhelm Raabe und Jakob Corvinus als die nämliche Person zu betrachten mich gewöhnte, weil es mir schier als ein zu großer Reichthum in Eines Besitzers Hand bedünkte, der funkelnd und blitzend durch diese Geschichten rollte. Als bartloser Knabe trug ich verstohlen die „Chronik der Sperlingsgasse" aus der Leihbibliothek nach Hause — es war nicht lange nach dem Krimkriege — und heute, nachdem inzwischen unter dem dröhnenden Tritte der Geschichte die Welt und die Menschen ein anderes Gesicht bekommen haben, finde ich es fast wunderlich, daß der alte, treue Johannes Wachholder von der Sperlingsgasse noch immer lebendig und leibhaftig vor mir dasteht, als gäbe es für ihn kein Sterben. Oder sollte er wirklich unvergeßlich sein für diejenigen, denen er einmal begegnete, obgleich sein erstes Wort, mit dem er sich überall vorstellte, eine wehmüthige Klage über sein Alter war: „Ich bin ein einsamer alter Mann geworden"?

Ach Gott, mit dem Alter ist es ein seltsames Ding; das graue Haar ist es nicht, in dem es sich offenbart, und unter denen, die immer jung bleiben, sind die Humoristen am unverwüstlichsten.

Nichts Müßigeres giebt es, als tiefsinnig über das Wesen des Humors zu grübeln. Witz, Satire, Sarkasmus haben wenig mit dem Humor zu schaffen, so wenig wie der Verstand mit dem Herzen, der Kritiker mit dem Poeten etwas zu schaffen hat. Aber befreie dich, du mühseliges Menschenkind, von aller Schwere und allem Elend des Daseins, steige fesselos in den Aether empor, um von da oben herab mit ungetrübtem Blick, gleich theilnehmend am Glück wie am Unglück, die Welt zu betrachten, lache den Traurigen das Leid aus der Seele, den Uebermüthigen die Wehmuth in den Sinn, und du bist der wahre Humorist, wie man dies Wort auch definiren mag. Keine Form darf dich beengen, kein Bedenken dich hindern — du weinst, wo andere lachen, du lachst, wo andere weinen. Das ist die Freiheit, die du voraus hast vor den Millionen Sklaven, den Sklaven des Berufes, der Leidenschaft, der Sitte. Was ist's denn mit diesem Wilhelm Raabe, daß sich ihm die Herzen erschließen, als besäße er einen Zauberstab, sie zu öffnen? Hat er große Abenteuer zu bestehen gehabt, ist das Schicksal launenhaft mit ihm umgesprungen? Nein, es handelt sich um eines der anspruchslosesten und einfachsten deutschen Poetenleben, ohne Stromschnellen und Katarakte in seinem stillen Laufe.

Ein braunschweigischer Beamtensohn absolvirt das Gymnasium in Wolfenbüttel, versucht es dann mit dem Buchhandel, findet aber an dem Studium größeres Gefallen, heirathet seine Base, wohnt acht Jahre in Stuttgart, um hierauf nach der Hauptstadt seines Heimathlandes zurückzukehren, wo er bis heute — ein siebenundfünfzigjähriger Mann — zufrieden und emsig schaffend lebt. Das ist doch wahrlich kein vollgerüttelt Maß von odysseischen Erlebnissen und Erfahrungen, und dennoch — wie viel lachende Weisheit und mitleidsvoller Zuspruch sind der Phantasie und dem Geiste dieses dichtenden Menschenkindes schon entquollen, seitdem ihm in der Berliner Spreestraße vor etlichen dreißig Jahren die Gestalt des Johannes Wachholder erschien!

„Seid gegrüßt," rief damals der alte gelehrte Hagestolz am Ende der Geschichte, die ihn Raabe erzählen ließ, „alle ihr Herzen bei Tag und bei Nacht; sei gegrüßt, du großes träumendes Vaterland; sei gegrüßt, du kleine, enge, dunkle Gasse; sei gegrüßt, du große, schaffende Gewalt, welche du die ewige Liebe bist! Amen!"

Und der Gruß ward vernommen und erwidert, von den Herzen, vom Vaterland, von der Gasse, von der Liebe. Wo unterdessen auch der Dichter seinen Stab niedergesetzt hat, immer fand sich eine liebevolle Gemeinde, die nach ihm ausschaute, die sich lauschend um ihn scharte; denn Thränen zu trocknen giebt es ach! so viele auf der Welt und ein befreiendes Lächeln sich abstehlen zu lassen, dazu sind gottlob alle guten Menschen gern bereit. Freilich, das große träumende Vaterland hat längst zu träumen aufgehört; die kleine, enge, dunkle Gasse ist umbraust von dem betäubenden Lärm der Weltstadt, und mitunter will es mürrische Zweifler bedünken, als ob die große schaffende Gewalt, welche die ewige Liebe ist, gar nicht mehr ihres Amtes walte. Aber sagt nur nicht etwas derartiges dem Humoristen auf der Wolfenbüttelerstraße in Braunschweig! Er ist der nämliche geblieben, und was auch um ihn her sich verändert hat, er sieht es und grüßt es mit seinem weiten Herzen, mit seinem sinnvollen Blicke, mit seinem überschauenden Geiste auch in der veränderten Welt: das große Vaterland, das nicht mehr träumt, aber auch nicht mehr das „Land der Vaterländer" ist; die Liebe, die nicht gestorben, obgleich sie nicht mehr am Arme des Philisters einherschreitet; die Gasse, in die der Strahl einer neuen Sonne hineingefluthet. Jedoch die großen Wandlungen, welche sich in der äußeren Gestaltung der Völkerschicksale vollziehen, lassen den wahren Humoristen unberührt; ihm ist das Menschenherz der Mittelpunkt und Inbegriff der Welt und eine weltumformende Völkerschlacht lockt seinen Blick weniger mächtig an als der verborgene Liebeskampf eines einfachen Menschenkindes. Das liebe Ich, das eigene wie dasjenige des anderen, dieses geheimnißvolle, wunderliche Ding inmitten des Weltgetriebes, das gehorcht und gebietet, schafft und leidet, bedeutet ihm mehr als der gesammte Globus, und als echter Humorist schreibt Wilhelm Raabe in einem Briefe an einen Freund nach dem Erscheinen der „Krähenfelder Geschichten", zu dem ihn der Freund beglückwünscht hat:

„Ja, ja, so springt man in Krähenfeld mit den erlauchtesten Damen des höchsten Adels um! Aber die verw. Gräfin Fredegunde zum Stuhle ist bereits gerächt; Müller hat uns die Wohnung gekündigt und ich schreibe keine Krähenfelder Geschichten mehr. Vom ersten Oktober dieses Jahres an (1882) wird die Salzdahlumerstraße meinen Schritt nicht mehr vernehmen, meinen Schatten nicht mehr an ihren Mauern hingleiten sehen! Nur in der deutschen Litteraturgeschichte wird einige Zeit hindurch der Vermerk haften, daß einmal in jener Straße Nr. 5 ein Mann wohnte, der zwölf Jahre hindurch von dort aus allerlei Absonderliches in Druck gehen ließ; aber auch das Gerücht wird verhallen und Eine Nacht einmal uns alle bedecken."

Man hat Wilhelm Raabe oft mit Jean Paul verglichen und in seiner Weltanschauung die Spuren der Schopenhauerschen Philosophie gesucht. Dies wie jenes zeigt, welch hoher Maßstab

geworden, den Punkt zu erklimmen, von dem aus das deutsche Volk zum ersten Male ihn zu erblicken vermochte. In fünfter Auflage liegt die „Chronik der Sperlingsgasse“, sein Erstlingswerk, vor. Als sie vollendet war, wanderte sie von Verleger zu Verleger; keiner nahm sie an, bis der junge Poet sie für den Preis von fünfzig Thalern auf seine eigenen Kosten drucken ließ. Bücher haben eben ihre Schicksale. Freilich war damals die Nation nicht aufgelegt, dem Humoristen Gehör zu schenken; denn es war eine böse Zeit, die Zeit der Reaktion.

„Es ist eigentlich eine böse Zeit! Das Lachen ist theuer geworden in der Welt, Stirnrunzeln und Seufzen gar wohlfeil“ — mit diesen Worten beginnt Johannes Wachholder seine Erzählung. Aber zehn Jahre später klang es doch ganz anders, selbstbewußter und hoffnungsvoller von Raabes Lippen, als er dasselbige Büchlein in neuer Auflage mit dem Begleitscheine aussendete: „Es soll niemand sein Handwerksgeräth, die Waffen, mit welchen er das Leben bezwingt, in dumpfer Betäubung fallen lassen.“ Seitdem sind wiederum zwanzig Jahre dahingegangen; das deutsche Volk ist so mächtig, so gebietend, so glücklich geworden, daß es fast den Neid der Götter fürchten müßte, wenn es nicht bescheiden in aller Macht das Kleine wie das Große achtete und bei seinen Dichtern, bei seinen Humoristen vor allen andern, täglich lernte sich fern zu halten von dem Uebermuthe, der das Menschenherz verödet wie der Samum die Wüste.

Eine Gewissensfrage.

„Geben ist seliger denn Nehmen,“ heißt es in der Schrift, und tausend gute Herzen im weiten Vaterland bestreben sich täglich, das Wort zur Wahrheit zu machen. Aber das Wiedergeben muß offenbar eine viel geringere Seligkeit gewähren, sonst würden nicht so viele sonst ganz rechtliche Menschen, besonders Frauen —

„Nun höre einmal jemand diese Unverschämtheit! Geben wir nicht redlich alles wieder, was man uns geliehen hat? Portoauslagen, Bestecke zur Gesellschaft, wenn die eigenen nicht reichen, Schmuckstücke, Bowlengläser, Lampen und Teller —“

„Auch Bücher und Zeitschriften?! . . . Warum schweigen Sie denn jetzt so plötzlich, meine Damen? (denn ich sehe nur Zuhörerinnen um mich; die Männer gehen den ‚Gewissensfragen‘ grundsätzlich aus dem Wege, wir brauchen uns keinen Zwang anzuthun.) Also Hand aufs Herz: auch Bücher, geliehene Bücher?“

Pause. — Dann eine Stimme: „Ja wohl, auch Bücher.“

„Wann? Nach wie viel Erinnerungen? In welchem Zustande?“

O meine lieben, verehrten und reizenden Damen, gestatten Sie mir, hier in der „Gartenlaube“, wo Sie es am wenigsten erwarten, eine kleine Strafpredigt in der Hundstagshitze. — Wo liegt doch momentan der Band Heyse, Dahn, Ebers, Spielhagen, Heimburg, Keyser, Werner, Lewald (von unsern „leichtfertigen Nachbarn im Westen“ zu schweigen), den Ihnen eine gefällige Freundin, sagen wir drei Wochen vor Weihnachten, geliehen? Trotz der dringenden Arbeiten hatten Sie damals Zeit, ihn zu lesen, natürlich, so etwas läßt man nicht ungelesen liegen. In drei, in acht Tagen waren Sie mit der Lektüre fertig und die Begeisterung oder der Aerger (über die „unglaublichen“ Franzosen) sprühten in lebhaften Reden von Ihren schönen Lippen und gaben Gelegenheit zu den animirtesten Unterhaltungen im geselligen Kreise.

Aber das Buch selbst! Mein Gott, das dumme Buch — allemal wenn man im pelzbesetzten Kostüm auf zierlichen Knopfstiefelchen „einmal“ ausging, war es richtig droben liegen geblieben; wollte man es morgens dem Dienstmädchen mitgeben, so war gewiß sonst so viel zu laufen, daß man Babette nicht auch damit noch belasten konnte, und die meisten Male, ja — hatte man eben überhaupt nicht daran gedacht.

Und es reihten sich die Tage zu Wochen, die Wochen zu Monaten; es kamen so viel pressante Dinge, auch neue Bücher — mein Gott, wer kann auch alles im Kopfe haben? Ein Hausball folgte mit großer Räumerei; die Zimmer wurden auf den Kopf gestellt, in den Hintergrund des Bücherschrankes flog alles, was von Gedrucktem unnütz herum lag, ohne Unterschied des Formates. Und dann, ja dann kam Ostern ins Land, eine Frühjahrsreise wurde gemacht, und um Pfingsten herum erfolgte eine etwas gereizte Mahnung der Freundin, ihr „endlich“ das Buch zurückzustellen.

Das Buch — ja, ist denn das nicht schon lange zurückgebracht? Erst besinnt man sich, dann sucht und endlich — da man etwas zum Lesen in die Sommerfrische mitnehmen will — findet man es. Aber in welchem Zustand! Die Ecken zerdrückt, das broschirte Rückgrat der Auflösung nahe, und hier auf dem ehemals neuen, zartgelben Umschlag lächelt in riesigem Glanze ein großer, in Wellenlinien verlaufender Fettfleck unbegreiflicher Herkunft. Ganz unbegreiflich, empörend sogar; denn man ist sonst ein Muster von Ordnung und Reinlichkeit und hat seine Sachen sämmtlich am Schnürchen!

Um die sauerblickende Freundin einigermaßen zu besänftigen, verspricht man ihr nun seinerseits ein neues, sehr interessantes Buch und greift in den Bücherschrank, dritte Reihe rechts, zwischen Fritz Reuter und Ebers hinein, wo es stehen muß. Muß, aber nicht steht. Eine Lücke klafft zwischen den grünen und den rothen Bänden.

Wo ist das Buch?! Nirgends. Wer hat es genommen?? Der bekannte freundliche Anstifter von angenehmen Ueberraschungen, der Herr Niemand. Er läßt bestens grüßen!

Und nun, schönste Frau, bricht Ihr Unwille mit der unwiderstehlichen Beredsamkeit los, die ich schon oft staunend verehrte:

„Wie, soll man sich da nicht todtärgern! Das ganze Jahr leihe ich meine Bücher aus; niemand ist darin gefälliger als ich. Und ganz ausnahmsweise, daß ich einmal vergesse, eines zurückzugeben; aber mir giebt sie niemand zurück; ich habe schon die schönsten Werke auf diese Weise eingebüßt. Es kann sie ja immer nur ein Bekannter haben, aber alles Fragen ist umsonst. Es giebt offenbar Leute, die es rein vergessen, von wem sie ein Buch geliehen haben!“

„Ach, gnädige Frau, es giebt sogar solche, die vergessen, wem sie es weiter leihen, ohne den Eigenthümer zu fragen. Das ist noch viel ärger. Hören Sie eine schreckliche Geschichte:

Einer meiner Freunde, ein alter, würdiger Rechtsgelehrter, hatte nicht ohne Mühe und Belastung seines Gewissens sich ein verbotenes sozialdemokratisches Buch verschafft und dasselbe nach genommener mißbilligender Einsicht einer sehr jungen, höchst liebenswürdigen Freundin geliehen, welche vorgab, sich für die soziale Frage zu interessiren. Natürlich behielt sie es ein halbes Jahr; endlich mahnte er; sie ging auch an ihren Bücherschrank, um den bewußten Griff zu thun, und siehe da! griff in die Luft. Bebels Buch war verschwunden; kein Nachsinnen half, sie zerbrach sich den Kopf drei Tage und drei Nächte umsonst, wem sie es geliehen haben könne; es fiel ihr nicht mehr ein. Und nun denken Sie sich die Lage der Aermsten, die dem gestrengen Juristen nicht zu gestehen wagt, daß das kostbare, verbotene, nicht wieder herbeizuschaffende Buch dahin ist! Sie zittert im Gedanken an das, was folgen wird, wenn er endlich doch dahinter kommt; denn wessen kann ein ergrimmter Justizrath nicht alles fähig sein! Aber verklagen kann er sie glücklicherweise darum nicht, und das ist noch ein kleiner Trost.“

Und nun, meine verehrten und holden Zuhörerinnen, nehmen Sie sich sämmtlich ein Exempel daran! Jede von Ihnen möge sich ein Buch anlegen, worin Namen und Datum des Leihgeschäftes pünktlich einregistrirt werden, und jede möge es einmal probiren, ein gelesenes Buch sofort zurückzustellen! Ersparniß an Aerger ist auch Ersparniß, und zwar eine der besten, die man machen kann!

R. K.

Blätter und Blüthen.

Carl Schurz. Der freundliche Empfang, welchen unser Reichskanzler dem hervorragenden nordamerikanischen Staatsmann zu theil werden ließ, beweist, wie sehr sich die Zeiten geändert haben: gehört doch Karl Schurz zu denjenigen Revolutionären der bewegten Epoche von 1848 und 1849, deren Thaten damals wegen ihrer Kühnheit das größte Aufsehen machten. Geboren am 2. März 1829 in Liblar bei Köln, studirte er in Bonn, wo er mit Kinkel in näheren Verkehr trat, betheiligte sich im Frühjahr 1849 an der Erstürmung des Siegburger Zeughauses, kämpfte dann in Baden wie Kinkel gegen die Reichstruppen, wurde wie dieser gefangen genommen, entkam aber nach der Schweiz. Von hier aus begab er sich 1850 unter angenommenem Namen nach Berlin, wo es ihm gelang, die Flucht Kinkels aus Spandau ins Werk zu setzen. Dann begab er sich nach London, wo er sich 1852 verheirathete, und von hier aus nach Amerika.

Damit war seine romanhafte Jugend in Europa abgeschlossen. Schurz hatte kaum das einundzwanzigste Lebensjahr hinter sich, als er bereits eine solche Fülle revolutionärer Erlebnisse in den Annalen seines Lebens verzeichnen konnte. In Amerika hat er als Staatsmann, Diplomat, General und Journalist, in Berufskreisen, die in Europa scharf getrennt zu sein pflegen, eine hervorragende Rolle gespielt, stets im Dienste der Freiheit und der Humanität und zu Ehren des Deutschthums, dem er eine leitende Rolle in den großen politischen Bewegungen der Union gesichert.

C. Schurz.

Originalzeichnung von C. W. Allers.

Im Jahre 1855 finden wir Schurz in Watertown im Staate Wisconsin, wo er als Volksredner für die republikanische Partei mit glänzendem Erfolge wirkte. Im Jahre 1859 lebte er als Advokat in Milwaukee, 1861 begab er sich als Gesandter der Union nach Spanien. Der Bürgerkrieg rief ihn zurück; er wollte für das Sternenbanner gegen die sich lossagenden Staaten des Südens kämpfen. Er stieg in rascher militärischer Laufbahn zum Majorgeneral, befehligte eine Division in der Schlacht bei Bull-Run und betheiligte sich an anderen Hauptschlachten des großen Krieges wie an denjenigen bei Gettysburg und Chattanooga.

Nach Beendigung des Krieges wurde der General zum Publicisten, gab 1865 die „Detroit-Post" heraus, 1867 die „Westliche Post" in Saint-Louis, wie er denn auch noch in den letzten Jahren, 1883, Redakteur der „Evening-Post" („Abendpost") in New-York und, 1885, der „Boston-Post" in Boston war. In die Zwischenzeit fallen seine hohen Staatsstellungen in Amerika. Nachdem er 1869 vom Staate Missouri zum Bundessenator gewählt worden, wurde er 1877 unter Hayes Minister des Innern.

Ein vorzüglicher Volksredner und ebenso tüchtiger Parlamentarier, dabei mit der Feder schlagfertig wie mit dem Schwerte, ist Karl Schurz einer jener öffentlichen Charaktere, welche, in ihrer überaus vielseitigen Thätigkeit stets das eine Ziel verfolgend, das Wohl ihrer Adoptivheimath, sich in Amerika der höchsten Anerkennung erfreuen und auf welche wir Deutschen mit Recht stolz sein dürfen. †

Das Maria-Theresia-Denkmal in Wien. (Mit Illustration S. 473.) Der Monat Mai dieses Jahres brachte der österreichischen Kaiserstadt erhebende Festtage aus Anlaß der Enthüllung des Maria-Theresia-Denkmales. Diese Enthüllung reihte sich als Glied in die Kette von Feierlichkeiten, welche das vierzigjährige Regierungsjubiläum Franz Josephs I. bezeichnen; aber in dieser Kette darf sie wohl das glänzendste Glied genannt werden. Mehr als sechzig Mitglieder der kaiserlichen Familie und alle Spitzen der Armee hatten sich zusammengefunden, um den Manen der großen Herrscherin eine Huldigung darzubringen; die ganze Bevölkerung Wiens, verstärkt durch tausend Gäste aus den Provinzen, nahm enthusiastisch theil an den verschiedenen Festakten. Die moderne bildende Kunst hat in dem Maria-Theresia-Denkmale einen ihrer besten Siege errungen. Der Schöpfer des Werkes, Kaspar v. Zumbusch, mag mit freudiger Genugthuung auf die Frucht fünfzehnjähriger Arbeit blicken; er hat einen vollen Erfolg eingeheimst. Aus der diesen Zeilen beigegebenen Abbildung des Maria-Theresia-Denkmals können die Leser sich einen Begriff von der Gesammtwirkung des herrlichen Werkes machen. Zumbusch, der in seinem vor dem Akademischen Gymnasium aufgestellten Beethoven nur sein Talent für die zielbewußte Durchbildung einer einzelnen Figur erwiesen hatte, legte nunmehr unzweideutig dar, daß seine Begabung viel weiter und viel höher reicht. Er verstand es, ein plastisches Zeit- und Geschichtsbild in großem Stil zu liefern, und wenn er auch gewiß manche Anregung von dem Berliner Denkmale Friedrichs des Großen empfangen hat, so bekundete er doch eine bedeutende Selbständigkeit der Auffassung und Ausführung. Das neue Monument in seiner Ganzheit bringt einen ebenso schönen wie starken Effekt hervor, obwohl erhebliche Schwierigkeiten zu überwinden waren, denn Zumbusch hatte sich gerade in wichtigsten Zügen an gegebene Vorschriften zu halten. So sollte auf die Anbringung hervorragender historischer Persönlichkeiten an dem Monumente ein besonderes Gewicht gelegt werden. Aber noch andere wichtige Momente waren für ihn gründlich zu erwägen. Dem Denkmale war sein Platz angewiesen zwischen den mächtigen, langgestreckten Bauten des naturhistorischen und des Kunstmuseums, gegenüber der im Entstehen begriffenen Hofburg. Von dieser grandiosen Umgebung und Nachbarschaft nicht erdrückt zu werden, galt als eine nicht geringe Aufgabe für den Bildner. Er hat sie in bewundernswerther Weise gelöst; heute klingt das Denkmal mit den Hasenauerschen Prachtgebäuden harmonisch zu einem herrlichen Accord zusammen.

Die Schönheit des Werkes läßt den Gedanken an dessen riesige Dimensionen kaum aufkommen. Letztere mögen damit angedeutet sein, daß die Porträtstandbilder 3,63 Meter, die Reiterstandbilder 4,50 Meter hoch sind, aber an Höhe noch gewaltig überragt werden von der Kolossalfigur der Kaiserin, welche in erhabener Majestät den obersten Platz einnimmt.

Ein Postament aus Mauthausener Granit trägt einen Aufbau aus grauem, rothgesprenkeltem Pilsener Syenit und von diesem baut sich der Kern des Monumentes auf, der auf jeder seiner vier Seiten eine Art von Triumphbogen — gestützt von Säulen aus grünem Tiroler Syenit — enthält. Auf vier vorspringenden Sockelflügeln erscheinen die Heerführer Daun, Laudon, Traun und Khevenhüller zu Pferde, ebenso wie alle übrigen Figuren in Bronze ausgeführt. Die Wände des Hauptsockels sind mit Nischen versehen; in letzteren sieht man Hautreliefs, vor ihnen aber freistehende Figuren, Rathgeber und Zeitgenossen der Kaiserin. Die freistehenden Figuren sind: Fürst Kaunitz, Fürst Wenzel Liechtenstein, Van Swieten, der treffliche Leibarzt Maria Theresiens, und Haugwitz, einer der tapfersten Generale der Monarchin. In den Reliefgruppen finden sich: der berühmte Staatsmann Bartenstein, die Feldmarschälle und Generale Starhemberg, Mercy, Lacy, Hadik und Nadasdy; die bedeutenden Numismatiker Eckhel und Pray, die Musiker Gluck, Haydn und Mozart (als Kind); Grassalkovich, ungarischer Magnat, Brukenthal, siebenbürgischer Landesgouverneur, Riegger, Rechtsgelehrter, Martini, Feldzeugmeister, und Sonnenfels, der Mann ohne Vorurtheil.

Eine mächtige Leistung ist die Figur der Kaiserin. Dem Künstler war die Richtschnur gegeben, sie „zwischen dem 30. und 35. Lebensjahre" zu zeigen, „das Antlitz der Burg zugewendet". Es mochte nicht leicht sein, eine sitzende Frau — Zumbusch hatte sich freiwillig entschieden, sie thronend anzubringen — mit imposanter Feierlichkeit und doch mit weiblicher Grazie auszustatten. Ein eigener Sockel dient dem Throne zur Grundlage; er ist mit den Inschriften geschmückt: „Maria Theresia" und „Errichtet von Franz Joseph I. 1888". Die Kaiserin streckt die Rechte aus wie zur Begrüßung, die Linke hält das Scepter; auf dem Schoße liegt eine Rolle, die pragmatische Sanktion, das berühmte Dokument, mit welchem Kaiser Karl VI. die Erbfolge zu Gunsten seiner Tochter umgestaltete und regelte. Macht und Liebreiz zugleich umstrahlen die Stirn der hohen Frau. Ihr Name erweckt Erinnerung an ihre Tugenden, an ihre edlen Eigenschaften; um diese aber doppelt sicher in das Gedächtniß der Nachwelt zurückzurufen, hat Zumbusch zu Füßen der Kaiserin, an den vier Ecken des Hauptaufbaues entsprechende Allegorien einen Platz finden lassen: Milde, Gerechtigkeit, Weisheit und Kraft.

Die angeführten Persönlichkeiten sind mit Porträttreue wiedergegeben; aber eine solche lag nicht in dem eigentlichen Zwecke des Denkmals, das namentlich auf einige Entfernung zu wirken hat und dieser Bestimmung in tadelloser Weise entspricht.

Panoramenkarten der Zukunft. Die Rundschau, welche ein Aussichts- oder Höhenpunkt bietet, wurde bisher, soviel mir bekannt ist, stets nur in Längenflächen, auf bandartigen Blättern, gezeichnet. Diese Darstellungsart entspricht aber durchaus nicht der natürlichen Anlage dieser Ansichten, welche doch in einem Kreise rings um uns liegen. Unser Auge, unser Blick braucht sich gewissermaßen nur um seine eigene Axe zu drehen, so schauen ihm ja all die berückenden Bilder, welche in kreisförmiger Fläche uns umgeben, entgegen. Eine Panoramenkarte, welche uns diese im Kreise liegenden Ansichten, diese Rundschaubilder, auf bandartigen Blättern zeigt, kann, selbst wenn sie auf das Gewissenhafteste ausgeführt ist, doch nur in geringerem Maße nützlich werden und wird namentlich dem ungeübten Kartenleser oder demjenigen, der zum ersten Male die Aussicht von einem bestimmten Höhenpunkte betrachtet, kaum

große Aufklärung über die einzelnen sich ihm zeigenden Bergspitzen, Ortschaften ꝛc. bringen. Nur schwer wird er sich zu orientiren vermögen; denn es wird ihm ganz besonders an Anhaltspunkten für diese Orientirung fehlen. Schon vor mehr als zwanzig Jahren hat aber der damalige Kurarzt in dem steierischen Badeorte Rohitsch-Sauerbrunn, Dr. Joseph Burghardt, ein Panorama vom Donatiberg (884 Meter) in Kreisform gezeichnet, dessen Centrum der Standpunkt des Betrachters auf dem Berggipfel selbst war. Es waren in demselben nicht nur die einzelnen sichtbaren Höhen, Berge und Kogel in getreuen Kontouren fixirt, sondern auch en miniature im Aufriß Kirchen und Schlösser sowie sonstige Orientirungspunkte: Alleestraßen, Bahnen, Brücken ꝛc. angegeben und deutlich beschrieben. Doch die damalige Zeit war dem Touristenwesen nicht so gewogen wie die heutige und die ungemein praktische Neuerung blieb in weiteren Kreisen unbekannt. Nun ist von dem touristischen Zeichner Johann Pabst in Wien — ohne daß derselbe Kenntniß hatte von jener Karte — eine ähnliche Panoramenkarte in Kreisform, gewissenhaft und profilgetreu, fast reliefartig gezeichnet, erschienen, welche die Rundschau von der Stephaniewarte auf dem Kahlenberge bei der Donaumetropole in ungemein klarer, leicht orientirender Art wiedergiebt. Selbstverständlich fehlen bei den Kontouren der Bergzüge und der einzelnen Berge, welche das Rundbild abschließen, auch die genauesten Höhenangaben nicht, so daß die Karte in dieser neuen Gestalt nicht etwa nur eine Tändelei, sondern auch für ernstere Bestrebungen vollkommen brauchbar ist. Jedenfalls ist diese Neuerung der Beachtung der Panoramenzeichner zu empfehlen. Das touristische Publikum wird denselben dann sicherlich für die Einführung dieser „Rundpanoramen" Dank wissen. Ernst Keiter.

Jung Werner beim Freiherrn. (Mit Illustration S. 464 und 465.) Da sehen wir ihn vor uns, den Helden einer Dichtung, welche jetzt hundertfünfundfünfzig Auflagen erlebt hat, den Helden einer Oper, welche über alle deutschen Bühnen gegangen, den Trompeter von Säkkingen, den wackern Jung Werner, den Viktor v. Scheffels Muse in Deutschland so populär gemacht! Der Maler stellt ihn uns dar, wie er auf dem Schloß des Freiherrn erscheint, dem er abends unten ein Trompeterstückchen vorgeblasen und der nicht eher ruht, bis sein Diener im Städtchen den Trompeter ausfindig gemacht, da gerade ein solcher seinem Orchester fehlt.

„Dort im hohen Rittersaale,
Wo der Wände Holzvertäfelung
Mit verstaubten Ahnenbildern
Mannigfach geschmücket war,
Saß behaglich in dem Lehnstuhl
Bei dem lustig lohen Feuer
Des Kamins der alte Freiherr.
Grau schon war sein langer Schnurrbart;
Zu der Narb', die auf die Stirn einst
Ihm 'ne schwed'sche Reiterklinge
Eingezeichnet, war vom Alter
Manche Furche schon gezogen,
Und es hatt' ein schlimmer Gast sich
In des Freiherrn linkem Fuße
Unberufen eingenistet;
Zipperlein nennt man's gewöhnlich."

Werner ist bescheiden eingetreten:

„Prüfend ruht des Freiherrn Auge
Auf Jung Werner, Must'rung haltend.
Bei dem Vater, an den Lehnstuhl
Sich anschmiegend, schaute schüchtern
Margaretha nach dem Fremden,
Und bei beiden war des ersten
Flücht'gen Blicks Ergebniß günstig."

Jung Werner wird des Freiherrn Trompeter. Wie verhängnißvoll ihm der Eintritt in das Schloß werden sollte, das weiß das deutsche Volk, welches Scheffels Dichtung in seinen Hausschatz aufgenommen. †

Das hygienische Schulkleid. Die englische Bewegung für Kleiderreform der Mädchen und Frauen, über welche wir vor einiger Zeit berichteten, steht nicht vereinzelt da, sondern macht sich schon seit einigen Jahren in Schweden und Norwegen fühlbar, wo die weibliche Thätigkeit in gelehrten und geschäftlichen Berufsarten, sowie die Gleichstellung beim Universitätsstudium längst durchgeführt ist. Ein Verein gebildeter Frauen in Stockholm und Christiania hat in Uebereinstimmung mit Aerzten und Professoren den Grundsatz aufgestellt, daß angesichts des heute auch an die Frau herantretenden Kampfes ums Dasein die Toilettenfrage nicht mehr ihr Denken ausfüllen darf, daß sie eine einfache, billige und vor allem praktische und hygienische Kleidung haben muß. Der schwedische Reformverein geht minder radikal vor als der englische; er läßt vorerst die äußere Hülle noch bestehen und wendet sich der Reform der Unterkleider zu, welche, den Bedürfnissen des nordischen Klimas entsprechend und in Rücksicht auf die vielfachen Sportübungen der dortigen Mädchen: Schlittschuhlaufen, Eissegeln, Fahren auf Schneeschuhen bei 20 Grad Kälte, warm und doch leicht sein sollen. Deshalb schlägt der Verein vor, die mehrfachen, der freien Bewegung hinderlichen Unterröcke abzuschaffen und statt ihrer unter dem Blousenoberkleid mit fußfreiem Rock ein Paar warme bequeme Beinkleider zu tragen. Ein loder sitzendes Leibchen als Ersatz des Korsetts, Schuhe mit niedrigen Absätzen vervollständigen das „hygienische Kleid", in welchem sich ohne Zweifel Kinder und ganz junge Mädchen viel behaglicher befinden werden als in ihrer bisherigen, knapperen Tracht. Ob die Reformbestrebungen aber bei der großen Frauenschar Anklang finden, welche heute Modebazars und Putzläden füllt und immer das Neueste verlangt?

Das ist eine große Frage, welche wir im Hinblick auf die Geschichte der Moden und die Gesetze der Menschennatur nicht so unbedingt zu bejahen wagen wie die feurigen Vorkämpferinnen der Reform.

Ein Lob der Aerzte. Sehr viel haben sich die Aerzte und Mediziner von den Satirikern und Lustspieldichtern aller Zeiten gefallen lassen müssen, und Molière ist noch nicht der Schlimmste, der ihnen am Zeuge geflickt hat. Bis in die neueste Zeit hinein sind die Meister und Jünger der Heilkunde ein Stichblatt der Satire geworden. Da macht es einen überraschenden Eindruck, wenn wir das begeisterte Lob der Aerzte lesen, das eine namhafte Schriftstellerin ihnen spendet:

„Ich meine, wir können im allgemeinen die heldenhafte Hingebung der Aerzte nicht hoch genug veranschlagen, und in der großen Masse sieht man darüber, wie über die großen täglichen Wunder, viel zu achtlos weg. Man ist's gewöhnt, so vieler Größe zu begegnen; man denkt, es muß so sein. Mir aber kommen die Aerzte immer wie die größten Helden, wie die modernen Heiligen vor; denn was that der herrliche edle Carlo Borromeo, was wahre Aerzte nicht thäten wie er?

Gewiß, es setzt Todesverachtung, es setzt sittlichen Idealismus und Vaterlandsliebe voraus, seine Brust dem Feinde darzubieten und unter klingendem Spiel in der Mitte von Tausenden den todbringenden Batterien, dem Ansturm der Regimenter muthig zu begegnen; aber es ist nicht an allen Tagen jedes Jahres Krieg, und die Gemeinschaft mit anderen ist eine erhebende Kraft. Es werden auch im Kriege schweigend Heldenthaten verrichtet, bei denen der einzelne still seinem wahrscheinlichen Untergang ins Auge zu blicken hat, und ich bin weit davon entfernt, den Werth des kriegerischen Heldenthums zu unterschätzen. Indeß, wenn der Soldat sich auch beständig vorzubereiten hat für seinen kriegerischen Beruf, er hat ihn nicht lebenslang, nicht alltäglich auszuüben; er hat Jahre und Jahre unangefochten sicheren Lebensgenusses für sich und mit den Seinen.

Aber jahraus, jahrein bei Tag und bei Nacht bereit zu sein für fremde Hilfe, mitten aus dem Kreise von Frau und Kindern, mitten aus dem oft so nöthigen und so ersehnten Schlafe der Nacht hinausgerufen zu werden und hinzugehen durch die schweigenden Straßen in die entlegensten Quartiere und sich nicht fragen zu dürfen: welche Art von Vergiftung ist es, die Dir dort droht? Welch ein Elend trägst Du vielleicht in der nächsten Stunde, nicht für Dich allein hinweg, sondern hinüber zu denen, die Dir werther sind, als Du Dir selbst? Nicht zurückzuschrecken vor der Berührung dessen, was alle andern, wenn sie's können, fliehen, das ist mir immer als das Höchste erschienen, was die menschliche Selbstverleugnung zu leisten vermag — und unsere Aerzte leisten es mit der Unbefangenheit des Selbstverständlichen. Ja, ihre Familien werden in diesem Sinne heroisch mit ihnen. Sie gewöhnen sich daran, die Kranken als die Hauptsache zu betrachten; sie gewöhnen sich daran, zu sehen, wie die schwere Sorge um die Kranken den Gatten, den Vater hinnimmt; sie gewöhnen sich, ihn zu theilen mit seinem Beruf und diesem den Löwenantheil zufallen zu sehen.

‚Was aus uns wird, ist Fritz ganz gleichgültig, wenn's seinen Kranken nur gut geht,' sagte einmal scherzend die Frau eines unserer ersten Aerzte zu mir, dessen Familienleben als ein Muster gelten kann. Aber es war ein Korn von Wahrheit in dem Scherze.

Wenn ich sie so vorüberfahren sehe, die kleinen Kabriolets der älteren Aerzte, wenn ich die jungen Aerzte eifrig in jedem Wetter, ihrer selbst nicht achtend, durch die Straßen eilen sehe, Schmerzen zu lindern und wenigstens Trost zu bringen durch ihr Kommen, wo sie mit bitterem Schmerze fühlen, daß sie nicht helfen können, so blicke ich mit der größten Verehrung zu den Alten wie zu den Jungen hin, und oftmals frage ich mich, wenn ich ihnen begegne: von welchem Elend kommen sie jetzt? Der Beruf des Arztes, wenn er recht erfaßt und ergriffen wird, dünkt mir der schwerste und höchste. Es ist ein Beruf, der das Wesen des Menschen über sich selbst hinaushebt; es ist ein erhabener Beruf!"

So schreibt Fanny Lewald in ihren „Zwölf Bildern nach dem Leben". †

Eine deutsche Musterbühne. Unsere Leser werden gewiß gespannt sein zu erfahren, wo eine solche zu finden ist, und unter den großen und kleinen deutschen Hoftheatern und Stadttheatern danach suchen. Jedenfalls ohne Erfolg — denn auch die eifrigsten Freunde dieses oder jenes Theaters hüten sich doch, demselben die glänzende Etikette einer „Musterbühne" anzuheften. Nur die fanatischen Anhänger Laubes trugen eine Zeit lang keine Scheu, den von diesem geleiteten Bühnen das rühmende Prädikat zu ertheilen, doch es fehlte nicht an Widerspruch, da auch bei diesen viel mit Wasser gekocht wurde.

Die Musterbühne, an welche wir durch den Titel eines neuen, sehr umfangreichen Werkes erinnert werden, ist diejenige Karl Immermanns in Düsseldorf, und es ist bereits mehr als ein halbes Jahrhundert verflossen, seitdem die deutsche Kunst auf dieser rheinländischen Station eine kurze Blüthenzeit erlebte. Das Werk aber, das wir erwähnten, ist Richard Fellners „Geschichte einer deutschen Musterbühne" (Stuttgart, J. G. Cottas Verlag). Es ist über das Immermannsche Theater sehr viel geschrieben worden; doch ist das große Publikum trotzdem über die eigentliche Einrichtung desselben im Dunkeln geblieben. Die aktenmäßige Darstellung Fellners giebt über alles Bezügliche die klarsten Aufschlüsse; besonders aber enthält das Werk eine große Menge von Bemerkungen und Rathschlägen betreffs der dramatischen Kunst, welche theils aus Immermanns sämmtlichen Schriften zusammengetragen sind, theils im Anschluß an dieselben von anderen namhaften Theaterkennern und von dem Herausgeber selbst beigesteuert werden.

Lange Dauer hatte die Musterbühne nicht. Die Geldquellen versiegten; die Oper verschlang zuviel Geld. Auch stießen Immermanns Bestrebungen auf vielfache Opposition bei den profanen Theaterjüngern. Sind die Zeitverhältnisse heute günstiger geworden für ein derartiges Unternehmen? Wir bezweifeln es mit Recht. Immermann war ein ausgezeichneter Dramaturg, das geht aus jeder Seite dieser Aufzeichnungen hervor, kenntnißreich, feingebildet, unermüdlich, dabei imponirend und herrschgewaltig; und doch die kurze Herrlichkeit! Heutzutage sind Männer wie er selten. Gleichwohl ist es ein hohes Verdienst, an der Reform des Theaters zu arbeiten; denn die Schaubühne ist ein Werthmesser für den Bildungsstand eines Volkes. †

Das Viergespann auf dem Brandenburger Thore. Wir haben vor kurzem in Halbheft 13 unserer Zeitschrift der Siegesgöttin auf diesem Thore gedacht. Wie viele haben sich an derselben erfreut und wie wenige wissen Näheres über Entstehung und Schicksale derselben!

Nach einer handgroßen Skizze von J. G. Schadow und nach einem Pferdemodell von Holz der Gebrüder Wohler hat der Hofkupferschmied Wilhelm Ernst Emanuel Jury im Jahre 1794 das Werk in Kupfer getrieben. Werke solcher Skulptur in Edelmetallen kannte das griechische Alterthum; auch von Benvenuto Cellini finden sich einige solche Kunstwerke. Doch in neuester Zeit überwiegt fast ausschließlich der Erzguß; die kunstreichen Hämmerer der Quadriga stehen in der Kunstgeschichte fast einzig da; nichts Aehnliches giebt es in so kolossalem Maßstabe und zugleich von solcher Formenschönheit, wie die Gruppe des Brandenburger Thores. Und wie interessant sind die Schicksale dieser Gruppe! Nach der Niederlage von Jena war Preußen den Franzosen preisgegeben; diese rückten in Berlin ein und der Kaiser Napoleon I., der sich sehr auf den Kunstfreund herausspielte und eine Menge kostbarer Kunstschätze nach Paris senden ließ, fand auch die Viktoria des Brandenburger Thores mitnehmenswerth; er befahl dem General Daru, den die Franzosen selbst „notre Voleur à la suite de la grande Armée“ (unser Dieb im Gefolge der großen Armee) nannten, die Quadriga von dem Thore abzunehmen und sie nach Paris zu bringen. Dies machte den tiefsten Eindruck auf das Volk, welches dieser Viktoria eine symbolische Bedeutung gab; es nährte den patriotischen Ingrimm für den Rachekrieg der Zukunft. Meilenweit begleitete das Volk unter Schluchzen und Thränen das unter der Eskorte französischer Dragoner fortgeschleppte Kunstwerk. Uebrigens ist das preußische Palladium in Paris nicht enthüllt, nicht den Blicken des profanen Volks gezeigt worden.

Nach der Einnahme von Paris im Jahre 1814 kehrte die Quadriga nach Berlin zurück, und zwar feierte die Trophäe einen Triumphzug von der Seine nach der Spree. Ueberall heftete das Volk dem Wagen seiner Göttin Inschriften nebst Blumen, Bändern und Kränzen an. Ein Buch dieser Inschriften, in der Bibliothek des Prinzen Alexander von Preußen befindlich, enthält 60 enggedruckte Oktavseiten, Kern- und Sinnsprüche, Ergüsse in Prosa und Versen. Auf sechs Wagen, deren größter mit 9 Pferden bespannt war, wurde die Siegesgöttin durch französische Fuhrleute unter Bedeckung von etwa 30 preußischen Kriegern wieder nach Berlin geführt. Wir entnehmen diese Mittheilungen einem mit romanhaften Elementen reichversetzten historischen Gemälde „Die Quadriga, ihre Zeit und ihre Meister“ von Elise Schmidt (Berlin, 1888), in welchem der Kupferbildner Jury, seine Familie und Schadow selbst die Hauptrolle in der theils geschichtlich überlieferten, theils freierfundenen Handlung spielen. †

Petrarca und die Kölner Frauen. Als Petrarca auf seiner Reise nach Köln und Aachen in ersterer Stadt weilte, war er daselbst Zeuge des überraschenden Schauspiels einer Feier der kölnischen Frauen am Vorabende des Johannisfestes. Das ganze Ufer des Rheins sah er mit einer herrlichen Schar von Frauen und Mädchen bedeckt, über deren Schönheit der Sänger Lauras erstaunte. „Welche Gestalten, welche Anmuth und welch liebliches Benehmen!“ berichtet er. „Wahrlich, man hätte sich verlieben können, ohne ein schon vorher mit Liebe erfülltes Herz. Unglaublich war der Zulauf und doch ohne Gedränge. Alles athmete Muth und Freude. Ein Theil der jugendlichen Gestalten war mit wohlriechenden Blüthenranken und Blumen umgürtet, und mit zurückgestreiften Gewande wuschen sie die weißen Hände und Arme im Flusse, wobei sie in ihrer Sprache mir unverständliche und doch wohllautende Sprüche wechselten.“ Auf Petrarcas Frage nach der Bedeutung des seltsamen Beginnens erhielt er zur Antwort, das sei ein uralter Brauch des Volkes, namentlich der Frauen; denn man glaube, alles im Jahre bevorstehende Unglück durch die an diesem Tage übliche Abwaschung im Flusse wegzuspülen, worauf dann nur Fröhliches begegne. Petrarca aber erwiderte seufzend: „Wie beneide ich euch, ihr glücklichen Anwohner des Rheins, daß euer Fluß Leid und Klagen hinwegschwemmt — o, wenn doch auch Po und Tiber dies vermöchten!“ — Petrarcas Worte haben die Erinnerung an dieses Johannisfest der Kölner Frauen erhalten — das Fest selbst ist der modernen Zeit zum Opfer gefallen.

Ein merkwürdiger Telegraph im 18. Jahrhundert. Im Jahre 1744 erschien bei Phil. Wilhelm Stock in Frankfurt am Main und Leipzig ein Werkchen „Eröffnung unterschiedlicher Heimlichkeiten der Natur, Worbey Viel scharfsinnige, kluge, wohlerwogene Reden von nützlichen und Jedermann dienlichen Dingen . . . beygefüget“ ꝛc., das eine Menge wunderlicher Geschichten enthält, die theils Fabeln sind, theils auf Thatsachen beruhen, welche die Zeitgenossen in großes Staunen versetzten. Zu den letzteren gehört ein auf S. 134 des Werkchens beschriebener Apparat. Er bestand aus zwei runden Büchsen, „darauf das ABC abgetheilet und mit solcher Kunst gemacht gewesen, daß, wann man den einen Zeiger aus dem Mittelpunkt auf das A oder B gerücket, sich zugleich auch der Zeiger der anderen Büchse, so an einem davon entlegenen Ort ebenso künstlich zugerichtet gewesen, auf eben diese Buchstaben von sich selbst gewendet, also daß man mit einem Abwesenden ohne Wort oder Schrift reden könne.“ Leider ist nicht angegeben, wer der Erfinder dieses Telegraphenapparates war, und ebenso der Mechanismus nicht erklärt. Man betrachtete denselben, wie es scheint, lediglich als Kuriosität, dem keinerlei praktische Bedeutung zukomme, da er so gänzlich wieder in Vergessenheit gerieth.

Wann ist der erste Amerikaner nach Deutschland gekommen? Ohne Zweifel im Jahre 1521. Wie man weiß, fand damals der berühmte Reichstag in Worms, wo auch Luther erschien, statt. Um dem Kaiser Karl V. zu huldigen, hatte Cortez aus Mexiko einen Eingeborenen gesendet, der in seiner Nationaltracht zum Staunen und zur Verwunderung der Grafen und Herren und Fürsten erschien, die daselbst in so großer Menge zusammengekommen waren, daß man von letzteren allein 66 zählte.

Der Oleander eine Giftpflanze. Wie bekannt, ist der Oleander, wegen seiner schönen, rothen Blüthen, ein beliebtes Ziergewächs. Dagegen wissen die meisten Liebhaber desselben wohl nicht, daß der Oleander zu den Giftpflanzen gehört. Es ist deshalb, zumal wenn er im Zimmer gehalten wird, Vorsicht geboten, da er unter Umständen sehr schädlich werden kann. Schon Plinius erwähnt vom Oleander, daß er giftig sei, und neuere Forschungen haben dies bestätigt. In Madrid kamen vor einigen Jahren Vergiftungsfälle dadurch vor, daß man Vögel aß, die mit Oleanderblättern gebraten waren. Im Süden Italiens und Spaniens verwendet man die geriebene Rinde dieser Pflanze als Rattengift und zur Vertreibung sonstigen Ungeziefers. In beiden Ländern gelten die Gegenden, wo viel Oleander wächst, als mit dem Sumpffieber behaftet, und die Einwohner vermeiden es, sich längere Zeit dort aufzuhalten. In Nordafrika, wo er den Ufern der Flüsse einen besonderen Reiz verleiht, wird er in der Nähe menschlicher Wohnungen nicht geduldet, und es bestehen in dieser Beziehung sogar obrigkeitliche Vorschriften. Merkwürdig ist, daß selbst die Bienen den Oleander verschmähen.

Jägeraberglaube des 16. Jahrhunderts. In Nos Meurers „Jagd- und Forstrecht“, welches im 16. und 17. Jahrhundert eine Reihe von Auflagen erlebte, finden sich am Schluß auch einige „Geheimniß und Kunststücke“, so den Jägern zu wissen nöthig. Ein vergrabener Wolfsschwanz sichert nach denselben einen Meierhof vor dem Besuche des Wolfes; ein im Hause aufgehängter Wolfsschwanz vertreibt die Fliegen daraus. Löwenschmalz, mit welchem man den ganzen Leib einschmiert, schützt den Jäger vor wilden Thieren: „derowegen, so dir ein Wolf oder Bär begegnet, so fliehe nicht, auf daß er das Schmalz rieche.“ Der Amethyst, den der Jäger bei sich trägt, bringt Glück auf der Jagd. Um vor dem wilden Schwein sicher zu sein, hänge man Krebsscheren an den Hals. Dann sind noch viele andere Mittel aufgezählt, die man theilweise gar nicht wiedergeben kann, wie man den Hirsch an sich locken, Hasen, Füchse, Wölfe in großer Menge an einem Ort versammeln und erlegen, Vögel leichtlich fangen könne ꝛc.

Ein Schädelthurm. Ein Bauwerk aus eigenthümlichem Material, erinnernd an die von dem grimmen Timur aufgerichtete Schädelpyramide, befindet sich in Serbien unweit der Stadt Nisch. In seinem großen, mit Illustrationen reich ausgestatteten Werke „Serbien und die Serben“ (Leipzig, Elischer), welches überdem eine Fülle statistischen Materials enthält, berichtet Spiridion Gopcevic, daß dieser Schädelthurm sich eine Viertelstunde vor der Stadt auf der Straße nach Pirot befinde. Er ist viereckig, heute etwa 5 Meter hoch und bestand aus 56 Reihen eingemauerter Todtenköpfe, jede Reihe zu 17 Schädeln, so daß sich deren Gesammtzahl auf 952 belief. Die Köpfe rührten von den unglücklichen Gefährten des serbischen Helden Singjelic her, der sich bei Vertheidigung der Schanze Cegar unweit Kamenica am 31. Mai 1809 mit den Türken in die Luft sprengte. Der Pascha von Nisch ließ aus den Köpfen der gefallenen Serben diesen Thurm, die Cele-Kula genannt, errichten. Schon vor 1877 hatten fromme Serben, wenn sie es heimlich thun konnten, den einen oder den andern der eingemauerten Schädel herausgekratzt und begraben. Nach der Eroberung von Nisch durch die Serben trieb man die vermeintliche Vaterlandsliebe soweit, alle Schädel herauszulösen und als Reliquien im Hause aufzustellen. Dadurch ist die Kula ihres Hauptschmuckes beraubt und Serbien um ein Denkmal ärmer geworden, welches den Nachkommen stets in Erinnerung gebracht hätte, was ihre Väter für die Freiheit gethan und ihre Vorfahren unter der türkischen Fremdherrschaft gelitten hatten. †

Kleiner Briefkasten.

F. in Frankfurt a. M. Wittwe B. in Nauenthal theilt uns eine Anekdote aus dem Leben des seligen Kaisers Friedrich mit, welche einen neuen Beleg für seine volksfreundliche Herzlichkeit giebt. Im Jahre 1872 sah sie den Kronprinzen und die Kronprinzessin in ihrem Hotel und bereitete den hohen Gästen ein Mittagessen. Der Kronprinz war bei heiterster Laune und lachte oft herzlich. Als zum Dessert als Mehlspeise eine große gutgerathene Omelette servirt wurde, sagte er: „Sekt einmal, da kommt ein großer Landauflauf!“ Kurz vorher waren für das Speisezimmer die Bilder des Kaisers Wilhelm und des Kronprinzen Friedrich Wilhelm in wohlgetroffenem Oeldruck ziemlich groß mit schönen breiten Goldrahmen angeschafft worden. Der Kronprinz stellte sich vor sein Bild, legte der Kellnerin, einem jungen hübschen Mädchen, echt Nauenthaler Berg, seine Hand auf die Schulter und sagte: „Da schauen Sie einmal, sehe ich denn dem da ähnlich?“ Gretchen betrachtete die vor ihr stehende herrliche Männergestalt von oben bis unten, dann antwortete sie: „Herr Kronprinz, so gefallen Sie mir viel besser, als auf dem Bild; so sind Sie viel schöner.“ Da wendete sich der Prinz heiter an seine Gemahlin und sagte: „Siehst Du, liebe Frau, daß ich den jungen Mädchen noch sehr gut gefalle!“ Diese Züge von Leutseligkeit und Herzensgüte bestätigen in hübscher Weise Ihre Auffassung des Charakters unseres verewigten Kaisers.

Fr. Fr. Sch. in Ludwig. Es ist selbstverständlich nur ein Druckfehler, der in einem Theil der Auflage des Halbheftes 10, S. 322, in dem Artikel über „Friedrich Rückerts Gedenktag“ unbemerkt blieb, wo statt „Sein Denkmal in Schweinfurt ꝛc“ — in „Neuses“ steht. Das Denkmal in Neuses, die in dreifacher Lebensgröße ausgeführte Marmorbüste des Meininger Bildhauers Müller nach dem Originalgipsmodell Ernst Conrads in Hildburghausen, ist schon am 28. Oktober 1869 festlich enthüllt worden. Eine Abbildung desselben, zugleich mit der des Rückertschen Wohnhauses in Neuses, brachte die „Gartenlaube“ im Jahrgang 1876, Seite 316 und 317. Eine erfolgreiche Würdigung widmete unser Blatt dem Dichter zum 16. Mai 1841; der Artikel „Deutschlands Barde und Brahmane“ (S. 85) mit Rückerts Bildniß nach Karl Barths Zeichnung, gab die Anregung zu der großen Feier seines fünfundsiebzigsten Geburtstages, für die er seinen poetischen „Dank an die Glückwünschenden ꝛc.“ in der „Gartenlaube“ (S. 365) und zugleich in einem Gedicht „An Friedrich Hofmann“, den Verfasser jenes Artikels, aussprach. Letzterer führte, nach des Dichters Tode (am 31. Januar 1866), unsere Leser noch einmal „in Rückerts Haus“, indem er in einem Artikel (Jahrg. 1866, S. 105) seinen „letzten Gang zum Alten“ und in einem andern (S. 261) „Die letzten Tage des Alten in Neuses“ schilderte. Das beigefügte Porträt von dem allzu früh gestorbenen Maler Hohnbaum, einem Liebling Rückerts, stellt den Dichter in seinem letzten Lebensjahr, auf seiner Arbeitsplatze die „Gartenlaube“ lesend, dar. — Das nächste Jahr wird uns die Gelegenheit geben, auch der Denkmalfeier in der Vaterstadt des Dichters uns würdig anzuschließen.

C. K. in K. Solche Bücher können Sie sich in jeder Sortimentsbuchhandlung vorlegen lassen.

B. K. Kettes „Katechismus der Gedächtnißkunst“ (5. Aufl., Leipzig, J. J. Weber) dürfte Ihren Wünschen entsprechen.

K. B. in Dresden. Der Dorfroman von Ludwig Ganghofer „Der Unfried“, den unsere „Gartenlaube“ brachte und der wohl den Lesern unseres Blattes eine lebhafte Theilnahme einflößt hat, ist als Buch im Verlag von Adolf Bonz u. Komp. in Stuttgart erschienen.

Freund der „Gartenlaube“ in L. Auf Seite 560 des laufenden Jahrgangs unseres Blattes soll es in dem Marlittschen Roman „Das Eulenhaus“ nicht Prinzeß Margarethe, sondern Prinzeß Katharina heißen.

Allerlei Kurzweil.

Schach-Aufgabe Nr. 10.

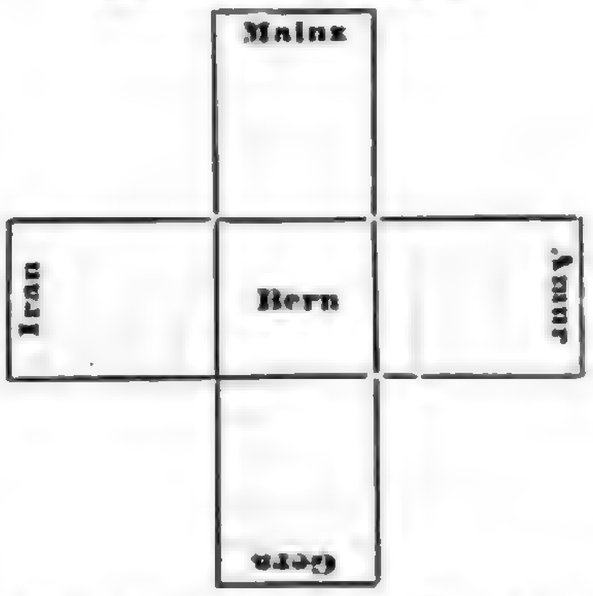
Von W. Steinmann in Parchim.

SCHWARZ

WEISS

Weiß zieht am und setzt mit dem vierten Zuge matt.

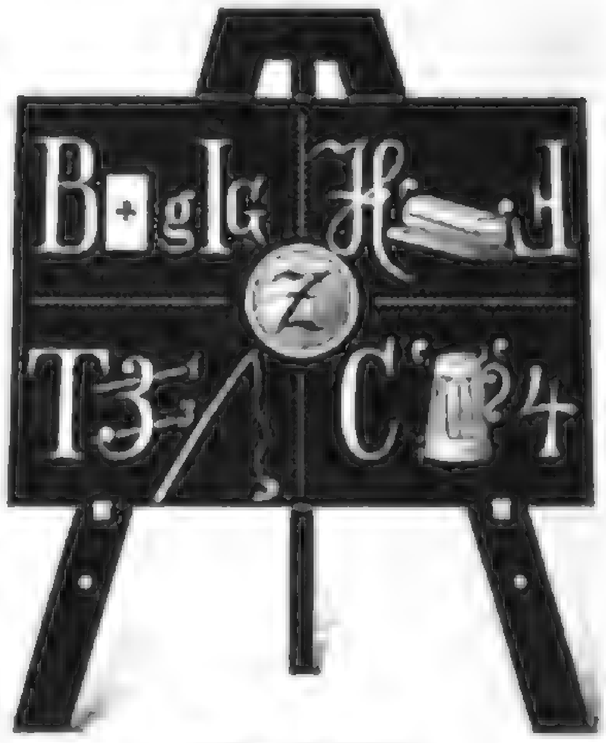
Verwandlungs-Aufgabe.



Die in den Flügeln dieser Figur stehenden Wörter sollen in jeder Zwischenreihe je eine Aenderung in einem Buchstaben erleiden, daß sie bei der fünften Veränderung zu „Bern" werden. Benutzt werden nur richtige substantivische Wörter.

Beispiel: **Halle,** Hall, Halm, Helm, Hela, Hera, Hora, Horn, **Thorn.**

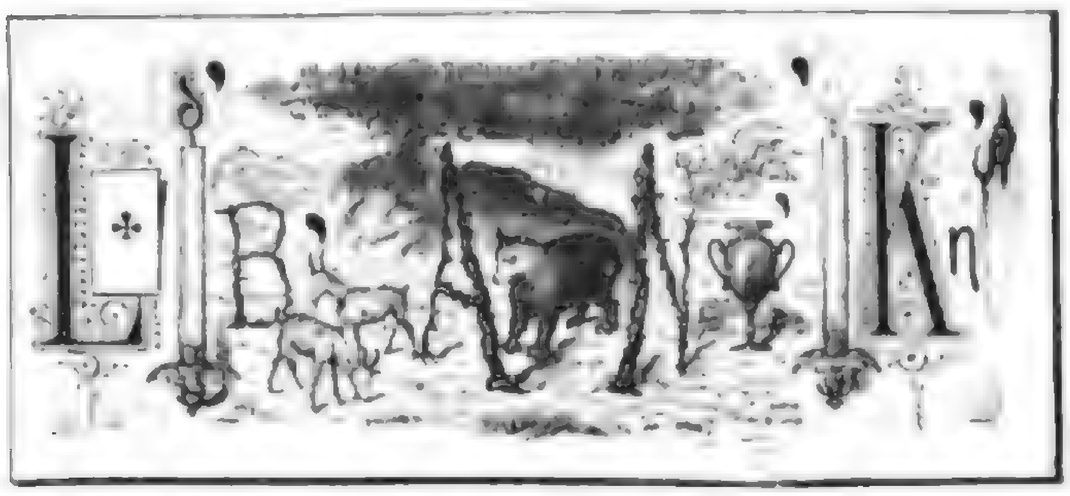
Bilder-Räthsel.



Silben-Räthsel.

Die dritte werfen die ersten zwei;
Das Ganze ist im Nu vorbei.

Rebus.



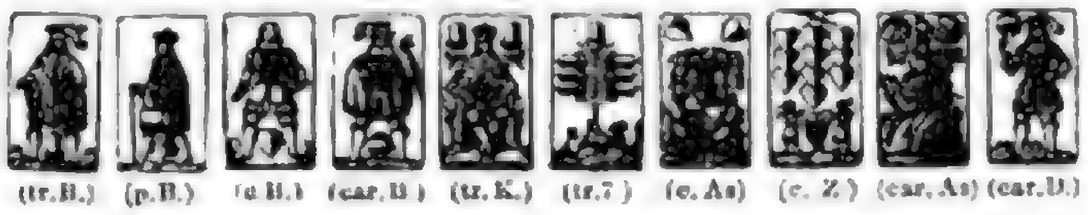
Buchstaben-Räthsel.

Von vorne gelesen, ein Fluß im Herzen Europas,
Zähl' ich zu Waffen und Wehr', stellest ein Zeichen du um.

Skat-Aufgabe Nr. 8.*

Von Wilh. Helbig in Eisleben.

Ein Spieler hatte auf die folgende Karte:



Eichel (tr.)-Solo-Schneider angesagt, er verlor aber nicht nur das Spiel, obwohl noch g.D., g.K. (p.As, p.K.) im Skat lagen, sondern wurde sogar selbst Schneider. — In welcher Hand war der Spieler? Wie waren die übrigen Karten vertheilt und wie war der Gang des Spiels?

* Diese Aufgabe ist im Problemturnier des vorjährigen Skatkongresses durch einen Preis ausgezeichnet worden.

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 9 auf S. 452:

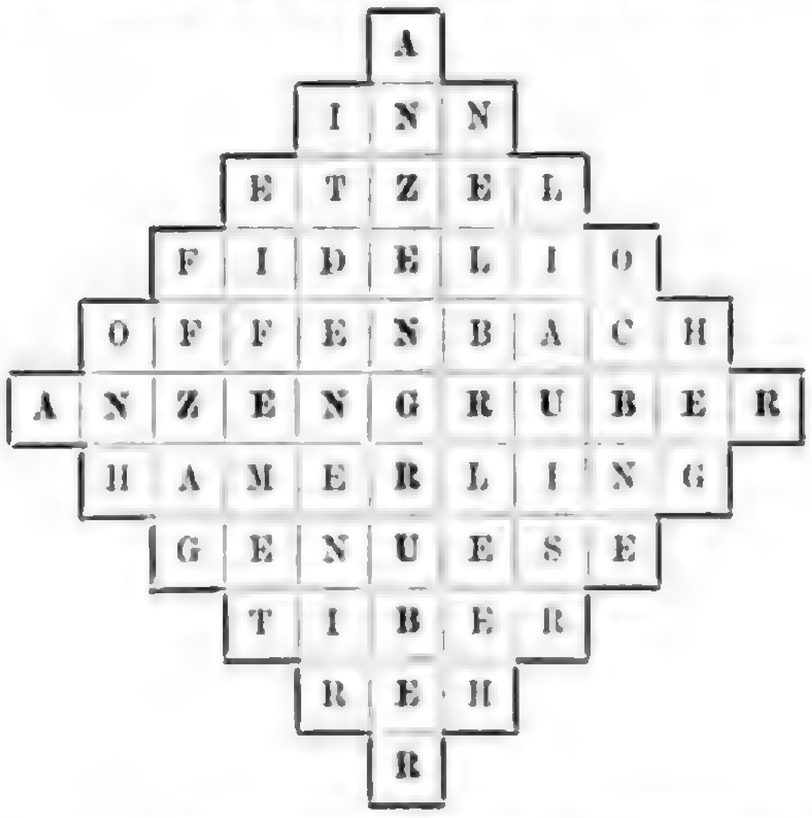
Weiß:	Schwarz:	Weiß:	Schwarz:
1. S g 3 — e 2	S h 6 — f 5! a)	1.	L e 1 — f 2:
2. S f 2 — e 4	beliebig.	2. D a 8 — b 7: †	beliebig.
3. D, S, B setzt matt.		3. D resp. S setzt matt.	

a) Dieser Zug widerlegt die beiden Drohspiele (2. D b 7: † oder 2. D d 7 †) und ermöglicht das Springeropfer auf e 4. Recht sein pointirt!

Auflösung der kleinen Vorbild-Räthsel auf S. 452:

1. Ankerwinde. 2. Handelsmarine. 3. Blumenbinse. 4. Gambrinus. 5. Eine Aufmunterung. 6. Lamartine. 7. Eine Schachpartie. 8. Baumschlange.

Auflösung des Zahlen-Räthsels auf S. 452:



Auflösung des Silben-Räthsels auf S. 452:

Ein Freund ist eine Münze, man prüfe sie, ehe man sie nimmt.

Auflösung des „räthselhaften Wappens" auf S. 452:

Nichtswürdig die Nation, die nicht
Ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre.

Schiller.

Auflösung des Buchstaben-Räthsels auf S. 452:

Kammer, Kummer.

Auflösung des Rösselsprungs auf S. 452:

Wenn einen Menschen die Natur erhoben,
Ist es kein Wunder, wenn ihm viel gelingt;
Man muß in ihm die Macht des Schöpfers loben,
Der schwachen Thon zu solcher Ehre bringt:
Doch wenn ein Mann von allen Lebensproben
Die sauerste besteht, sich selbst bezwingt,
Dann kannst Du ihn mit Freuden andern zeigen
Und sagen: Das ist er, das ist sein eigen!

Auflösung des Homonyms auf S. 452: Römer.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig. Druck von A. Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

sich nicht leugnen, und man zweifelte auch nicht an seiner Begabung und seinem Talente; aber mit diesen Eigenschaften allein gewann man doch nicht die Hand einer der reichsten Erbinnen, die ganz andere Ansprüche erheben konnte. Und dabei schien der junge Mann sein unerhörtes Glück, das jeden andern berauscht hätte, durchaus selbstverständlich zu finden! Auch nicht die leiseste Unsicherheit oder Befangenheit verrieth, daß er sich zum ersten Male in diesem glänzenden Kreise bewegte. Seine Braut am Arme, stand er ruhig und stolz neben dem künftigen Schwiegervater, ließ sich vorstellen, empfing und beantwortete jeden Glückwunsch mit der gleichen Artigkeit und fand sich mit der Hauptrolle, die der heutige Tag ihm auferlegte, in bewundernswerther Weise ab. Er war so ganz der Sohn des Hauses, der mit aller Entschiedenheit die ihm zukommende Stellung in Anspruch nahm, und bisweilen sah es aus, als nehme er die Vorstellung der gesammten Gesellschaft entgegen.

Unter den Gästen befand sich auch der Oberregierungsrath von Ernsthausen, ein vornehmer, steifer Bureaukrat, der heute ohne seine Gemahlin erschienen war, aber dafür sein Töchterlein am Arme führte. Die kleine Baroneß sah reizend aus in dem luftigen, rosigen Ballanzuge mit dem Kranz von Schneeglöckchen in den krausen schwarzen Locken, und sie strahlte förmlich vor Freude und Triumph darüber, daß sie nach heißen Kämpfen den Besuch des Festes doch durchgesetzt hatte. Die Eltern hatten sie anfangs davon ausschließen wollen, weil auch Doktor Gersdorf eingeladen war und sie erneute Annäherungsversuche von dieser Seite fürchteten. Jedenfalls war der Herr Papa gewappnet und gerüstet gegen die feindliche Macht; er ging wie eine Schutzwache neben seiner Tochter her und hielt ihren Arm so fest, als wolle er ihn während des ganzen Abends nicht wieder loslassen.

Der Doktor schien aber nicht gesonnen, sich einer erneuten Zurückweisung auszusetzen, und begnügte sich mit einem artigen Gruße aus der Ferne, den Baron Ernsthausen sehr steif erwiderte. Wally neigte das Köpfchen so ernsthaft und verständig, als sei sie ganz einverstanden mit der väterlichen Eskorte; natürlich hatte sie ihren Feldzugsplan längst entworfen und machte sich sofort an die Ausführung, mit einer Energie, die nichts zu wünschen übrig ließ.

Sie umarmte und beglückwünschte zunächst die Braut, wobei sie nothgedrungen den Arm des Vaters loslassen mußte, begrüßte dann Frau von Lasberg mit größter Liebenswürdigkeit, was die alte Dame ziemlich kühl aufnahm, und ward endlich von einer überströmenden Zärtlichkeit für Erna ergriffen, die sie denn auch glücklich bei Seite zog. Der Oberregierungsrath blickte ihnen etwas argwöhnisch nach; da aber Gersdorf ruhig am anderen Ende des Saales blieb, so beruhigte auch er sich wieder und glaubte seines Hüteramtes trefflich zu walten, wenn er den Feind unausgesetzt im Auge behielt. Er ahnte nicht, welcher arglistige Streich hinter seinem Rücken geplant und ausgeführt wurde.

Das Geflüster in der Fensternische dauerte nicht lange, dann verschwand Fräulein von Thurgau plötzlich aus dem Saale, während Wally ganz unbefangen zu dem Vater zurückkehrte und sich mit einigen Bekannten in eine angelegentliche Unterhaltung vertiefte. Sie sah es aber trotzdem recht gut, daß Erna nach Verlauf von einigen Minuten zurückkehrte, sich dem Doktor Gersdorf näherte und ihm einige leise Worte sagte. Er sah etwas überrascht auf, verneigte sich aber zustimmend und die kleine Baroneß breitete triumphirend ihren Fächer aus. Die Aktion war eingeleitet und der Herr Papa matt gesetzt für den größten Theil des Abends.

Der Präsident vermißte inzwischen seine Nichte und sah sich ungeduldig nach ihr um. Er sprach mit einem Herrn, der soeben erst in den Saal getreten war und jedenfalls nicht zu den gewöhnlichen Gästen des Hauses gehörte. Derselbe mußte aber wohl besondere Rücksichten beanspruchen können, denn Nordheim empfing und behandelte ihn mit einer Auszeichnung, die er nur sehr wenigen Persönlichkeiten zu theil werden ließ. Erna war kaum wieder sichtbar geworden und in seine Nähe gekommen, als er mit seinem Begleiter auf sie zutrat und diesen vorstellte.

„Herr Ernst Waltenberg, dessen Namen ich Dir bereits genannt habe — meine Nichte, Fräulein von Thurgau."

„Ich hatte das Unglück, die Damen bei meinem gestrigen Besuche zu verfehlen, und bin daher dem gnädigen Fräulein noch ganz fremd," sagte Waltenberg, sich artig verneigend.

„Nicht doch, ich habe bei Tische viel von Ihnen erzählt," fiel Nordheim rasch ein. „Ein Weltfahrer wie Sie, der schon die ganze Erde umkreist hat und direkt aus Persien kommt, ist immer eine interessante Persönlichkeit für die Damen und in meiner Nichte kann ich Ihnen noch eine besonders aufmerksame Zuhörerin versprechen, wenn Sie von Ihren Erlebnissen erzählen. Das Seltsame und Ungewöhnliche ist ganz ihr Geschmack."

„In der That, gnädiges Fräulein?" fragte Waltenberg, dessen Augen mit unverhohlener Bewunderung an den Zügen des schönen Mädchens hingen. Nordheim bemerkte das und lächelte; ohne seiner Nichte Zeit zu einer Antwort zu lassen, fuhr er fort:

„Verlassen Sie sich darauf. Aber wir müssen vor allen Dingen versuchen, Sie wieder etwas heimischer in Europa zu machen, dem Sie gänzlich fremd geworden sind. Es wird mich freuen, wenn mein Haus etwas dazu beitragen kann; Sie wissen ja, daß es Ihnen immer offen steht."

Er reichte seinem Gaste in der zuvorkommendsten Weise die Hand und trat dann zurück. Es lag eine gewisse Absichtlichkeit in der Art, wie er die beiden einander näherte und sie sich dann selbst überließ; aber Erna bemerkte das nicht. Sie hatte die Vorstellung gleichgültig hingenommen; überseeische Fremde waren keine Seltenheit im Nordheimschen Hause, welches überall Verbindungen hatte; doch der flüchtige Blick, mit dem sie den Gast musterte, blieb gefesselt haften an diesen eigenartigen Zügen.

Ernst Waltenberg war kein junger Mann mehr, er stand im Anfange der Vierzig und seiner nicht allzugroßen, aber schlanken Gestalt sah man es an, daß er Anstrengungen und Gefahren gewachsen war. Das dunkle Antlitz mit seiner tiefbraunen Färbung verrieth den jahrelangen Aufenthalt in den Tropenländern; es war durchaus nicht schön, aber um so ausdrucksvoller und zeigte jene tiefen Linien, welche nicht die Jahre, sondern die Erfahrungen den Menschengesichtern einzuprägen pflegen. Das krause tiefschwarze Haar umgab eine breite Stirn mit dichten schwarzen Brauen, die stahlgrauen Augen hatten einen düsteren Blick und doch schienen sie aufflammen zu können in voller Leidenschaft: das sah man an ihrem gelegentlichen Aufblitzen. In der ganzen Erscheinung lag etwas Ungewöhnliches, Fremdartiges, das sich scharf und bedeutsam unterschied von all den glänzenden, aber meist sehr uninteressanten Gestalten, die hier durch die Säle flutheten. Auch die Stimme hatte einen eigenthümlichen Tonfall; sie klang tief, aber gleichfalls fremdartig, vielleicht infolge der langen Gewöhnung an andere Sprachen. Jedenfalls war Waltenberg vollkommen vertraut mit den gesellschaftlichen Formen; die Art, wie er neben Fräulein von Thurgau Platz nahm und die Unterhaltung führte, verrieth den Weltmann.

„Sie kommen aus Persien zurück?" fragte Erna, an die Worte ihres Onkels anknüpfend.

„Ja, gnädiges Fräulein, dort war ich zuletzt wenigstens. Es sind mehr als zehn Jahre, daß ich den europäischen Boden nicht betreten habe."

„Und doch sind Sie ein Deutscher? Vermuthlich hielt Ihr Beruf Sie so lange fern?"

„Mein Beruf?" wiederholte Waltenberg mit einem flüchtigen Lächeln. „Nein, ich folgte darin nur meiner eigenen Neigung. Ich gehöre nicht zu den seßhaften Naturen, die in Haus und Heimath festwurzeln; mich hat es von jeher hinausgezogen in die weite Welt und ich habe diesem Drange schrankenlos nachgegeben."

„Und haben Sie in diesem ganzen Jahrzehnt niemals Heimweh empfunden?"

„Offen gestanden, nein! Man entwöhnt sich nachgerade von der Heimath und ihren Beziehungen und wird schließlich fremd darin. Ich bin auch jetzt nur zurückgekommen, um geschäftliche und persönliche Angelegenheiten zu ordnen, und glaube kaum, daß mein Aufenthalt von langer Dauer sein wird. Mich fesselt ja auch hier keine Familie, ich stehe allein."

„Aber das Vaterland selbst sollte Sie doch fesseln," warf Erna ein.

„Vielleicht, aber ich bin bescheiden genug, zu glauben, daß es mich nicht braucht. Es sind so viele Bessere da."

„Und Sie brauchen Ihr Vaterland gleichfalls nicht?"

Die Bemerkung war etwas ungewöhnlich für eine junge Dame und Waltenberg sah in der That überrascht auf; aber der Blick, der dem seinigen begegnete, verschärfte noch den Tadel, der in jenen Worten lag.

„Sie sind darüber entrüstet, mein Fräulein, ich sehe es," sagte er ernster. „Trotzdem muß ich mich schuldig bekennen. Aber glauben Sie mir, ein Leben, wie ich es jahrelang geführt habe, frei von allen Schranken und Fesseln, inmitten einer Natur, die in verschwenderischer Fülle prangt, wo die unserige mit jeder Blüthe kargt, das wirkt wie ein berauschender Zaubertrank. Wer einmal davon gekostet hat, der kann ihn nicht wieder entbehren. Wenn ich wirklich dauernd zurückkehren müßte in dies Schein- und Formenwesen der sogenannten Gesellschaft, unter diesen grauen, winterlichen Himmel, ich glaube — doch das sind ketzerische Ansichten in den Augen einer gefeierten jungen Dame, die im Mittelpunkte dieser Gesellschaft steht."

„Und die Sie doch vielleicht versteht," sagte Erna mit aufwallender Bitterkeit. „Ich bin in den Bergen aufgewachsen, in der mächtigen Einsamkeit des Hochgebirges, fern von der Welt und ihrem Treiben, und ich entbehre sie schwer, sehr schwer, die sonnige, goldige Freiheit meiner Kindertage!"

„Auch hier?" fragte Waltenberg, indem er auf die lichtstrahlenden Säle deutete, wo die Gesellschaft plaudernd und lachend auf und nieder wogte.

„Grade hier am meisten!"

Die Antwort klang leise, kaum hörbar und es war ein eigenthümlich müder und trauriger Blick, der durch das glänzende Gewühl streifte; aber schon im nächsten Augenblick schien die junge Dame zu bereuen, daß sie sich zu diesem halb unwillkürlichen Geständnisse hatte hinreißen lassen, denn sie brach plötzlich ab und sagte scherzend:

„Doch Sie haben recht, das sind ketzerische Ansichten, und mein Onkel würde sehr wenig damit einverstanden sein; er beabsichtigt ja im Gegentheil, Sie in unserer Gesellschaft wieder heimisch zu machen. — Darf ich Sie mit dem Herrn dort bekannt machen? Es ist eine unserer ersten Berühmtheiten, die Sie sicher interessiren wird."

Ihre Absicht, eine Unterhaltung zu beenden, die eine so ungewöhnlich ernste Richtung genommen hatte, war deutlich genug. Waltenberg verneigte sich zustimmend, aber es lag ein unverkennbarer Ausdruck von Mißvergnügen auf seinem Gesichte, als er der Berühmtheit vorgestellt wurde, und sein Gespräch mit derselben dauerte kaum einige Minuten. Dann suchte er den Doktor Gersdorf auf, einen von den Wenigen, die er noch aus früherer Zeit kannte; sie waren alte Universitätsfreunde.

„Nun, Ernst, Du fängst wohl nachgrade an, Dich hier bei uns zu akklimatisiren?" rief ihm der Rechtsanwalt entgegen. „Du hast Dich ja sehr eingehend mit Fräulein von Thurgau unterhalten! Ein schönes Mädchen, nicht wahr?"

„Ja, und es verlohnt sich sogar der Mühe, mit ihr zu reden," erwiderte Ernst, während er mit dem Freunde etwas abseits trat. Dieser lachte und sagte in gedämpftem Tone: „Ein artiges Kompliment für die anderen Damen! Mit denen zu sprechen lohnt es wohl der Mühe nicht?"

„Nein," erklärte Waltenberg kühl, aber gleichfalls in leiserem Tone. „Ich wenigstens gewinne es nicht über mich, den ganzen Abend lang inhaltlose Phrasen zu hören und zu beantworten. In der Nähe des Brautpaares ergeht man sich ganz besonders darin. Welch ein Schwall von nichtssagenden Redensarten! Uebrigens sieht die junge Braut recht unbedeutend aus und sie scheint auch etwas beschränkter Natur zu sein."

Gersdorf zuckte die Achseln.

„Sie heißt aber Alice Nordheim und das fiel wohl allein ins Gewicht bei dem Bräutigam. Es giebt hier im Saale manchen, der mit ihm tauschen möchte; er war aber klug genug, sich die Gunst des Vaters zu sichern, und damit gewann er den Preis."

„Eine Geldheirath also? Ein bloßer Streber?"

„Wenn Du willst — ja, aber jedenfalls einer von den energischen und begabten, die ihres Erfolges sicher sind. Er regiert bereits die sämmtlichen Beamten seiner Bahn ebenso absolut, wie sein künftiger Schwiegervater den Verwaltungsrath, und wenn Du sein Riesenwerk, die Wolkensteiner Brücke, siehst, so wirst Du zugestehen, daß sein Talent nicht zu den gewöhnlichen gehört."

„Gleichviel, mir ist jedes Streberthum verhaßt in tiefster Seele," sagte Waltenberg verächtlich. „Dem Unbedeutenden mag es noch hingehen, er hat überhaupt keinen Anspruch auf Beachtung; aber dieser Elmhorst sieht aus wie ein Charakter und verkauft sich und seine Freiheit für Geld — erbärmlich!"

„Mein lieber Ernst, man hört es, daß Du aus der Wildniß kommst," versetzte Gersdorf trocken. „Dergleichen ‚Erbärmlichkeiten' kannst Du in unserer vielgepriesenen Gesellschaft täglich erleben und sogar bei sonst ganz ehrenwerthen Leuten. Bei Dir spielt das Geld allerdings keine Rolle; Du gebietest ja selbst über verschiedene Hunderttausende. Wirst Du denn nie Dein ruheloses Wanderleben aufgeben und versuchen, wie es sich am häuslichen Herde ruht?"

„Nein, Albert, dazu bin ich nicht geschaffen. Meine Braut ist die Freiheit und der bleibe ich treu."

„Ja, das habe ich auch gesagt," lachte der Doktor, „aber mit der Zeit macht man doch die Erfahrung, daß diese Braut etwas kalter Natur ist, und wenn einem dann noch das Unglück passirt, sich zu verlieben, dann ist es aus mit der Freiheitslust und der angehende Hagestolz verwandelt sich ohne alle Gewissensbisse in einen rechtschaffenen Ehemann. Ich bin eben dabei, diesen Umwandlungsprozeß durchzumachen."

„Ich kondolire," warf Ernst sarkastisch ein.

„Bitte, ich befinde mich ganz vortrefflich dabei. Uebrigens habe ich Dir meine Liebes- und Leidensgeschichte ja bereits anvertraut; wie findest Du die künftige Frau Doktor Gersdorf?"

„So reizend, daß sie Deine schmähliche Fahnenflucht einigermaßen entschuldigt. Es ist allerliebst, dies rosige, lachende Gesichtchen."

„Ja, meine kleine Wally ist der verkörperte Sonnenschein!" sagte Albert warm, während sein Auge das junge Mädchen suchte. „Bei den Eltern steht das Barometer freilich noch auf Sturm, aber wenn der Oberregierungsrath auch seine sämmtlichen Ahnen gegen mich ins Feld führt und den berühmten Großonkel dazu der, nebenbei gesagt, viel schlimmer ist als all die Hochseligen — ich bin entschlossen, unter allen Umständen zu siegen."

„Herr Waltenberg, darf ich Sie bitten, meine Nichte zu Tische zu führen?" sagte der Präsident, der soeben vorüberging und auf einen Augenblick zu den beiden Herren trat.

„Mit Vergnügen," versicherte Waltenberg, und das Vergnügen über diese Anordnung prägte sich in der That so deutlich auf seinem Gesichte aus, daß Gersdorf ein spöttisches Lächeln nicht unterdrücken konnte.

„Sieh da! Am Ende bin ich nicht der einzige Fahnenflüchtige!" murmelte er, als sein Freund ihn jetzt ohne weiteres im Stiche ließ und sich eiligst Fräulein von Thurgau näherte. Der Frauenverächter fing an galant zu werden.

Die Thüren des Speisesaales wurden jetzt geöffnet und die Gesellschaft begann sich paarweise zu ordnen. Baron Ernsthausen bot Frau von Lasberg, die ihm zur Tischnachbarin bestimmt war, den Arm; er hatte zu seiner großen Befriedigung von ihr erfahren, daß Lieutenant von Alven seine Tochter führen werde und daß Doktor Gersdorf seinen Platz am anderen Ende der Tafel habe. Das Paar schritt würdevoll davon und ihm nach flutheten die übrigen; aber merkwürdigerweise verneigte sich Lieutenant Alven vor einer anderen jungen Dame und Doktor Gersdorf trat auf Baroneß Ernsthausen zu.

„Was bedeutet das, Wally?" fragte er leise. „Ich soll Dich zu Tisch führen, wie Fräulein von Thurgau mir sagte? Du hast doch nicht etwa Frau von Lasberg —?"

„O, die ist längst im Komplott mit meinen Eltern," flüsterte Wally, indem sie seinen Arm nahm. „Denke nur, die ganze Länge der Tafel wollten sie zwischen uns legen! Mama hat Migräne, aber sie hat dem Papa die strengste Weisung gegeben, mich nicht aus den Augen zu lassen, und Frau von Lasberg figurirt als Schutzwache Nummer zwei — aber sie sollen es einmal versuchen, mit mir etwas anzufangen! Ich habe ihnen allesammt eine Nase gedreht."

„Was hast Du denn eigentlich gethan?" fragte Gersdorf, etwas beunruhigt.

„Die Tischkarten habe ich vertauscht!" triumphirte Wally. „Oder vielmehr Erna hat es thun müssen. Sie wollte anfangs nicht; aber ich fragte sie, ob sie es auf ihr Gewissen nehmen könne, uns beide in grenzenlose Verzweiflung zu stürzen. Das konnte sie nicht und da hat sie nachgegeben."

Der kleinen Baroneß waren die Phrasen, mit denen sie die verschiedenen Schutzgeister ihrer Liebe vorführte, schon recht geläufig geworden; der Doktor schien aber nicht sehr erbaut zu sein von diesem Staatsstreiche, er schüttelte den Kopf und sagte vorwurfsvoll:

„Ich bitte Dich, Wally, das kann ja unmöglich verborgen bleiben, und wenn Dein Vater uns erblickt —"

„Dann wird er wüthend sein!" ergänzte Wally mit vollster Seelenruhe. „Aber weißt Du, Albert, das ist er jetzt eigentlich immer und da kommt es auf etwas mehr oder weniger wirklich nicht an. Und nun sieh nicht so pedantisch ernsthaft aus; ich glaube wahrhaftig, Du willst mit mir zanken wegen meiner klugen Idee!"

„Ich sollte es eigentlich thun," sagte Albert, wider Willen lächelnd; „aber wer kann mit Dir rechten, Du übermüthiger Puck!"

In dem allgemeinen Geplauder war das Geflüster der beiden unbemerkt geblieben; sie schlossen sich jetzt den anderen Paaren an und traten in den Speisesaal, wo der Oberregierungsrath bereits an der Seite seiner Dame Platz genommen hatte. Er liebte die Tafelfreuden außerordentlich und die Erwartung eines guten Diners stimmte ihn ganz menschenfreundlich. Auf einmal aber versteinerte sich sein Antlitz, als habe er das Meduſenhaupt erblickt, und es war doch nur das höchst vergnügte Gesicht seines Töchterleins, das soeben am Arme des Doktor Gersdorf auftauchte.

„Gnädige Frau, um Gotteswillen!" flüsterte der Baron ganz fassungslos. „Sie sagten mir doch, daß Lieutenant von Alven —"

„Er führt Wally zu Tische, gewiß, und ich habe auf Ihren ausdrücklichen Wunsch den Doktor Gersdorf —"

Frau von Lasberg verstummte mitten in der Rede und schien nun ihrerseits zu versteinern, denn jetzt erblickte auch sie das Paar, das sich soeben am anderen Ende der Tafel niederließ.

„An seiner Seite!" knirschte der Oberregierungsrath und schleuderte über dreißig Converts hinweg einen vernichtenden Blick auf den Doktor.

„Ich begreife nicht, wie das möglich ist, ich habe selbst die Tafelordnung festgestellt."

„Vielleicht ein Irrthum der Diener —"

„Nein, es ist eine Intrigue der Baroneß," fiel Frau von Lasberg empört ein. „Aber ich bitte Sie, nur jetzt kein Aufsehen, keine Scene! Wenn die Tafel aufgehoben wird —"

„Dann fahre ich sofort mit Wally nach Hause!" ergänzte Ernsthausen und packte seine Serviette mit einer Wuth, die der ungehorsamen Tochter das Schlimmste verhieß.

Die Tafel nahm ihren Anfang und Verlauf, mit all dem Glanze, den man von einem Festdiner im Nordheimschen Hause erwarten durfte. Die Tische waren fast überladen mit schwerem Silber und leuchtendem Krystall und dazwischen dufteten die seltensten Blumen; es folgte eine endlose Menge von Gerichten, mit den edelsten Weinsorten, die üblichen Toaste auf das Brautpaar wurden ausgebracht, die üblichen Reden gehalten und über dem Ganzen lag die übliche Langeweile, die von solchen Schaustellungen eines fürstlichen Reichthums unzertrennlich ist.

Das schloß jedoch nicht aus, daß einige von den jüngeren Herrschaften sich trefflich unterhielten, in erster Linie Baroneß Wally, die ganz unbekümmert um das ihrer harrende Strafgericht unaufhörlich mit ihrem Tischnachbar plauderte und lachte, und Gersdorf, der kein Liebender hätte sein müssen, wenn er nicht auch seinerseits alles Uebrige vergessen und mit vollen Zügen das unerwartete Glück dieses Beisammenseins genossen hätte.

Nicht minder lebhaft, wenn auch ernster und inhaltreicher war das Gespräch, das am oberen Ende der Tafel geführt wurde. Fräulein von Thurgau hatte als nächste Verwandte des Hauses ihren Platz dem Brautpaare gegenüber und Ernst Waltenberg war die gleiche Auszeichnung zu theil geworden. Er hatte sich vorhin der Gesellschaft gegenüber sehr kühl und schweigsam benommen, jetzt zeigte er, daß er mit seiner Unterhaltung fesseln konnte, wenn es ihm wirklich darauf ankam zu fesseln.

Er sprach freilich von Ländern und Menschen, die in weiter Ferne lagen, aber sie schienen lebendig zu erstehen vor den Augen seiner Zuhörerin. Er schilderte den Zauber der südlichen Meere, die Pracht der Tropenlandschaft; die ganze weite Welt that sich auf in diesen glühenden poesiedurchwobenen Schilderungen, und Erna, die mit leuchtenden Augen zuhörte, schien ganz hingerissen davon zu sein. Der Blick des Bräutigams streifte bisweilen mit einem eigenthümlich forschenden Ausdrucke die beiden; sein Gespräch mit Alice zeichnete sich allerdings nicht durch besondere Lebhaftigkeit aus, und er war doch sonst ein Meister in der Unterhaltung.

Endlich wurde die Tafel aufgehoben und man kehrte in die Gesellschaftsräume zurück; die Stimmung war zwangloser und heiterer geworden. Es bildeten sich überall einzelne Gruppen, das Lachen und Plaudern klang lauter und die ganze Gesellschaft wogte und fluthete so durch einander, daß es schwer ward, jemand darin aufzusuchen. Das mußte Oberregierungsrath Ernsthausen zu seinem tiefsten Aerger erfahren: sein Fräulein Tochter hatte sich vorläufig unauffindbar gemacht.

Ernst Waltenberg hatte seine Dame nach dem Wintergarten geführt und saß, die lebhafte Unterhaltung von vorhin fortsetzend, an ihrer Seite, als das Brautpaar eintrat. Wolfgang stutzte einen Moment, als er die beiden erblickte; dann verneigte er sich kühl gegen Waltenberg, der von seinem Sitze aufsprang, um der jungen Braut Platz zu machen, und sagte:

„Alice klagt über Ermüdung und wünschte den stilleren Wintergarten aufzusuchen — wir stören doch nicht?"

„Wen?" fragte Erna ruhig.

„Sie und Herrn Waltenberg. Sie waren ja in so lebhafter Unterhaltung und wir würden sehr bedauern —"

Statt aller Antwort ergriff Erna die Hand ihrer Kousine und zog sie an ihre Seite.

„Du hast recht, Alice, Du mußt Dich erholen; es ist selbst für stärkere Naturen, als Du es bist, eine Aufgabe, der Mittelpunkt eines solchen Festes zu sein."

„Ich wollte mich nur auf einige Minuten zurückziehen," sagte Alice, die in der That etwas angegriffen aussah. „Aber wir scheinen wirklich gestört zu haben; Herr Waltenberg war mitten in einer gewiß sehr interessanten Schilderung und brach plötzlich ab, als wir eintraten."

„Ich sprach von meinem letzten Aufenthalt in Indien," erklärte Waltenberg, „und ich habe die Gelegenheit benutzt, Baroneß Thurgau eine Bitte vorzutragen, die ich auch an Sie richten möchte, gnädiges Fräulein. Ich habe im Laufe der zehn Jahre, die ich fern von Europa zubrachte, eine Menge fremdländischer Schätze gesammelt. Sie wurden gelegentlich nach Hause gesandt und jetzt ist ein förmliches Museum daraus geworden, das ich eben von kundiger Hand ordnen und aufstellen lasse. Darf ich mir einmal den Besuch der Damen erbitten? Selbstverständlich auch den Ihrigen, Herr Elmhorst! Ich glaube Ihnen manches Interessante zeigen zu können."

„Ich fürchte nur, daß meine Zeit es nicht erlauben wird, Ihrer freundlichen Einladung zu folgen," entgegnete Elmhorst mit einer Artigkeit, die etwas Eisiges hatte. „Ich habe nur noch einige Tage zur Verfügung bis zu meiner Abreise."

„Sie wollen abreisen? So kurz nach Ihrer Verlobung?"

„Ich muß, denn ich kann bei dem jetzigen Stande unserer Arbeiten keinen längeren Urlaub in Anspruch nehmen."

„Sind Sie damit einverstanden, gnädiges Fräulein?" wandte sich Waltenberg an Alice. „Ich sollte meinen, die Braut hat in solchem Falle doch das erste Recht."

„Das erste Recht hat die Pflicht, Herr Waltenberg — in meinen Augen wenigstens."

„Nehmen Sie es so ernst damit — auch jetzt noch?"

Wolfgangs Augen blitzten auf, er verstand dies „auch jetzt noch?" und verstand auch den Blick, der dem seinigen begegnete; er hatte ihn ja erst vor wenigen Stunden in einem andern Antlitz gesehen. Der stolze Mann biß die Zähne zusammen; zum zweiten Male wurde er heute daran erinnert, daß er für die Gesellschaft nur der „künftige Gemahl von Alice Nordheim" war, der sich mit dem Gelde seiner Braut von jeder übernommenen Verpflichtung loskaufen konnte.

„Für mich ist jede Pflicht eine Ehrensache," erwiderte er kalt.

„Ja, wir Deutsche sind Fanatiker der Pflicht," sagte Waltenberg nachlässig. „Ich habe diese nationale Eigenthümlichkeit einigermaßen abgelegt in der Fremde. — O mein gnädiges

Fräulein, schon wieder dieser strafende Blick! Ich werde mich noch unmöglich machen bei Ihnen mit meiner unseligen Aufrichtigkeit; aber bedenken Sie, daß ich aus einer ganz anderen Welt komme und nach europäischen Begriffen gänzlich verwildert bin."

„In Bezug auf Ihre Ansichten scheinen Sie das allerdings zu sein," versetzte Erna scherzend, aber doch mit einiger Schärfe.

Er lächelte, und sich auf die Lehne des Divans stützend, beugte er sich tiefer herab.

„Ja, ich muß erst wieder zum Menschen und braven Deutschen erzogen werden. Vielleicht nimmt sich irgend jemand barmherzig meiner an. Glauben Sie, daß es der Mühe lohnen würde?"

„Alice, hältst Du es wirklich aus in dieser schwülen, erstickenden Temperatur?" fragte Wolfgang mit kaum verhehlter Ungeduld. „Ich fürchte, sie ist Dir nachtheiliger als die Hitze in den Sälen."

„Aber dort ist ein solches Gewühl von Menschen," warf Alice ein. „Bitte, Wolfgang, laß uns noch bleiben!"

Er preßte die Lippen zusammen, konnte aber bei dem so deutlich kund gegebenen Wunsche seiner Braut nichts anderes thun als sich fügen.

„Es ist Tropenluft," sagte Waltenberg achselzuckend.

„Ja wohl! Erdrückend und entnervend für jedes Wesen, das gewohnt ist, frei zu athmen."

Die Aeußerung klang beinahe schroff, aber der, dem sie galt, schien es nicht zu bemerken; sein Auge hing noch immer an Erna, während er erwiderte:

„Die Palmen und Orchideen fordern sie doch! Sehen Sie nur, gnädiges Fräulein, sie entzücken das Auge selbst hier in der Gefangenschaft. In der mächtigen Tropenwelt, wo sie in voller Freiheit aufragen und ranken, ist der Anblick ein überwältigender."

„Ja, sie muß schön sein, diese Welt!" sagte Erna leise und ihr Blick irrte träumerisch über die fremdartige Blüthenpracht hin, die ringsum aus dem Grün hervorleuchtete und den ganzen Wintergarten erfüllte mit ihrem süßen, aber betäubenden Duft.

„Sie waren lange im Orient, Herr Waltenberg?" fragte Alice in ihrer kühlen theilnahmlosen Art.

„Jahrelang, aber ich bin so ziemlich in allen Welttheilen zu Hause und kann mich rühmen, sogar bis in die Tiefen von Afrika eingedrungen zu sein."

Wolfgang wurde aufmerksam bei den letzten Worten.

„Als Mitglied einer wissenschaftlichen Expedition vermuthlich?" warf er hin.

„Nein, das hat für mich nie einen Reiz gehabt. Ich hasse nichts so sehr als den Zwang, und bei solchen Unternehmungen kann man nicht seine persönliche Freiheit wahren. Man ist gebunden an das Reiseziel, an die Gefährten, an alles Mögliche, und ich bin es gewöhnt, darin nur meinem eigenen Willen zu folgen."

„Ah so!" Um die Lippen Wolfgangs spielte ein halb verächtliches Lächeln. „Ich bitte um Verzeihung; ich glaubte wirklich, Sie seien als Pionier der Wissenschaft nach Afrika gegangen."

„Mein Gott, wie ernsthaft Sie das alles nehmen, Herr Elmhorst!" sagte Waltenberg spöttisch. „Muß denn jedes Leben nothgedrungen eine Arbeit sein? Ich habe niemals gegeizt nach dem Ruhm des Forschers; ich habe die Freiheit und Schönheit der weiten Welt in vollen Zügen getrunken und mir immer neue Kraft und neue Jugend geschöpft aus diesem Zauberquell. Wenn ich anfangen sollte, ihn nutzbar zu machen, wäre seine Poesie für mich dahin."

Elmhorst zuckte die Achseln und in einem anscheinend gleichgültigen Tone, in dem sich gleichwohl etwas Verletzendes barg, entgegnete er:

„Jedenfalls eine sehr bequeme Art, sich das Leben einzurichten! Mein Geschmack wäre es trotzdem nicht, und es ist wohl überhaupt nur den wenigsten möglich. Man muß dazu nothwendigerweise im Schoße des Reichthums geboren sein."

„So unbedingt nothwendig ist das nicht," gab Waltenberg ebenso zurück. „Man kann ja auch durch irgend einen Glücksfall reich werden."

Wolfgang richtete sich empor mit einem so tief gereizten Ausdruck, daß man sah, er hatte eine sehr scharfe Antwort auf den Lippen; aber auch Erna sah das und kam ihm zuvor, indem sie dem Gespräch rasch eine andere Wendung gab.

„Ich fürchte wirklich, mein Onkel muß es aufgeben, Sie wieder bei uns heimisch zu machen," sagte sie. „Sie sind so verloren in den Zauber Ihrer Tropenwelt, daß Ihnen in der Heimath alles klein und dürftig erscheint. Ich glaube, nicht einmal unsere Bergwelt vermag es noch, Ihnen Bewunderung abzugewinnen; da aber finden Sie in mir eine entschiedene Gegnerin."

Waltenberg wandte sich zu ihr; er mochte ihre Absicht errathen und wohl selbst fühlen, daß er zu weit gegangen war.

„Sie thun mir unrecht, mein Fräulein," erwiderte er. „Ich habe sie noch nicht vergessen, die heimische Alpenwelt mit ihren hochragenden Gipfeln, ihren tiefblauen Seen und — den holden Gestalten der Sage, die sie bevölkern; diese Erscheinungen," hier verschleierte sich seine Stimme, „wie aus Duft und Alpenschnee gewoben mit der weißen, märchenhaften Blume der Gewässer in den blonden Locken!"

Das Kompliment war kühn; aber die Art, wie es gesagt wurde, nahm ihm das Verwegene und die Augen des Mannes strahlten auf in leidenschaftlicher Bewunderung, als sie an der weißen, wie in Schneeduft gehüllten Gestalt des schönen Mädchens hingen.

„Alice, hast Du Dich jetzt erholt?" fragte Wolfgang laut. „Wir dürfen uns heute wirklich nicht so lange der Gesellschaft entziehen; komm, laß uns in den Saal zurückkehren!"

Die Worte klangen beinahe befehlend; Alice erhob sich folgsam und legte ihren Arm in den seinigen, sie verließen in der That den Wintergarten.

„Herr Elmhorst scheint eine bedeutende Anlage zum Befehlen zu haben," sagte Waltenberg sarkastisch, indem er ihnen nachblickte. „Der Ton hatte schon etwas von dem künftigen Herrn und Gebieter, und das am Verlobungstage! Ich finde, Fräulein Nordheim hat eine in mehr als einer Hinsicht überraschende Wahl getroffen."

„Alice ist eine sehr sanfte, fügsame Natur," bemerkte Erna einsilbig.

„Um so schlimmer! Ihr Verlobter scheint gar nicht das Bewußtsein zu haben, daß diese Verbindung allein ihn zu einer Stellung erhebt, auf die er persönlich wohl nie hätte Anspruch machen können."

Die junge Dame hatte sich erhoben und war zu einer Pflanzengruppe getreten, deren schwere, purpurfarbene Blüthen aus dunklem Grün niederhingen. Erst nach einer sekundenlangen Pause erwiderte sie:

„Ich glaube, Wolfgang Elmhorst ist nicht der Mann, der sich ‚erheben' läßt."

„Und weshalb hätte er denn sonst — Verzeihung, ich möchte keinen Vorwurf gegen Ihren künftigen Verwandten aussprechen."

Erna antwortete nicht und er schien ihr Schweigen als eine halbe Zustimmung zu betrachten, denn er fuhr ernster fort:

„Glauben Sie, daß bei dieser Bewerbung ideale Gründe maßgebend waren?"

„Nein!"

Das Wort kam eigenthümlich herb von den Lippen des Mädchens, aber das Antlitz senkte sich noch tiefer herab auf die Purpurblumen.

„Das ist auch meine Ansicht und damit steht mein Urtheil über Herrn Elmhorst fest. — Bitte, mein Fräulein, athmen Sie nicht so unausgesetzt den Duft dieser Blüthen ein; ich kenne ihn, er ist berauschend, aber tückisch und wird Ihnen Kopfschmerz zuziehen, seien Sie vorsichtig damit."

Erna richtete sich empor und fuhr mit der Hand über die Stirn.

„Sie haben recht," sagte sie mit einem tiefen Athemzuge. „Es ist wohl überhaupt Zeit, daß wir zu der Gesellschaft zurückkehren — ich bitte, Herr Waltenberg!"

Er schien nicht ganz damit einverstanden zu sein, bot ihr aber mit voller Artigkeit den Arm und führte sie in die Säle, wo die Gesellschaft noch vollzählig beisammen war.

In einer Ecke saß der Oberregierungsrath mit seinem grimmigen Vaterzorn und mit Frau von Lasberg, die es sich angelegen sein ließ, das Feuer noch zu schüren. Sie hatte durch Nachfrage bei der Dienerschaft festgestellt, daß die Tischkarten in der That vertauscht worden waren, und ließ ihrer Empörung

darüber freien Lauf. Sie sprach in leisem, aber nachdrücklichem Tone auf den unglücklichen Vater einer solchen Tochter ein und schloß ihre Rede endlich mit der vernichtenden Erklärung:

„Mit einem Worte — ich erlaube mir das Benehmen des Doktors empörend zu finden!"

„Ja, es ist empörend!" murmelte Ernsthausen wüthend. „Und dabei suche ich Wally seit einer halben Stunde, um mit ihr nach Hause zu fahren, und kann ihrer nicht habhaft werden — es ist ein schreckliches Kind!"

„Ich hätte ihr den Besuch des Festes unter keiner Bedingung gestattet," eiferte die alte Dame. „Ich erklärte der Frau Baronin schon damals, als sie mir ihr Herz ausschüttete, daß sie energische Maßregeln ergreifen müsse."

„Das haben wir ja bereits gethan," versicherte Ernsthausen verzweiflungsvoll, „aber es half nichts. Meine Frau hat schon Migräne von all dem Aerger, und das pflegt bei ihr tagelang anzuhalten! Ich bin durch mein Amt in Anspruch genommen — wer soll da diesen Irrwisch hüten und all seine tollen Streiche pariren?"

„Schicken Sie Wally aufs Land zu dem Großonkel," rieth Frau von Lasberg. „Da ist kein persönlicher Verkehr mit Gersdorf möglich, und wie ich den alten Baron kenne, wird er auch einen Briefwechsel zu verhindern wissen."

Der Oberregierungsrath sah aus, als sei plötzlich ein Lichtstrahl in die Finsterniß seiner Seele gefallen; er ergriff den Vorschlag mit einer förmlichen Begeisterung.

„Das ist eine Idee!" rief er. „Sie haben recht, gnädige Frau, vollkommen recht! Wally soll zu meinem Onkel, schon in den nächsten Tagen, schon übermorgen. Er war ja außer sich über die Sache und wird jedenfalls der beste Hüter sein; ich schreibe ihm gleich morgen früh."

Er war so erfüllt von diesem Gedanken, daß er schleunigst aufbrach und von neuem versuchte, seiner Tochter habhaft zu werden, aber das war ein schwieriges Unternehmen. Er hätte ebenso leicht einen Schmetterling fangen können; denn Wally entwickelte ein unglaubliches Talent, gerade dann zu verschwinden, wenn der Vater sie endlich zu Gesicht bekam. Ernst Waltenberg, der ja auch zu den Eingeweihten gehörte, wurde zweimal als Blitzableiter dem nahenden Ungewitter entgegengestellt und mußte es mit seiner Unterhaltung ableiten. Inzwischen tauchte die kleine Baroneß unter in irgend einer plaudernden Gruppe und kam an einer ganz anderen Stelle wieder an die Oberfläche. Sie schien die ganze Gesellschaft als eine Versammlung von Schutzgeistern zu betrachten, die sie je nach Bedarf verwendete, und sogar der Minister, der hohe Chef ihres Vaters, der gleichfalls anwesend war, mußte sich in dieser Eigenschaft benutzen lassen.

Sie flüchtete schließlich zu Seiner Excellenz und klagte in beweglichen Worten, daß der Papa durchaus schon nach Haus fahren wolle, während sie noch so gern bliebe. Der alte Herr nahm sofort Partei für das reizende Kind, und als der Oberregierungsrath auftauchte und sich mit einem grollenden „Wally, der Wagen wartet!" der jungen Dame bemächtigen wollte, fiel ihm jener freundschaftlich in die Rede:

„Lassen Sie ihn warten, lieber Geheimrath. Man darf der Jugend ihr Recht nicht verkümmern und ich habe der Baroneß versprochen, Fürsprache einzulegen. Sie bleiben noch, nicht wahr?"

Ernsthausen wüthete innerlich, während sein äußerer Mensch sich höflich zustimmend verbeugte; als Anerkennung dafür verwickelte ihn der Chef in ein sehr eingehendes Gespräch und gab ihn erst nach einer Viertelstunde frei. Jetzt aber kannte der Baron keine Rücksicht mehr; er brach geradezu ein in das feindliche Lager, wo seine Tochter höchst vergnügt zwischen Waltenberg und Gersdorf Stellung genommen hatte. Da trat ihm der Doktor mit voller Artigkeit entgegen.

„Herr Oberregierungsrath, ich wollte mir erlauben, Sie morgen oder übermorgen aufzusuchen. Darf ich bitten, mir irgend eine Stunde zu bestimmen?"

Ernsthausen warf ihm einen vernichtenden Blick zu.

„Ich bedaure, Herr Doktor, dringende Geschäfte —"

„Ganz recht, davon wollte ich eben mit Ihnen reden," fiel Gersdorf ein. „Es handelt sich um eine Angelegenheit der Bahngesellschaft, deren juristischer Vertreter ich bin, wie Sie ja wissen; und Seine Excellenz der Herr Minister hat mich an Sie gewiesen. Sie gestatten aber wohl, daß ich Sie nicht im Ministerium, sondern in Ihrer Wohnung aufsuche, da ich noch eine Privatsache mit Ihnen besprechen möchte."

Der Baron konnte leider nicht im Zweifel sein über diese Privatsache; da er aber den Juristen in dieser Eigenschaft nothgedrungen empfangen mußte, so richtete er sich in seiner ganzen Vornehmheit auf und antwortete kühl:

„Uebermorgen um fünf Uhr Nachmittags stehe ich zu Ihren Diensten."

„Ich werde pünktlich sein," versicherte der Doktor, sich mit einer Verbeugung von Wally verabschiedend. Diese fand es nun endlich für gut, sich der väterlichen Gewalt zu fügen und sich fortführen zu lassen; aber draußen auf der Treppe erklärte sie mit voller Energie:

„Papa, übermorgen lasse ich mich aber nicht wieder einsperren. Ich will dabei sein, wenn man um meine Hand wirbt."

„Uebermorgen bist Du bereits auf dem Lande," versetzte Ernsthausen mit Nachdruck. „Du fährst mit dem ersten Zuge; ich bringe Dich der Sicherheit wegen selbst auf die Bahn und an der Station nimmt Dich der Großonkel in Empfang, bei dem Du vorläufig bleiben wirst."

Wallys Köpfchen fuhr ganz entsetzt aus der weißen Kapuze. Einen Moment lang war sie sprachlos; dann aber nahm sie eine äußerst kriegerische Stellung an.

„Das thue ich nicht, Papa! Ich bleibe nicht bei dem Großonkel; ich laufe davon, zu Fuß laufe ich nach der Stadt zurück!"

„Das wirst Du bleiben lassen," sagte der Oberregierungsrath. „Ich dächte, Du kenntest den alten Herrn und seine Grundsätze. Du bist nach seinem Tode eine Partie ersten Ranges, merke Dir das!"

„Ich wollte, der Großonkel reiste nach Monaco und verspielte dort all sein Geld," schluchzte Wally zornig, „oder er adoptirte ein Waisenkind und vermachte ihm sein ganzes Vermögen."

„Kind, um Gotteswillen, was hast Du für entsetzliche Einfälle!" rief Ernsthausen erschrocken; aber die kleine Baroneß fuhr in voller Empörung fort:

„Dann wäre ich keine ‚Partie' mehr und dann könnte ich Albert heirathen. — Ich will alle Tage beten, daß der Großonkel solch einen dummen Streich macht, trotz seiner siebzig Jahre!"

Damit sprang sie, noch immer schluchzend, in den Wagen und warf sich in die Polster. Der Vater folgte ihr, aber er murmelte verzweiflungsvoll:

„Ein schreckliches Kind!"

Droben in den Festräumen begann es allmählich leerer und stiller zu werden. Einer nach dem andern verabschiedete sich, bis endlich der Präsident, der soeben die letzten Gäste entlassen hatte, sich allein mit Wolfgang in dem großen Empfangssaale befand.

„Waltenberg hat uns eingeladen, seine Reisesammlungen zu besichtigen," sagte er. „Ich werde dazu schwerlich Zeit haben, aber Du —"

„Ich noch weniger," fiel Elmhorst ein. „Die drei Tage, die ich überhaupt noch zur Verfügung habe, sind schon vollauf in Anspruch genommen."

„Ich weiß, aber Du wirst trotzdem Alice begleiten müssen; sie und Erna haben bereits zugesagt, und ich wünsche überhaupt nicht, daß diese Einladung abgelehnt wird."

Wolfgang stutzte und sah seinen künftigen Schwiegervater forschend an, dann fragte er rasch:

„Wer und was ist dieser Waltenberg eigentlich, Papa? Du scheinst ihn mit einer ganz besonderen Rücksicht zu behandeln und doch tauchte er heute zum ersten Male in Deinem Hause auf. Du kennst ihn von früher her?"

„Allerdings. Sein Vater war bei verschiedenen meiner Unternehmungen betheiligt. Ein tüchtiger, umsichtiger Geschäftsmann, der Millionen hätte verdienen können, wenn er länger gelebt hätte. Leider hat der Sohn gar nichts geerbt von diesen praktischen Eigenschaften. Der zieht es vor, kreuz und quer durch die Welt zu reisen und sich bei allen möglichen wilden Völkerschaften herumzutreiben. Nun, sein Vermögen erlaubt ihm ja dergleichen Extravaganzen, und jetzt verdoppelt es sich beinahe. Seine Tante, die einzige unvermählte Schwester seines Vaters, ist

vor einigen Monaten gestorben und hat ihn gleichfalls zum Erben eingesetzt. Er ist überhaupt nur zurückgekommen, um diese Angelegenheit zu ordnen, und spricht schon wieder von Davongehen — ein unbegreiflicher Mensch!"

Der Ton, in welchem Nordheim von dem Manne sprach, den er so auszeichnete, verrieth, daß er persönlich gar keine Sympathie für ihn hegte, und Elmhorst schien in dem gleichen Falle zu sein, denn er stimmte sofort ein:

„Ich finde ihn unerträglich! Er sprach ja bei Tische nur von seinen Reisen und in einer Art, als wolle er Vortrag darüber halten. Man hörte nur von ‚blauen Meerestiefen', von ‚hochragenden Palmen und träumerischen Lotosblumen' — es war kaum mehr zum Aushalten! Fräulein von Thurgau allerdings schien ganz hingerissen davon zu sein. Offen gestanden, Papa, ich fand, daß diese poetisch orientalische Unterhaltung viel zu vertraulich war für den ersten Tag der Bekanntschaft."

Die Worte sollten sarkastisch sein, aber es barg sich eine nur mühsam verhehlte Gereiztheit dahinter. Der Präsident bemerkte das jedoch nicht, sondern erwiderte ruhig:

„In diesem Falle habe ich gegen die Vertraulichkeit durchaus nichts einzuwenden, ganz im Gegentheil."

„Das heißt — Du hast eine bestimmte Absicht mit den beiden?"

„Gewiß," versetzte Nordheim, etwas verwundert über das Hastige, Gepreßte dieser Frage. „Erna ist neunzehn Jahre; man muß jetzt ernstlich an ihre Vermählung denken, und ich habe als Verwandter und Vormund die Pflicht, sie möglichst gut zu versorgen. Das Mädchen wird ja unendlich gefeiert in der Gesellschaft, aber mit einem wirklichen Antrage hat sich ihr noch keiner genaht, sie ist eben keine Partie."

„Nein, sie ist keine Partie!" wiederholte Wolfgang wie mechanisch und dabei richtete sich sein Blick auf das Nebenzimmer, wo die Damen noch weilten. Alice saß auf dem Sofa und Erna stand vor ihr; die Thüröffnung umschloß wie ein Rahmen die schlanke, weiße Gestalt.

„Ich kann das den Männern nicht verdenken," fuhr der Präsident fort. „Ernas einziges Erbtheil sind die paar tausend Mark, die für den Wolkensteiner Hof gezahlt wurden, und wenn ich meiner Nichte auch selbstverständlich eine Aussteuer mitgebe, so ist das doch so gut wie nichts für einen Mann, der gewohnt ist, Ansprüche an das Leben zu machen. Waltenberg braucht nicht auf Vermögen zu sehen; er ist selbst reich, aus gutem Hause, kurz, eine glänzende Partie. Ich habe sofort nach seiner Rückkehr den Plan gefaßt, und ich denke, die Sache wird sich machen."

Er setzte das alles so kühl und geschäftsmäßig auseinander, als ob es sich um eine neue Spekulation handle. Im Grunde war die „Versorgung" seiner Nichte ja auch nur ein Geschäft für ihn, ebenso wie die Verlobung der eigenen Tochter. In dem einen Falle wurde Vermögen, in dem andern Intelligenz eingetauscht für die Hand des jungen Mädchens, und Nordheim konnte sich auch ganz rückhaltlos darüber aussprechen gegen seinen künftigen Schwiegersohn, der genau auf demselben Standpunkte stand und nach denselben Grundsätzen gehandelt hatte. In diesem Augenblicke aber lag eine eigenthümliche Blässe auf dem Gesichte des jungen Mannes, und es war ein seltsamer Ausdruck, mit dem seine Augen an jenem Bilde hingen, das sich noch immer in der Thüröffnung zeigte, vom hellsten Kerzenglanze umflossen.

„Und Du glaubst, daß Fräulein von Thurgau einverstanden ist?" fragte er endlich langsam, ohne den Blick abzuwenden.

„Sie wird doch nicht die Närrin sein, ein solches Glück von sich zu stoßen! Freilich, das Mädchen ist unberechenbar in seinen Launen, starrsinnig wie der Vater und in manchen Punkten gar nicht zu regieren. Wir beide passen überhaupt nicht zusammen, das zeigt sich oft genug, aber diesmal, denke ich, werden wir übereinstimmen. Ein Mann wie Waltenberg mit all seinen excentrischen Neigungen ist grade nach dem Geschmack Ernas. Ich glaube, sie wäre im Stande, sein tolles Wanderleben mit ihm zu theilen, wenn er sich nicht entschließen kann, es aufzugeben."

„Warum denn nicht?" sagte Wolfgang herb. „Es ist ja so ungemein poetisch und interessant, dies Leben in der Fremde, ohne Beruf und Vaterland. Man ist losgelöst von allen Pflichten; man schwärmt und träumt unter den Palmen und verträumt schließlich das ganze Leben im thatenlosen Genuß. Ich finde es erbärmlich, wenn ein Mann mit seinem Dasein nichts weiter anzufangen weiß; mir wäre das unmöglich!"

„Du ereiferst Dich ja förmlich," sagte Nordheim, ganz erstaunt über diesen heftigen Ausfall. „Du vergißt aber, daß Waltenberg von Hause aus reich gewesen ist. Du und ich, wir mußten arbeiten, um emporzukommen; für ihn existirte diese Nothwendigkeit nicht; er stand von Anfang an auf der Höhe, und solche Menschen taugen selten für eine ernste Thätigkeit."

Er wandte sich zu einem Diener, der soeben eintrat, und gab ihm noch einige Befehle. Wolfgang stand finster und unbeweglich da; seine Augen hingen noch immer an jener weißen Gestalt, an der Erscheinung „wie aus Duft und Alpenschnee gewoben, mit der märchenhaften Blume der Gewässer in den blonden Locken", und unhörbar, aber mit dem Ausdruck der tiefsten Bitterkeit murmelte er: „Ja, er ist reich — und darum hat er das Recht, glücklich zu sein!" (Fortsetzung folgt.)

Der Hypnotismus, sein Nutzen und seine Gefahren.

3. Der Hypnotismus in Pforzheim, ein Beitrag zur Geschichte des hypnotischen Unfugs in Deutschland.

Keine zweite Stadt in Deutschland mag wohl in Sachen des Hypnotismus so zahlreiche und so eigenartige Erfahrungen aufzuweisen haben als Pforzheim, die weltberühmte Stadt der Goldwaarenindustrie. Man muß diesen am Ausgangspunkt dreier reizender Thäler des nördlichen Schwarzwaldes gelegenen, ungefähr 28000 Einwohner zählenden Ort mit seinem in mannigfacher Hinsicht originellen Getreibe kennen, um verschiedene Episoden zu verstehen, welche das hier zum Sport gewordene Hypnotisiren im Verlauf des Jahres 1886 zeitigte.

Schon dem flüchtig sich hier aufhaltenden Fremden fällt Verschiedenes auf. Pforzheim ist die erste Fabrikstadt Badens, und doch entbehrt sie fast ganz der rauchigen Schlote und des rußgeschwärzten, kohligen Pflasters. Es bringt das der hier gepflegte Fabrikationszweig der Edelmetallwaaren mit sich, welcher die Stadt mit den unschönen Attributen anderer Fabrikorte verschonte. Von einem der umliegenden Höhenpunkte aus betrachtet, erscheint daher Pforzheim wie ein schmuckes, gutgepflegtes Landstädtchen mittleren Schlages. Wenn man dagegen an den Wochentagen den Marktplatz und einzelne Hauptstraßen während der mittäglichen Arbeitspause betritt, dann bringt einem das Gedränge des hier sich stauenden männlichen und weiblichen Arbeitervolkes, das der Hauptmasse nach unter der allgemeinen Gesammtbezeichnung „Bijoutiers" und „Polisseusen" begriffen wird, eine ungefähre Vorstellung bei von dem Arbeitsfleiß und der Betriebsamkeit Pforzheims und seiner Nachbarorte im zwei- bis dreimeiligen Umkreise. Alltäglich mit Ausnahme der Sonntage kommt früh mit dem Morgengrauen auf allen vom Lande hereinführenden Zufahrtsstraßen eine nach Hunderten zählende Schar von Arbeitern und Arbeiterinnen verschiedenen Alters der Stadt zugeschritten, von der Menge abgesehen, die in Pforzheim selbst wohnt oder mit verschiedenen Zügen von den Vororten herein fährt. Diese Scharen sind es, die über Mittag auf Markt und Straßen unter lebhaftem Gedankenaustausch frische Luft schöpfen und abends wieder dem ländlichen Heim mit ebenso eiligen Schritten zupilgern, wie sie morgens ankamen.

Eine zweite Absonderlichkeit bietet Pforzheim in seinen „Tigern". Kommt man morgens ziemlich früh an den größeren Gasthäusern vorbei, dann wundert man sich über die Schar hier wartender Herren, die als Zeichen ihres „Tigerthums" einen zierlichen Musterkoffer bei sich führen. Diese Herren sind dazu bestimmt, den aus aller Welt eintreffenden Großhändlern von Schmuckwaaren in den Gasthäusern, wo dieselben ihr Absteigequartier genommen haben, den verlockenden, blinkenden Inhalt der Musterkoffer vorzulegen und möglichst umfangreiche Bestellungen für die Herrn Prinzipale entgegenzunehmen. Dieses im Grunde genommen wenig blutdürstige Geschäft hat den aus dem Hinterhalt

auf Bestellungen Jagd machenden, meist jüngeren Herren die geradezu offiziell gewordene Bezeichnung der „Tiger" eingebracht. Nicht selten liest man wenigstens im Anzeigetheil hiesiger Blätter, daß von dieser oder jener Firma „ein gewandter Tiger" gesucht werde. Mitunter „tigert" übrigens der Herr Prinzipal selbst, namentlich, wenn er noch jung und Anfänger ist.

Doch ich wollte ja vom Hypnotismus erzählen und von den Wundern, die derselbe vorvergangenes Jahr hier gewirkt. Als Hansen im Anfang der achtziger Jahre Deutschland bereiste, kam er auch nach Pforzheim und gab hier eine Vorstellung, die zwar wie überall Aufsehen erregte, aber ohne weitere Folgen blieb. Da kam am 28. April 1886 ein neuer Apostel vom blinkenden Glasknopf, und diesem gelang es, halb Pforzheim auf den Kopf zu stellen. Es war ein Stuttgarter Friseur, ein Herr Georg Schmidt, der da bei irgend einer Gelegenheit die Erfahrung gemacht hatte, daß ihm die gleiche Fähigkeit innewohne wie weiland Herrn Hansen. Herr Schmidt, der auch in der That nicht ohne Gewandtheit und Eleganz experimentierte, reiste im Lande umher und gab außerordentlich besuchte Vorstellungen. Er kürzte nach berühmten Mustern* seinen Vornamen in „Geo" ab, und als Geo Schmidt kam er auch nach Pforzheim, wo er in ziemlich schneller Folge 5 bis 6 öffentliche „magnetische Soireen" abhielt. Es ging da alles wie bei Hansen zu, nur ließ Herr Schmidt seinen Versuchen einen von seinem Geschäftsführer verlesenen, ziemlich monotonen Vortrag vorausgehen, in welchem von dem „geheimnißvollen Fluidum" die Rede war, das den Händen und Augen des Meisters entströme und so wunderbar auf empfängliche Personen einwirke. Mit einem Wort, Geo Schmidt vertrat den längst überwundenen Standpunkt des „thierischen Magnetismus" und wirkte auf viele Köpfe nicht aufklärend, sondern verwirrend. Anfangs gab er auf eigene Faust sehr besuchte Vorstellungen bei ziemlich hohen Eintrittspreisen; später wurde er von verschiedenen Vereinen angeworben. Das Ganze bewegte sich nämlich damals noch in ziemlich harmlosen Bahnen und etwaige schädliche Folgen vermochte noch niemand vorauszusehen.

Jedenfalls erregten Schmidts Versuche allseitig das höchste Interesse. Wie erstaunte man aber, als gegen Ende Mai die Nachricht durch die hiesigen Blätter ging, daß ein jüngerer Pforzheimer Fabrikant, Herr W., jene Versuche mit zweifellosem Erfolge nachzuahmen versucht und schließlich Meister Geo vollständig übertroffen habe! Herr W. war in eigenthümlicher Weise zur Kenntniß seiner Kunstfertigkeit gelangt. An demselben Abend, da Geo Schmidt in einem geselligen Vereine Pforzheims eine Abendunterhaltung gab, befand sich Herr W. im Kreise verschiedener Bekannten im Wirthshause. Das Gespräch drehte sich ausschließlich um den Hypnotismus und die Frage, ob diese Versuche wohl auch von andern angestellt werden könnten. Man beschloß, das alsbald festzustellen, und begab sich zu dem Zweck in das Nebenzimmer, wo einige junge Arbeiter als Versuchspersonen dienen sollten.

Noch bevor es so weit kam, drängte sich die Kellnerin trotz wiederholter Abweisung heran und verlangte immer dringender, hypnotisirt zu werden, worauf schließlich Herr W. unmuthig die Zudringliche Platz nehmen hieß und einige Striche über deren Haupt mit den Händen beschrieb, wie er es bei Hansen und Schmidt gesehen hatte. Der Erfolg war ein ganz überraschender; denn das Medium verfiel alsbald in tiefsten Schlaf und theilweise kataleptische Starre, einen Zustand, den keiner der Anwesenden zu heben vermochte. Der um Hilfe ersuchte Geo Schmidt schickte zunächst seinen Geschäftsführer. Dieser verordnete, als die gewöhnlichen Belebungsmittel nicht anschlugen, Champagner, von welchem der Bewußtlosen eingeflößt wurde. Da sie aber wegen gänzlicher Starre unfähig war zu schlucken, so mußte man das prickelnde Naß einstweilen selbst trinken und auf den Meister warten. Als dieser endlich angekommen war, gelang es ihm nach längerer Zeit, das Medium zu erwecken, welches indeß nunmehr in sechsunddreißigstündigen, ununterbrochenen Schlaf verfiel, dem es sich im städtischen Krankenhause in aller Muße hingeben durfte. Nunmehr zu ihrem Brotherrn zurückgelangt, erblickte die Kellnerin abends Herrn W. und verfiel ohne dessen Zuthun wieder alsbald in Hypnose, welche auch mit längerem Schlaf endete, ein Vorgang, der sich noch ein zweites Mal wiederholt haben soll, was die Dame veranlaßte, sich ein anderweitiges Feld für ihre bierspendende Thätigkeit auszusuchen. Herr W. aber, der nunmehr auch die Methoden des kunstgerechten Erweckens bei schwierigeren Fällen erlernt hatte, machte bald darauf alle Versuche des Meisters und noch zahlreiche andere, die sogar Geo in Erstaunen gesetzt haben würden. Da nun Herr W. seine schönen Versuche in Vereinen und Privatkreisen mit unerschöpflicher Bereitwilligkeit ohne Entgelt zum Besten gab, so wäre für Herrn Schmidt die schöne hiesige Einnahmequelle versiegt, selbst wenn ihm nicht ohnehin das Pforzheimer Bezirksamt in Rücksicht auf verschiedene Vorkommnisse die Genehmigung zu weiteren öffentlichen Vorstellungen verweigert hätte, ein sehr berechtigtes Einschreiten, dem sich bald ein Generalverbot ähnlicher Produktionen für ganz Baden anschloß. Es durfte von da ab nur noch in geschlossenen Gesellschaften hypnotisirt werden,

* Sein Hauptnebenbuhler war damals der Magnetiseur „Theo" Völkert.

von welcher Freiheit in Pforzheim in ungeahnt ausgiebiger Weise Gebrauch gemacht wurde. Sehr bald zeigte sich nämlich, daß Herr W. nicht der einzige Ausübende in dieser Kunst war, den Pforzheims Mauern bargen. Mindestens ein halb Dutzend verschiedener Herren arbeiteten, wenn auch mit weit weniger Glück und Geschick, in ganz gleicher Weise. Das machte in der Stadt begreifliches Aufsehen und reizte Groß und Klein zu Versuchen, für welche namentlich das jüngere Volk der Bijoutiers und Lehrlinge ein überaus leicht zugängliches Material darbot. So kam es denn, daß man hier noch nicht ein volles Vierteljahr nach Geo Schmidts Auftreten die Hypnotiseure zu Hunderten zählte.

Gleichzeitig damit trat die Sache noch nach einer anderen Seite hin in eine neue Phase. In Lokalberichten der hiesigen Blätter war bei Besprechung der Schmidtschen Vorstellungen zur Aufklärung des Publikums auf das Irrige der Mesmerischen Lehre vom „thierischen Magnetismus“ hingewiesen und die richtige, auf den Arbeiten von Braid, Weinhold, Heidenhain und anderen fußende physiologische Deutung der Hypnoseerscheinungen erörtert worden. Das ließ nun einige Heißsporne vom „magnetischen Fluidum“ nicht ruhen, und es erschienen in der Lokalpresse mehr oder weniger geharnischte Verwahrungen, in denen Lanzen für den Lebensmagnetismus und gegen die ungläubige Wissenschaft gebrochen wurden, die schon oft neue Wahrheiten anfangs aufs heftigste befehdet habe. Die Folge war, daß zunächst alle weiteren Versuche unter dem Feldgeschrei „hie Braid“, „hie Mesmer“ unternommen wurden. Herr W., eifriges Mitglied des naturwissenschaftlichen Vereins zu Pforzheim, hielt die Streitfrage mit Recht für wichtig genug, um im Schoße des genannten Vereins behandelt zu werden. Er demonstrirte dem Verein in mehreren Sitzungen, theilweise vor zahlreichen geladenen Gästen, solche Versuche, die speciell geeignet sein sollten, über die Frage des Mesmerismus Licht zu verbreiten. Die interessante, lebhafte Debatte führte zu einer ganzen Reihe von Kontrollversuchen, aus denen mit immer größerer Klarheit die Nichtigkeit aller lebensmagnetischen Behauptungen hervorging. Das reizte indeß weitere Anhänger des Mesmerismus zu neuen Einwürfen.

Ein anderer Herr, gleichfalls Bijouteriefabrikant, hatte sein neun- bis zehnjähriges Söhnchen hypnotisirt und wollte dabei wunderbare, ganz räthselhafte Beobachtungen gemacht haben, die eine Uebertragbarkeit der „magnetischen Kraft“ auf leblose Dinge nachzuweisen im Stande seien. Das Bürschchen war von einem älteren Arbeiter der Fabrik und vom Vater so oft in Hypnose versetzt worden, hatte namentlich wiederholt zugesehen, wie Stühle, Thürklinken, Fußbodendielen durch Bestreichen mit den Fingern der Experimentatoren „magnetisch“ gemacht wurden, damit es bei der Berührung dieser Gegenstände mit Händen oder Füßen starr werde und dieselben nicht mehr loslassen könne, — daß schließlich der Gesammterfolg ein wunderbarer werden mußte. Der Kleine, der in Erfahrung gebracht hatte, daß ihm auch in seiner Abwesenheit durch Bestreichen einzelner Gegenstände Fallen gelegt wurden, witterte nun überall solche und blieb bald an einer Klinke mit der Hand hängen, bald konnte er von einem Stuhle nicht mehr aufstehen, bald endlich eine Zimmerdiele, auf die er getreten war, nicht mehr verlassen. Dabei kam es denn begreiflicherweise vor, daß ihn bald bestrichene, bald unbestrichene Gegenstände fesselten. Wenn das aber bei letzteren eintrat, wurde eben keine Notiz davon genommen. Der Vater erbot sich nun, dem ungläubigen naturwissenschaftlichen Verein und dessen noch ungläubigerem Vorsitzenden unwiderlegliche Beweise von der Existenz einer biomagnetischen Kraft beizubringen. In der hierzu anberaumten Sitzung wurden in Abwesenheit des Söhnchens ein Stuhl, ein irdener Bierseideluntersatz und eine Zimmerdiele mit großer Inbrunst und vielem Kraftaufwand vom Vater und Herrn W. gestrichen, auf dessen minimale Einwirkungen der Knabe sonst auch mit außerordentlicher Leichtigkeit reagirte. Nachdem sich nun beide Experimentatoren entfernt hatten, damit jegliches unbeabsichtigte Verrathen der „Fallen“ ausgeschlossen sei, rief man das jugendliche Medium herein. Dasselbe blieb alsbald an der nicht bestrichenen Thürklinke mit starrem Arm hängen. Von dieser frei gemacht und vom Vorsitzenden sowie einem anwesenden Arzt, dem zweiten Präsidenten, freundlich angeredet und ins Gespräch gezogen, durchschritt es das Zimmer und passirte glücklich die bestrichene Diele. Auf dem „magnetisch gemachten“ Stuhl nahm es ohne Gefährden Platz, wurde dagegen, nachdem es später den Sitz gewechselt hatte, auf einem anderen nicht bestrichenen hypnotisch mit starren Untergliedmaßen.

Wieder vom Banne befreit, vermochte es jenen Bierseideluntersatz anzufassen und weiterzugeben, bekam aber eine starre Hand, als ihm der Vorsitzende seinen eben hervorgezogenen Hausschlüssel überreichte. Kurz, alle Versuche bewiesen aufs zweifelloseste, daß von „Magnetisirung“ lebloser Dinge nicht die Rede sein könne, daß vielmehr die bisher in solchem Sinne gedeuteten Beobachtungen auf Täuschung durch ungeschickte Anstellung der Experimente zurückzuführen seien. Dem Vater wurde überdies zu Gemüthe geführt, wie wenig zuträglich seinem blassen, schwächlichen Söhnchen die unausgesetzten Aufregungen solcher Experimente sein dürften; am wenigsten sei es für den zukünftigen, aufs Bijouteriefach gerichteten Beruf des Kleinen eine angenehme, förderliche Beigabe, wenn derselbe von jedem ersten Besten durch einen scharfen Blick in Willenlosigkeit und Starre versetzt werden könne. Der Vater war denn auch einsichtsvoll genug, die Richtigkeit dieser Bemerkungen einzusehen, und verschonte von da ab seinen Sprößling mit biomagnetischen Versuchen, so daß der letztere zur Zeit von seiner Hypnomanie völlig geheilt ist.

In der Stadt nahm inzwischen das Magnetisiren seinen weiteren Verlauf in immer ausgedehnteren Kreisen. Jetzt hypnotisirten schon einzelne Bijouteriearbeiter diesen oder jenen ihrer Kameraden durch starre Blicke und Bestreichen mit den Händen, und verübten mit denselben den durch Geo Schmidt bekannt gewordenen Unfug, wo nur ein geeigneter Platz und ein paar freie Augenblicke aufzutreiben waren.

Natürlich wurden die Versuche auf solche Weise auch auf die umliegenden Dorfschaften verpflanzt. Doch es sollte noch weit besser und viel drastischer kommen!

Ein Sekundaner hypnotisirte den einen und anderen seiner Mitschüler mit bestem Erfolge, brachte auch einmal ein solches Medium in seine Wohnung und zeigte der staunenden Mama seine Künste. Wie sich Fama erzählt, wollte er bei dieser Gelegenheit in jugendlichem Eifer auch die eigene Mutter hinter deren Rücken durch Striche in Hypnose versetzen, ein Beginnen, das sich die Mama, als sie es zu ihrem Schrecken wahrnahm, nicht gefallen ließ, vielmehr durch kräftig geführten Gegenstrich an geeigneter Stelle ein für alle Mal nachdrücklichst abwehrte.

Sehr bald fanden sich unter den Schülern der beiden höheren Lehranstalten Pforzheims Scharen von Hypnotiseuren und empfänglichen Medien, denen sich bald ungezählte Haufen von Zöglingen der Volksschule in gleichem erfolgreichen Beginnen anschlossen. Im Juli 1886 wurde dieser kindlichen Hypnotiseure in der Lokalpresse zuerst Erwähnung gethan und festgestellt, daß man auf Straßen und in Hausgängen vielfach kleine Buben schon von 11 Jahren beobachtet habe, die durch starres Ansehen und streichende Handbewegungen über Kopf, Gesicht und Körper jüngere und selbst um mehrere Jahre ältere Spielkameraden in Schlaf, Willenlosigkeit und vollständige Starre versetzten. Damit war der neue Sport quantitativ auf seinen denkbar höchsten Höhepunkt gelangt, denn nunmehr hypnotisirten außer Greisen und Männern auch Jünglinge und halbreife Knaben, so daß in der Gesammtreihe allein das zarte Kindesalter unvertreten blieb. Nur noch qualitativ konnte die Sache überboten werden. Zunächst wurde in mehrfacher Weise ein neuer Ansturm im Sinne des Mesmerismus versucht. Vor allem wies man nämlich auf verschiedene mehr oder weniger verbürgte Heilerfolge hin, welche da und dort das bloße Bestreichen Kranker seitens dieses oder jenes Hypnotiseurs erzielt habe. Man wollte darin das heilsame Walten einer den Händen des Experimentirenden entströmenden räthselhaften Kraft erblicken. Auch Herr W., den sehr bald an verschiedenen Uebeln Krankende in Anspruch nahmen, machte dahin zielende Versuche, welche durch die Einwirkung der Suggestion zum Theil auch gelungen waren.

Uebrigens sollte man in Pforzheim sehr bald auch noch in anderer Weise Gelegenheit haben, wunderbare Wirkungen der Eingebung auf empfängliche Personen in reichem Maße kennen zu lernen.

Zunächst gaben abermals biomagnetische Anwandlungen einzelner den äußeren Anstoß zu den ersten bezüglichen Versuchen.

Ein Herr A., gleichfalls geschickter Experimentator auf dem Gebiete des Hypnotismus, wollte die Beobachtung gemacht haben, daß er auch ohne jegliche Willensäußerung, das heißt lediglich durch innere Willenskraft bei empfänglichen Personen jede beliebige Einzelwirkung z. B. selbst dann hervorbringen könne, wenn er diesen Personen den Rücken kehre und durch kein Wort, durch keine Gebärde verrathe, welcher Art die von ihm beabsichtigte Wirkung sein solle. In der Lokalpresse wurde berichtet, Herr A. habe seine erstaunliche Kunst in Privatkreisen mit unfehlbarem, nie versagendem Erfolg ausgeübt. Auch dem naturwissenschaftlichen Verein erbot sich nunmehr A. durch die Vermittelung des Herrn W., seine beweisenden Versuche vorführen zu wollen. Ablehnen ließ sich das nicht, und so erschienen denn in der nächsten Sitzung Herr A. und drei bis vier seiner Medien, denen Herr W. eine ungefähr gleiche Anzahl der seinigen hinzugesellte. Die jungen Leute nahmen in einer Reihe neben einander auf Stühlen Platz, ebenso die beiden Ausübenden, jener Reihe den Rücken zukehrend. Es war vereinbart worden, daß der Vorsitzende auf einem Blatt Papier eine beliebige Hypnosewirkung und diejenigen Medien namhaft mache, bei denen sie eintreten solle. Das Blatt wurde dem Ansteller des jeweiligen Versuches übergeben, der davon still Kenntniß zu nehmen und sodann seinen Willen in Thätigkeit zu setzen hatte. Wenn er, den Medien unausgesetzt den Rücken kehrend, das Zeichen gegeben haben werde, fertig zu sein, sollte die Versammlung den Eintritt oder Nichteintritt der gewünschten Fernwirkung feststellen.

Wie vorauszusehen war, ergaben in der That alle in dieser Art angestellten Versuche ein durchaus verneinendes Ergebniß. Der durch nichts geäußerte Wille des Ausübenden vermag eben keine Wirkung auf die empfänglichen Personen auszuüben. Herrn A. wurde z. B. schriftlich aufgegeben, er solle die von Herrn W. herbeigeführten Versuchspersonen in Schlaf sinken, die eigenen aber im wachen, völlig unhypnotisirten Zustand verharren lassen. Gerade das Umgekehrte trat ein, als Herr A. bei lautloser Stille der Versammlung, selbst unbeweglich dasitzend, seinen Willen anstrengte. Ein Kontrollversuch, den Herr W. anstellte, ergab das gleiche Ergebniß. Herr W. sollte ohne Vorwissen der Versuchspersonen, um welche Wirkung es sich handele, die eigenen unbeeinflußt lassen, diejenigen des Herrn A. einschläfern. Es wurden indeß trotz des energischen Willens des Herrn W. dessen eigene Medien hypnotisch, während die fremden im wachen Zustand verharrten.

Dabei muß noch betont werden, daß beide Herren, wie durch mehrere Versuche festgestellt war, auf alle Medien ohne Ausnahme mit Leichtigkeit hypnotisirend einzuwirken vermochten, wenn sie nur ihre bezügliche Absicht durch Worte, Blicke oder irgend welche Gebärden, beziehungsweise Zeichen kundbar machten. Ohne solche Kundbarmachung des Willens trat die vorgeschriebene Wirkung nie ein.

Daß durch ungeschickte Anstellung des Versuchs auch einmal ein die Willensfernwirkung scheinbar beweisendes Ergebniß erzielt werden kann, zeigte sich, als ein anderer der anwesenden Herren vorschrieb, der linke Vorderarm einer speciell hierzu ausgewählten Versuchsperson solle in Muskelstarre versetzt werden. Nachdem Herr A. erklärt hatte, den Willensakt gefaßt zu haben, griff unvorsichtigerweise der Herr, der den Versuch veranlaßt hatte, nicht zunächst nach anderen Gliedmaßen des Mediums, sondern gleich nach dem linken Vorderarm und verrieth auf diese Weise unbeabsichtigt, daß es sich um diesen handele. Natürlich wurden die betreffenden Muskeln nunmehr alsbald starr. Es hatte sich nämlich bei anderen Versuchen herausgestellt, daß fast immer derjenige Körpertheil in kataleptische Starre verfiel, der nach Ausführung des Willensversuches in erster Linie auf seinen Zustand untersucht wurde, selbst wenn er nicht der für das Eintreten der Wirkung vorgeschriebene war.

Bei Gelegenheit dieser lehrreichen, experimentell ausgefochtenen Streitfrage wurde nun auf ein schon bei anderen Anlässen stets wahrgenommenes merkwürdiges Einzelsymptom hingewiesen. Unter den Medien des Herrn A. befand sich nämlich ein junger Mann Namens E., ein eifriger Turner, wie angegeben wurde. So oft E. auf irgend eine Weise in leichtere oder tiefere Hypnose versetzt oder aus derselben zum normalen wachen Zustand zurückgerufen wurde, trat bei ihm fast wie auf Kommando eine Reihe taktvoll in wuchtigster Weise ausgeführter Arm- und Beinbewegungen ein. E. sprang nämlich mit gleichen Füßen auf der Stelle zwei- bis dreimal in die Höhe, hierbei jedoch mit einer solchen wilden Energie den Boden stampfend, daß das Zimmer erdröhnte und man nicht wußte, ob man mehr die Kraft des Mediums oder die Widerstandsfähigkeit von dessen Stiefelabsätzen bewundern sollte. Gleichzeitig drückte er die Brust heraus, hob den Kopf und stemmte wiederholt beide Arme im heftigen Ruck abwärts. Niemals wurde E. ohne Eintreten dieser sonderbaren Uebungen hypnotisch; nie erwachte er aus der Hypnose, ohne daß sich dieselben, wenn auch in etwas gelinderer Weise, wiederholten.

Bei anderen Medien wurde dergleichen nie gesehen. Dagegen zeigte sich bei diesen in allmählich wachsendem Maße theilweise eine andere Erscheinung, die sich im höchsten Grade bedeutsam erwies und die letzten Akte des Pforzheimer Hypnosedramas einleitete.

Bevor wir in unserem Bericht fortfahren, müssen wir vorausschicken, daß die schon erwähnte außerordentliche Gewalt der Eingebung auf Hypnotisirte sich auch in Pforzheim durch zahlreiche Versuche des Herrn W., der die einschlagende Litteratur besonders studirt hatte, bewahrheitete. Es gelang Herrn W., seine wachen Medien zur Ausführung von Aufträgen zu bringen, die er ihnen während des Zustandes ihres hypnotischen Schlafes mündlich aufgegeben hatte. Wir wollen nur einzelnes aus diesen sehr reichhaltigen Versuchsreihen namhaft machen.

Von zwei schlafenden Medien, welche angeblich nie Klavier gespielt hatten, was schon die Betrachtung ihrer schwieligen, arbeitsgewohnten Hände sehr wahrscheinlich machte, erhielt das eine den Auftrag, das Lied „Heil dir im Siegerkranz", das andere den Walzer des Coaksmannes auf dem Piano vorzutragen. Ohne das mindeste Zaudern setzte sich erst der eine, dann der andere nach dem Erwachen ans Klavier und leistete mit beiden Händen spielend seine Aufgabe. Klang zwar auch die Weise steinerweichend, so wurde sie doch auffallend flott zu Gehör gebracht und jedermann konnte unschwer die beabsichtigten Tonstücke erkennen. Auch zu einer vierhändigen Improvisation wurden beide neugebackene Pianisten veranlaßt, die trotz ihrer schauderhaften Klänge doch eine gewisse Gesetzmäßigkeit herauszuhören gestattete. Einem andern wurde während des Schlafes versichert, er sei ein erst seit wenigen Tagen in Pforzheim wohnender geborener Norddeutscher. Nach dem Erwachen ins Gespräch gezogen, bediente er sich, der bis dahin sich nur in Pforzheimer Mundart hatte ausdrücken können, völlig dialektfreier Rede, was sich bei ihm komisch genug ausnahm. Das Nichtsehen anwesender Personen oder das vermeintliche Erblicken nicht anwesender konnte stets mit Leichtigkeit durch Eingebung während des hypnotischen Schlafes erzielt werden, ebenso positive und negative Täuschungen jedes anderen Sinnes.

Ein Medium, Herr J., glaubte nach dem Erwachen, die ihm im Schlafe angekündigte junge Dame zu sehen, die Braut eines Bekannten, und stellte derselben einen der anwesenden Herren auf dessen Wunsch vor, reichte ihr auch schließlich galant den Arm, um sie, wie ihm vom Experimentator bedeutet worden war, auf den Bahnhof zu führen. Er würde sich zweifellos dorthin begeben haben, hätte ihn nicht Herr W. eilends von der Straße zurückgeholt und von seiner Sinnestäuschung befreit. War dem Schlafenden gesagt worden, dieser oder jener der anwesenden Herren sei nicht mehr zugegen, so konnte keine Frage des bezeichneten Herrn an das wiedererwachte Medium das letztere zu irgend einer Antwort bewegen, während es sich mit den anderen Anwesenden vernünftig unterhielt. Aufgefordert, die im Zimmer vorhandenen Personen zu zählen, brachte es in der That eine Person zu wenig heraus. Ganz wie man es verlangte, hörte der eine nach dem Erwachen eine schöne Musik, der andere innerhalb einer bestimmten vorhergesagten Frist einen heftigen Knall ꝛc. Bemerkenswerth war ein Versuch, bei welchem dem schlafenden, gegen Nadelstiche empfindungslosen Medium gesagt wurde, es werde soeben mit einem glühenden Eisen berührt und die gebrannte Stelle werde nach dem Erwachen sich röthen, anschwellen und eine Blase erzeugen. Gleichzeitig berührte Herr W. die Wange der Versuchsperson mit seinem Finger. Nach dem Erwachen war das Medium anfangs gesprächig, klagte aber sehr bald über brennenden Schmerz auf der Wange; hierbei röthete sich die berührte Stelle zusehends und begann sich zu erheben. Zu einer Brandblase kam es indeß nicht.

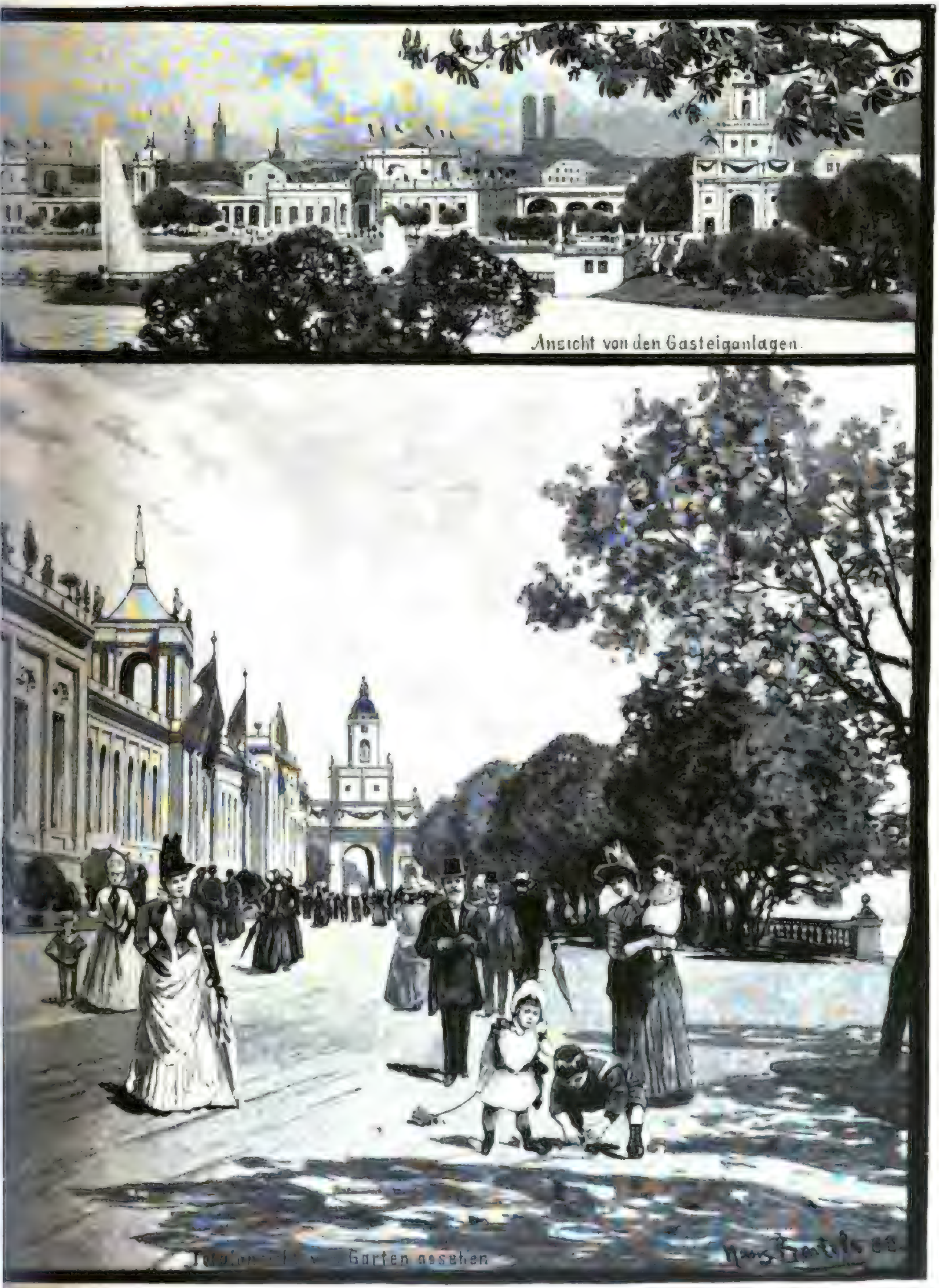
Einfahrtsthor.

An der Isar (Maximiliancum.)

Bilder von der deutsch-nationalen

Originalzeichn

Digitized by Google



Ansicht von den Gasteiganlagen.

Garten gesehen

ftgewerbe-Ausstellung in München.

n H. Bartels.

Digitized by Google

Nun, diese durch hunderterlei Versuche festgestellte Macht der Eingebung ist es wohl jedenfalls gewesen, die zu anderen nicht unbedenklichen Erscheinungen, welche sich immer mehr steigerten, die erste Veranlassung gegeben haben mag. Ich meine nämlich die später für Pforzheim so charakteristisch gewordenen Tobsuchtsanfälle Hypnotisirter, deren allmähliche Entwickelung ich nunmehr schildern will. Der Anfang derselben reicht ziemlich weit zurück. In einer in der zweiten Junihälfte 1886 im Privatkreise angestellten Versuchsreihe ward nämlich in einem sehr brauchbaren Medium während des wachen Zustandes der Halbhypnose die Vorstellung erweckt, daß es in einem Walde in der Nähe Pforzheims von Strolchen angegriffen und verwundet worden sei und sein kostbares Dasein nunmehr mit Erfolg gegen dieselben vertheidige. Das Medium, ein kräftiger junger Arbeiter, spielte seine Rolle wunderschön. Mit wuthverzerrtem Gesicht ringend, gebärdete es sich, als ob es auf der Brust eines unsichtbaren Gegners knie, denselben an der Gurgel packe und seinen Kopf wiederholt triumphirend gegen die Erde aufschlage. Die Scene sah so wildnatürlich aus, daß der Experimentirende ihr durch Erwecken des Mediums schnell ein Ende machte. Als Tags darauf mit dieser und noch einer andern Versuchsperson abermals vor größerem Zuschauerkreise experimentirt wurde, wiederholte sich die Wahnvorstellung und die Kampfscene ganz von selbst, mit allen ihren Einzelheiten ein getreues Spiegelbild des Vorganges am Tage vorher darstellend. Nur war diesmal der Ingrimm des um sich Schlagenden ein noch größerer und das Erwachen erschien etwas verzögert. Merkwürdigerweise zeigten sich nun bald auch bei anderen Medien ähnliche Erscheinungen. Die Fälle wurden verschieden besprochen. Namentlich hieß es, ein älterer Herr aus Freiburg, welcher, nebenbei bemerkt, viel in Spiritismus und ähnlichen Liebhabereien macht, habe sich dahin geäußert, daß solche Tobsuchtsanfälle immer dann eintreten, wenn ein bei den Versuchen Unbetheiligter mit seinem ungünstig wirkenden „magnetischen Fluidum" den Hypnotisirten zu nahe trete oder sie gar berühre. Diese ganz unzutreffende Erklärung der oben erwähnten Fälle wurde nun allen Einwürfen zum Trotz so oft unvorsichtigerweise in Gegenwart wacher, hochgradig empfänglicher oder auch hypnotisirter Personen wiederholt, daß sie suggestiv wirken mußte. Thatsächlich traten von da ab dergleichen Anfälle immer häufiger ein; sie wirkten gewissermaßen ansteckend, weil ein Medium sie bei dem andern sah und unbewußt demselben nachahmte, namentlich da es viel zu viel von dieser Erscheinung während der Hypnose zu hören bekam.

Eine Zeit lang schien es in der That, als ob die Anfälle des tobenden, wilden Umherschlagens mit den Armen nur auf zufälliges, selbst ganz harmloses Eingreifen dritter Personen erfolgten, wiewohl umgekehrt in zahllosen Fällen trotz eines solchen Eingreifens keine Spur irgend welcher unangenehmen Wirkung bemerkbar wurde. Später trat sogar wiederholt das Symptom der Tobsucht während der Hypnose vollständig spontan ein, das heißt ohne jegliche Einwirkung anderer, so daß ein von vornherein bestehender ursächlicher Zusammenhang ausgeschlossen sein dürfte. Am wahrscheinlichsten ist, wie gesagt, unbeabsichtigte Eingebung die Quelle der ganzen Manie gewesen. Ueberhaupt wurde die Erscheinung, daß die Medien allgemein anfingen wild zu werden, erst im Herbst wahrgenommen. Herrn W., der seine Versuchspersonen gut kannte und zu behandeln wußte, passirte sie höchst selten. Er ergriff in solchen Fällen den Uebelthäter, preßte ihn und seine Arme an sich oder gegen die Wand, machte ihn dadurch zunächst wehrlos und unschädlich und erweckte ihn sodann durch unbedeutende Bewegungen seiner eigenen freien Rechten vor dem Gesicht desselben. In zwei, drei Sekunden war auf diese Weise der ganze Anfall gedämpft und das erwachende Medium wußte nichts von seiner eben begangenen Unart. Außerordentlich wirksam und beruhigend erwies sich bei solchen Anlässen im Momente des Erwachens der Blick Herrn W.s, der das Medium stets noch durch Anrufen zwang, ihn selbst anzusehen. Etwas bedenklicher sah die Sache schon aus, wenn gleichzeitig mehrere Versuchspersonen zu toben und mit einander wüthend zu ringen begannen, wobei zunächst die im Wege stehenden Stühle, auf denen die Medien bis dahin gesessen hatten, mit Gepolter umgeworfen wurden und zur Seite flogen. Auch hier bewährte sich die Meisterschaft des Herrn W., der in allen vorgekommenen Fällen den wirren Menschenknäuel schnell trennte und in kürzester Frist Ruhe schaffte, bevor irgend jemand auch nur den mindesten Schaden hatte nehmen können. Weniger harmlos sollte sich die Erscheinung in der Folge bei anderen Experimentatoren gestalten.

Zunächst kam es in Brötzingen, dem nächsten Nachbardorfe Pforzheims, vor, daß Arbeiter abends im Wirthshause einen ihrer Genossen in Hypnose versetzten. Sehr bald wurde das Medium wild und tobsüchtig, woraus sich eine förmliche Keilerei entwickelte, da niemand den Rasenden zu bändigen und zu normalem Zustand zurückzuführen vermochte. Es mußte aus Pforzheim mitten in der Nacht ein Arzt herbeigeholt werden, der, am Orte der That angelangt, das Zimmer voller Menschen und die bewaffnete Macht des Dorfes in Person zweier Gendarmen und eines Wachtmeisters aufgeboten fand. Der hochgradig erregte Patient wurde alsbald kunstgerecht dem normalen menschlichen Bewußtsein wieder zurückgegeben. Während ihn aber der Arzt mit einigen kräftigen Worten auf das Unsinnige, sich zu solchen Versuchen herzugeben, aufmerksam machte, begannen bei jenem bereits wieder die Zeichen neuer Hypnose, aus der er abermals und zwar diesmal dauernd herausgerissen wurde.* Vielleicht mochte die hierbei eröffnete, wenig verlockende Aussicht, bei erneuertem Hypnoseanfall fünfundzwanzig geeigneten Orts aufgezählt zu erhalten, suggestiv gewirkt und den Mann munter erhalten haben.

In ein Pforzheimer Restaurant tritt eines Abends ein Experimentator, hinter ihm einige seiner Medien, die sich gerne da einstellten, wo Versuche zu erhoffen waren, weil da erfahrungsgemäß mit Freibier und fester Leibesstärkung nicht gekargt zu werden pflegte. Ein im Zimmer bereits anwesender junger Gast, ein ungläubiger Thomas, ruft dem Hypnotiseur, seinem Bekannten, höhnend zu, seine Experimente beruhten doch nur auf Schwindel.

„Was, Schwindel?" entgegnet jener entrüstet, und, zu den Medien gewandt, ruft er die verhängnißvollen Worte: „Ihr seid keine Menschen! Ihr seid Hunde! Auf, packt mir den da!"

Der Erfolg war ein ganz überraschender, denn flugs ließ sich die ganze Schar auf alle Viere nieder und begann ein wüthendes Gebell und Geblaff, so gut sie es mit ihren hierin noch ganz ungeübten Kehlen zuwege bringen konnte. Gleichzeitig stürzte sich die Meute auf den ungläubigen Thomas und begann, an diesem emporspringend, sich zum Theil auf die Hinterbeine zu erheben, worauf alsbald die bereits ortsüblich gewordene hypnotische Prügelei ihren Anfang nahm. Unser Thomas nahm Reißaus, so lange es heil davonzukommen noch möglich war, und der Experimentator beruhigte seine Schar und gab ihr die Erkenntniß ihrer Menschennatur und Menschenwürde wieder zurück.

Noch etwas besser ging es in einem geselligen Verein, wo gleichfalls Demonstrationen mit 7 bis 8 empfänglichen Personen angestellt wurden, die schon oft hypnotisirt worden waren. Eine Zeit lang ging alles gut und schön; als aber einer der anwesenden Herren eines der Medien vor einem besonderen Tische Platz nehmen und auf das Ticken einer auf diesem liegenden Taschenuhr achten ließ, um es durch den Eindruck dieses gleichmäßig wiederkehrenden Geräusches in Hypnose zu versetzen, da wurde unvorsichtigerweise vor diesem harmlosen Versuche gewarnt und hinzugesetzt, es könne dadurch Tobsucht entstehen. Diese Aeußerung wirkte suggestiv, denn in der That stellte sich bei der Versuchsperson Hypnose und bei der ganzen Mediengesellschaft Tobsucht ein, welche binnen kurzem den Schauplatz friedlicher, fröhlicher Unterhaltung in ein Schlachtfeld verwandelte, wo Kampfesrufe ertönten, Tische und Stühle krachend zur Seite flogen, Bier in Strömen auf den Fußboden floß, Püffe, Stöße sowie noch weit handgreiflichere Thätlichkeiten hinüber und herüber flogen und die Vernünftigsten in schleuniger Flucht ihr Heil suchten. Nicht ohne Mühe gelang es, aus dem wirren Knäuel der Recken die tollgewordenen Medien herauszubekommen, welche dann der Experimentator mit kundiger Hand bändigte, bis die hochgehenden Wogen ihrer Gemüthsstimmung sich beruhigten und wieder friedlicher Denkungsart Platz machten.

Doch das Beste, ein farbenreiches Schlußtableau, kam im Dezember, als Pforzheims vereinte Tiger dem berechtigten Drange

* Im Sommer des Jahres 1887 hatte dieser Fall noch ein gerichtliches Nachspiel, wovon weiter unten die Rede sein soll.

nicht mehr widerstehen konnten, im Gasthofe „Zur Post", dem Hauptschauplatz ihrer alltäglichen Frühthätigkeit, einmal ein friedliches abendliches Festmahl zu feiern. Dasselbe verlief ursprünglich, durch verschiedene künstlerische Veranstaltungen verschönt, aufs prächtigste. Herr S., ein ebenso gewandter Tiger wie Hypnotiseur, hatte dem zur Würze des Mahles dienenden Programm eine Vorführung seiner Kunst einverleibt, die ihm nur zu sehr gelingen sollte.

Als nämlich die Herren Tiger sich genugsam durch Speise und Trank auf die ihnen noch bevorstehenden Aufregungen und Anstrengungen vorbereitet und gekräftigt hatten, ließ Herr S. seine Medien aufmarschiren und zeigte deren vielseitige Fähigkeiten und Künste. Eine geraume Weile ging alles ausgezeichnet, bis durch irgend welche jetzt schwer festzustellende Zufälligkeiten der Funke ins Pulverfaß flog und die Tobsuchtsleidenschaft entfesselte. Mit einem der Medien soll, wie gesagt wird, ein Theilnehmer des Mahles, ein holländischer Geschäftsreisender, im Vorzimmer auf eigene Faust experimentirt haben, was schon zu einer beginnenden kleinen Balgerei führte, die von Herrn S. gedämpft wurde. Das war der Vorbote des Sturmes, der sehr bald im Saale selbst mit der medialen Hauptperson zum Ausbruch kam und in seiner Ausdehnung alle bisherigen derartigen Erfahrungen weit übertraf. Da wurden die Medien zu Tigern und manche Tiger sehr bald zu flüchtenden Lämmern, was übrigens unter den obwaltenden Umständen für die meisten das Beste war. So begann denn die große Schlacht, reich an wechselvollen Episoden, das schönste, was Pforzheim der Sport des Hypnotismus an packenden dramatischen Situationen gebracht hat. Im Handumdrehen veränderte sich der Anblick des Schauplatzes. Geballte Fäuste, blutige Nasen, Beulen — das alles war das Werk eines Augenblicks. Stühle krachten und splitterten im Getümmel, Tische flogen zur Seite und wurden umgestoßen. Ungezählte Teller, Flaschen und Gläser sollen da ein unrühmliches Ende gefunden haben und unter der Wucht der die Luft durchsausenden Wurfgeschosse der Kronleuchter bös mitgenommen worden sein. Einen großen, schönen Spiegel wollte man retten, nahm ihn herab, versäumte es aber, ihn fortzuschaffen und ließ ihn an die Wand gelehnt stehen. Das Hauptmedium K. ergriff ihn mit beiden Händen und schlug die Vorderfläche dem ihm in den Wurf kommenden Herrn R. auf den Kopf, daß alsbald die Scherben zum Glück nicht des Kopfes, sondern des Glases davon flogen.

Was der Thür zunächst war, ergriff die Flucht. Einer der Herren Tiger soll mit beiden Armen einen Tisch ergriffen und sich mit ihm gegen den Ansturm des Mediums gewehrt haben, das Möbel wie einen Schild benutzend. Unter andern Tischen hatte gleich anfangs hier und da ein weniger wehrhafter Tiger einen zeitweiligen Zufluchtsort gefunden. Bald war der Saal geräumt und K. im alleinigen Besitz des Kampfplatzes. Er durchschritt denselben im Gefühl des Sieges, ergriff da und dort einen Stuhl, hob ihn empor und stauchte mit kräftigem Rucke die Vorderbeine desselben gegen den Boden, daß nur die splitternd abkrachende Lehne in den Händen des Tobenden zurückblieb, welche er alsbald mit Ingrimm wegschleuderte. Auch warf er nach allen, die Miene machten einzudringen, mit Stühlen und anderen schweren Geschossen. Ungehindert durchmaß er, vor dessen riesig gewachsenen Kräften alles scheu zur Seite wich, den Flur und gelangte hinab auf die Straße, fand es aber sehr bald wieder gerathener, den Saal aufzusuchen, von wo er der Küche einen Besuch abstattete. Da Herr S. die Geister, die er gerufen, weder bannen noch meistern konnte, so blieb als letzter Rettungsanker in der Noth nur noch der eiligst herbeigerufene Herr W. übrig. Dieser erschien nachts gegen 1 Uhr auf der Wahlstatt. Er fand K., der indeß schon einmal kurz vorher von einem anderen Herrn erweckt, aber später nochmals in Hypnose und Tobsucht verfallen war, ein großes Küchenmesser schwingend, allein in der Küche vor, wo er bereits zum Zeitvertreib verschiedenes Geschirr umhergeworfen und zerschlagen hatte. Herr W. ging dem Rasenden kühn zu Leibe, packte mit einem Griffe beide Handgelenke desselben und versenkte ihn, nachdem er selbst eine Hand freibekommen hatte, in tiefsten hypnotischen Schlaf. Nunmehr entzog er dem still Daliegenden das Messer und weckte ihn kunstgerecht. Leider kam es jedoch bald darauf durch irgend welche Störung zu nochmaligem Toben und zum Austausch von abermaligen handgreiflichen Liebenswürdigkeiten, bis man von anderer Seite den Thäter schließlich beim Rockkragen packte und seinen Kopf dem Strahle der Wasserleitung aussetzte. Das führte denn zur Abkühlung seiner Leidenschaftlichkeit und zu endgültigem Erwachen. Zwar erklärte K. zunächst, noch nicht sehen zu können, da offenbar der hypnotische Zustand noch nicht vollkommen gewichen war. Herr W. hob nunmehr in regelrechter Weise auch das letzte Uebel, und so schloß die berühmte Tigerschlacht in der „Post". Zu bedauern war ein anderer Festtheilnehmer, den man im Getümmel für ein rasendes Medium angesehen hatte, während doch nur die Geister des Weines aus ihm in allzu lebhafter Sprache redeten: da er sich wiederholt unnütz machte, wurde er nach kurzem Handgemenge vom Kellner unsanft an die frische Luft befördert, bei welcher Gelegenheit auch sein Trommelfell zeitweilig benachtheiligt worden sein soll. Ein anderer Tiger hatte in der Eile der Flucht auf dem Flur ein Fenster eingeschlagen, um sich nach einem andern Raum hin retten zu können. Viel Heftpflaster und Bleiwasser zu kühlenden Umschlägen soll noch in jener Nacht verbraucht worden sein, und wer in den nächsten Tagen mit Beulen, dicker, blauer Nase und schönen Kratzwunden im Gesicht betroffen wurde, der konnte mit Sicherheit darauf rechnen, ohne weiteres nach seinen Erlebnissen auf dem Tigeressen gefragt zu werden. Der angerichtete Schaden wurde auf alle Theilnehmer als eine Kriegssteuer umgelegt, der sich jedermann willig unterwarf; „denn schön war's doch gewesen," sagte mir erst kürzlich einer der Augenzeugen. Vielleicht wäre damals die Tigerschlacht, wenn auch nur in engerem Rahmen, auch noch ins „ewig Weibliche" übertragen worden, denn auf einem Damenkränzchen sollte, nachdem bereits mit Erfolg das Gedankenlesen geübt worden war, zum Hypnotisiren übergegangen werden. Die schöne, kühne Unternehmerin wurde aber von einer Genossin, welche die Greuel des Tigeressens in der „Post" mit eigenen Augen hatte schauen müssen, von ihrem sträflichen Beginnen zurückgehalten, so daß der manches Interessante in Aussicht stellende Plan nicht zur Ausführung kommen konnte. Uebrigens wurde nunmehr jedes nicht von beruflicher Seite und nicht zu rein wissenschaftlichen Zwecken ausgeübte Hypnotisiren mit Recht seitens der Behörde unter Strafandrohung gestellt. Jetzt ist's in Pforzheim von der Sache still geworden, oder es wird höchstens noch in der Erinnerung an die verflossenen schönen Ereignisse geschwelgt.

Unser Bild von Pforzheims Erfahrungen auf diesem Gebiete würde indeß ein unvollständiges sein, wenn wir nicht auch des wiederholten strafenden Einschreitens der Behörde gedenken wollten. Das Bezirksamt erließ von Anfang an gegen solche, die in Wirthshäusern durch hypnotische Versuche Störung verursacht hatten, „wegen groben Unfuges" Strafverfügungen in Höhe von je 20 Mark. Es mag sich das von Anfang Juni bis Ende Dezember 1886 wohl 6- — 8mal verschiedenen Anstiftern gegenüber wiederholt haben. In dem hervorragendsten Falle dieser Art erkannte das Schöffengericht gegen zwei Ausübende auf eine Strafe von 40 beziehungsweise 20 Mark. Am theuersten kam der in Brötzingen erlebte Fall seinem Anstifter, einem jungen Metzger, zu stehen, nachdem derselbe noch im Mai 1887 das Opfer des bereits erzählten Tobsuchtsanfalles abermals hypnotisirt hatte. Dasselbe wollte gerade ein Glas Wein zum Munde führen, als den Thäter Lust zu neuen Streichen überkam. Durch Anstarren und Streichen machte er jenen starr und hypnotisirt, welcher Zustand mit achtzehnstündigem Schlaf des Opfers endete. Einen ihm zuerkannten Strafauftrag in Höhe von 20 Mark nahm der Schuldige nicht an. Das Schöffengericht in Pforzheim erkannte auf das Vorhandensein von Freiheitsberaubung und fahrlässiger Körperverletzung und verwies den Fall vor die Strafkammer zu Karlsruhe. Hier wurde gegen den Thäter auf eine Gefängnißstrafe von 14 Tagen erkannt. — Soweit unser Berichterstatter!

Mögen diese Zeilen dazu beitragen, unsere Leser über die Gefahren der Laienhypnose zu belehren und sie zur Selbsthilfe gegen dieselben dort zu veranlassen, wo gesetzliche Bestimmungen dem gefährlichen Treiben keinen Einhalt gebieten können.

Münchener Ausstellungsbilder.

Ein tiefblauer Julinachmittag! Schwül lastet die Hitze über der alten Isarstadt; die Frauenthürme ragen sonndurchglüht zum wolkenlosen Himmel empor; die weiten Straßen und Plätze aber erscheinen wie staubweiße Flächen, und mancher Fremde, den die beiden großen Ausstellungen hergelockt, wischt sich jetzt im Heranschreiten zum Glaspalast seufzend die Stirn, nach Kühlung und Schatten lechzend. Aber auch dort ist beides nur bedingt zu finden. Wohl steigt in dem prachtvoll dekorirten Vestibül zwischen Statuen und Marmorsäulen ein Springbrunnen aus grünem Palmendickicht in die Höhe und fällt plätschernd in seine Schale zurück; wohl sind die einfallenden Sonnenstrahlen durch riesige Tücher gedämpft, aber trotzdem bleiben mehr Wärmegrade, als wünschenswerth ist, in den weiten Hallen.

Dies vergißt indessen rasch genug, wer in die bilder- und statuengeschmückten Säle eintritt, denn es ist viel, was sich hier von allen Seiten dem Auge darbietet — zu viel, um in den flüchtigen Zeilen, die nur vom Eindruck des Ganzen reden können, einzeln erwähnt zu werden. Hier heißt es, selbst kommen und sehen, allmählich das Auge bilden und vorschnelles Urtheil vermeiden. Wird es doch selbst den berufenen Kritikern nicht leicht sein, zu entscheiden, auf welcher Seite das Schwergewicht dieser großen und imposanten Ausstellung liegt, ob in der deutschen Abtheilung, wo der Kampf einer jungen, neuaufstrebenden Schule mit hergebrachten Anschauungen entbrannt ist, oder auf Seite der Fremden drüben, deren bunte Originalität den verschiedenen Sälen eine so große Anziehungskraft verleiht.

Wieder und immer wieder muß kommen, wer auch nur eine mäßige Anzahl Bilder fest in Erinnerung behalten will; aber auch der flüchtigste Besucher wird eine gehobene Stimmung aus diesen kunstgeweihten Räumen mitnehmen, wo täglich viele Hunderte zu ernsthaftem Studium und freudigem Genuß zusammenkommen und ihre Alltagsexistenz gerne bei Seite legen, um eine Zeit lang in der reinen Atmosphäre der Kunst zu athmen.

Die Wirkung einer solchen Ausstellung ist, trotz allem was ihre Gegner sagen mögen, eine große, weithin zu spürende. Sie ist es doppelt in München, wo die Kunstfreude und das Kunstverständniß sozusagen in der Luft liegen und, verbunden mit einer seltenen Gabe des Arrangements, durch die selbstverständliche Art, wie sie in die Erscheinung treten, auf die Fremden entzückend wirken. München hat immer noch die künstlerische Führung in Deutschland; sein Glaspalast besitzt die rühmlichste Tradition und Tausende eilen herbei, sobald er wieder seine Pforten öffnet. Sie gehen leise unter den farbenstrahlenden Wänden her, die Kenner sitzen voll hoher Andacht in Lenbachs stimmungsvollem Saal vor der berühmten Galerie hervorragender Zeitgenossen, die große Menge drängt sich um die Sensationsbilder, und drüben in der historischen Ausstellung sehen die Alten mit stiller Rührung, die Jungen mit stillem Lächeln die Bilder aus der Biedermeierzeit, die bescheidenen Anfänge der Münchner Kunst, welche heute das hundertjährige Jubiläum ihrer ersten Ausstellung feiert.

Am schlimmsten ergeht es den überall in den Sälen vertheilten Skulpturen. Der Sinn für Plastik ist nicht stark entwickelt im deutschen Publikum; es sind nur sehr wenige, die vor den Marmor- und Bronzewerken in Betrachtung stehen; der große Strom rauscht vorüber, ohne mehr als einen flüchtigen Blick darauf zu werfen. Die Farbe sagt dem heutigen Geschlechte offenbar mehr als die Form!

Aber die Hitze steigt inzwischen, trotzdem die Sonne sinkt, denn ihre Strahlen durchglühen, von Westen einfallend, das riesige Glashaus und der Seufzer: hinaus! entringt sich allmählich auch dem begeistertsten Kunstenthusiasten; hinaus nach dem kühlen Isarstrand, wo über den rauschenden Wassern ein Prachtbau sich erhebt, dessen gleichen noch keine deutsche Ausstellung umschlossen hat. Unsere Abbildung rechts oben giebt die Gesammtansicht der Front wieder. Hier thront das Kunstgewerbe, welches früher, mit der hohen Kunst vereint, den Glaspalast füllte. Damals, 1876 und 1882, hoben sich Bilder und Statuen aus köstlich erdachten und zusammengestellten Phantasiezimmern heraus; Sammet, Holzwerk, Metall und die Pracht orientalischer Teppiche wirkten zum stimmungsvollen Eindruck zusammen, und abends warf das neuentdeckte elektrische Glühlicht seinen Zauberglanz über das Ganze. Aber die Künstler waren doch über die Gleichstellung mit Tapezier und Möbelfabrikanten nicht sehr entzückt; auch reichte der Raum nur nothdürftig, der heute gar nicht mehr reichen würde. Statt also häßliche Annexe in den botanischen Garten hineinzubauen, entschloß man sich kurz zu einem Neubau, übertrug denselben dem genialen Architekten und Dekorateur E. Seidl und hatte damit einen wahren Glücksgriff gethan; denn sehr bald schon, nachdem in zauberhafter Geschwindigkeit auf dem öden steinigen Isarquai die langgedehnte Prachtfront des Ausstellungsgebäudes mit einer breiten herrlichen Terrasse sich erhob, merkten die Münchener, daß sie bis dahin ihre schönste Stadtgegend unbegreiflich vernachlässigt hatten. Vor wenig Jahren noch stand hier an der „Lände", wo die Flöße aus dem Oberland anlegen, ein anspruchsloses Wirthshaus „Zum grünen Baum". Floßknechte, Arbeiter, auch etliche Künstler saßen abends im Schatten an der rauschenden Isar und tranken vergnüglich ihr Bier im Anhauch der frischen Wasserluft. Den übrigen Münchnern aber galt diese für ungesund; somit brachten es der „grüne Baum" und seine Gegend niemals über einen sehr bescheidenen Ruf hinaus.

Und heute!

Tausende strömen gegen Abend, wenn die Sonne den Himmel golden durchflammt, durch die Maximiliansstraße hinaus, der Isar zu. Lustig rollen die Pferdebahnwagen vom Glaspalast her, wahre Fremdenzüge ausladend, und nun ergießt sich der Strom durch den Eingangsthurm, den unser Bild links oben zeigt. In heiterem Zopfstil, wie die ganze Front, den Steinbau glücklich imitirend, steigt er glänzend weiß in den tiefblauen Himmel empor. Unmittelbar davor rauscht ein mächtiger Springbrunnen, dessen Becken vier holzgeschnitzte und buntbemalte Fruchtpyramiden umgeben. Der an ihnen Vorüberschreitende genießt dann gleich den Ausblick auf die ganze Terrasse, welchen der Künstler in dem unteren Bilde rechts giebt.

Hier wogt in den Nachmittagsstunden eine bunte, stets wechselnde Menge; elegante Damen, wie die im Vordergrunde, welche soeben ihren beiden spielenden Kleinen zueilt, Dachauer Bäuerinnen mit Regenschirm und Korb, vom städtischen „Herrn Vetter" geleitet, töchterreiche Familien mit Bädeker und Fernglas, Studiosen und Künstler, ein Zug amerikanischer Touristen, die in geschlossener Kolonne marschiren, Hochzeitspärchen, die mit Vorliebe die entlegeneren Bänke aufsuchen, wo man unter den schattigen Bäumen hinübersieht auf das im Abendroth purpurn erglühende Maximilianeum, das stadtbeherrschend auf dem Steilrande der Isar liegt. Das untere Bild links giebt diesen stimmungsvollen Ausblick vorzüglich wieder. Kleine Rokokoamoretten gaukeln und schäkern auf der Terrassenbrüstung, aus deren Mitte eine breite Treppe zum Wasser hinabführt, welches hellgrün, in tausend Schaumkronen strudelnd, über die nahen Wehre hinabstürzt. Und aus der Mitte des reißenden Stromes schießen drei hohe Springbrunnen empor und werfen den glänzenden Wasserstaub weithin — ein wahrhaft überraschender Anblick für jeden, der zum ersten Male die Terrasse betritt.

An dieser Wassertreppe werden gegen Ende des Juli, von Tölz und Lenggries kommend, geschmückte Schiffe anlegen, Burschen und Mädchen in festlicher Gebirgstracht, graue Schützen in voller Wehr ihnen entsteigen, um dem Regenten, Prinzen Luitpold, den Gruß des Oberlandes zu bringen und dann einen großen Festabend, an dem ganz München sich betheiligt, unter seinen Augen auf der beleuchteten Terrasse zu verleben. Das Verhältniß zwischen Fürst und Volk ist in Bayern ein besonders herzliches und Prinz Luitpold mit seinem einfach gemüthlichen Wesen ist eine in den Bergen schon lange wohlbekannte und geliebte Persönlichkeit.

Am angenehmsten wäre es, gleich hier auf der Terrasse sitzen zu bleiben und in wohligem Ausruhen nach des Tages Last und Hitze die Blicke aus dem kühlen Schatten hinüber schweifen zu lassen auf die golden beleuchtete Uferlandschaft, die Stadtsilhouette stromaufwärts mit Brücken und Kirchen, den blauen Streifen Hochgebirg, der im Süden das reiche Bild abschließt. Aber hinter den Prachtportalen der Märchenburg steckt ja auch noch eine Ausstellung, die gesehen sein will! — Und welcher Reichthum empfängt den in die weitgestreckten Hallen Eintretenden alsobald!

Die Industrie von ganz Deutschland und Oesterreich ist es, die hier auf den Plan tritt, zum „Wettkampf der Künste“, wie die Inschrift auf dem Thorbogen besagt. Wenn irgendwo ein materieller Ueberblick möglich ist über das großartige Emporkommen Deutschlands im Laufe der letzten 20 Jahre, so ist es auf einer solchen Ausstellung, welche die Leistungen und Eigenthümlichkeiten aller deutschen Stämme neben einander klar vor Augen stellt. Das Resultat ist hoch erfreulich: was wir noch vor zwei Decennien dem Ausland ungeschickt kopirend absahen, das machen wir heute aus eigener Kraft, nach eigenem Geschmack, jedes einzelne Land nach seiner Besonderheit mehr oder weniger künstlerisch und gut, aber alle gestützt auf die Kenntniß der eigenen Vorzeit, welche die Quelle aller gesunden Fortentwicklung ist.

Es braucht eine lange Wanderung durch alle die endlosen Hallen, bis man alles gesehen hat, was sich hier an Prachtmöbeln, Instrumenten, Porzellan-, Glas- und Metallarbeiten, an Gold- und Silberherrlichkeiten aufbaut. Viel Schönes und Erlesenes giebt es dort, vieles, wovon der gebildetste Mensch vor 20 Jahren keine Vorstellung hatte und was heute zu den Unentbehrlichkeiten gerechnet wird. Ein Hauptanziehungspunkt ist der Mittelsaal, welcher die Prachtmöbel des unglücklichen Ludwig II. enthält, das blausammtene, goldstarrende Himmelbett, einen kolossalen Schrank voll goldener Schnörkelornamente und endlich den reichverzierten Schlitten mit langer Hermelindecke. Es muß ein seltsamer Anblick gewesen sein, wenn dieser feenhafte Goldschlitten mit der elektrisch leuchtenden Krone durch die einsamen Schneewüsten zwischen den Felswänden, die den Linderhof umgeben, dahinflog! Heute steht die Menge und betrachtet neugierig, was damals kein fremdes Auge sehen durfte!

Plötzlich durchtönt helles Glockenläuten alle Räume; es zeigt die siebente Stunde und damit den Schluß der Ausstellung an. Nun strömt es aus allen Portalen heraus; verlorene Familienangehörige werden wiedergefunden, Bekannte und Freunde begrüßen sich, neue Hunderte ziehen aus der Stadt heran, um den Abend hier am Isarstrande zuzubringen, denn es soll Feuerwerk und Konzert geben, historisches Konzert sogar, von badischen Militärkapellen aufgeführt, wo ein Marsch, von Friedrich dem Großen komponirt, gespielt werden soll nebst anderen, nie gehörten Dingen. Fröhliche Gesellschaften erfüllen den Restaurationsgarten mit den unzähligen Tischen und Bänken oder die reizende offene Halle, welche in der Art eines Lustschlosses aus dem vorigen Jahrhundert heiter architektonisch dekorirt ist. Uns zieht es für heute hinüber nach der kleinen, durch eine Brücke mit der Ausstellung verbundenen Insel, wo es sich so köstlich unter den Bäumen sitzt mit dem Blick auf die Wassergarben der großen Springbrunnen. Die Dämmerung sinkt allmählich nieder; da leuchten drüben Feuerschnüre und Raketen auf, elektrisches Licht dringt durch das Blätterdunkel, und plötzlich schimmern die großen Wassersäulen in feenhaftem Glanz. Er verstärkt sich immer mehr; die Schaumspitzen fangen an, rosa zu leuchten, wie Gletscher beim Sonnenaufgang, endlich brennen sie in tiefrother Gluth, ein wahrhaftiges „Feuer-Wasserwerk“. Dazu dringt die Musik von der Terrasse herüber, Ton, Licht und Dunkel verweben sich zu einem märchenhaften Ganzen, das die Seele mit magischer Gewalt gefangen nimmt und Bild auf Bild aus der Vergangenheit heraufzaubert. Eine Straßenlänge von hier steht das Museum mit den Steinbeilen der Wilden, denen einstmals die Isar gerade so rauschte wie heute uns, aber wie weit ist der Weg von dem Kienspan ihrer Höhlen bis zur elektrischen Sonne, die dort auf der Kuppel brennt! Welches Wunder ist diese Menschheit, der wir selber angehören, und wohin mag ihr Weg noch von unserer Stufe aus führen?!

Aus solchen Gedanken weckt den Träumer auf der Terrasse das Schlußfortissimo drüben und tausendstimmiges Bravorufen. Die schöne Nachtstunde will zu Ende gehen. Langsam erhebt er sich, überschreitet die Isarbrücke und wandelt durch die Gasteiganlagen heim, immer wieder die blasse, leuchtende Front durch die Zweige betrachtend. Allmählich verlischt ihr Schein, in der Seele aber bleibt die unverlöschliche Erinnerung an die schöne Zeit zurück, an die Künstler, die solche Herrlichkeiten hervorzuzaubern wußten, an die fröhliche alte Isarstadt, die niemand wieder vergißt, der einmal darinnen weilte!

Am Leuchtthurm.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Novelle von Gerhard Waller.

(Schluß.)

Ich saß in der Veranda. Alles, alles, was ich vergessen glaubte, lebte in mir auf. Die alten Tage zogen einer nach dem andern an mir vorbei; aber glanzlos, wie in Nebel gehüllt. Sie war es gewesen — ich hatte mich nicht geirrt; aber sie war für mich verloren. Und nicht nur, daß ein anderer sie erworben: wir waren innerlich getrennt, ganz getrennt. Ich barg das Gesicht in den Händen. Nun war alles vorbei! — Und in meinem Herzen war die alte Liebe mit ungestümer Gewalt wach geworden! Was für ein Leben lag vor mir! So saß ich noch, als Wiebke neben mich trat.

Sie sah gehalten und ernst auf mich. „Wollen wir segeln? Der Wind kann umschlagen!“

Ich stand auf und ging neben ihr her. Wir stiegen ins Boot; sie setzte sich ans Steuer und ich machte das Segel los. Auf dem Stege standen Badegäste, die uns nachsahen.

„Ei, da möcht' ich auch mitfahren!“ näselte ein junger Herr in Perlgrau und das Monocle ins Auge geklemmt. Eine rothe Rose flog herab, traf Wiebke vor die Brust und fiel in ihren Schoß. Sie nahm sie und warf sie ins Wasser.

„Abgeblitzt!“ rief eine andere Stimme. Jetzt bekam das Boot Fahrt, das Segel stand voll, wir entfernten uns vom Steg. Aus Versehen rührte mein Fuß an ihren; hastig zog sie ihn zurück. So saßen wir schweigend bei einander.

„Wiebke!“ sagte ich endlich — was hatte das arme Kind mir denn gethan? — und legte meine Hand auf die ihre. Sie ließ es geschehen, aber sah mich nicht an. „Ich habe Ihnen weh gethan —“

„Holen Sie die Schot besser an und belegen Sie dieselbe!“ sagte sie mit kühlem Ton; „wir liegen Kurs an, und der Wind ist hier beständig.“

„Wollen wir nicht wieder gute Kameraden sein?“ Ich hatte jetzt beide Hände frei und faßte die ihre so. Sie versuchte sie loszumachen und sah von mir weg auf die See. „Nein, Wiebke, lassen Sie uns in Frieden scheiden, Sie können nicht wissen, was mich wegtreibt von hier und was heute in meinen Weg gefallen ist —“

Da fuhr sie herum. Dunkle Gluth lag auf ihrem Gesicht. „Ja, ich weiß es! Sie meinen, Sie haben den Spaß mit dem Mädel doch zu weit getrieben in lustigem Weinrausch, und sie ist zu leicht darauf eingegangen“ — sie hielt ein und verschluckte mühsam die Thränen — „und nun wollen Sie fort — damit —“

Sie brach in lautes Weinen aus. Ich saß rathlos. Was halfen hier Versicherungen? Sie trocknete ihre Thränen. So saß sie wieder eine Weile still. Endlich sah sie mich an.

„Ist es wahr, daß Sie nicht meinetwegen fort wollen?“

„Das weiß Gott, Wiebke!“

„Wollen Sie mir einen Beweis dafür geben?“

„Kann ich das?“

„Ja; bleiben Sie bei uns!“

„Warum wollen Sie das?“

„Weil ich nie wieder zur Ruhe kommen könnte, wenn Sie meinetwegen gingen, weil Sie mich schrecklich unglücklich zurücklassen würden; weil ich mir vor mir selbst zeitlebens entehrt vorkommen würde —“ Jetzt war wieder Leben in ihrem Auge.

„Gut, Wiebke, ich bleibe!“

Da zog das erste Lächeln wieder über ihr sonst so sonniges Gesicht. „Tausend Dank!“

Es klang fröhlich. Und ich, ich konnte es thun! Mir war sie nicht mehr gefährlich. Noch in dem Augenblick, in dem ich sie auf immer verlor, war Hildegard als mein guter Engel zum zweiten Male über meinen Weg gegangen.

Jetzt kam das Fischerdorf hinter den Dünen in Sicht und das Haus mit dem rothen Ziegeldach. Sie zeigte darauf hin.

„Den Leuten da habe ich vielleicht heute gute Miether verschafft,“ sagte sie mit einem Ton des alten harmlosen Wesens.

„Wieso?“

„Als ich aus der Hausthür der Tante trat, kam mir ein Herr entgegen — ich hab' ihn auch bei Tisch gesehen, flüchtig — es ging alles im wechselnd bunten Strom an mir vorüber; ich glaube, er saß in unserer Nähe, ziemlich dick, mit flacher Nase — und fragte mich sehr höflich, ob ich hier nicht ortsangehörig sei und ihm ein Quartier für Vier nachweisen könne, das nicht so unerschwinglich theuer wäre, irgendwo in der Nähe; es sei alles überfüllt in Stagersand. Da sagte ich ihm, an unser Gespräch von gestern denkend, er solle nur 'mal nach Fischbeck fahren, da gäbe es Quartier genug. Er fragte noch, ob ich dort aus der Gegend wäre, und ich sagte ihm, vom Leuchtthurm. Da meinte er, dann hoffe er mich wieder zu sehen, zeichnete den Namen in sein Taschenbuch und ging ebenso höflich, wie er gekommen.“

Ich hörte mit halbem Ohr zu. Es war mir im Grunde sehr gleichgültig.

Als wir nach schneller Fahrt unten am Fuße des Leuchtthurms anlegten, wurden gerade die Lichter angesteckt. Die Ebbe hatte schon angefangen zu laufen. Die eisernen Stufen, die in die Untermauerung eingelassen waren, lagen zum Theil trocken. An beiden Seiten hingen Ketten als eine Art beweglichen Geländers herab zur Hilfe beim Aussteigen aus dem Boot.

Wir holten das Segel ein und beschlugen es.

„Sind Sie mir ganz gewiß nicht mehr böse?“ fragte Wiebke leise.

„Nein, ich bin es nie gewesen!“

„Sagen Sie mir dann einmal, was Sie heute so anders werden ließ? Bitte, später — nicht jetzt — nicht heute.“

„Ich will sehen, ob ich's kann, Wiebke; es ist eine traurige Geschichte —“ Ich kletterte hinauf; sie folgte. Oben stand Vater Volkers und rauchte. Er nickte schweigend.

Am Abend trank ich wohl wieder unten mein Bier und horchte auf das Sausen des Windes und das Klatschen der Seen und Wiebke sang ein Lied — aber mein Herz war weit, weit davon fern. — Ob an der polnischen Grenze oder am Meer — es ist alles eins: die Sorge reist mit dem Menschen, und das Leid fliegt ihn doch wieder an. Ich hätte auch zu Hause bleiben können. — Ich konnte auch hier bleiben!

Ich fischte und segelte und badete vom Boot aus im regelmäßigsten Leben, das sich denken läßt, und diese stille Regelmäßigkeit that mir wohl. Wenn ich draußen meine Angel auswarf und die großartige Einsamkeit des Meeres mich rings umgab, der sandige Strand einem Wolkenstreifen gleich am Horizont lag und nur der Leuchtthurm schlank aus der See aufragte, wenn die kleinen Wellen im leichten Seegang mein Boot wiegten und gegen seine Planken plätscherten, dann ward's mir leichter, freier ums Herz. Ich war vielleicht auf dem Weg der Heilung.

Es war drei Tage nach der Fahrt mit Wiebke. Wir waren gute Freunde; aber unser Verkehr war harmloser, ungefährlicher geworden, als am Anfang.

Ich war vom Fischen zurückgekommen, hatte oben auf meiner Stube mir von Wiebke decken und auftragen lassen — alles zierlich und gut und freundlich — und unter dem Auflegen von Messer und Gabel erzählte sie mir, die vier Herrschaften von Stagersand seien richtig beim Krüger in Fischbeck eingezogen.

„Ach so, Ihr Verehrer!“ sagte ich, „der mit der platten Nase, nicht wahr?“

Sie lachte: „Ja; ich mag ihn nicht leiden; gestern begegnete er mir drüben am Strand und war wieder sehr freundlich und sagte, er würde mich nächstens besuchen; ich hab' ihm gar nicht darauf geantwortet. Er wirft einem immer so wunderliche Augen zu und redet so komisches Zeug; das schickt sich doch nicht für einen verlobten Mann. Die junge Dame soll ja seine Braut sein.“ Damit ging sie.

Ich hatte meinen Mittagsschlummer gehalten und lehnte aus meinem Fensterlein. Die See lag regungslos wie ein großer Schild aus blankem Stahl vor mir. Kein Lufthauch rührte sich. „Heute sitzt es sich gut oben auf der Galerie, im Schatten der Laterne,“ sagte ich mir, nahm ein Buch und stieg, meinen Klappstuhl unter dem Arm, die paar Stufen hinauf bis an den Gang mit dem eisernen Gitter, der um die Laterne lief. Hier oben saß es sich wonnig. Ich schlug auf, da wo das rothe Seidenband lag — ich brauchte ja nie ein anderes Lesezeichen — und las und blickte hin über die See und las weiter, ganz in den Genuß der köstlichen Stunde vertieft. Da hörte ich unten am Fuß des Thurmes Stimmen und Ruderschlag.

„Ach so — Wiebkes Besuch!“ dachte ich und las weiter. Nach einer Weile drang der Ton von Schritten, die auf der Wendeltreppe im Aufsteigen widerhallten, durch die große Stille an mein Ohr. Nun kommen sie nach oben. „Müssen einem die auch noch die schöne Stille des Nachmittags stören! Ich mag jetzt keine alltägliche Unterhaltung machen!“ sagte ich mir. Schnell legte ich mein Buch auf den Stuhl und schlüpfte in meine Kammer.

Kaum war ich eingetreten, da kamen die Schritte an meiner Thür vorbei. Ich hörte Wiebkes Stimme: „Hier wohnt jetzt ein Sommergast, ein Herr aus dem Binnenlande —“ da traten sie schon auf die Plattform hinaus. Verdrießlich lehnte ich am Fenster. Da rief Wiebke mit einem Male laut und eifrig: „Herr Amtsrichter, kommen Sie schnell; hier unterm Thurm spielt ein ganzer Schwarm von Tümmlern!“

„So, da haben wir's!“ dachte ich — „nun muß es doch sein! Nun bin ich verrathen!“

Langsam öffnete ich die Thür und ging hinauf. Aber fast wäre ich wieder hinuntergetaumelt: vor mir, keinen Fuß von mir entfernt, stand — Hildegard am eisernen Geländer.

„Fräulein Starke!“ stammelte ich.

Sie war blutroth geworden.

„Sehen wir uns hier wieder?“ sagte sie. Ja, das war ihre Stimme.

Da wandte sie sich an den Herrn, der erstaunt auf uns schaute. „Ein alter Bekannter aus jungen Tagen,“ erklärte sie mit schwachem Lächeln, „Herr Rüdiger, Jurist —“

„Mein Name ist Baumann!“ stellte mein Nachbar von Stagersand sich vor; „ich glaube, ich habe schon das Vergnügen gehabt, Sie zu sehen in Begleitung unserer liebenswürdigen Führerin hier.“

Ich verbeugte mich, ohne etwas erwidern zu können.

„Sehen Sie dort, Herr Baumann!“ rief Wiebke und zeigte hinab — „nein, da schwimmen immer mehr! So viele sieht man hier selten!“

Schnell wandte er sich und trat zu ihr. Hildegard und ich standen allein und sahen einander stumm in die Augen. Ihr Athem ging schnell. Mich faßte etwas wie Schwindel. Ich ergriff die eiserne Stange des Geländers.

„Hildegard!“ flüsterte ich.

Sie schüttelte leicht das Haupt. Die beiden andern standen jenseit der Laterne. Ich that besinnungslos einen Schritt vor — sie zurück. Da stieß sie an den Feldstuhl, er fiel um und das Buch auf den Boden. Das kleine rothe Lesezeichen lag auf dem dunklen Asphalt. Sie erblickte es und zuckte zusammen. Ich nahm es auf.

„Kennst Du das, und weißt Du, was Du mir dazu schriebst?“ raunte ich.

Sie sagte nichts, aber farblose Blässe lag auf ihrem Gesicht. Da trat Baumann hinter der Laterne hervor. „Hildegard, was fehlt Dir?“ rief er; „Kind, bist Du krank?“

Ich riß den Stuhl auf und sie sank kraftlos darauf nieder. Mir fuhr ein Stich durchs Herz. „Hildegard“ und „Du!“ hatte der fremde Mann gesagt!

„Mir ist unwohl geworden vom Treppensteigen!“ sagte sie mit matter Stimme.

„Ich hole Dir ein Glas von dem guten Portwein unten!“ rief er eilig. „Nein, nein, Fräulein, lassen Sie mich!“ hielt er Wiebke am Arme zurück, „bleiben Sie hier!“ Und hinab polterte er mit schweren Stiefeln.

Ich warf Wiebke einen Blick zu: „Bringen Sie dem Fräulein schnell zuerst ein Glas Wasser aus Ihrer Stube!“

Sie verstand mich und ging.

Ich kniete vor Hildegard und faßte ihre Hände und sah zu ihr auf. Sie lächelte schmerzlich auf mich nieder. „Laß mich los!“ bat sie leise — „zu spät! Er ist mein Verlobter!“

„Und wenn er's ist — das gilt nicht! Du bist mein gewesen und bleibst mein, und ob ich um Dich kämpfen sollte bis aufs Blut — Hildegard, ich kann Dich nicht wieder lassen!“

Sie machte schnell ihre Hände los und stand auf.

„Nein, ich bin sein!“ sagte sie mit tiefer Stimme.

„Hildegard, nimm das Wort zurück!“ rief ich und griff wieder nach ihren Händen.

Sie entzog sie mir. Wieder lag der kalte, todte Blick auf mir, der mich an der Tafel getroffen hatte, unerbittlich, streng.

„Du sollst, Du mußt mich hören um unserer süßen, seligen, nie vergessenen Liebe willen! — Denke daran, daß ich Deine Lippen geküßt habe! Sag' mir, wo und wann ich zu Dir kommen darf!" flehte ich.

„Nirgends und nie!" antwortete sie fest; „ich bin nicht mehr Herrin über meinen Willen."

Ich sah sie starr an.

„Ist das Dein letztes Wort, Hildegard?"

„Mein letztes Wort!" sagte sie fest.

„Nun, dann fahre hin!" rief ich außer mir, „und los und ledig will ich sein, und wie Du mich vergessen, so will ich Dich vergessen, und kein Erinnern an Dich soll in mir aufwachen — auch dies hier soll im Wind verwehen und in den Wellen untergehen! Wenn Du mir's wiederbringst, dann will ich Dich wieder in mein Herz fassen!" Und ich knitterte das rothe Seidenband in der Hand zusammen und warf es hinaus über das Geländer, daß es in der stillen Luft langsam zum Wasser niederflatterte. Sie sah ihm nach, von mir abgewandt.

„Leb' wohl!" sagte sie leise und reichte mir die Hand.

Ich gab ihr die Hand nicht. Und ihr Gesicht konnte ich auch nicht sehen. Da nahten die Schritte von unten und laute Stimmen — Herr Baumann kam mit Wiebke langsam die Stiegen herauf. Ich hörte Wiebke lachen.

„Ach, Du siehst ja wieder ganz roth und wohl aus!" rief er laut, als sie sich zu ihm wandte. „Da hätte ich mir ja die Chimborassoreise sparen können; willst Du trinken?" Sie netzte die Lippen und gab ihm das Glas zurück.

„Nun, dann auf Ihre Gesundheit, Sie Nixe der See!" sagte er und warf Wiebke einen langen Blick zu. Sie wandte sich erröthend ab. Hildegards Blick lag auf ihr.

„Nun wollen wir aber hinuntergehen!" mahnte er; „dies Panorama mit Salzwasser auf allen Seiten ist auf die Dauer langweilig. Ich begreife nicht, verehrter Herr, wie Sie sich hier in dieser Wüste allein haben ansiedeln können. Indessen auch die Sahara hat Oasen, wie ich sehe!" setzte er leise hinzu. „Nicht wahr?" Er blinzelte mir zu. Ich muß ihn sehr zornig angesehen haben, denn schnell fuhr er in verbindlichem Tone fort: „Ich hoffe, daß wir gute Nachbarschaft halten werden; man ist hier so sehr auf einander angewiesen. Nicht wahr, Hildegard?"

„Gewiß!" gab sie zurück; „meine Schwiegereltern werden sich freuen, Sie kennen zu lernen! Adieu!"

Sie wollte gehen — plötzlich reichte sie mir die Hand. Ich mußte ihr jetzt die meine wohl geben — da fühlte ich einen kräftigen Druck der kleinen Finger, daß es mich wie mit elektrischem Schlag durchzuckte — und dann war sie verschwunden. Ich ging wie ein Träumender in mein Zimmer und warf mich mit dem Gesicht aufs Bett. So lag ich im Kampf und Krampf meiner Seele, bis die Sterne am Himmel standen. War's nun endlich vorbei? „Ja!" sagte ich laut; „nein!" rief die Stimme meines Herzens, „nie!"

Du fragst mich, warum ich jetzt nicht mein Bündel schnürte und auf und davon ging, und meinst, nun wär's Zeit gewesen? Ja, ich dachte auch daran und das Versprechen, das ich Wiebke im Boot gegeben, hätte mich nicht am Reisen gehindert; aber etwas anderes that es: mein Stolz! Ich wollte nicht als Ausreißer in Hildegards Augen dastehen. War doch, trotz aller „Neins", die ich dem Ja entgegensetzte, in meinem Herzen noch ein tief verborgen Kämmerlein, in dem ein Funken von Hoffnung glühte? War's vielleicht jener Händedruck, der mich zurückhielt? Ich weiß es selbst nicht. Aber ich blieb und fuhr mit Wiebke zum Fischen weit hinaus in See — aber nie dem Lande zu.

Ich sagte, ich fuhr mit Wiebke. Sie trat zu mir, als ich am nächsten Nachmittag das Boot klar machte, und fragte mit ihrem lieblichsten Lächeln: „Darf ich mit Ihnen fahren? Es ist so schrecklich langweilig und einsam hier!"

Da stand sie auf dem Felsen über mir, und wie ich hinaufsah, mußte ich mir wieder eingestehen: „reizend!" Aber auch: „nimm sie ruhig mit! Es ist kein Wagniß mehr: auch *jetzt* nicht, und jetzt *gerade* nicht! Wo Dir das in unnahbare Ferne gerückt ist, wonach Du sehnend die Arme ausstreckst, da hat das, was Du mit der Hand erreichen kannst, keinen Werth — gar keinen!" Und Rücksichten zu nehmen hatte ich ja auch auf niemand. So fuhren wir zu zweit hinaus. Es waren wunderliche Stunden, wie wir draußen den Bootsanker fallen ließen und die Buttangel auswarfen: ringsum die heilige Stille der See, über uns Sonnengold und Himmelsblau, unter uns das Glitzern und Funkeln und Rauschen im Wasser — da schien mir das ganze Leben mit all seinem Leid und all seinem Glück, mit all seiner Versuchung und seiner Ehre wie ein großer, bunter Traum. Ich lag hinten im Boot; auf der ersten Ducht saß Wiebke und sah auf mich nieder. „Wiebke, bitte, singen Sie!" Ich schloß die Augen und sie erhob die Stimme. Friesenlieder in Moll sang sie über mir; wie der Gesang der Meerfrauen klang es über dem Wasser — grenzenlose Wehmuth packte mich und meine Seele ging auf die Wanderschaft. Ich vergaß Angel und Meer und Mädchen, bis dieser Seelenschlaf und Traum in leiblichen Schlummer überging. Da fuhr ich auf: über mich gebeugt saß Wiebke und ihr Athem fuhr über mein Gesicht. Ich richtete mich auf; sie setzte sich ohne Verwirrung auf ihren Platz und fühlte nach der Angelschnur. „Wiebke, warum weckten Sie mich?"

„Sie wachten von selbst auf!"

„Wiebke, sag' die Wahrheit!"

„Die wissen Sie!" sagte sie ruhig und sah mich an.

„Und was sollte wohl daraus werden, Wiebke?"

„Gar nichts! Denken Sie, daß ich nicht weiß, wie's in Ihnen aussieht? Soll ich's Ihnen sagen?" Sie beugte sich wieder gegen mich. „Sie lieben die Dame von drüben und Ihr ganzes Herz gehört ihr; aber sie kann Ihnen nicht gehören. Und Sie sind zu ehrlich, um mit einem Mädchen, wie ich bin, zu spielen — und deswegen, weil ich mich bei Ihnen so sicher weiß wie in meines Vaters Schoß, darum habe ich Sie so lieb, darum sage ich es Ihnen auch — und heucheln kann ich nicht! Werden Sie nun noch abends zu uns kommen und mich wieder ins Boot nehmen?" bat sie weich.

„Abends komme ich zu Euch — aber ins Boot, Wiebke — Wiebke — nein!" rief ich plötzlich. „Geben Sie mir die Hand, wir wollen die sechste Bitte nicht vergessen!" Es kam wie eine liebe, unvergeßliche Stimme übers Meer von den Dünen her geflogen, die dort fern auftauchten: „Führe uns nicht in Versuchung!"

Sie reichte mir mit abgewandtem Gesicht die Hand.

Am nächsten Tage fuhr ich allein. Ich hatte keine Freude am Fischen. Sollte ich umkehren? — Ich blieb draußen. Aber ich sah wenig nach der Angel; ich schaute mit meinem Kieker hinüber nach dem Land, da wo zwischen den gelben Sandhügeln ein rother Punkt erschien: das Ziegeldach ihres Hauses. Und ich sah, wie ein Boot vom Strande absetzte und auf den Leuchtthurm zusteuerte. Bis mir die Augen weh thaten, folgte ich ihm unablässig: wer saß darin? Es war keine Dame dabei; und das wäre ja auch unmöglich gewesen! Und doch seufzte ich auf, wie über eine versinkende Hoffnung. Aber den gelben Strohhut da, den kannte ich, der gehörte ihrem Verlobten. Ich hißte das Segel und fuhr hinaus, bis ich kaum noch den Leuchtthurm gewahren konnte; dann kehrte ich um; jetzt mußte er fort sein.

Wiebke kam mir, eine Karte in der Hand, entgegen; „Arthur Baumann, königlicher Domänenpächter", stand darauf.

„Der Herr ließ bitten, ob Sie morgen vormittag nicht zu Hause bleiben wollten; er sehne sich gar zu sehr nach Umgang! Er wollte mit mir anbinden und machte so verliebte Augen, aber ich mag ihn nicht! Ein verlobter Mann, pfui!"

Sie warf den Kopf in den Nacken und ging hinaus. Die Aufforderung abzulehnen, wäre ungezogen gewesen, und ich blieb. Allerdings nicht sehr gern. Ich haßte den Burschen von ganzer Seele. Mehr aber noch als die Furcht, gegen die Sitte der Menschen zu verstoßen, trieb mich eine Art unwiderstehlicher Neugierde, ihn kennen zu lernen, der da im Ueberfluß leben sollte, wo ich, ein Bettler, blutarm und hoffnungslos am Wege stand.

Um zehn Uhr meldete mir Wiebke, der fremde Herr komme. Ich nickte ihr über der Arbeit zu, bei der ich saß.

„Soll ich ihm sagen, daß Sie kommen?" fragte sie.

„Ja!"

Wiebke huschte hinaus. Ich machte mich fertig und folgte ihr zu Herrn Baumann, der sehr erfreut that.

Wiebke brachte eine Flasche von dem guten Portwein. Ich folgte Baumanns Blick, als sie den edlen Trunk vor uns hinstellte. Unablässig lag sein Auge mit geradezu begehrlichem Ausdruck auf ihr. Sie hielt die langen Wimpern gesenkt. Dann ging sie hinaus.

„Donnerwetter, Herr Amtsrichter," sagte er und hob sein Glas gegen meines, „Sie haben sich hier aber vorzüglich einquartiert." Draußen erklang gerade Wiebkes Stimme, die in der Küche sang. „Alles, was dazu gehört," sagte er aufhorchend; „recht so, Sie sind Junggesell und können das Leben genießen! ‚Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang — der bleibt ein Narr sein Leben lang!' Prosit!"

Ich hatte Lust, ihm meinen Wein ins Gesicht zu gießen; aber ich mußte mich wohl bezwingen und stieß leicht mit ihm an. „Sie irren sich!" sagte ich bestimmt. „Lassen wir dies Thema!"

„Ja wohl, Sie kleiner Schäker Sie!" drohte er mit dem Finger; „na, nur keine Sorge, mache Ihnen keine Konkurrenz, bin Witwer und verlobter Mann! Auf das Wohl denn meiner reizenden Braut! — Sie kennen sie ja auch und sogar schon von früher her! Prösitchen, der Wein ist vorzüglich!" Wieder stieß ich mit ihm an, aber diesmal war's, als ob eine andere Hand die meine führte, so klirrte mein Glas gegen seines, daß dieses zersplitternd brach und der Wein über den Tisch floß.

„Sie meinen's aber ehrlich!" rief er aufspringend; „da hilft Ihnen nun nichts, da gilt die nächste Flasche als Strafe!"

Wiebke trat ein. „Ja, sehen Sie 'mal, was Ihr Herr Amtsrichter hier gemacht hat. Machen Sie's nur 'mal wieder ein bißchen rein, Sie reizendes Kind —"

Wiebke wurde roth und sah mich an; dann wischte sie schnell, beständig unter dem Feuer seiner Blicke, den Tisch ab und ging.

Vertraulich klopfte er mir aufs Bein. „Nun leugnen Sie noch!" lachte er; „der Blick eben, den Sie kriegten! Das sind ja ein Paar ganz famose Augen, welche die im Kopf hat —"

„Wollen wir nicht von diesem Thema absehen?" fragte ich sehr bestimmt.

„Na, nun thun Sie mir den einzigen Gefallen und werden Sie nicht ungemüthlich! Meinetwegen; aber ich habe nun einmal trotz meiner Kurzsichtigkeit für Frauenschönheit ein Auge; daß ich einen guten Geschmack habe, das hat Ihnen doch auch meine eigene Wahl bewiesen. Sie ist doch reizend, nicht wahr? Und so tüchtig! Ich sage Ihnen, meine vier Kinderchen bekommen eine exemplarische Stiefmutter. Na, Sie trinken ja aber gar nicht! Prost! Ein junger Mann wie Sie darf nicht so traurig aussehn; was haben Sie denn?"

Ja, mir ging Stich auf Stich durchs Herz! Aber ich war jetzt d'rin — ich mußte durch. Nun trank ich mit ihm, um seine Zunge zu lösen.

„Wenn's nicht aufdringlich ist, Herr Baumann, dann möchte ich Sie bitten, mir zu erzählen, wie Sie das junge Mädchen kennen gelernt haben, für das ich mich selbstverständlich interessire, weil ich sie als Student gekannt und verehrt habe."

„Das kann ich mir wohl denken! Nun — sie war viele Jahre Gesellschafterin meiner alten Mama, oder vielmehr, sie stand dem ganzen Hauswesen mit wirklich rührender Treue vor. Das gefiel mir; das war etwas für mich und meinen großen Hausstand. Und dazu die liebreizende Erscheinung, das echt Weibliche in ihrem ganzen Sichgeben, das goldene Gemüth und die kräftige Entschiedenheit ihres Charakters; das zog mich an. Und so habe ich mich mit ihr verlobt und bin ein sehr, sehr glücklicher Bräutigam, und ich kann Ihnen sagen, die Aussicht, in wenigen Monaten solch ein Weibchen heimzuführen, die ist höchst angenehm! Ich bin wieder ganz jung im Herzen geworden, seit sie mir das Jawort gab — auf einer Landpartie, im Walde war's, unter einer grünen Tanne — Herr, was haben Sie denn, was finden Sie Lächerliches daran?" unterbrach er sich plötzlich in einiger Entrüstung.

Ich dachte an einen anderen Wald und eine andere Tanne, unter der ein rother Fliegenpilz gestanden hatte! Hatte sie auch daran gedacht? Und doch „Ja" gesagt?

„Sie wissen das so famos lebendig zu schildern," antwortete ich ihm, „das führt uns ganz nothwendig zu der zweiten Flasche, die ich zu leisten habe; trinken Sie aus!"

Es kam wieder einmal etwas von der tollen Stimmung über mich, die auf der Germanenkneipe nach jenem Tage der ersten Trennung in mir auflohte. Ich hob mein Glas gegen ihn: „Prost, was kann das schlechte Leben helfen!" und während ich trank, zog mir ein Verslein durch den Sinn, ein böses:

„Da fluch' ich den Weibern und reichen Halunken
Und mischte mir Teufelskraut in den Wein —!"

Ich glaube, ich wurde ihm etwas unheimlich, und es war ihm eine nicht unliebe Ablenkung, als Wiebke wieder erschien, um die zweite Flasche auf den Tisch zu stellen. Der starke Wein fing an, ihm zu Kopf zu steigen, und mit einem zudringlichen Blick schaute er sie an. Aber meine Gegenwart behinderte ihn offenbar. Das Mädchen ging schnell davon.

Ich war in einer gräßlichen Stimmung, die in einer Art wilder Lustigkeit losbrach. Aber dennoch war es mir, als ob durch all das Dunkel des Jammers jener Hoffnungsfunken tief unten im Herzen heller aufleuchtete.

„Giebt's denn keine Möglichkeit, Hildegard aus den Händen dieses Gesellen zu retten? Sie kann ihn doch nicht lieben, und er liebt sie ja auch nicht!" sagte ich mir; und dabei schlug ich ihm vertraulich auf die Schulter und sah ihm forschend, lauernd in das geröthete Gesicht: „Sie scheinen mir auch kein Kostverächter zu sein! Ei, ei, so ein bißchen Türke? Was? Hat's die Kleine hier Ihnen angethan?"

„Hören Sie 'mal, die kann ja einen verständigen Mann irre machen; fällt mir natürlich nicht ein, ihr den Hof zu machen! Aber Sie wissen ja auch als Jurist und Mann von Welt: so ein Küßchen in Ehren —" raunte er halbtrunken —

„Soll niemand wehren!" rief ich — und ich malte mir mit lebhaftem Behagen das Bild, wie dieser Herr Rittergutspächter von einem Haifisch unter Wasser gezogen wurde.

„Wollen wir nicht einen regelmäßigen Frühschoppen gründen hier in diesem vorzüglichen Lokal?" schlug er weinselig vor, als er sich erhob, um in sein Boot zu gehen. „Sie gefallen mir! Wir müssen überhaupt zusammenhalten; was meinen Sie z. B. zu einer gemeinsamen Wasserpartie, einer Fahrt in See — in Ihrem großen Boot da? Und dann nehmen Sie diese allerliebste kleine Leuchtthurmkrabbe wieder als Steuermann mit, wie damals; sah famos aus, als Sie abfuhren; meine Braut und ich standen auch auf dem Damm; aber wurden doch ein paar schlechte Witze über Sie gemacht."

Mich überlief es wieder kalt trotz der erhitzenden Gluth des Weines.

„Nun ja, wollen sehen, wollen sehen!" rief ich ihm nach; „besuchen Sie mich nur recht häufig. Am Vormittag bin ich aber meistens draußen zum Baden; am Nachmittag —"

„Schön, schön, also vormittags baden Sie! Freut mich, lassen Sie sich's gut bekommen," rief er mit etwas unsicherer Stimme aus dem Boot; „Donnerwetter, Ihr Wein ist zu stark zum Frühschoppen! — Komme bald wieder; riesig gemüthlich bei Ihnen — grüßen Sie —" mehr hörte ich nicht; denn das Boot flog vor der Brise dem Lande zu.

Tage waren vergangen. Theils mit, theils ohne mein Zuthun hatte er mich mehrmals verfehlt.

„Nehmen Sie sich in Acht," sagte Brar Volkers, als ich an einem der folgenden Nachmittage ins Boot ging; „wir bekommen heut noch über kurz oder lang schlecht Wetter aus Nordwest. Die Stille seit gestern und die schwere Dünung gefällt mir nicht, der Himmel noch weniger. Darauf gebe ich mehr als auf die Sturmwarnungen der Seewarte. Sehen Sie nach oben; da hängt der Warnungsball schon seit heute vormittag! — Und jetzt läuft die Fluth schon; kann gut werden; vorgestern war Vollmond!"

„Ich will auch nicht weit," entgegnete ich; „aber ich muß hinaus. Komme zur rechten Zeit wieder!"

„Wenn die Fischer, die auf die hohe See gefahren sind, nur auch rechtzeitig einkommen!" brummte er bekümmert. „Kommen sonst schwer an Land und können in der Riesenbrandung kentern und vollschlagen. Die volle See steht mit Nordwest hier auf die Dünen; und wir haben nicht umsonst eine Rettungsbootstation drüben in Fischbeck."

Er ging und ich setzte Segel. Aber kaum, daß die flaue Brise mich vorwärts brachte. Ich griff nach den Riemen und pullte kräftig mit. Allmählich kam etwas mehr Wind auf, und ich ließ mich treiben, die Arbeit einstellend. — Da saß ich nun wieder, in meine schweren Gedanken versunken. Sollte ich Hildegard warnen? Sie wurde verrathen von ihm; ich brauchte ja

nur Wiebkes Zeugniß beizubringen. Aber nein, und abermals nein. Sie hätte mir und ihr nicht geglaubt! Und in welchem traurigen Licht hätte ich als Kläger gegen ihn dagestanden! Hätte es nicht wie ein jämmerliches Manöver der Eifersucht ausgesehen? Nein, es ging nicht! Sie mußte ihr Geschick erfüllen — und ich auch. — So hatte ich wohl eine Stunde gesegelt. Plötzlich wurde ich aus meinem trüben Sinnen geweckt. Ein Windstoß fauchte über die See her, das stille Wasser schaumig vor sich her aufregend und mir in die Segel fallend, daß ich schnell bei der Hand sein mußte, damit mein Boot sich nicht zum Kentern legte. Dann ward's wieder still. Aber vom Lande her grollte und rollte die zunehmende Brandung. „Es ist die steigende Fluth!“ sagte ich mir und steckte sicherheitshalber ein Reff ein. Die Brise wurde stetiger, stärker. Dann und wann fuhr wieder eine sausende Bö einher. Das Wasser sah grau und trübe aus; die See ging hohl, weiße Wellenköpfe kamen auf und verliefen sich, waschend und spülend. Am Himmel zogen eilige Wolken dahin, mehr und mehr sich verdichtend zu bleifarbiger Decke.

„Es giebt am Ende doch etwas!“ dachte ich; „aber vor Nacht kann's nicht schlimm werden.“

Ich kannte die Nordsee nicht! — Als die Böen allmählich stärker und häufiger einsetzten, und als der Wind plötzlich wirklich nach Nordwest umsprang, gleichzeitig an Kraft zunehmend, da wurde mir die Geschichte aber doch bedenklich, und ich machte Anstalten zum Umkehren. Jetzt standen die Segel voll, und mit eiliger Fahrt flog ich dahin. Ich war durch mein Manöver näher an Land gekommen, und lauter donnernd raunten die Fluth- und Sturmseen schnell fortschreitend auf den Strand, daß ich die weiß aufrauschende lange Zeile auch mit dem Auge deutlich erkennen konnte. Wenn die Fluth erst mit ganzer Kraft einsetzte — jetzt war sie noch im Anfang — dann konnte das Schauspiel recht großartig werden — wenn die wüthende See erst alle Kräfte aufbot, um die Dünen zu stürmen. Dort, gerad voraus, lag ragend der große dunkle Granitblock, der seltsame, einsame, wogenumspritzte Findling, vor dem mich Wiebke einst gewarnt hatte — wo das Kind ertrunken sein sollte; es sollte ja noch da spuken, hatte sie gesagt. Ich blickte hinüber — und es lief mir trotz jeglichen Mangels an Gespensterglauben doch plötzlich kalt über den Rücken: wahrhaftig, da stand es ja in seinem Trauerkleid und winkte warnend von der Höhe des Steins zu mir herüber! Ich starrte und starrte hin — da bekam ich eine See über und das Segel fing an zu schlagen, eine bessere Warnung jedenfalls für unaufmerksame Schiffer, auf ihr Fahrzeug zu achten und alle Kraft zusammenzunehmen, als die wesenlosen Zeichen eines Schemens. Ich faßte die Ruderpinne sicherer und hielt ab; aber ich mußte doch wieder hinschauen: da stand das Gespenst ja aber noch immer und winkte! Ich war dem Stein näher gekommen. Jetzt sah ich mehr, es war eine Gestalt von Fleisch und Blut, mit im Winde wehendem losen Haar — eine Frauengestalt in schwarzem Kleid, ein flatterndes weißes Tuch in der Hand; eine, die um Hilfe winkte, und welche die plötzlich mit dem Sturm einbrechende, schnell steigende Fluth vom Rückweg zum Lande abgeschnitten hatte.

Ich legte das Ruder und holte die Schoten; in schneller Fahrt schoß meine Jolle auf den Stein zu ins flache Wasser und in die erste Brandung hinein. Und wie ich noch näher und ganz nahe heran kam, da fing mein Herz an zu hämmern; was ich von Anfang geahnt hatte — jetzt war es Gewißheit: die Frau auf dem Stein war Hildegard!

Wilde Freude faßte mich. Also doch noch einmal mit ihr zusammen! Nun war ich dicht bei ihr. Ich riß das Segel herunter und drehte hinter dem Stein auf, im Schutz vor der See, die ihren Gischt schon hoch über ihn hinspritzte. Ich hatte noch Wasser genug unter dem Kiel.

Aus dem tanzenden Boot reichte ich dem bleichen Mädchen die Hand; ein schneller, behender Sprung, und sie stand in der Jolle und fiel nieder auf die Ducht. Wir sagten kein Wort, das Segel vor, und hinaus flogen wir auf das tiefe Wasser.

Da war ich mit ihr allein!

Um uns rauschende, brausende, schäumende See. Und dann das Schreien der nach Land zu fliegenden Möven. Ueber uns der dumpf sausende, seine Flügel hebende Sturm und der dunkel sich verhüllende Himmel. Keine Farben ringsum, als die schwarzgrüne, weiß überschäumende See, und dort hinter uns die in mattem Gelb scheinenden Dünen.

Und wir beiden im arbeitenden Boot allein über der Tiefe. Schweigend fuhren wir in das Wetter hinein. Sie saß still am Mast, die Hände im Schoß, und schaute hinaus auf die immer ungestümer einherrollenden Wogen. Spritzer um Spritzer kam über. Ihr dunkles Haar flatterte im Wind. Wasserperlen glänzten darin und zerrannen. Jetzt traf ein zischender Guß sie ins Gesicht. Sie legte die feinen, weißen Finger über die Augen. Wie Thränen quoll und rann es darunter hervor.

Jetzt brach ich das Schweigen. „Setzen Sie sich auf den Boden des Boots!“ bat ich; „sonst kann Sie das Segel über Bord fegen.“

Sie ließ sich hinabgleiten und kauerte dort, ein geängstetes, zagendes, zartes Weib.

„Fürchten Sie sich, Hildegard?“

Sie ließ die Hände sinken und sah mich an: „Ja!“

Ich hätte beinah gesagt: „ich wollte, wir gingen zusammen unter!“ — Wir mußten noch weiter in See hinaussteuern, wenn ich nicht an den Klippen scheitern wollte, die vom Leuchtthurm aus längs des Strandes sich, jetzt unter Wasser, weithin erstreckten.

„Hildegard, wir sind zum letzten Mal beisammen, und nicht Sie und nicht ich haben diese Stunde bestimmt; es war Gottes Wille. Sobald ich Sie an Land gebracht habe, gehen unsere Wege ganz aus einander. Nutzen wir diese Minuten aus, um es zwischen uns klar zu machen.“

Sie nickte langsam.

„Also erst zu Ihnen. Sind Sie glücklich?“

Schnell hob sie das Gesicht.

„Glücklich?“ sagte sie mit schmerzlichem Lächeln. „Haben Sie schon einen glücklichen Menschen gesehen? Ich dachte vielleicht gerade darüber nach, als ich da auf dem Stein saß und über das heranbrausende Meer hinsah — ich weiß nicht, wie lange es gewesen ist! Ich konnte trockenen Fußes über den Schlick bis zu dem Stein hingehen, und ich freute mich tief versunken, wie die Wellen nach mir hinaufleckten, und wie sie weiß wie kochende Milch am Gestein herunterrannen; und über dem wilden Schauspiel und meinen Gedanken vergaß ich des Heimwegs, bis er mir abgeschnitten war und hinter wie vor mir die See kochte; und gerade wollt' ich's wagen und durch die Brandung an Land zu gehen versuchen — da sah ich ein Boot und winkte ihm. Daß Sie es waren, wußte ich nicht, sonst hätte ich es wohl nicht gethan; denn ich hätte vorher gewußt, daß Sie mir diese Frage vorlegen würden. — Sie sagen, eine Braut muß glücklich sein? Ja denn; ich — ich bin glücklich in dem Gedanken an den Wirkungskreis, der mir beschieden sein wird, an das Vertrauen, dem ich gerecht werden soll. Das ist viel! — Sei es denn gesagt: die Zeit dessen, was die Menschen Liebe nennen, die liegt hinter mir. Aber lassen wir das! Die Würfel sind gefallen!“

Sie sprach ruhig, ergeben.

„Hildegard — warum haben Sie den Mann genommen?“

„Ich sagte es Ihnen!“ antwortete sie sanft. „Ich bin seinem Hause zu unendlichem Dank für viel, viel Liebe und Güte verpflichtet; und ich —“ sie stockte — „und ich hatte nichts, was mich zurückhielt!“

Wieder kam eine See über und übersprühte uns beide. Stärker, heulender sang oben der Sturm aus.

„Also nichts!“ sagte ich, und mir war's mit einem Mal, als sollte ich das Segel loswerfen und die Ruderpinne aus den Händen schleudern — „also nichts!“

Da legte sie die Hand auf meine. Voll tiefen Leides ruhten ihre Augen auf mir.

„Nichts, seitdem ich las von dem Duell, das Sie um jener Witwe willen ausgefochten; da erst gab ich Sie auf!“

„Herr Gott!“ mehr konnte ich nicht sagen.

„Ich schrieb, ohne Namen zu nennen, dorthin; ich bekam zur Antwort, es sei alles wahr! Da wußte ich, daß Sie mich vergessen hatten!“

„So! Also das war der Grund! Nun erlauben Sie mir, Ihnen hier im Angesicht Gottes zu sagen, daß es nicht wahr war! Hören Sie?“

„Ich höre!“ sagte sie traurig. „Aber ich sah Sie auch mit dem Mädchen vom Leuchtthurm siegesfroh in den Saal treten

und sah Sie tief versunken mit ihr reden und scherzen, und wie Sie kein Auge hatten und kein Ohr für etwas anderes, und ich hörte das Reden der Leute — und das that mir weh — obgleich ich verlobt war, und ich mußte mir viel Gewalt anthun!"

Ihre Lippen bebten. Jetzt standen wirkliche, klare Thränen in ihren Augen. Ich preßte die Zähne zusammen und sagte kein Wort, zu den Segeln aufschauend.

„War das auch nicht wahr?" fragte sie mit erstickter Stimme.

Ich hatte die eine Hand frei und reichte sie ihr hin: „Legen Sie Ihre Hand hinein!" Sie that es.

„Wenn ich jenes Mädchens Lippen je mit den meinen berührt und wenn ich je ein Wort von Liebe zu ihr gesprochen oder sie im Arm gehalten oder meine Gedanken um sie geworben haben, daß ich sie sündig für mich begehrt hätte zu Ernst oder frevlem Scherz, dann will ich scheiden von Ehre und Namen und Amt! Das ist bündig, nicht wahr?"

Sie nickte wieder, und dies Mal perlten die Thränen über ihr Gesicht, und sie hielt sie nicht zurück. „Also alles, alles Irrthum!" flüsterte sie und rang die Hände im Schoß.

„Und nun richte ich an Sie noch eine Frage, Hildegard; die letzte: warum verbargen Sie sich vor mir, wenn Ihr Herz noch mein gedacht; warum ließen Sie sich nicht finden so viele Jahre hindurch?"

Sie war blaß geworden. „Weil ich nicht mehr die war, die Sie geliebt hatten; weil Unehre auf meinen Namen gekommen war; weil mein Vater" — sie stockte — „weil er einen bösen Tod starb und keiner ihm zu Grabe folgte und weil sein Andenken nicht das eines Gerechten war, als wir arm und nur Erben seiner Unehre aus unserm Hause nach furchtbaren Tagen in die Welt zogen. Darum wollte ich mich nicht an Sie drängen; darum verbarg ich mich. Und als ich nach Jahren ruhiger und vernünftiger dachte, — was konnte ich denn dafür? — da kam jenes Andere — und ich legte der Stimme meines Herzens Schweigen auf! Nun wissen Sie alles! Theilen mit andern konnte ich nicht!"

Es war auch über mich eine Ruhe gekommen, die mir selbst unerklärlich war. War es die jetzt mächtig wachsende Gefahr von außen her, die alle meine Geistes- und Körperkräfte in Anspruch nahm, oder war es der klare Blick, den ich in unser beider Vergangenheit und Zukunft that, der mir die Kraft einer Art ruhiger Verzweiflung gab? Ich weiß es nicht.

„Gut; zu Ende, Hildegard! Nun gieb mir noch ein einziges Mal die Hand — so, Du einzig, unendlich und ewig Geliebte — nun zieh in Frieden! Aber jetzt gilt's!"

Wir waren querab vom Leuchtthurm, um den ich herum mußte, um meinen Fahrgast an Land bringen zu können. Bis dahin hatte ich das Boot schräg gegen die heranrollende See gesteuert, und ob es auch wild genug stampfte, so hatte es doch immerhin noch gute Stütze am gereften Segel. Es lag zu weit nach Lee über, als daß wir viel Wasser hätten überbekommen können, und wieder nicht weit genug, daß wir Wasser geschöpft hätten. Aber jetzt kam der Augenblick der Gefahr. Nun mußte ich Ruder geben und abdrehen, so daß das Boot, wenn auch nur eine kurze Zeit lang, quer gegen die hohe See zu liegen kam.

Jetzt kam es dazu — wenn wir herumkommen konnten, ehe die nächste See heranbrauste! Tief lag das Boot auf der Seite; der Dollbord streifte im Wasser — ich hielt die Schot klar zum Loswerfen. Hildegard hatte die Hände um den Mast geschlungen und blickte aus großen entsetzten Augen auf die dunkeln weißschaumigen Seen.

„Sie kommt, sie kommt!" schrie sie laut — und schloß die Augen, das Gesicht neigend.

Ja, sie kam, wir konnten nicht schnell genug drehen in dem hohen Seegang. Höher und höher schwoll sie an; deutlicher das Rauschen; — wie der Schaum perlend herniederläuft über den Kamm — hohles Brausen — ein Wirrsal von Gischt, ein durcheinander Fluthen und Gießen. Jetzt hat sie das Boot erreicht; sie verdeckt den Horizont als dunkle fluthende Mauer — nun kämmt sie über, nun überschüttet sie das Boot; siedend, sausend, zischend, dröhnend bricht sie über uns zusammen; krampfhaft halte ich das Steuer in der Rechten, mit der Linken decke ich meine Augen; das Boot senkt sich — nun müssen wir kentern! — ich sehe auf, fast liegt das Segel auf der fortstürmenden See; das Boot hebt sich — unter ihm her schießt milchweiß die Woge, die uns bedroht; den Brecher haben wir zwar bekommen und das Boot ist halb voll Wasser, Hildegard und ich triefen — aber es ist noch nicht vollgeschlagen und nicht gekentert! Nun fällt es ab — jetzt laufen wir mit den Seen, die an uns vorbei spülen, mit windverwehten Kämmen rauschend, weißstreifig, vom Sturm gehetzt; — aber jetzt schlingert der Kahn von Bord zu Bord und schöpft mit beiden Seiten; im Boote schwabbert das Salzwasser herüber und hinüber, und immer mehr kommt über. „Hildegard" — rufe ich, — „schöpfen Sie, wir laufen voll." — Aber meine arme Blume lag da, halbtodt vor Angst in dem wilden Kampfe, zitternd, die Stirn an den Mast gedrückt. Ich bücke mich und öse mit einer Hand, so gut ich kann; aber was fruchtet das! Jetzt läuft uns eine See von achtern auf, ich höre sie, sehen kann ich sie nicht; nun braust es siedend hinter mir, um läuft es mir über Kopf und Nacken, nun ergießt sie sich ins Boot — wir erreichen nimmer den Strand! — — Noch einmal solche See, und — da blicke ich auf: wir sind dicht am Leuchtthurm! Und da steht Brar Volkers und donnert mir mit dem Sprachrohr zu: „In Lee von dem Thurm — an die eisernen Stiegen! Hart das Ruder! Schot anholen!"

Wieder liegen wir quer vor der See; das Boot geht schwer; es muß ja sinken — nur noch eine kleine, kleine Weile hält's über Wasser. Barmherziger Gott — nur nicht so nah der Rettung verderben! Nun in den Schwall hinein, der an dem Felsen vorbeifluthet, dann kommt das stillere Wasser! Ich bin halb geblendet vom Salzwasser — fahre ich richtig? — „Dicht heran, dicht heran!" dröhnt die mächtige Stimme des Alten; undeutlich sehe ich Wiebkes Gestalt über mir — nun fluthet's heran, donnernd, übermächtig: „Greif' die Fangleine! Das Boot hackt weg! Vier Mal um den Arm!" höre ich's noch schallen. Da fliegt die Leine auf mich zu; ich fasse Hildegard mit dem linken Arm um den Leib; eisern krampfen meine Finger um die Leine — plötzlich schnürt sie mir den rechten Arm fast ab in ihren Windungen, aber ich lasse nicht los; unter mir weicht es — ich tauche unter — was braust mir so donnernd vor den Ohren? Ich werde durchs Wasser gezogen, über mir bricht sich die Brandung; jetzt wache ich auf, dicht vor mir sind die eisernen Stufen; nur zwei davon kann ich noch sehen — ich lasse die Leine und klammere die Finger der Hand um die Geländerketten — die See treibt mich heran, meine Füße stehen — ich habe Grund auf einer der unteren überflutheten Stufen. Von oben strecken sich Arme mir entgegen. Halb reiche ich sie hinauf, die blasse, besinnungslose, halb ertrunkene Hildegard, halb ziehen sie sie; matt hängt das liebliche Haupt, schlaff hängen die Arme, ich klimme nach. Wiebke und der Vater tragen sie schweigend hinein und legen sie auf den Tisch, an dem ich das Glas zerbrach, das ihr Verlobter ihr brachte. Ihre Brust hebt sich in langsamem Athmen, und ich stürze auf meine Kniee nieder am Tisch und lehne die Stirn an die Platte: „Gott sei Dank!"

Ich springe auf und sage zu Wiebke: „Nun wollen wir sie in Ihr Zimmer tragen und auf Ihr Bett legen!" Wiebke sieht mich still und ernst an und sagt: „Ja, ich will für sie sorgen!" So tragen wir sie die Stufen hinauf und legen sie nieder. „Nun entkleiden Sie sie, Wiebke; und wenn sie die Augen aufschlägt, dann lassen Sie's mich wissen."

So wurde Hildegard gerettet! Es war Abends sieben Uhr. —

Halb todt sank ich selbst auf mein Bett nieder, nachdem ich mit zitternden Händen mich des triefenden Zeugs entledigt hatte. Da tappte es mit schweren Schritten nach oben; ohne anzuklopfen, trat Brar Volkers ein, ein breites Lachen auf dem verwitterten Gesicht, und hielt mir eine große Flasche entgegen. Er zog den Pfropfen ab und rieb quietschend damit an dem Glas entlang. „Bißchen was Gut's!" sagte er mit seinem tiefen Kehlton: „Alter Cognac! Seven Stars, sehen Sie 'mal; vor langen Jahren 'mal selbst aus Bordeaux mitgebracht. Riechen Sie erst! nicht wahr, die reine Eau-de-Cologne? Das hilft dem alten Adam wieder auf die Beine; habe der Kleinen auch einen Schluck voll heruntergegossen, sie schluckte nicht schlecht und kam wie neu zu sich! Nun nehmen Sie ordentlich einen!" Er hielt mir die Flasche beinah an den Mund. Trotz des Ernstes der Lage konnte ich mich eines Lächelns nicht erwehren bei dem Gedanken, daß ich mit Hildegard aus einer Cognacflasche tränke! Wer mir das je prophezeit hätte! Wohlige Wärme durchströmte mich nach dem starken Trunke. — Brar Volkers sah vergnügt auf mich: „Ja,

Ein Schäferidyll.
Nach dem Oelgemälde von L. Blume-Siebert.

daß ich's bemerkt. Neben dem Schmuckkästchen Wiebkes lag ein Haufen zerknitterten Papieres; ich erhob mich im Bett und griff danach — und erstarrte: darunter stand jene selbige Schachtel und nachlässig daneben geworfen lag ein Blatt Papier, ein beschriebenes — von seiner Hand ohne Namen; er bat sie, morgen in das Dünenthal zu kommen, zur Abendstunde; er müsse Wichtiges und Geheimes mit ihr reden; und recht süß und vorsichtig hatte er seine Worte gestellt. Wie ich es las, trat erst Ekel in meine Seele, und dann fing sie an, aufzujauchzen: ‚Du bist frei, Du bist frei!' — Auf der Rückseite stand mit Bleistift Wiebkes Antwort: ‚Das Armband schicke ich zurück. Ich mag kein gestohlenes Geschmeide, es gehört wohl Ihrer Braut. Ich komme nicht nach den Dünen, und Sie nicht wieder zum Thurm; ich mag Sie nicht, so wenig wie Ihr Gold!' So ungefähr. Ich drückte die Hände auf mein pochendes Herz: ‚Erlöst! Er und ich!' Ich meinte Dich."

Wiebke kam; ich zeigte ihr alles mit zitternder Hand und sagte ihr alles.

„Es wäre eine Versuchung gewesen von manchem andern; von ihm nicht!" bekannte sie ehrlich und half mir mit freundlich geschäftiger Hand.

„Sie weiß, wo ich jetzt bin! Und ich bin bei Dir, bei Dir!" jauchzte Hildegard. „Alle Noth ist vorbei; nur habe mich lieb!"

„Und das Band?" fragte ich und hielt sie fest im Arm.

„Als ich an jenem Tage ins Boot stieg, an dem Du es im Zorn hinabwarfst, sah ich es auf dem stillen Wasser neben dem Kahn treiben, wie's langsam gegen die Felsen getragen wurde von den spülenden kleinen Wellen. Da tauchte ich die Hand ein und nahm es mit — tiefes Leid um Dich im Herzen; zum Andenken an Dich — an meine Jugend — an mein Glück! Und hab's alle Stunden bei mir getragen! . . . Und nun will ich gehen," sagte sie und stand auf und legte mir die Hände auf die Schultern. „Der Mond wird bald untergehen, und es schickt sich eigentlich nicht, daß ich Dich auf Deiner Kammer besuche zur Mitternachtszeit; aber Du bist mir nicht böse darum, nicht wahr? Und unser Herrgott wird's auch nicht sein; heut' war Deine Stube eine Kirche, denn seine lieben Engel waren mit dabei; nicht wahr, bei unserem Verlöbniß?"

Ja, der Mond ging unter; aber funkelnd ging unsere Sonne auf, Ströme goldigen Lichtes ausgießend über unseren Weg. Es giebt doch Glück, auch auf Erden schon!

Als ich erwachte am nächsten Morgen, da war mir's wie ein Traum. Allmählich kam mir das ganze Gefühl der Erlösung aus jahrelangen Banden einsamen Leids, das Gefühl der seligen Gewißheit und ich hob die Hände in unendlicher Freude! So blühten uns zwei Tage eines Glückes, wie es wenigen beschieden ist. Wir saßen zusammen und horchten hinaus, wie da immer noch Odins wilde Jagd mit Pfeifen und Heulen über die brandende Nordsee fuhr, und bauten uns unsere eigene Welt. Sie lag vor mir auf den Knieen, die Arme aufgestützt und das Gesicht in die Hände gelegt — so sah sie zu mir auf mit den blauen Augen, umwallt von dem langen dunklen Haar, und welch ein Feuer strahlte aus den Augen, welche Welt lag für mich darin!

„Weißt Du, was ich wollte?" fragte sie ernsthaft.

„Nun?"

„Daß wir so allein blieben! So ganz nur Du mir und nur ich Dir angehörig! O, wenn Du wüßtest, wie lieb ich Dich habe!"

Ich wußte es.

„Kennst Du das Lied von den zwei Königskindern?" fragte sie weiter, „die nicht zu einander kommen konnten, denn das Wasser war viel zu tief?"

Ich dachte an den ersten Abend unten im Thurm und an Wiebkes Gesang.

„Für uns war's nicht zu tief! Wir waren die Königskinder, aber uns hat's zusammengebracht. Und wenn ich Dich jetzt wieder lassen sollte —" wie glomm es auf in ihrem Blick! — „ja, dann hieß es auch zum Schluß: ‚Und länger konnt' sie nicht leben!'" Sie sprang auf und legte die Hände um meinen Nacken zusammen, und ihr langes Haar wallte um mein Gesicht, wie sie sich über mich seligen Mann neigte: „Alles, alles, was ich seit jenen Tagen ins Herz zurückdrängen mußte, jetzt ist's über seine Dämme getreten — ich bin wieder dieselbe, die im Schloßgarten Dein Arm umfing, wie die Nachtigall ihre letzten Weisen sang: aber ich bin älter, mein Herz ist stärker; ich will, ich muß jetzt Dein sein mit allem, was in mir lebt und lebendig geworden ist; es soll keine Falte meines Herzens sein, in die Du nicht hineinschaust, kein Gedanke, den Du nicht kennst — aber ich will auch Dich haben; ganz —!" Starke Leidenschaft brach aus ihren Augen; holdselig stand sie vor mir.

Zwei Tage lebten wir so hoch über der Welt, während kein Verkehr mit dem Lande möglich war. Aber doch ging die Rede zwischen uns und dem Hause, zu dem sie bisher gehört, häufig genug hin und her. Der Leuchtthurm stand in telegraphischer Verbindung mit Stagersand, und von dort gingen die elektrischen Boten nach Fischbeck, uns von drüben, ihnen von hüben Kundschaft zu bringen. Brar Volkers war so verständig gewesen, gleich am ersten Abend beruhigende Nachricht hinüber zu senden, und von den prächtigen alten Leuten, wie von dem minder prächtigen Domänenpächter, ihrem Sohn, liefen Trost- und Mahntelegramme genug ein.

Hildegard behandelte alle, die von ihm kamen, mit einer grenzenlosen Verachtung, die an Haß grenzte. Eben war wieder eines angekommen; sie hielt es mir entgegen, lachend, daß die weißen Zähne unter der feinen Oberlippe hervorblitzten. Wenn sie *mich* anlachte, war's anders!

„Hier, lies!" sagte sie. Ich las: „Theure; sobald morgen ein Verkehr möglich ist, komme ich hinüber und hole Dich; wir sehnen uns unbeschreiblich nach Dir!"

Wiebke lachte auch.

„Na, ich gönne es ihm!" sagte sie leichthin, „aber *die* Augen!"

Nur Brar Volkers saß ernst und bedächtig und rauchte stark aus seiner Kreidepfeife und sagte nichts.

Am nächsten Morgen war der Sturm abgeflaut und die See niedergegangen. Wir standen oben auf der Galerie des Thurms, Hildegard auf meinen Arm gelehnt und eng an mich geschmiegt, und beobachteten den Strand durch meinen Kieker.

Ich reichte ihr: „Schau hin; da wird ein Boot klar gemacht!" Helles Roth stieg in ihre Wangen; ich richtete ihr das Glas. „Ja," sagte sie, und ich fühlte, wie ein leichtes Zittern durch die schlanke Mädchengestalt ging — „nun sehe ich einen gelben Strohhut. Ich fürchte mich!" sagte sie, das Glas sinken lassend und ihr Gesicht an meiner Schulter bergend; „laß uns hier oben bleiben!"

„Das geht nicht, Hildegard; Aug in Auge müssen wir Abrechnung mit ihm halten!"

Sie richtete sich auf: „Nun gut denn! Du hast recht; ich habe eine gute Sache! Laß uns gehen! Aber um eines bitt' ich Dich: laß mich ihn allein empfangen, wenn das Boot landet; willst Du? Aber bleib' in der Nähe, in der Wirthsstube, sonst fürchte ich mich doch!"

Langsam gingen wir die hohe Treppe hinunter. Vor Wiebkes Zimmer machte sie sich los: „Ich komme nach! Geh' in die Wirthsstube und komm mir zu Hilfe, wenn's sein muß!" Die kleine Hand war doch kalt, die sie mir reichte.

Sie stand unten an der Landungsstelle; noch immer in Wiebkes Kleidern, jetzt sogar mit dem reichen Silberschmuck auf der Brust, das aufgenommene Haar unter das schwarzseidene Kopftuch mit den abstehenden Flügeln gezwängt. Das Boot kam näher. Der Mann mit dem gelben Strohhut winkte vergnügt mit der Hand. Hildegard stand ruhig, an den Bootsdavit gelehnt. Ich sah, wie sie mir verstohlen und verständnißinnig zunickte; der etwas kurzsichtige Herr hielt sie offenbar noch für Wiebke.

Nun kam das Boot näher. Hildegard beschattete die Augen, wie von den Sonnenstrahlen geblendet, mit der Hand. An Gestalt und Wuchs waren sich beide Mädchen ziemlich gleich, so daß ein Irrthum verzeihlich war. An dem so emporgehaltenen Handgelenk funkelte ein goldenes Armband — jenes mit den blauen kleinen Vergißmeinnicht. Er mußte es blitzen sehen. Er winkte mit seinem Tuch; er freute sich offenbar über den Anblick, den das schöne Friesenmädchen dort oben bot, das zu seinem Empfang da stand. Das Boot schoß herum und das niedergeholte Segel verbarg ihm auf kurze Zeit ihre Gestalt. Kaum war das Boot nahe genug, so sprang er gewandt heraus; Hildegard ließ die Hand von ihren Augen sinken und blickte ihn an — er taumelte einen Schritt zurück.

„Hildegard!" stotterte er — „nein, diese Ueberraschung! Du siehst ja entzückend aus in dem Anzug —"

„Ja wohl, besonders mit dem schönen Armband, nicht wahr? Ist es nicht wundervoll?“ fragte sie und streckte ihm die Hand entgegen. Sie suchte ihre Stimme fest zu machen, aber ihr Busen wogte in mächtiger Aufregung.

„Um Gott!“ rief er und war bleich geworden — „wie kommst Du dazu?“ entfuhr es dem Fassungslosen, Ueberraschten.

„Laß unsern Herrgott aus dem Spiel!“ sagte sie ernst und ihre großen Augen lagen mit einem unaussprechlichen Ausdruck auf ihm; „nehmen wir an, ich hätte es gefunden, und dies dazu!“ Sie griff in die Tasche und hielt ihm den Brief entgegen. „Da Sie das Armband so gut wieder erkannt haben, ist die Frage, ob Sie die Handschrift hier anerkennen, wohl überflüssig — hier!“ Sie knitterte das Blatt zusammen in der kleinen Hand und warf es ihm vor die Füße; „und hier!“ das Armband klirrte auf den Fels; „und hier!“ ein kleiner Goldreif sprang auf und rollte über die Granitquadern ins Meer. Ohne einen weitern Blick wandte sie dem Wortlosen den Rücken und ging langsam auf die Thür des Thurmes zu.

Er sah nicht sehr geistreich aus in diesem Augenblick. — Plötzlich aber fuhr er auf und lief ihr nach. Er faßte ihren Arm. „Hildegard!“ keuchte er, „was soll das? Bist Du wahnsinnig?“

Mit vornehmer Bewegung machte sie ihren Arm los. Kalt und feindselig sah sie ihn an, das Haupt zurückgeworfen, die volle Unterlippe etwas vorgeschoben. Sie sagte kein Wort. Mich hatte sie doch noch anders angeschaut damals im Kursaal!

„Hildegard, was machst Du?“ rief er heiser; „so höre mich doch! Was ist denn mit Dir vorgegangen?“ Ihre Lippe schürzte sich in bitterer Verachtung. Sie blickte über ihn weg nach dem Fenster, an dem ich stand, und winkte mir. Sein Auge folgte unstet ihrer Bewegung. Jetzt strömte wieder dunkles Roth über sein fahl gewordenes Gesicht und es leuchtete auf in seinem Blick. „Ah!“ rief er.

Ich trat hinaus.

„Sprich Du mit dem Herrn!“ sagte Hildegard kalt und trat in den Thurm.

„Du? Du?“ stammelte er und machte einen Schritt auf mich zu — „Herr, was ist hier vorgegangen? Stehen Sie mir Rede!“

„Kommen Sie mit,“ sagte ich und zog ihn in einen Winkel des vorspringenden Felsens, wo man uns nicht sah vom Thurme aus; „die Sache ist sehr einfach: Sie haben sich so wenig als Mann von Ehre gegen Ihre Braut benommen — Sie werden die Thatsache selbst nicht leugnen wollen, denn die Beweise sind ja erdrückend — daß Sie nichts Besseres thun können, als die Lösung Ihres Verlöbnisses ohne weiteres anzuerkennen —“

„Den Teufel will ich!“ schrie er mich an.

„Es wird Ihnen wohl nichts anderes übrig bleiben; denn ich vertrete die Interessen des Fräuleins von jetzt an —“

„Sind Sie verrückt, Herr? Mit welchem Recht?“

„Als ihr zukünftiger Gatte!“

Er sah mich an, als ob er falsch gehört hätte.

„Ihr — zukünftiger — Gatte, sagten Sie?“ Er lachte laut auf. „Das ist ja eine reizend anständige Gesellschaft hier! Auf diese Art von Leuchtthurm will ich doch die Polizei aufmerksam machen! Die Tochter und die Gäste scheinen gleich gut zu sein —“

Da langte mit einem Male ein dicker Arm in Flaus gekleidet um die Ecke und faßte den Fassungslosen in des Wortes eigenster Bedeutung am Kragen. Er sah sich um, so gut er konnte, und schaute in Brar Volkers' grimmiges dunkelrothes Gesicht.

„So? Der Polizei wollen Sie mich melden?“ grollte der Alte im heißen Zorn; „und meine Tochter und das Fräulein wollen Sie hier schlecht machen? Nun will ich Ihnen 'mal etwas sagen: die Polizei wohnt da drüben an Land; und nun machen Sie nur schnell, daß Sie hinkommen; sonst könnten Sie hier vorher noch die Fäuste eines alten Seemanns kennen lernen, daß Ihnen Hören und Sehen vergeht —“ Und nun brach die Wuth los bei dem Alten: „Was?“ donnerte er und schüttelte den Machtlosen — „und Sie haben mir hier mein Kind, mein Mädel verführen wollen?“ —

Und was nun kam, das schenke ich dir, Fritz; aber bei jedem Kraftwort flog der genickte, jeden Widerstand aufgebende Herr vor der Eisenfaust, die ihn hielt, vorwärts oder rückwärts.

„Und nun fort!“ brüllte Brar Volkers und schob ihn vor sich her, „und Gnade Ihnen Gott, setzen Sie je den Fuß wieder hier auf den Felsen!“

Jetzt waren sie beim Boot; mit einem letzten Stoß warf er den großen Mann hinein, daß er über die Duchten fallend hinschlug. „Ab!“ schrie er dem Schiffer zu, der in stummem Entsetzen zugehört hatte und sich beeilte, dem Befehl zu folgen.

Der Domänenpächter setzte sich aufrecht und drohte mit der Faust hinauf gegen mich und ihn, ohnmächtige Wuth im Gesicht.

„Hier, Sie haben noch 'was vergessen!“ rief Brar Volkers; „verschenken Sie's nur anderswo, wo Sie mehr Glück damit haben!“

Damit schleuderte er das Armband mit kräftigem Fußtritt vom Stein hinaus, daß es klirrend gerade ins Boot fiel, in dem der Schiffer das Segel setzte — und hin fuhr es! Ich athmete auf. Als ich in die Thurmstube trat, fiel mir Hildegard wortlos um den Hals.

Nur einen Schmerz hatte sie noch zu überwinden, einen harten Absagebrief der Mutter, von der sie so herzlich viel hielt. „Wie weit Sie im Recht oder Unrecht sind meinem Sohn gegenüber, will und kann ich nicht untersuchen; aber es wäre Unnatur, wenn von Stund' an nicht jegliche Verbindung aufhörte. Schreiben Sie mir nicht — ich nehme keinen Brief von Ihnen an!“

Thränen standen in ihren Augen, als sie mir das Schreiben zeigte.

„Thut's Dir leid?“ fragte ich.

„Sprich so etwas nicht!“ sagte sie, in ihren Thränen lächelnd; „ich brächte Dir wohl noch andere Opfer!“ —

Am Nachmittag nahmen wir Abschied vom Thurm und seinen Bewohnern. Brar Volkers schüttelte mir herzhaft die Hand. Mit einem Male ließ er meine schon ziemlich zerarbeitete Rechte los, trat an den Kredenztisch und schenkte vier Gläser goldigen Portweins ein.

„Hier, Fräuleinchen, das trinken Sie nur ruhig aus; das kratzt nicht so wie der Cognac neulich! Und nun glückliche Reise, und wenn Sie im Sommer 'mal wieder an die See reisen, dann kommen Sie nur immer zu uns! Prost!“

Hell klangen die Gläser zusammen. So schieden wir.

Wiebke steuerte wieder wie an jenem Tage das Boot, das uns nach Stagersand brachte. Was lag zwischen damals und jetzt! Hildegard hielt meine Hand und sah zu mir auf. Mein Lebensglück lag in diesem Blick. Da ragte der Stein aus dem Wasser, auch jetzt noch umspült von der Brandung. Wir schauten hinüber — und schauten uns an: es war der Grundstein des Hauses, in dem wir wohnen wollten.

Um's kurz zu machen: Wiebke war sehr bewegt, als wir Abschied von ihr nahmen, und fiel Hildegard weinend um den Hals. „Ich mag gar nicht in den alten langweiligen Thurm zurück!“ klagte sie; „nun wird's wieder so gräßlich einsam!“ Mir drückte sie mit abgewandtem Gesicht die Hand und stieg ins Boot, hißte ihr Segel und schaute nicht um, so lange wir ihr nachsahen; und wir standen auf dem Steg, Hildegards Arm lag in dem meinen, und ich verglich diese Stunde mit jener, als ich damals in bitterer Seelenqual mit Wiebke hier ins Boot gestiegen war.

Hildegard sah träumerisch ins Wasser.

„Denkst Du an die Rose, die in Euer Boot fiel?“ fragte sie.

„Ja!“ sagte ich erstaunt, „wie kommst Du darauf?“

„Er hatte sie mir wie im Scherz von der Brust genommen und sie hinabgeworfen; ich dachte nichts Böses dabei, aber es that mir doch weh; doch wie er oben auf dem Thurm ihr das Glas zutrank, da ging mir eine Ahnung auf. Und je öfter er hinüberfuhr, desto deutlicher wurde sie. O wie elend war mir zu Muth! Und als Du mich fragtest im Boot, ob ich glücklich sei — da hätte ich aufschreien können vor Leid. Aber ich durfte Dich nicht in mein gequältes Herz schauen lassen und Du durftest damals am wenigsten von allen Menschen wissen, was für Gedanken durch meine Seele auf dem Stein gezogen waren, die mich alles um mich her vergessen ließen: ich dachte an Dich und wußte, daß ich zu lebenslänglichem Unglück verurtheilt sei! Und nun ist alles, alles neu geworden!“ —

Ich brachte Hildegard zu meiner Schwester. An einem Novembertage, gerade als der erste Schnee niederrieselte, traten wir aus der Kirche, fröhliche Brautleute, ein glückseliges Paar: nicht rührselig und mit feuchten Augen, jubelnder Lebensmuth leuchtete mir aus den tiefblauen Augensternen der wonnereichen Frau, die laut und frisch „Ja“ gesagt hatte. Es war Vollmond an diesem Novemberabend, wie in jener Nacht im Leuchtthurm. Hell fiel sein bläuliches Licht auf die verschneiten Felder

„Gar keine über die Eisenbahnreform.“

„Das muß wohl sein. Denn seit sechs Monaten sind alle Blätter tagtäglich damit beschäftigt, unsern so einfachen Zonentarif dem lieben Publikum einzuprägen. Hier nebenan hängt der Anschlag. Bitte, lesen Sie ihn und entscheiden Sie sich dann. Das Gedränge am Schalter ist jetzt zu groß zur Fortführung unseres Gespräches.“

„Schön.“

Ich las den Anschlag. Er war in der That von verblüffender Einfachheit. Denn er lautete: „Es werden im ganzen Deutschen Reiche nur neun Arten von Eisenbahnfahrscheinen (Billets) ausgegeben, nämlich:

1., für die erste Zone (25 Kilometer Entfernung in jeder Richtung von der Abfahrtsstelle mit eintägiger Gültigkeit) zu folgenden Preisen:

III. Klasse	II. Klasse	I. Klasse
25 Pfg.	50 Pfg.	2 Mark.

2., für die zweite Zone (26 bis 50 Kilometer in jeder Richtung von der Abfahrtsstelle):

III. Klasse	II. Klasse	I. Klasse
50 Pfg.	1 Mark.	4 Mark.

Gültigkeitsdauer einen Tag.

3., für die dritte Zone (Entfernung über 50 Kilometer in jeder Richtung mit dreitägiger Gültigkeit der Fahrscheine):

III. Klasse	II. Klasse	I. Klasse
1 Mark.	2 Mark.	6 Mark.

Für die Benutzung des Blitzzuges sind je zwei Fahrscheine der Klasse zu lösen, welche man benutzen will.“

Ich machte mir nach dieser Anweisung die Kopfrechnung: „Leipzig-Basel ist ‚dritte Zone‘. Sieben Billets — Vergebung ‚Fahrscheine!‘ — zweiter Klasse kosten also sieben mal zwei Mark, also 14 Mark mit dem gewöhnlichen Zuge, die doppelte Zahl Fahrscheine für den Blitzzug 28 Mark! Das heißt sieben Personen zahlen zusammen wenig mehr als die Hälfte des Fahrpreises, den Anno 1888 eine einzige Person für sich erschwingen mußte, um in dem damals viel langsamer fahrenden Schnellzug von Leipzig nach Basel zu reisen (52 Mark 30 Pfg.)!“

„Weh Dir, daß Du ein Enkel bist!“ rief ich mir bei dieser Entdeckung im Stillen zu. „Wie schade, daß dieser ebenso einfache als bescheidene Tarif nicht schon seit dreißig Jahren in Geltung ist! Ich hätte viele Tausende dabei erspart, und die Eisenbahnen hätten — wie die Erfahrung zeigt — sich auch nicht schlechter dabei gestanden. Excellenz Barus Maybach, geben Sie mir doch meine Legionen Mark wieder! Ach, das ist ein frommer Wunsch!“

„Geben Sie mir also vierzehn Fahrscheine zweiter Klasse nach der dritten Zone,“ sagte ich laut zum Schalterbeamten.

„Aber wollen Sie nicht lieber erste Klasse nehmen?“ fragte mich dieser Verführer zur Verschwendung. Die Wagen zweiter Klasse sind nämlich nach den Vorschlägen des Eisenbahn-Evangelisten Engel bedeutend unbequemer geworden als früher. Die Wagen erster Klasse dagegen bedeutend bequemer. Ihre Reisegesellschaft würde einen Salon oder zwei Fahrabtheilungen erster Klasse für sich haben. Die Sitze sind sehr bequeme, tiefe, breite Polsterstühle, verschiebbar, mit Schemel, zur Nachtfahrt als förmliche Betten auseinander zu klappen. Sie haben da schwere Teppiche auf dem Fußboden, elektrisches Licht, Waschreinrichtung mit allem Zubehör. Ein doppelter, mit dämpfender Füllung versehener Fußboden, beste Federn, holzgefüllte Wagenräder bieten alles, was bisher zur Verminderung des Fahrgerassels und Wagenstoßens erfunden ist. Und der Preis für diesen —“

„Hochgenuß des Jahrhunderts, wollen Sie sagen —“

„Richtig, mein Herr, beträgt von Endtkuhnen bis Trier und von Emden bis Basel, von Verviers bis Freilassing sechs Mark im gewöhnlichen, zwölf Mark im Blitzzuge. Von Leipzig nach Basel zahlen Sie also für Ihre vierzehn Fahrscheine zum Blitzzuge wenig mehr als früher für ein einziges Billet erster Klasse (70 Mark 50 Pfennig) auf derselben Strecke oder ein zeitraubendes ‚kombinirtes Rundfahrtbillet‘ zweiter Klasse hin und zurück (71 Mark 60 Pfennig oder 75 Mark 50 Pfennig). Sie könnten aber, wenn Sie dazu Lust hätten, für dasselbe Geld auch die doppelte Entfernung im Deutschen Reiche durchfahren, als die von Leipzig nach Basel, denn die Entfernung spielt heute nur bei Abgrenzung der drei Zonen, sonst gar keine Rolle mehr.“

Der Mann hatte mich. Ich nahm 14 Fahrscheine erster Klasse dritter Zone für 84 Mark. Sie sahen eigenthümlich aus. Auf der Vorderseite stand nämlich nur:

Von

Leipzig. Thüringer Bahnhof

I. Klasse I.

Dritte Zone

6 Mark.

Umwenden!

Auf der Rückseite stand in kleinem Druck:

Dieser Fahrschein berechtigt nur zur einmaligen Fahrt nach jeder beliebigen Eisenbahnstation des Deutschen Reiches. Er ist beim Betreten des Bahnsteigs der Abgangsstation vorzuzeigen und beim Verlassen des Bahnsteigs der Endstation abzugeben.

Er hat nur Gültigkeit für drei Kalendertage.

Der Benutzer einer höheren Klasse als der, zu welcher dieser Fahrschein berechtigt, wird mit einer sofort zu entrichtenden Ordnungsstrafe von 10 Mark belegt und hat außerdem strafrechtliche Verfolgung zu gewärtigen.

Die nächste meiner Sorgen war die Aufgabe des Gepäcks. Das war in den alten Tagen des Eisenbahnbetriebes, die mit 1893 zu Ende gegangen waren, in der That ein sorgenreiches Geschäft für einen Familienvater gewesen! Denn mit den 25 Kilo „Freigepäck“, welche die alte Betriebsordnung dem norddeutschen Eisenbahnreisenden gewährte — Süddeutschland kannte überhaupt kein „Freigepäck“ außer dem kleinen Handgepäck — war bei längeren Sommerreisen übel auszukommen, namentlich für Damen. Mit trübem Blick sah man damals die unbestechliche scharfe Nadelzunge der Eisenbahnwage höher und höher schnellen, bis alle Gepäckstücke der Familie aufgeladen waren — und dann kam die bittere Eröffnung des Gepäckbeamten, daß irgend ein fabelhafter Betrag, zwanzig, dreißig Mark und darüber als „Ueberfracht“ zu zahlen sei.

Wir hatten diesmal, im Vertrauen auf die Weitherzigkeit der Eisenbahnreform auch im Gepäcktarif, eine schwere Menge Gepäck eingeladen, fünf Koffer zu je 50 Kilo. Ich war sehr neugierig auf den Kostenbetrag.

An Stelle der vier bis fünf Leute, welche ehedem das Verwiegungs- und Einschreibegeschäft des Gepäcks besorgt hatten, war diesmal ein einziger Beamter zur Stelle, welcher meine von den Trägern ihm vorgelegten fünf Koffer und Körbe abwog, sich die Fahrscheine vorzeigen ließ und fragte, wohin das Gepäck eingeschrieben werden solle.

„Nach Basel,“ sagte ich.

„Gut.“

Im Nu hatte er auf zehn Scheinen das einzige Wort Basel ausgefüllt, klebte fünf der ausgefüllten Scheine auf die Koffer und Körbe und gab mir die andern fünf. Diese Scheine sahen so aus:

Nr. 3840(—3844).

Von **Leipzig.** Thüringer Bahnhof

nach .... *Basel*

1 Mark (Blitzzug).

„Fünf Mark für die fünf Stück,“ sagte er.

„Fünf Mark?“ fragte ich erstaunt über die Billigkeit der Forderung.

„Ja, fünf Mark,“ wiederholte er. „Wenn Sie den gewöhnlichen Zug benutzt hätten, würden Sie nur die Hälfte zu bezahlen gehabt haben. Nach Stationen der ersten und zweiten Zone gar nur 25 Pfennig für je 50 Kilo und das Doppelte im Blitzzug.“

„Aber das ist ja fabelhaft billig. Kommt denn da die Bahn auf ihre Kosten?“

„Allerdings,“ versetzte er. „Denn früher waren unsere Gepäckwagen nur zu drei Prozent gefüllt. Der Fahrgast schleppte sich — namentlich in der menschenunwürdigen, nun für immer abgeschafften vierten Klasse, aber auch in den übrigen — mit einer erdrückenden Traglast Handgepäck oder begnügte sich mit einem lächerlich kleinen Vorrath von Wäsche, Kleidung, von Reisegepäck überhaupt, nur um die unerschwinglichen Passagiergepäckpreise zu sparen. Jetzt zahlt ein Koffer von 50 Kilo von Eydtkuhnen bis Basel nicht mehr als 50 Pfennig, bis 50 Kilometer Entfernung nur die Hälfte. Und die Folge ist, daß unsere Güterwagen gefüllt sind und einen schönen Ertrag geben.“

„Freilich werden Sie auch die Beamtenkräfte stark haben vermehren müssen, um diesen gesteigerten Güterverkehr zu bewältigen?“ wandte ich ein.

„Ganz im Gegentheil!“ rief der Beamte. „Früher standen hier drei bis vier Beamte, wie Sie sich erinnern werden; zwei an der Wage, zwei im Schreibzimmer, und die Verwiegung und Bellebung, die Aufsuchung des richtigen Gepäckscheins mit dem im voraus vorgedruckten Bestimmungsort, unter Tausenden solcher Scheine, die Eintragung des Gewichtes, die schwierige Berechnung der Fracht oder gar Ueberfracht nahm für manchen Passagier fünf Minuten in Anspruch. Das ist jetzt einfach unmöglich. Ich besorge allein, wie Sie sehen, die ganze Arbeit, und zwar bequem; denn ich habe in jeden Schein nur den Bestimmungsort einzuschreiben. Allein an Beamtengehältern spart die Bahn infolge dieser Vereinfachung und Verbilligung des Passagiergepäcks Millionen jährlich.“

„Hier sind fünf Mark, danke verbindlichst.“

Wir traten auf den Bahnsteig (Perron). Der Zutritt zu demselben war nur mit Fahrschein erlaubt und unsere Fahrscheine wurden vorgezeigt und „eingeknipst“, sowie wir den Bahnsteig betraten. Kein Schaffner stand vor dem langen Zug, welcher das einsteigende Publikum bevormundete und unterwegs den Zug begleitete. Vielmehr sorgten große Aufschriften an den Wagen dafür, daß der Reisende sich nicht verstieg. Ueberall stand in riesigen Buchstaben: „Nach Frankfurt über Eisenach-Bebra-Elm“, auch an der Lokomotive.

Die Farben des Anstrichs der drei Wagenklassen stimmten genau überein mit der Farbe der Fahrscheine zu den drei Klassen: grün, braun und roth.

Niemand konnte sich versteigen. Niemand bedurfte unterwegs eines bevormundenden oder kontrollirenden Schaffners. Die Tausende von Schaffnern, welche in der alten Zeit während der Fahrt in steter Lebensgefahr geschwebt hatten, waren abgeschafft, und zwar theils pensionirt, theils minder unnützen und gefahrvollen Beschäftigungen des Eisenbahndienstes überwiesen. Nur ein einziger Kontrollbeamter tauchte plötzlich einmal unterwegs auf, welcher die Fahrscheine einsah und dann bei der nächsten Station wieder verschwand.

Wir hielten nur viermal auf der Fahrt bis Frankfurt und legten den Weg in sechs Stunden zurück. Es war Mittag geworden. Wir hatten hier anderthalb Stunden Aufenthalt, ehe der Blitzzug nach Basel abging, und begaben uns in den Speisesaal des Centralbahnhofes. Der Speisesaal befindet sich im Bereiche des Bahnsteiges und ist abgesperrt

nach außen, so daß nur mit Fahrscheinen versehene Gäste dort verkehren und eine nochmalige Fahrscheinvorzeigung beim Besteigen des Basler Zuges nicht nöthig ist.

Dann nimmt uns dieser Zug auf, und in fünf Stunden zieht die Bergstraße bis Friedrichsfeld, die Rheinebene bis Karlsruhe, der Schwarzwald zur Linken, später der Wasgenwald und der Kaiserstuhl zur Rechten an uns vorüber. Nachmittags sechs Uhr laufen wir in Basel ein, nachdem wir Leipzig vormittags gegen sechs Uhr verlassen haben. Und diese Fahrt erster Klasse mit Gepäck kostet auf die Person nicht ganz 13 Mark. So reist man Mitte Juli 1893. — Wirklich? — **Hans Blum.**

Blätter und Blüthen.

Kaiser Wilhelm II. auf dem Exerzierfelde. (Mit Illustration S. 489.) Ehe der letzte schwere Schicksalsschlag das deutsche Volk traf und ihm nach einer kurzen Spanne Zeit den zweiten Kaiser entriß, konnte man alltäglich um die zwölfte Mittagsstunde an der Ecke der „Linden" und der Friedrichstraße in Berlin dichte Menschenansammlungen bemerken, welche gespannt nach einer Richtung die endlose Straße hinunterblickten. Hörte man dann in der Ferne den vollen Klang der Militärmusik und sah die blitzenden Truppenzüge sich nähern, so fuhr es wie ein elektrischer Funken durch die hier angesammelte, nach vielen Hunderten, ja Tausenden zählende Menge; alles schob und drängte sich nach vorwärts, Hüte und Taschentücher wurden geschwenkt, brausend ertönten Hoch- und Hurrahrufe, und freundlich grüßend dankte für diese Huldigungen der an der Spitze eines Infanterieregimentes einherreitende Kronprinz Wilhelm.

Anstrengungsreiche Stunden lagen dann bereits hinter ihm, denn seitdem er an seinem diesjährigen Geburtstage, dem 27. Januar, zum Generalmajor und Kommandeur der zweiten Gardeinfanterie-Brigade ernannt worden war, verstrich fast kein Tag, an welchem er nicht einen Theil desselben dem ihm unterstellten Truppenkorper gewidmet hätte, sei es, daß er dem Exerzieren auf einem Kasernenhofe beiwohnte, daß er unvermuthet bei den Turnübungen erschien oder die einzelnen Offiziercorps zu ausführlichen dienstlichen Besprechungen und Instruktionen um sich versammelte, wobei der Thronfolger, wenn es nöthig war, „kein Blatt vor den Mund nahm", wovon das Rügen verschiedentlicher Modeausschreitungen ein offenkundiges Zeugniß abgelegt hat.

Ganz besonderen Eifer aber widmete der Prinz den Inspizierungen seiner Brigade auf dem Tempelhofer Felde. In früher Morgenstunde, wenn Berlin allmählich erst erwachte, ritt er, entweder mit dem zur Besichtigung bestimmten Regimente oder auch allein, nur von einem Adjutanten begleitet, zu der weiten historischen Ebene jenseit des Kreuzberges. Mit sichtlicher Hingebung, mit von hohen Militärs begeistert gerühmtem sichersten Verständniß lag er dort seinen verantwortungsvollen Pflichten als Brigadekommandeur ob. Es war ein schönes, von einer sich an der Tempelhofer Chaussee hinziehenden langen Zuschauerkette oft genug bewundertes Bild, den ritterlichen Hohenzollernsohn auf seinem stattlichen Goldfuchs, gefolgt von einer glänzenden, aus Offizieren aller Waffengattungen gebildeten Suite, dahinsprengen zu sehen, hier selbst das Kommando übernehmend, da den Parademarsch grüßend, dort sich an die Spitze der stürmend vorgehenden Kolonnen setzend, dann gleich darauf sich zu einem andern Bataillon verfügend und, nachdem das Signal ertönt, an der Seite reitend, genau den Schritt der einzelnen Glieder verfolgend, um nachher, wenn sich die Stabsoffiziere um ihn versammelt, detaillirte Kritik zu üben.

Berlin ist bekanntlich eine durch und durch militärische Stadt, und der Berliner hat ein feines, sich von Jugend an äußerndes Verständniß für alles Soldatische; daß der Enkel Kaiser Wilhelms eben durch und durch Soldat ist, hat ihm schon früh, gerade in der Reichshauptstadt, die Sympathien der weitesten Kreise eingetragen, als deren lautes Echo man jene oben erwähnten Huldigungen betrachten konnte. Aber auch seitdem die Kaiserkrone das jugendliche Haupt des bisherigen Kronprinzen Wilhelm schmückt und er als Kaiser Wilhelm II. den Thron seiner Väter bestiegen, hat er schon vielfach seine Sorgfalt für die Armee, seine rege Antheilnahme an derselben bewiesen. „So gehören wir zusammen — Ich und die Armee — so sind wir für einander geboren und so wollen wir unauflöslich fest zusammenhalten, möge nach Gottes Willen Friede oder Sturm sein" — so lautete es in seinem ersten Armeebefehl. Trotz der so zahlreich an ihn herantretenden Regierungsgeschäfte erübrigte Kaiser Wilhelm doch noch immer Zeit, sich direkt mit seinen Truppen, zunächst, durch die Oertlichkeit veranlaßt, mit denen des Gardecorps, in Verbindung zu setzen. Von seiner Sommerresidenz, dem Marmorpalais bei Potsdam, kommend, besuchte er in der Generalmajorsuniform des Garderegiments zu Fuß gerade während der letzten Wochen wiederholt ohne jegliche vorherige Anmeldung das Bornstedter Exerzierfeld und übernahm mehrfach persönlich die Führung der Regimenter, beispielsweise jüngst die seines Leib-Gardehusaren- und die des 3. Gardeulanenregiments, als schneidiger Reiter zuerst alle Hindernisse überwindend und an der Spitze der Kavalleriemassen dem markirten Feinde entgegenstürmend. Daß dieser Feind auf lange hinaus nur eben ein markirter sein möge — wer hätte im Deutschen Reiche nicht diesen Wunsch, zumal ihn, alle Kriegsgerüchte und Kriegsgelüste mit einem Schlage vernichtend, Kaiser Wilhelm selbst, umgeben von den Fürsten seines Reiches, vor den Vertretern des gesammten Volkes so warm erst kürzlich geäußert! Wir werden diesen denkwürdigen historischen Vorgang unsern Lesern in einer der nächsten Nummern in getreuer bildlicher Darstellung vorführen.

Vogtländerin. (Mit Illustration S. 493.) Zu denjenigen mitteldeutschen Volkstrachten, die der alles gleichmachende Zug der Zeit immer mehr und mehr verschwinden läßt, gehört auch die des Vogtlandes, jenes Landstriches zwischen der Eger, Saale und Elster, der, so rauh er dem Fremden auch scheinen mag, doch schön genug ist, um unter den Landeskindern eine sprichwörtlich gewordene Heimathsliebe hervorzurufen. Bauer und Bauerdirne haben indeß längst gelernt, sich städtisch zu tragen; sie haben die alte Tracht meistens abgestreift, und nur die bejahrtere Bäuerin hat ihre Anhänglichkeit an dieselbe bewahrt, obschon diese Tracht auch für jugendliche Gestalten sehr kleidsam war. Das zeigt unser Bild: die kleine Dirne, die mit einer Schüssel voll „Grüngenisster" (rohe Kartoffelklöße, das Leibgericht der Vogtländer und Thüringer) zur Thür hereintritt, lacht ganz seelenvergnügt aus ihrer „Buckelhaube" hervor, dem Prachtstück ihrer vogtländischen Toilette. In Form eines Kegels, dessen abgestumpftes Ende der mit allerlei goldglitzerndem Flitterwerk in oft ganz eigenartigen Verzierungen ausstaffirte „Haubenfleck" krönt, sitzt sie auf dem Hinterhaupt und wird von einem buntschillernden Seidentuch, das über der Stirn zur Schleife geknüpft ist, umschlungen. Das Gesicht umrahmt ein schwarzer Spitzenbehang, während am hintern Ende breite schwarze Seidenbänder niederhängen. Das dicke, mit engen, an den Achseln aufgebauschten Aermeln versehene Mieder, auch „Spenzer" genannt, der weite Rock mit der ihn fast ganz bedeckenden grünseidenen Schürze und das buntgeblümte Halstuch vervollständigen die hübsche Tracht, die leider! allmählich verschwindet.

Am Reichenbach. (Mit Illustration S. 505.) Der Reichenbach im Berner Oberlande, von dessen Wasserstürzen hier einer nach dem Oelbilde von J. G. Steffan als Stimmungsbild vorgeführt wird, bildet schon seit dem vorigen Jahrhundert für die Maler der verschiedensten Nationen einen Hauptanziehungspunkt. Der Künstler selbst schreibt: „Wenn man von Meyringen im Berner Oberlande die Aare überschreitend an den Reichenbach gelangt, führen längs desselben Fußwege nach den Höhen hinauf, vorüber an den verschiedenen köstlichen kleineren und größeren Wasserfällen, die den Lauf desselben aus dem Hochthal von Rosenlaui nach dem Haslithale hinab stufenweise begleiten; in diesem malerischen Terrain befindet sich auch einer dieser Wasserstürze, die dem Bilde als Motiv dienen."

Großartiger sind die obern Fälle, besonders der oberste, der sich zwischen den Felsen des Schingel- und Burghornes hervordrängt, dessen Sturz etwa 60 Meter beträgt. Wer aber für die feineren malerischen Genüsse begeistert ist, wird die kleinen Wasserfälle vorziehen, wie derjenige, den Steffan dargestellt hat. Er führt uns die ergreifenden landschaftlichen Eigenthümlichkeiten der Schweiz im Kleinbilde vor. Hier sieht man den wildströmenden Bergstrom, der sich bald erweitert, bald durch gewaltige Steinblöcke eingeengt wird, dort mächtig geschichtete zerspaltene Felsen mit pittoresken Formen und Farben, auf den terrassenförmig ansteigenden Hügeln kräftig aufstrebenden Baumwuchs, der bald geheimnißvolles Dunkel, bald lichte Fernsichten bildet. Oben auf der grünen Wiese über dem wildbewegten Wasser erblickt man die behaglich gelagerte, weidende Herde — eine friedliche Idylle!

Neuere Offizierabzeichen. Wie als bestimmt verlautet, stehen dem Offiziercorps des deutschen Reichsheeres verschiedene Aenderungen in der Uniformirung und Ausrüstung bevor, über welche Kaiser Friedrich III. endgültigen Entschluß gefaßt hatte. Wenngleich derartige Anordnungen von nur untergeordneter Bedeutung sind, so hat doch alles, was das äußere und innere Wesen des deutschen Volks in Waffen betrifft, ein so ausgebreitetes Interesse, daß Mittheilungen über beabsichtigte Veränderungen hier ihren Platz finden dürfen.

Zunächst sollen die Tage der Epauletten gezählt, oder richtiger, diese sollen auf eine noch geringere Zahl beschränkt werden, als sie in der letzten Zeit schon im Gebrauch waren. Ursprünglich waren die Epauletten ein Schutzmittel zur Deckung der Schultern, hauptsächlich gegen Hiebe von Kavalleristen, und sollen im vorigen Jahrhundert zuerst in Frankreich aufgekommen sein. In veränderter Form wurden sie sodann von der russischen Armee angenommen und im Jahre 1813 von König Friedrich Wilhelm III. in der preußischen Armee für alle Offiziersgrade eingeführt. (Der hochselige Kaiser Wilhelm empfing seine ersten Epauletten aus der Hand seines Vaters am 2. Oktober 1813 zu Breslau, unter gleichzeitiger Ernennung zum Kapitän.) Dieselben hatten zugleich den Zweck, durch ihre Form, Farbe und Verzierung den Truppentheil, dem ihr Träger angehört, oder den von ihm bekleideten Rang erkennen zu lassen. Außerdem sind die Epauletten Kennzeichen einer besonderen Waffengattung, nämlich der Ulanen, und werden hier auch von Unteroffizieren und Gemeinen getragen; sie sind jedoch dann an den Seiten mit Metallschuppen besetzt und können leicht von den Offizierepauletten unterschieden werden.

Seit dem deutsch-dänischen Feldzuge von 1864 legen die Offiziere im Felde die Epauletten ab, damit der Metallglanz derselben nicht die Träger zu deutlich als Zielscheibe dem feindlichen Feuer verrathe. An deren Stelle traten im genannten Jahre die Achselstücke bezw. Achselschnüre.

Der Ursprung der Achselstücke ist sehr alt und soll auf das 16. Jahrhundert zurückgeführt werden können. Es wird berichtet, daß sich damals ein wallonisches Regiment in den Niederlanden bei den Spaniern so sehr gefürchtet gemacht habe, daß letztere gedroht hätten, jeden Gefangenen dieses Regiments aufzuhängen. Die Antwort auf diese Drohung bestand jedoch darin, daß sich das ganze Regiment Stricke auf die Achseln gebunden und die Enden mit Nägeln versehen hat, damit die Spanier gleich alles Erforderliche zur Hand hätten, falls sie nämlich einen Wallonen fassen sollten. Auf diese Weise wurde der Strick zu einer Ehrenauszeichnung und endlich zu einem besonders schmückenden Kennzeichen für die Befehlshaber und für diejenigen, welche in deren Auftrag Befehle zu überbringen hatten.

Die heutigen Achselstücke bestehen aus einer silbernen Tresse, die mit zwei schmalen Streifen eingefaßt ist und die Abzeichen des Ranges mit der Nummer oder dem Namenszug des Regiments aufweist. Für die

Stabsoffiziere sind die Achselstücke aus einer starken silbernen Schnur hergestellt, die nach einem bestimmten Muster verschlungen ist, und die Generalschulterstücke sind mit einer Goldschnur eingeflochten. Wenn auch die Achselstücke kein so prunkendes Ausrüstungsstück für die Offiziere sind wie die Epauletten, so ist doch nicht zu verkennen, daß sie gerade durch ihre geschmackvolle Einfachheit den besten Eindruck machen und ihrem Zwecke durchaus entsprechen.

Die Kinderpflegeanstalt in Norderney. (Mit Illustration S. 508.) Längst hat man erkannt, wie heilsam ein längerer Aufenthalt an der See für skrophulöse Kinder ist. Es ist schon länger als ein Jahrzehnt, daß eine von dem Diakonissenmutterhause Henriettenstift in Hannover erbetene Schwester nach Norderney kam, um eine solche Pflegeanstalt zu übernehmen. Die Anfänge waren sehr bescheiden; in einem primitiven Häuslein wurden die ersten Pfleglinge untergebracht; doch trotz der Thätigkeit eines Komitees und vieler freiwilligen Spenden wollte die Sache nicht recht in Fluß kommen. Die Dorfbewohner fürchteten die Nachbarschaft eines Krankenhauses und außer dem erwähnten Häuslein konnte das Komitee kein anderes zur Miethe erhalten. Allmählich erst konnte es der Vorstand wagen, die ihm unter sehr günstigen Bedingungen angebotene bisher gräflich Knyphausensche Villa zu kaufen, die im Oktober 1876 bezogen wurde; sie steht im Dorfe, freundlich umgeben von einem eigenen und dem fiskalischen Georggarten, dem Strande ebenso nahe wie dem Warmbadehause. Die Räume wurden zweckentsprechend eingerichtet; die Säle um zwei große Baracken vermehrt; für die Warteschule wurde ein eigenes Zimmer hergerichtet. Die Bedeutung der Anstalt für die Gemeinde, der Kreis ihrer Beziehungen hat sich sehr vermehrt. Reichlich fließen die freiwilligen Spenden, denen die Anstalt ihre Begründung und ihre Existenz verdankt. Am 23. Januar 1878 schon hatte sie die Rechte einer juristischen Person erhalten. Knaben zwischen dem sechsten und elften und Mädchen zwischen dem sechsten und vierzehnten Lebensjahre werden ohne Unterschied der Konfession aufgenommen; der Satz für das Kostgeld ist sehr mäßig. Die Diakonissinnen verdienen für die aufopfernde Pflege der armen Kleinen warme Anerkennung; den höchsten Lohn werden sie gewiß selbst darin finden, wenn die mit bleichen Gesichtern Ankommenden frisch und fröhlich die Anstalt verlassen. †

Schäferidyll. (Mit Illustration S. 509.) Es gab eine Zeit, wo die Schäferidyllen Mode waren und wo man auf allen Porzellantassen und Tellern die lieben Schafe mit ihren Hirten und Hirtinnen sah. Das war die selige Rokokozeit, in welcher selbst eine Königin wie Marie Antoinette in ihrem Trianon sich mit dem ganzen Hofe an selbst ausgeführten Schäferspielen ergötzte; doch das waren buntbebänderte elegante Salonschäfer, und auch die Maler und Dichter liebten es, solche Gestalten auf die Leinwand zu zaubern oder in ihren Versen zu feiern. Heutigentags ist man, wie das reizende Genrebild von Blume-Siebert zeigt, der Wahrheit der Natur wieder nahe gekommen. Das ist ein urwüchsiger alter Schäfer, der hier sein Enkelchen und zugleich das jüngste Lämmlein der Herde auf seinem Schoße hält und mit schmunzelndem Behagen sich darüber freut, wie das Kleine sich an dem zarten Thierlein ergötzt und jedenfalls verspricht, einmal des Großvaters Laufbahn einzuschlagen, auf der man es zwar nicht zu Gold und Ehren, doch zu friedlichem Behagen bringen kann. Und auch die Mutter, die mit nicht geringerer Freude auf ihren Liebling blickt, die Tasse, aus der er gewiß oft getrunken, in der Hand, ist ein echtes Landweib, frisch und kernig, und keine Chloe oder Daphnis hat zu ihr Modell gesessen. Auch der treue Schäferhund betrachtet das Familienbild mit Antheil, während das Mutterschaf offenbar mit Angst über dem Geschicke seines Sprößlings wacht. †

Ein Schwefelbad in Algier. (Mit Illustration S. 512.) Auf der Eisenbahnlinie Bona-Constantine, unweit von Guelma, liegt die kleine Station Hammam-Meskoutine (Bad Meskoutine), welcher im Vorjahre die Reisegesellschaft des Wiener wissenschaftlichen Klubs einen Besuch gemacht hat. Von der üppigen Vegetation der Landschaft an beiden Seiten des Bahnweges vermag man sich kaum einen richtigen Begriff zu machen, es ist ein wahres Paradies, das sich den Blicken der Reisenden zeigt. Knapp vor der Station Hammam-Meskoutine, zur Linken der Bahnlinie und nur wenige tausend Schritte von derselben entfernt, erscheint plötzlich ein etwa 100 Klafter hoher, fast freistehender Hügel, von dem sich kaskadenartig die schneeweißen siedenden Wasser schäumend herabstürzen. Dichte Dampfwolken steigen von den kleinen Quellenteichen oben auf der Höhe des Hügels auf, in denen das kochende (96 Grad Celsius) sprudelnde Schwefelwasser brodelt und unaufhörlich in neuen reichen Mengen aus dem vulkanischen Innern der Erde aufquillt. Ein märchenhaft schöner Anblick bietet sich dem Beschauer schon im Eisenbahncoupé oder auch vom Fuße des rauchenden Hügels aus dar. Hundert und hundert Stufen, die sich aus dem sich ansetzenden schwefelsauren Kalk im Laufe der Jahrhunderte, vielleicht der Jahrtausende, gebildet haben, schaffen da eine Scenerie, die eine geradezu imposante Wirkung ausübt. Vom grellsten Weiß der Schaumkämme der Meereswogen und des Schnees unserer Alpen bis ins Orangegelb und Rothbraun und Blaugrau wechseln die Farbentöne der einzelnen Partien dieses kegelförmig aus dem Thale aufstrebenden Hügels . . . Und wirft die glühende Sonne Afrikas in diese herabstürzenden dampfenden Wasserbäche, in dieses tausendfache Wassergerieſel, das den kleinen Berg wahrhaft lebendig macht, ihre Strahlen, dann glitzert diese Zauberwelt in Milliarden Demanten auf.

Daß sich das phantasiereiche Arabervolk eine phantastische Legende zu diesem Märchenhügel und zu den unweit desselben frei aufragenden Felsenriffen gedichtet hat, eine Sage, die noch heute im Munde der dortigen Bevölkerung lebt, wird nicht Wunder nehmen . . . Die Mythe der Araber erzählt, daß das brausende Geräusch, das aus dem Innern des Hügels tönt, eine Musik sei, welche die Djenouns, die Dämonen, welche diese Tiefen bewohnen, anstimmen, und daß alle diese Felsenriffe und Steintrümmer ringsum einst weidende Schafe, Ziegen, Pferde, Männer, Frauen und Kinder gewesen sind, welche den Zorn dieser unterirdischen Mächtigen auf sich geladen haben. Jeder einzelne dieser Riesensteine, die zu Füßen des wasserspeienden Hügels wie eine Trümmerwelt liegen, ist den Arabern ein Schrein, in welchen die Römer kostbare Schätze eingeschlossen haben; doch wurden die Schlüssel zu diesen Behältern von ihnen hinweggenommen und nur die Christen allein vermögen diese geheimnißvollen Kassetten zu öffnen.

Theodor Storm †. Am 4. Juli ist ein deutscher Dichter gestorben, der auch über den Kreis seiner begeisterten Anhänger hinaus sich einen angesehenen Namen verschafft hatte. Theodor Storm war ein dichterischer Aquarellmaler und seine stimmungsvollen Natur- und Lebensbilder haben einen eigenartigen Reiz; vor allem gelang es ihm, idyllisches und märchenhaftes Stillleben zu schildern. Sein poetischer Blumengarten ist nicht gerade groß, doch es sind anmuthige und würzige Blüthen, die ihn schmücken.

Er ist in erster Linie als Novellist berühmt geworden, denn seine „Gedichte" (1852), obschon sie in mehreren Auflagen erschienen, haben wohl in vielen Kreisen Anklang gefunden wegen ihrer Innigkeit und ihres schlichten Gefühlstons; aber es wurde kaum eins derselben volksthümlich. In seinen Novellen jedoch ist er ein eigenartiger Miniaturmaler. Es sind bisweilen ganz kleine hingehauchte Figurenbilder, idyllische Genreſcenen, die aber gleichsam mit der stillen Friedenslampe eines tiefinnerlichen Gemüthslebens beleuchtet werden. Oft liegt etwas von jenem träumerischen Zug darin, den wir in Wilhelm Jensens Romanen finden. Seine bekannteste Erzählung ist „Immensee", sie ist in einer großen Zahl von Auflagen erschienen, neuerdings in einer Prachtausgabe; wir erwähnen noch „Im Sonnenschein", „Ein grünes Blatt", „In der Sommermondnacht", „Ein stiller Musikant", „Die Regentrude", „Renate".

Ein Bildniß und eine kurze Lebensskizze des Verewigten brachte die „Gartenlaube" im vorigen Jahrgang (Seite 608) zu seinem 70. Geburtstage. Nun hat der Dichter die glänzenden Augen für immer geschlossen und von seinem schönen Poetensitz in Hademarschen wurde seine sterbliche Hülle nach Husum gebracht, der theuren Vaterstadt, wo er zum langen Schlummer bestattet sein wollte. Eine unendliche Zahl von Leidtragenden hatte sich versammelt, grüne Lorbeerkränze und Kränze von Garten- und einfachen Feldblumen bedeckten den Trauerwagen, Bürger Husums, Mitglieder der Regierung, Vertreter der deutschen Schriftstellerwelt, Freunde des todten Sängers von nah und fern gaben ihm das letzte Geleit. Thränenden Auges verabschiedete sich am Grabe auch die geliebte Frau mit den Söhnen und Töchtern. †

Himmlische Diamanten. Der Goldregen ist jedermann aus der Sagen- und Märchenwelt bekannt. In Wirklichkeit findet er bekanntlich nicht statt; er ist nur eine sinnvolle Schöpfung der menschlichen Phantasie. Aber Thatsache ist es, daß mit den leuchtenden Meteoren manchmal Diamanten zur Erde niederfallen. Der Beweis ist erst neuerdings geliefert worden. Am 1. September 1886 war ein Meteorstein in einem Gewichte von vier Pfund im Distrikte von Krasnoslobodsk, Gouvernement Pensa in Rußland, niedergefallen. Bei der vorgenommenen wissenschaftlichen Untersuchung fanden sich in dem unlöslichen Rückstande kleine Theilchen, welche härter als Korund waren und sich auch durch ihre Dichte und die anderen specifischen Eigenschaften als Diamanten kennzeichneten; die Steinmasse enthielt etwa ein Prozent Diamant. — Leider besitzt der himmlische Diamantenstaub nur einen wissenschaftlichen Werth; aus dem Verkauf desselben würde man keinen besonderen Gewinn erzielen, da der aus dem Weltall kommende Diamant demjenigen ähnlich ist, den wir in winzigen Partikelchen künstlich zu erzeugen vermögen, dem schwarzen sogenannten Karbonat.

Vom Werth des deutschen Waldes. Der deutsche Wald ist unbezahlbar; er ist der Liebling der Nation. Dichter haben ihn unzählige Male verherrlicht und politische Kämpfe wurden um den Waldbesitz und die „Waldfreiheit" geführt. Wir wollen trotzdem versuchen, den Werth desselben in klingender Münze zu berechnen. Natürlich kann dabei nur von einer annähernden Summe die Rede sein. Von den 311 Millionen Hektaren Wald, welche in Europa noch stehen, besitzt das Deutsche Reich 13,9 Millionen Hektar Waldboden. Hier und dort wurde der Kapitalwerth einzelner Waldstrecken berechnet und für die königlich sächsischen Staatsforsten wurde das Sümmchen von 282 Millionen Mark ermittelt. Legen wir dasselbe als Werthschätzung für den Wald in allen deutschen Staaten zu Grunde, so erhalten wir die runde Summe von 24 Milliarden Mark, die den Kapitalwerth des deutschen Waldes darstellt. Das ist ein hübsches Nationalvermögen, welches Dank der fürsorglichen modernen Forstwirthschaft noch unsern Urenkeln erhalten bleiben wird.

Kleiner Briefkasten.

(Anonyme Anfragen werden nicht berücksichtigt.)

B. K. in Trier. Auch in diesem Jahre sollen die Kriegergräber und Denkmäler von Metz wie alljährlich von dem Kriegervereine dieser Stadt in Gemeinschaft mit 20 andern Kriegervereinen in Lothringen am 14. und 18. August geschmückt werden. Da das Material zur Ausschmückung nicht ausreicht, so werden von den Vereinen alle Kameraden und Gönner der Kriegervereinsgenossenschaften um Geldspenden ersucht.

O. A. in St. Unter den letzten Photographien Kaiser Friedrichs nach dem Leben zeichnen sich die von den Hofphotographen Berne u. Kemp Richmond Surrey (bei London) aufgenommenen durch eine vorzügliche technische Ausführung aus. Dieselben sind in größerem und kleinerem Format bei William Luks 14 Bedford Street in London erschienen.

G. D. in H. Spitzenklöppelschulen unter königlicher Verwaltung bestehen in Zschopau, Hammer-Unterwiesental, Unterwiesental, Oberwiesental, Elterlein, Ehrenfriedersdorf.

Frau L. B. in R. W. v. Hillerns Roman „Aus eigener Kraft" erschien im Jahrgang 1880 der „Gartenlaube".

W. M. in Tilsit. Ja, wenden Sie sich direkt an die Vorsteherin des betreffenden Hospitals.

M. E. in Essen. Wir ersuchen behufs brieflicher Beantwortung Ihrer Anfrage um Mittheilung Ihrer genauen Adresse.

Allerlei Kurzweil.

Bilder-Räthsel.

Magische Silben-Quadrate.

I.

cla	le	me
me	re	re
se	se	the

II.

as	i	i
li	li	na
na	po	si

Die den Feldern jedes Quadrates eingeschriebenen Silben sind zu je drei Worten zu ordnen, welche in wagerechter und senkrechter Richtung gleich lauten.

Räthsel-Sonett.

Die Erste nennt das Gegentheil von dem,
Worauf ein jeder schon seit langer Zeit,
Wird es verlangt, oft viele Meilen weit,
Kann fahren ohne Wagen ganz bequem.

Wenn es jedoch gilt zu entscheiden, wem
Man wohl mit Recht den ersten Preis verleiht
Ob seiner Kraft und echten Männlichkeit,
So ziemt der Zwei das schönste Diadem.

Das Ganze bringet häufig seine Stunden
Nur damit zu, die Mutter zu verwunden,
Der er verdanket all sein Hab und Gut.

Und doch verlangt ein jeder, daß er's thut
Und müßten Volk und Fürst es tief beklagen,
Wollt' er für immer seinem Thun entsagen.

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 10 auf S. 484:

Weiß:	Schwarz:	Weiß:	Schwarz:
1. L f 1 — e 2:	K b 4 — a 4! (a 5)	1.	b 5 — c 4
2. L e 2 — b 5: †	K a 4 — a 5	2. L a 7 — b 8	Zugzwang
3. L a 7 — d 4	K a 5 — b 4	3. L b 8 — d 6 (†)	beliebig
4. L d 4 — c 3 matt.		4. B resp. S matt	
2.	K a 4 — b 4	1.	b 5 — a 4:
3. L e 5 — d 7:	K b 4 — c 4	2. L e 4 — d 3 (†)	a 4 — a 3
4. T d 5 — d 4 matt.		3. T d 5 — b 5 † ꝛc.	

Auflösung der Skat-Aufgabe Nr. 8 auf S. 484:

Der Spieler sitzt in Hinterhand. Skat: gD, gK

Verband: eZ, eD, eK, gZ, gD, rK, rD, r9, r8, r7.
Mittelhand: eD, e9, g8, g7, gZ, gK, g9, g8, g7.

1. rK, rD, rZ (= 25
2. gK, gD, eZ (= 25)
3. eD, eD, rD (= 17)
4. gZ! gD, gZ (= 24)

Der Spieler, welcher Schneider angesagt hatte, ist jetzt Schneider geworden

Auflösung des Bilder-Räthsels auf S. 484:

Baßgeige. — Harfe. — Zimbal. — Triangel. — Clavier.

Auflösung des Rebus auf S. 484:

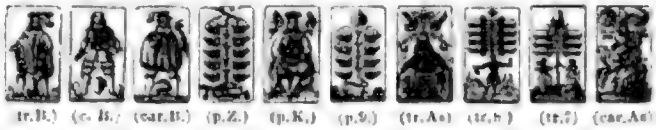
Laß Dich biegen, aber nur nicht knacken.

Goethe.

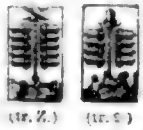
Skat-Aufgabe Nr. 9.*

Von F. A. Falck in Leipzig.

Die Hinterhand spielt Grün (p.)-Solo auf folgende Karte:



(r.B.) (e. B.) (ear.B.) (p.Z.) (p.K.) (p.9.) (r.Ac) (r.10) (r.7) (ear.Ac)

Im ersten Stich wird ihr  vorgespielt. Nimmt der

(r. Z.) (r. 8)

Spieler den Stich mit, so verliert er und die Gegner erhalten 61 Augen; läßt er dagegen den Stich laufen, so gewinnt er und die Gegner bekommen höchstens 57 Augen. — Wie sitzen die Karten und wie ist in beiden Fällen der Gang des Spiels?

Form-Arithmogryph von Erin.

1	2	3	4	5	6	**7**	Gift.
	8	4	5	1	**9**		Beliebter Dichter.
	8	4	6	4	**2**		Saiteninstrument.
4	10	2	11	4	6	**12**	Eine Tugend.
2	13	14	1	5	13	**15**	Russisches Adelsgeschlecht.
	8	6	8	6	**4**		Blume.
	4	16	13	8	**6**		Figur in Schillers „Don Carlos".
6	8	8	4	11	1	**8**	Ungesetzlich (Fremdwort).

Man setze statt der Ziffern in obiger Figur die entsprechenden Buchstaben und bilde in wagerechter Richtung 8 Wörter, welche die den betreffenden Reihen nebengedruckte Bedeutung haben. Die Anfangs- und Endbuchstaben der richtig gebildeten Wörter, nennen, abwärts gelesen, eine beliebte Rubrik in den meisten Familienblättern.

Litterarisches Versteck-Räthsel.

Wenn nach Ruh' sich sehnt dein Herz,
Sonst dir alle Wünsche schwinden,
Mußt du auf die Berge steigen,
Stiller wird es himmelwärts.

Aus den fett gedruckten Buchstaben ist durch richtige Zusammenstellung derselben der Autor des obigen Spruches zu ermitteln.

Kapsel-Räthsel.

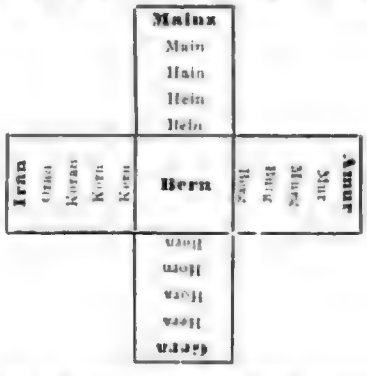
Ich bin ein schönes schlankes Thier,
Bin im Gebirg zu Haus,
Nimm Kopf und Fuß hinweg von mir,
Ein deutsches Bad wird d'raus!

Oskar Leede.

Auflösung des Buchstaben-Räthsels auf S. 484: Spree — Speer.

Auflösung des Silben-Räthsels auf S. 484: „Augenblick."

Auflösung der Umwandlungs-Aufgabe auf S. 484:



* Diese Aufgabe ist im Problemturnier des vorjährigen Skatkongresses durch einen Preis ausgezeichnet worden.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig. Druck von A. Wiede in Leipzig.

poetisch! Said, Mensch, Du stellst ja die silbernen Fruchtschalen neben einander wie ein paar Grenadiere! An die beiden Enden des Tisches gehören sie. Und was willst Du denn mit den Krystallgläsern, Djelma? Am Seitentische soll der Wein eingeschenkt werden, habt Ihr verstanden?"

„O yes, master," versicherte der Neger, aber der Andere fuhr ihn an:

„Deutsch sollst Du sprechen! Hast Du es noch nicht gelernt? Wir sind jetzt in Deutschland, auf diesem gottverlassenen Boden, wo man sich im März noch die Nase erfriert, wo die Sonne alle Monat nur einmal scheint und dann auch nur auf obrigkeitlichen Befehl. Ich kann es so wenig leiden wie Herr Waltenberg, aber wenn Ihr mir nicht Deutsch lernt, dann kommt ein Donnerwetter über Euch!"

„Al schon sprecken deutsch, Master Hron' — wundervoll!" erklärte Said mit großem Selbstgefühl.

„Wundervoll, jawohl! Nicht einmal meinen Namen kannst Du aussprechen. Veit Gronau heiße ich, nicht ‚Mastgr Hron'"; hundertmal habe ich Dir das schon gesagt, aber solch ein Heide begreift das nicht."

Said nahm eine äußerst gekränkte Miene an bei diesem Vorwurf.

„Bitte, Master Hron' — au il sein guter Christ."

„Ja, getauft bist Du wenigstens," sagte Gronau trocken; „aber Du bist doch noch ein halber Heide und der Djelma ist ein ganzer. Bei dem hat man seine liebe Noth, ihm den Allah und Mohammed aus dem Kopfe zu bringen und den lieben Herrgott dafür hineinzusetzen. Djelma, Du Schaf, was siehst Du mich so an? Hast wohl wieder nicht verstanden, was ich sage?"

Der Malayenknabe, der mit dem Deutschen augenscheinlich noch auf sehr gespanntem Fuße stand, schüttelte verneinend den Kopf, so daß sich Said veranlaßt sah, ihm mit seiner „wundervollen" Sprachkenntniß zu Hilfe zu kommen und den Dolmetscher zu machen.

„Das hat der Herr davon, daß er mit Euch fortwährend in Eurem Kauderwelsch redet," grollte Veit Gronau. „Wenn ich Euch nicht das Deutsche beibrächte, Ihr verstandet noch heute kein Wort davon. — So, nun ist der Tisch in Ordnung! Lauter Blumen und Früchte und nichts Ordentliches zu essen und zu trinken! Das ist wahrscheinlich auch poetisch; ich finde es verrückt, aber das kommt auf eins heraus."

„Es kommen auch — ladies?" fragte Said neugierig.

„Damen!" verbesserte ihn sein Mentor. „Ja, die kommen leider auch mit. Ein Vergnügen ist das nicht, aber eine Ehre; denn sie werden hier zu Lande ungeheuer respektvoll behandelt, ganz anders wie Eure schwarzen und braunen Weiber; also nehmt Euch zusammen!"

Er hätte den beiden wahrscheinlich noch weitere Verhaltungsmaßregeln ertheilt, aber in diesem Augenblick öffnete sich die Thür und der Herr des Hauses trat ein. Er musterte flüchtig den mit Blumen und Früchten überladenen Tisch, gab Said einen Wink, sich in das Vorzimmer zu verfügen, und sprach einige indische Worte zu Djelma, der daraufhin ebenfalls verschwand, dann wandte er sich zu Veit Gronau und sagte:

„Präsident Nordheim hat sich entschuldigen lassen, aber die anderen Herrschaften werden erscheinen; auch Doktor Gersdorf hat zugesagt. Sie entgehen also für diesmal der gefürchteten Begegnung, Gronau."

„Gefürchtet?" wiederholte Veit. „Daß ich nicht wüßte! Ein großes Vergnügen wäre es mir allerdings nicht gewesen, von einem ehemaligen Spielkameraden, mit dem ich auf Du und Du gestanden habe, mit einem allergnädigsten Kopfnicken beehrt und ihm als eine Art von Bedienter vorgestellt zu werden."

„Als mein Sekretär," betonte Waltenberg. „Ich dächte, eine solche Stellung hätte nichts Entwürdigendes."

Gronau zuckte die Achseln.

„Sekretär, Haushofmeister, Reisebegleiter, alles in einer Person! Sie haben mich freilich immer als Landsmann behandelt, Herr Waltenberg, nicht als Untergebenen. Als Sie mich damals in Melbourne aufsischten, war ich grade am Verhungern und wäre auch verhungert ohne Sie — vergelt's Gott!"

„Thorheit," sagte Ernst, fast unwillig den Dank ablehnend. „Sie waren mir mit Ihren Sprachkenntnissen und all Ihren praktischen Erfahrungen ein ganz unschätzbarer Fund und ich glaube, wir sind in den sechs Jahren beide zufrieden mit einander gewesen. — Also der Präsident und Sie waren Jugendfreunde?"

„Ja, wir sind zusammen aufgewachsen als Nachbarskinder und haben auch später noch zusammengehalten, bis der eine hierhin und der andere dahin ging im Leben. Er hat es mir freilich vorausgesagt, daß ich ein armer Teufel bleiben würde, mir und dem Benno Reinsfeld, der auch dabei war."

Waltenberg war an das Fenster getreten und sah etwas ungeduldig hinaus, aber er hörte aufmerksam zu. Die Jugendzeit des Mannes, den er nur in der Fülle des Reichthums und Glückes kannte, schien ihn zu interessiren.

„Wir hatten natürlich alle drei ungeheure Zukunftspläne," fuhr Veit mit gutmüthiger Selbstverspottung fort. „Ich wollte in die weite Welt gehen und als goldbeladener Nabob zurückkommen, Reinsfeld wollte mit irgend einer Erfindung die ganze Menschheit in Erstaunen setzen, wir waren eben Buben, die da meinten, daß die Welt ihnen gehöre! Aber der kluge Nordheim saß dabei und goß uns einen kalten Wasserstrahl über die erhitzten Köpfe. ‚Ihr werdet beide nichts zu Stande bringen,' sagte er, ‚denn Ihr versteht nicht zu rechnen!' Wir lachten ihn damals aus, den zwanzigjährigen Rechner, mit seiner nüchternen Weisheit, aber er hat doch recht behalten. Ich habe mich tüchtig in der Welt herumgetrieben und alles Mögliche versucht, aber bei mir hieß es immer: Wie gewonnen, so zerronnen! Ich blieb arm wie eine Kirchenmaus und Reinsfeld ist mit all seinem Talent auch irgendwo sitzen geblieben, als armseliger Ingenieur — unser Kamerad Nordheim aber wurde Millionär und Präsident und Eisenbahnprinz — weil er zu rechnen verstand!"

„Ja, das hat er von jeher verstanden," sagte Waltenberg kühl. „Jedenfalls nimmt er eine einflußreiche und in mancher Hinsicht allmächtige Stellung ein. — Doch da kommen unsere Gäste!"

Er trat rasch vom Fenster zurück und ging den Ankommenden entgegen. Draußen war in der That ein Wagen vorgefahren, der Frau von Lasberg und Alice in Begleitung Elmhorsts brachte. Wolfgang hatte sich doch nicht der Pflicht entziehen können, seine Braut zu begleiten, und es hatte sich auch kein Vorwand gefunden, die Einladung abzulehnen, deren Annahme sein Schwiegervater so dringend wünschte. Er fügte sich also der Nothwendigkeit; aber wer ihn genauer kannte, sah, daß er ein Opfer damit brachte, wenn er es auch nicht an Höflichkeit fehlen ließ, ebenso wenig wie der Herr des Hauses. Die beiden Männer, die vom ersten Augenblick der Bekanntschaft an eine instinktmäßige Abneigung gegen einander fühlten, stellten sich gegenseitig auf den Standpunkt kühler Artigkeit und das geschah auch bei dem heutigen Besuche.

„Fräulein von Thurgau verspätete sich; sie fuhr erst bei dem Oberregierungsrath vor, um Baroneß Ernsthausen abzuholen." Frau von Lasberg, die das mittheilte, war gleichwohl etwas befremdet darüber. Ihrer Meinung nach mußte Wally schon seit gestern auf dem Lande sein, in der sicheren Hut des Großonkels. Statt dessen war heut morgen ein Briefchen an Erna gekommen, mit der Bitte, sie zu dem Besuch im Waltenbergschen Hause abzuholen. Die Reise war also aufgeschoben worden, vermuthlich um einige Tage. Aber das Mißfallen der alten Dame darüber verwandelte sich in Empörung, als sie den Doktor Gersdorf eintreten sah. Also ein förmliches Rendezvous! Und man erkühnte sich sogar, die Damen des Nordheimschen Hauses zu Mitschuldigen zu machen, indem man sich gewissermaßen unter ihrem Schutze zusammenfand. Das konnte und durfte den Eltern nicht verborgen bleiben; noch heute sollten sie es erfahren und Frau von Lasberg, die nicht die geringste Anlage zu einem Schutzgeiste hatte, ließ vorläufig dem Doktor einen eisigen Empfang zu theil werden. Leider machte das nicht den mindesten Eindruck auf ihn; auf seinen ernsten Zügen lag heute ein eigenthümliches Leuchten und er betheiligte sich mit ungewohnter Heiterkeit an der Unterhaltung.

Erna war inzwischen, der Verabredung gemäß, an der Ernsthausenschen Wohnung vorgefahren und da es schon etwas zu spät war, so sandte sie nur den Diener hinauf. Nach fünf Minuten erschien auch die junge Baroneß, sprang in den Wagen und überfiel, kaum daß der Schlag geschlossen war, ihre Freundin mit einer so ungestümen Umarmung, daß diese fast erschrocken zurückwich.

„Was hast Du denn, Wally?" fragte sie. „Du bist ja ganz außer Dir?"

„Verlobt bin ich!“ jubelte Wally. „Ich bin Alberts Braut und in drei Monaten werde ich seine Frau. O dieser vortreffliche, unvergleichliche Großonkel! Ich möchte ihm um den Hals fallen, wie Dir, wenn er nur nicht so garstig wäre!“

Erna war nicht so leicht aus der Fassung zu bringen wie Alice, aber diese Nachricht kam ihr doch zu unerwartet — sie kannte ja den Widerstand der ganzen Ernsthausenschen Familie gegen diese Verbindung.

„Deine Eltern haben eingewilligt?“ fragte sie. „So ganz plötzlich? Das schien ja noch vor wenigen Tagen unmöglich zu sein?“

„Nichts ist unmöglich!“ rief Wally entzückt. „O, ich habe den Himmel so gebeten, dem Großonkel irgend einen dummen Streich einzugeben! Daß er auf diesen Streich verfallen würde, das ahnte ich allerdings nicht; das glaubst Du auch nicht, Erna; das muß man überhaupt erlebt haben, um es zu glauben!“

„So sprich doch vernünftig! Erkläre doch endlich!“ sagte Erna, mit einem vorwurfsvollen Blick in das glückstrahlende Gesicht der kleinen Baroneß.

„Geheirathet hat er!“ platzte diese heraus. „Geheirathet, mit siebzig Jahren, und nun ist er ein junger Ehemann — es ist zum Todtlachen!“ Und damit warf sie sich in die Polster zurück und lachte, bis ihr die Thränen in die Augen traten.

„Der alte Baron hat sich — vermählt?“ wiederholte Erna, die das gleichfalls unerhört fand.

„Jawohl, mit einem uraltadligen Stiftsfräulein. Die Sache war schon längst abgemacht; aber sie wurde geheim gehalten, weil er die Scenen mit meinen Eltern fürchtete. Er ist überhaupt nur hergekommen, um sein Testament zurückzunehmen, das er hier beim Gericht niedergelegt hatte, und gleich nach der Rückkehr hat er sich trauen lassen, standesamtlich und kirchlich, niet- und nagelfest, wie der Papa sagt, und das ganze Vermögen hat er seiner Frau verschrieben, auch niet- und nagelfest, und wir bekommen gar nichts und nun bin ich keine Partie mehr — denke nur, welches Glück!“

Die junge Dame hatte eine höchst merkwürdige Art, ohne alle Pausen zu sprechen, so daß es unmöglich war, ein Wort dazwischen zu werfen. Auch jetzt nahm sie sich nur die allernothwendigste Zeit, um Athem zu schöpfen, und dann fing sie von neuem an:

„Sie hatten ein förmliches Komplott geschmiedet, der Papa und Eure weise Frau Oberhofmeisterin, der ich das zeitlebens gedenken werde. Wie ein Postpacket sollte ich eingepackt und an die Adresse des Großonkels geschickt werden. All mein Weinen und Trotzen half nichts, die Koffer waren schon fertig. Da fiel der Brief des Großonkels mit der Anzeige seiner Vermählung wie eine Bombe in unser Haus. Papa sah aus, als habe ihn der Schlag getroffen, Mama bekam Weinkrämpfe und ich tanzte in meinem Zimmer umher und warf die sämmtlichen eingepackten Sachen wieder aus dem Koffer, denn von der Reise war natürlich keine Rede mehr. Am anderen Morgen herrschte bei uns eine Stimmung, als hätten zehn Gewitter eingeschlagen; der Großonkel wurde in Acht und Bann gethan; es gab eine lange geheime Konferenz zwischen meinen Eltern und als Albert am Nachmittage kam, wurde er ohne weiteres angenommen.“

„Und Du warst grenzenlos glücklich — ich kann es mir denken!“ fiel Erna ein.

„Nein, zunächst war ich empört,“ erklärte Wally, indem sie das Näschen rümpfte. „Albert benahm sich so unendlich prosaisch bei der Werbung. Anstatt von unserer ewigen unendlichen Liebe und unseren schon halb gebrochenen Herzen zu sprechen, rechnete er meinen Eltern ganz genau vor, was seine Praxis ihm einbringe, welches Vermögen er schon erworben habe und noch zu erwerben hoffe. Ich war außer mir über dies abscheuliche Rechenexempel — natürlich stand ich wieder am Schlüsselloch und hörte alles mit an — aber Papa und Mama wurden immer sanftmüthiger und freundlicher dabei. Schließlich wurde ich gerufen und dann gab es allgemeine Umarmung und Rührung und Thränen. Ich weinte immer mit, obgleich ich eigentlich lieber getanzt hätte, und nahm es Albert sehr übel, daß er keine einzige Thräne vergoß! Der Großonkel erhielt ein Telegramm — das wird ihn ärgern in seinen Flitterwochen — und morgen werden die Verlobungskarten gedruckt und in drei Monaten heirathen wir!“

Die kleine Baroneß fiel im Uebermaß ihrer Wonne der Freundin von neuem um den Hals. Aber jetzt hielt der Wagen vor der Waltenbergschen Villa und damit war der große Moment gekommen, den Wally mit vollem Triumphe genoß. Sie traten ein und während der Herr des Hauses Fräulein von Thurgau empfing, eilte Gersdorf, von seinem Rechte Gebrauch machend, seiner Braut entgegen, was ihm einen niederschmetternden Blick von seiten der Frau von Lasberg zuzog.

„Ich glaubte, Sie seien bereits auf dem Lande, Baroneß,“ sagte sie im schärfsten Tone.

„O nein, gnädige Frau,“ versetzte Wally mit harmlos unschuldiger Miene. „Ich hatte allerdings die Absicht, dem Großonkel einen Besuch zu machen; da er sich aber verheirathet hat —“

„Wer?“ fragte die alte Dame, die sich verhört zu haben glaubte.

„Mein Großonkel, Baron Ernsthausen auf Frankenstein — und ich habe mich gleichfalls verlobt. Sie gestatten, gnädige Frau, daß ich Ihnen meinen Bräutigam vorstelle.“

Das Lächeln, mit dem Waltenberg die Nachricht aufnahm, verrieth, daß er bereits unterrichtet war; Frau von Lasberg dagegen saß völlig sprachlos da, und erst als die Glückwünsche von allen Seiten kamen, faßte sie sich soweit, auch ihrerseits eine Gratulation auszusprechen, die freilich sehr kühl und förmlich klang und von der jungen Braut mit einer allerliebsten Bosheit aufgenommen wurde. Aber lange hielt das nicht an bei Wally, die heute ihrem ärgsten Feinde verziehen hätte und im Uebermuth ihres Glückes, in ihrer sprudelnden Heiterkeit alles mit sich fortriß.

Das Zusammensein gestaltete sich auf diese Weise sehr zwanglos und anregend, trotzdem es „nichts Ordentliches zu essen und zu trinken gab“, wie Gronau sich ausdrückte. Seine Natur verlangte entschieden etwas Gediegeneres als Früchte, die in dieser Jahreszeit und in ihrer Auserlesenheit allerdings mit Geld aufgewogen werden mußten, und etwas Trinkbareres als den schweren, duftenden Wein, von dem man nur nippen konnte. Die Damen schienen aber anderer Meinung zu sein und man brach endlich in der heitersten Stimmung auf, um die Sammlungen zu besichtigen, für welche das ganze obere Stockwerk des Hauses ausschließlich eingerichtet war.

Waltenberg führte seine Gäste die Treppe hinauf, und als sich die hohe Flügelthür öffnete, die jene Räume abschloß, da war es in der That, als sei die ganze Gesellschaft aus der grauen winterlichen Oede dieses nordischen Märztages auf einem Zaubermantel in den sonnen- und farbenglühenden Orient getragen worden.

Die fremdartigen Schätze aller Länder und Zonen waren hier in einer Fülle und Pracht aufgehäuft, wie es nur ein langes Reiseleben und eine unbeschränkte Verfügung über die reichsten Mittel möglich machen konnten; aber die Aufstellung dieser in mancher Hinsicht unschätzbaren Sammlung hätte einen Mann der Wissenschaft zur Verzweiflung gebracht, denn sie war ohne jede Regel, einzig mit Rücksicht auf ihre malerische Wirkung geordnet. Allerdings wurde diese Wirkung im vollsten Maße erreicht und die geschickt vertheilten Gruppen exotischer Pflanzen, die sich überall erhoben, gestalteten das Ganze zu einem Bilde, vor dem der nüchterne Begriff der „Sammlung“ völlig verschwand.

Teppiche von echt orientalischer Zeichnung und Farbe bedeckten die Wände und schmückten Fenster und Thüren; dazwischen hingen seltsam gestaltete Waffen, die kriegerische Wehr von Völkern, die fern von aller Kultur lebten, bunter Federschmuck und mächtige Palmenfächer. Neben schimmernden Seidenstoffen und zarten, golddurchwirkten Schleiergeweben zeigten sich fremdartige Geräthe und Gefäße vom thönernen Wasserkruge an bis zu dem kostbarsten Trinkbecher aus edlem Metalle, seltene Muscheln und riesige Meerkorallen. Hier lag das Fell eines Löwen am Boden, dort schien eine buntgefleckte Schlange aus der Moosdecke einer Pflanzengruppe emporzuzüngeln; eine ganze Vogelwelt in den leuchtenden Farben des Südens und mit dem täuschenden Anschein des Lebens hing und schwebte zwischen den Palmen und ein mächtiger Tiger blickte mit seinen Glasaugen so drohend auf den Eintretenden, als sei er jeden Augenblick bereit, zum Sprunge anzusetzen. Said und Djelma in ihren malerischen Trachten vollendeten das phantastische Bild, und die goldfarbenen Scheiben der Fenster, durch welche das Tageslicht eindrang, erweckten die Täuschung, als fluthe wirkliches heißes Sonnenlicht durch die Räume und tauche sie in einen glühenden goldigen Schein, der diese ganze Zauberwelt der Wirklichkeit vollends zu entrücken schien.

Verl

Nach dem Oelgemälde

Digitized by Google

Waltenberg war ein ebenso kundiger wie liebenswürdiger Führer. Er geleitete seine Gäste von einem Gemach in das andere, von einem Gegenstande zum andern und hatte die Genugthuung, zu sehen, daß seine Schätze volle Bewunderung fanden. Es ergab sich ganz zwanglos, daß er bei all den Erklärungen auch von dem Orte und der Gelegenheit sprach, wo er dies und jenes erworben hatte, und dabei entrollte er, vielleicht unabsichtlich, vor den Augen der Zuhörer ein Leben, das in seinem bunten Wechsel von Gefahren und Genüssen in der That einem berauschenden Märchentraum glich. Daß er sich dabei vorzugsweise an Erna wandte, war nur natürlich; sie allein hatte wirkliches Verständniß und Interesse für den eigenartig phantastischen Charakter dieser Umgebung, das hörte er an ihren Bemerkungen. Elmhorst wollte offenbar keine Bewunderung zeigen, sondern beobachtete eine höflich kühle Zurückhaltung, während Alice und Frau von Lasberg nur die Theilnahme zeigten, die man dem Seltsamen und Ungewöhnlichen entgegenbringt.

Gersdorf, der die Sammlungen seines Freundes bereits kannte, machte den Führer bei seiner Braut, und das war keine leichte Aufgabe; denn Wally wollte durchaus alles sehen und bewundern und sah im Grunde doch nur ihren Albert, der ihr nicht von der Seite gehen durfte. Sie flatterte umher wie einer von den leichtbeschwingten Kolibris dort, als diese noch ihr leuchtendes Gefieder unter der heimischen Sonne entfalteten, und jubelte beim Anblick irgend eines neuen und merkwürdigen Gegenstandes auf wie ein ausgelassenes Kind, zum großen Mißfallen der Frau von Lasberg, die sich wieder einmal gedrungen fühlte einzuschreiten, obgleich sie aus Erfahrung wußte, wie wenig das zu nützen pflegte. Sie benutzte einen Augenblick, wo Gersdorf mit Alice sprach, und blockirte die junge Dame förmlich in einer Fensternische.

„Meine liebe Baroneß, ich möchte Sie darauf aufmerksam machen, daß auch eine Braut Rücksichten zu nehmen hat," hofmeisterte sie. „Sie hat ihre Frauenwürde zu wahren und darf es nicht aller Welt zeigen, daß sie vor Glück ganz außer sich ist. Eine Verlobung ist —"

„Etwas Himmlisches!" unterbrach sie Wally. „Ich möchte nur wissen, wie mein Großonkel sich dabei benommen hat! Ob er auch Lust gehabt hat, den ganzen Tag zu tanzen, wie ich?"

„Man sollte meinen, Sie seien noch ein Kind, Wally," sagte die alte Dame entrüstet. „Sehen Sie Alice an, sie ist auch Braut, und gleichfalls erst seit einigen Tagen."

Wally faltete mit dem Ausdrucke komischen Entsetzens die Hände. „Ja wohl, aber das ist auch eine Brautschaft — daß Gott erbarm'!"

„Baroneß, ich muß sehr bitten!"

„Ja, ich kann mir nicht helfen, gnädige Frau, Alice ist ja ganz zufrieden und Herr Elmhorst benimmt sich äußerst gebildet. Man hört immer nur: ‚Du wünschest, liebe Alice?' oder: ‚Wie Du befiehlst, liebe Alice!' Immer höflich, immer artig! Aber wenn mein Bräutigam mich mit dieser langweiligen kühlen Artigkeit behandelte, die immer auf dem Gefrierpunkt steht — ich schickte ihm auf der Stelle den Ring zurück!"

Frau von Lasberg stieß einen Seufzer aus; sie gab es auf, dieser jungen Dame Schicklichkeitsgefühl beizubringen, und hob die Blockade auf, worauf Wally wie ein Pfeil davonschoß und sich mit Verleugnung aller Frauenwürde schleunigst an den Arm ihres Verlobten hing.

Inzwischen war Elmhorst in ein Gespräch mit Veit Gronau gekommen, der ihm wie den übrigen als „Sekretär" vorgestellt worden war und der, seinem Grundsatze getreu, daß die Anwesenheit der Damen eine Ehre, aber kein Vergnügen sei, sich möglichst von ihnen entfernt hielt. Sie sprachen natürlich auch über die Sammlungen, und Wolfgang sagte, auf den Neger und den Malayen deutend, die auf den Wink ihres Herrn bald dies und bald jenes zur näheren Betrachtung herbeiholten:

„Herr Waltenberg scheint selbst in seiner nächsten Umgebung das Fremdartige zu lieben. Er holt sich seine Dienerschaft aus allen Zonen, und auch Sie, Herr Sekretär, scheinen trotz Ihres Namens und Ihrer deutschen Aussprache ein halber Ausländer zu sein."

„Ganz recht," bestätigte Gronau. „Ich bin fünfundzwanzig Jahre da draußen gewesen und glaubte überhaupt nicht, daß ich es wieder sehen würde, das alte Europa. Ich bin in Australien zu Herrn Waltenberg gestoßen; den Schwarzen da, den Said, haben wir von einer Vergnügungstour durch Afrika mitgebracht und den Djelma erst im vorletzten Jahre in Ceylon aufgefischt; deshalb ist er auch noch so dumm. Jetzt fehlt uns nur noch ein bezopfter Chinese und ein Kannibale von den Südseeinseln, dann ist die Menagerie vollständig."

„Ueber den Geschmack läßt sich nicht streiten," sagte Elmhorst achselzuckend. „Ich fürchte nur, Herr Waltenberg entfremdet sich in all seinen Gewohnheiten so vollständig seinem Geburtslande, daß es ihm schließlich unmöglich wird, hier zu leben."

„Das fällt uns auch gar nicht ein," versicherte Veit mit derber Aufrichtigkeit. „Das fehlte noch, daß wir uns wieder einspinnen in das alte biedere Philisterleben, der Herr und ich! Wir gehen so bald als möglich wieder auf und davon."

Wolfgangs Brust hob sich bei den letzten Worten unwillkürlich unter einem tiefen erleichternden Athemzuge.

„Sie scheinen sich nicht viel aus Ihrem Vaterlande zu machen?" warf er hin.

„Gar nichts mache ich mir daraus! Man muß über die nationalen Vorurtheile erhaben sein, sagt Herr Waltenberg, und da hat er recht. Er hat mir eine ganze Predigt darüber gehalten, als ich auf der Rückreise mit dem amerikanischen Prahlhans zusammengerieth, der sich unterstand, auf Deutschland zu schimpfen."

„Und da kamen Sie in Streit mit ihm?"

„Eigentlich nicht, ich schlug ihm nur die Nase entzwei," sagte Veit kaltblütig. „Zum Streite kam es gar nicht, denn er lag gleich am Boden. Natürlich stand er wieder auf und lief wüthend zu dem Kapitän, um Genugthuung zu fordern, worauf der Herr Kapitän unangenehm wurde. Aber da bekam er deutsche Grobheit zu hören. Schließlich mischte sich Herr Waltenberg ein und zahlte dem Manne mit der blutigen Nase ein Schmerzensgeld und ich war fortan eine ungeheure Respektsperson auf dem ganzen Schiffe. Es hat keiner wieder ein Wort gegen Deutschland gesagt — ich hätte es auch keinem rathen wollen!"

„Nun, ich hatte Mühe genug, die Sache auszugleichen," sagte Waltenberg, der soeben heran trat und die letzten Worte hörte. „Wenn der Mann sich nicht mit Geld beschwichtigen ließ, so hätte er übel ablaufen können, dieser Friedensbruch auf dem Schiffe. Sie waren ja wie ein gereizter Kampfhahn, Gronau, und die Veranlassung war gar nicht der Rede werth."

„Ich dächte doch!" brummte Gronau. „Was hätte ich denn thun sollen dieser Unverschämtheit gegenüber?"

„Die Achseln zucken und schweigen. Wer wird sich um die Meinungen Fremder kümmern! Der Mann vertrat nur seinen Standpunkt, wie Sie den Ihrigen, und das war im Grunde sein Recht."

„Sie scheinen allerdings hoch über jedem ‚nationalen Vorurtheil' zu stehen, Herr Waltenberg," sagte Wolfgang mit herber Ironie.

„Wenigstens setze ich eine Ehre darein, so vorurtheilsfrei wie nur möglich zu sein," lautete die sehr bestimmte Antwort.

„Es giebt aber Verhältnisse, wo man das nicht sein kann und darf. Sie haben ohne Zweifel vollkommen recht, aber ich halte es in diesem Falle mit dem Unrecht des Herrn Gronau ich hätte ebenso gehandelt."

„Wirklich, Herr Elmhorst? Das überrascht mich, ich hätte es Ihnen am wenigsten zugetraut."

„Warum mir nicht?" Es lag ein scharfer Ton auf dem Worte.

„Weil ich nicht glaube, daß Sie fähig sind, sich irgendwie fortreißen zu lassen. Ihre ganze Persönlichkeit verräth eine so sichere Ruhe, eine so vollständige Beherrschung aller Verhältnisse, daß ich überzeugt bin, Sie wissen stets genau, was Sie thun. Bei uns Idealisten ist das leider nie der Fall — wir können von Ihnen lernen."

Die Worte klangen artig, sogar verbindlich; aber der Stachel darin wurde doch gefühlt und verstanden und Wolfgang Elmhorst war kein Mann, der sich ungestraft reizen ließ. Er maß seinen Gegner von oben bis unten.

„Ah so — Sie glauben Idealist zu sein, Herr Waltenberg?"

„Gewiß — oder rechnen Sie sich vielleicht zu den Idealisten?"

„Nein," sagte Wolfgang kalt. „Aber zu den Männern, die keine Beleidigung dulden, und das werde ich nöthigenfalls beweisen."

Er hatte sich hoch aufgerichtet und stand so herausfordernd da, daß Waltenberg die Nothwendigkeit begriff, einzulenken. Aber sein ganzes Wesen sträubte sich dagegen, dem „Streber" zu weichen, der ihm mit so unnahbarem Stolze gegenüberstand. Das Gespräch hätte vielleicht eine sehr bedenkliche Wendung genommen; aber zum Glück kam Doktor Gersdorf dazwischen. Er hatte keine

Ahnung von dem, was hier verhandelt wurde, und wandte sich ganz unbefangen zu Wolfgang:

„Ich höre soeben, daß Sie schon morgen abreisen, Herr Elmhorst. Darf ich Sie bitten, meinem Vetter Reinsfeld einen Gruß von mir zu bringen?“

„Mit Vergnügen, Herr Doktor; ich darf ihm doch Ihre Verlobung mittheilen?“

„Gewiß, ich schreibe ihm noch ausführlich darüber und vielleicht besuche ich ihn auf der Hochzeitsreise mit meiner jungen Frau.“

Waltenberg war zurückgetreten. Es war ihm noch rechtzeitig zum Bewußtsein gekommen, daß er als Hausherr keinen Streit mit seinem Gaste provociren dürfe, und aus diesem Grunde war ihm die Unterbrechung sehr willkommen. Veit Gronau aber horchte dabei auf.

„Um Vergebung, meine Herren,“ mischte er sich ein. „Sie nannten da einen Namen, den ich aus meiner Jugendzeit her kenne. Ist vielleicht von dem Ingenieur Benno Reinsfeld die Rede, der aus Elsheim stammte?“

„Nein, aber von seinem Sohne,“ sagte Gersdorf etwas überrascht, „einem jungen Arzte, der mit Herrn Elmhorst befreundet ist.“

„Und der Vater?“

„Ist längst todt, schon seit mehr als zwanzig Jahren.“

In dem braunen Gesichte Gronaus zuckte es eigenthümlich und er fuhr rasch mit der Hand über die Augen.

„Ja freilich, ich hätte es mir denken können! Wenn man nach fünfundzwanzig Jahren einmal wieder nachfragt, dann hat der Tod aufgeräumt unter den alten Freunden und Genossen. Also Benno Reinsfeld ist gestorben! Er war der beste von uns allen und auch der talentvollste; aber Reichthümer hat er wohl nicht erworben mit all seiner Erfindungsgabe?“

„Hatte er wirklich ein derartiges Talent?“ fragte Gersdorf. „Ich habe nie davon gehört und jedenfalls ist es nicht zur Anerkennung gelangt, denn er starb als einfacher Ingenieur. Sein Sohn hat sich auch ganz auf eigene Hand durch die Welt schlagen müssen, ist aber ein tüchtiger Arzt geworden; fragen Sie nur Herrn Elmhorst.“

„Ein ausgezeichneter Arzt sogar,“ bestätigte Wolfgang, „nur zu bescheiden. Er versteht es nicht, sich und seine Leistungen geltend zu machen.“

„Das hat er von seinem Vater,“ sagte Gronau. „Der ließ sich auch überall bei Seite schieben und ausbeuten von jedem, der ihn zu benutzen verstand. Gott habe ihn selig! Er war der beste, treuste Kamerad, den ich je gehabt habe!“

Inzwischen stand Waltenberg mit Erna von Thurgau am anderen Ende des Saales. Er hatte ihr soeben eine seltene, phantastisch gestaltete Meerkoralle gezeigt und stellte diese wieder an ihren Platz, während er fragte:

„Es hat Sie also interessirt? Ich würde sehr glücklich sein, wenn meine ‚Schätze‘, wie Sie es nennen, Ihnen eine mehr als flüchtige Theilnahme abgewinnen könnten; vielleicht rechtfertigen sie mich dann einigermaßen vor diesen strengen Augen, in denen ich noch immer einen Vorwurf lese. Gestehen Sie es nur, gnädiges Fräulein, Sie können es dem Weltfahrer nicht verzeihen, daß er sich seiner Heimath so vollständig entfremdet hat?“

„Aber wenigstens kann ich ihn jetzt entschuldigen,“ erwiderte Erna lächelnd. „Diese Märchenwelt, die uns hier umgiebt, hat in der That etwas Bestrickendes; es ist schwer, ja fast unmöglich, sich ihrem Zauber zu entziehen.“

„Und es sind doch nur stumme, todte Zeugen eines Lebens, das in nie versiegender Fülle schafft,“ fiel Ernst ein. „Wenn Sie das alles beseelt erblickten, an der Stätte, der es entsprossen ist, zu der es gehört, Sie würden begreifen, daß ich nicht ausdauern kann unter diesem kalten nordischen Himmel, daß es mich gewaltsam zurückzieht zu den Ländern der Sonne und des Lichtes. Auch Sie würden unwiderstehlich dort festgehalten werden!“

„Vielleicht! Und vielleicht auch würde mich in Ihren Sonnenländern ein tiefes Heimweh erfassen nach meinen kühlen heimathlichen Bergen. Doch wir wollen nicht darüber streiten; das könnte nur eine Probe entscheiden und die werde ich schwerlich jemals machen.“

„Wenn Sie es wollen — warum nicht?“

„Weil uns Frauen eine so schrankenlose Freiheit nicht vergönnt ist. Wir können nicht so allein und fesselos durch die Welt schweifen, wie es Ihnen möglich ist.“

„Allein!“ wiederholte Ernst mit gedämpfter Stimme. „Sie könnten sich ja auch einem Schutze, einem Führer anvertrauen, der Ihnen diese Welt öffnete, dem es ein Glück wäre, Ihnen dies Reich der Gluthen und Farben zu erschließen; vielleicht betreten Sie es einst an der Seite eines — Gemahls!“

Das letzte Wort wurde leise, nur ihr allein hörbar ausgesprochen. Erna hob betroffen, wie fragend das Auge empor; sie begegnete einem Blick, der mit heißem, sengendem Strahl den ihrigen traf, mit dem vollsten Ausdrucke der Leidenschaft. Sie erbleichte und trat unwillkürlich einen Schritt zurück.

„Das ist sehr unwahrscheinlich!“ sagte sie mit einem Versuche auszuweichen. „Für ein solches Leben muß man geschaffen sein und ich —“

„Sie sind dafür geschaffen!“ fiel er beinahe stürmisch ein. „Sie allein unter Hunderten von Frauen, ich weiß es!“

„Sind Sie ein so vollkommener Menschenkenner, Herr Waltenberg?“ fragte Erna kühl. „Wir sehen uns ja heute erst zum zweiten Male; da ist ein solches Urtheil über einen fremden Charakter doch wohl etwas gewagt.“

Die Zurechtweisung war deutlich genug, Waltenberg biß sich auf die Lippen.

„Sie haben recht, mein gnädiges Fräulein,“ erwiderte er verletzt, „vollkommen recht! In dieser Welt der Formen und Rücksichten irrt man leicht in der Beurtheilung eines Charakters. Hier giebt es ja überhaupt kein leidenschaftliches Empfinden und ein heißes Wort, das sich halb unbewußt auf die Lippen drängt, wird zur Verwegenheit. Hier muß ja alles seine Zeit und Regel haben — ich bitte um Verzeihung, daß ich das vergaß.“

Er verneigte sich und trat zu den anderen Damen. Erna athmete auf, als er sich von ihr wandte; sie hatte seine unverkennbaren Huldigungen hingenommen, ohne Gewicht darauf zu legen, ohne eine Ahnung von den Plänen ihres Onkels zu haben. Aber grade deshalb hätte sie dem Manne nicht zürnen dürfen, dem jede Berechnung so fern lag! Es war wohl kühn, ihr schon bei dem zweiten Zusammensein solche Andeutungen zu machen; beleidigend war es nicht und sie liebte ja grade das Kühne, Ungewöhnliche, das nicht nach Form und Regel fragte. Warum erschrak sie denn so vor diesem halbverhüllten Geständniß, warum überfiel sie eine heiße Angst bei dem Gedanken, sie könne wirklich vor eine solche Entscheidung gestellt werden? — Sie fand keine Antwort auf die Frage.

Frau von Lasberg mahnte jetzt zum Aufbruch. Man hatte sich in der That schon ungewöhnlich lange fesseln lassen und eilte nun, sich zu verabschieden. Es wurden Danksagungen und Grüße ausgetauscht und Ernst Waltenberg gab sich alle Mühe, bis zum letzten Augenblick der liebenswürdige Hausherr zu bleiben, der er bisher gewesen war. Aber es wollte ihm nicht gelingen, der Verstimmung Herr zu werden, die der Ausgang jenes Gespräches mit Erna zurückgelassen hatte. Es lag etwas Gezwungenes in der Art, wie er seine Gäste entließ, und doch war es ihm eine Erleichterung, daß sie ihn verließen. Finster, mit zusammengepreßten Lippen sah er dem fortrollenden Wagen nach und kehrte dann zurück in die eben verlassenen Räume.

Er war tief gereizt und erbittert über die empfangene Zurückweisung. Sie berührte den leidenschaftlichen Mann wie ein Hauch aus dem eisigen Norden, den er so sehr haßte; er flüchtete zurück in seinen geliebten Orient, der ihn hier umgab mit seiner farbenreichen Pracht und seinem goldigen Lichte. Aber es schien, als sei auch hier etwas von jenem kalten Hauche zurückgeblieben. Das alles erschien ihm auf einmal so farblos und öde; es war ja doch nur ein todtes Abbild der Wirklichkeit!

„Master Hronau, was hat der Herr?“ fragte Said, als er nach einiger Zeit mit Djelma wieder in das Balkonzimmer trat, um den Tisch abzuräumen. „Er will sein ganz allein — er hat sehr schlimme Laune.“

„Ja — sehr schlimm!“ bestätigte Djelma, der es vorläufig erst bis zu einigen deutschen Worten gebracht hatte.

Veit Gronau hatte diese Verstimmung seines Herrn gleichfalls bemerkt, ohne sie sich erklären zu können, und war daher etwas in Verlegenheit, was er antworten solle. Er blieb aber nie eine Antwort schuldig, und diesmal traf er unbewußt den Nagel auf den Kopf, als er kurz und bündig erwiderte:

„Das kommt davon, daß er sich Damen eingeladen hat, und wenn Damen dabei sind, giebt es immer Konfusion.“

„O — immer?“ fragte Said, dem die Sache nicht recht einzuleuchten schien.

„Immer!“ bestätigte Gronau, mit vollem Nachdruck. „Ob sie weiß oder schwarz oder braun sind, darauf kommt es nicht an, Konfusion stiften sie doch an. Deshalb muß man unter sich bleiben und ihnen aus dem Wege gehen — merkt Euch das, Ihr Schlingel!“

Es war Sommer geworden, für das Gebirge freilich noch Frühsommer, denn man befand sich erst in der Mitte des Juni, aber die Wälder und Matten standen schon im frischen Grün und nur die Hochgipfel trugen noch das Schneegewand, das sie niemals ablegten. Dort oben gab es ja weder Frühling, noch Sommer und Herbst, dort herrschte der Winter in ewiger, eisiger Pracht.

Das mächtige Alpenthal, das vor drei Jahren noch so unberührt dalag in seiner ernsten, düsteren Einsamkeit, trug jetzt überall die Spuren des Menschengeistes, der damals mit einem Heer von dienstbaren Kräften seinen Einzug hielt. In den Felswänden gähnten dunkle Oeffnungen, aus der Tiefe wand sich in Schlangenlinien ein schmaler Weg empor, der eiserne Weg, dem Wälder und Felsen hatten weichen müssen, und hoch oben über der Schlucht spannte sich das Meisterwerk dieses ganzen Riesenbaues, die Wolkensteiner Brücke, die, schon zum größten Theile vollendet, dort oben in der schwindelnden Höhe zu schweben schien.

Dampfhammer. Originalzeichnung von Fr. Kallmorgen.

Es war keine leichte Arbeit gewesen, sich hier Bahn zu schaffen, und gerade das Wolkensteiner Gebiet hatte dem kühnen Werke die höchsten Schwierigkeiten bereitet, die hier förmlich aus dem Boden zu wachsen schienen. Berechnungen, die man mit der größten Sorgfalt angestellt hatte, erwiesen sich als trügerisch, Hilfsmittel, auf die man sicher baute, versagten ihre Wirkung, ungeahnte Katastrophen traten ein, und mehr als einmal schien die Vollendung der Bahn in Frage gestellt zu sein.

Aber an der Spitze der Wolkensteiner Sektion stand ein Mann, der all diesen Schwierigkeiten gewachsen war, den kein Hinderniß schreckte, keine Katastrophe entmuthigte. Er ging trotz alledem vorwärts mit seiner Schar, immer vorwärts und unterwarf sich, Schritt vor Schritt vordringend, die trotzige, bisher noch unbezwungene Alpennatur.

Die Gesellschaft wußte es nur zu gut, welche Kraft sie in ihrem Oberingenieur besaß, und prieß jetzt die Wahl des Präsidenten, die sie anfangs so bekämpft hatte. Man legte nach und nach eine fast unbegrenzte Vollmacht in die Hände des noch so jungen Mannes und er wußte sie festzuhalten und zu gebrauchen. Der Chefingenieur gab längst nur noch den Namen her für das ganze Werk; jedes Eingreifen, jede Entscheidung kam von dem energischen und genialen Führer seines Stabes, und seit dieser sich nun vollends mit der Tochter Nordheims verlobt hatte, seit ein Vermögen von Millionen hinter ihm stand, verstummte jede Opposition, es beugte sich alles vor ihm.

Von dem Wolkensteiner Hofe war jede Spur verschwunden, er war der Erde gleich gemacht worden noch in demselben Jahre, wo sein Herr die Augen geschlossen hatte. Man brauchte ja nun keine Rücksicht mehr zu nehmen auf den wunderlichen Alten, dem das Herz darüber gebrochen war. An der Stelle, wo einst der alte Erbsitz der Thurgaus stand, erhob sich jetzt ein stattliches Haus, das künftige Stationsgebäude, das gerade am Ausgange der großen Brücke lag. Bis zur Eröffnung der Bahnlinie, die für das nächste Frühjahr in Aussicht genommen war, hatte man das technische Bureau darin untergebracht und die oberen Räume bewohnte einstweilen Oberingenieur Elmhorst. Hier war gewissermaßen das Hauptquartier der Wolkensteiner Sektion und damit der Mittelpunkt des ganzen Bahnbaues.

Wolfgang hatte sich auch hier so eingerichtet, wie es ihm zum Bedürfniß geworden war, seit er das immerhin reichliche Einkommen seiner Stellung bezog. Die hohen, hellen Räume hatten ein sehr behagliches Aussehen, besonders das Arbeitszimmer mit seinen dunkelgrünen Vorhängen und Teppichen, den eichengeschnitzten Möbeln und den reichgefüllten Bücherschränken. Das Eckfenster, an welchem der Schreibtisch stand, bot den vollen Blick auf die große Brücke — das kühne Werk stand seinem Schöpfer immer vor Augen.

Elmhorst saß am Schreibtische und sprach mit Benno Reinsfeld, der soeben gekommen war. Der junge Arzt zeigte sich ganz unverändert in seinem Aeußeren wie in seinem Wesen, nur noch etwas formloser und ungelenker war er geworden. Der jahrelange Aufenthalt in dem kleinen, abgelegenen Gebirgsorte, die anstrengende Landpraxis, die ihm wenig Zeit übrig ließ, und der ausschließliche Umgang mit Männern, bei denen es auf die Formen nicht so genau ankam, äußerten ihre Wirkung.

Augenblicklich freilich war der Herr Doktor in voller Gala; er trug einen schwarzen Anzug, sein Staatsgewand, das nur bei

ganz außerordentlichen Gelegenheiten zu paradiren pflegte, aber leider hinter der herrschenden Mode um zehn Jahre zurückblieb. Vortheilhaft sah er gerade nicht darin aus, es beengte ihn augenscheinlich sehr; die graue Joppe und der Filzhut waren ihm weit bequemer. Es ließ sich nicht leugnen, Reinsfeld war etwas verbauert in seiner Erscheinung, und er mochte das wohl selbst fühlen, denn er nahm mit zerknirschter Miene die Vorwürfe seines Freundes hin, der ihn kopfschüttelnd betrachtete.

„In diesem Aufzuge soll ich Dich den Damen vorstellen?“ sagte er ärgerlich. „Warum hast Du nicht wenigstens den Frack angezogen?“

„Ich besitze ja gar keinen Frack mehr,“ entschuldigte sich Benno. „Er ist hier wirklich nicht nothwendig und da wäre es eine unnütze Ausgabe gewesen; aber ich habe mir meinen alten Hut neu aufbügeln lassen und habe mir auch in Heilborn ein Paar Handschuhe gekauft.“

Er zog ein Paar Riesenhandschuhe von schreiend gelber Farbe aus der Tasche und breitete sie mit großem Selbstgefühl vor dem Oberingenieur aus, der ganz entsetzt darauf niederblickte.

„Aber Mensch, Du wirst doch nicht etwa diese Ungethüme tragen wollen!“ rief er. „Sie sind Dir ja viel zu groß.“

„Aber sie sind ganz neu und so schön gelb,“ versicherte Benno gekränkt, denn er hatte auf Anerkennung für diesen unerhörten Toilettenaufwand gerechnet, zu dem er sich erst nach langem Zögern entschlossen hatte.

„Du wirst eine schöne Figur bei Nordheims spielen,“ sagte Elmhorst achselzuckend. „Mit Dir ist wahrhaftig nichts anzufangen.“

„Wolf — muß ich denn durchaus den Besuch machen?“ fragte der Doktor mit einer jammervoll bittenden Miene.

„Ja, Du mußt, Benno! Ich wünsche, daß Du Alice während ihres Hierseins behandelst, denn ihre Kränklichkeit macht mir ernstliche Sorge. Sie hat ja in Heilborn und in der Stadt alle möglichen Aerzte gehabt, aber jeder stellte eine andere Diagnose und geholfen hat ihr keiner. Du weißt, wieviel ich von Deinem ärztlichen Scharfblick halte, und wirst mir diesen Freundschaftsdienst nicht versagen.“

„Gewiß nicht, wenn Du es verlangst, aber Du kennst ja den Grund, der es mir peinlich macht, zu dem Präsidenten in Beziehung zu treten.“

„Doch nicht etwa wegen des ehemaligen Zerwürfnisses mit Deinem Vater? Wer denkt heute nach zwanzig Jahren noch daran! Ich habe allerdings auf Deinen Wunsch bisher vermieden, Deinen Namen zu nennen, aber jetzt, wo ich Deine Hilfe für meine Braut in Anspruch nehme, muß ich Dich doch nothgedrungen vorstellen. Uebrigens wirst Du mit meinem Schwiegervater gar nicht zusammentreffen, denn er wollte heute morgen wieder abreisen. Gestehe es nur, Benno, der wahre Grund liegt ganz wo anders, Du scheust Dich, mit Damen zu verkehren, weil Du nur Deine Bauernpraxis gewohnt bist.“

Er schien mit der Voraussetzung das Richtige getroffen zu haben, denn Reinsfeld vertheidigte sich nicht dagegen, sondern stieß nur einen tiefen Seufzer aus.

„Du wirst noch ganz und gar versumpfen in diesem Leben,“ fuhr Wolfgang ungeduldig fort. „Da sitzest Du nun seit fünf Jahren in dem elenden kleinen Bergneste, reibst Dich auf in einer Praxis, die die unerhörtesten Anforderungen an Dich stellt und Dir dabei die kärglichsten Einnahmen bringt, und wirst vielleicht Dein Lebenlang hier sitzen bleiben, nur weil Du nicht den Muth hast, zuzugreifen, wenn sich irgend etwas anderes bietet. Wie hältst Du es nur aus in solchen Umgebungen?“

„Ja, bei mir schaut es allerdings etwas anders aus als in Deinen Salons,“ sagte Benno gutmüthig, während er sich in dem schönen behaglichen Arbeitszimmer umsah. „Man muß sich eben nach der Decke strecken, und die meinige ist etwas kurz gerathen; Du freilich hattest von jeher die Neigungen eines Millionärs, hast Dir ja auch schon vor Jahren vorgenommen, einer zu werden, und das kecke Zugreifen verstehst Du, das muß man Dir lassen.“

Elmhorst runzelte die Stirn und in gereiztem Tone antwortete er:

„Muß ich das auch von Dir hören? Immer und ewig diese Hindeutungen auf den Reichthum Nordheims! Es scheint wahrhaftig, als ob meine ganze Bedeutung einzig und allein in meiner Verlobung bestände. Bin ich denn gar nichts mehr?“

Reinsfeld sah ihn ganz erstaunt an.

„Was fällt Dir denn ein, Wolf? Du weißt es doch, daß ich Dir Dein Glück von ganzem Herzen gönne, aber Du bist merkwürdig empfindlich, sobald die Rede darauf kommt, und hättest doch allen Grund, stolz zu sein. Wenn irgend jemand sein Ziel schnell und glänzend erreicht hat, dann bist Du es.“ (Fortsetzung folgt.)

Vergrabene und versunkene Schätze.

Rheinische Zeitungen berichteten vor einigen Jahren über den kostbaren Inhalt einer napoleonischen Kriegskasse, welche in einem Dorfe in der Nähe von Bonn bei Gelegenheit der Ausrodung von Baumwurzeln aufgefunden wurde. Der Fund bestand in einer eisernen Kiste, welche in die Erde versenkt worden war und außer wichtigen historischen Dokumenten über eine drittel Million Franken bares Geld in Edelmetallmünzen enthielt. Ich selbst erinnere mich, gelegentlich eines Aufenthaltes in jener Gegend vor Jahren schon aus dem Munde der dortigen Bevölkerung von einer in der Franzosenzeit verloren gegangenen Kriegskasse vernommen zu haben, aber die darüber im Umlauf befindlichen Gerüchte waren so unbestimmter Natur, daß es wohl schwerlich der Mühe gelohnt haben würde, ernstliche Nachforschungen dieserhalb anzustellen. Doch hat das zufällige Auffinden des Schatzes bewiesen, wie wohl begründet jene Ueberlieferung gewesen ist und wie infolge der Eile während der Flucht der damaligen französischen Armee gegen Ende des Jahres 1813 die später für unwahrscheinlich gehaltene Versenkung der Kriegskasse wirklich stattgefunden hat. Dasselbe Gerücht, wie es im Munde des rheinischen Volkes umging, erhält sich seit dem Entscheidungstage der Leipziger Völkerschlacht auch unter den Anwohnern des Pleißethals, südwärts von Leipzig. Der Ueberlieferung gemäß soll, ganz ebenso wie sich dies bei Bonn ereignete, am Ende der napoleonischen Kriege, infolge Befehls eines hohen Kommandirenden der fliehenden französischen Armee, beim Beginn des Rückzugs im Dorfe Dölitz — dessen zerschossenes Schlößchen 1884 die „Gartenlaube“ im Bilde brachte (S. 129) — oder im benachbarten Markkleeberg, vielleicht auch zwischen beiden Orten im Flusse selbst, die Kriegskasse eines französischen Armeecorps mit sehr beträchtlichem Goldinhalte versenkt worden sein. Alle im Laufe der Jahre vorgenommenen Nachforschungen führten indeß zu keinem Ergebnisse, und da nach menschlicher Berechnung die beim Versenken dieser Kriegskasse betheiligt gewesenen Zeugen jetzt schwerlich mehr sich unter den Lebenden befinden dürften, so wird es künftig hierbei, gleichwie am Rhein, dem Zufall anheimgestellt bleiben, ob jene Napoleond'or — wenn sie nicht überhaupt märchenhaften Ursprungs sind — einstens im Sonnenlichte wieder glänzen oder ob sie dem dunklen Schoß der Erde für immer sollen einverleibt bleiben.

Solche Funde, wie der Eingangs erwähnte, erinnern unwillkürlich daran, welche Schätze, im Laufe der Jahrhunderte vergraben, noch unter der Erdoberfläche verborgen liegen mögen, der Erlösung und Hebung harrend; wie viele davon, bekannt oder unbekannt, schon zum Theil gehoben worden sind und welche Unsummen von solchen Werthen noch der Nutznießung der Erdenbewohner harren!

Im allgemeinen wird man bei Funden zwei Hauptarten unterscheiden müssen: Massenfunde, welche auf großen historischen

und kulturgeschichtlichen Stätten aufgefunden werden, und Einzelfunde, welche der Zufall aufdeckte.

Die ungeheuren Ansiedelungen des Alterthums in Kleinasien, von Ninive und Babylon, von Troja-Hissarlik und Pergamos, die semitischen Ruinen von Palmyra und Persepolis, die Todtenfelder der alten Aegypter im Nilthal, die Ueberreste Karthagos an der Nordküste Afrikas, die gesammten Inseln des Aegäischen Meeres, das heutige Königreich Griechenland, ganz Italien und vor allem Rom sind seit Jahrhunderten unerschöpfliche Fundgruben von Schätzen der mannigfachsten Art. Es ist eine Unmöglichkeit, auf diesem Gebiete auch nur ein annähernd vollständiges Bild der wichtigsten Entdeckungen zu geben, da bloße Verzeichnisse einzelner belangreicher Fundstellen von Orten, wo Kulturvölker hausten, schon Bände füllen würden. Deshalb sollen hier nur einige näher liegende Funde von allgemeinem Interesse Erwähnung finden.

In erster Linie dürften dies die Ausgrabungen Layards in Syrien und diejenigen des Dr. Schliemann sein, die von ungewöhnlichem Erfolge gekrönt wurden. An Resultaten diesen würdig zur Seite stehen die Aufdeckungen von Olympia, ein Verdienst der preußischen Regierung und des Deutschen Reiches. Die Ausgrabungen Schliemanns bei Troja an Kleinasiens Küste, woselbst der Schatz des Priamos gehoben worden sein soll, sind für die Alterthumskunde und Kunstgeschichte ebenso bedeutungsvoll, wie die Auffindung des Königsgrabes von Agamemnon in Mykenä bei Argos, auf griechischem Gebiete, epochemachend wurde. Das Auffinden der weltbekannten Venus auf der griechischen Insel Milo fällt in das zweite Jahrzehnt dieses Jahrhunderts; viel später entdeckten Engländer auf der Insel Cypern ein im Felsen ausgehauenes Königsgrab, welches kostbare Insignien der Würde des darin Ruhenden enthielt. Jene aufgefundenen Attribute der Macht, wie Scepter, Krone ꝛc., waren in prachtvoller antiker Arbeit an fünf Pfund in feinem Golde schwer.

Auch Deutschland besitzt solchen klassischen Boden, und insbesondere sind es jene Stätten, auf welchen römische Niederlassungen gegründet waren, die sich durch werthvolle Funde auszeichnen. Süddeutschland sowie die Ufer des Rheins mögen zahllose Schätze bergen; obenan dürfte in dieser Richtung die Festung Mainz stehen. In den fünfziger Jahren fanden dort Arbeiter auf der Citadelle, dem römischen Castrum, beim Aufgraben des Bodens ein großes Ehrenschwert von Rom, dem siegreichen Feldherrn Drusus vom dankbaren Vaterlande gewidmet, auf. Griff und Klinge waren von hochkünstlerischer Arbeit, ersterer in Edelmetallen getrieben. Ferner sei des bekannten Silberfundes bei Hildesheim gedacht, der, wie angenommen wird, von den Tafelgeschirren eines römischen Feldherrn herrühren soll, was, lebhaft bestritten, mehrfache Kontroversen hervorrief. Auch der Fund in einem alten Patricierhause zu Regensburg verdient erwähnt zu werden. Wahrscheinlich zu Anfang des Dreißigjährigen Krieges verborgen, wurde er dort vor etwa 15 Jahren gelegentlich einer Treppenreparatur in einer durch Wendung der Stiege gebildeten geheimen Nische aufgefunden. Die hierbei zu Tage gebrachten, in Edelmetall getriebenen mittelalterlichen Gefäße erregten durch die hohe Vollendung der Arbeit sowie durch die Reinheit des Stiles das ungetheilte Interesse aller Alterthumsfreunde.

Für Deutschland aber steht der reiche Goldfund von Vettersfelde in seiner Art vereinzelt und als ein Unicum da, weil man bis jetzt solche Schätze nur aus den großen Tumulis (Grabhügeln) des Orients, speciell der Krim, kannte. Genannte Ortschaft liegt eine und eine viertel Meile südöstlich von der preußischen Kreisstadt Guben und die kostbaren, in 23karätigem Golde getriebenen Stücke wurden beim Ziehen eines Wassergrabens in einer Tiefe von nur einem drittel Meter auf einem Acker, eine Viertelstunde vom Dorfe entfernt, ganz zufällig entdeckt. Eines der Hauptstücke stellt einen aus starkem Goldblech getriebenen Fisch dar, der durch die Brustflosse in zwei Längshälften getheilt und mit verschiedenartigen Figuren verziert ist; nach dem Urtheile von Archäologen ist er Bestandtheil eines Schildes. Ferner wurden eine aus vier Medaillons gebildete Zierplatte, mit seltsamen Gestalten geschmückt, ein höchst kunstvoller Scheidenbeschlag, zu einem Säbel gehörig, Hängeziergeräthe, Ohrgehänge, Armringe, Dolche und Schwertgriffe, alles in hochfeinem Golde gearbeitet, aufgefunden. Die vortrefflichen künstlerischen Arbeiten deuten auf die Entstehung aus einer altgriechischen Werkstätte hin; der Zeitpunkt der Anfertigung des Fundes dürfte in das 6. Jahrhundert vor Christo fallen. An künstlerischem und materiellem Werthe bildet dieser Schmuck ein würdiges Seitenstück zum Hildesheimer Silberfunde. Er dürfte zu einer Prachtausrüstung für einen Skythenhäuptling bestimmt gewesen sein.

In betreff der Frage aber, auf welche Art dieser seltene Fund in die preußische Lausitz gekommen, sei daran erinnert, daß gegen Ende des 6. Jahrhunderts vorchristlicher Zeitrechnung ein mächtiger Strom pontischer Skythen sich unaufhaltsam nach Nordwesten durch Mitteleuropa wälzte. Durch das Heer des Darius von der Donau her bedroht, schickten die Völkerwanderer wahrscheinlich alle Habe, Frauen und Kinder voran, und ihnen selbst scheint es damals gelungen zu sein, die Perser bis über die Quellengebiete des Bug und Dnjepr nach Europa zu locken.

Mindestens ebenso reich, wie Deutschland an historischen und alten Fundstellen ist, dürfte Oesterreich-Ungarn sein. Die Oeffnungen von anderthalb tausend Kellengräbern am Rudolfsthurm bei Hallstadt auf dem Dürrenberge im Salzkammergute, wobei außer den üblichen Bronze- und anderen Gegenständen mehrfach Dolchklingen in Goldscheiden aufgefunden wurden; die Funde im Laibacher Moore, in den Umgebungen der Landeshauptstadt Laibach und auf den weiten Leichenfeldern von Watsch in Krain förderten zahllose und mannigfaltige Gegenstände zu Tage.

Das Zollerfeld in Kärnten sowie die Gefilde von Charnuntum an der ungarischen Grenze in der Nähe von Wien bergen die Reste großer römischer Städte, welche seit Jahrhunderten unabsehbar ausgebeutet werden.

Auch Böhmen ist in dieser Richtung mit seinem historischen Boden eine wichtige Fundgrube, in welcher der Berg „Hradischt" mit der alten Feste Pürglitz eine hervorragende Rolle spielt. Im Jahre 1771 wurde im Dörfchen Podmokl, der unmittelbaren Nachbarschaft der Burg, ein umfänglicher Bronzekessel unter der Erdoberfläche aufgefunden, der, mit großen Goldstücken angefüllt, über 80 Pfund altösterreichischen Gewichtes wog und einen Metallwerth von etwa 58 000 Gulden repräsentirte. In demselben Behälter befand sich eine überaus werthvolle massivgoldene Armspange, die wie ein Theil jener Münzen im Museum des Fürsten zu Fürstenberg in Donaueschingen aufbewahrt wird. Der obere Theil jenes interessanten Bronzegefäßes ist im Schloßmuseum desselben Fürsten zu Nischburg in Böhmen aufgestellt. Ohne Ausnahme zeigten die bei dem Schatze gefundenen Goldmünzen keltischen Ursprung, beiläufig 300 Jahre vor- bis 400 Jahre nachchristlicher Zeitrechnung. Im Juni 1877 gruben beschäftigungslose Hüttenarbeiter auf dem Berge Hradischt nach urvorzeitlichen Ueberresten und fanden inmitten einer modrigen, nicht erkennbaren Masse in verwittertem Behältniß etwa 200 Stück Goldmünzen, im beiläufigen Werth von 2500 Gulden; sie zeigten dieselben Zeitperioden und Prägungen wie die zuerst aufgefundenen. Nach starken Regengüssen werden noch jetzt dort zuweilen Gold- und Silbermünzen zerstreut aufgefunden, und es müßte voraussichtlich für die Wissenschaft lohnen, wenn Burg Pürglitz, die um das Jahr 1200 erbaut ist, sammt ihren Umgebungen fachmännisch untersucht würde. Denn nicht nur Gold- und Silberstücke birgt der Hradischt, sondern auch Gegenstände aus Bernstein, Krystall, Bronze, Glas ꝛc.; einen Beweis dafür liefert das k. k. Hofmuseum in Wien, welches, in abgesonderter Auswahl, mehr als 4000 Stück hier ausgegrabener Species besitzt.

Ein großartiger Silberfund römischer Denare, von denen leider nur 18 Pfund, 4277 Stück, vor dem Verschleppen gerettet werden konnten, wurde von zwei Brüdern zu Bakony-Szombathely im Weßprimer Komitat 1864 durch Ausgrabungen eines großen Gefäßes gethan. Schon im Jahre 1858 war in erwähnter Gegend ein bedeutender Schatz gehoben worden, durch die Unwissenheit der Finder aber in Hände gekommen, welche in den Münzen nur den Werth des Edelmetalls zu würdigen verstanden. Die Prägung dieser Silberdenare vertheilt sich auf 52 römische Regenten, doch entfallen auf Alexander Severus allein 743, auf Heliogabal 399 Stück.

Im Wiener Naturalienkabinet befindet sich der größte Opal, welcher bisher als geschliffenes Stück aufgefunden wurde, im Gewicht eines alten Wiener Pfundes und von dem denkbar schönsten, feurigsten Farbenspiel, der, wenn überhaupt von Goldwerth bei einem solchen Juwel die Rede sein kann, von Sachverständigen auf über zwei Millionen Gulden geschätzt wird. Er

wurde zur Zeit Maria Thereſias in Ungarn aufgefunden, und man vermuthet, daß er ſich urſprünglich in römiſchem Beſitze befand, doch ſind die näheren Umſtände, welche ſeiner Auffindung vorangingen, jetzt nicht mehr bekannt; unter Kaiſer Joſefs II. Regierung befand er ſich bereits in dieſer Sammlung, welcher er noch heute als eines der werthvollſten Stücke angehört.

Eine hochintereſſante Entdeckung ward 1870 in einem bis dahin noch nicht durchforſchten Winkel des Prager Doms, am Hradſchin, gemacht. Dort fand man die ſeit mehr als 500 Jahren vergeſſene Grabſtätte Rudolfs von Habsburg, des Sohnes Albrechts I. Die geöffnete Gruft barg zwei ganz morſche Kiſten, deren eine menſchliche Ueberreſte und Reſte zerfallener Goldbrokatgewänder enthielt, während die andere Reichsinſignien umſchloß.

Das vom Roſte zerfreſſene, in drei Stücke zerfallene Schwert repräſentirte keinerlei Werth; dagegen wurden Krone, Scepter und Reichsapfel, in hochfeinem Silber getrieben und ſtark vergoldet, unverſehrt aufgefunden. Erſtere, ein wundervolles Erzeugniß mittelalterlicher Goldſchmiedekunſt, zeigt über dem Kopfreifen je vier Lilien und ebenſo viel Kreuze.

An der Stelle, wo die Kronenbügel kreuzen, ſind in erhabener Arbeit die heilige Jungfrau und der Engel Gabriel dargeſtellt. Sämmtliche Kleinodien ſind von hohem Kunſtwerthe.

Und mindeſtens ebenſo reich wie Deutſchland und Oeſterreich dürften die Kulturländer des Weſtens an Funden ſein. Entdeckten beiſpielsweiſe doch in der franzöſiſchen Stadt Dijon vor wenigen Jahren Handwerker bei Gelegenheit von Reparaturen im Wohnhauſe einer Bürgerfamilie bei dem Wegräumen von altem Eichenholzgetäfel über eine Viertelmillion Franken in Goldmünzen altfränkiſcher Prägung, welche ſeit der Reformation dort geruht haben mochten. Die Funde der auf dieſem Gebiete reichſten Länder Europas, Italien und Griechenland, nur in einigen Hauptſtücken zu verzeichnen, würde, ſelbſt bei größter Auswahl, an dieſer Stelle zu weit führen; wir müſſen darauf verzichten!

Es ſei nunmehr aber mit wenig Worten noch jener Schätze gedacht, welche, im feuchten Elemente ruhend, in den Ocean oder andere umfangreiche Gewäſſer verſanken. Welche Unſummen von Werthen mögen allein nur auf dem Grunde des atlantiſchen Oceans, zwiſchen Europa und den Vereinigten Staaten Nordamerikas — der wahrſcheinlich am ſtärkſten befahrenen Schifffahrtslinie unſeres Planeten — ruhen! Vielleicht könnten die amtlich geführten Navigationstabellen der engliſchen Admiralität am eheſten annähernd ein Größenbild dieſer verſunkenen Schätze bieten.

Erwähnenswerth ſind jene Edelmetallſchätze, die beim Untergange der ſpaniſchen „Armada“ an der Küſte der Niederlande in der Nordſee verſanken und welche neuere Annahmen im Harlemer Meer ruhen ließen. Inzwiſchen iſt gedachter Binnenſee trocken gelegt, aber man fand die dort ſehnlichſt erwarteten Schätze nicht, obſchon Trümmer der geſtrandeten ſpaniſchen Kriegsſchiffe bloßgelegt wurden. Das fragliche Fahrzeug muß alſo auf hoher See geſunken ſein, denn ſo gut man die bronzenen Schiffskanonen der Spanier auffand, ebenſo gut wären wohl jene Metallſchätze entdeckt worden.

Auch an den Geſtaden des Bodenſees erhalten ſich unter den Uferbewohnern Geſchichten über zur Römerzeit verſunkene Schätze, welche ſeit Jahrtauſenden auf dem Boden des Schwäbiſchen Meeres lagern ſollen. Freilich iſt zu Zeiten der römiſchen Weltherrſchaft dieſe Waſſerſtraße ein frequenter Weg zur römiſchen Feſte Auguſta (Augsburg) geweſen, und bei der geringen Tüchtigkeit der damaligen Schiffe ſowie dem wilden Wogenſchwall des Bodenſees im Sturm iſt es wohl möglich, daß dieſe Sagen auf Thatſächlichem beruhen. Wahrſcheinlich werden die auf dem Meeresboden ruhenden Schätze aber für alle Zeiten verloren ſein, es müßten denn Wiſſenſchaft und Technik der Zukunft die Hebung derſelben aus den Tiefen, in denen ſie jetzt liegen, erleichtern, oder aber der Grund des Oceans ſich ſoviel heben, daß denſelben beizukommen wäre.

R. Zander.

Ferien!

Momentaufnahmen aus zwei Lebensaltern.

Von **Maximilian Harden**

Lortzing läßt ſeinen Zaren Peter bekanntlich ſingen: „O ſelig, o ſelig, ein Kind noch zu ſein!“ Im Parkett entſteht bei dieſer muſikaliſch ſo ſchönen Stelle jenes eigenthümliche Geräuſch, welches ſich aus allerlei Naſallauten nebſt obligater Taſchentuchbegleitung zuſammenſetzt — die älteſten jungen Damen ſtimmen dem ſentimentalen Beherrſcher aller Reußen wehmuthsvoll zu, noch auf dem Heimweg ſäuſeln ſie leiſe vor ſich hin: „O ſelig, o ſelig, ein Kind noch zu ſein! Hu, wie kalt iſt es geworden!“

Ich habe mich der Schwärmerei für die Kindheitsepoche niemals unbedingt anſchließen können. Auf die ſo gern geſtellte Frage: „Möchten Sie nicht noch einmal Kind ſein?“ habe ich ſtets mit einem ſo energiſchen „Nein“ geantwortet, daß die zartſinnigen Fragerinnen ſich entrüſtet ob ſolcher Gefühlloſigkeit abwandten. Wenn man das Gymnaſium in einer großen Stadt beſucht hat, wenn man den ſchweren Kampf mit der Trigonometrie und Stereometrie beſtanden und ſich von einem Klaſſenexamen zum anderen mehr ſchlecht als recht durchgelogen hat, wenn man ſich der heißen Mittagsſtunden erinnert, wo man, nach haſtig verſchlungener Mahlzeit, auf den durchglühten Trottoirs eiligſt der Schule zuſtrebte, um dort von 2 bis 4 Uhr in den entlegenſten Winkeln der Weltgeſchichte und der Syntax einherzutaumeln, dann gehört ein hoher Muth dazu, ſich ernſtlich nach den Fleiſchtöpfen der Gymnaſiaſtenzeit zurückzuſehnen.

Zweimal in jedem Jahr packt jedoch auch mich die brennende Sehnſucht nach den dämmerhellen Tagen der ſorgenloſen Freiheit. Sobald die Zeit kommt, wo im Elternhauſe die Weihnachtstanne gekauft zu werden pflegte, wo die erſehnte Arbeit des Aufputzens begann, fängt auch das Heimweh nach der Jugend an ſich zu regen — wie der Baum, den uns einſt die Mutter anzündete, ſtrahlt ja doch nimmer ein anderer! Gerade die Weihnachtsſtimmung, die uns alle zu frohen Kindern macht, iſt auch ſolcher wehmüthigen Rückerinnerung am günſtigſten; bald aber verhallt auch ſie im Drange der Tageseindrücke und der Sorge für die nächſte Stunde. Noch einmal aber meldet ſich dies Heimweh nach der Jugend, faſt genau ein halbes Jahr ſpäter klopft wiederum der Wunſch bei uns an, leiſe, aber vernehmlich: „Wärſt du noch einmal Kind!“

Die großen Ferien! Welch Zauberwort für alles, was einen Schultorniſter oder eine Büchertaſche trägt! Wie zählt man ſchon von Pfingſten an die Tage, wie nimmt der Fleiß auch bei den beſten Schülern rapid ab, wenn der Juliananfang in Sicht iſt! In den letzten Tagen beſonders giebt es kein Halten mehr, ſchon mehren ſich die Lücken in den Klaſſen, denn alle, die ſo „glücklich“ ſind, krank zu ſein, reiſen ſchon etliche Tage vor dem Schulſchluſſe ab, es gelingt auch dem ſtrengſten Lehrer nicht mehr, die koncentrirte Aufmerkſamkeit zu erzwingen, um ſo weniger, als ja auch dieſe vielgeplagten Pädagogen ſich hinausſehnen aus der dumpfen Klaſſenluft, hinaus aus dem ewigen Cirkeltanz um ein ſtets gleichbleibendes Arbeitspenſum.

Wenn es in den letzten drei Tagen vor dem Ferienanfang auf unſerem Gymnaſium gar nicht mehr vorwärts gehen wollte, dann wurde zum äußerſten Mittel gegriffen; es wurde aus irgend einem intereſſanten Buch vorgeleſen, und ſo ſchlichen die Stunden denn glücklich hin, bis endlich der ſonſt gefürchtete, gern hinausgezögerte, diesmal aber heiß erſehnte Moment der Cenſurvertheilung erſchienen war. In dem brauſenden Jubel, der nun die großen Ferien begrüßt, verſtummt ſogar der Zorn und Schmerz über die vermeintlichen „Ungerechtigkeiten“ der Lehrer, welche ſonſt noch Stunden lang nach dem Schlußakt von den jungen Gemüthern eifrig debattirt werden. Wer hat aber heute dazu Zeit? Kaum die Aermſten, denen auch für die Ferien kein anderer Aufenthalt winkt. Alles, was in die Bäder oder aufs Land reiſt, ſtürzt eilends nach Haus, um ſchnell noch die letzten Bücher und Hefte den ſchon gepackten Koffern einzuverleiben. Die Eltern finden kaum Zeit, ſich nach dem Zeugniß des Sprößlings zu erkundigen, ſelbſt eine Nr. 3, die in jedem anderen Moment die Stimmung für Tage und Wochen hinaus getrübt hätte, geht kaum beachtet unter in der Haſt und Unruhe der Reiſevorbereitungen.

Man muß einen Berliner Bahnhof beim Ferienanfang geſehen haben, wenn man ſich eine ahnungsweiſe Vorſtellung von einer modernen Völkerwanderung machen will. Daß die Coupés überfüllt ſind, verſteht ſich ebenſo von ſelbſt wie die Anweſenheit einer ſchier unüberſehbaren Kinderſchar bis zur äußerſten Jugendgrenze hinab; das Schlimmſte aber vom Schlimmen iſt das ganz unglaubliche Handgepäck. Die Netze über den Sitzbänken, der Raum unter denſelben, jedes Eckchen iſt angefüllt mit Koffern, Plaids, Taſchen, Körben, Schachteln, Schirmen und anderem für ſo verſchiedenartige Generationen unentbehrlichen Hausrath. Und welche Anhäufung von Lebensmitteln! Obſt, „Stullen“, Kuchen, Bonbons, Chokolade, Cakes, Drops, Wein, Bier, Liqueur, Magenbitter; wenn man das Glück hat, mit einem ganz jugendlichen Erdenbürger die Zelle zu theilen, wohl auch das durch einen Gummipfropfen geſchloſſene Milchfläſchchen — eine gefährliche Symphonie von Düften! Der Beginn einer echten und rechten Ferienreiſe iſt ohne eine gewaltige Fr — pardon — Eßorgie gar nicht denkbar; wozu geht man denn auch in die Sommerfriſche, wenn man ſich vorher nicht noch einmal den Magen ordentlich verderben ſoll?! Fährt der Zug um acht Uhr von Berlin ab, ſo beginnt die Zufuhr von Nahrungsmitteln etwa um halb neun und dauert bis unmittelbar vor dem Mittagseſſen, das natürlich auf der Hauptſtation heruntergejagt wird, um dann gleich nach dem Kaffee mit friſchem Muth und geſteigertem Appetit wieder einzuſetzen.

Wehe dem „einzelnen Herrn", der noch in der letzten Minute vor Abgang des überfüllten Zuges von dem zur Eile drängenden Schaffner mit der Versicherung: „Hier ist noch ein Platz" in ein solches Kleinkinderbewahrcoupé geschoben wird — könnten Blicke tödten, entseelt sänke der Unglückliche dahin, getroffen vom Wuthblicke beleidigter und empörter Mütter! Einen Platz für die mitgebrachte Reisetasche? Nicht für eine Million! Niemand rührt sich; mit der ganzen Rücksichtslosigkeit, welche dem schwachen Geschlecht — mitunter! — zur Verfügung steht, setzt man dem frechen Einbruch den entschiedensten passiven Widerstand entgegen. Diese Tage gehören den Müttern und Kindern, wer nicht zu ihnen zählt, der bleibe in seines Nichts durchbohrendem Gefühl eben fort, wenn er nicht wie ein völlig schamloser Eindringling behandelt sein will.

Ich habe diese Erfahrungen schon früh gemacht, als ich, selbst noch ein Knabe, aber mit dem männlichen Vollbewußtsein des Untertertianers nebst etlichen Schinkenbroten ausgerüstet, zum ersten Male allein in die lachende Welt hineinfuhr, um Mutter und Schwester nach der lieblichen Insel Rügen zu folgen. Alle Schwierigkeiten und Unbequemlichkeiten der Ferienzüge sind gesteigert auf denjenigen Strecken, welche die landschaftshungrigen Großstädter an die See führen, denn da nimmt der Berliner eben außer seinem heimischen Dache einfach alles mit, einschließlich Betten, die, in riesige Säcke eingenäht, den kleinen behaglichen Ostseedampfern die Physiognomie von Auswandererschiffen geben.

Wie es sich für die erste selbständige Reise gehört, war ich früh am Platze und richtete mich in einer Ecke des Coupés behaglich ein. Ich hatte den Betrag für ein Billet zweiter Klasse erhalten, nach einiger Erwägung aber eins dritter Güte erstanden, angeblich um die vorausgereiste Familie durch solch heroisches Beispiel freiwilliger Sparsamkeit zu überraschen. So wenigstens suchte ich mir damals die unschuldige Betrügerei plausibel zu machen, heute bin ich skeptischer geworden und glaube eher an eine spätere Kapitalanlage in Cigaretten und Apfelkuchen mit Schlagsahne. Wie dem auch sei — die historische Wahrheit ist nicht mehr genau festzustellen, denn es kam anders, als ich erwartet hatte.

Eingekeilt in drangvoll fürchterlicher Enge saß ich während der sechsstündigen Fahrt nach Stralsund, rings umher Kinder, auf die ich mit der ganzen unsäglichen Verachtung eines zwölfjährigen Herrn herabsah, Mütter und freundliche Beschützerinnen derjenigen Passagiere, welche die Reise in ihrem eigens dazu mitgebrachten Steckkissen machten. Kein Fenster durfte geöffnet werden, denn im Coupé nebenan war eins offen, es gäbe sonst Zug, und „Hänschen hat ein Gerstenkorn". Dabei aß Hänschen aber tapfer eine Käsestulle nach der andern, während Fritzchen Kirschen zu sich nahm, deren Kerne sein liebliches Mündchen dann auf den Boden spie, und die ganze Familie von Zeit zu Zeit von einem scharf riechenden Kräuterliqueur genoß. Was Emmchen, die allerjüngste Mitreisende, angeht, so wurde mir ihr holder Anblick in mäßigen Intervallen dadurch entzogen, daß sie sich mit ihrer Nährmutter in die entlegenste Ecke zurückzog, während die wirkliche Mutter mit kühner Leibesvorbeugung den Rückzug deckte.

Endlich nimmt ja alles ein Ende, sogar eine Ferienreise mit Hindernissen. Nachdem etliche wenig erquickliche Scenen sich in unserem Kinderheim auf Rädern abgespielt und die Folgen der irrationellen Ernährung sich in der verschiedensten Weise bemerkbar gemacht hatten, erreichten wir endlich, mit der gebührenden Verspätung, Stralsund. Auf zum Hafen! Eine mäßige Viertelstunde vergeht, bis die Familie mit Sack und Pack ausgeladen ist. Ich stehe auf Kohlen, denn das Dampfschiff muß in kürzester Zeit abfahren, und der Weg ist gewiß ziemlich weit. So! Einen Blick noch wirft die Mutter auf den nun verödeten Raum — außer Fritzchens Kirschkernen und einem kleinen Berg Stullenpapier ist nichts mehr vorhanden, was an die seligen Stunden erinnert — majestätisch wie die Mutter der Gracchen verläßt sie die Stätte, und nun ist auch für mich die Bahn frei!

Vor dem Bahnhofsgebäude waren inzwischen alle Bande frommer Scheu gerissen, eine wilde Jagd auf ein benutzbares Vehikel hatte begonnen. Mütter irren, Kinder wimmern — mit Hilfe der herbeigeschleppten Beutsäcke giebt das Ganze ein beinahe malerisches Bild. Mir wurde ob dieses Anblicks um meine Selbständigkeit denn doch etwas bange; so weit ich auch das Auge schickte, keine Droschke war mehr zu erblicken, keiner der biederen vorpommerschen Rosselenker hatte sich auch die Mühe gegeben, auf einen halbwüchsigen Knaben zu achten, dem man wohl gar nicht das zu einer solchen Fahrt erforderliche Kapital zutraute. Endlich — ich sah eben meine lieben Reisegefährten auf hoch bepackter Kutsche davonjagen, Freund Fritz saß einen halben Meter hoch über dem Kutscher auf einem gelben Reisekorb und schien noch bei den geliebten Kirschen zu sein — entschloß ich mich wohl oder übel zu Fuß zu gehen. Gedacht, gethan! In wilder Flucht strebte ich dem Hafen zu, mich durch ein schier unentwirrbares Labyrinth von Straßen und Gäßchen durchfragend, und richtig kam ich auch gerade noch zur rechten Zeit, um — den Dampfer abfahren zu sehen und von Häuschen eine „lange Nase" als liebevollen Abschiedsgruß zu empfangen.

„Einen Verlorenen zu beweinen ist auch männlich," sagt Oranien; ich hatte den Dampfer versäumt, beim Laufen meinen Gloriaschirm verloren — ich war ein Mann, aber ich weinte.

Mit dem erhofften Ueberschuß war es nun nichts. Das Geld ging in Depeschengebühr und der Begleichung meiner Hotelrechnung zu Grabe. Aber ich hatte nicht nur meine Reise, sondern auch ein veritables Abenteuer gehabt, und das wog die Aussicht auf verschiedene Apfelkuchen auf.

* * *

Wie sehnt man sich jetzt nach all der Ferienlust zurück! Selbst das Schreckgespenst der Ferienarbeiten, das damals fürchterlich mahnend Tag und Nacht, in Thüringen wie am Ostseestrand, vor meiner geängsteten Seele stand, ich würde es gern ertragen, könnte ich dafür das drückende Handgepäck der Sorgen los werden, ohne das es nun keine Ferienreise mehr giebt.

Mancherlei habe ich seit meiner ersten selbständigen Reise hinzu gelernt, ich sehe es ruhig mit an, wenn meine Nebenmenschen sich den Magen verderben, ich kann große und kleine Leute Kirschen essen sehen, ja zur Noth selber welche mit ihnen essen, und wenn mir ein Dampfschiff vor der geehrten Nase davon fährt, so weine ich nicht mehr wie damals, denn ich habe seither oft genug das Nachsehen gehabt. Sind wir darum wirklich klüger und vernünftiger geworden, wie wir es uns so gern einbilden?! Du lieber Gott — wir haben eben resignirt und lassen des Schicksals Stöße und Schläge geduldig über uns ergehen — das ist unsere ganze Weisheit!

Immer aber, wenn der Juli naht und die großen Sommerferien beginnen, klingt und summt es in meinem Innern: „O selig, o selig, ein Kind noch zu sein!"

Migräne.

Von Professor Dr. E. Heinrich Kisch.

„Eine charakterlose Krankheit, bei der man nicht gesund und nicht krank ist!" Dies Wort des Dichters Heine, mit welchem er seinem Unmuthe über einen Schnupfen Ausdruck gab, läßt sich mit vollem Fug und Recht auch auf die Migräne anwenden. Wiewohl keine jener Krankheiten, welche den menschlichen Organismus in seinem Bestande gefährden und durch ihren Verlauf ernstlich das Leben bedrohen, bildet sie doch eine höchst qualvolle Gesundheitsstörung, eines der verbreitetsten, aber auch hartnäckigsten und peinlichsten Nervenleiden, die unsere durch die vorschreitende Kultur immer feinfühligere Generation plagen.

Wer kennt nicht, zum mindesten vom Hörensagen aus Bekanntenkreisen, die Qualen, welche die Migräne bereitet, jene eigenthümliche Empfindung von Kopfschmerz, grundverschieden von dem gewöhnlichen, leicht erträglichen und leicht verschwindenden Kopfweh, indem sie zumeist nur die eine Hälfte des Kopfes betrifft und in periodischen Anfällen auftritt, die sich durch viele Jahre, zuweilen die ganze Lebensdauer hindurch, von Zeit zu Zeit, nicht an bestimmte Regel gebunden, wiederholen! Aber gar manche unserer Leser und Leserinnen wissen wohl aus höchst unliebsamer eigener Erfahrung von den Qualen dieser Anfälle zu erzählen. Denn die Migräne ist in sehr vielen Familien zu Hause und nicht selten haben alle Familienmitglieder von ihr zu leiden, allerdings in ganz besonders bevorzugter Weise die weiblichen Angehörigen, zuweilen von dem kleinen Mädchen angefangen, das in der Schule von diesem Nervenleiden befallen wird, bis hinauf zur Großmutter, welche noch immer hie und da ihr altgewohntes Migräneanfällchen bekommt. Wie bei den meisten Nervenerkrankungen giebt sich auch bei der Migräne eine erbliche Familienbelastung kund, welche in einer von den Eltern auf die Kinder und Kindeskinder übergehenden Schwäche der Nervenapparate besteht und es zu Wege bringt, daß unter bestimmten, die allgemeine Nervosität begünstigenden und fördernden Einflüssen auch jenes specielle Nervenleiden zur Entwicklung gelangt und in die Erscheinung tritt.

Solche die Entstehung der Migräne fördernde Momente giebt es viele und mannigfache: in der Jugend das langdauernde Stubenhocken in den ungenügend gelüfteten Kinderzimmern oder in den von Kindern überfüllten Schulräumlichkeiten, die Ueberbürdung mit geistigen Arbeiten, welche das Gehirn und das gesammte Nervensystem allzu sehr in Anspruch nehmen; weiter in den Jahren der körperlichen Entwicklung, bei den heranwachsenden Mädchen unzweckmäßige Art der Ernährung und mangelhafte Bewegungsweise, wodurch dem Körper kein hinlänglich kräftiges, sauerstoffreiches Blut zugeführt wird; bei den jungen Männern aber das viele Tabakrauchen, welches die Nerven überreizt, das anhaltend lange Studiren bis tief in die Nacht hinein oder auch, was gleichfalls in den Jünglingsjahren nicht selten sein soll, das nächtliche Kneipen, durch welches die Nervenkraft gar rasch abgenutzt und aufgerieben wird; endlich auf der Höhe der Lebensjahre die mannigfachen Angriffe, welche das Nervensystem im Getümmel der Arbeit, in der Thätigkeit des Berufes wie in den Vergnügungen der Gesellschaft, kurz allenthalben

Ein Sommertag.
Nach dem Oelgemälde von Ernestine Friedrichsen.

und immer während des hastigen Lebenserwerbes und raschen Lebensgenusses der Gegenwart zu erdulden hat.

So kommt es, daß das Migräneleiden in *jedem Lebensalter* vorkommen kann, zumeist aber in dem jugendlichen Lebensabschnitte und in den Jahren bis zu Fünfzig vorherrscht, und leicht begreiflich ist es auch, daß das Weib, dessen Erbübel ja die Schwäche ist, am häufigsten davon betroffen wird. Wenn das Leben seine Höhe überschritten hat, die Nerven ruhiger und abgestumpfter geworden sind, dann werden in der Regel auch die Migräneanfälle viel seltener und treten minder quälend auf.

Die Ursachen, welche den *unmittelbaren* Anstoß zur Auslösung eines Migräneanfalles bei den mit diesem Leiden behafteten Individuen geben, sind sehr mannigfacher Art. Bei dem einen Nervenschwachen bringt eine unerwartete tiefe Gemüthsbewegung, ein heftiger Schreck, ein großer Aerger den Migräneanfall hervor. Bei der anderen nervösen Person wird zuweilen eine reichlichere Mahlzeit, eine leichte Ueberladung des Magens durch den Eintritt jenes Anfalles gebüßt; wiederum in anderen Fällen, besonders bei reizbaren Damen, genügt schon irgend ein beliebiger unangenehmer Eindruck, welcher das Auge, Ohr oder die Nase trifft, um Migräne herbeizuführen.

Der Anfall selbst bietet zumeist ein Bild großer, ja man kann bisweilen sagen, unerträglicher Qualen. Gewöhnlich beginnt er mit einem Gefühle von Eingenommensein des Kopfes, der Empfindung eines dumpfen Schmerzes und peinlichen Druckes in der Schläfengegend der einen Seite, vorwiegend auf der linken Körperhälfte. Von hier strahlt der Schmerz allmählich gegen die Augengegend aus und macht sich im Auge selbst geltend, während zugleich die Intensität der schmerzhaften Empfindung zunimmt und sich als tiefes Bohren, spannendes Drücken, quälendes Hämmern im Kopfe kundgiebt. Die Empfindlichkeit der Nerven für die Sinneseindrücke ist dabei so krankhaft gesteigert, daß jeder Lichtstrahl die Augen blendet, jedes leiseste Geräusch das Ohr peinlich berührt und jede Bewegung im Zimmer ein tiefes Wehe verursacht. Der von Migräne Befallene möchte sich deshalb am liebsten von der Außenwelt ganz abschließen, er sucht einen stillen Raum auf, den er sich verdunkelt, vergräbt seinen Kopf tief in die Bettkissen und will nichts als Ruhe, Ruhe. Zu den peinlichen Kopfschmerzen gesellen sich häufig während des Anfalles noch Uebelkeiten, Magenschmerz, gasiges Aufstoßen und Erbrechen einer wässerigen, galligegefärbten Flüssigkeit. Dieser qualvolle Zustand, welcher manche Aehnlichkeit mit der Empfindung der Seekrankheit hat, dauert bald längere, bald kürzere Zeit, meistens aber einige Stunden, zuweilen einen ganzen Tag, bis allmählich der Schmerz an Stärke einbüßt, die Druckgefühle nachlassen und ein wohlthätiger Schlaf den ermüdeten Körper umfängt. Aber noch am nächsten Tage verrathen oft das blasse Aussehen, die dunklen Ränder um die Augen, die schlaffen Gesichtszüge, die allgemeine Schwäche den Sturm, welchen der Migräneanfall von gestern hervorgerufen.

Ueber das eigentliche *Wesen der Migräne* herrscht in den ärztlichen Anschauungen noch nicht volle Klarheit; ja es ist sogar noch streitig, wo der Sitz des Schmerzes bei Migräne eigentlich sei. Während die einen den sogenannten dreigetheilten Nerven und seine oberflächlichen Verzweigungen für die eigentliche Quelle des Schmerzes halten, nehmen andere an, daß der Schmerz innerhalb des Schädels selbst in den Nerven der Hirnhäute sitze. Zur Aufhellung der Vorgänge bei diesem Leiden haben Beobachtungen beigetragen, welche von mehreren Forschern bezüglich des Verhaltens der Blutgefäße der betroffenen Kopfhälfte angestellt wurden. Man hat nämlich in einigen Fällen eine Verengerung der Blutschlagadern auf der entsprechenden Kopfseite, auf welcher der Schmerz tobte, beobachtet und damit einhergehend eine auffällige Blässe dieser Gesichtshälfte, eine merkliche Kühle der betreffenden Partie und Erweiterung der Augenpupille. In anderen Fällen wiederum bemerkt man im Gegensatze zu der eben hervorgehobenen Erscheinung, daß eine Erweiterung der arteriellen Blutgefäße der betroffenen Kopfhälfte eintritt und hiermit in Verbindung eine starke Röthung und Schwellung dieser Gesichtsseite, vermehrte Schweiß- und Thränenabsonderung, Erhöhung der Temperatur, Verengerung der Augenpupille. Als Ursache der Zusammenziehung der Muskelfasern der Blutgefäße im ersten Falle betrachtet man eine Reizung der im Halssympathicus (der Halspartie des sogenannten sympathischen Nervensystems) verlaufenden gefäßverengenden Nervenfasern und die Erschlaffung der Gefäßmuskelfasern; im zweiten Falle sieht man als solche Ursache eine Lähmung der gefäßverengenden Nervenfasern an.

In vielen Fällen von Migräne scheint das Bauchgangliensystem der Ausgangspunkt der Reizung der Nervenfasern zu sein. Schon in alten Zeiten war es den Aerzten bekannt, daß Störungen der Magenverdauung, der Darmthätigkeit wie der Leberfunktion zu dem Auftreten von Migräneanfällen in einer gewissen Beziehung stehen. Diese Anschauung wurde später als nicht richtig wieder verlassen; aber in der jüngsten Zeit haben sich die Beobachtungen gehäuft, welche den Zusammenhang von Unterleibsstörungen mit der Erregung von Migräne darthun, gleichwie ein solches ursächliches Verhältniß zwischen Leiden der Verdauungsorgane und anderen Neurosen (Nervenleiden) nachgewiesen worden ist. Man müßte dann die Migräne als eine sogenannte reflektorische Nervenerregung betrachten, welche ihr veranlassendes Moment in den krankhaften Zuständen des Magens und Darmkanales, speciell in Darmträgheit hat, indem durch Veränderungen der nervösen Apparate im Darme krankhafte Erregungen dem centralen Nervensysteme auf dem Wege des sympathischen Nerven mitgetheilt werden, welche schmerzhafte Empfindungen (Migräne) auslösen und zugleich eine Reizung oder auch eine Lähmung der im Halssympathicus verlaufenden gefäßverengenden Nervenfasern bewirken.

In der That konnte ich in einer beträchtlichen Reihe von Fällen einen innigen Zusammenhang zwischen chronischer *Darmträgheit* und Migräne nachweisen und vermochte durch Behebung des ersteren Leidens eine Heilung der letzteren zu erzielen. Namentlich bei Männern und Frauen, welche infolge diätetischer Sünden, zu reichlicher üppiger Kost, sitzender Lebensweise, anstrengender geistiger Arbeiten oder übermäßiger Sinnenreizung die Erscheinungen der Unterleibsblutvölle boten und dabei an halbseitigen Kopfschmerzanfällen litten, welche durch lange Zeit den verschiedensten örtlichen und allgemeinen Behandlungsmethoden trotzten — gelang es, bei dem Gebrauche geeigneter abführender Mittel mit Durchführung zweckmäßiger diätetischer Maßregeln baldige Heilung zu erzielen. In einigen dieser Fälle deuteten auch Unbehaglichkeitsgefühle und schmerzhafte Empfindungen, welche in der Magengrube, in der Blinddarmgegend oder im ganzen Unterleibe dem Ausbruche des Migräneanfalles vorhergingen, auf den angegebenen Zusammenhang hin. Es sei hierbei hervorgehoben, daß sich die Anwendung jener die Unterleibsthätigkeit regelnden Mittel nutzlos erwies, den beginnenden Anfall zu unterdrücken, daß aber ihr methodischer längerer Gebrauch in der Weise, daß dann der Darm regelmäßig und ausreichend seine Schuldigkeit that, auch eine Wiederkehr der Migräneanfälle verhütete. In anderen Fällen ist der Grund der Migräneanfälle ein viel tieferer, in einer Veränderung der Blut- und Säftebestandtheile gelegen. So kann *Blutarmuth* und Bleichsucht, gleichwie sie den Boden liefern, auf welchem die verschiedensten Nervenleiden üppig gedeihen, auch die Ursache der Migräne bilden. Oder es kann — und ob dies der Fall ist, vermag nur die genaue ärztliche Untersuchung zu entscheiden — die *gichtische* und rheumatische Krankheitsanlage sich durch periodisch auftretende Kopfschmerzen bekunden, welche das Gepräge der Migräne tragen. Endlich ist die Migräne zuweilen, wenn auch selten, nicht ein selbständiges Nervenleiden, sondern das Symptom einer eigentlichen Erkrankung des Gehirnes.

Die *Behandlung* der Migräne wird nach dem eben Erörterten ganz besonders auf die Darmfunktion Rücksicht nehmen müssen und, wo sich eine Trägheit des Magens und des Darmes erweisen läßt, auch dahin anregend zu wirken bestrebt sein. Gegen die so außerordentlich häufige Darmträgheit muß man nicht sogleich mit dem schweren Geschütze der arzneilichen Rüstkammer anrücken; oft genug, ja man kann wohl sagen in der weitaus überwiegenden Zahl der Fälle, kommt man mit einer gehörigen konsequenten *Regelung der Lebensweise* und richtiger Veränderung der Kost, ohne eigentliche Arzneimittel zum Ziele. Die Menge der Speisen bei jeder Mahlzeit muß, entsprechend den Verdauungskräften, geregelt und besonders jedes „zu viel" vermieden werden. Betreffs der Art und Beschaffenheit der Nahrungsmittel müssen bei chronischer Darmträgheit alle jene Speisen sorgfältig vermieden werden, welche geeignet sind, die regelmäßige Darmentleerung zu beeinträchtigen. Alle groben, schwer verdaulichen, viel Rückstände hinterlassenden Speisen sind als verboten zu betrachten: so besonders Hülsenfrüchte — Erbsen, Linsen, Bohnen — grobe Mehlspeisen, harte,

zähe Fleischarten, Kartoffeln, gewisse Fruchtarten, wie Mispeln, Kastanien. Wo auf eine geringe Absonderung der Darmsäfte als Ursache der Darmträgheit geschlossen werden muß, sind solche Nahrungsmittel zu wählen, die viel flüssige Bestandtheile enthalten; daher ist Suppe mittags und abends zu genießen, Milch, weißer Kaffee, leicht verdauliche Gemüse, wie Spinat, gelbe Rüben, Blumenkohl, Obst, Kompotte sind empfehlenswerth, weiches, junges, mürbes Fleisch mit reichlicher Zuthat von Sauce auszuwählen. Die betreffenden Personen sollen das Bedürfniß der Stuhlentleerung, wenn es sich geltend macht, niemals unterdrücken und müssen sich vielmehr an eine gewisse Regelmäßigkeit dieser Körperfunktion gewöhnen. So ist es sehr zweckdienlich, des Morgens gleich nach dem Erwachen einen Versuch zu unternehmen, den Darm an seine Pflichterfüllung zu mahnen. Thun es die Patienten, so wird ihnen die Freude zu theil, die langgewohnten Flaschen mit Arzneien und Schachteln mit Pillen bei Seite schieben zu können.

Nicht zu vernachlässigen ist dabei eine angemessene körperliche Bewegung, längeres Spazierengehen, Reiten, Turnen. In hartnäckigen Fällen habe ich von zweckmäßiger Massage in Verbindung mit Anwendung des elektrischen Stromes günstige Wirkungen gesehen. Brunnenkuren mit auflösenden Mineralwässern (Marienbad, Karlsbad, Kissingen, Homburg) haben, da sie auf die Darmthätigkeit mächtig fördernd einwirken und in angenehmster Weise eine günstige Veränderung ungeeigneter Lebensgewohnheiten gestatten, oft ausgezeichnete Heilerfolge bei gewissen Fällen von Migräne aufzuweisen.

Bei schwächlichen, blutarmen, in ihrer Ernährung herabgekommenen Individuen, wo die schlechte Blutbeschaffenheit, die zarte Organisation des Körpers und die Mangelhaftigkeit des Nervensystems als veranlassende Momente der Migräne betrachtet werden müssen, ist es zur Behandlung der letzteren unumgänglich nothwendig, auf das Grundübel durch blutkräftigende und nervenstärkende Mittel einzuwirken. Eisenpräparate, kräftigende Kost, Aufenthalt in Gebirgsluft oder an der See, kalte Waschungen des Körpers, Seebäder, Stahlbäder, Eisenmoorbäder u. s. w. werden in solchen Fällen, passend angewendet, ihre treffliche Wirksamkeit entfalten. Dabei wird mit der körperlichen Kräftigung auch zur Erhöhung der Widerstandsfähigkeit des Nervensystems eine passende geistige Diät einhergehen: Vermeidung jeder Aufregung, Anstrengung und Ueberreizung der Nerven.

Wenn in einer nervös veranlagten Familie eines der Eltern an Migräne leidet, muß man, um den Ausbruch dieser Nervenanfälle bei den Kindern zu verhüten, ganz besonders darauf bedacht sein, von frühester Jugend an das kindliche Nervensystem zu kräftigen, es vor Verweichlichung und Verwöhnung zu wahren, andererseits aber geistige Ueberbürdung zu meiden. Besondere Vorsicht in dieser Richtung ist bei Kindern um die Zeit der zweiten Zahnung und in der Periode der Entwickelung des Jünglings und der Jungfrau nothwendig, weil in diesen Lebensabschnitten eine vorzugsweise Neigung zur Ausbildung von Nervenleiden mannigfacher Art sich geltend macht.

Um den Ausbruch des Migräneanfalles zu verhüten oder den bereits aufgetretenen Anfall zu mildern, ist eine große Anzahl von Arzneimitteln, so besonders Chinin, Coffein, salicylsaures Natron, Amylnitrit u. a. m. empfohlen worden. Diese anzuwenden, muß immer dem Arzte vorbehalten werden und kann nicht Sache des Laien sein, der leicht Unheil stiften könnte. Ich betone dies besonders, weil es in letzter Zeit modern geworden ist, sich einfach eines der in den Zeitungen gepriesenen Gegenmittel gegen die Migräne anzuschaffen und im Bedarfsfalle nach Belieben anzuwenden. Ein solches Mittel ist beispielsweise das Amylnitrit, von dem man 1 bis 3 Tropfen auf ein Tuch oder Watte gießt und dasselbe vor die Nase hält. In der That erfolgt hierauf zuweilen ein sofortiges Verschwinden des Schmerzanfalles; allein die Anwendung dieses Mittels ist durchaus nicht gefahrlos; die Einathmung von 1 bis 2 Tropfen desselben erzeugt sogleich starke Röthung des Gesichtes und der ganzen oberen Körpertheile, womit sich Hitzegefühl, eine rauschähnliche Empfindung von Schwere im Kopfe, Steigerung der Herzthätigkeit und Pulsfrequenz verbinden, welche zuweilen Bewußtlosigkeit, Ohnmacht sowie plötzlichen Stillstand des Herzens zur Folge haben.

Nicht selten gelingt es, durch einfache Mittel eine gewisse Linderung im Schmerzanfalle herbeizuführen. So verschafft zuweilen die Anwendung von Kälte, das Auflegen eines feuchtkalten Tuches oder eines mit Eisstückchen gefüllten Gummibeutels auf den Kopf Milderung des Schmerzes, in anderen Fällen ist solche Wirkung nur durch Wärme zu erzielen. Oefter empfinden die vom Migräneanfalle Betroffenen es wohlthuend, wenn man ihnen ein Tuch recht fest um den Kopf herumbindet und dadurch einen kräftigen, tiefen Druck bis auf die Schädelknochen ausübt. Auch der Genuß einer Tasse starken schwarzen Kaffees oder recht heißen Thees und die hierdurch erfolgende reichliche Schweißerregung vermag manchmal Erleichterung zu verschaffen. Es giebt allerdings auch Migräneanfälle gewisser verwöhnter Damen, welche ebenso rasch wie sicher durch ein — neues Kleid oder eine Ballkarte zu kuriren sind; doch diese Art nervöser Anfälle gehört nicht in den Rahmen meiner Betrachtung, welche es nur mit Krankheiten, nicht aber mit Ungezogenheiten zu thun haben will.

Blumen-Luxus.

Die Mode spottet bekanntlich aller Logik und so stecken auch unsere Frauen, wenn die Natur erstarrt im Winterschlafe liegt, die duftigen Rosen in das Haar, während im Sommer, wenn die Kinder Floras siegreich alle Felder und Gauen behaupten, Kunstblumen aller Art auf den Damenhüten erscheinen. Aber die Blume selbst, sei sie nun Kunst oder Natur, gehört zu dem Luxus unserer Tage, wie sie in allen früheren Zeiten ihre Rolle spielte. Wie ein poetisches Symbol zieht sie sich durch die alte und die neue Geschichte, schmückt die Heldengräber und die Burgruinen, huldigt der Schönheit und dem Ruhme, windet der Zukunft ihre farbenprangenden Kränze. Sie beherrschte alle Ceremonien der alten Völker, und die christliche Kirche, die sie anfangs als ein Abzeichen des Heidenthums ausschloß, wollte sich schließlich auch nicht mehr ihrem blühenden Zauber entziehen. Fortunatus, Bischof von Poitiers, schrieb ein zierliches Gedicht an die Königin Radegund und die Aebtissin Agnes von Poitiers und sagte darin: „In dieser schönen Frühlingszeit schmücken alle Menschen ihre Häuser mit Blumen. Ihr aber sollt die herrlichen Blumen sammeln, sie zur Kirche tragen und damit die Altäre schmücken, damit sie in leuchtenden Farben erglänzen. Der goldne Krokus geselle sich zum holden Veilchen, grelles Roth sei durch schimmerndes Weiß abgelöst, dunkles Blau zu Grün gesellt. Es ist ein Kampf unter Blumen, die eine siegt durch ihre triumphirende Schönheit, die andere durch ihren süßen Duft; sie verdunkeln alle Edelsteine und spotten des Weihrauchs."

Das war im sechsten Jahrhundert, in Rom aber schmückt man noch heute in der Kirche der Santa Maria Maggiore die Altäre mit weißen Rosen und Jasminblüthen. Die Blume gehörte im Mittelalter zum höchsten Luxus der Kirche. Die anglikanische Kirche kennt noch heute keinen höheren Prunk und vor Ostersonntag drängen sich auf dem Blumenmarkt von Covent Garden unzählige Churchmen zwischen vornehmen Ladies, um wahre Wagenladungen prächtiger Blumen für den Schmuck der Altäre zu erwerben. Die Römer bekränzten ihr Haupt, und darum wies die christliche Kirche anfangs diesen Gebrauch zurück, im neunten Jahrhundert aber waren bereits die Kränze von Rosen und Myrthen für Braut und Bräutigam, die der christliche Priester verband, allgemein. Die plötzlich verpönten Grabkränze erschienen zuerst wieder auf den kleinen Särgen der christlichen Kinder und spielten bald bei den Begräbnissen überhaupt die wichtigste Rolle, die sie noch heute innehaben.

Aber nicht nur in den kirchlichen Ceremonien, auch in allen weltlichen Dingen errichtete die Blume ihre Herrschaft. In Frankreich gab es eine Rosensteuer (baillée des roses), die noch gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts entrichtet wurde. Es war dies ein Tribut, welchen die Pairs von Frankreich dem Parlamente darzubringen hatten. Er mußte an einem Tage im April, Mai oder Juni, wenn die erste Sitzung stattfand, entrichtet werden. Vor Beginn derselben hatte der Pair, an dem die Reihe war, für die baillée zu sorgen, alle Gemächer des

Palastes mit Rosen zu schmücken, selbst den Fußboden mit grünen Gräsern und Feldblumen zu bestreuen. Dann ging er in die große Halle und vertheilte die Rosen, die man ihm in großen silbernen Körben vorantrug, an die Mitglieder des Parlaments und die Hausoffiziere, die zu ihrem Dienste beigestellt waren. Wenn die Vertheilung beendet und die Sitzung geschlossen war, gab er den Präsidenten, Räthen, Beamten und Ceremonienmeistern des Hofes ein großes Festmahl.

Der Ursprung dieser Sitte ist nicht bekannt. Sie existirte nicht bloß für das Pariser, sondern auch für die übrigen Parlamente des Königreiches, besonders für jenes von Toulouse. Die Rosensteuer war ferner auch an die Kinder des Königs, die Prinzen von Geblüt, die Herzöge, Kardinäle und übrigen Pairs zu entrichten. Ein Edikt Heinrichs III. soll die Entrichtung des duftigen Tributs angeordnet haben. Große Ausdehnung nahm der Blumenluxus in Frankreich unter Ludwig XIV. an, welcher ein großer Blumenfreund war. Er liebte es, am Abend den Duft seltener, kostbarer Blumen einzuathmen, und in den königlichen Gärten gab es weite Beete von Veilchen, Orangenblüthen, Jasmin, Tuberosen, Heliotropen, Hyacinthen und Narcissen. Die Vorliebe des Königs wurde selbstredend in den Palästen der Großen nachgeahmt. Jenes Porzellanhaus, in welchem Ludwig seine glänzendsten Feste gab, trug den Namen „Palais de Flore“ — Palast Floras. Eine der königlichen Launen zertrümmerte aber den Porzellanpalast. Er fiel mit Madame de Montespan in Ungnade und an seiner Stelle erhob sich ein imposanterer Bau, zu Ehren des neuen Sternes, der Maintenon. Das war Trianon, in italienischem Stile gebaut, ganz aus rosafarbigem Marmor, mit einer mächtigen Balustrade, welche das ganze Gebäude krönte, geschmückt mit marmornen Statuen, Körben, Urnen, Kronen. Lenôtre erfand einen neuen Stil für die königlichen Gärten. Fortoul schreibt in den „Fastes de Versailles“: „Wenn man von Versailles nach Trianon kam, glaubte man, Land und Zone gewechselt zu haben und in irgend eine deliziöse Villa Italiens gerathen zu sein. Die Erde ist derart geschmückt und vergoldet durch Blumen und Marmor, die sich in stillen Wassern spiegeln, daß es scheint, als leuchte da eine wärmere Sonne und überschütte die ganze Landschaft mit ihrem Glanze.“

Wenngleich die Herrschaft der Blume beständig neuen Glanz gewinnt, so sind die Blumenarten doch der Mode unterworfen, wie alles in der Welt. Die alten Griechen liebten die Levkojen und Narcissen, in Deutschland beherrschten Lilien, Rosen und Rosmarin lange den Markt und die Frauenherzen, bis sich die Tulpe zur Alleinherrscherin emporschwang und alle Börsen plünderte. Sie ruinirte Holland wie später die Georgine Frankreich. Heute sind die Pelargonien, Hortensien, Geranien, Kakteen, Kamelien, Azaleen die Lieblingsblumen der eleganten Welt. Sie schmücken alle unsere Feste. Auf den Bällen strahlen die Damen nicht bloß von Juwelen, sondern farbenglühende Blumen nisten in ihrem Haar, schlingen sich in Gewinden aller Art um ihre kostbaren Roben, blühen an jeder Frauenbrust, umsäumen den weißen Nacken am Rande des Kleides, werden, zu Sträußen gebunden, von den schönsten Händen getragen. Wir senden sie der Geliebten ins Haus und kein Geburts- oder Namenstag schöner Frauen geht ohne Blumenhuldigung vorüber. Wir tragen sie kokett im Knopfloche und ehren die Künstlerin für die schöngesungene Arie mit einem Blüthenregen. Es giebt bereits eine „Blumenbindekunst“.

Zu Anfang der vierziger Jahre erfanden die Franzosen die Champignon-Bouquets, welche die kunstvollste Anordnung der Blumen gestatteten, indem die Blumen an lange Drähte geheftet und dann nach Belieben neben einander gereiht wurden. Mit Hilfe dieser Drähte bildet man aus Blumen Phantasiestücke aller Art, die als sinnige Geschenke dienen, für die Sängerin die Blumenlyra, für den Gelehrten den Blumenfolianten, Füllhörner, Vasen, Fächer ꝛc. Neuestens hat man die Blumenkissen erfunden, aus feuchtem Moos gebildet, welches den Blumenstengeln eine feste Grundlage bietet. Mehr als alle diese künstlichen Formen, zu welchen die seltensten und kostbarsten Blumen verwendet werden, wird uns aber immer das kleine Sträußchen von Primeln oder Maiglöckchen erfreuen, das uns in der schönen Frühlingszeit ein niedliches Blumenmädchen an der Straßenecke anbietet.

Die Kunstblumen verdanken ihre Entstehung frommen Schwestern. In den Frauenklöstern Italiens wurden bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts zur Ausschmückung der Altäre und zur Bekränzung der Heiligenstatuen mühsam aus Papier, Pergament und sonstigen steifen Stoffen künstliche Blumen verfertigt. Seither haben die sogenannten „italienischen Blumen“, die in den venetianischen Fabriken aus den Bälgen der verdorbenen Seidenkokons hergestellt werden, überall in Europa als ein besonders zierlicher Damenschmuck Ruf bekommen. Selbstredend beschränkt sich die Fabrikation in Venedig, welche beinahe ganz Italien mit künstlichen Blumen versorgt und ganze Waggonladungen derselben in das Ausland exportirt, nicht bloß auf diese einzige Sorte. Ich habe in einer venetianischen Blumenfabrik Umschau gehalten. Kaum ist die erste Chokolade bei Florian auf dem Markusplatze hinuntergeschlürft, so präsentirt sich dort schon dem Fremden ein Cicerone mit dem Anerbieten, ihn in eine „berühmte“ Fabrik der „berühmten italienischen Blumen“ zu führen. Sie nimmt zwei Stockwerke und das Erdgeschoß in einem der dunklen, grauen, alterthümlichen Häuser der Frezzaria ein und beschäftigt mehrere hundert Mädchen, die in den weiten niederen Sälen der Stockwerke untergebracht sind, während sich die Waarenniederlage im Parterre befindet. In allen Glasschränken sieht man hier die täuschendsten Erzeugnisse der Kunst, welche der Natur die leuchtenden, satten Farben und oft auch den Duft gestohlen zu haben scheinen. Denn diese Blumen werden häufig in Parfüms getaucht, welche berufen sind, unsere Geruchsorgane zu täuschen, wie der glänzende Schmelz dieser zierlichen Fabrikate unser Auge täuscht. Hier können die absonderlichsten Wünsche der Fremden, die aus Venedig nur etwas Besonderes heimbringen wollen, befriedigt werden. In den oberen Sälen sitzen die Arbeiterinnen, welche mit ihren geschickten Fingern so märchenhaft schöne Kunstgebilde verfertigen. Denn bei der Fabrikation seiner Kunstblumen ist beinahe alles Handarbeit und ihr Werth hängt einzig und allein von der Geschicklichkeit und dem Geschmacke der ärmlich gekleideten, zumeist kränklich aussehenden Mädchen ab, die an den langen Tischen sitzen und den gesundheitsschädlichen Staub der gefärbten Bestandtheile ihrer Blumenprodukte einathmen. Diese Geschicklichkeit und diesen Geschmack vermag keine Maschine zu ersetzen.

Im vergangenen Jahrhundert erfand wohl ein Schweizer eine Ausschneidepresse für Blätter, doch ist dieselbe nur für Blätter kleinster Art, wie der Hyacinthen, Maiglöckchen ꝛc. in Gebrauch. Bei den größeren Blumenblättern zieht man der korrekten Form, welche der Natur nicht immer entspricht, den höhern Reiz der Unregelmäßigkeiten vor, welche die Schere der Arbeiterin begeht. Die Gewebe zu den Blumenblättern erfahren eine besondere Appretur in anderen Fabriken. Die Scheren und sonstigen Werkzeuge der Arbeiterin, die Pressen, welche die Blattnerven botanisch treu wiedergeben, sind eigenthümlich konstruirt. Die Verrichtungen, die mit der Blumenfabrikation verbunden, sind die verschiedenartigsten und werden von verschiedenen Arbeiterinnen besorgt. In einem Saale beispielsweise werden ausschließlich die Blumenstengel und Blattstiele verfertigt; in einem zweiten Saale gießt man Früchte aller Art, Beeren, Kirschen, Weintrauben und so weiter, wie sie oft zwischen Blätter und Blüthen vermischt werden, aus Wachs; an einem besonderen Tische werden nur Staubfäden fabrizirt; andere Säle sind der Herstellung der Blumenknospen gewidmet. In einer weiten Halle erledigt man die Glasarbeiten, denn nicht alle Früchte werden aus Wachs gegossen; besonders die Beeren sind zumeist aus Glas. Die Glasstängelchen werden aus dünnen Glasstangen hergestellt, deren Ende man über eine kleine Flamme hält und glühend macht; durch eine geschickte Drehung wird die runde Form erzeugt, durch den Gebrauch verschiedenfarbiger Stäbe werden die feinsten Farbennüancen erzielt.

Den geschicktesten Arbeiterinnen ist das Zusammensetzen der Blätter zu Blüthen und der Blüthen zu Bouquets, Kränzen und Guirlanden aller Art anvertraut. Es ist interessant, diese Arbeit zu beobachten, bei welcher die emsig sich bewegenden Fingerchen der Arbeiterinnen mit den Innentheilen der Blumen beginnen, die äußeren Blumenblätter, zuerst die farbigen, dann die grünen nach und nach ansetzen, die Krone an den Stengel fügen und die gezackten Blätter an den Stengel reihen.

Venedig und Italien haben indessen schon lange kein Monopol mehr auf die Blumenfabrikation, die bereits auch in Frankreich und Deutschland in großem Maßstabe betrieben wird. Paris beschäftigte vor dem Kriege im Jahre 1870 15 000 Arbeiterinnen in Blumenfabriken und exportirte Kunstblumen alljährlich im Werthe von 25 Millionen Franken. Seit dem Kriege soll die französische

Blumenfabrikatien unter der Konkurrenz der deutschen stark gelitten haben. Namentlich die Berliner Blumenfabriken liefern wahre Kunstwerke und erobern sich wacker das heimische Absatzgebiet zurück. In Wien erfreuen sich die wunderschönen täuschenden Kunstblumen der Gräfin Baudissin großen Beifalls, welche ganze Blumenstöcke, exotische Pflanzen aller Art, ganze Epheuhecken, natürlich alles „unverwelklich", zur Zimmerdekoration verfertigt.

Mit den imitirten Blattpflanzen befreunden sich auch jene, welche sonst den Blumen „ohne Seele" keinen Geschmack abgewinnen können. Freilich ist jeder Kunst eine Grenze gezogen. Wer baut die Epheublüthe nach, die sich dem Sonnenstrahl verschließt und ihren Kelch nur dem keuschen Mondlicht öffnet? die Mimose, die bei fremder Berührung zitternd ihre Blätter schließt? die Sonnenwende, die strahlenberauscht stets gegen Osten blickt? So weit indessen die Kunst reicht, muß sie mit der Natur dem ungeheuren Luxus dienen, den wir modernen Menschen mit den Blumen treiben. Tausende und Tausende eifriger Hände wirken und schaffen jahraus, jahrein, nur für ihn. Dann kehrt ja der Frühling immer wieder, der große Zauberer, der aus reichem Füllhorn seine Gaben streut.

Hugo Klein.

In der Schutzhütte.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Novellenkranz von Johannes Proelß.

1. Eingeregnet.

Noch einmal wurde das flatternde Gewölk, das die schneeumwandelten Schrofen des Säntis, der Gyrenspitze und des Alten Manns zu umschleiern strebte, durch den Sturmwind verjagt, der nun schon seit einer Stunde von der Innerrhodener Hochebene in die Felsenwelt des Appenzeller Gebirgs emporfegte. Die mächtigen Wolkenmassen, welche das tiefe Seealpseethal gleich dicken Dämpfen ausfüllten, wurden von ihm, in einzelne Fetzen zerrissen, emporgetrieben; oben aber in der Sphäre des ewigen Schnees stießen sie noch eine Weile auf den Widerstand der Sonne. Doch immer dichter kam es nachgedrängt, immer dunkler wurde es auch dort oben — noch ein kurzer Kampf zwischen den Dämonen des Lichts und der Finsterniß, und die letztere hatte gesiegt. Jetzt war auch die schlanke Säntisspitze und das letzte Stückchen blauen Himmels verschwunden und die emporbrängenden Nebel hatten sich mit den Gewitterwolken oben so eng vereinigt, daß der Blick auch die verschiedenartigen Bewegungen der Dunstmassen nicht mehr zu verfolgen vermochte. Ja, der Wanderer auf dem schmalen Fußpfad, der sich hoch ob dem See auf der linken Firstkette über die Felsabhänge der Maarwies nach der Meglisalp hinzieht, vermochte überhaupt nichts mehr zu sehen als rings um sich grauen Nebeldunst und die immer dichter fallenden Regentropfen, die auf dem Geröll des Glimmerschiefers am Boden klatschend aufschlugen und die Alpenrosen am Abhange niederbogen.

Blumenweihe zu Mariae Himmelfahrt.
Originalzeichnung von J. A. Weßle.

„Eine schöne Geschichte," rief unmuthig ein älterer Herr von kräftiger Gestalt, dessen weißer Vollbart ein Gesicht von edlem Profil und lebhaftem Ausdruck umrahmte, „da wird's ja völlig Nacht und es ist doch kaum erst vier Uhr. — Aber wer hatte recht?" wandte er sich an seinen noch recht jugendlichen Führer, dessen bloße Füße mit Behagen die Nässe des vorher so heißen Weges zu empfinden schienen. „Ich traute dem Wetter schon unten in Weißbad nicht. Ihr aber bliebet dabei, es könne halt nur ein paar Tröpfli geben. Die paar Tröpfli ließen ja nicht auf sich warten; aber sie blieben nicht allein, und jetzt gießt's in Strömen. Wie sollen wir so auf den Säntis kommen? Kaum den Weg unter seinen Füßen kann man noch erkennen."

„Müssen halt auf der Meglisalp übernachten und morgen früh bei Zeiten naufigehn."

„Ja, glaubt Ihr denn, daß das Wetter sich über Nacht aufhellt?"

„Wird schon gut, Herr. Ein Gewitterregen hält nicht die Ewigkeit an."

„Und wie lange dauert's denn noch bis zur Meglisalp?"

Ein lauter Donnerschlag, dessen Krachen mit schauerlichem Dröhnen in den Schluchten des Gebirgs widerhallte, erstickte die Antwort des mit seinem kurzen Alpenstock vor sich hin deutenden Burschen.

„Wenn wir schnell gehen, kann's kein Viertelstündli mehr dauern."

„Nun dann, junger Mann, vorwärts! Wir haben zum Glück den Wind im Rücken! . . Hoho!" unterbrach er sich, als vom grasigen Abhang über dem schmalen Pfad, den sie beschritten, lautes Getrampel vernehmbar ward und dazu ein Geräusch, wie wenn flüchtiges Wild durchs Kniehholz bricht. Der Stadtherr blieb dabei stehen und faßte seinen Bergstock, als wollte er sich zur Wehr setzen.

„Nur unbesorgt, Herr," beruhigte der Führer. „Die Kuh von der Alp sind es, hören S' nicht das Geläut? Es geht über die Almen an uns vorbei. Die hellen Schellen — das sind die Geiß'n. Die Thiere merken, daß das Unwetter arg wird. Da suchen sie Unterschlupf in den Rothställen. Wir müssen ganz nahe dem Ziele sein."

In schnellem Laufschritt, als sei ihm der vollbepackte Tragkorb auf dem Rücken mit dem Handgepäck des Touristen keine Last, flog der Bursche voran; der alte Herr bewährte auch jetzt seine Rüstigkeit und blieb dem jungen Blut wacker auf den Fersen. Als ein neuer Blitz den Aether zuckend durchfuhr und, eine schnell verlöschende Helligkeit verbreitend, in großer Nähe einschlug, lag vor den Wanderern das kleine Gehöft, das ihnen eine sichere Unterkunft für die Nacht versprach.

Der alte Herr mit den elastischen Sehnen war sofort in die große schwarzgeräucherte Küche getreten, die in jeder echten Alphütte zugleich das Haupt- und Familienzimmer bildet, und bald fand er sich mit dem Alpwirth, seiner Frau und einer Tochter derselben in bester Unterhaltung. Er hatte eine schlechtere Herberge in dieser Alpeneinsamkeit erwartet, wie er sagte: daß die Aufnahme eine gastliche sei, hatte er schon unterwegs auf seiner Herreise gehört. Gleich zwei Gebäude und beide für die Aufnahme von Touristen berechnet, das lasse er sich gefallen.

Die beiden Gebäude waren zwar recht klein und dürftig, nur im Unterbau aus zusammengemörtelten Steinblöcken, im übrigen aus Holz roh zurecht gezimmert; aber der freundliche Herr, der sich seines nassen Lodenmantels entledigt hatte und sich nun behaglich am Feuer wärmte, über welchem der große Milchkessel am eisernen Haken hing, hatte ganz recht mit diesem Lob, war er doch auch ein vielerfahrener Alpengänger, dem gar wohl bekannt war, wie unbehaglich so manches Unterkunftshaus ähnlicher Art sich bietet. Im Hintergrunde des vom offenen Herdfeuer nur halbbeleuchteten, an den Wänden mit blankem Milchgeschirr ausgestatteten Raumes saßen zwei Führer, jeder einen Napf Milch mit großem Appetit auslöffelnd.

„Wollen's auch eine Milch?“ fragte die Sennin den Ankömmling.

„Danke, liebe Frau. Aber ich möcht' schon lieber etwas Warmes. Das kalte Wetter draußen hat mich ganz ausgefroren.“ Er ließ sich von seinem Führer seinen Rucksack bringen und entnahm demselben eine Ledertasche, die mit allerhand Konserven und ähnlichen Nahrungsmitteln, wie sie dem Reisenden nützlich sind, gefüllt war. Er öffnete eins der Blechbüchschen und roch mit Wohlbehagen daran. „Kaffee können Sie doch kochen?“

Die Frau bejahte das, fast beleidigt über den Zweifel.

„Nun, nun,“ beruhigte der freundliche Herr, „hab' mir schon in mancher Alphütte den Kaffee selbst kochen müssen.“

Er schüttelte mit prüfendem Blick aus seiner Büchse ein Häufchen des bereits gebrannten und gemahlenen Kaffees auf ein entfaltetes Blatt Papier und reichte diese Portion der wieder eintretenden Ammerei, wie die Alpleute ihre Tochter nannten. „Das reicht gerade für zwei Tassen. Und, nicht wahr, Du bringst mir ihn recht heiß, Ammerei? Ist das Dein Taufname?“

„Anna Maria steht's im Kalender.“

„Und ohne Milch, Ammerei. Inzwischen giebt mir der Vater wohl Bescheid, wo ich heute mein müdes Haupt betten soll.“

„'s ist schon gut,“ sagte dieser. „Es ist noch eine Kammer mit zwei Betten frei, und wenn niemand mehr kommt, können's allein drin schlafen. Der Seppli kann Ihre Tasch'n gleich nauf tragen.“

„Es sind also schon mehr Reisende da?“

„Ei freilich, drei Parteien mit Führern, vier Herren und zwei Damen. Gehn's nur gefälligst in das Gastzimmer gerad' hier über uns. Da finden's schon Gesellschaft. Den Kaffee bringt Ihnen die Ammerei hinauf, sobald er fertig ist.“

„Gut denn! Behüt' Gott einstweilen! Hab' mich hier unten bei Euch recht wohl befunden. Wegen meiner bedurft's nicht des ‚Gastzimmers'. Und vor dem Kaffee bringt's mir auch was zu essen. Ein paar Spiegeleier und Brot kann ich doch haben?“

„Wohl, wohl!“

„Gut also, bringen's mir drei und dem Führer geben's auch ein paar. Fleisch habe ich bei mir.“

Er war in die Thür getreten, wo ihm der Regen ins Gesicht schlug. „Das scheint sich hier festregnen zu wollen,“ sagte er ärgerlich, indem er seine goldene Brille abnahm, um die angelaufenen Gläser zu putzen. „Was denkt Ihr, Alpmeister? Wird's über Nacht klar werden?“

Der alte Senn kratzte sich hinterm Ohr.

„Jetzt läßt sich gar nichts sagen, Herr. Wir können vor ‚Duft' ja nicht einmal das Wetterloch sehen. Aber besser kann's schon werden bis morgen.“

„Dazu gehört freilich nicht viel,“ sagte mit sauersüßem Lächeln der Gast, der nunmehr in den Regen hinaustrat und über die hölzerne Freitreppe zu dem ihm angekündigten oberen Gastzimmer emporstieg.

Das herzhafte „Guten Tag“, mit welchem er hier eintrat, wurde nicht gerade entgegenkommend erwidert. Langeweile und Mißmuth schienen hier oben das Regiment zu führen. Das Gefühl des Eingeregnetseins schien auf den Gemüthern aller zu lasten. Auch diejenigen Opfer des launischen Wettergottes, die zu einander gehörten, gaben sich, still für sich, irgend einer Beschäftigung oder müßiger Uebellaune hin. An einem der Fenster, durch die man bei gutem Wetter die herrlichste Aussicht auf die Häupter der Säntisgruppe gehabt haben würde, stand ein Herr in mittleren Jahren und trommelte an den Scheiben. Die Züge und der Bartschnitt desselben verriethen angelsächsischen Typus, doch erinnerte der einfach und praktisch gekleidete Tourist sonst in nichts an jenen „großkarrirten“, murraybehafteten Engländer, dessen überlebte Erscheinung in deutschen Reisebeschreibungen noch immer sich umtreibt. Ein jüngerer Mann, dessen etwas blasses Gesicht auf einen gelehrten Beruf schließen ließ, war in die Lektüre eines Buches vertieft. Er hatte eine Flasche Bier vor sich auf einem der zwei großen Tische stehen, welche die im übrigen ziemlich kahle Stube den Gästen darbot, und ließ sich durch das Lesen im Rauchen nicht stören. Ein Ehepaar, das, sichtlich im besten Alter, sich bester Gesundheit erfreute und vor Ausbruch des Regens offenbar von der Hitze sehr auszustehen gehabt hatte, deren Reflex noch auf ihren Stirnen und Wangen glühte, gab sich in beschaulicher Wehmuth einem frugalen Mahle hin, welches in der Hauptsache aus mitgebrachten Fleischschnitten bestand und dem eine Flasche des landesüblichen Hallauer die Würze gab. Ein anderes Paar von schlankerem Wuchse und aparterem Wesen stand schließlich neben dem Nähtisch einer zweiten jungen Alpnerin, die am Fenster neben der Thür mit einer der kunstvollen Weißstickereien beschäftigt war, wie sie die Appenzeller „Meidli“ mit ihren geschickten Händen alljährlich zu Tausenden in die großen Ausfuhrgeschäfte in St. Gallen, Appenzell, Gais und Bühler abliefern. Der blonde bärtige Herr hatte in der Rechten ein Skizzenbuch, in dem er offenbar vorher gezeichnet hatte, denn die andere Hand spielte mit einem Bleistift; die junge Frau hatte einen großen Strauß von Alpenblumen in der Linken und reichte aus demselben eben ein schönes Exemplar von selbstgepflücktem Edelweiß der Stickerin hin.

Auch der neue Ankömmling, der zunächst mit prüfenden Blicken ein paarmal das Zimmer durchmessen hatte, in dessen Hintergrunde eine Falltreppe in ein oberes Stockwerk führte, fand sich angezogen von dem Bild der stickenden Gebirgstochter, deren feine Nadelstiche eben dabei waren, auf einem Streifen duftigen Mousselins das ziemlich naturgetreue Abbild einer Edelweißblüthe auszuführen.

„Das ist ja wahrhafte Künstlerarbeit,“ rief er unwillkürlich, nachdem er dem Mädchen eine Zeitlang zugesehen.

Dieses blickte befriedigt auf bei' dem Lobspruch, sagte dann aber gelassen:

„'s ist nur Uebung, Herr. Mühsam aber ist's schon, und wenn wir im Winter Tag für Tag über unseren Kissen sitzen, thun uns die Finger mitunter recht weh. Jetzt im Sommer giebt's immer Abwechselung in der Arbeit; da macht einem das Sticken Freud'. Die letzten Tage, wo das Wetter so schön war und sehr viele Gäste bei uns einkehrten, bin ich gar nimmer dazu gekommen.“

„Bleiben Sie denn auch im Winter hier oben?“ fragte jetzt theilnehmend die Dame hinter ihr.

„O nein,“ sagte das Meidli; „da geht's mit den Kühen und Geißen hinunter ins Schwender Thal.“

„Nun, da bringt ja wohl auch der Winter Unterhaltung und Lustbarkeit?“

„Das schon auch, den Sennenball und den Schöttlerball in Appenzell und bei Hochzeiten oder Kindstaufen ein ‚tanziges Mahl'. Aber die Hauptsach' ist doch unsere Arbeit. Wenn die Meidli aus der Freundschaft nicht zusammenhalten thäten und zum Sticken zusammenkämen, könnt's manchmal etwas gar zu einsam werden.“

„Da wird wohl wacker geplauscht, während die Nadeln sich fleißig rühren?“

„Wohl, wohl; aber auch ein G'sangl giebt's oft, und wer's kann, erzählt Geschichten, die alten heimischen, die jedes gern immer wieder hört, von der Jungfrau und dem Schatz in den Auen, vom blauen Schnee und der verschneiten Alp, vom Bötzler, vom besten Locker oder auch etwas neues.“

„Das ist recht,“ rief der alte Herr; „man sollt' es nicht glauben, aber wahr ist es doch: die Leute auf dem Lande wissen oft besser für ihre Unterhaltung zu sorgen, als wir drin in den Städten mit unserem Ueberfluß an Bildungsmitteln und Scheinbildung.“

Der Blonde mit dem Künstlerkopf neben ihm nickte zustimmend und sagte:

„Sicher steckt in den alten Geschichten, wie sie sich hier von Mund zu Munde und von Geschlecht zu Geschlecht vererben, oft mehr Weisheit und Schönheit als in den Gesprächen, mit denen in unseren Salons vielfach über Kunst und Litteratur gesprochen wird, und vor allem — mehr Natur. Und die ist's doch, die wir hier oben suchen.“

Die fleißige Stickerin hatte sich indessen erhoben: es sei zwar noch früh am Tage aber sie müsse bei der wachsenden Dunkelheit doch jetzt die Lampen anzünden.

Während das flinke Mädchen die beiden einfachen Hängelampen über den Tischen anzündete, kam einige Bewegung in die Gesellschaft. Die Ammerei kam und brachte das einfache Eiergericht, das sich der letzte Ankömmling bestellt hatte. Der junge Gelehrte, der sich die Zeit mit Rauchen und Lesen vertrieben hatte, stand auf und trat an ein Fenster. Der Engländer wandte sich von dem seinen ab, und jener sagte mit Humor zu diesem:

„Ja, von der erhofften Aussicht ist hier ebenso wenig zu genießen wie oben auf dem Säntis, den Sie — wie Sie erzählten — so unbefriedigt verließen."

„Indeed," sagte mit langsamer und seine Abkunft verrathender Sprechweise der Engländer, „weil es heute mittag für meinen Geschmack zu — hell war. Hier bietet der Sturm — mir Ersatz für die fehlende Aussicht. Sehen Sie nur, wie er den Regen gegen die Scheiben schüttet."

„O ja," meinte schmunzelnd der Deutsche, „auch das sieht, sozusagen, ganz nett aus. Aber bei schönem Wetter muß es hier doch wohl noch hübscher sein, wenn man da draußen statt Dunst und Nebel das großartige Panorama sieht, wie ich es eben da in dem Specialwerke über den Appenzeller Kanton gelesen habe."

Mit komischem Pathos im Ton die Weise eines berufsmäßigen Fremdenführers kopirend und sich indirekt an alle Anwesenden wendend, fuhr er fort: „Um die weite Alp herum ragen aus den leuchtenden Schneefeldern der Säntis, die Gyrenspitze, die hintere Wagenluke, der Bötzler, der Fählerschafberg nach dem blauen Himmelsgewölbe hinauf; wilde Bergwasser schäumen tobend von den Schneefeldern in die Tiefe hinunter; Herdengeläute ertlingt überall, Jodler schmettern durch die Luft . . . Ja, ja! All das kann man an besserem Tage hier genießen. Und hat man es recht gut getroffen, noch mehr. Wenn nämlich auf der grünen Alpe hier vor uns, welche der Nebel unseren Blicken entzieht, von den Sennen und Sennerinnen des weiten Seealpseethals ‚Alpstubeten' gehalten wird, da entfaltet sich hier ein festliches Treiben von ungemein malerischem Reiz. Da kommen die Appenzeller Meidli in ihrem schönsten, reich mit Silbergespänge und -Ketten verzierten Sonntagsstaat in Scharen herbeigezogen und mit ihnen die Sennen, gleichfalls in festlicher Tracht; ein Tanzplatz ist abgesteckt, die Fiedel und die Handharmonika spielen auf und unter Gottes blauem Himmel beginnt der Reigen. Bei einiger Phantasie, meine Herrschaften, kann man sich das alles ja schönstens vorstellen und das darf uns einigermaßen mit unserem Schicksal versöhnen."

„Bravo!" rief der Alte, der seine kleine Mahlzeit beendet hatte.

„Doch lange dürfte dieser Trost nicht vorhalten," sagte der robuste Herr, dessen Appetit jetzt befriedigt war und der nun begann, sein umständliches Reisenecessaire in Ordnung zu bringen. „Solch ein Wetter! Wenn wir wenigstens unten in Weißbad geblieben wären."

„Und dabei ist wohl wenig Aussicht auf Besserung?" warf der Alte fragend hin, als wolle er zum Widerspruch reizen.

„Es kann leicht noch schöner werden, wollte sagen — schlimmer," erwiderte der Engländer. „Sie müssen wissen, ich bin ein großer Enthusiast für die Natur, wenn sie — wild ist. Es ist das nur natürlich; denn dann ist sie doch am schönsten."

„Dennoch dürfen Sie sich nicht wundern, wenn wir dem Sonnenschein und blauen Himmel den Vorzug geben und in unserem Falle recht sehr wünschen, der böse Regen möchte baldigst aufhören," sagte mit gutmüthigem Lächeln der Mann des materiellen Behagens, im Einklang mit seiner Frau, die sich begnügte, über den romantischen Standpunkt des Engländers lebhaft den Kopf zu schütteln.

„Und leider steht es mit den Aussichten schlecht genug," bemerkte nun der junge Gelehrte. „So ist es rathsam, sich wenigstens keinen Illusionen hinzugeben. Das macht erst recht ungeduldig."

„Aber die Führer machten uns eben noch Hoffnung auf baldigen Wechsel des Wetters."

„Ja, die Führer! Die sind immer Optimisten. Das bringt ihr Geschäft mit sich. Sie müssen sonst fürchten, auf halbem Wege entlohnt zu werden. Und davon will ihr gesunder Egoismus nichts wissen."

„Aber was für Gründe haben denn Sie für Ihre pessimistische Auffassung?"

„Das ist der Kassandrafluch der meteorologischen Wissenschaft. Ich bin meines Zeichens Astronom und soweit sich nach den vorhandenen atmosphärischen Anzeichen ein Schluß ziehen läßt, handelt es sich heute nicht nur, wie es anfangs schien, um ein Gebirgsgewitter, sondern um einen gründlichen Regen, der nur von gewitterartigen Erscheinungen begleitet ist. Ja, wenn der Wind umschlüge! Aber dazu ist vorderhand keine Aussicht. Morgen früh vielleicht!"

„Da heißt es sich in Geduld fassen," sagte mit einem Seufzer die ältere Dame, indem sie sich in ihr Shawltuch wickelte und sich wieder auf ihren früheren Platz zurückzog.

„Aber wie soll man sich denn in dieser öden Hütte die Zeit vertreiben?" rief verzweifelt ihr Gatte, der sein leichtes Sommerröckchen mit einer Lodenjoppe vertauschte, die er seiner umfangreichen Reisetasche entnahm. „Zu Bett kann man doch zu so früher Stunde noch nicht gehen, zumal uns hier nicht grade Stahlfedermatratzen erwarten dürften und der Sturm einem ohnehin das Einschlafen nicht erleichtern wird."

Der Astronom schlug den Herrschaften, deren Sprechweise verrieth, daß sie im norddeutschen Plattland ihre Heimath hatten, ein Spielchen vor. „Sie können doch gewiß Skat?" Doch diese verneinten es.

„Nicht möglich," rief der lustige Sterngucker. „Nun, dann ein anderes Spiel! Bärbeli," rief er gleichzeitig, „Ihr *habt doch* Spielkarten?"

„Wir hatten wohl, aber gestern sind sie abhanden gekommen. Es muß sie eins haben mitgehen lassen!"

„Nun, das muß ich sagen!" rief jetzt auch im Tone der Verzweiflung der joviale Verehrer des Skatspiels. „Eingeregnet sein, das ist schon schlimm; aber eingeregnet sein ohne Karten, das übersteigt das Maß des Erträglichen! Bringen Sie mir wenigstens noch eine Flasche Bier!"

Das jüngere Ehepaar hatte sich inzwischen seinen vorher nur unterbrochenen Beschäftigungen hingegeben. Die Dame ordnete die mitgebrachten Alpenpflanzen in ihr Herbarium ein; der Herr führte in seinem Skizzenbuch eine angefangene Zeichnung aus. Er that dies mit so leichtem künstlerischen Strich, daß sich der Weißbart mit der goldenen Brille, welcher um Erlaubniß gebeten hatte, ihm zuzusehen, nicht der Frage enthalten konnte, ob er Maler von Beruf sei, was jener ohne viel Aufhebens bejahte. Der Engländer hatte sich wieder an sein Fenster gestellt und lauschte seinem Freunde, dem Sturm, der mit schrillem Geheul das Gebäude umtobte. Es war dies jetzt allen vernehmlich, da auch die übrigen wieder in die frühere Schweigsamkeit verfallen waren. Der Astronom rauchte nachdenklich seine Cigarre, der norddeutsche Herr hatte sich auch eine solche, offenbar eine echte, angezündet und sah nun mit seiner getreuen Ehehälfte der Gattin des Malers zu, welche mit bewunderungswürdigem Geschick ihre Pflanzen auf den Löschpapierblättern des Herbariums so zurecht legte, daß die einzelnen Blüthen und Blätter in ihrer Eigenart und doch auch wieder in malerischer Gesammtwirkung zur Geltung kamen. Das Bärbeli unterbrach die Stille; es brachte das gewünschte Bier und den Kaffee für unseren Freund. Derselbe kostete mit prüfender Kennermiene und lobte das Getränk.

„Sag' der Mutter, daß sie ihn vorzüglich gekocht habe. Aber es ist zu viel. Darf ich den Damen eine Tasse anbieten? Echter Mokka. Ich habe ihn selbst mitgebracht . . . Sie lassen sich die kleine Aufmerksamkeit gefallen? Das ist schön! Geh, Bärbeli, dort im Schrank stehn ja Tassen."

Das Mädchen brachte das Nöthige schnell herbei.

„Und nun, Meidli, da wir so gemüthlich beisammen sitzen, zum Theil ohne zu wissen, was wir anfangen sollen, wie wär's, wenn Du etwas für unsere Unterhaltung thätest? Da, der Herr Maler sitzt grade so über sein Skizzenbuch gebeugt wie Ihr im Winter über der Stickerei, wenn Ihr Euch Geschichten erzählt. Und auch wir anderen befleißen uns einer andachtsvollen Ruhe. So sind wir Städter nun einmal, wenn wir, gänzlich unvorgestellt und unvermuthet, auf Reisen Tisch- und Zeitgenossen werden. Aber von Dir werden wir uns wohl alle gern eine Euerer heimischen Geschichten und Sagen erzählen lassen. Wie war's mit dem ‚Bötzler' und mit dem ‚blauen Schnee'? Fang' einmal an!"

Das Mädchen zupfte sich verlegen an den Schürzenzipfeln. „Gehen's, was machen der Herr für Gspaß! Für solche gescheite Stadtleut wie Sie sind das keine Geschichten und Sie würden mich nur auslachen, wenn ich Ihnen eins erzählen wollt'."

Doch die Touristen, der Engländer nicht ausgeschlossen, protestirten sehr lebhaft. „Nein, nein, Bärbeli! Erzähl nur frisch drauf los!"

„Ei, wenn S' denn gar so d'rauf aus sind; ich weiß schon, daß drinnen in den großen Städten es grundstudirte Leut giebt,

die eine ganz närrische Freud' an unsern Liedern und Geschichten haben; da will ich nachher die vom Bötzler Ihnen sagen, aber vorher muß der Herr selber etwas erzählen; der weiß gewiß schönere Geschichten wie so ein dummes Meidli in den Bergen."

„Seht einmal, was für ein durchtriebener Schalk dem Mädel im Nacken sitzt!" rief dagegen abwehrend der gesprächige Alte.

„Ja, aber recht hat das Bärbeli, Herr Professor," rief jetzt der lustige Wetterprophet mit dem düstern Kassandrablick von vorhin, indem er sich erhob. „Ich habe doch die Ehre, in Ihnen Herrn Professor Hermann Schröder zu begrüßen. Mein Name ist Helbig, Observator der Sternwarte in —, doch das thut nichts zur Sache; ich habe als Student bei Ihnen Kolleg gehört und jetzt erst erkannte ich Sie an der Stimme. Damals war Ihr Bart noch nicht weiß, auch trugen Sie keine Brille."

„Ja, ja, man wird alt. Ich erinnere mich wohl. Vor zehn Jahren etwa. Sie hörten bei mir das Lessingkolleg und englische Litteraturgeschichte."

„Ganz recht, Herr Professor!"

„Freut mich sehr, Sie wiederzusehen, und bedaure nur, daß der Anlaß dieser gräuliche Regen ist."

„Für den wir uns jetzt schadlos halten wollen durch eine animirte Unterhaltung."

„Recht so! Das wollen wir! Die Herrschaften mögen unsere plötzliche Inkognitoenthüllung freundlichst als Vorstellung betrachten," fuhr mit einer höflichen Verbeugung gegen die übrigen der Professor fort.

„Bitte gleichfalls," schloß sich Herr Helbig an.

„Maler Breitinger, meine Frau", „August Kurz, Fabrikant, meine Frau", „John Whitfield" — stellten sich auch die übrigen vor.

„Und nun, Herr Professor, Ihre Geschichte?"

„Fällt mir nicht ein, meine Ferien und diese Schweizerreise durch ein Kollegium zu profaniren. Ich habe genug im Hörsaal vorzutragen."

„Aber, Herr Professor, Sie würden gewiß uns sämmtlich erfreuen!"

„Bleiben Sie mir mit dem Professortitel vom Leibe. Bin ich deshalb auf diese Höhen gestiegen? ‚Auf den Bergen ist Freiheit', singt der Dichter und ‚hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein', ist mein Wanderspruch!"

„Den ich mir gefallen lasse," warf der Maler dazwischen. ‚Aber Sie sollen ja auch gar nicht doziren. Sie sollen nur das schönste und freieste Unterhaltungsmittel hier wieder zu Ehren bringen, das der freien Erzählung. Wie die arabischen Kaufleute auf ihren Reisen durch die Wüste des Nachts in ihren Zelten sich die Zeit vor dem Einschlafen durch Stegreif-Erzählen von Märchen und Geschichten vertreiben und der Berufenste dabei zuerst das Wort erhält . . ."

„Ja und wie Sie uns in Ihrem ‚Kolleg' so anziehend von Chaucers Canterburygeschichten erzählt haben, deren Einkleidung uns eine bunt zusammengewürfelte Gesellschaft von Pilgern vorführt, die auf der Reise zum Grabmal des heiligen Becket von Canterbury begriffen sind und sich auf den Vorschlag des lustigen Wirths vom Tabard-Inn den mühsamen Weg durch Geschichtenerzählen kürzen, so wollen auch wir's machen, um die Langeweile zu bannen und das schlechte Wetter zu vergessen."

„Der Vorschlag läßt sich hören. Wenn Sie mich zum Alterspräsidenten des Symposions ernennen, so erhebe ich den Vorschlag zum Antrag. Wer ist dagegen?"

Die meisten erklärten zwar, sie hätten keine Uebung und würden sich blamiren, aber die Idee wurde von allen heiter willkommen geheißen. „Und nun zur zweiten Frage: welcher Art sollen die Geschichten sein? Herr Breitinger, Sie melden sich zum Wort, bitte!"

„Ich denke, da uns die Lust am Reisen, am Wandern hier zusammengeführt hat, so sollten es Reiseabenteuer sein, und da uns das Unwetter draußen heute um den erhofften Reisegenuß gebracht hat, möge jeder, sich und uns zum Trost, seine schönste Reiseerinnerung zum besten geben!"

Lebhafte Zustimmung war von allen Seiten die Antwort.

„Angenommen also," resümirte der Professor. „Jeder erzähle seine schönste Reiseerinnerung. Aber wer soll anfangen?"

„Ich denke, die studirten Herren machen den Anfang," war die Meinung der Damen.

„Ladies first," sagte verbindlich lächelnd der Engländer.

„Dem Alter gebührt die Ehre," stichelte der Astronom, der sich als Jüngster in dem Kreise fühlte.

„Das hieße die natürliche Ordnung auf den Kopf stellen," entgegnete der Professor. „Je älter wir sind, um so reicher sind wir an Reiseerinnerungen und um so mehr Zeit brauchen wir also, die schönste aus der Menge herauszusuchen."

„Es ist wirklich recht schwer," seufzte Herr Kurz, der mit gerunzelter Stirn vor sich hinbrütete. Seine Frau sah ihn vorwurfsvoll an. „Aber, Mann, mußt Du erst nachdenken, welches Dein schönster Reisetag war?"

„Natürlich unser Verlobungstag, Lina, ich weiß wohl," beschwichtigte der Mann; „aber das ist doch keine Geschichte."

Doch der Professor schlichtete den Streit mit einem Gewaltspruch: „Herr Doktor Helbig, kraft der mir übertragenen Befugniß als Präsident ersuche ich Sie, den Reigen des Erzählens zu eröffnen."

„Nun gut! Dann müssen Sie es mir aber auch nicht verargen, wenn ich die grade heranschwimmende Erinnerung aus meinem Gedächtnißstrom heraufangele und für die beste erkläre, weil sie eben die erste ist. Ich könnte ihr den Titel geben: ‚Wenn man nicht Skat kann.' Für die poetischeren Gemüther unter uns empfiehlt sich dagegen als Titel ein Wort, mit welchem ich die ganz eigenthümliche, aus Abenteuerlust, Naturgenuß und Freiheitsgefühl gemischte Stimmung bezeichnen möchte, die man namentlich in der Jugend beim frohen Wandern über Berg und Thal empfindet; unser litteraturkundiger Präsident gestatte mir den Anklang an den ‚Waldeszauber' Eichendorffs; das Wort heißt: ‚Wanderzauber'!"

---

2. Wanderzauber.

Ich bin zwar der Jüngste in diesem Kreise, aber wenn ich an die Zeit zurückdenke, an deren Erinnerungen ich jetzt rühre, komme ich mir schon recht alt vor. Damals verfolgte ich noch nicht mit mühsamen Berechnungen die Bahnen der Planeten und Kometen und noch weniger erschienen mir die Bahnen des Menschenlebens von Gesetzen und Regeln abhängig, die sich berechnen lassen. Und von jener Zeit her erscheint mir als Hauptreiz des Reisens und Wanderns, daß seine Wechselfälle aller Vorausberechnung spotten und man an jedem Kreuzweg dem Glück in einer anderen freundlichen Gestalt begegnen kann. Meine schönsten Reiseerinnerungen stammen denn auch aus der Zeit, da ich mit meinen Kommilitonen von Jena aus die Höhen und Thäler des Thüringerwaldes wandernd durchmaß, ohne viel Geld in der Tasche, aber das ganze Herz voll Lebensfrische und Daseinsfreude, das Geibelsche „O Wandern, o Wandern, du freie Burschenlust!" zum Panier.

Die verehrten Damen unserer Tafelrunde werden sich schwerlich einen Begriff machen können von der Stimmung, welche den Ton angiebt, wenn Studenten wandern. „Studio auf einer Reis', juchheidi, juchheida!" heißt's im Lied und die holde Mahnung eines anderen Verses:

„Laßt uns die Becher bekränzen,
Laßt bei Gesängen und Tänzen
Uns durch die Pilgerwelt geh'n —"

wird nie so wörtlich befolgt, als wenn der Bruder Studio das Ränzel auf den Rücken nimmt und sich auf die Wanderschaft begiebt, planlos, ziellos, hinaus ins Freie, in die Welt, wo sie schön ist. Und mit seinen Augen betrachtet, ist die Welt fast überall schön.

In unseren großen Städten, wo neben anderen wichtigen Centralstellen des Lebens auch Universitäten sind, kommt diese Stimmung kaum mehr recht auf; aber in jenen kleinen Orten, die nur Universitäten sind, um welche einiges Philistervolk ehrfurchtsvoll herum wohnt, hat die alte deutsche Burschenfreiheit noch mächtige Bollwerke und behauptet sich siegreich vor der alles nivellirenden Großstadtkultur. Eine der Hochburgen der alten echten Studentenpoesie ist Jena an der Saale und von einem Pfingstausflug von hier in den Thüringerwald, den ich mit zwei gleichgestimmten Kameraden im ersten Semester unternahm, will ich nunmehr erzählen. Wohl habe ich seitdem Schöneres gesehen als die idyllischen Waldthäler Thüringens und Bedeutenderes erlebt als an jenen Tagen, aber keine spätere Reiseerinnerung steht in gleichem Maße von Poesie verklärt vor meiner Seele wie diese.

In Thüringen, wo von altersher immer Deutsche gewohnt haben, ohne daß fremder Einfluß von außen die heimische Sitte hätte verändern können, findet sich im Volksbrauch noch so manches aus altersgrauer Vorzeit erhalten. Wie die thüringischen Mädchen noch heute in der Nacht zum ersten Mai „in den Maithau gehen", das heißt mit ihren Freundinnen unter Scherzen und Liedersang in die nächste Umgebung des Orts pilgern, wie es die Vorfahren gethan, die mit dem wunderthätigen Thau dieser Nacht gläubig Schläfe und Stirn sich netzten, um damit ihr Gesicht vor den Spuren des Alters zu feien, so spielt zu Pfingsten die „Maie", das ist mit ihrem jungen hellgrünen Blätterschmuck die Birke, eine von Alters her geheiligte Rolle. Wie zur Weihnacht die dunkle Tanne, wird dieser lustige Frühlingsbaum dann zum Schmuck der Häuser und Kirchen verwandt. Und in jedem Dorf wird auf dem großen Platz, wo die Linde steht oder wenigstens einstmals stand, ein Tanzplatz abgesteckt, oft auch mit Brettern ausgeschlagen, und ringsherum im Geviert werden wiederum grüne Maien aufgestellt.

Auch uns hatten flatternde Maienbäume auf der Fahrt von Jena nach Rudolstadt lustig umrauscht, als wir das blühende Saalthal am ersten Pfingsttag morgens in einem offenen Beiwagen der Post durchfuhren. So wollte es die alte Tradition unserer Verbindung, der Eisenbahn zum Spott, die uns weit schneller, aber auch ohne alle Romantik ans Ziel gebracht haben würde. Und hatte schon bei dieser Fahrt eine Stimmung sich unser bemächtigt, die dem lustigen Grün der Birken an Frische nichts nachgab, so wollte der Jubel kein Ende nehmen, als wir nach beendigtem Mahl im „Adler" zu Rudolstadt in größerer Gesellschaft von anderen Jenenser Studenten, die sich dort zusammengefunden hatten, in langem Zuge, zu zwei oder drei Arm in Arm, singend und mit den Stöcken schwenkend „zum Städtle hinaus" zogen auf der Straße nach Blankenburg, von wo bekanntlich der Weg ins wildromantische Schwarzathal abbiegt. Schwarzburg am Ende desselben war das Endziel dieses ersten Reisetags.

Wir waren noch nicht lange gegangen; das unverwüstliche Wanderlied „Der Mai ist gekommen" war eben zum dritten Mal mit zum Theil schon recht heiseren Kehlen zu Ende gesungen worden, da zeigte sich ein neues Dorf vor uns auf dem Wege und dieser Anblick weckte in der Mehrzahl der Genossen das gewohnheitsmäßige Verlangen nach einem solennen Kaffeeskat. Das Hin und Her der Vorschläge führte zu dem Entschluß, in dem Wirthshaus des Dorfes, falls es nur einen Garten zum Sitzen im Freien habe, die erste Einkehr zu halten und einen obligaten Skat dabei ins Werk zu setzen. An Karten dazu konnte es nicht fehlen; denn vier bemooste Häupter unserer bunt zusammengewürfelten Reisegesellschaft hatten diesen Einwand sofort damit niedergeschlagen, daß sie aus ihrer Brusttasche jeder ein Spiel Karten triumphirend hervorzogen.

Für unsere Damen, denen die zwingende Macht des Skatspiels über alle, die es spielen können, vielleicht noch unbekannt ist, muß ich hier hervorheben, daß Jena nur wenige Eisenbahnstunden von Altenburg, der Wiege dieses sinnreichen Kartenspiels, liegt und die Jenaer Studentenschaft schon frühzeitig ihren Beruf erkannt hat, demselben ein anhaltendes Studium und die ausdauerndste Pflege zuzuwenden. Sie werden daher meine Zerknirschtheit nachempfinden können, daß ich es damals bis über die Anfangsgründe des Skats noch nicht hinausgebracht hatte, während meine zwei eigentlichen Reisegefährten leidenschaftliche Spieler waren, die, nachdem sie mich meiner Unfähigkeit wegen weidlich verspottet hatten, ihrer Befriedigung lauten Ausdruck gaben, in so angenehmem Kreise den „dritten Mann" für den ersten „Pfingstreiseskat" finden zu können.

Das Wirthshaus im Dorf hatte richtig einen geräumigen Garten und bald saß die bis dahin freigeeinte Gesellschaft in Gruppen von drei und vier Personen abgesondert beim Spiel. Während der Wirth vergnügten Angesichts die ersten Gläser heranschleppte, schmetterte es auf den Holztischen bereits von grünen Wenzeln, Schellenassen und Eichelzehnern. Mir blieb nichts übrig, als mich, wenn nicht „weinend", so doch beschämt „aus diesem Bund zu stehlen" und mein Heil auf eigene Weise in einem „Solo" zu suchen. Und ich hatte nicht lange zu suchen. Schon beim Einzug in die grüne Kastanienhalle des Wirthsgartens waren uns Fanfaren einer nahen Tanzmusik entgegen geklungen, und diesen lockenden Tönen nachgehend, gelangte ich bald auf den freien Dorfplatz, unter dessen breitem Lindendach aus blanken Brettern ein Tanzboden hergerichtet war, auf welchem sich sonntäglich geputzte Burschen mit ihren Mädchen im Takte drehten. In nächster Nähe des von Birken umrahmten Tanzplatzes waren, ebenfalls in primitiver Weise, aus Brettern und Pfosten Tische aufgeschlagen, an denen die älteren Leute saßen, die Frauen strickend, die Männer Pfeife rauchend, paarweis ein gemeinsames Bierglas vor sich, das offenbar nur in langen Pausen von dem blondzopfigen Töchterlein des Lindenwirths gefüllt zu werden brauchte, dessen Haus und Gehöft an diesen Platz grenzte. Wenigstens behielt das schmucke Kind genug Zeit übrig, um sich der Tanzlust hinzugeben, die ihm aus den blauen Augen über den gerötheten Wangen schimmernd leuchtete. Es war kein Wunder, daß eine merkliche Trübung dieses freudigen Ausdrucks eintrat, als ich durch mein Begehr nach einem Glase Bier sie nöthigte, sich aus den Armen ihres Tänzers zu lösen, nachdem die Musik eben erst ein neues Stück begonnen. Ihr Tänzer war nicht eben ein bevorzugter Vertreter seines Geschlechts und der Unmuth auf der Stirn der flinken Hebe, der noch nicht ganz verflogen war, als sie mir den Trunk brachte, galt, wie sich zeigte, auch nur der Unterbrechung des Tanzes überhaupt, nicht dem Verluste grade dieses Tänzers.

Da mir ihre frische Jugend sehr gefiel, suchte ich sie denn auch festzuhalten in dem Gespräch, das ich mit dem Ausdruck meines Bedauerns begonnen hatte, sie im Tanze gestört zu haben. Ziemlich unvermittelt antwortete sie darauf: seitdem sie den vorigen Winter bei ihrer Tante, der Wirthin „Zum goldenen Lamm" in Kahla, zugebracht habe, gefiele ihr es gar nicht mehr, wie hier in ihrem Heimathsorte die Burschen tanzten. Die Herren Studenten, mit denen sie auf den Winterbällen in Kahla oft habe tanzen können, die walzten freilich auch gar zu schön. So sagte sie und blickte dabei unwillkürlich nach meinen Füßen, wie um zu prüfen, ob ich wohl in der Lage sei, dieses allgemeine Lob durch eigene Leistung als vollberechtigt zu erweisen. In der That war ich, damals wenigstens, ein besserer Tänzer als — Skatspieler. Der Blick des kecken Dirnleins auf meine nicht grade salonmäßig bekleideten Füße wirkte auf mich elektrisirend. Die Musik lockte, das Lachen und Singen der Tanzenden mahnte zum Mitthun und das schlanke Mädchen vor mir hätte gar nicht nöthig gehabt, so ermunternd mich anzureden. Als der alte Wirth, ihr Vater, sein gestricktes Käppchen lüftend und die lange Tabakspfeife aus dem linken Mundwinkel in den rechten nehmend, nun auch noch hinzutrat mit der Frage, ob ich nicht ein wenig mittanzen wolle, da war ich mit dem lustigen Flachskopf schon mitten unter den Tanzenden und wirbelte die mich leise Belobende flott im Kreise herum.

Es ging ganz prächtig. Das Mädchen war geschmeidig und leicht, wie selten eins, das auf dem Lande erwachsen ist. Und der keineswegs gewohnte Bretterboden war viel glätter, als ich beim ersten Anblick vermuthet hatte. Viel Unterhaltung gab's dagegen nicht. So lange die Musik spielte, mußte ich auch das Tanzbein schwingen. Und trat eine Pause ein, so rief mir der Vater sein Kind fort, damit es ihm helfe, frisch Bier den Gästen zu bringen. Endlich konnte sie sich ein wenig Ruhe gönnen und als ob sich das von selbst verstände, setzte sie sich neben mich und trank mir ohne besondere Nöthigung ein drollig burschikoses Schmollis zu. Ich muß nun hier einschalten, daß ich damals noch recht blöde war, da ich während der Schulzeit ohne Verkehr mit Altersgenossinnen aufgewachsen war; die Rede floß daher meiner Nachbarin viel behender von den Lippen als mir, und meine Unbeholfenheit stimmte mich um so unbehaglicher, je mehr die kleine Wirthstochter sich Mühe gab, aus ihrem Aufenthalt bei der Tante in Kahla die Anschauung herzuleiten, daß sie nun eigentlich kein Landpomeränzchen mehr, sondern eine perfekte Städterin sei.

Ich fand diesen Ehrgeiz recht wenig angebracht, da mir das Leben auf dem Lande viel reizvoller als das in den Städten, namentlich aber als das in einer Kleinstadt erschien, und ich war eben im Begriff, die Dummheit zu begehen, der kindlichen Einbildung der kleinen Dorfkokette mit pedantischen Einwänden zu begegnen, als ein plötzliches Ereigniß mich veranlaßte, vom Sitz aufzuspringen.

Wie ein Blitz aus heiterem Himmel und mit lautem Donnergedröhn kam plötzlich auf der Landstraße ein zweispänniger Herrschaftswagen mitten auf den Platz gesaust und in demselben

Moment, da ich das Fuhrwerk in der emporgewirbelten Staubwolke deutlicher erkennen konnte, rissen die Stränge, die Deichsel brach mit Krachen und die wildgewordenen Pferde schleiften den Kutscher ein Stück vorwärts, bis auch die Zügel nicht mehr hielten und die Rosse ungehindert weiter stürmten. Während die Theilnahme der Bauern sich vor allem den Pferden zuwandte und dann dem Kutscher zugute kam, hatte mich unwillkürlich mein Interesse dem Wagen zugetrieben, an welchem mit der Deichsel gleichzeitig ein Rad gebrochen war. Ich kam grade zurecht, um den Insassen aus dem Wagen zu helfen; es waren drei Damen der verschiedensten Altersstufen, nur die Urahne fehlte, um das berühmte Quartett der Schwabschen Ballade vollzählig zu machen. Großmutter, Mutter und Kind dankten alle drei sehr höflich, überzeugten sich schnell, daß der Kutscher sich nichts Ernstliches durch den Fall zugezogen, und gingen dann auf das Wirthshaus zu, den sie geleitenden Wirth bittend, dafür Sorge zu tragen, daß der Schmied schleunigst herbeikomme, um die Schäden des Wagens so gut wie möglich in aller Schnelligkeit auszubessern. Das Wort führte in dieser Sache die Großmutter, eine etwas korpulente, aber noch sehr rüstige Dame, welcher die Brille, die sie trug, nichts von der Freundlichkeit des Ausdrucks raubte, der das Gesicht trotz des Unfalls schon beim Aussteigen belebt hatte. In der Mutter fanden sich diese Züge faltenlos und in frauenhafter Frische wieder. Und gar erst in der Tochter! Sie müssen mir verzeihen, daß ich es Ihnen überlasse, sich aus siebzehn Jahren, schlanken Gliedern, braunen träumerischen Rehaugen in einem zarten, aber gesunden Mädchenangesicht ein Bild auszumalen, das annähernd dem gleichkommt, welches mir in der Erinnerung haftet. Während die beiden älteren Damen schwarze Kleider trugen, war das Mädchen ganz weiß gekleidet; um den Hals trug es eine Schnur weißer Perlen. Ich hatte ihnen gleich beim Aussteigen die Schirme und Mäntel abgenommen und machte mir ein Vergnügen daraus, dies Handgepäck ihnen nach dem Sitze zu tragen, den ihnen der Wirth in der Laube seines kleinen Gärtchens, das links an sein Haus grenzte, anwies. Die älteren Damen zeigten sich sehr dankbar für meine kleinen Ritterdienste. Während mich aber ihre würdevolle Freundlichkeit trotzdem mit einiger Verlegenheit erfüllte, erweckte die schweigsame Sympathie, mit der mich das kleine schlanke Fräulein von der Seite wiederholt anschaute, eine mir bis dahin im Verkehr mit Damen völlig unbekannte Stimmung von Vertrauensseligkeit. Wie ich nun eben nach Worten suchte, um dieses Empfinden in irgend passender Form zum Ausdruck zu bringen — die Damen hatten gerade in der von weißem und blauem Flieder dicht umblühten Laube Platz genommen — da that sich die Gartenthür hinter mir auf und die Stimme der blonden Wirthstochter, die aber gar nicht mehr lustig klang, rief mir zu, daß eben wieder der Tanz beginne, und ich habe ihr doch noch einen versprochen. Ich murmelte verwirrt etwas von älteren Pflichten, verbeugte mich verlegen und ging zögernd auf die unwillkommene Ruferin zu, die mich, als habe sie wunder welche Rechte auf meine Galanterie, an der Gartenthür mit dem Vorwurf empfing:

„Ja, so sind die Herren Studenten. Ist niemand besseres zur Hand, so machen sie ungenirt uns Mädchen vom Lande die Kour; kaum aber zeigt sich etwas Vornehmeres, so ist man für die stolzen Herren nicht mehr auf der Welt!"

Da ich dem Mädel mit keinem Worte ein Recht zu solchem Anspruch gegeben, verdroß mich diese Art sehr, und als ich ein paarmal mit der mich jetzt sehr zärtlich an sich Drückenden herum getanzt und dabei zwischen den flatternden Birkenzweigen in der Richtung des Gartens ein weißes Kleid schimmern gesehen hatte, ließ ich die kleine Eifersucht nach einer förmlichen Verbeugung ruhig stehen und schritt mit einer mich selbst überraschenden Kühnheit direkt auf das fremde Mädchen zu, welches neugierig von der Gartenthür aus dem fremdartigen Treiben unter der Linde zuschaute, begrüßte sie fröhlich und ermunterte sie, von der Pfingstfreiheit, die heute alle guten Menschen verbrüdere, Gebrauch zu machen und auf dem ländlichen Tanzplatz mit einem fahrenden Bruder Studio einmal herum zu tanzen. Ihre Mutter würde wohl nichts dagegen haben.

In den träumerischen Augen des zarten Geschöpfs blitzte es von heller Lebenslust auf; sie blickte sich um zu ihrer Mutter, welche hinter ihr stand, und da diese uns gewährend zunickte, war sie im Nu an meiner Seite.

„O wie schön, wie romantisch!" rief sie leise, „ja, Pfingstfreiheit! — das war's, wonach ich mich sehnte, als ich vorhin aus der heißen Kutsche unbefriedigt auf die um uns aufwirbelnden Staubwolken sah und mich mißgestimmt fragte: ist das Pfingsten? Ist das Reiselust? Wie dankbar bin ich Ihnen!"

Wir waren auf dem Podium; die Musik begann eben ein neues Stück; lustig und fidel wirbelten die Klänge; lustig und fidel wiegten wir uns auf und nieder

„Nein, seht nur den Fuchs an!" hörte ich plötzlich die Stimme des einen meiner beiden Reisekameraden vom Zaune her ziemlich laut sagen. „Wetter, was der Kerl für ein Glück hat! Während wir im Skat verlieren, läßt sich der Taugenichts zur Belohnung dafür, daß er fein artig das Kartenspiel meidet, das schönste Prinzeßchen vom Himmel herunterzaubern, nur damit er auch sein Vergnügen habe."

„Aber nun ist es Zeit," rief der andere, als der Tanz gerade zu Ende war. „Es ist so wie so spät geworden."

Und mit der Autorität eines Leibburschen, die keine Widerrede verträgt, trat er auf mich zu und sagte unter stummer Begrüßung meiner verlegen und scheu dreinblickenden Tänzerin zu mir:

„Thut mir leid, Fuchs; wir müssen gehen. Die andern sind schon voraus. Haben so schon Zeit verloren mit dem Suchen nach Dir! Doch Du wirst das Fräulein gewiß noch zu ihrem Platz führen wollen. Also wir warten dort an der Ecke. Mein Fräulein, habe die Ehre!"

Ein Student im ersten Semester steht viel zu widerstandslos unter dem Regiment seines Leibburschen, als daß ich in diesem entscheidenden Augenblick zu widersprechen gewagt hätte, zumal die Freunde bereits auf mich gewartet hatten. In verlegener Eile und mit stammelnden Entschuldigungen geleitete ich das bis in die Stirn erröthete Mädchen zu den Ihren, empfahl mich dort mit dem Hinweis, daß mich die Rücksicht auf meine Reisegefährten zum Aufbruch zwinge, und dann machte ich Kehrt und mir war, als sei plötzlich die Sonne hinter Wolken verschwunden. Unwillkürlich hatte ich beim Weggehen „auf Wiedersehen" gesagt, und zu spät fiel mir's auf die Seele, daß ich nicht einmal den Namen des Mädchens erfahren hatte. Zerstreut zahlte ich an den Wirth meine kleine Zeche, und wenn mich nicht eine Bemerkung meines Leibburschen daran erinnert hätte, so würde ich ganz vergessen haben, meiner kleinen Tänzerin mit dem eifersüchtigen Köpfchen Lebewohl zu sagen. So that ich's von weitem, indem ich meinen Hut gegen sie schwenkte.

„Aber, Fuchs, Dich dürfen wir ja gar nicht mehr allein lassen. Das geht doch über das Bohnenlied," hieß es nun, indem die Freunde sich gegenseitig darauf aufmerksam machten, daß das Mädchen mit dem Ausdruck schweren Mißmuths mich ziehen sah. „Es ist im Grunde klug von Dir, Fuchs, daß Du Dich um das Skatspielen ‚drückst'. Du würdest höllisch verlieren bei so viel Glück in der Liebe!"

Ich aber fühlte nichts von diesem Glück, sondern im Gegentheil nur Aerger über die frühe und jähe Unterbrechung eines so poetisch sich anspinnenden Abenteuers. Um den Neckereien der Kameraden, die es übrigens herzlich gut mit mir meinten, ein Ende zu setzen, erzählte ich ihnen von dem Unglücksfall, der mein kleines Reiseabenteuer eingeleitet hatte. Der Schmied des Orts war eben mit der Reparatur des Wagens beschäftigt. Den daneben stehenden Kutscher hätte ich gar zu gern nach dem Namen seiner Herrschaft gefragt, aber ich fürchtete, meine Freunde würden mir dies als Zeichen der Verliebtheit auslegen, und so schwieg ich. Diese stimmten im Weiterschreiten ein übermüthiges Wanderlied an, in dem es von den Mädchen heißt, daß sie mit Sehnsucht dem weiterziehenden Burschen nachblicken, an den sie ihr Herz verloren; er aber könne sich nicht aufhalten, denn höher noch als Kuß und Liebesglück stehe ihm seine Freiheit. „Wonach zu achten, Fuchs," sagte am Schluß des kecken Gesangs mein Leibbursch Lorenz. Und damit war das Thema unter uns erledigt und wir gaben uns gemeinsam den Eindrücken der uns umgebenden Natur hin, deren zauberischer Reiz um so fesselnder ward, je mehr sich das Thal verengte, je wilder zerklüftet die röthlichgrauen Felsen am Ufer der Schwarza zwischen dem dunklen Tannengrün und dem lichten Laubgebüsch emporragten, je ungestümer und kecker das frische Berggewässer vorwärts stürzte, die Vergißmeinnicht am Ufer nur flüchtig berührend,

von hohen dichten Laubbäumen — ob es Linden oder Kastanien waren, weiß ich nicht mehr — besand.

Rechts und links von dem vielfach mit Gras überwachsenen Fahrwege dehnte sich der Wald hin. Bald konnte ich bemerken, daß der erstere in ziemlicher Entfernung in einem breiten Thorweg mündete. Neugierig näherte ich mich demselben; ein parkartiger großer Garten mit alten dichtkronigen Bäumen, zwischen denen aus der Ferne die Mauern eines großen Gebäudes vorschimmerten, nahm mich auf. Auch anderes schimmerte hell durchs Gebüsch. Im Hintergrunde des Gartens schien eine größere Gesellschaft mit Spielen im Freien beschäftigt; helle Damenkleider blinkten ab und zu in Lücken des Buschwerks auf, und nun vernahm ich auch Stimmen. Aus meinem Lauschen weckte mich plötzlich ein Geräusch. Schritte knirschten auf dem Kiesweg, der, von dichtem Gesträuch umhegt, nach einem lauschigen Rondel führte. Ein dicker Baumstamm verhinderte, daß ich von dort aus gesehen werden konnte. Die Statue eines sein Schilfrohr blasenden Pans entzog andererseits auch meinem Blick einen Theil des so nahegelegenen Platzes, auf dem jetzt ein feiner Lieutenant in Interimsuniform mit einer jungen Dame heraustrat, auf die er mit lebhaften Gesten einsprach. Er war jetzt stehen geblieben, doch sie ging weiter mit einer abweisenden Gebärde und ließ sich auf einer Bank wie gelangweilt nieder. Jetzt konnte ich das Antlitz sehen; es war — ich traute meinen Augen nicht — meine Reisebekanntschaft von gestern; das weiße Kleid war mit einem rosafarbenen vertauscht. Der junge Offizier drehte sich verlegen den Schnurrbart; dann folgte er dem Mädchen und begann aufs neue seine eindringlichen Vorstellungen. Der Erfolg war eine kurze Antwort von seiten der jetzt sehr streng ihn anblickenden Schönen, welche bewirkte, daß er stracks mit militärischem Ruck Kehrt machte und den Weg, den er vorhin an der Seite des Mädchens gekommen, allein zurücklegte.

Dieses blieb wie in Träumen verloren sitzen. Als sie die Augen wieder hob, stand ich vor ihr. Ja, sie war es wirklich, das holde Kind, dessen Wesen mich gestern wie mit magischer Sympathie berührt, von dem ich die verwichene Nacht so seltsam geträumt hatte. Wunderbare Fügung! Und dieselbe freudig staunende Ueberraschung, die mich beseelte, lächelte mir freundlich aus ihrem Angesicht entgegen. Wir brauchten wenig Worte zur Aufklärung: sie war gestern auf der Reise hierher gewesen; die Besitzung gehörte einem Onkel von ihr. Daß ich mich auf meiner Wanderfahrt von den Gefährten getrennt, um mich hierher zu verirren, mußten unsre jungen Gemüther als eine Fügung des Himmels auffassen, der beschlossen hatte, uns einander wieder zuzuführen. Die berückende Wirkung dieser Thatsache machte das Mädchen zutraulicher gegen mich, als es ein jahrelanger Verkehr in den Salons der Städte würde ermöglicht haben. Sie war aufgestanden und hatte mir freudig die Hand gegeben, wie einem alten Bekannten. Dann aber war eine seltsame Befangenheit über sie gekommen und sie war unwillkürlich einige Schritte in den Schatten der Bäume zurückgewichen, doch ohne mich zu hindern, ihr zu folgen.

Sie stand zwischen blühenden Syringenzweigen, ganz wie ich sie im Traum gesehen, und gelbe Blüthentrauben des Goldregens umringelten ihre schwarzen Locken und ihren weißen Hals. Es war mir plötzlich, als könnte sie mir durch ein Wunder — wie es in dem Traum geschehen — entführt werden, als müsse ich sie fest halten und als könne ich die fliehende Minute versäumen, in der allein mir vergönnt sei, das Lächeln des Glücks von diesen Lippen zu lesen. Und so küßten wir uns.

In den Sträuchern und Bäumen um uns begann es zu rauschen; das schreckte uns auf. Es war nur der Wind, aber das Geräusch hatte ihr das Ungewöhnliche ihrer Lage, unsres Thuns zum Bewußtsein gebracht, nachdem sie vorher die Welt außer uns so ganz und gar vergessen gehabt, was ihr jetzt die Röthe der Scham in die Wangen trieb. Der Wind blies heftiger, und das Gesicht in ihre Hände bergend, fing sie an zu weinen. Ich sah ihr an, wie in ihrem Innern Zweifel rangen, ob sie mich einladen solle, ihr zu den Ihrigen zu folgen. Sie hätte es sicher gethan, wenn die Verlegenheit, die sich ihrer bemächtigt, nicht in diesem Augenblicke stärker gewesen wäre als jede andere Empfindung.

Am Himmel wetterleuchtete es. Große Tropfen fielen. Und nun hörten wir ihren Namen rufen. — „Marie!“ — So erst erfuhr ich, wie sie hieß. „Marie,“ sagte ich leise und ergriff ihre Hand.

„Wir müssen uns wiedersehen,“ sagte sie; „aber nicht heute.“

Ein furchtbarer Donnerschlag unterbrach ihre Worte. Gleich darauf begann der Regen in Strömen zu gießen.

„Marie,“ rief jetzt eine Männerstimme lauter und näher als früher. Geängstigt fuhr sie zusammen. „Ich muß hinein. Auf Wiedersehen!“ Indem sie dies leise rief, eilte sie von dannen. Fort war sie, unwiderruflich fort. Und bis heute bin ich ihr nicht wieder begegnet.

* * *

Die Damen blicken mich erstaunt an. Sie werden mit Recht fragen, ob und warum ich keinen Versuch gemacht habe, sie wiederzusehen? Ob ich ihn gemacht habe! Nach ihrem schnellen Verschwinden hatte mich, der ich trotz des Regens stehen blieb, ein Aufseher angetroffen und barsch gefragt, was ich hier zu suchen hätte. Der wolkenbruchartige Regen unter Donner und Blitz hatte jedoch alle weitere Verständigung abgeschnitten; zu suchen oder zu fordern hatte ich ja nichts hier. Hinter mir wurde knarrend das eiserne Parkthor geschlossen; mir war, als habe ein zorniger Cherub die Pforten des Paradieses hinter mir zugeschmettert. Es war tief in der Nacht, als ich in Ilmenau ankam. Ich hatte mich im Walde bei dem furchtbaren Gewitterregen verlaufen. Die Freunde empfingen mich mit Vorwürfen und sie hatten ein Recht dazu; was wußten sie von dem Wundermärchen, das ich inzwischen erlebt! Ihr Einfluß und die Zucht des studentischen Komments waren stark genug, um mich zu zwingen, am anderen Morgen mit ihnen dem verabredeten Reiseplan gemäß weiter zu marschiren. Mein Geheimniß mochte ich ihnen nicht verrathen. Kurz nach Pfingsten hatte ich meine erste Mensur, bei welcher ich einen scharfen Hieb über den Kopf erhielt, der nur schwer heilte. Sobald ich konnte, habe ich mich dann aufgemacht, um den Weg zu dem einsamen Park im Wald wieder zu finden. Aber ich fand mich in der Gegend nicht zurecht; ging wiederholt irre; die Spur blieb mir verloren. Und dann: ich war eben ein junger Student, der andere Dinge im Kopf hatte, als einem verwunschenen Schloß nachzugehen. Oft war mir's wirklich, als sei das ganze Erlebniß nur ein Traum gewesen. Aber es war doch wirklich erlebte Wanderpoesie, die unvergeßlich meinem Erinnern eingeprägt ist und heute noch in demselben als schönstes Reiseerlebniß glänzt. So . . ., das war meine Geschichte. (Fortsetzung folgt.)

Durch Arizona.

Von Rudolf Cronau.

Die schneegekrönten Berge der Sierra Nevada, das Wunderthal Yosémite und seine Riesenbäume lagen hinter uns, und in hastiger Eile trug uns das schnaubende Dampfroß neuen Zielen entgegen. Wir fuhren durch die südkalifornischen Ebenen. Aus dunklem Laube glühten die feurigen Granaten, goldgelb schimmerten am Boden die Melonen. Feigen-, Pomeranzen- und Pfefferbäume drängten sich neben hochstämmige Palmen, neben Bananen, Eukalypten und immergrüne Eichen. Auf den weiten Sandflächen sproß der Kaktus in üppiger Fülle, die Agave reckte aus ihrem schwertergleichen Blätterkorb den hohen, mit schneeweißen Blüthen gezierten Schaft empor. Und nun, inmitten dieser sonnigen Herrlichkeit, von ausgedehnten Weingärten, Orangen- und Limonenhainen umkleidet und von freundlichen Höhen umschlossen, erschienen die weißleuchtenden Häuser von Los Angeles, der Stadt der Engel.

Der ganze, eines 150jährigen Alters sich rühmende Ort ist ein einziger großer Fruchtgarten; alles blüht und gedeiht dort in fröhlichster Ueppigkeit, dank dem benachbarten Los Angeles-River, dessen Wasser durch künstliche Leitungen nach der Stadt und ihrer Umgebung geführt wird. In der Nähe liegt San Gabriel mit seiner alten Mission, deren Orangenhain der älteste Kaliforniens ist und der noch von jenen Patres stammt, die,

geschienen, als befänden sie sich in der Nähe leibhaftiger Teufel. Selbst die Kinder tragen schon diese eigenartige Bemalung des Körpers, wie wir sie auf unserer Illustration S. 540 erblicken. Im Gegensatz zu den Männern sind die Weiber klein, untersetzt. Auch sie tragen ihren Farbenschmuck und dazu einen bis zum Knie reichenden Bastrock. Von weitem gleicht eine solche Indianerin beinahe unseren Ballettänzerinnen.

Yuma ist an der Mündung des Gila in den Coloradofluß gelegen, welch letzterer, überaus schmutzige Strom, dessen Wassermenge ungemein wechselt, von seiner Mündung in den kalifornischen Meerbusen bis etwa 800 Meilen aufwärts schiffbar ist. In seinem mittleren Laufe, da wo Nevada, Arizona und Kalifornien zusammenstoßen, ist der Strom durchweg unfahrbar; denn hier sind die fast unzugänglichen Cañons, die Schluchten des Colorado, und niemand anders ist hier Herrscher, als er.

„In uralter Zeit — vor vielen Jahrtausenden — herrschte ein mächtiger, weiser Häuptling über die Stämme von Arizona. Der Tod raubte demselben sein Lieblingsweib, und so tief und ergreifend war des Häuptlings Klage hierüber, daß Ta-vwoats, einer der indianischen Götter, sich seiner erbarmte und ihm versprach, ihn für kurze Zeit ins bessere Land zu der verlorenen Gattin zu führen, falls er nach seiner Rückkunft nicht mehr trauern wolle. Der Häuptling sicherte ihm dies zu, und nun nahm der Große Geist eine ungeheure Kugel in die Hände und rollte sie vor dem Häuptlinge über den Boden, und wo die Kugel rollte, da schnitt sie tief in die Erde ein und bildete einen viele tausend Fuß tiefen Engpaß. Durch diesen führte Ta-vwoats den Indianer zu jenem glücklichen Lande, wo er sein Weib wiederfand. Nachdem der Gott den Häuptling zurückgeleitet, nahm er die Schneewasser der Hochgebirge, die Regenströme, die auf die Ebenen niederfielen, und leitete einen furchtbaren, brausenden Strom durch den Engpaß, damit niemand im Stande sei, aufs neue durch die Schlucht nach den Ländern der Seelen vorzudringen.“

So lautet die indianische Sage über die Entstehung der mächtigen Cañons des Colorado, über welche auch an den Lagerfeuern der westlichen Jäger und Goldgräber manche wunderbare Erzählung verbreitet wurde.*

Von dem Vorhandensein dieser furchtbaren Engschluchten hatte man schon seit Jahrhunderten Kenntniß, aber diese war eine höchst beschränkte und mangelhafte, da die ungeheuere Dürre, die endlose Zerrissenheit der ganzen Landschaft, die Unzugänglichkeit der Cañons aller Erforschung unüberwindliche Schranken entgegensetzten. Die spanischen Mönche und Conquistadoren, die im 16. und 17. Jahrhundert diesen Theil Amerikas berührten, mußten sich damit begnügen, einen Blick in die grausigen Abgründe geworfen zu haben; sie zu erforschen oder zu überschreiten, war ihnen nicht beschieden.

Auch verschiedene Expeditionen, die in den fünfziger Jahren von der Regierung der Vereinigten Staaten ausgesandt wurden, um den Colorado bezüglich seiner Schiffbarkeit zu erforschen, blieben erfolglos und erst in den Jahren 1869 bis 1872 ward das Cañonland zum ersten Male in seiner ganzen Länge von dem amerikanischen Major J. W. Powell befahren. Die unerhört kühnen und heldenmüthigen Bootfahrten dieses Gelehrten bilden eines der glänzendsten, wenn nicht das glänzendste Kapitel in der Erforschungsgeschichte des amerikanischen Westens.

Der Colorado ist eines der großartigsten Naturwunder. Ist sein unterer Lauf nur wenig über dem Meeresspiegel gelegen, so ist sein Quellgebiet hingegen im Bereiche jener Gebirgsketten, deren schneegekrönte Häupter bis zu 14 000 Fuß emporragen. Hier fällt den ganzen Winter hindurch Schnee, und so weit das Auge reichen mag, sind Wälder, Klippen und Thäler in einen weißen, leuchtenden Mantel gehüllt. Bringt der Sommer mit seinen Feuergarben den Schnee zum Schmelzen, so stürzen von allen Bergwänden Millionen von Kaskaden. Zehn Millionen dieser Kaskaden vereinen sich zu zehntausend schäumenden Bächen, zehntausend dieser Bäche bilden hundert tosende Flüsse voller Katarakte und Stromschnellen. Hundert dieser unbändigen Flüsse bilden den Colorado. Alle diese Wasser graben und nagen sich Klüfte in die dürren Felslande, tiefer und immer tiefer, bis die Uferwände thurmhohe, unersteigliche Klippen bilden. Diese tiefen, engen Felsengassen heißen Cañons. Jeder Strom, jeder Bach, alle jene winzigen, nur während der Regenzeit bestehenden Wässerlein haben ihre eigenen Cañons, so daß das ganze mittlere und obere Gebiet des Colorado ein ungeheures Labyrinth tiefer, in einander mündender Klüfte und Felsschluchten ist.

Die Cañons des oberen Colorado sind von geringerer Tiefe; immerhin sind die Klippenwände mehr als fünfmal so hoch wie der Kölner Dom. Erst nachdem der Strom die rosenroth, weiß, grau und purpurn gefärbten Felsengassen des Marmorcañons durchjagt hat und in das große Cañon eintritt, wird die Tiefe gewaltiger. Da wogt der Fluß sechstausend — siebentausend Fuß unter der Oberfläche der Erde, unzugänglich im wahrsten Sinne des Wortes; denn die tausend Fuß hoch aus Granit bestehenden Kerkerwände sind absolut senkrecht. Dann folgen sehr steile Abhänge und wiederum himmelhohe senkrechte Klippen, eine über der andern.

Kehren wir nach Yuma zurück, so führt die Südpacificbahn tagelang durch die an Schrecken nur wenig hinter der Coloradowüste zurückstehende Gilawüste. Nur in den Flußniederungen ist strichweise guter Boden, der von den Pimaindianern ausgenutzt wird. Das Binnenland ist auch hier unfruchtbar und dürr. Durch diese Einöden unternahm im Jahre 1539 Marcos de Niça seinen berühmten Zug; durch sie drangen 1540 die verwegenen Abenteurer Coronado, Pedro de Tohar, Lopez de Cardenas und Cabeza de Vaca (Kuhkopf genannt, besser aber Löwenherz heißend) bis zum Grand Cañon des Colorado und bis über die östlichen Grenzen des heutigen Neu-Mexiko hinaus vor. Ihre Reiseschilderungen berichten von großen, seltsam angelegten Städten und von Wunderströmen, deren Gestade sich drei bis vier Stunden hoch in die Lüfte erheben. Kein Roman kommt der Beschreibung dieser Wanderungen gleich, die mit unsäglichen Entbehrungen und Gefahren verbunden waren. Vielfach waren die Abenteurer einzig auf den Genuß der Kakteen angewiesen, die in diesen Einöden fast die einzige Flora bilden, dafür aber auch in geradezu überraschender Mannigfaltigkeit vertreten sind. Welche Formen, Gestalten und Farben der Pflanzenwelt anzunehmen überhaupt möglich ist, hier bei den Kakteen Arizonas sind sie zu finden. Da klammern sich kugelrunde Mammillarien an die von der Sonne durchglühten Felswände an, von Faustgröße bis zum Umfange von mehreren Fuß wechselnd und strotzend von Saft. Dort bilden die aus lauter flachen ovalen Gliedern sich zusammensetzenden und mit flammendrothen Blüthen gezierten Opuntien mächtige undurchdringliche Gebüsche; in fingerdünnen langen Seilen hängt von den Klippen der Schlangenkaktus herab, ferner fällt der Spitzenkaktus auf, der in geringem Abstande den Eindruck erweckt, als ob er mit einem Spitzenschleier bedeckt sei. Da stehen ferner hohe Stangen von grauem Holz mit kleinen grünen Blättchen, hinter denen sich schrecklich widerhakige Dörner verstecken.

All diese Kakteen aber werden weit überragt von der Pitahaya, einer Cereusart, die eine Höhe von 40 bis 60 Fuß erreicht. Ihr Stamm ist zwei und zweieinhalb Fuß im Durchmesser und theilt sich nach oben in einige dem Stamme parallel laufende Aeste, so daß ein mit mehreren derartigen Seitenarmen versehener Riesenkaktus mitunter, wie unsere Illustration S. 544 zeigt, einem gewaltigen Kandelaber gleicht, um so mehr, da die Zweige gewöhnlich symmetrisch am Stamme ansetzen. Große weiße Blüthen schmücken in den Monaten Mai und Juni die Spitzen der Zweige wie des Hauptstammes und die im August zur Reife gelangenden wohlschmeckenden Früchte dienen den Indianern als Speise. Ganz sonderbar ist der Anblick einer mit derartigen Riesenkakteen besetzten Hochebene, namentlich, wenn zwischen den dunkelgrünen gesunden Exemplaren abgestorbene stehen, deren verwitterte Oberhaut in Fetzen herunter hängt, während das weiße, von der Sonne gebleichte Holz gleich einem Skelett von dem tiefblauen Himmel sich abhebt.

Finden sich in einem derartigen Kaktus schadhafte Stellen und Wunden, so schlägt in diesen Löchern hurtig ein Buntspecht seine Wohnung auf. Eine Eigenthümlichkeit dieses auch in Kalifornien häufigen Vogels ist, daß er, wo irgend ein mit Wurmlöchern versehener Stamm sich findet, diese Wurmlöcher mit Eicheln verschließt. In diesen Eicheln entwickeln sich mit der Zeit Maden, die nun ihrerseits wieder dem Spechte zur Beute fallen, der sich so im wahrsten Sinne des Wortes eine Vorrathskammer großartigsten Stiles bildet.

Zweihundertsiebenundvierzig Meilen östlich von Yuma ist Tucson gelegen, die zweitälteste Stadt der Vereinigten Staaten.

* Nach Powell, Exploration of the Colorado River (Erforschung des Coloradostroms).

Aus altspanischer Zeit.
Motiv aus Arizona gezeichnet von R. Cronau.

die Skalpe des Apachenhäuptlings Vittorio und seiner 77 Krieger in feierlichem Triumphzuge in die Hauptstadt Chihuahua einbrachten.

Eine Hauptschwierigkeit in der Bekämpfung der Apachen bestand darin, daß die Rothhäute, wenn von den Truppen des einen Landes verfolgt, stets auf das Gebiet des benachbarten Staates übertraten, wohin ihnen dann die Soldaten nicht folgen durften. Erst neuerdings, nachdem die Regierungen von Mexiko und der Union in der Apachenfrage gemeinschaftliche Sache gemacht und ihren Truppen, wenn diese in Verfolgung von Apachenhorden begriffen waren, das Betreten des angrenzenden Staates freigestellt haben, ist eine entschiedene Wendung zum Besseren eingetreten und dürfte mit der im Sommer 1886 erfolgten Gefangennahme des Häuptlings Geronimo und seiner Verpflanzung nach Florida einstweilen Ruhe und dem Lande die Aussicht verschafft worden sein, nunmehr in Frieden der Weiterentwickelung entgegen zu gehen.

Blätter und Blüthen.

Kaiser Wilhelms II. nordische Meerfahrt. (Mit Illustration S. 537.) Vor einem Jahre erst erlebte Kiel denkwürdige „Kaisertage", als der greise Kaiser Wilhelm I. Anfang Juni der Grundsteinlegung des Nord-Ostseekanals beiwohnte (vergl. „Gartenlaube" 1887, S. 435). Mitte Juli d. J. prangte die Stadt abermals im reichen Festschmuck, als es galt, den Enkel Wilhelms des Siegreichen, Kaiser Wilhelm II., beim Antritt seiner Meerfahrt nach Rußland und den nordischen Höfen zu begrüßen, und wie das Volk vor Jahresfrist den greisen Kaiser mit jubelnder Begeisterung empfing, so brachte es jetzt auch dem Enkel Kundgebungen der Liebe und des freudigen Vertrauens entgegen.

Des Kaisers Bruder Prinz Heinrich, der stellvertretende Chef der Admiralität Graf von Monts, Vizeadmiral von Blanc, die Contreadmirale Knorr und von Kall, die Spitzen der Civilbehörden ꝛc. hatten sich am Morgen des 14. Juli zur Begrüßung auf dem Bahnhofe eingefunden, wo die Ehrenkompagnie des Seebataillons Aufstellung genommen hatte und Mannschaften des Füsilierbataillons eine Kette gegen die nach Tausenden zählende Volksmenge bildete. Der Hofzug traf bald nach 9 Uhr ein und der Kaiser, welcher über der Admiralsuniform das Orangeband vom Schwarzen Adler trug, umarmte den Prinzen Heinrich und begrüßte die zum Empfange anwesenden hohen Offiziere sowie die Vertreter der Stadt. Als er dann die Bahnhofstreppe hinabschritt, spielte die Musik des Seebataillons die Nationalhymne.

In der Stadt wurde keinerlei Aufenthalt genommen, auch nicht im Schlosse, über dessen inneren Hof die Wagen nach dem Hafen fuhren. An letzterem herrschte ein überaus reges Leben; die Zuschauermenge war eine unübersehbare und das Schauspiel, welches sich derselben bot, in der That ein imposantes. Als der Kaiser in das Boot stieg, welches ihn nach der Raddampferjacht „Hohenzollern" übersetzen sollte, erschütterte plötzlich der gewaltige Donner der salutirenden Geschütze die Luft, und von Bord wie von den Raaen jedes einzelnen Schiffes, welches das Kaiserboot passirte, erbrauste ein dreifaches seemännisches Hurrah. Bereits um 11½ Uhr warf sich die Jacht „Hohenzollern", den Kaiser an Bord, von der Boje los und setzte sich in Bewegung, gefolgt von den beiden Divisionen der Torpedoflottille, zwölf schwarzen Schichauboten, welche bis dahin in der Winker Bucht verborgen gelegen hatten und nun gleich unheimlichen Seeteufeln heransausten, um der kaiserlichen Jacht das Geleit bis zu dem draußen wartenden Geschwader zu geben. Bei der Hafenbefestigung von Friedrichsort wurde die Flotte nochmals salutirt — dann ging's hinaus aufs offene Meer, in rascher Fahrt dem Ziele entgegen.

Heute wissen wir, daß die Fahrt eine glückliche war, da bereits am Nachmittage des 19. Juli das deutsche Geschwader in Kronstadt einlief und Kaiser und Kaiser sich begrüßten, in Freundschaft und — hoffen wir's! — zu dauerndem Frieden.

**

Verlassen. (Mit Illustration S. 520 und 521.) Unter den vielen Schilderern tirolischen Bauernlebens, welche München besitzt, nimmt neben Defregger Mathias Schmid, dessen Lebensbild und Porträt die „Gartenlaube" im Jahrgang 1884 (S. 606) brachte, unstreitig den ersten Platz ein. Indeß hat er sich einen so ganz anderen Wirkungskreis ausgesucht als jener, daß er mit dem Dölfacher Meister und dessen liebenswürdigem Idealismus kaum jemals konkurrirt. Denn nicht unter den sonnigen Halden des Pustertales als wohlhabender Bauernsohn, der niemals irgend welche Noth gekannt, sondern im rauhen Paznaun unter Noth und Kämpfen aller Art aufgewachsen und gestählt, zeigt er uns mit einer gewissen Vorliebe die Nachtseiten dieses Tiroler Lebens, den ewigen Kampf mit der Natur, die Noth der Armen und Heimathlosen, den kalten Egoismus der Reichen oder derer, die es werden wollen. Eine solche Scene führt uns sein Bild „Verlassen" vor, wo ein hübscher Bauernbursche, der um einer reichen Braut halber die arme Geliebte treulos verlassen, dieselbe nun unvermuthet auf der Höhe eines Joches vor einem Bildstock niedergesunken trifft und schuldbewußt die Augen niederschlägt, während die Braut, welche mit ihm die Verwandten besuchen gewollt, den Zusammenhang zwar nicht kennt, aber doch sofort ahnt und den Burschen unschlüssig und erschreckt losgelassen hat. Sind schon die Charaktere dieses hochtragischen Stoffes vortrefflich gegriffen, ist besonders die arme Verrathene, die offenbar aus dem Thal auswandern gewollt und nun hier unter der Last ihres Jammers zusammenbrach, mit erschütternder Wahrheit gegeben, so unterstützt auch die Landschaft, in der sich die Scene abspielt, die Stimmung des Ganzen meisterhaft. Es ist ein düsterer Spätherbsttag, wo der erste Schnee schon auf den Bergen im Hintergrunde gefallen, der auf dem Joch ohnehin immer brausende Wind hat darum kaum eine dürftige Spur von Vegetation mehr übrig gelassen. Das kalte grelle Licht, welches auf die Verlassene fällt, der mit Sturm und Regen drohende Himmel, der sich über ihr wölbt, vollenden den unheimlichen Eindruck des Ganzen, das mit finsterer Schwere auf uns lastet. Dabei hat Schmids Zeichnung immer einen großen Zug, wie sein Kolorit zwingende Stimmung; es ist eine Energie in seiner Darstellung, die alle kleinen Reize erbarmungslos unter den Tisch wirft, nur um die Totalwirkung um so schlagender zu machen. Wie vortrefflich ist nicht das Verwöhnte, Weichliche der reichen Bauerntochter geschildert oder der kalte Egoismus des kräftigen Burschen, der weit mehr Aerger über das unvermuthete Zusammentreffen empfindet als Reue, und dem man die Bauernschlauheit sofort ansieht.

Gegen den Durst! Was ist das Beste gegen den Durst? Die Frage wird jetzt oft und an viele herantreten; denn die Hundstage stehen bevor und so windig kühl wie bis jetzt wird der Sommer nicht bleiben; die Hitze wird schon kommen, wird schon erschienen sein, wenn diese Zeilen in die Hand unserer Leser gelangen. Die Frage wird aber alsdann verschiedenartig beantwortet werden.

„Das Beste ist das Wasser!" ruft einer, der mit griechischen Weisen auf vertrautem Fuße steht und den alten Spruch recitirt. Wir möchten an der Bedeutsamkeit desselben nicht rütteln und so manchem rathen, lieber mehr Wasser als Wein, Bier oder gar — Schnaps zu trinken. Das beste Mittel, um in der heißen Jahreszeit den Durst zu löschen, ist jedoch das Wasser nicht. Durch reichliches Wassertrinken werden die Schweißdrüsen zur erhöhten Thätigkeit angeregt; dies ist nicht angenehm und Schwitzen erzeugt wieder Durst. „Ein Glas Bier!" ruft ein anderer, und ein Tourist füllt seine „Feldflasche" mit Rothwein. Sie beide haben ebenso wenig recht wie der Handwerksbursche, der sich sein Gläschen Kornbranntwein lobt. Alkohol ist ein Reizmittel, das die Blutgefäße erschlafft und dessen üble Folgen in der Hitze sich bald bemerkbar machen.

„Ein Glas Limonade!" ruft eine Dame, und in der That hat sie beinahe das Richtige getroffen. Man muß ja immer bei Frauen anfragen, wenn man sich einen guten Rath holen will. Aber die Dame trinkt süße Limonade und der Zucker schwächt die Wirkung des schönen Getränkes ab; er entwickelt im Körper Wärme und erzeugt wieder Durst.

Das beste gegen den Durst ist eine schwache Säure, gleichviel welche. Wir geben natürlich Fruchtsäuren den Vorzug und unter ihnen steht obenan die Citronensäure, die ja in fester Form in jeder Apotheke gekauft werden kann. Für die Zeit der sauren Gurke empfehlen wir darum der Beachtung der durstigen Leser auch — saure Limonade.

*

Bei dem Dampfhammer. (Mit Illustration S. 524.) In einem seiner reizvollen technischen Feuilletons schildert M. M. v. Weber eine kennzeichnende Scene aus der Erfindungsgeschichte des Dampfhammers. In der seiner Zeit größten Schmiedewerkstätte der Welt, bei dem berühmten John Nasmyth zu Patricroft, war im Jahre 1842 — fast gleichzeitig mit einer ähnlichen Konstruktion, die Bourdon und Schneider in Creuzot erdacht hatten — ein freilich noch sehr primitiver Dampfhammer aufgestellt worden, der Embryo eines Dampfhammers, möchte man fast sagen, denn das ganze Ding bestand nur aus einem alten Dampfcylinder, der mit seinem Kolben einen schweren Eisenblock hob und wieder fallen ließ, wenn man dem wirkenden Dampfe das Entweichen gestattete. Es war das Ganze nicht einmal neu, schon James Watt hatte fast sechs Jahrzehnte früher (1784) ein Patent auf dieselbe Idee genommen, aber es war doch thatsächlich der erste Dampfhammer, der wirklich in Betrieb gesetzt wurde, und machte daher ein gewaltiges Aufsehen in England. Da kamen nun eines schönen Tages die Eigenthümer eines großen Eisenwerks, um sich die Konstruktion in der Nähe anzusehen und auch gleich eine Bestellung auf einen Dampfhammer von gewaltigen Dimensionen aufzugeben. Die Herren waren jedoch tüchtige, wohlerfahrene Fachleute und erkannten schnell, daß die Erfindung noch in den Kinderschuhen steckte; das Schmieden ging vor allem zu langsam, das Heben des Kolbens erforderte zu viel Zeit, die Schläge folgten nicht schnell genug aufeinander, so daß das Schmiedestück nicht während der Weißglühhitze, auf deren Ausnützung es vor allem ankam, vollendet werden konnte. Sie waren daher im Begriff, mit dem Ausdruck des Bedauerns, daß sie ihre Banknoten nicht in Patricroft lassen konnten, wieder abzureisen, als John Nasmyth ausrief: „Legen Sie Ihr Geld nur für uns bei Seite — wir werden es doch und noch zehnmal mehr dazu von Ihnen erhalten."

Und in überraschend kurzer Zeit formte sich unter den Händen der geistvollen Ingenieure von Patricroft wirklich die Erfindung zu einem vollendeten Ganzen. Vor allem gelang es Robert Wilson, die automatische Steuerung des Hammers zu finden: im Auf- und Niedersteigen öffnet und schließt der riesige Fallblock sich selbst verschiedene Ventile und regelt dadurch den Zustrom des Dampfes, der ihm seine Bewegung verleiht. Bald kam man auch darauf, dem hochgespannten Dampf, der den Fallblock hebt, oberhalb desselben eine zweite Verwendung zu geben; der Dampf mußte hier wie das Pulver auf ein Geschoß wirken und den massigen Block mit verzehnfachter Gewalt auf das Werkstück zurückschleudern. Kaum fünf Monate nach dem ersten Besuch jener Herren wurde das Wort des Meisters zur Wahrheit: der Dampfhammer war der unentbehrlichste Gehilfe der Eisenindustrie geworden.

Seitdem hat das merkwürdige Werkzeug, das vielleicht eine der eigenartigsten Erfindungen des Jahrhunderts des Dampfes ist, zahlreiche und zum Theil sehr ingeniöse Verbesserungen erfahren, ohne daß es darum die charakteristischen Merkmale, die ihm Nasmyth gegeben, verloren hätte.

Unsere Zeichnung giebt ein klares Bild der ganzen Konstruktion: ein mächtiges Eisengerüst trägt hoch oben den Dampfcylinder, in welchem der Kolben mit dem gewaltigen Hammerblock, dem „Bär", sich auf- und niederschiebt; seitwärts auf einer Plattform steht der Schmied, den Griff der „Steuerung" in der Rechten — so haarscharf vermag er mittelst ihrer nicht nur die Zahl und die Wucht der Schläge, sondern auch die Höhe des Hubes zu bestimmen, daß er eine Nuß aufknacken kann und den Kern nicht zerdrückt. Als Kaiser Wilhelm I. die Kruppschen Werke besuchte, bat man den hohen Herrn, seine Uhr auf den Ambos zu legen: der tausend Centner schwere Block sauste herab und blieb einen Millimeter über dem Uhrglas stehen, ohne dasselbe zu beschädigen.

Ohne den Dampfhammer würde das Schmieden vieler Werkstücke der modernen Industrie ganz unmöglich sein, die gewaltigen Schrauben und Wellen der heutigen Riesendampfer, die großen Panzerplatten, die schweren Gußstahlrohre der Artillerie sind nur durch ihn ausführbar geworden. Während sich die Dimensionen der Dampfhämmer aber auf der einen Seite ins Gigantische gesteigert haben — auf den Eisenwerken in Creuzot befindet sich ein Hammer von 1800 Centnern Bärgewicht und bei Krupp arbeitet ein Hammer von 1000 Centnern Gewicht bei einer Fallhöhe von drei Metern — hat sich neuerdings auch in größeren Schmiedewerkstätten der Dampfhammer, fast möchte man jenen Kolossen gegenüber sagen: en miniature, sein Bürgerrecht verschafft. Der Aufwerfhammer des Amerikaners Bradley vollführt z. B. mit einem kleinen Hammer von 12 bis 100 Kilogramm Gewicht über 200 Schläge in der Minute und eignet sich ganz vorzüglich für den Betrieb in der Werkstätte. So dient auch hier der Dampf seiner großen Kulturmission: der Entlastung der Menschheit von der schweren physischen Arbeit.

Heinrich Semler †. Wiederum hat das afrikanische Klima ein Opfer gefordert: Heinrich Semler, der erst vor etwa drei Monaten in den Dienst der ostafrikanischen Gesellschaft getreten war, ist am Fieber gestorben. Unseren Lesern ist Heinrich Semler kein Fremder. Vor Jahren erschien von ihm ein Artikel über das Alden-Obst — das amerikanische Dörrverfahren, in der „Gartenlaube". Damals wollte Semler bahnbrechend wirken, die in Amerika gesammelten Erfahrungen den deutschen Obstzüchtern mittheilen und in Deutschland neben der Obstzucht eine Obstindustrie ins Leben rufen. Er hat auch zu diesem Zwecke ein ausgezeichnetes Werk geschrieben über „Die Verwerthung des Obstes" (Bismar, Hinstorffsche Hofbuchhandlung), welches ein Musterwerk genannt werden darf und welches wir oft und warm empfohlen haben.

Als später Deutschland seine Machtsphäre in fernen Welttheilen erweiterte, als endlich deutsche überseeische Kolonien begründet wurden, überraschte uns Heinrich Semler mit einem Meisterwerke „Die tropische Agrikultur", welches in ausführlicher zusammenfassender Weise die Kultur sämmtlicher tropischer Gewächse behandelt. Wer dieses Werk gelesen, dem mußte es klar sein, daß Semler wie kaum ein Anderer dazu berufen war, in der schwierigen Frage, wie in Afrika Plantagen zu gründen seien, bahnbrechend zu wirken. Die Deutsch-ostafrikanische Gesellschaft wußte ihn für diese Aufgabe zu gewinnen. Leider konnte er dem Klima nicht trotzen; frühzeitig sank er dahin; ein rüstiger Kämpfer für die Hebung des deutschen Wohlstandes, hat er sich den Dank der Nation verdient. Leicht sei ihm die Erde!

Ein Sommertag. (Mit Illustration S. 529.) Da liegt die spiegelglatte Wasserfläche des Sees vor uns ausgebreitet. Bis an den Horizont hinaus tanzen die goldenen Sonnenlichter darauf, und in der schattigen kleinen Landungsbucht spiegeln sich Bäume und Sträucher so klar in den Fluthen, daß es ist, als tauche der Blick in einen andern, noch duftigeren Wald hinab. Die Dorfkinder haben diese Bucht längst schon als Badeplatz eingeweiht; furchtlos tummeln sich die kühnen kleinen Naturschwimmer hier in den lauen Fluthen. Nur Klaas, das einzige Söhnchen der reichsten jungen Bauersfrau, ist ganz aus der Art geschlagen; er fürchtet sich vor dem Wasser! Vergeblich hält ihm ein freundliches Nachbarkind die helfende Hand entgegen, vergebens verschwendet die Mutter Liebkosungen und Versprechen; er klammert sich fest an ihren Arm und blickt mißtrauisch hinaus nach dem Elemente, das „keine Balken" hat. Doch vielleicht wird er sich noch dazu herbeilassen, zaghaft mit den dicken Füßchen ein wenig im Wasser zu plätschern, und das ist doch wenigstens ein Anfang; mehr freilich wird heute wohl nicht erreicht werden.

Blumenweihe zu Mariae Himmelfahrt. (Mit Illustration S. 533). Unser Bild stellt eine Scene dar, wie sie sich am 15. August zu Mariae Himmelfahrt, einem hohen Feiertage der Katholiken, vornehmlich im bayerischen Schwabenlande, aber auch in anderen Gegenden abspielt. Die Kinder, meist Mädchen in Festtagskleidung, sind von nah und fern herbeigeeilt, um vor der Mutter Gottes zu „prangen". Die kleinen Hände können die mächtigen Blumensträuße kaum umfassen, denen auch die Früchte des Feldes beigebunden sind, um an ihnen die segenspendende Weihe der Kirche vollziehen zu lassen und sie als Talismane gegen alle erdenklichen Fährlichkeiten nach Hause zurückzutragen. Vor dem Altar vollzieht der Priester die Segnung, indem er aus dem von einem Chorknaben gehaltenen Becken geweihtes Wasser um sich sprengt. Ueber der ornatgeschmückten Gestalt des Geistlichen glimmt mit mattem Schein die „ewige Lampe" und zu beiden Seiten des Hochaltars fällt das volle Sonnenlicht ein und durchbricht siegreich wie ein Gruß von oben die duftenden Wolken, welche dem silbernen Weihrauchfasse entsteigen und über die ganze stimmungsvolle Gruppe dahinziehen. —

Der Lehrlingshort in München. Ueberall in Deutschland sind, nach dem in München gegebenen Beispiel, Knabenhorte entstanden, deren segensreiche Wirkungen sich bereits deutlich fühlbar machen. Nun ist in der bayerischen Hauptstadt ein weiterer Schritt gethan worden, um die jungen Lehrlinge ebenso vor dem sittlichen Verderben zu bewahren wie früher die Schulknaben, und der durch edeldenkende Männer gegründete Lehrlingshort verdient, in den weitesten Kreisen dringend zur Nachahmung empfohlen zu werden, denn in ihm finden die jungen Leute für den Sonntag Nachmittag einen gemüthlichen Aufenthalt, Geselligkeit und geistige Anregung, also mit einem Wort: Bewahrung vor den elenden Sonntagsvergnügen der Großstadt, welche so viele Arbeiter schon in der ersten Jugend dem moralischen Ruin zuführen.

Die Mittel sind auch hier, wie beim Knabenhort, die allereinfachsten: ein geräumiges helles Lokal nahe den Isarauen, ein Stück Brot und ein Glas Bier um die Vesperzeit. Aber hierher, wie in den Knabenhort, drängen sich die armen Jungen, um in dem Winters gut geheizten und beleuchteten Raume, unter den Augen „ihres Herrn Raths Jung", den alle wie einen Vater lieben, im herzlichen Verkehr mit ihm und seinen Gehilfen so frohe Stunden zu verleben, wie ihre glücklicher situirten Altersgenossen in der eigenen Familie. Eine stattliche Bibliothek von Reisewerken, Unterhaltungsblättern und Jugendschriften beglückt die „Leseratzen", die mit aufgestützten Köpfen dasitzen, taub gegen alles, was rings umher vorgeht; andere bemächtigen sich der Dominos, Schachbretter und Schachspiele, der Zeichenstifte ꝛc. Um 5 Uhr aber wird alles bei Seite gelegt, denn da hält entweder Herr Rath Jung oder ein Lehrer der vielen hiesigen Schulen oder ein sonstiger Freund der Anstalt dem jungen Auditorium einen seinen Fassungskräften angemessenen Vortrag, der mit gespannter, lautloser Aufmerksamkeit aufgenommen wird. Bei meinem neulichen Besuche erklärte den Knaben eben ein junger Militärbeamter ihre künftige Dienstpflicht, indem er ihnen bewies, wie die Forderungen von Gehorsam, Pünktlichkeit und Reinlichkeit nicht eine Plage, sondern ein Gewinn fürs Leben seien. An einem späteren Sonntag wurde „Die Glocke" von Schiller vorgelesen und erklärt, aber immer auf die Gemüthswirkung berechnet, indem alles von den Leitern der Anstalt vermieden wird, was die Lehrlinge geistig zu sehr heraufschrauben und mit ihrem Stand unzufrieden machen könnte.

Dafür ist der Pflege des Talentes, welches in allen Ständen beglückend wirkt, ein weiter Spielraum gelassen. Es wurden am späteren Abend oberbayerische Gedichte v. Stieler und Kobell dellamirt und mit schallender Heiterkeit aufgenommen, dann kam die Musik an die Reihe, und nun verklärten sich die Gesichter. Bücher und Spiele wurden freiwillig bei Seite gelegt, und mit wahrer Andacht hörten alle den Vorträgen ihrer Kameraden zu. Der oberbayerische Stamm ist sehr musikbegabt; viele Bauernburschen spielen Zither, ohne eine Note zu kennen; so genügte auch hier, nachdem die Instrumente angeschafft waren, eine billige Unterweisung, um das größte Vergnügen zu verursachen. Ein lustiger Tanz, von einem Schlosser- und einem Drechslerlehrling auf zwei Zithern flott gespielt, fand rauschenden Beifall, dann holte ein kleiner Kaminfeger seine Geige, ein Schriftsetzer die Klarinette, und dazu akkompagnirte auf der Guitarre der junge Lehrer einer hiesigen Schule, welcher nach sechs überlasteten Wochentagen aus edelster Menschenfreundlichkeit seine Erholungszeit dem Lehrlingshort widmet!

Es braucht kein weiteres Wort, um ein solches Unternehmen anzupreisen; jeder kann sich selbst sagen, vor welchen Gefahren bewahrt, um welche Güter bereichert die jungen Menschen abends um acht Uhr das ihnen so liebe Erholungslokal verlassen, mit der frohen Aussicht, nach abgethaner Arbeitswoche wiederkehren zu dürfen.

Jeder aber sollte auch trachten, in seinem Kreise, in seiner Stadt einen ähnlichen Lehrlingshort gründen zu helfen, denn es ist unzweifelhaft, daß nur solche Anstalten vermögen, die socialen Mißstände an der Wurzel anzugreifen. Dazu beizutragen ist patriotische Pflicht — die dankbaren und glücklichen Gesichter der armen Jungen zu betrachten aber ein so großes Vergnügen, daß darin allein schon reichliche Vergeltung für alle aufgewandten Opfer liegt. R. A.

Ein einfaches Mittel, die Temperatur des nächsten Tages voraus zu bestimmen, wurde schon vor längerer Zeit von Dr. A. Troska angegeben. Neuerdings veröffentlicht derselbe in der „Naturwissenschaftlichen Wochenschrift" eine verbesserte und vereinfachte Regel. Dieselbe lautet: „Die Temperatur, welche das feuchte Thermometer eine Stunde vor Sonnenuntergang im Freien und im Schatten anzeigt, ist, wenn man von Abweichungen bis zu 1° C. als unerheblich absieht, in 80% aller Fälle gleich derjenigen Temperatur, welche dasselbe Thermometer trocken um 8 Uhr des nächsten Vormittags im Schatten zeigen wird." Danach braucht man nur sein Thermometer eine Stunde vor Sonnenuntergang mit einem in reinem Wasser getränkten kleinen Lappen von Mousselin, Tüll oder feiner Leinewand an der Quecksilberkugel einfach, aber anschließend zu umwickeln und den Lappen mit etwas Bindfaden daran festzuschnüren. Hierauf wird das Instrument im Freien und im Schatten ausgehängt, und die Temperatur, die es anzeigt, ist die mittlere Temperatur des nächsten Tages. Auf 20% falscher Prophezeiungen muß man sich allerdings auch bei diesem Wetterpropheten gefaßt machen.

Klage- und Trostlieder deutscher Dichter. Der Tod unserer Kaiser Wilhelm I. und Friedrich III. hat natürlich eine Reihe von Gedichten hervorgerufen, von denen einige der hervorragendsten unter dem Titel „Dichterstimmen aus Deutschlands Trauertagen" (9. März, 15. Juni 1888) gesammelt worden sind (Dortmund, Th. Garmesche Buchhandlung). Es finden sich unter den Verfassern gefeierte Dichternamen wie G. von Ompteda, Fr. von Bodenstedt, Felix Dahn, Ernst von Wildenbruch, Julius Wolff neben jüngeren Talenten, und da jeder dieser Dichter seine Eigenart nicht verleugnet, so ist alles Eintönige in der kleinen Sammlung vermieden und in den verschiedensten Tonarten ertönen die Klagegesänge, welche ein Echo im Herzen des schwergeprüften deutschen Volkes gefunden haben. Auch die Sänger der „Gartenlaube" Friedrich Hofmann und C. Hecker sind in der Sammlung vertreten. †

Kleiner Briefkasten.

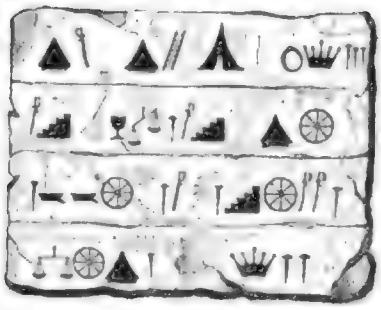
(Anonyme Anfragen werden nicht berücksichtigt.)

K. V. in Freienwalde. Ein anziehendes Lebensbild des Kaisers Friedrich III. ist das in der Verlagshandlung von Ferdinand Hirt in Leipzig unter diesem Titel erschienene von B. Nezze, königl. Hofprediger. Der Ton der Darstellung ist schlicht und warm; zwei Bildnisse des Kaisers und viele andere Abbildungen erläutern den Text.

L. V. in Kreteld. Wir haben zwar kein Porträt Kaiser Friedrichs wie das Kaiser Wilhelms I. als besondere Beilage gebracht, aber das in Halbheft 6 des laufenden Jahrgangs erschienene Bildniß desselben ist ein künstlerisch so fein ausgeführtes, daß es passend auch als Zimmerschmuck Verwendung finden kann.

Allerlei Kurzweil.

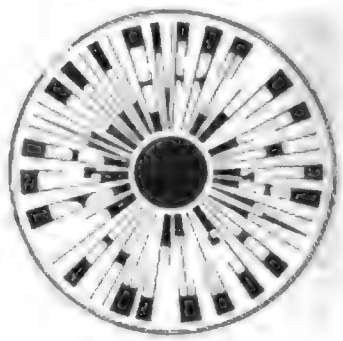
Hieroglyphen.



In dieser Aufgabe stellt jedes Bild den Anfangsbuchstaben seines Namens dar (Nagel = N, Säbel = S u. s. w.). Es sind nur die Konsonanten durch Bilder bezeichnet; werden dieselben aber durch die richtigen Vokale ergänzt, so ergiebt die Lösung eine bekannte Sentenz.

Bilder-Räthsel.

Die räthselhafte Scheibe.



Silben-Räthsel.

1	2
3	4

Die Ziffern sind so durch je eine Silbe zu ersetzen, daß 1 2 eine Person aus einem Goetheschen Roman, 1 4 eine Insel bei Schleswig, 3 2 eine Person aus einer bekannten Ballade von Schiller und 3 4 einen österreichischen Lustspieldichter bezeichnen.

Charade.

Ach leider sind es schon gar viele,
Die sich die Erste nahm zum Ziele
Und denen ihr Geschoß gebracht
Nur allzuschnell des Todes Nacht.

Gleich offnem Thor' läßt dich die Zweite
Oft schau'n in ungemessne Weite,
Daß sie so manches Wandrers Lauf
In Berg und Thal sucht freudig auf.

Doch wem das Ganze wird gegeben,
Der muß, da hilft kein Widerstreben,
Sich trennen schnell von alle dem,
Was lieb ihm war und angenehm.

Diagonal-Räthsel.

I. Quadrat.

15	12	5	11
16	**14**	6	18
16	1	**6**	17
16	5	1	**16**

II. Quadrat.

5	12	18	**14**
7	12	**6**	4
4	**1**	17	14
3	14	5	10

III. Quadrat.

4	14	6	3
7	12	12	**5**
13	12	**9**	1
4	**14**	15	6

IV. Quadrat.

6	1	5	17
4	**12**	7	9
12	5	**2**	1
4	1	2	**17**

Die Zahlen in der Figur sind durch entsprechende Buchstaben zu ersetzen, und zwar so, daß die erste Diagonale (von oben nach unten) „eine europäische Insel" ergiebt, die zweite (von unten nach oben) die „Bezeichnung für eine große Stadt", ferner die senkrechte Mittelreihe „einen Theil Indiens", die wagerechte Mittelreihe „eine Muse".

Die Wörter in den Quadraten bestehen je aus vier Buchstaben und benennen:

I. Quadrat.

1. Ein Gebirge. 2. Eine Farbe. 3. Ein Metall. 4. Ein Getränk.

II. Quadrat.

1. Einen Vogel. 2. Einen Fisch. 3. Eine launige Herrscherin. 4. Eine amerikanische Republik.

III. Quadrat.

1. Einen Fluß. 2. Einen römischen Redner. 3. Ein Nahrungsmittel. 4. Ein Nagethier.

IV. Quadrat.

1. Einen Titel. 2. Einen Schiffstheil. 3. Einen Fluß. 4. Einen Planeten.

Auflösung des litterarischen Versteck-Räthsels auf S. 516:

„Martin Greif."

Auflösung des Kapsel-Räthsels auf S. 516:

Gemse, Ems.

Auflösung der Skat-Aufgabe Nr. 9 auf S. 516:

Die Karten sind so vertheilt: Skat: rK, s7.
Verband: rZ, gD, gO, g7, rD, rZ, rO, r2, 18, sZ.
Mittelhand: gW, g8, eK, eO, e9, sK, sO, s9, s8, r7.
Nimmt der Spieler die vorgelieferten eZ, e9 mit dem eO mit, so folgt dann:

2. eW, g7, g8 (+ 2),
3. rW, gD, gW (— 15),
4. eK! e7, sZ (— 14),
5. eO, e8, rD (— 14),
6. sK! s9, gO (— 18),

und die Gegner haben 61 Augen. Hätte dagegen der Spieler den Stich laufen lassen, so folgt dann

2. sZ,* s8, sD (+ 21),
3. eW, g7, g8 (+ 2),
4. rW, gD, gW (— 15),
5. eK, e8, rD (— 15),
6. eO, eD, gO (— 17),

und die Gegner haben nur 57 Augen. Es ist übrigens kein Fehler, wenn der Spieler den ersten Stich mitnimmt, nur die eigenthümliche Sitzung bewirkt den Erfolg.

* Spielt Verfasser statt sZ Roth vor, so ergiebt sich dasselbe Resultat.

Auflösung des Bilder-Räthsels auf S. 516:

Das größte Glück im Leben
Und der reichlichste Gewinn
Ist ein guter, leichter Sinn.

Auflösung der magischen Silben-Quadrate auf S. 516.

I.

the	re	se
re	cla	me
se	me	le

II.

si	na	i
na	po	li
i	li	as

Auflösung des Räthsel-Sonetts auf S. 516: Landmann.

Auflösung des Form-Arithmogryphs auf S. 516:

A	r	s	e	n	i	**k**
	L	e	n	a	**u**	
	L	e	i	e	**r**	
F	h	r	g	e	i	**z**
R	o	m	a	n	o	**w**
	L	i	l	i	**e**	
	E	b	e	l	**i**	
I	l	l	e	g	a	**l**

Die Anfangs- und Endbuchstaben, abwärts gelesen, ergeben:

„Allerlei Kurzweil".

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig. Druck von A. Wiede in Leipzig.

Halbheft 18. 1888.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Jahrgang 1888. Erscheint in Halbheften à 25 Pf. alle 12—14 Tage, in Heften à 50 Pf. alle 3—4 Wochen vom 1. Januar bis 31. Dezember.

Die Alpenfee.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten

(Fortsetzung.)

Roman von E. Werner.

Auf dem Schreibtisch Wolfgangs stand in einem reichgeschnitzten Rahmen Alicens Bild. Es war ähnlich, aber wenig vortheilhaft, denn die zarten weichen Linien der Züge verschwammen allzu sehr in der Photographie und die Augen waren völlig ausdruckslos. Die schlanke junge Dame in der überreichen Toilette machte hier völlig den Eindruck einer jener nervösen, blasirten Erscheinungen, wie man sie oft in der großen Welt findet. Auch Doktor Reinsfeld schien dieser Meinung zu sein; er sah auf das Bild, dann auf seinen Freund und bemerkte trocken: „Glücklich bist Du aber nicht geworden dadurch, daß Du Dein Ziel erreicht!“

Wolfgang wandte sich rasch und heftig um.

„Warum nicht? Was meinst Du damit?“

„Nun, fahre nur nicht gleich wieder auf! Ich kann mir nicht helfen, aber Du bist verändert seit den letzten Monaten. Ich erhalte aus der Stadt die Nachricht Deiner Verlobung und denke, Du wirst zurückkommen, strahlend vor Triumph über die Verwirklichung all Deiner Zukunftspläne, statt dessen bist Du fortwährend ernst, verstimmt, reizbar im höchsten Grade, Du, der allezeit Ruhige und Besonnene — was hast Du eigentlich, Wolf?“

„Nichts! Laß mich in Ruhe!“ lautete die abweisende Antwort, aber Benno trat zu ihm und legte die Hand auf seine Schulter.

„Wenn Deine Verlobung eine Herzensgeschichte wäre, so würde ich glauben, daß da etwas nicht in Ordnung ist, aber —“

„Ich habe ja kein Herz, Du hast es mir oft genug gesagt,“ warf Wolfgang bitter ein.

„Nein, Du hast nur Ehrgeiz — weiter nichts!“ sagte Reinsfeld ernst.

Elmhorst machte eine ungeduldige Bewegung.

„Predige nicht schon wieder, Benno! Du weißt, in dem Punkte verstehen wir uns nicht. Du bist und bleibst —“

„Der überspannte Idealist, der lieber mit seiner Herzallerliebsten trockenes Brot ißt, als mit einer vornehmen Frau Gemahlin in der Equipage fährt! Ja, ich bin nun einmal so unpraktisch angelegt, und vorläufig reicht es noch nicht einmal zum Brot für Zwei aus, deshalb ist es ein Glück, daß ich überhaupt keine Herzallerliebste habe.“

„Wir müssen gehen,“ sagte Wolfgang abbrechend. „Alice erwartet mich um zwölf Uhr, und nun thu' mir den Gefallen und nimm Dich wenigstens etwas zusammen. Ich glaube, Du kannst nicht einmal mehr eine regelrechte Verbeugung machen.“

„Ist auch sonst nicht nöthig bei meinen Patienten,“ versetzte Benno trotzig. „Die sind zufrieden, wenn ihnen geholfen wird, ohne Verbeugung, und wenn Du keine Ehre mit mir einlegst bei Deinem vornehmen Fräulein Braut, so ist es Deine Schuld; warum schleppst Du mich hin wie ein Opferlamm. — Fräulein von Thurgau ist doch wenigstens mit gekommen?“

„Jawohl!“

„Und sie ist vermuthlich auch eine große Dame geworden?“

„In Deinem Sinne allerdings.“

Die Antworten klangen sehr einsilbig und lauteten nicht sehr tröstlich für den

Ein verkanntes Genie.

Originalzeichnung von C. W. Allers.

Digitized by Google

armen Doktor, der diesem Besuche mit einer wahren Herzensangst entgegensah. Er wagte gleichwohl nicht, sich zu sträuben, denn er war es nun einmal gewohnt, sich von seinem Freunde beherrschen zu lassen. So nahm er denn auch jetzt den neu aufgebügelten Hut, der trotzdem sein ehrwürdiges Alter nicht verleugnete, vom Tische und machte Anstalt, die berühmten „Gelben" anzuziehen, während er ergebungsvoll sagte:

„Wenn es denn durchaus nicht anders geht — in Gottes Namen!"

Oberhalb der Bahnlinie, etwa eine halbe Stunde von dem künftigen Stationsgebäude entfernt, lag die neue Villa des Präsidenten, zu der ein eigens angelegter, bequemer Weg führte. Das Haus, in dem hier üblichen Gebirgsstil, mit vorspringendem Dach und zierlichen Holzgalerien, entsprach wenigstens äußerlich seiner Umgebung, war aber trotz seines einfachen Gewandes vollkommen darauf eingerichtet, einen so anspruchsvollen Haushalt wie den Nordheimschen aufzunehmen. Die Lage war prachtvoll und bot die Aussicht über den schönsten Theil des Gebirges; die Matten ringsum hatte man mit Anlagen versehen und den nahen Wald in einen kleinen Naturpark verwandelt. Das hatte freilich unendliche Mühe und unglaubliche Kosten verursacht und sollte doch im Grunde nur für einen Aufenthalt von wenig Wochen dienen, aber Nordheim pflegte nicht nach den Kosten zu fragen, wenn er irgend etwas plante, und gab dem Baumeister unbeschränkte Vollmacht. Elmhorst hatte denn auch in der That ein kleines Meisterwerk geschaffen in diesem Bergschlößchen, das zum Eigenthum seiner Braut bestimmt war.

Im Inneren hatte man freilich auch nicht mehr den Schein der Einfachheit festgehalten. Das Licht fiel durch bunte, kostbar gemalte Scheiben auf Flur und Treppen, und teppichbelegte Stufen führten zu einer Reihe von Zimmern, die, wenn auch nicht so prachtvoll wie die Salons in der Stadt, ihnen an Luxus und Behaglichkeit doch wenig nachgaben. Es waren reizende kleine Nestchen, vorwiegend in lichten Farben gehalten, und jedes einzelne bot eine entzückende Fernsicht.

Der Präsident war erst vor einigen Tagen mit seiner Familie auf der neuen Besitzung eingetroffen und Alice, der die Höhenluft verordnet war, sollte die beiden Sommermonate hier zubringen. Nordheim selbst hatte wie gewöhnlich keine Zeit zur Erholung, er nahm hier nur sein Absteigequartier, zur Besichtigung der Bahnarbeiten, wie er es früher in Heilborn genommen hatte, und jetzt riefen ihn schon wieder Geschäfte nach der Stadt zurück. Er hatte allerdings schon am Morgen abreisen wollen, war aber durch eingetroffene Briefe, die sofort erledigt werden mußten, noch einige Stunden zurückgehalten worden. Sein Wagen stand bereits angespannt und er selbst befand sich bei seiner Nichte, die er kurz vor der Abfahrt noch sprechen wollte.

Ernas Zimmer lag im oberen Stockwerke, die Glasthür, welche auf die Galerie führte, war geöffnet und draußen lag Greif, behaglich im Sonnenschein ausgestreckt.

Der Hund war fast das einzige Andenken, welches das junge Mädchen damals aus der Heimath mitgenommen hatte, dies eine aber vertheidigte sie auch mit der ganzen Leidenschaftlichkeit ihrer Natur gegen den Onkel und Frau von Lasberg, die das „lästige Geschöpf" nicht dulden wollten. Es sollte zurückbleiben, aber da gab es eine unendlich stürmische Scene. Erna weigerte sich entschieden, das Haus zu verlassen, wenn man ihr nicht gestatte, Greif mitzunehmen, und Nordheim hatte endlich nachgegeben, unter der Bedingung, daß der Hund niemals in die Wohnräume der Familie komme.

Das war denn auch nicht geschehen, Greif war überhaupt manierlicher geworden, er hatte Lebensart gelernt und es fiel ihm jetzt nicht mehr ein, im Salon eine Jagdscene aufzuführen; aber das damals noch sehr junge Thier hatte sich erst jetzt zu seiner vollen Kraft und Schönheit entwickelt. Es hatte etwas Löwenartiges, als es so ausgestreckt lag, mit den mächtigen Pranken, dem langen dunkelgelben Fell und den großen schwarzen Augen, die jeder Bewegung seiner jungen Herrin folgten.

Es mußte eine ganz besondere Veranlassung sein, die den Präsidenten zu Erna führte. Er hatte ja sonst überhaupt niemals Zeit für seine Familie und auch nicht das Bedürfniß, mit ihr gemüthlich zu verkehren; sie sah ihn gewöhnlich nur bei Tische, wenn er nicht tage- und wochenlang abwesend war. Selbst sein Verhältniß zu der eigenen Tochter war ein sehr kühles und seiner Nichte stand er vollends fremd und kalt gegenüber. Er lebte und webte nur in seiner geschäftlichen Thätigkeit, alles andere, sogar die Familienbeziehungen, waren ihm vollständig Nebensache.

Er war im vollen Reiseanzuge eingetreten, ohne Platz zu nehmen, und sagte flüchtig, wie im Vorbeigehen:

„Ich wollte Dir nur mittheilen, daß ich vor einer Stunde einen Brief von Waltenberg erhalten habe. Er ist gestern in Heilborn eingetroffen und denkt einige Wochen dort zu bleiben, wahrscheinlich macht er Euch morgen einen Besuch."

Die Worte klangen gleichgültig, aber es lag eine gewisse Schärfe in dem Blick, der dabei auf Erna ruhte. Sie nahm die Nachricht ebenso gleichgültig auf und erwiderte ruhig:

„So? Dann werde ich Alice und Frau von Lasberg benachrichtigen."

„Frau von Lasberg weiß es bereits und wird es nicht an der nöthigen Rücksicht fehlen lassen; ich wünsche aber, daß sie ihm auch von — anderer Seite zu theil wird. Hörst Du, Erna?"

„Ich wüßte nicht, Onkel, daß ich gegen Deinen Gast rücksichtslos gewesen wäre."

„Meinen Gast? Als ob Du nicht so gut wie ich wüßtest, was ihn an unser Haus fesselt und was ihn jetzt nach Heilborn führt. Er will endlich einmal Gewißheit haben, und ich kann es ihm nicht verdenken, wenn er des Spiels müde ist, das nun schon monatelang mit ihm getrieben wird."

„Ich habe nie mit Herrn Waltenberg gespielt," sagte Erna kühl. „Ich fand es nur für nöthig, ihm gewisse Schranken zu ziehen, denn er scheint der Meinung zu sein, daß er nur die Hand auszustrecken braucht, wenn irgend etwas seinen Wunsch reizt."

„Nun, wir wollen nicht darüber streiten, denn Du scheinst mit Deiner kühlen Zurückhaltung grade das Rechte getroffen zu haben. Männer wie Waltenberg, die einen förmlichen Kultus mit ihrer Freiheit treiben und jedes Familienband als eine Fessel empfinden, wollen eigenartig behandelt sein. Ein Entgegenkommen hätte ihn vielleicht stutzig gemacht, das scheinbar Versagte reizt ihn."

Die Augen des Mädchens flammten unwillig auf.

„Die Berechnung stellst Du an, Onkel — nicht ich!"

„Gleichviel, wenn sie nur richtig ist," sagte Nordheim, ohne auf den Vorwurf zu achten, der in den Worten lag. „Ich habe mich bisher nicht eingemischt, weil ich sah, daß der Weg trotz alledem zum Ziele führte, jetzt aber wünsche ich, daß Du nicht länger einer Erklärung ausweichst. Ich zweifle nicht, daß Waltenberg schon in der nächsten Zeit die entscheidende Frage an Dich stellen wird, und Deine Antwort —"

„Könnte anders ausfallen, als er es wünscht!" ergänzte Erna mit voller Bestimmtheit.

Der Präsident stutzte und sah seine Nichte forschend an.

„Was soll das heißen? Du wirst doch nicht etwa den tollen Einfall haben, ihn abzuweisen?"

Sie schwieg, aber in ihrem Antlitz zeigte sich wieder jener herbe Trotz, der schon dem sechzehnjährigen Mädchen eigen war. Nordheim mochte diesen Ausdruck kennen und wissen, was er verhieß, denn er runzelte finster die Stirn.

„Erna, ich erwarte mit aller Bestimmtheit, daß meinem ernsten und wohlüberlegten Plane keine unnöthigen Hindernisse bereitet werden. Es handelt sich um Deine Vermählung mit einem Manne —"

„Den ich nicht liebe!" unterbrach sie ihn heftig.

Nordheim lächelte, halb spöttisch, halb mitleidig.

„Dachte ich es doch, daß wieder irgend eine Ueberspanntheit dahinter stecken würde! Liebe! Die sogenannten Liebesheirathen enden stets mit Enttäuschung. Eine Ehe muß auf vernünftigerer Grundlage aufgebaut werden und Alice giebt Dir das Beispiel dazu. Glaubst Du vielleicht, daß sie sich von romantischen Gefühlen bestimmen ließ bei ihrer Verlobung, oder daß Wolfgang es that?"

„O nein — er am wenigsten!" sagte Erna mit unverschleierter Verachtung.

„Was in Deinen Augen natürlich ein Verbrechen ist! Ich vertraue ihm trotzdem die Zukunft meiner Tochter an und bin überzeugt, daß er ein guter Ehemann sein wird. Einen Romantiker hätte ich mir überhaupt nicht zum Schwiegersohn gewählt.

Waltenberg kann sich freilich diesen Luxus gestatten, er hat die Mittel dazu. Er ist im Grunde ebenso excentrisch wie Du, Ihr seid Euch im höchsten Grade ähnlich und deshalb begreife ich nicht, was Du eigentlich an ihm auszusetzen hast."

„Seinen Egoismus! Er lebt nur für sich und für das, was ihm Lebensgenuß heißt. Er kennt weder Vaterland noch Beruf, weder Pflichten noch Ehrgeiz, *will* das alles nicht kennen, weil es ihn in diesem Genusse stört. Ein solcher Mann wird nie ein ernstes Streben, nie eine Zukunft haben und er kann auch eine Frau nicht lieben, denn er liebt nur sich allein."

„Er bietet Dir aber seine Hand und das ist in diesem Falle die Hauptsache. Wenn Du von Deinem künftigen Gatten nur Ehrgeiz und Energie verlangst, dann allerdings hättest Du Wolfgang heirathen müssen. Der *hat* eine Zukunft, dafür verbürge ich mich."

Erna zuckte zusammen und ihre Stimme klang beinahe schneidend, als sie rief:

„Verschone mich mit solchen Scherzen, Onkel — ich bitte Dich!"

„Ich bin nicht zum Scherzen aufgelegt," sagte Nordheim scharf. „Aber beiläufig, Erna, Dein Verhältniß zu Wolfgang ist ein sehr unerquickliches und die Art, wie Ihr beide Euch gegenübersteht, ist wenig angenehm für die Umgebung. Ich bitte ernstlich, den schroffen Ton zu ändern, der nachgerade bei Euch zur Regel geworden ist. — Um aber wieder auf die Hauptsache zurückzukommen, so scheinst Du zu glauben, daß Du unter allen möglichen Bewerbern zu wählen hast, bis irgend einer Deinem Ideale entspricht. Es thut mir leid, Dich aus Deinem Irrthum reißen zu müssen, aber Du hast überhaupt keine Wahl. Ein armes Mädchen wird allerdings umschwärmt und gefeiert, wenn sie schön ist — geheirathet wird sie für gewöhnlich nicht, denn die Männer verstehen zu rechnen. Dieser Antrag ist der erste, den Du erhältst, und wird voraussichtlich der einzige bleiben; überdies ist es eine glänzende Partie, auf die Du gar nicht rechnen konntest — Du hast allen Grund, zuzugreifen."

Die Worte wurden nicht in dem Tone vernünftiger wohlwollender Ermahnung gesprochen, es lag etwas unglaublich Herzloses und Verletzendes in der Art, mit der Präsident Nordheim seiner Nichte auseinandersetzte, daß sie trotz ihrer Schönheit gar keinen Anspruch darauf habe, geliebt und gewählt zu werden, weil sie arm sei. Erna war bleich geworden und ihre Lippen bebten, aber ihr Gesicht sprach eher alles andere aus als Fügsamkeit.

„Und wenn ich trotz alledem nicht zugreife?" fragte sie langsam.

„So hast Du Dir die Folgen selbst zuzuschreiben. Deine Stellung dürfte keine beneidenswerthe sein, wenn Du unvermählt bleibst. Alice heirathet im nächsten Jahre, wie Du weißt."

„Und in demselben Jahre werde ich mündig — und frei!"

„Frei!" spottete Nordheim. „Wie großartig das klingt! Du bist wohl in Fesseln und Banden in meinem Hause, wo Du als Tochter aufgenommen wurdest? Oder pochst Du vielleicht auf Dein väterliches Erbtheil? Das ist nicht mehr als ein Bettelpfennig und Du bist an die Ansprüche einer vornehmen Dame gewöhnt."

„Ich habe mit meinem Vater in den einfachsten Verhältnissen gelebt," sagte Erna bitter, „und wir sind glücklich gewesen — in Deinem Hause war ich es nie!"

Der Präsident zuckte verächtlich die Achseln.

„Ja, Du bist die echte Tochter Deines Vaters! Der zog es auch vor, auf einem Bauernhofe zu hausen, statt mit seinem alten Namen in der Welt Carriere zu machen. Nun, Waltenberg bietet Dir ja die ersehnte Freiheit. Als seine Gattin hast Du Reichthum und Lebensstellung, er wird Dir jeden Wunsch befriedigen, jede Laune erfüllen, wenn Du es verstehst, ihn zu beherrschen. Ich fordere zum letzten Male, daß Du die Sache vernünftig ansiehst. Thust Du es nicht, so sind wir beide zu Ende mit einander. Ich habe keine Duldung für Ueberspanntheiten, die sich in der Thurgauschen Familie fortzuerben scheinen."

Erna gab keine Antwort und er schien sie auch nicht zu erwarten, denn er wandte sich zum Gehen, blieb aber an der Thür noch einmal stehen und sagte mit eisigem Nachdruck:

„Ich hoffe mit aller Bestimmtheit, Dich bei meiner Rückkehr als Braut zu finden — leb' wohl!"

Er ging und einige Minuten später hörte man seinen Wagen fortrollen.

Erna warf sich in einen Sessel, das Gespräch hatte sie doch tiefer erregt, als sie dem kalten Manne zeigen wollte, der ihre Vermählung einzig und allein als ein vortheilhaftes Geschäft behandelte.

Als Braut! Sie schreckte zurück vor dem Worte, das sonst einen Zauberklang hat für jedes Mädchen, und doch wurde sie geliebt von jenem Manne, dem einzigen, der nicht danach fragte, ob sie reich oder arm sei, der sie hinausführen wollte aus diesem Hause, wo das Geld allein regierte, weit fort, in eine Welt von Freiheit und Schönheit! Vielleicht lernte sie es dennoch, ihn zu lieben, vielleicht war er trotzalledem der Liebe werth! War es denn nicht möglich, sich zu überwinden?

Sie verbarg in qualvollem inneren Kampfe das Gesicht in beiden Händen. Da fühlte sie eine leise, schmeichelnde Berührung. Greif war unbemerkt hereingekommen und stand jetzt dicht vor ihr. Er legte den mächtigen Kopf in ihren Schoß und sah sie fragend an mit seinen großen schönen Augen, als fühle er das Leid seiner jungen Herrin mit. Sie blickte auf, das Thier war ihr ja das Einzige, was sie gerettet hatte aus jener glücklichen, sonnigen Jugendzeit in den Bergen an der Seite des Vaters, dessen vergötterter Liebling sie war. Jetzt ruhte er längst schon im Grabe, die alte theure Heimath war verschwunden von der Erde und sein einziges Kind lebte in dem fremden Hause, eine Fremde, trotz aller Verwandtschaftsbande.

Erna schluchzte plötzlich laut auf, sie schlang beide Arme um den Hals des Hundes und sich zu ihm niederbeugend flüsterte sie:

„O Greif, wären wir doch wieder in dem alten Wolkensteiner Hofe, wären sie nie gekommen, diese Fremden! Sie haben Deinem Herrn den Tod gebracht und mir — noch Schwereres!"

Der Wagen des Präsidenten rollte schon auf der Bergstraße dahin, die bis zur Eröffnung der Bahn die einzige Verbindung war, als Elmhorst und Reinsfeld die Wohnung des ersteren verließen und zu der Villa emporstiegen. Der künftige Schwiegersohn bedurfte natürlich keiner Anmeldung, die Diener bückten sich tief vor ihm und er führte den Freund sofort zu seiner Braut. Wenn der Doktor aber schon dem Besuche selbst mit Befangenheit entgegensah, so wurde er vollends bedrückt durch diese Umgebung, an die er so gar nicht gewöhnt war.

Er stand auf weichen Teppichen, die jeden Schritt unhörbar machten, inmitten eines Zimmers, das ihm wie ein Zaubergemach erschien. Die weißen Spitzenvorhänge an den Fenstern waren herabgelassen und schufen eine halbe Dämmerung in dem kleinen Raume, der dadurch nur um so schöner und behaglicher schien mit seinen hellgrauen Tapeten und dem matten Blau der seidenen Polster und Portieren. Nur wenige Gemälde schmückten die Wände und eine Statuette von weißem Marmor erhob sich aus einer Blumengruppe, deren Düfte leise die Luft durchhauchten. Es war hier alles so licht, so zart und duftig wie in einem Elfenreiche.

Aber Benno war leider nicht gewohnt, mit Elfen zu verkehren. Er stolperte über den Teppich, ließ seinen Hut fallen, bückte sich danach und stieß, als er sich wieder aufrichtete, ein Tischchen um, das Wolfgang noch glücklich auffing und vor dem Fall bewahrte. Stumm und wehrlos ließ er die unvermeidliche Vorstellung über sich ergehen, machte eine höchst ungeschickte Verbeugung, und als nun noch das kalte, strenge Gesicht der Frau von Lasberg vor ihm auftauchte, die mit sichtbarem Befremden diese „Persönlichkeit" musterte, da war es ganz aus mit seiner Fassung.

Elmhorst runzelte die Stirn; so schlimm hatte er sich die Sache doch nicht gedacht. Aber sie war nun einmal angefangen und mußte durchgeführt werden. Er kürzte daher die Vorstellung möglichst ab, zur großen Erleichterung des armen Benno, der in seinem altmodischen Staatsanzuge wirklich eine höchst unglückliche Figur spielte. Er hielt den „Aufgebügelten" krampfhaft fest in den Händen, welche nunmehr die verhängnißvollen „Gelben" schmückten; sie waren ihm natürlich um zwei Nummern zu weit und schlotterten förmlich um seine Finger. Der Herr Oberingenieur legte in der That keine Ehre ein mit seinem Freunde, als er ihn zu seiner Braut führte.

„Du hast mir versprochen, liebe Alice, Dich der Behandlung des Doktor Reinsfeld anzuvertrauen, hier bringe ich ihn Dir! Du weißt es ja, wie besorgt ich um Deine Gesundheit bin.“

Der Ton der Worte war in der That besorgt und äußerst rücksichtsvoll, aber es lag keine Zärtlichkeit darin. Reinsfeld, den die Vornehmheit der Baronin schon gänzlich eingeschüchtert hatte, wagte der jungen Millionärin gegenüber nicht einmal eine Verbeugung, denn seiner Meinung nach mußte diese noch weit vornehmer und hochmüthiger sein. Er stand da, mit der Miene eines Opferlammes, als eine leise, aber unendlich sanfte Stimme an sein Ohr schlug.

„Sie sind mir willkommen, Herr Doktor, Wolfgang hat mir schon viel von Ihnen erzählt.“

Der Herr Doktor sah ganz überrascht auf und blickte in ein Paar große braune Augen, die allerdings etwas verwundert, aber ohne jeden Spott auf ihm ruhten. Er hatte noch die in Atlas und Spitzen gehüllte Erscheinung im Kopfe, die er aus dem Bilde kannte und die ihm dort so unnahbar erschien, und jetzt sah er eine zarte Gestalt, im weißen duftigen Morgenkleide, das lichtbraune Haar nur lose aufgenommen, ein blasses, aber liebliches Antlitz, dessen Ausdruck wohl müde, aber nichts weniger als blasirt und hochmüthig war. Er war förmlich bestürzt darüber und stotterte etwas von großer Ehre und vielem Vergnügen, blieb aber natürlich schon im zweiten Satze rettungslos stecken.

Wolfgang kam ihm zu Hilfe und brachte das Gespräch auf den Zweck des Besuches. Er wollte seinem Freunde, der, wie er wußte, am Krankenbette sehr entschieden sein konnte, Gelegenheit geben, sich als Arzt zu zeigen, aber Benno verleugnete heut seine ganze Natur. Er stellte die Fragen so schüchtern und ängstlich, als erbitte er mit jeder Antwort eine unverdiente Gnade, stotterte, wurde roth wie ein junges Mädchen, und was das Schlimmste war, er fühlte selbst, wie unpassend er sich benahm. Das raubte ihm den letzten Rest der Fassung, in völliger Zerknirschung saß er da und richtete einen wehmüthig bittenden Blick auf die junge Dame, als wolle er ihre Verzeihung erflehen, daß er sie überhaupt mit seiner Gegenwart belästige.

War es dieser hilfesuchende Blick oder der trotz aller Verlegenheit doch kindlich treuherzige Ausdruck der blauen Augen, genug, Alice richtete sich plötzlich auf und sagte freundlich und ermuthigend:

„Sie werden sich bei Ihrem ersten Besuche schwerlich schon ein Urtheil bilden können, Herr Doktor, aber Sie dürfen überzeugt sein, daß ich dem Freunde meines Verlobten unbedingt vertraue.“

Sie reichte ihm die Hand, die Benno zögernd ergriff. Die schmale weiße Hand lag zart und leicht wie ein Blumenblatt in der seinigen, er blickte so scheu und ehrfurchtsvoll darauf nieder, als könne jede Berührung sie verletzen, und urplötzlich brach er stürmisch aus:

„Ich danke Ihnen, gnädiges Fräulein! O, ich danke Ihnen!“

Frau von Lasberg machte ein Gesicht, als zweifle sie an der Zurechnungsfähigkeit dieses Doktors, der sich stolpernd einführte, im Gespräch nicht zum Reden zu bringen war und sich nun urplötzlich so stürmisch bedankte, obgleich gar kein Grund dazu vorlag. Und diesen Menschen nannte Elmhorst seinen Freund und Alice schien ganz einverstanden damit zu sein! Die alte Dame schüttelte entrüstet das Haupt und bemerkte mit kühler Zurechtweisung:

„Du bist sonst sehr zurückhaltend mit Deinem Vertrauen, liebe Alice.“

„Um so mehr freut es mich, daß sie diesmal eine Ausnahme macht,“ fiel Wolfgang mit einem gewissen Nachdruck ein. „Du wirst es nicht bereuen, Alice. Ich gebe Dir mein Wort darauf, Benno kann sich mit seinen Kenntnissen und Erfahrungen getrost an die Seite manches hochberühmten Kollegen stellen. Ich bin stets im Kriege mit ihm, weil er sie nicht auf einem anderen Felde geltend macht. Schon seit Jahren opfert er sich auf in einer untergeordneten Praxis, und wenn ihm wirklich etwas Besseres geboten wird, dann greift er nicht einmal zu, wie im vorigen Jahre, wo er eine äußerst vortheilhafte Stellung einfach im Stiche ließ.“

„Aber Wolf, Du weißt ja —“ versuchte Reinsfeld ein zuwerfen.

„Ja, ich weiß, daß Dein gutes Herz Dir da wieder einen Streich gespielt hat, den Du vielleicht Dein Lebenlang büßen mußt. Weil ein paar Bauernkinder krank lagen, die Du in Behandlung hattest, versäumtest Du die rechtzeitige Meldung, und nachher war es zu spät.“

„Ah, deshalb?“ sagte Alice halblaut und ihr Blick heftete sich wieder auf den jungen Arzt, der so niedergedrückt aussah, als werfe man ihm das schwerste Unrecht vor.

„Der Herr Doktor hat seine Praxis also auch unter den Gebirgsleuten?“ fragte Frau von Lasberg. „Fahren Sie denn wirklich nach den einzelnen, abgelegenen Höfen?“

„Nein, gnädige Frau, ich gehe dorthin,“ erklärte Reinsfeld harmlos. „Ich habe mir allerdings in den letzten Jahren ein kleines Bergpferd anschaffen müssen, um bei weiteren Entfernungen reiten zu können, für gewöhnlich aber gehe ich zu Fuß.“

Die Dame räusperte sich und sandte einen sehr bedeutungsvollen Blick zu dem Oberingenieur hinüber, der die Behandlung seiner Braut einem Bauernarzte anvertraute; dieser hatte jetzt völlig bei ihr verspielt. Wolfgang verstand den Blick und lächelte etwas spöttisch, als er sagte:

„Jawohl, gnädige Frau, er geht zu Fuß und wenn er dann aus Sturm und Schnee nach Hause kommt, setzt er sich noch hin und arbeitet an einem wissenschaftlichen Werke, das ihn vielleicht einmal berühmt machen wird. Aber das darf beileibe niemand wissen, selbst ich habe es nur durch Zufall entdeckt.“

„Wolf, ich bitte Dich!“ protestirte Benno in so grenzenloser Verwirrung, daß Elmhorst in der That die Nothwendigkeit einsah, ihn zu erlösen. Er ließ einfließen, sein Freund habe noch einen ärztlichen Besuch zu machen, und ermöglichte es ihm, auf diese Weise sich zu verabschieden. Das war aber eine neue, schwere Aufgabe für den armen Doktor; er kam indessen damit zu Stande — wie, das wußte er freilich nicht, er wußte nur, daß jene weiße, zarte Hand ihm nochmals zum Abschiede gereicht wurde und daß die großen braunen Augen halb mitleidig den seinigen begegneten. Dann ergriff ihn Elmhorst am Arme, lotste ihn glücklich an den Blumen und Statuetten vorbei und dann schloß sich die Thür zwischen ihm und dem Elfenreiche.

Erst draußen im Vorzimmer kam er wieder zur klaren Besinnung und zaghaft aufblickend fragte er:

„Wolf — es ist wohl recht schlecht gegangen?“

„Ja, das weiß der Himmel!“ brach Elmhorst ärgerlich aus. „Ich habe es Dir ja vorher gesagt — ich habe keine Manieren,“ sagte Benno wehmüthig.

„Aber Du bist doch ein Mann von beinahe dreißig Jahren, ein Arzt, der bei seinen Patienten sehr energisch auftreten kann, und heut standest Du da wie ein Schulknabe, der sein Pensum nicht gelernt hat.“

Er hofmeisterte seinen Freund in gewohnter Weise und dieser ließ sich ganz geduldig ausschelten. Erst als ihm nachdrücklichst eingeprägt wurde, sich das nächste Mal vernünftiger zu benehmen und diese lächerliche Unbeholfenheit abzulegen, fragte er halb erschrocken, halb freudig:

„Darf ich denn wiederkommen?“

Elmhorst machte eine ungeduldige Bewegung.

„Benno, ich weiß wahrhaftig nicht, was ich von Dir denken soll. Ich habe Dich doch gebeten, die ärztliche Behandlung meiner Braut zu übernehmen, und natürlich bleibt es dabei.“

„Aber die alte Dame war sehr ungnädig, ich sah es,“ versetzte Reinsfeld niedergeschlagen, „und ich fürchte, auch Fräulein Nordheim denkt —“ er brach ab und sah zu Boden.

„Ich pflege die Baronin Lasberg nicht um Erlaubniß zu fragen, wenn ich irgend etwas hinsichtlich meiner Braut bestimme,“ erklärte Wolfgang in sehr entschiedenem Tone. „Und den Einfluß auf Alice habe ich mir von Anfang an gesichert. Es ist mein Wunsch, also wird sie Dich als ihren Arzt empfangen.“

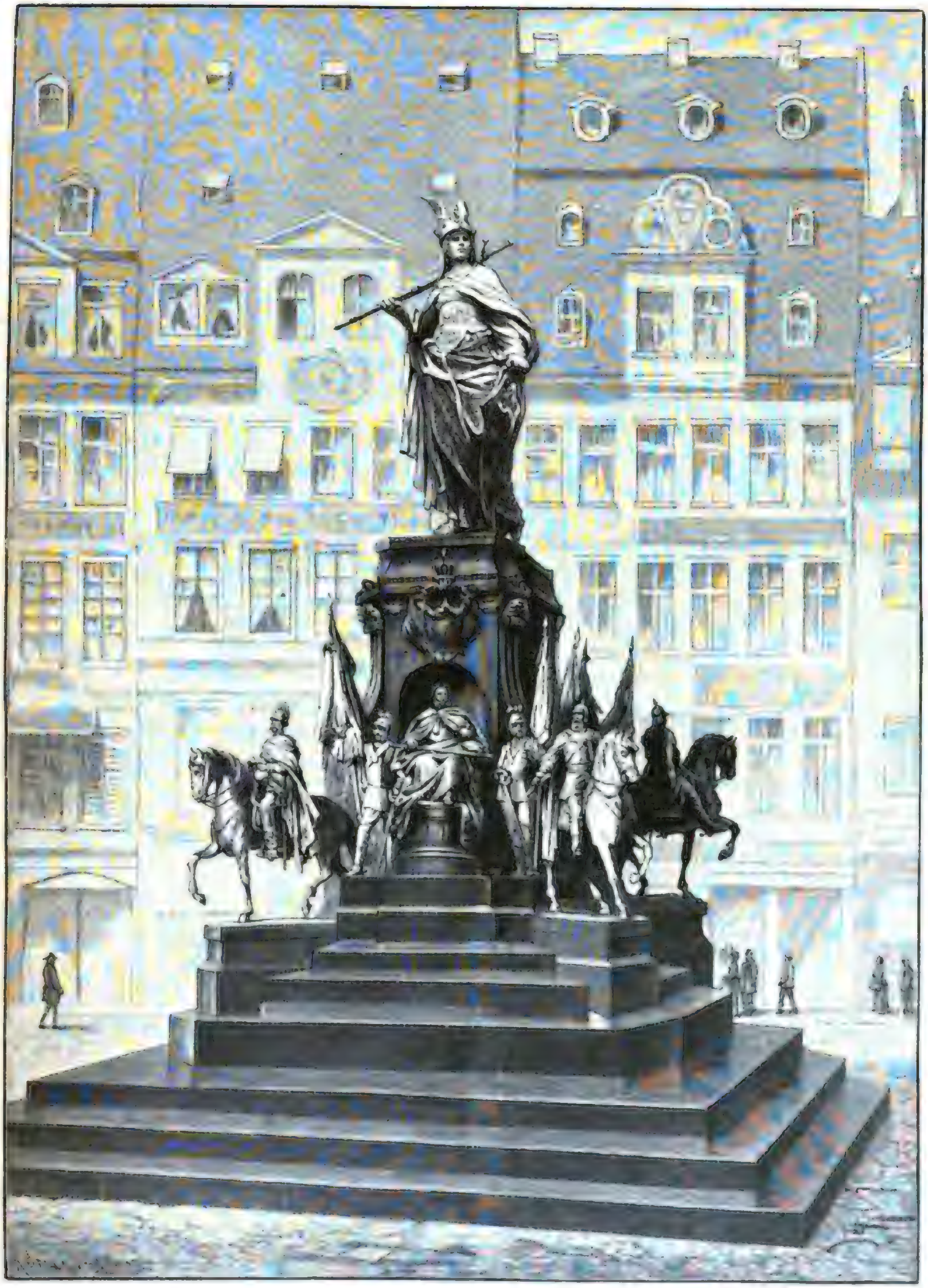
Der Doktor sah ihn mit einem eigenthümlichen Blicke an, dann sagte er halblaut:

„Wolf, Du verdienst Dein Glück eigentlich gar nicht!“

„Weshalb nicht? Etwa weil ich gleich von vornherein das Steuer ergreife? Das verstehst Du nicht, Benno! Wer wie ich vermögenslos in eine Familie wie die Nordheimsche tritt, hat nur die Wahl, sie entweder zu beherrschen oder eine höchst untergeordnete Rolle zu spielen. Ich ziehe die Herrschaft vor.“

„Du bist ein Unmensch, wenn Du diesem zarten Wesen gegenüber von Herrschaft redest!“ brach Benno zornig aus.

„Nun, Alice ist natürlich nicht damit gemeint,“ versetzte Wolfgang gelassen, „sie ist eine äußerst sanfte Natur und



Das Siegesdenkmal in Leipzig.
Originalzeichnung von Olof Winkler.

gewohnt, sich einem fremden Willen zu beugen; ich sorge nur dafür, daß dieser Wille ausschließlich der meinige ist. — Du brauchst mich nicht so grimmig anzusehen, ich werde meiner Frau kein Tyrann werden. Ich weiß, daß sie der größten Schonung und Rücksicht bedarf, und die wird sie stets bei mir finden."

„Ja, weil sie Dir Millionen zubringt!" murmelte Benno bitter, indem er sich zum Gehen wandte, Elmhorst hielt ihn zurück.

„Nun? Und Dein Urtheil über Alice?"

„Das kann ich für den Augenblick noch nicht feststellen. Es scheint ein hochgradiger nervöser Zustand zu sein, aber ich muß ihn länger beobachten."

„So lange Du willst, auf Wiedersehen also!"

„Adieu!" sagte Benno kurz.

Sie trennten sich, und während Wolfgang zu seiner Braut zurückkehrte, verließ der Doktor die Villa. Er schien es eilig damit zu haben, denn er stieg mit langen Schritten bergabwärts, und erst als er eine ganze Strecke entfernt war, blieb er stehen und blickte zurück.

Dort, hinter jenen Fenstern, wo die weißen Spitzenvorhänge niederwallten, lag das Elfenreich und dort lachte und spottete man jetzt sicher über den lächerlichen, tölpelhaften Gesellen, der mit jeder Bewegung, jedem Worte verrieth, wie wenig er in die Nordheimschen Salons paßte. Sein Auge fiel unwillkürlich auf die Handschuhe, die ihm noch vor einer Stunde so äußerst vornehm erschienen, und wie von einer plötzlichen Wuth ergriffen, riß er die unschuldigen gelben Dinger von den Händen und schleuderte sie in das Tannendickicht. Der eine fiel zu Boden, der andere aber blieb an den Zweigen hängen, wo er wie eine ungeheure Sonnenblume nickte und schaukelte. Das brachte den Eigenthümer nur noch mehr auf und er hatte nicht übel Lust, auch seinen Hut nachzusenden, als ihm noch rechtzeitig einfiel, daß er doch nicht seine ganze Garderobe auf diese Weise ablegen könne.

„Du kannst ja nicht dafür, Alter!" sagte er wehmüthig, auf die ehrwürdige Kopfbedeckung niederblickend. „Ich habe keine Manieren, das ist das Unglück — ob sie wohl auch lachen wird?"

Es blieb unentschieden, wer mit diesem „sie" gemeint war, aber Doktor Reinsfeld war in dieser Stunde der unglücklichste Mensch im ganzen Gebirge. Das Bewußtsein, keine Manieren zu haben, drückte ihn zu Boden.

Sankt Johannistag! Der alte Sagen- und Heilstag des Volkes, dem die geheimnißvolle Mittsommernacht vorangeht, wo die versunkenen Schätze aus der Tiefe emporsteigen und verheißungsvoll winken, wo all die schlummernden Zauberkräfte aufwachen und die ganze Märchen- und Geisterwelt der Berge sich aufthut zu unsichtbarem, mächtigem Wirken. Das Volk hat das uralte Sonnwendfest noch immer nicht vergessen und noch immer webt die Sage ihre Schleier um die heilige Mittsommerzeit, wo die Sonne am höchsten steht, wo die Erde in ihrer vollsten Schönheit prangt und heißes, volles Leben durch die ganze Natur fluthet.

Für das Wolkensteiner Gebiet war dieser Tag eins der größten Feste des Jahres. Die Bevölkerung des einsamen, noch wenig bekannten Alpenthales, das die Bahn erst im nächsten Jahre der Welt erschließen sollte, hing unverbrüchlich an ihren Sitten und Gebräuchen und ebenso fest an ihrem Aberglauben. Hier herrschte noch unumschränkt die Alpensee, und nicht bloß als verheerende Naturgewalt, mit Schneestürmen und Lawinen — für die meisten thronte sie noch leibhaftig droben auf dem umschleierten Gipfel des Wolkenstein, und die Bergfeuer, die am Vorabende des Johannistages überall emporflammten, hatten einen geheimnißvollen Zusammenhang mit der gefürchteten Macht des Gebirges. Weder die altheidnische Bedeutung der Sonnwendfeuer noch die christliche Legende hafteten mehr im Bewußtsein des Volkes, es knüpfte mit seinem Aberglauben direkt an seine Bergsagen an, die ihm noch immer lebendig waren.

Der klare, milde Junitag ging zu Ende, die Sonne war bereits gesunken, nur um die höchsten Gipfel wob sich noch ein leichter röthlicher Schimmer, all die anderen Höhen standen schon im blauen Nebelduft und in den Thälern lagerten dämmernde Schatten.

Hoch über den Wäldern, die den Fuß des Wolkenstein umsäumten, da wo die weit vorspringenden Abhänge des mächtigen Berges begannen, lag eine freie grüne Alpenwiese, auf der sich eine kleine Sennhütte befand. Es war für gewöhnlich sehr einsam da oben, Fremde kamen nur selten herauf, da der Wolkenstein für unersteiglich galt, heute aber herrschte hier ein ungewohntes Leben und Treiben. Auf der weiten Matte war ein mächtiger Holzstoß errichtet, dem die alten Tannen und Fichten ihren Tribut hatten zollen müssen. Riesige Holzscheite, trockene Aeste, ausgerodete Baumwurzeln thürmten sich übereinander. Das Sonnwendfeuer auf dem Wolkenstein war stets eins der mächtigsten und leuchtete weit in das Land hinaus, es flammte ja auch an dem alten Sagenthron des Gebirges, zu den Füßen der Alpensee.

Um den Holzstoß war ein Kreis von Gebirgsleuten versammelt, meist Hirten und Holzknechte, und dazwischen Mädchen von den benachbarten Almen, alles kraftvolle, braune Gestalten, die in Sturm und Sonnenschein hier oben auf den Höhen hausten und erst im Herbste wieder zu Thal stiegen. Es ging derb und lustig zu zwischen ihnen, es war ein Lachen und Juchzen ohne Ende; die Leute, die hart arbeiteten Tag für Tag und deren einförmiges Leben ihnen nur selten eine Abwechslung bot, machten sich die alte Volkssitte zum frohen Feste.

Sie waren aber heute nicht ganz unter sich allein; es hatte sich eine kleine Gruppe von Zuschauern eingefunden und seitwärts auf einer hügelartigen Erhebung des Bodens Platz genommen. Das war den Aelplern ungewohnt und wäre ihnen unter andern Umständen auch wohl unwillkommen gewesen, denn sie fühlten sich bei solchen Gelegenheiten als unumschränkte Herren auf ihrem Grund und Boden. Aber die junge Dame, die dort auf dem moosigen Steine saß, war ihnen nicht fremd, so wenig wie der große, löwenartige Hund, der ihr zu Füßen lag. Die beiden hatten ja jahrelang mitten unter ihnen gelebt in dem alten Wolkensteiner Hofe, von dem längst kein Stein mehr stand. Freilich, das wilde übermüthige Kind von damals war ein gnädiges Fräulein geworden und lebte in der vornehmen Nordheimschen Villa, die den einfachen Gebirgsleuten wie ein Zauberschloß erschien, aber das Fräulein war doch zu ihnen heraufgestiegen wie sonst und plauderte mit ihnen im Dialekt, wie in früheren Zeiten, es fiel keinem ein, sie als eine Fremde zu betrachten.

Ueberdies war der Sepp mitgekommen, der zehn Jahre lang in den Diensten des Baron Thurgau gewesen war und der kleinen Landwirthschaft des Gütchens vorgestanden hatte, und die beiden Fremden, die das Fräulein begleiteten, sahen mit ihren tief braunen, sonnenverbrannten Gesichtern auch nicht aus wie Stadtleute. Der eine, der eine Art Untergebener zu sein schien, hatte sich von Sepp sofort in den Kreis der Gebirgsleute einführen lassen und war schon nach zehn Minuten heimisch unter ihnen. Er verstand den Dialekt vollkommen und blieb auf derbe Fragen und Scherze keine Antwort schuldig. Der andere, augenscheinlich ein vornehmer Herr, mit schwarzen Haaren und schwarzen, buschigen Brauen, hielt sich ausschließlich an der Seite der jungen Dame und beugte sich jetzt eben zu ihr nieder mit der etwas besorgten Frage:

„Sind Sie müde, gnädiges Fräulein? Wir haben nicht ein einziges Mal ausgeruht auf dem ganzen Wege."

Erna schüttelte lächelnd den Kopf.

„O nein, so habe ich das Steigen denn doch nicht verlernt, daß mich schon der Weg zur Alm müde macht. Ich bin in früheren Jahren wohl höher hinaufgekommen, zum großen Mißvergnügen Greifs, der regelmäßig hier zurückbleiben mußte, wenn ich die Felsen erkletterte, er kennt den Ort noch ganz genau."

„Ja, ich habe es bewundert, wie leicht und sicher Sie aufwärts stiegen," sagte Waltenberg. „Ich glaube, Sie würden spielend die Mühen und Beschwerden der größten Reise überwinden, die man anderen Damen nicht zumuthen darf. Jedenfalls bin ich sehr stolz darauf, Ihren Kavalier machen zu dürfen bei diesem Ausflug zum Sonnwendfeuer."

„Sonst wäre er mir auch schwerlich erlaubt worden! Frau von Lasberg entsetzte sich schon bei dem Gedanken an diese in die Nacht hineindauernde Bergpartie, und Alice darf sich solche Anstrengungen überhaupt nicht zumuthen. Sepp hatte sich zwar längst erboten, mich zu begleiten, aber er galt nicht für hinreichend vertrauenswerth, obgleich er zehn Jahre lang in unserem Hause gelebt hat."

Die Worte hatten einen Anflug von Bitterkeit, der dem Zuhörer nicht entging.

„Man hat es Ihnen nicht erlauben wollen?“ fragte er befremdet. „Lassen Sie sich in solchen Dingen wirklich noch bevormunden, gnädiges Fräulein?“

Erna schwieg, sie wußte am besten, welche Scene es gegeben hatte, als sie ihren Wunsch aussprach. Frau von Lasberg war außer sich gewesen über diese excentrische und unschickliche Idee, sich zur späten Abendstunde mitten unter die Bauern zu begeben und ihrem rohen Vergnügen zuzuschauen. Zufällig war Ernst Waltenberg mit seinem Sekretär am Nachmittage von Heilborn eingetroffen. Er hatte sich zum Begleiter und Beschützer der jungen Dame erboten, und ihm, der im Nordheimschen Hause bereits als der künftige Gemahl Ernas galt, war der Vertrauensposten auch ohne weiteres zugestanden worden, den man dem alten Sepp versagte. Er war eben im Begriff, noch eine weitere Frage zu thun, als ein Fremder herantrat und halb schüchtern, halb zutraulich sagte:

„Grüß Gott, gnädiges Fräulein! Willkommen in der Heimath!“

„Doktor Reinsfeld!“ rief Erna froh überrascht und bot ihm die Hand mit derselben unbefangenen Vertraulichkeit wie damals, als sie, ein halbes Kind noch, ihm entgegenlief, wenn er sich im väterlichen Hause zeigte. Er schien im ersten Augenblick fast bestürzt darüber, dann aber flog ein heller Freudenschein über sein Gesicht, und er ergriff und drückte die dargebotene Hand mit der gleichen Herzlichkeit. Aber jetzt drängte sich noch etwas anderes an ihn heran; Greif hatte den ehemaligen Freund nicht vergessen, er erkannte ihn auf der Stelle wieder und begrüßte ihn mit ungestümer Freude.

„Ich habe Sie gestern nicht einmal gesehen, als Sie in unserem Hause waren,“ sagte Erna. „Ich erfuhr es erst, als Sie bereits wieder fort waren.“

„Und ich wagte nicht, nach Ihnen zu fragen,“ gestand Benno. „Ich wußte ja nicht, ob es Ihnen recht war, wenn ich die alte Bekanntschaft geltend machte.“

„Haben Sie wirklich daran gezweifelt?“

Der Ton klang vorwurfsvoll, aber Reinsfeld schien sehr glücklich zu sein über diesen Vorwurf und blickte mit leuchtenden Augen auf die junge Dame. Er sah es freilich, daß sie so viel schöner, so viel ernster geworden war; aber fremd war sie ihm nicht geworden und ihr gegenüber empfand er auch nichts von der Scheu und Verlegenheit, die ihn gestern so blöde und stumm gemacht hatte.

„Ich habe so sehr gefürchtet, Sie als große Dame wiederzusehen,“ sagte er treuherzig. „Sie sind es nicht geworden — Gott sei Dank!“

Die etwas ungeschickte Aeußerung kam aus vollem Herzen, das hörte man, und Erna lachte laut auf dabei, es war wieder das alte frohe Kinderlachen, welches jahrelang verstummt gewesen war.

Waltenberg hatte anfangs mit sichtlichem Befremden die vertrauliche Begrüßung der beiden gesehen, und es war ein finsterer, argwöhnischer Blick, mit dem er Reinsfeld musterte, aber die Musterung mußte wohl befriedigend ausfallen. Dieser Herr Doktor, in Joppe und Filzhut, mit seinem treuherzig ungeschickten Wesen, war kein gefährlicher Mann und gerade in der Unbefangenheit seines Verkehrs mit Erna lag die beste Gewähr dafür, daß es sich hier in der That um nichts anderes handelte, als um eine harmlose Jugendfreundschaft. Ernst Waltenberg war Menschenkenner genug, das sofort einzusehen, und deshalb nahm er die Vorstellung Reinsfelds sehr liebenswürdig entgegen.

„Wir sind soeben erst gekommen,“ sagte dieser nach der üblichen Begrüßung, „und wir gewahrten Sie anfangs gar nicht in dem lustigen Treiben hier auf der Alm. Aber wo ist denn Wolfgang geblieben? Ich habe Ihren nunmehrigen Verwandten mitgebracht, gnädiges Fräulein. Wolf, wo steckst Du denn?“

Der Ruf war überflüssig, denn Elmhorst stand etwa fünfzig Schritte entfernt, den Blick unverwandt auf die Gruppe gerichtet. Er hatte sich offenbar nicht nähern wollen; jetzt erst trat er langsam heran, und Benno konnte nicht umhin, sich zu wundern, daß die Begegnung der „Verwandten“ so ungemein fremd ausfiel. Wolfgang verneigte sich sehr förmlich und Erna nahm eine so kühle Haltung an, als sei ihr dies Zusammentreffen nichts weniger als erwünscht.

„Ich glaubte, Sie würden heute abend in Oberstein sein, Herr Elmhorst,“ sagte sie. „Sie sprachen doch gestern davon?“

„Allerdings, und ich war auch dort bei Benno, aber er überredete mich, mit ihm zur Alm herauf zu steigen.“

„Damit er einmal ein wirkliches Sonnwendfeuer sieht!“ fiel Benno ein. „In Oberstein wird es ja auch angezündet, aber dort finden sich das ganze Dorf, mit Kind und Kegel, die sämmtlichen Arbeiter der Bahn, die Ingenieure und eine Menge von Gästen aus Heilborn zusammen. Da wird der alte schöne Volksbrauch zu einer lärmenden Schaustellung für die Fremden. Hier oben haben wir noch echtes unverfälschtes Gebirgsleben. — Da ist ja auch der Sepp! Wie geht es, Alter? Ja, wir sind auch dabei, Ihr seht es freilich nicht gern an diesem Tage, das weiß ich und habe deshalb auch in Oberstein kein Wort von unserer Bergpartie verlauten lassen. Aber uns müßt Ihr schon in Kauf nehmen, das heißt, den fremden Herrn da und den Herrn Oberingenieur, denn das gnädige Fräulein und ich, wir gehören doch eigentlich dazu.“

„Ja, Sie gehören dazu!“ bekräftigte Sepp feierlich, „Sie dürfen beileibe nicht fehlen.“

„Ich möchte doch dagegen protestiren, so vollständig als Fremdling behandelt zu werden,“ sagte Wolfgang. „Ich lebe seit drei Jahren in den Bergen.“

„Aber im fortwährenden Kampfe mit ihnen,“ warf Waltenberg halb spöttisch ein. „Ich glaube kaum, daß man Ihnen darauf hin Heimathsrechte zugesteht.“

„Nein, höchstens das Recht des Eroberers,“ sagte Erna kalt. „Herr Elmhorst rühmte sich ja schon damals bei seiner Ankunft, er werde Besitz nehmen von dem Reiche der Alpensee und es in Fesseln schlagen.“

„Sie sehen doch, gnädiges Fräulein, daß das keine Prahlerei war,“ gab Wolfgang in dem gleichen Tone zurück. „Wir haben sie bezwungen, die stolze Herrscherin des Gebirges. Sie hat es uns freilich schwer genug gemacht und sich so verschanzt in ihren Felsen und Wäldern, daß wir ihr jeden Fuß breit des Bodens erst entreißen mußten, aber besiegt wurde sie doch! Im Spätherbst werden die letzten Bauten vollendet und schon im nächsten Frühjahr brausen unsere Bahnzüge durch das ganze Wolkensteiner Gebiet.“

„Schade um das herrliche Alpenthal!“ sagte Waltenberg. „Es verliert seine ganze Schönheit, wenn erst der Dampf Besitz davon genommen hat und der gellende Pfiff der Lokomotiven die erhabene Ruhe des Hochgebirges stört.“

Wolfgang zuckte die Achseln.

„Ich bedaure, aber mit solchen poetischen Erwägungen kann man sich wirklich nicht abgeben, wenn man der Welt neue Verkehrswege erschließt.“

„Der Welt, die Ihnen gehört! Sie haben sich ja hier in Europa längst mit Dampf und Eisen zum Herrn derselben gemacht. Man wird schließlich nach irgend einer fernen Insel im Ocean flüchten müssen, um ein stilles Thal zu finden, wo man ungestört träumen kann.“

„Wenn Ihnen dies Träumen als alleiniger Zweck Ihres Daseins erscheint — allerdings, Herr Waltenberg. Bei uns gilt die That dafür.“

Ernst biß sich auf die Lippen, er sah, daß Erna zuhörte, und vor ihr in solcher Weise zurechtgewiesen zu werden, war mehr, als er ertrug; er nahm wieder den vornehm nachlässigen Ton an, mit dem er schon bei der ersten Begegnung versucht hatte, den „Streber“ zu demüthigen.

„Der alte Streit, den wir schon damals im Wintergarten des Herrn Präsidenten führten! Ich habe nie an Ihrem Thatendrange gezweifelt, Herr Elmhorst, und Sie haben ja auch ein glänzendes Resultat damit erreicht.“

Wolfgang richtete sich hoch auf, er wußte, wohin die Bemerkung zielte und welches Resultat gemeint war, aber er lächelte nur verächtlich. Hier war er nicht der „künftige Gemahl von Alice Nordheim“, wie bei der Residenzgesellschaft, hier stand er fest auf eigenem Boden, und mit dem ganzen stolzen Selbstgefühl eines Mannes, der sich seiner Kraft und seines Erfolges bewußt ist, erwiderte er:

„Sie meinen meine Thätigkeit als Ingenieur? Die Wolkensteiner Brücke ist allerdings mein erstes Werk, aber ich denke, sie soll nicht das letzte sein.“

Waltenberg verstummte. Er hatte bei seiner Ankunft ja auch den kühnen Riesenbau gesehen, der sich von Fels zu Fels

von stolzer Selbstgewißheit, nicht kriegerisch drohend, sondern friedlich gesinnt, den Frieden schützend.

Diese Germania, in Kupfer getrieben, aus der Howaldtschen Werkstatt in Braunschweig hervorgegangen, hat beinahe die doppelte Größe der unteren überlebensgroßen Figuren. An den vier Ecken des Hauptsockels auf stark ausladenden Postamenten sehen wir die Reiterstandbilder des Königs von Sachsen, des deutschen Kronprinzen (des jüngst verstorbenen Kaisers Friedrich III.), des Reichskanzlers Fürsten Bismarck und des Generalfeldmarschalls Grafen Moltke. Alle bezeugen das seltene Talent des Meisters für monumentale Porträtbildnerei. Er weiß das Charakteristische in großen Zügen zu treffen und verliert sich nirgends in kleinliches Detail. Die Vorderseite des Hauptsockels zeigt uns die erhabene und wunderbar zu Herzen sprechende Gestalt Kaiser Wilhelms als Rundfigur: er ist sitzend dargestellt, im vollen Krönungsschmucke, das Haupt lorbeerumkränzt; der Thron tritt aus einer Nische der Postamentwand auf halbrundem Sockel heraus.

An jeder der vier Seiten des Hauptpostaments stehen, nach den Ecken zu, zwei Fahnenträger, volksthümliche Kriegergestalten mit dem eigenartigen Gepräge bestimmter Waffengattungen. So gipfelt sich das Denkmal von der breiten Grundlage des kämpfenden Volkes, durch den Kreis der Herrscher, Feldherren und Staatsmänner zu der Idealfigur der allbeherrschenden Germania empor.

Die Inschriften des Denkmals künden mit schlaghafter Kürze seine Bedeutung:

„Unsr'er Väter heißes Sehnen,
Deutschlands Einheit, ist erstritten.

Unsr're Brüder haben freudig
Für das Reich den Tod erlitten.

Enkel mögen kraftvoll walten,
Schwer Errungenes zu erhalten."

So hat die Stadt Leipzig mit treuem Bürgersinn ein Denkmal errichtet, welches nicht nur ihr selbst, sondern auch dem ganzen Deutschland zur Ehre gereicht, und auch zum größten Ruhme dem Meister, der es geschaffen. Rudolf Siemering, der den Lesern der „Gartenlaube" in früheren Schilderungen schon begegnet ist, stammt aus Ostpreußen, aus jenem Lande, in welchem große Denker das Licht erblickt haben, welches aber der bildenden Kunst bisher wenig Meister geschenkt hat. Siemering ist im Jahre 1835 in Königsberg geboren, kam dann nach Berlin zu Bläser, wo er mitarbeitete an den Reliefs für die Dirschauer Brücke. Aus der für das Berliner Schillerdenkmal ausgeschriebenen Konkurrenz ging er neben Reinhold Begas als Sieger hervor. Sein Entwurf wurde zwar nicht ausgeführt, doch fand der Künstler fortan die warme Theilnahme und Beachtung der Kunstkenner. Bald gewann er auch die Anerkennung weiterer Kreise durch seine sitzende Figur König Wilhelms I. in der Vorhalle der Berliner Börse, durch sein Denkmal Albert von Gräfes und die Büste von Wilms vor dem Bethanienhospital in Berlin, durch das 1877 für Marienburg geschaffene Denkmal Friedrichs des Großen und vor allem durch seine bedeutendste bisherige Schöpfung, sein Lutherdenkmal zu Eisleben, welches am 10. November 1883 enthüllt wurde. Durch sein Leipziger Siegesdenkmal hat er sich jetzt neben den Dresdener Meister Schilling gestellt.

Die gediegene Kraft des ostpreußischen Volkscharakters prägt sich in seinen Schöpfungen aus; er ist wahr und schlicht, markig und treffend in seinen Bildnissen. Ein Meister ist er besonders im Relief, wie der Reliefschmuck beweist, mit welchem er die beim Einzug der Truppen in Berlin 1871 im Lustgarten errichtete Gestalt der Germania schmückte, deren Abbildungen die „Gartenlaube" im Jahrg. 1871, S. 772 und 773 brachte. Auch für die Leipziger Siegesgöttin war ein solcher Reliefschmuck bestimmt, und zwar für die Seitenwände des Hauptsockels. An seine Stelle ist jetzt auf der Vorderseite das Bild des Kaisers getreten. Jedenfalls hätten die großen für diesen Sockel entworfenen Reliefs, die mit Rücksicht auf die Kosten nicht zur Ausführung gelangten, durch ihre malerische Wirkung für des Künstlers schöpferische Kraft in diesem Bereiche der bildenden Kunst ein glänzendes Zeugniß abgelegt. †

In der Schutzhütte.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Novellenkranz von Johannes Proelß.

(Fortsetzung.)

3. Hochgefreit.

Die Damen bedauerten lebhaft, daß die Erzählung des jungen Astronomen keinen befriedigenden Schluß habe. Dieser entschuldigte sich, er sei kein Dichter, und die Geschichten, welche das Leben dichte, blieben nun einmal öfters ohne harmonischen Abschluß.

„Vielleicht ist die Ihre aber noch gar nicht zu Ende," meinte der Maler, „und das Leben dichtet Ihnen noch unvermuthet den passenden Schluß hinzu."

„Offen gestanden, ich habe früher manchmal auch diesen Aberglauben gehegt; jetzt bin ich aber längst der Meinung, daß gerade der poetische Reiz meines Abenteuers in seinem fragmentarischen Charakter besteht, und gerade darin erblicke ich das Wesen des Wanderzaubers, daß auf Reisen selbst Herzenserlebnisse an der Seele flüchtig vorüberziehen wie die Eindrücke der Landschaft und keinen anderen Eindruck zurücklassen, als den eines schönen, reinbeglückenden Bildes."

„Im Grunde ist denn doch diese Auffassung," ergriff nun Professor Schröder das Wort, indem er sich über den weißen Bart strich, „ebenso romantisch wie pessimistisch. Mir fielen vorhin bei Ihrem Schluß ein paar Verse Scheffels ein, des Dichters, auf dessen Spuren wir hier im Gebiete des Säntis wandern, Verse, die für seine im Grunde so melancholische Gemüthsart ebenso bezeichnend sind wie für seine Neigung, an die Schönheitswelt der Alpen seine poetischen Gedanken anzuknüpfen. Er schildert in dem Gedicht eine Wanderung fahrender Schüler über Alpenhöhen:

„Hier blitzt ein Städtlein und dort ein Gefilde,
Dort eines Stromes sich schlängelnder Lauf,
Dort auch ein See, wie ein Menschenaug' milde,
Aus der vernebelten Ferne herauf.
Flüchtig nur winkt es und flüchtig versinkt es
In das umflorende Dunstmeer zurück . . .
So ist das Leben — sternschnuppig nur blinkt es . . .
So ist die Minne, die Hoffnung, das Glück."

Meine persönliche Erfahrung setzt mich dagegen in Stand, dem Leben wie dem Reisen bleibendere und tiefer greifende Segnungen nachzurühmen. Mich wenigstens hat meine erste größere Reise in die Alpenwelt nicht nur von ähnlichem Pessimismus befreit, sondern auch an dauerndes Glück zu glauben gelehrt. Wenn niemand sonst sich zum Worte meldet, will ich Ihnen dies Erlebniß erzählen."

„Bitte, Herr Professor! Wir hören!"

„Jene Tage liegen bereits so abgeklärt hinter mir, daß ich von dem jungen Privatdozenten Hermann Schröder, dem Helden meiner Geschichte, völlig objektiv erzählen kann, wie von einem guten Freund, an dessen Jugendgeschicken ich einstmals herzlichen Antheil genommen. Wie schon angedeutet, war dieser für seine Wissenschaft begeisterte junge Gelehrte in der Zeit, welche jenem Erlebniß vorausging, von einem Pessimismus angekränkelt, wie er ihn später nie hat theilen können. Dieser Pessimismus war freilich keine Aeußerung eines etwa angeborenen Trübsinns, sondern die Folge von Ereignissen, die nicht nur auf ihn so niederdrückend gewirkt haben. Seine Universitätsjahre fielen in jene Zeit, da die Träger der deutschen Bildung von der Deutschen Nationalversammlung in der Frankfurter Paulskirche eine Neuerrichtung des deutschen Reichs im Zeichen der Freiheit erhofften und auch anfangs erhoffen durften in Anbetracht der Begeisterung, mit welcher, gleich den edelsten deutschen Männern wie Grimm und Uhland, der beste Kern des Volks in allen Schichten diesem Ideale anhing und zustrebte. Ein geborener Rheinländer, studirte unser junger Freund in Bonn, anfangs die Rechte, bis er sich mit wachsender Ausschließlichkeit den schönen Wissenschaften, im besonderen der Litteratur- und Kunstgeschichte, zuwandte, angezogen durch die glänzenden Vorträge Gottfried Kinkels, welchem er auch trotz des Unterschieds in Stellung und Alter freundschaftlich

näher trat. Die in dem engeren Kreise des wegen seines Freisinns schon wiederholt gemaßregelten Dichters herrschende politische Erregtheit, seine Theilnahme an den Kämpfen für die Verwirklichung eines freigeeinten deutschen Vaterlands ergriff auch ihn, und als die so schön erblühten Hoffnungen dann im Jahre 1848 gewaltsam zerstört wurden, fand die revolutionäre Gegenbewegung der Patrioten auch ihn in ihren Reihen. An dem Sturm auf das Zeughaus in Siegburg nahm auch er theil und würde dem geliebten Lehrer und Führer sogar auf den Kampfplatz in der Pfalz und Baden gefolgt sein, wenn ihn nicht direkt nach jener Sturmnacht ein hitziges Nervenfieber ergriffen und ihn jeder Theilnahme an allem, was ihm theuer war, entzogen hätte....

Doch mich beengt die objektive Erzählungsform, die ich wählte, lassen Sie mich nicht mehr wie von einem Fremden, sondern frei von der Leber weg von mir selber erzählen.

Als ich wieder genas, war Kinkel gefangen und mit ihm so mancher, auch mir lieber Gefährte des Siegburger Waffenganges; andere Gesinnungsgenossen waren nach der Schweiz und England geflohen, denn die Reaktion wüthete unbarmherzig. Auch ich wandte mich nach Zürich, wo ich meine Studien zum Abschluß brachte, mein Doktorexamen bestand und dann an die Ausarbeitung eines größeren litterargeschichtlichen Werkes ging, das meiner Geistesrichtung entsprach; es behandelte die Anfänge der politischen Dichtung im Mittelalter. Die Arbeit sollte mir die akademische Laufbahn ebnen, für welche ich inneren Beruf fühlte. Sie sollte mich aber auch abziehen von der Gedankenwelt trübster und trostlosester Art, welche sich meines Gemüthes infolge des Fehlschlagens jener großen Erwartungen bemächtigt hatte. Empfand ich doch sogar meine Freiheit, mein Unbehelligtbleiben, während meine Freunde im Kerker schmachteten, als eine Schuld, obgleich ich doch wahrlich nicht dafür verantwortlich war, daß meine Natur unter den ungewohnten Aufregungen so schnell einem Nervenfieber zur Beute fiel. Bei den Eindrücken, welche mich nach dem Verlassen des langen Krankenlagers empfingen, hatte mein angegriffenes Geistes- und Seelenleben nicht recht wieder genesen können. Eine allgemeine Verstimmung der Nerven war zurückgeblieben, ein die Thatkraft lähmendes Mißtrauen in meine Kraft und die Kraft der Menschen überhaupt: sie äußerten sich in einem resignirten Verstummen all den idealen Fragen gegenüber, die mir vorher das Herz so mächtig bewegt hatten, während mein Geist über die Unzulänglichkeit menschlichen Wollens, über die Ohnmacht idealen Strebens trostlos grübelte. Ich empfand es als demüthigende Schmach, durch die Schwächlichkeit meines Körpers um die Ehre gebracht worden zu sein, für meine Gesinnungen im offenen Kampfe einzustehen, und mit Neid auf das Märtyrerthum meiner eingekerkerten Genossen las ich die Berichte von deren kühner Standhaftigkeit im Verhör, während sich um meine geringe Betheiligung selbst die Untersuchungskommissionen nicht kümmerten. Meiner Heimkehr ins Vaterland stand nicht einmal ein elender Steckbrief im Wege.

Dennoch trat ich dieselbe nicht an. Die Nachrichten von der Reaktion, die auf allen Gebieten geistigen Lebens Platz gegriffen, lauteten zu abschreckend für einen jungen Gelehrten, für dessen Beruf Gedanken- und Redefreiheit Voraussetzung des Gedeihens sind. So habilitirte ich mich in Zürich als Privatdozent und verwandte den größeren Theil meiner Zeit auf mein Buch, dessen Interesse mich schließlich doch nöthigte, einige deutsche Städte ihrer Bibliotheken wegen aufzusuchen, um dort gewisse Quellenwerke und Handschriften zu benutzen.

Eine solche Reise führte mich im Frühjahr 1851 nach Wien, und da mich dort unvermuthete Funde von Manuskripten, die ich auf der kaiserlichen Bibliothek machte, zu einer durchgreifenden Umarbeitung mehrerer Kapitel meines Buchs nöthigten, blieb ich dort länger, als ich ursprünglich beabsichtigt hatte, sagte für das Semester meine Vorlesungen ab und miethete mich in der Nähe der Bibliothek ein, wo ich mich bald derart hinter meinen Büchern eingesponnen hatte, daß ich von den Lockungen des Frühlings und der lebenslustigen Kaiserstadt kaum etwas spürte. Für mich war und blieb diese das ‚Capua der Geister', wie sie der strafende Mund des Dichters genannt hatte. Der fröhlich leichte Sinn der Bevölkerung erschien mir so kurze Zeit nach den furchtbaren Auftritten der Straßenkämpfe fast als frivole Leichtfertigkeit.

An jene Tage, da auch in Wien, dem Wien Metternichs, für die Freiheit gekämpft wurde, fühlte ich mich täglich beim Auf- und Niedersteigen der Treppe zu meiner hochgelegenen Wohnung durch das Schild vor der Wohnung des ersten Stockwerks erinnert, das einen altaristokratischen Namen trug, welcher, einem der Führer der Reaktion in Oesterreich zugehörig, damals viel, in liberalen Kreisen aber immer nur mit Abneigung, ja erbittertem Grimm genannt wurde. Freilich war es nicht jener berüchtigte Staatsmann selbst, der hier wohnte. Wie ich von meiner Wirthin, einer gutmüthigen alten Wiener Kleinbürgerin, der ein Plausch über alles ging, schon bald nach meinem Einzug erfuhr, wurde der erste Stock von einer Schwägerin des gefürchteten ‚Demagogenriechers' bewohnt, deren Mann Leibarzt eines der kaiserlichen Erzherzöge gewesen und früh gestorben war. Sie bewohnte die schöne Etage mit ihrer einzigen Tochter. Auch zu sehen bekam ich beide bald.

Der Eindruck war ein sehr verschiedener. Die alte Medizinalräthin hatte in ihrem Wesen und Anlitz ganz jenen Stolz ausgeprägt, der den Ambitionen dieser Familie entsprach, und ihre kühle, strenge Art wirkte um so auffälliger, als die Dame beständig auf die Hilfe und Liebe von ihr untergebenen Menschen angewiesen war: sie hatte ein neuralgisches Leiden und mußte sich im Rollstuhl fahren lassen. Die Tochter, deren Gestalt von vollendeter Schönheit war, hatte dagegen in ihren Zügen zwar auch einen Zug von ernster Zurückhaltung und vornehmem Selbstbewußtsein, welcher die natürliche Anmuth derselben beeinträchtigte, aber in ihrem Blicke äußerte sich ein warmes Seelenleben, das sehr wenig zu der frostigen Gemessenheit ihres Benehmens paßte.

Ich hatte gleich beim ersten Begegnen Gelegenheit, diesen Blick kennen zu lernen. Bei der Rückkehr von der Bibliothek fand ich eines Abends den Eingang ins Haus gesperrt durch den Rollstuhl der alten Dame, der von einem gleichfalls bejahrten Diener in den Flur geschoben wurde. Da ihm die Schwelle bei dieser Manipulation einige Schwierigkeit machte, war das Fräulein vor der Thür stehen geblieben und ich wurde auf diese Weise ihr Gegenüber, da ich natürlich auch warten mußte. Unwillkürlich lüftete ich grüßend den Hut; sie erwiderte den Gruß mit einer kühlen, kaum merklichen Neigung des Kopfes, doch mit einem Blick, der in höflichster Weise um Entschuldigung bat wegen der von der Mutter verursachten Störung der Passage. Diese stumme Art nöthigte mich unwillkürlich auch zum Schweigen; sie verdroß mich, denn ich meinte, darin die Anmaßung der jungen Aristokratin erkennen zu sollen. Während der Diener in Gemeinschaft mit einem Stubenmädchen, das heruntergeeilt war, den Rollstuhl sammt der Baronin hinaustrug, passirte dem Manne ein Unglück. Er trat fehl, strauchelte und wäre wahrscheinlich gefallen, wenn ich, der ich hinter ihm schritt, ihn nicht hätte aufhalten können, worauf ich ihm kurzer Hand und das Lamente der erschrockenen alten Dame nicht achtend, die noch fehlenden Stufen den Stuhl tragen half. Dann grüßte ich kurz und stumm, ganz wie die alte Dame, ohne daß es mir entging, wie die Tochter mir einen Blick voll freundlicher Sympathie nachsandte. Ich begegnete ihr noch oft, und sie erwiderte stets freundlich meinen Gruß, aber die Wärme jenes Blickes fand ich nicht wieder. Doch vergessen konnte ich ihn nicht; er stahl sich in meine Träume, er leuchtete plötzlich zwischen den Zeilen meiner alten Pergamentfolianten hervor, in denen ich die Originale der Minnelieder altprovençalischer Troubadours, der Bertrand de Born und Guillem de Cabestaing studirte, Strophen, die jene kecken Bekenner kühner und freier Gedanken einst an gesellschaftlich hoch über ihnen stehende Frauen gerichtet hatten, durchglüht von hoffnungsloser Liebe.

Thoren, die sie waren, sagte ich oft in jenen Tagen zu mir. Thoren, sich in so unnahbare Wesen zu verlieben, welche — wenn sie wirklich die Frauen dieser Dichter geworden wären — sie in jeder Beziehung die erhoffte Herzens- und Geistesgemeinschaft hätten entbehren lassen. Jene — muthvollen Kämpen einer neuen Zeit mit freien Anschauungen und diese hocharistokratischen Ritterdamen, ganz erfüllt von den Vorurtheilen eines herzlosen, in strenge Formen gezwängten Feudalismus! ... Ich aber — fühlte mich gewappnet gegen derartige Schwächen. Und wenn mich jene Blicke noch tiefer getroffen gehabt hätten, ich hätte mich schon hüten wollen, ihnen mein Herz preiszugeben. So meinte ich. Doch wenn ich ihr dann wieder auf der Treppe begegnet war oder beim Vorübergehen aus ihrer Wohnung den Gesang einer mich im

Innersten ergreifenden Altstimme vernommen hatte — das Mignonlied in Beethovens herrlicher Komposition sang sie mit Vorliebe — da waren meine Gedanken wieder ganz in ihrem Bann und mir war, als habe ich selbst ähnliche Gedichte an sie zu richten wie jene hoffnungslosen Troubadours. Ja, es war Thorheit, es war Wahnsinn, was jene gethan; aber was kümmert sich die Liebe darum, ob das, was sie anstiftet, Thorheit ist. Ich war verliebt in jene stolze Trägerin eines von jedem freisinnigen deutschen Mann damals gehaßten Namens — trotz all meiner Klugheit . . .

Natürlich ließ ich ihr meine Empfindungen mit keinem Wimperschlag merken. Aber je mehr ich gegen die schnell empor gewachsene Leidenschaft ankämpfte, um so mächtiger nahm sie von all meinem Denken und Fühlen Besitz. Ich schämte mich; ich verhöhnte mich im Stillen; aber immer mehr zehrte das Verlangen, sie zu sehen, an mir und machte mich zum Narren meiner Grundsätze. Denn diese Liebe erschien mir in den Stunden ruhiger Ueberlegung als Verrath an meiner Ueberzeugung. Schließlich verlor ich alle Fähigkeit, wie bisher an meinem Werke fort zuarbeiten. Ich ging schon damit um, in eine andere Wohnung zu ziehen, weil ich es in demselben Hause mit ihr doch nicht aushalten könne; da nahm mich eines Mittags ein junger Arzt, der mit mir denselben Mittagstisch besuchte, bei Seite und sagte mit wohlwollendem Ernst zu mir: ‚Lieber Freund, Ihr Aussehen und Ihr Wesen machen mir Sorge. Ihre Nervosität ist in letzter Zeit bedenklich gesteigert. Klappen Sie Ihre Bücher zu und reisen Sie auf ein paar Wochen ins Gebirg. Es ist hohe Zeit! Folgen Sie meinem Rathe!'

Ich folgte ihm um so bereitwilliger, als ich an demselben Tage durch meine Wirthin erfuhr, die Damen vom ersten Stock, von denen ich mehrere Tage nichts gesehen, seien, wie nun schon mehrere Jahre um diese Zeit, nach Ischl ins Bad gereist. Nicht als ob ich nun die Absicht gehabt hätte, ihnen nachzureisen, — im Gegentheil. Wohl klang es wie Lockruf in meiner Seele, ihre Art, wie sie die Goethesche Sehnsuchtsstrophe ‚Dahin, dahin' gesungen hatte; aber die Reise, die ich vorhatte, sollte mich grade von solcher Sehnsucht befreien, mich nicht wieder in ihre gefährliche Nähe bringen. Aber daß auch sie nicht mehr hier war, erleichterte mir doch den Entschluß zur Abreise. Die österreichische Alpenwelt ist so groß, und Ischl so klein; da kann man sich ja schon ausweichen.

Die Herrschaften kennen das Salzkammergut?

„Wir waren erst voriges Jahr vier Wochen in Aussee," erwiderten zustimmend die Kurzschen Eheleute.

„Und ich habe schon dreimal den Dachstein bestiegen, das eine Mal vom Süden her, die zwei andern Male von Gosau aus; da ist der Anstieg ein recht schwieriger," sagte der Engländer.

„Und wir haben das herrliche Land von See zu See durchschweift," riefen die Malersleute. Nur der Astronom war noch nicht dort gewesen.

„Nun, da steht Ihnen noch eine Fülle lieblicher und großartiger Eindrücke von eigenstem Reize bevor. In jener herrlichen Gegend, wo eine fast südliche Vegetation die Thäler und Seeufer mit Lustgärten überzieht, während zu ihren Seiten mächtige Felsenkämme über waldigen Vorbergen gen Himmel ragen, ging mir damals zuerst die Pracht und Schönheit unserer Alpen auf. Und noch viel anderes.

Ich ging wirklich nicht nach Ischl. Ich mied es ängstlich und empfand es mit Genugthuung, wenn Touristen, mit denen ich in Unterhaltung kam, das modische Solbad zwischen den Salzbergen für den langweiligsten Ort im Lande erklärten. Ich reiste, wie es meiner inneren Unruhe entsprach, nach Laune von einem der schönen Seen zum andern. Zuerst machte ich am Traunsee Station und hier war es, wo ich, der Weisung des Arztes folgend, mich allmählich an immer größere Bergtouren wagte, so daß ich keinen irgend erträglichen Tag vorüberließ, ohne eine Höhe zu besteigen. Im Anfang überwog die Anstrengung den Genuß. Ich war ja des Steigens zu ungewohnt, um mich nicht von einem mehrstündigen Auf- oder Niederstieg wie zerschlagen zu fühlen.

Eine der ersten steileren Höhen, die ich damals erklomm, war in ihren Anfängen ein Kalvarienberg und die Mühseligkeit des Anstiegs, den Wallfahrtsstationen vorüber, erschien mir in der That als eine Kasteiung. Mißmuthig war ich noch vor Schluß der Table d'hote aufgebrochen, hatte erst in meinem Zimmer Ruhe gesucht, und da ich sie dort nicht fand, war ich aufgebrochen und hatte planlos den Weg eingeschlagen, von keinem anderen Wunsche beseelt als dem, allein zu sein und nichts mehr zu hören von den Phrasen übertünchter Höflichkeit und überfirnißter Thorheit, die mich bei Tische umschwirrt hatten. Das waren nun Menschen, auf Rang und Stand höchst eifersüchtige Menschen gewesen, die sich alle für höchst gebildet erachteten, und doch hatte ein jeder gesprochen, als erschöpfe sich in Toiletten-, Küchen-, Etikette- und Sportfragen das Interessengebiet des Geistes. Und das wird immer so bleiben, sprach ich in mich hinein. Aller Fortschritt der Menschheit ist nur ein scheinbarer, weil man den Fortschritt einzelner mit dem der Menschheit verwechselt. Der Weg, den ich beschritt, zog jedoch wegen seiner Steilheit meine volle Aufmerksamkeit auf sich. Es war das ausgewaschene Bette eines offenbar einst mächtigen Gewässers. Wohl viele hundert Jahre hatte hier das Wasser fließen müssen, ehe es diesen Weg so glatt und sauber in die Felsen eingescheuert.

Unwillkürlich fiel mir der lateinische Spruch ein: gutta cavat lapidem — der Tropfen höhlt den Stein. Und wie ich mühsam Schritt für Schritt auf dem steilen Pfade empordrang, nur nach langer Mühe ein Ziel erreichend, das nach dem Augenmaß wie im Sprunge zu erreichen geschienen, da mischte sich in meine Gedanken die versöhnliche Einsicht, daß eben auch die Höhen des menschlichen Fortschritts nicht allen zugänglich und nicht gleichmäßig zu erklimmen sind und die Langsamkeit des Vorwärtsschreitens in ihrer Natur begründet ist. Je höher ich stieg, um so kleinlicher erschien mir der Anlaß meines Grolls. Und als ich oben auf der Spitze des Berges war, da überkam mich ein wonniges Gefühl des Befreitseins von Trübsal und Kleinmuth, entzückt schweifte mein Blick ins weite Land über Berg und Thal, über blitzende Spiegel von blauen Seen und weiße Gipfel von blauen Bergen und auf meine Lippen drängte sich der Ausruf: ‚Die Welt ist doch schön — trotz alledem.' Und gleich dann mußte ich an sie denken, deren Anblick ich fliehen wollte, deren Bild mich aber überallhin begleitete. Auch sie, die Nichte des finsteren Reaktionsmanns, hier oben würde sie aus dem Anblick der schönen großen Gotteswelt eine ähnlich befreiende Wirkung gewinnen.

Und mit jeder neuen Bergfahrt fühlte ich mich, obgleich sie mich den Menschen entrückte, den Menschen und der bunten Mannigfaltigkeit ihres Strebens näher gebracht. Viel trug dazu bei der Eindruck, den ich von dem Leben der Landleute dieser schönen Gebirgswelt empfing. Die zähe Ausdauer, mit der diese Leute dem entlegensten Erdstrich zwischen Felsentrümmern Gras und Futterkräuter für ihr Vieh abgewinnen, ihre Genügsamkeit und ihre Fähigkeit, von Herzen froh zu sein in ihrer Dürftigkeit, steigerte meine Achtung vor dem Menschenthum und ließ mir die socialen Unterschiede, die uns im Qualm der Städte entzweien, in ihrem Kern nur noch gering erscheinen. ‚Und sie bewegt sich doch,' sagte ich mir, wenn ich in einem weltentlegenen Einödhof des Gebirgs moderne Werkzeuge in Gebrauch fand, ‚und sie bewegt sich doch vorwärts, die Menschheit' — wenn ich Spuren geistiger Aufgeklärtheit entdeckte bei Leuten, denen ich die Kunst des Lesens nicht zugetraut hatte. Und: ‚Sollten wir uns nicht doch finden können?' fügte ich bei, wenn ich der Stolzen gedachte, deren Pfad mein Verstand hatte meiden wollen, während im Stillen mein Herz hoffte, ich möchte ihn kreuzen.

Es war auf der Straße nach Gosau, die vom Hallstätter See aus am Fuße des Salzbergs hin durch das waldumschattete wildromantische Gosauthal führt. Die vielgerühmte Gosauschmiede war mein Ziel; ich wollte in der Nähe des wundersam schönen stillen Alpensees, der seine anmuthige Idylle unmittelbar unter der Gletschermajestät des gewaltigen Dachsteinmassivs entfaltet, ein neues Standquartier suchen. Ich war in der fröhlichsten Stimmung und sang ein altes Studentenlied vom Wandern. Plötzlich hörte ich hinter mir einen Wagen in schnellem Tempo heranfahren. Da ich inmitten der Straße ging, schwenkte ich nach rechts ab, mich unwillkürlich nach der Ursache der Störung umsehend.

Eben kam die Equipage herangerollt und schon wollte ich mich zum Weitergehen wenden, da erblickten meine Augen Fräulein Josephine neben einer freundlichen alten Dame im Wagen. Nur

rmann, ſo viel an Mir liegt."

ſer Wilhelm II. am 25. Juni 1888.

Lüders.

für einen Moment verlor ich die Fassung. Dann grüßte ich höflich. Die Damen erwiderten freundlich den Gruß und die ältere, welche mich mit Interesse angeblickt hatte, richtete dann eine Frage an ihre Nachbarin, worauf sie mit ihrem Sonnenschirm dem Kutscher das Zeichen zum Halten gab.

Beide Damen wandten sich mit einladender Gebärde nach mir um, ich war an ihrer Seite.

‚Ein Bekannter meiner Nichte, Herr Doktor, das freut mich. Wir armen Frauen reisen so allein durch die Berge, da ist das Vergnügen doppelt groß, einen Herrn zu finden, an dessen Rath und Stütze man zu appelliren ein Recht hat.‘

Die Nichte, welche hoch erröthend neben ihr saß, wollte sie unterbrechen. Die alte Dame aber ließ sich nicht stören und stellte sich vor als Schwester der Mutter Josephinens, als welche sie es für ihre Pflicht gehalten habe, ihren Liebling aus der Monotonie des Ischler Badelebens auf einige Tage zu befreien und sie zu einer Wagenpartie nach den schönsten Orten des Salzkammerguts einzuladen. Doch was sei eine solche Vergnügungsfahrt ohne Herrengesellschaft!

‚Aber Tante!‘ flüsterte wiederum Josephine.

‚Ei was, ich will mit Eurer Duckmäuserei nichts zu thun haben; ich sage meine Meinung immer ehrlich heraus. Also, Herr Doktor, Sie haben die Wahl. Wollen Sie zu uns einsteigen oder dürfen wir zu Ihnen auf die Straße kommen, um an Ihrer Wanderlust theilzunehmen, die Ihnen da eben so fröhlichen Gesang aus dem Herzen lockte? Josephine, die über diese Fröhlichkeit sehr erstaunt that — ich wundere mich gar nicht darüber — hat schon während der ganzen Fahrt beklagt, daß sie nicht zu Fuß durch die schönen Thäler einherziehen könne. Wollen Sie uns mitnehmen?‘

Ich öffnete in einer ganz eigenen Stimmung, die aus Seligkeit und Verlegenheit wundersam gemischt war, den Wagenschlag, aber sie, deren Nähe mich so erregte, zögerte noch, indem sie mit einem Fragetон, der sich an mich wandte, zur Tante sagte, sie wisse doch nicht, ob sie berechtigt wären, an mich solche Ansprüche zu erheben; Tante hätte sie falsch verstanden, wir hätten zwar in demselben Hause gewohnt — ‚Ei was da,‘ unterbrach sie die lebenslustige alte Dame, ‚siehst Du denn nicht, daß der Herr sehr erfreut ist über den Zwischenfall? Nur ohne Umstände! Schnell ausgestiegen! Dafür sind wir auf Reisen. Kutscher, fahren Sie nur immer voraus und halten Sie, wo die Wege nach Ober- und Untergosau sich theilen.‘

Auf diesem so originell eingeleiteten Spaziergang durch eines der schönsten Alpenthäler der Welt, vor uns die zackige Wand der Donnerkogel, überragt von einigen schneeigen Spitzen des Dachsteins, lernten wir uns nun eigentlich erst kennen. Sie hatte bisher in Ischl wie auch in Wien ein recht einsames Leben geführt. Das Leiden ihrer Mutter und deren Kur-Diät hatten auch ihrem Bewegungsbedürfniß enge Schranken gezogen. Der oberflächliche Umgangston in den Gesellschaftskreisen, mit denen die Mutter Verkehr pflegte, hatte sie, wie schon gelegentlich der früheren Aufenthalte in Ischl, wenig befriedigt. Ja, sie war eine Aristokratin, sie war in konservativen und feudalen Anschauungen aufgewachsen; aber sie hatte das bürgerliche Element in seinen besten Vertretern, in Künstlern und Gelehrten, kennengelernt und in ihrer stillen Wohnung, wo sie seit des hochgebildeten Vaters Tode viel einsame Stunden gehabt, hatte ihr die sonst von niemand benutzte Bibliothek des Verstorbenen Quellen höchster Bildung erschlossen. Wohl war sie in einer Klosterschule erzogen und dann von einer französischen Gouvernante mit jenen Kenntnissen versehen worden, die nur auf äußere Repräsentation berechnet sind, aber sie hatte seitdem auch Goethes ‚Faust‘ und Humboldts ‚Kosmos‘ gelesen und ihre mir so sympathischen Augen blickten mit besserer Einsicht in die Welt, als so mancher meiner früheren Bekannten, der sich hoher Bildung vermaß. Das alles erfuhr ich, während wir, bald allein, bald mit der freundlichen Patronin uns unterhaltend, der in stiller Vergeinsamkeit gelegenen Gosauschmiede zuschritten. Daß ich aber den Muth zu all den Fragen fand, verdankte ich einzig dem befreienden und belebenden Einfluß der erhabenen Alpennatur. Wie bringt doch das Leben in der freien Natur der Natürlichkeit näher; wie schnell entstand hier eine herzerquickende Intimität zwischen zwei Menschen, die drin in der Stadt, obgleich in demselben Hause wohnend, kaum mehr als drei Worte mit einander gewechselt hatten!

Aber trotz dieser Annäherung, trotz der zwischen uns emporblühenden Freundschaft blieb ein Etwas zwischen uns, was meine Hoffnungen niederdrückte. Das viele Alleinsein, das leider nicht sehr herzliche Verhältniß der Mutter zu der Tochter hatte in dieser eine gewisse Selbständigkeit des Meinens und Willens entwickelt, die mich bisweilen wie Standeshochmuth berührte.

Unser Leben im Schutze der Tante hatte sich sehr gemüthlich gestaltet. Sie fuhr mit uns spazieren, nahm die Mahlzeiten mit uns, anstrengendere Partien aber ließ sie uns allein unternehmen. So gab sie der nach einer richtigen Hochtour sich sehnenden Nichte auch die Erlaubniß, mit mir die Zwieselalp und von da den großen Donnerkogel zu besteigen, diese herrlichen Aussichtspunkte, welche gleichzeitig in die Gletscherwelt des vielgipfeligen Dachsteins aus unmittelbarer Nähe intimen Einblick und einen weiten Ausblick über die Höhen, Thäler und Seen der Salzalpen gewähren. Sie hatte gehört, daß man diese Gipfel ganz gut ohne Führer besteigen könne, und setzte meinem Vorschlag, dennoch einen solchen zu nehmen, hartnäckigen Widerspruch entgegen.

Es war ein heißer Tag, und obgleich wir sehr früh am Morgen aufgebrochen, machte sich die Gluth der Sonne bald genug geltend. Wir stiegen anfangs mit frischer Kraft und in bester Stimmung die Zickzackwege zur Zwieselalp bergan, deren Beschreiten kein beschwerliches gewesen wäre, wenn nicht der lockere Glimmerschiefer den Füßen nur einen schlüpfrigen Halt geboten hätte. Ich ließ sie zunächst voranschreiten, um ihr sofort, im Falle sie es bedürfe, als Stütze dienen zu können. Auch wenn ich nicht verliebt gewesen wäre, würde mich der Anblick der vor mir elastisch emporsteigenden schlanken Gestalt entzückt haben. Dennoch glitt ihr kleiner Fuß wiederholt aus und ich bot ihr an, sie bei der Hand zu führen. Das verdroß sie: sie bedürfe solcher Hilfe nicht. Auch bat sie mich, voran zu gehen, sie werde schon sicher nachkommen. Da ersteres bei steileren Stellen ohnedies nöthig gewesen wäre, zögerte ich nicht, es zu thun. Doch ersuchte ich sie, dicht hinter mir zu bleiben. Da sie gerade wieder ein Rutschen der Glimmersteine verursacht hatte, machte sie, darüber ärgerlich, sich dran, den steinigen Fußpfad zu verlassen und über den grasigen, mit Knieholz durchsetzten Abhang emporzuklimmen. Umsonst warnte ich sie davor; sie schwang ihren Alpenstock und stieg rüstig voran: hier sei der Weg viel weicher und zudem schneide sie dabei gehörig ab.

Ich beeilte mich nun, an ihre Seite zu gelangen; es war auch hohe Zeit. Als ich bei ihr war, hatten sich ihre Füße im Geäst eines breitwuchernden Alpenrosenbusches verfangen; als sie glücklich wieder frei war, lachte sie mich aber aus.

Der Abhang wurde steiler und steiler, moosüberwachsene Felsblöcke stellten sich in den Weg, und noch zeigte sich nicht der Fußweg, auf den sie gedacht hatte, nach wenig Minuten wieder zu gelangen. Schattenlos dehnte sich vor uns die grüne, felsübersäete Berghalde steilan; um mir zu zeigen, daß sie gar wohl den eigenwillig aufgesuchten Schwierigkeiten gewachsen sei, muthete sich die solchen Steigens völlig Ungewohnte Uebermenschliches zu. Ich drang in sie, einmal still zu stehen und zu rasten — sie schritt, schweigend mit dem Kopfe schüttelnd, weiter; da — als ich wieder von dem steinbesäeten Wege aufsah, brach sie zusammen.

Ich eilte vorwärts. Hinter einer Zwergkiefer fand ich sie, auf den Alpenrosenteppich hingestreckt. Eine Ohnmacht, ein Hitzschlag hatte sie getroffen. Ich selbst fühlte mich bei dem Anblick wie vom Schlage gerührt. Doch ermannte ich mich schnell. Ich hob ihr Haupt und legte es so, daß es vom Schatten der Kiefer gekühlt ward. Ich machte ihren Hals frei, damit sie freier athmen könne. Dann nahm ich aus meinem leichten Rucksack die mitgenommene Weinflasche, von der zu trinken sie vorher abgelehnt hatte. Ich netzte mit dem kühlen Naß ihre Schläfe; dann setzte ich ihr die Flasche an den Mund, der fest geschlossen war. Die ersten Tropfen rieselten ungetrunken über Wangen und Kinn.

Auf einmal aber löste sich die Starrheit in dem bleichen Antlitz. Sie öffnete die Lippen und mit gierigen Zügen trank sie von dem erquickenden Wein. Und jetzt öffnete sie die Augen. Träumerisch schaute sie in die meinen, die gewiß mit warmer Zärtlichkeit auf ihr ruhten.

‚Welch schöner Traum!‘ hauchte sie und schloß die Augen wieder, jetzt mit dem Ausdruck wohliger Schlafseligkeit. Dann

öffnete sie aufs neue wie durstig die Lippen. Ich reichte ihr wieder den Wein; sie trank davon, doch nur wenig; dann schüttelte sie enttäuscht den Kopf.

‚Fräulein Josephine!' rief ich, indem ich mein Gesicht zu dem ihren niederbeugte. Da fühlte ich meinen Hals von den Armen der Träumenden umfaßt, sie schmiegte ihre Wangen an die meinen:

‚Hier bin ich!' sagte sie leise aus dem Traume heraus und nannte mit dem Ausdruck zärtlicher Liebe meinen Namen."

Der Professor, der selbst wie in träumerischer Entrücktheit dies letzte erzählt hatte, blickte wie erwachend auf. Er fuhr sich über die Stirn und lächelte dann seinen Zuhörern zu.

„Wozu mehr erzählen? Das war mein schönstes Reiseerlebniß! — Wie es kam, daß wir am Abend nach diesem Morgen als verlobtes Paar an jener Stätte glückseligen Unglücks wieder vorüberschreiten konnten? Das Bewußtsein weiblicher Schwäche, das von ihrer Ohnmacht zurückgeblieben, und noch ein anderes Bewußtsein hatten die Starrheit des Stolzes von ihr genommen. Sie fühlte, daß im Kampf gegen elementare Schwierigkeiten nicht der Eigenwille entscheidet, wenn ihm die Kraft zur Ausführung fehlt. Sie fühlte, daß sie mich liebe. Soll ich noch schildern, wie wir uns oben auf der luftigen Bergesspitze emporgehoben fühlten und erhaben über so vieles, was unten in den Städten die Menschen scheidet und die trennenden Vorurtheile nährt, wie wir uns so rein in unserer Menschlichkeit dort gegenüber standen, daß uns leicht zu überwinden schien, was uns noch trennte: wie die einst für unübersteigbar gehaltenen Hindernisse im Austausch der Seelen uns nichtig erschienen gegenüber der Harmonie der Natur, wie sie unseren entzückten Blicken sich darbot? Ein Wort sagt alles: es fanden sich unsere Herzen auf Bergeshöh'n: so hab' ich mir im Freien mein Weib voll Freiheit gefreit."

4. Die Geschichte der Malersleute.

Professor Schröder hatte kaum seine Erzählung geschlossen, als ihm auch schon eine Menge Fragen aus der Tischgesellschaft entgegenklangen. Nicht nur sein ehemaliger Zuhörer, der Astronom, auch alle übrigen erkundigten sich nach der Heldin der Geschichte und ihrem Befinden. Mit Theilnahme hörten sie, daß Frau Josephine auch dieses Jahr den Professor auf seiner alljährlichen Gebirgsreise begleitet habe und nur unten in Weißbad geblieben wäre, doch nicht allein, denn eine seiner Nichten, die er eingeladen, die Reise mitzumachen, leiste ihr angenehme Gesellschaft. Mr. Whitfield, der Engländer, nahm ein noch größeres Interesse an der Schwiegermutter, wie das seiner Vorliebe für Unglücksfälle entsprach. Dieselbe werde doch ihr Möglichstes gethan haben, die Mesalliance ihrer Tochter zu hintertreiben. Der Professor bejahte, wenn auch mit einiger Zurückhaltung, die Frage: trotz aller Schonung und zarten Rücksicht hätte sie dem Eheprojekt ihrer Tochter den hartnäckigsten Widerstand entgegengesetzt, doch sei vor ihrem Tode noch eine Versöhnung erfolgt. Jetzt aber schnitt mit freundlicher Abwehr der Vielgefragte die Debatte ab, indem er seiner Präsidentenpflicht eingedenk die Mahnung aussprach, nun ohne weiteren Aufschub dem dritten Erzähler das Wort zu gönnen. Diesmal wurde gelost, und das Los traf Frau Breitinger, die anmuthige Gattin des fleißigen Malers, der auch während des Erzählens nicht aufgehört hatte, an seinem Skizzenblatt weiter zu arbeiten.

„Wenn ich es denn schon sein soll, die nach des Herrn Professors so ergreifender Geschichte den Versuch wagen soll, ein Erlebniß in geordnetem Zusammenhange vorzutragen, dann muß ich schon meinen lieben Mann bitten dürfen, daß er mich dabei unterstützt — leider habe ich gar nichts vom Talent einer Scheherezade."

Der Maler lachte und wollte protestiren; Herr Kurz aber unterstützte den Vorschlag: auch er werde, wenn er an die Reihe komme, gleichzeitig im Namen seiner Frau seine Geschichte erzählen: schon in Anbetracht der Zeit empfehle es sich, daß in dieser Weise die anwesenden Ehepaare ihre Einheit und Einigkeit zum Ausdruck brächten.

Der Maler nickte nun zustimmend und rief: „Fang' nur an, Aennchen, ich werde schon helfen; nur mußt Du keine Geheimnisse erzählen, von denen ich selber nichts weiß."

„Behüte, Fritz! Erstens hab' ich gar keine solchen und dann weißt Du doch selbst, daß mein schönstes Reiseerlebniß unser gemeinsames Eigenthum ist; freilich, so recht schön wurde es damals erst, als das Reisen vorbei war und die Rückkehr uns zusammenführte."

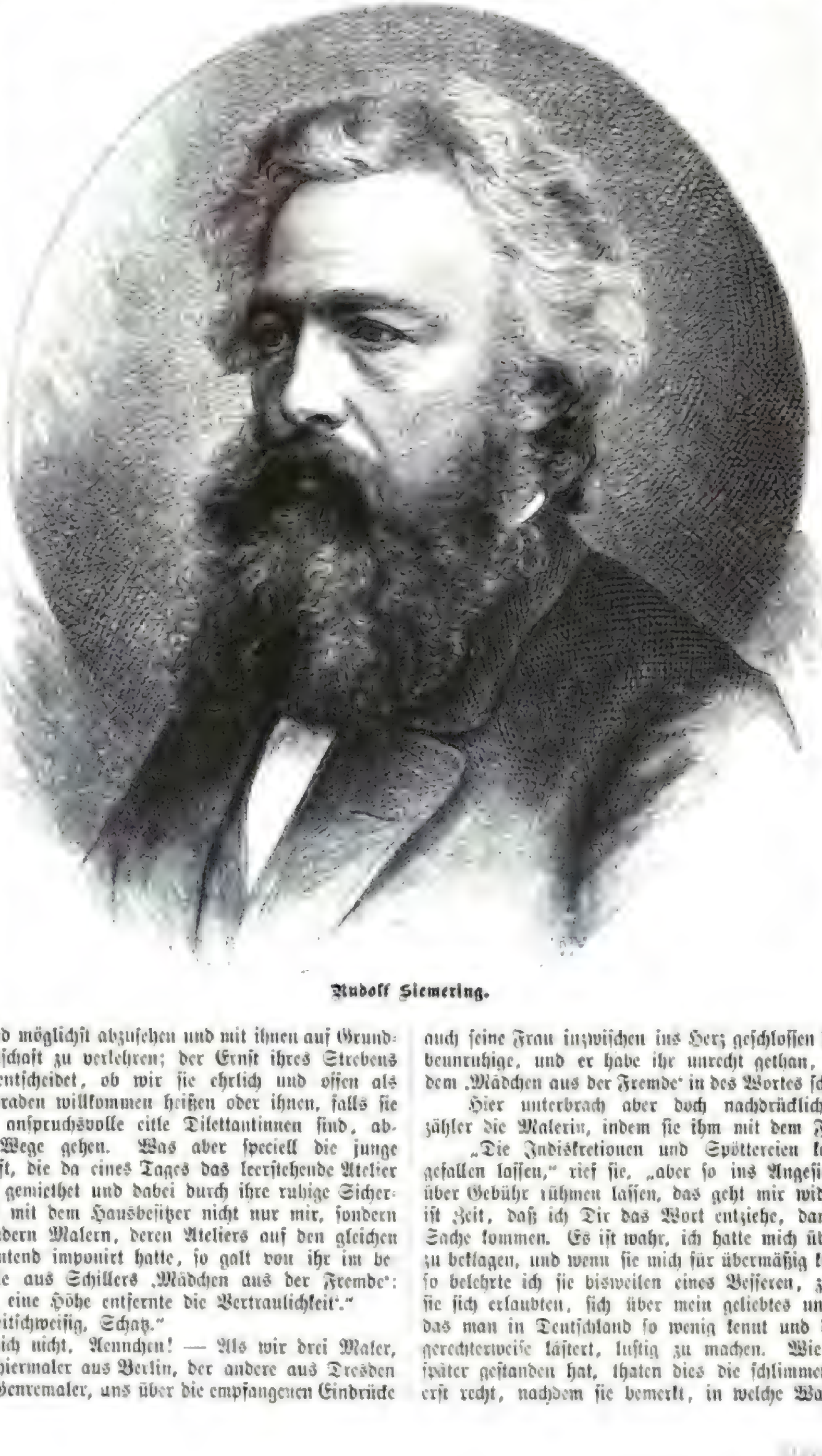
„Still, Aennchen! Nichts verrathen! Du verdirbst ja die Spannung. Nur ohne lange Einleitung frisch drauf los! Erster Abschnitt: Warum an eine Heirath zwischen uns nicht zu denken war oder — ‚Sie konnten nicht zu einander, das Wasser war viel zu tief'. Vorher aber mußt Du Dich den Herrschaften in Deiner Eigenschaft als Malerin, nicht nur Malersfrau, vorstellen. Anch' io sono pittore. Oder laß mich das besorgen: Hier, mein blondes Weibchen, das so bescheiden ihre Blumen ins Herbarium ordnete, während ich ihr ins Handwerk pfuschte, ist ihres Zeichens eine Malerin von Beruf und auch leidlichem Rufe; ihre Bilder, die noch weiter unter ihrem Mädchennamen gehen, sind auf dem Kunstmarkt in erfreulicher Weise gesucht. Konkurrenz machen wir uns nicht, da sie Landschaftsmalerin ist, während ich mich bis auf gelegentliche Sünden im Skizzenbuch auf das bäuerlich-ländliche Genre — Sittenbild sagen jetzt die Sprachreiniger, ohne den Begriff zu erschöpfen — beschränke. Und das ist wahr: ohne daß wir beide unser Leben der edlen Malkunst geweiht, würden wir uns schwerlich je kennen, schätzen, lieben und heirathen gelernt haben, während andererseits der Umstand, daß wir unser Talent zwei verschiedenen Gebieten unserer theuren Kunst gewidmet, umgekehrt beinahe zum Anlaß wurde, eine gemeinsame Haus-, Herd- und Ateliergründung dauernd zu verhindern. Und das kam so . . . Jetzt, Aennchen, bist Du aber dran. Ueber den Anfang wärst Du hinüber."

Frau Breitinger folgte heiter der Mahnung:

„Ich bin Holländerin. Bereits mein Vater war Maler und liebte es, seine Studien am Ufer des Meeres zu machen. Als halbwüchsiges Mädchen schon durfte ich ihn begleiten, wenn er des Sommers sich in einem der Fischerdörfer des Nordseestrands in irgend einer gastlichen Hütte einquartierte, um zwischen den Dünen frei nach der Natur das Meer in seinem Zorn und in seinem Frieden zu malen. Die ersten Anfangsgründe der Malerei lernte ich in solcher Umgebung von ihm; er war mein Lehrer, und meine ersten Versuche, auch meinerseits die Eindrücke der in ihrer Einfachheit so großartigen Meereslandschaft im Bilde festzuhalten, vollendete ich unter seiner Leitung. Sie werden begreifen, daß dieser Anfang die Richtung meiner bescheidenen Künstlerlaufbahn entschied. Auch als ich in meinem neunzehnten Jahre vom Vater nach München geschickt wurde, um hier unter Leitung von Professor Schönleber, den er nicht nur seiner vollendeten Technik, sondern auch seiner tiefen Naturauffassung wegen besonders schätzte, mein Talent weiter auszubilden, blieb ich derselben treu. Die Motive, die Vorlagen zu meinen Bildern, die ich jetzt in München unter des Meisters anregender Kontrolle mit peinlichster Sorgfalt bis ins Detail ausführte, entnahm ich meinen Skizzenmappen, welche ich aus der geliebten Heimath mitgebracht hatte und nun während des Sommers eifrig um neue Studienblätter bereicherte. Denn sobald Pfingsten vorüber war und die den Malern eigenthümliche, aus ihrem Beruf erwachsende Reiselust die große Münchener Künstlerkolonie auseinandersprengte, brach auch ich auf nach Holland, um dort wie früher an der Seite meines Vaters dem Meere bei Sonnenauf- und -untergang, bei heiterer Stille oder bei Sturmeswüthen seine zauberhaften Schönheitsreize abzulauschen. Auch als mein Vater durch ein sich immer öfter und stärker wiederholendes rheumatisches Leiden verhindert ward, mein regelmäßiger Begleiter und Genosse in der sommerlichen Villeggiatur zu sein, und ich den größeren Theil meiner Ferien bei ihm und den Meinen in der Stadt verbringen mußte, wurde ich meinem geliebten Nordseestrande nicht ungetreu, zumal eine uns befreundete Familie in der Nähe von Zandvoort ein Landgut besaß, welches sie im Sommer bewohnte und in dem mir ihre Gastfreundschaft ein Stübchen immer bereit hielt. Außerdem aber kannte mich in unserem alten Fischerdorfe, das damals noch nicht den Rang eines Seebadeplatzes beanspruchte, jedes Kind und jedermann war gastlich und freundlich zu mir; wurden mein Vater und ich doch von allen wie zum Orte gehörig und mit allerhand Ehrenbürgerrechten ausgestattet betrachtet. Und so sehr mich meine Münchener Freunde auch baten, doch einmal mit ihnen ins Gebirge zu ziehen und das

langweilige Holland, wie sie sagten, sich selbst zu überlassen: ich konnte es nicht übers Herz bringen, sowohl um der Meinen willen, als in Rücksicht auf das Meer und meine Kunst, die nun einmal zusammengehörten. Selbst mein Mann, das heißt Herr Breitinger —"

„Ja, selbst ich," nahm mit humoristischem Lächeln dieser nun den Faden der Erzählung auf, „selbst der liebenswürdige, aufmerksame und redegewandte Maler Fritz Breitinger, der mit der jungen Holländerin täglich auf dem gleichen Flur und auch sonst mancherorts zusammentraf, aus dem sehr einfachen Grunde, weil unsere Ate-



Rudolf Siemering.

liers in demselben Stockwerk neben einander lagen — selbst ich konnte die hochgeschätzte Kollegin nicht überreden, einmal versuchsweise unsere Sommervilleggiatur im Hochgebirg zu theilen, sollte darüber auch Holland in Nöthe gerathen. Ich muß hier einschalten, daß diese Aufmunterung von meiner Seite einzig und allein aus kameradschaftlichem Interesse, keineswegs aber unter dem Antrieb einer wärmeren Empfindung stattfand, die über das Niveau freundnachbarlicher Theilnahme hinausging. Es ist unter uns Malern eine sehr angenehme Sitte, gegenüber den weiblichen Talenten, die sich unter uns mischen und mit uns dieselben Berufsinteressen theilen, von dem Geschlechtsunterschied möglichst abzusehen und mit ihnen auf Grundlage dieser Gemeinschaft zu verkehren; der Ernst ihres Strebens und ihr Können entscheidet, ob wir sie ehrlich und offen als unsere guten Kameraden willkommen heißen oder ihnen, falls sie Pfuscherinnen und anspruchsvolle eitle Dilettantinnen sind, ablehnend aus dem Wege gehen. Was aber speciell die junge blonde Dame betrifft, die da eines Tages das leerstehende Atelier neben dem meinen gemiethet und dabei durch ihre ruhige Sicherheit im Verhandeln mit dem Hausbesitzer nicht nur mir, sondern auch den beiden andern Malern, deren Ateliers auf den gleichen Flur stießen, bedeutend imponirt hatte, so galt von ihr im besondern jene Stelle aus Schillers ‚Mädchen aus der Fremde': ‚Doch eine Würde, eine Höhe entfernte die Vertraulichkeit'."

„Du wirst weitschweifig, Schatz."

„Unterbrich mich nicht, Aennchen! — Als wir drei Maler, der eine war ein Thiermaler aus Berlin, der andere aus Dresden und gleich mir ein Genremaler, uns über die empfangenen Eindrücke nach einigen Tagen unterhielten, machte ich sogar den Versuch, ihr den Spitznamen ‚Das Mädchen aus der Fremde' zu geben; doch der Thiermaler protestirte: er habe noch nicht bemerkt, daß ‚ihre Nähe beseligend' sei. — Silentium, Aennchen! Du bekommst sogleich wieder das Wort. — Sie sei eben eine phlegmatische Holländerin, das sage alles. Wenn sie aber einen besonderen Ehrennamen bekommen solle, so mache er als echter Berliner einen andern Vorschlag: die ‚kühle Blonde' — Aennchen, Du verzeihst die Indiskretion — die ‚kühle Blonde' solle sie hinfüro heißen. Ja, schlechte Witze machen leider auch wir Maler, zumal wenn wir jung und guter Laune sind. Und wir waren ganz guter Laune in jener Stunde und waren trotz der Spötterei vom ersten Tage an sehr gut auf unsere Ateliernachbarin zu sprechen, die nicht nur blond und im Anfang wirklich etwas gar zu kühl war, sondern auch bescheiden und geräuschlos in ihrem Auftreten, klar und bestimmt in ihren Absichten und Ansichten, dankbar und empfänglich für jeden guten Rath und schließlich auch sehr gemüthlich und heiter im Umgang, wie wir es im Anfange nie für möglich gehalten. Ja, als das Fräulein nach der ersten Ferienunterbrechung etwas später als wir anderen zurückkehrte, gestand sogar der Berliner, daß das Fehlen der ‚kühlen Blonden', die auch seine Frau inzwischen ins Herz geschlossen habe, ihn ordentlich beunruhige, und er habe ihr unrecht gethan, sie gleiche wirklich dem ‚Mädchen aus der Fremde' in des Wortes schönster Bedeutung."

Hier unterbrach aber doch nachdrücklichst den kecken Erzähler die Malerin, indem sie ihm mit dem Finger drohte.

„Die Indiskretionen und Spöttereien konnt' ich mir noch gefallen lassen," rief sie, „aber so ins Angesicht sich loben und über Gebühr rühmen lassen, das geht mir wider die Natur. Es ist Zeit, daß ich Dir das Wort entziehe, damit wir wieder zur Sache kommen. Es ist wahr, ich hatte mich über die Herren nicht zu beklagen, und wenn sie mich für übermäßig kühl gehalten hatten, so belehrte ich sie bisweilen eines Besseren, zum Beispiel sobald sie sich erlaubten, sich über mein geliebtes und schönes Holland, das man in Deutschland so wenig kennt und deshalb so oft ungerechterweise lästert, lustig zu machen. Wie mir mein Mann später gestanden hat, thaten dies die schlimmen Menschen gerade erst recht, nachdem sie bemerkt, in welche Wallung die gekränkte

Vaterlandsliebe mein Gemüth versetzte. Denn ich nahm noch alles für Ernst, und da unsere heimische Lebensweise von der in München üblichen recht bedeutend abweicht — nicht immer zum Nachtheil der unseren — ich daher schon so Mühe hatte, mich in all das Fremde zu finden, war ich den drei Flurnachbarn, die im übrigen ja meinen Dank verdienten, oft recht ernstlich bös darüber, daß sie durch solche Ausfälle mein Heimweh noch steigerten. Natürlich bewog mich dies erst recht, sobald die Junisonne zum Reisen lockte, meinen Weg den Rhein hinab in die Heimath zu nehmen, und ich hätte es für Verrath an dieser gehalten, wenn ich einer der Einladungen von mir befreundet gewordenen Münchner Familien gefolgt wäre, auch einmal meine Ferienzeit fern von Holland zu verbringen."

„Das hielt uns aber nicht ab, liebes Aennchen," fiel ihr der Gatte ins Wort, „recht gute Freunde zu werden. — Ich war der einzige von ihren näheren Bekannten, der aus eigener Anschauung das Meer kannte und ihre Freude am Rudern und jeder Art Wassersport theilte, was ich bei gelegentlichen Tagespartien an die nahen Seen von Starnberg und Tegernsee auch bewährte. Wenn wir trotzdem auch damals noch nicht unser Herz entdeckten, so war eben der kordial gemüthliche Ton unseres Verkehrs daran schuld, an den wir uns gewöhnt hatten, und ferner — die große Aehnlichkeit unserer Anschauungen und Neigungen; das Gesetz der Goetheschen ‚Wahlverwandtschaft' konnte sich zwischen uns gar zu wenig geltend machen. Ein alter griechischer Philosoph hat gesagt, der Streit sei der Vater der Dinge. Und die antike Mythologie macht den Kriegsgott zum Geliebten von Aphroditen und giebt beiden zum Kind Eros, den Gott der Liebe. Heutzutage unterschätzt man meist die segenbringende Bedeutung des Streits für die Liebe. Thatsächlich bringt er noch immer die Herzen schneller zusammen als Nachgiebigkeit und Friedfertigkeit. Wir aber stritten uns nie oder wenigstens fast nie. Wir hatten so ziemlich denselben Umgangskreis und trafen uns daher oft in Gesellschaft. Wenn ich durch irgend eine Behauptung zum Widerspruch gereizt ward, konnte ich sicher sein, sie auf meiner Seite zu haben, und trat wiederum sie für irgend eine Ansicht mit Begeisterung ein, so mußte ich nolens volens sie unterstützen. Nur wenn der Frühling kam und die verschiedenen Reisepläne der einzelnen zum Hauptthema wurden, dann standen wir uns oft als streitbare Kämpen gegenüber. Ich schalt es unfruchtbare Einseitigkeit und Philistrosität, bei so jungen Jahren immer demselben Landschaftsgebiet seine Motive zu entlehnen, und sie nannte unsere herrliche Alpenwelt, im besondern die Oberbayerns, monoton und die Genrebilder mit den ewig lachenden Sennerinnen und den sakrisch schneidigen Buab'n langweilig im Verhältniß zu der Fülle höchster Poesie, welche das Meer und seine Uferlandschaft in all ihren Wandlungen dem kundigen Auge böten. Dann konnten wir scharf aneinander gerathen, und wenn ich in solchen Momenten ihre Augen drohend und mit flammendem Blick auf mich gerichtet sah, wenn ihre Stimme zum Dolmetsch leidenschaftlichen Empfindens wurde, dann überkam mich unversehens ein sonst nicht gekanntes Verlangen, diese trotzigen Lippen zu küssen, diese stürmisch bewegte Brust an die meine zu drücken."

Die Reiterstatue des Prinzen Friedrich Karl von Preußen.
Modellirt von Bildhauer Emil Steiner in Berlin.

„Aber Fritz, nun werde ich ernstlich böse. Du sprichst ja wirklich von mir, wie von der Heldin einer Novelle, aber nicht, wie es sich schickt, wenn Du von Deiner Frau erzählst. Wie ich dazu gekommen, trotz allem mein Leben an das eines so ungezogenen Wildfangs zu ketten, dies zu erklären, scheint mir jetzt die dringendste Aufgabe zu sein. Damit Sie aber überhaupt dies begreiflich finden, müssen Sie sich schon die Mühe geben, ihn sich etwas rücksichtsvoller und zartfühlender vorzustellen, als er eben erschien. — Nur ruhig, Männchen! — Die Ferien standen wieder einmal vor der Thür und ein Streit von jener Art, wie mein Mann eben angedeutet, hatte hohen Wellenschlag verursacht. Er hatte mir vorgeworfen, daß ich mich in eine Antipathie gegen

unser schönes Hochgebirg hineingeredet habe, die um so bedauerlicher und haltloser sei, als ich dasselbe ja gar nicht richtig kenne. Und ich hatte ihm — mit mindestens ebensoviel Berechtigung — das Gleiche vorgehalten in Bezug auf meine nordische Heimath. Als ich an jenem Abend, von dem Hausmädchen der freundlichen Professorswittwe, bei welcher ich wohnte, begleitet, die Villa des Gasgebers verließ und über die Schwanthaler Höhe meiner Wohnung zuschritt, beschäftigte mich der mir gemachte Vorwurf bald um so mehr, als ich an einer nach Süden sich frei öffnenden Stelle durch einen wunderbaren Blick auf die im Mondlicht klar vom blauen Sternenhimmel sich abhebende Alpenkette aufs angenehmste überrascht und mächtig ergriffen wurde. Ein älterer Maler, Landschafter wie ich, der mir schon immer wohlwollte, hatte so begeistert von dem größten der bayerischen Seen, dem Chiemsee, gesprochen, er hatte mir versichert, daß dessen weite Fläche mit dem erhaben schönen Kranz der Alpenberge um ihn her, obgleich ihm die Bewegung von Ebbe und Fluth fehle, dem Marinemaler die reichste Ausbeute lieblicher und bedeutender Motive erschlösse, und seine Einladung, ihn und seine Familie zum Ferienaufenthalt auf die idyllisch schöne Fraueninsel mitten in diesem See zu begleiten, erschien mir immer mehr in verlockendem Lichte. Daß mein Antagonist gesagt hatte, er würde dann auch dort sein, dieser Thatsache legte ich bei dem Vorgange wenig Bedeutung bei.

Der Wunsch, endlich einmal den leidigen Streit im Wege der Erfahrung zu schlichten, ging mir auch weiterhin nach. Briefe von daheim brachten mir die Mittheilung, daß diesmal mein Besuch mit mehreren unvermeidlichen Störungen verknüpft sein würde. Ein Bild, das ich auf Bestellung zu malen hatte und noch vor der Abreise fertigstellen wollte, hielt mich wider Erwarten lange in München zurück. Alles dies bestärkte mich in der Absicht, diesen Sommer endlich einmal die vielbegehrte Ausnahme zu machen und, statt nach Holland ans Meer, in das bayerische Hochland nach dem Chiemsee zu gehen. Aber Mittheilung davon machte ich niemand. Auch den Gastfreunden nicht, die ich auf Frauenwörth überraschen wollte, am allerwenigsten dem geehrten Herrn Ateliernachbar, der sich dann womöglich eingebildet hätte, er wäre es, der diesen Entschluß bewirkt. Er, wie seine Freunde, waren bereits ausgeflogen, als ich endlich mit nicht geringer Spannung nach dem Chiemsee aufbrach. O, wie entzückte mich der Anblick des weiten breiten Binnenmeers, dessen Spiegel so groß ist, daß seine Ufer sich nicht überblicken lassen, und das doch einen umfriedeten Eindruck macht, weil ringsherum stolze Alpenketten oder kleinere Höhenzüge sein Weichbild umrahmen. Und wie erfrischend wehte mich die kräftige Alpenluft an, die von der nahen Kampenwand herniederblies und das klargrüne Wasser des Sees lustig aufkräuselte, so daß der Einbaum, in dem ich mich aus Liebhaberei, das Dampfboot verachtend, von zwei Schiffern zu der fernen Insel hinüberfahren ließ, ganz wie bei einer Meerfahrt im Falle günstigen Windes fröhlich auf und nieder sich bäumte!

Welche Fülle malerischer Motive zeigte sich je nach der Nähe und Ferne der Ufer schon bei dieser Fahrt meinen entzückten Augen! Wie prächtig hoben sich die dunklen Laubwälder der größeren Insel Herrenwörth in die sonnige Luft und wie reizend — schön wie ein Poetentraum! — bot sich schließlich das kleine Eiland dar, auf dem neben uralten Lindenbäumen das Kirchlein des alten Frauenklosters mir entgegengrüßte! Und dann auf der Insel die Begrüßung, die festliche Bewillkommnung! Ich kam wirklich überraschend; um so unmittelbarer war der Ausdruck herzlicher Freude über mein Kommen von seiten meiner Freunde sowohl als der übrigen mir meist wohlbekannten Mitglieder der kleinen Malerkolonie, die sich in den gemüthlichen Räumen des alten Wirthshauses neben der Kirche häuslich niedergelassen hatte.

Alles übertraf meine Erwartungen. Nur in einer Beziehung fühlte ich mich enttäuscht, mehr als ich es für möglich gehalten hatte: Herr Breitinger befand sich nicht bei der Gesellschaft. Nachdem er jahraus jahrein mir von dem fidelen Künstlerleben in den Bergen vorgeschwärmt, nachdem er indirekt die besondere Veranlassung meines Entschlusses geworden war und er mir doch bei jenem Gespräch versichert hatte, daß auch er diesen Sommer hierher gehen wolle, war er nicht da! Das war doch mehr als Gleichgültigkeit. Ich beachtete nicht, daß er ja nur die Zusage für den Fall meiner Herkunft gegeben und er von dieser durch mich absichtlich nichts erfahren hatte. Wer weiß, wo er nun hingegangen, sagte ich mir, und als auf ihn einmal das Gespräch kam, suchte ich möglichst unbefangen die Antwort darauf in Erfahrung zu bringen, doch ohne besonderen Erfolg; er werde wohl wieder nach Mittenwald gegangen sein, wo er schon in früheren Jahren immer am längsten ausgehalten habe, angezogen von der herrlichen Lage und dem lebhaften Volksleben des alterthümlichen Geigenmacherdorfs am Fuße des alten Karwändel. Es machte sich dann — ohne mein Zuthun natürlich, denn ich wollte nach dieser Rücksichtslosigkeit gar nichts mehr von ihm wissen — daß wir einige Wochen später einen Ausflug mehr ins Innere des bayerischen Hochgebirgs und über den Kochel- und Walchensee in das Isarthal machten, wobei wir auch in den genannten Lieblingsaufenthalt des Treulosen geriethen; aber auch hier war er nicht anzutreffen."

„Und das war sehr natürlich," nahm jetzt der Maler wiederum das Wort. „Denn der Treulose verdiente diese Bezeichnung damals wahrlich am wenigsten in Bezug auf meine geehrte Vorrednerin, sondern ganz allein in Rücksicht auf sein geliebtes Hochgebirg. Mir war es seit jenem Streit eigenthümlich gegangen. In jener Mondnacht, welche so zaubermächtig auf die Entschlüsse meiner Gegnerin eingewirkt hatte, war ich noch lange in einer mir ganz neuen Verfassung in den Straßen Münchens umhergeschweift. Ich hatte die Kollegin ursprünglich, wie ich es schon oft gethan, in dieser Nacht nach Hause begleiten wollen; sie war aber so plötzlich aufgebrochen und hatte mir eine so kühl ablehnende ‚Gute Nacht!' geboten, daß ich unwillkürlich davon zurückgeschreckt und dageblieben war. Zufällig brach einer meiner Kollegen, der meine holländische Freundin schon seit einiger Zeit mit besonderer Auszeichnung behandelt hatte, kurz nach ihr auf, und als ich dann allein meinen Weg heimwärts suchte und dies sehr langweilig fand, blitzte in mir ganz plötzlich die Vorstellung auf, daß jener wohl gar sich ernstlich um ihre Neigung bemühe und statt meiner ihr Begleiter geworden sein werde. Dies machte mein Blut ganz rebellisch. Mir wurde mit einem Male klar, daß sich meine kameradschaftliche Freundschaft für sie in aller Heimlichkeit längst in Liebe verwandelt hatte. Wenn sie doch gar keine Künstlerin wäre, sondern ein Mädchen wie die andern auch, deren Wille nicht durch die Rücksicht auf einen ernsten Beruf gehemmt und geleitet werde: dieser Wunsch war mein nächster Gedanke. Und wenn schon Künstlerin, warum nicht eine Blumenmalerin wie so viele ihrer Genossinnen, statt Specialistin in der Darstellung des fernen Nordseestrandes und seiner Fluth? So aber: sie mit ihrer künstlerischen Sehnsucht nach Norden, ich mit meinem Verhältniß als Künstler zum bergigen Süden — wie sollte da ein gedeihlicher Bund zu stande kommen? Damit fielen mir die Vorwürfe auf die Seele, die ich ihr am verwichenen Abend mit etwas gar zu rücksichtsloser Entschiedenheit gemacht. Sie hatte ganz recht; was wußte ich eigentlich von Holland und seiner Küste? Meine Wissenschaft, soweit sie ungünstig lautete, hatte ich vom Hörensagen, soweit sie günstig war, aus ihren Bildern. Mouvton in Bezug auf die äußerlichen Motive waren ja diese Ansichten in der That, aber welche unerschöpfliche Fülle koloristischen Reizes hatte sie dieser einfach elementaren Natur abgelauscht. Und nach den Staffagen zu schließen, war das Leben des kernigen Fischervolks dieser holländischen Küstendörfer, seine Tracht und sein Thun nicht minder malerisch als das Leben der Bauern im Hochgebirg. Es dürfte sich wirklich verlohnen, aus eigener Anschauung sich ein Urtheil zu bilden.

In der folgenden Woche bestärkten mich zwei Umstände in dieser Ansicht. Ich verkaufte ein Bild, an dem ich lange gemalt hatte, für eine ganz bedeutende Summe, und ich mußte erleben, daß meine Nachbarin mich mit auffälliger Kälte behandelte. Sie hatte immer zu thun und war in größter Eile, so oft ich sie anredete; dies war wirklich der Fall, ich aber glaubte, daß sie sich von mir beleidigt fühle oder auch gleichgültiger gegen mich werde aus Interesse für einen Andern. Eines Morgens war mein Entschluß gefaßt; noch bevor sie aufbrach, wollte ich eine Reise nach Holland antreten, und wenn sie dann in ihrem geliebten Zandvoort eintraf, so sollte sie mich dort vorfinden, eifrig bemüht, mich zu besseren Ansichten über ihr Heimathland zu bekehren. Und so reiste ich ab, ohne irgend jemand etwas von dem Ziel meiner Fahrt zu sagen — der Triumph der Ueberraschung sollte mir durch keine Indiskretion geschmälert werden. Ich hielt mich erst einige Tage in Amsterdam und im Haag auf als fleißiger und andächtiger Besucher der schönen Bildergalerien; in

Scheveningen, dem luxuriösen Modebad der holländischen Küste, fand ich die Mynheeren und Mefrouwen, in ihrer Art das Dasein hinzubringen, ziemlich ebenso langweilig wie das Gesellschaftsleben in allen Badeorten, wo die Plutokratie den Ton angiebt; auf einer Fußwanderung aber in westlicher Richtung durch das graugrüne Hügelland der Dünen, die ich öfter unterbrach, um mich im Segelboot weiterbringen zu lassen, da ging mir die eigenthümliche Schönheit auf, welche allerdings nur für ein geübtes Malerauge sich in diesen Küstengegenden entfaltet, während der Blick des Ungeübten nur den gelblichen Dünensand, das dunkle Grün des mächtigen Oceans und das hellere des langhalmigen Dünengrases von der Farbe des Himmels zu unterscheiden glaubt. Welche Fülle feiner Farbenschattirungen erzeugt nicht allein das wechselnde Spiel von Licht und Schatten, das der Gang der Wolken erregt!

In Zandvoort brauchte ich nur ihren Namen zu nennen und ich hatte mich der gastlichsten Aufnahme zu erfreuen. Bald war ich dahinter, eine kleine Genrescene zu malen, welche Pfeifen rauchende Fischer beim Netzestricken darstellte, während kleine muthwillige Kinder im Maschenwerk der Netze spielten. Das Meer bildete den Hintergrund. Der Gegenstand fesselte mich sehr — aber doch nicht genug, um die Ungeduld zu unterdrücken, mit der ich der Ankunft von — nun, ihrer Ankunft entgegensah. Ich hatte ja keine Ahnung, daß sie inzwischen ein Seestück malte, welches den Wellenschlag des Bayerischen Meeres, wie man den Chiemsee auch nennt, darstellte mit den bayerischen Alpenbergen im Vordergrund und einem altbajuvarischen Einbaum mit zwei jungbajuvarischen Fischerinnen zur Staffage; ebensowenig wie sie von meiner Anwesenheit in ihrem geliebten Zandvoort. So saßen wir fern von einander und malten uns in die Anschauungswelt des andern hinein, während die Hoffnung einer baldigen Begegnung den Pinselstrich beschleunigte.

Doch die Hoffnung trog uns. Als ich mein Bild fertig hatte, suchte ich ihre Eltern in Utrecht auf und erfuhr von den freundlichen Leuten, daß ihre Tochter diesmal in die bayerischen Berge gegangen sei. Sie kannten mich durch die Erzählungen ihrer Tochter gar wohl und waren erstaunt, daß ich gerade jetzt nach Holland gekommen, wo sie nicht anwesend. Siedend heiß strömte mir das Blut in die Wangen, als ich das hörte. Welche Blamage! Welcher Hohn, welcher Verrath! Kaum, daß ich mich beherrschen konnte. Sobald ich wieder im Freien und mir selbst überlassen war, fiel ich den widerstrebendsten Empfindungen zur Beute. Ich wollte sofort sie aufsuchen und Rechenschaft fordern. Aber mit welchem Rechte? War sie nicht Herrin ihrer Entschlüsse? Ich wollte die ganze beschämende Geschichte ignoriren; aber wie hätte ich das auf die Dauer vermocht? Ich war recht unglücklich — fast wie Heimweh überkam es mich. Schließlich löste ich ein Billet nach meiner Vaterstadt und besuchte die Meinen. Dort im Schoße meiner Familie fand mein Gemüth das nöthige Gleichgewicht wieder, um mit scheinbarer Ruhe, ja sogar mit einigem Humor der schnöden Verrätherin brieflich meine Irrfahrt in ihre Heimath zu schildern, eine Irrfahrt in doppelter Beziehung, die mich auch von einem doppelten Irrthum geheilt habe, von meinem Vorurtheil gegen Holland und meiner Einbildung, daß sie mir gut sei.

Als ich dann in meine vier Wände nach München zurückgekehrt war und ich eben dabei war, eine neue Leinwand aufzuspannen, da klopfte es an die Thür . . ."

„Nein, nicht weiter," rief jetzt erregt die Nachbarin des Erzählers, die schon lange seine rechte Hand mit ihrer Linken zärtlich umfaßt hielt; „mehr brauchst Du nicht zu erzählen, Fritz. Die Geschichte ist fertig. . . . Ich war eben von meiner Reise ins Gebirg zurückgekehrt, hatte in meiner Wohnung seinen Brief gefunden und mit Entzücken gelesen und nun trieb's mich zu ihm . . ."

„Halt, Frauchen," rief nun der Maler, „es ist wahr, die Geschichte ist fertig. Dieser Weg zu mir war Dein — war mein schönstes Reiseerlebniß." (Fortsetzung folgt.)

Zu Fuß!

Seit Jahren ist in unserem Volke ein Wandertrieb erwacht, der uns in den Sommermonaten aus der Schwüle der Stadtmauern in die grünen Hallen des Waldes hinauslockt. Sie ist jetzt auch gar nicht schwer zu erreichen, die freie Natur! Aus dem stauberfüllten Herzen einer Millionenstadt bringen uns die Dampfzüge in einer halben Stunde an stille Seen und in rauschende Haine; ja selbst Reisen ins Gebirge sind heutzutage kein großes Unternehmen. Tausende können sie ausführen. Erfreulich ist diese Bewegung, welche die weitesten Volksschichten ergriffen hat, und man muß alles daransetzen, sie zu erhalten und auszubilden. Aber eine Schattenseite besitzt sie doch: wir benutzen den Dampf und rühren zu wenig unsere Füße. Dies kann man allerdings nicht vom Touristen im Hochgebirg behaupten, der nur zu oft viel zu viel steigt und marschirt und häufig seine Gesundheit eher schädigt als stärkt. Wohl aber wird jeder zugeben, daß die gewöhnlichen Sommerfrischler oder Leute, die nur Sonntagsausflüge machen, das Fußwandern in geringem Maße pflegen. Man braucht ja nur den Volksmassen auf ihren Ausflügen zu folgen. Ein Konzert- oder Biergarten in einem benachbarten Dorfe ist das Ziel der meisten. Wer das für einen Naturgenuß hält, der ist zu bedauern, und für das Volkswohl ist es durchaus nicht gleichgültig, wie die kurzen Erholungsreisen ausgeführt werden; denn die Touristen zählen nur nach Tausenden, und der Rest, der in der Nähe der Stadt Erquickung finden soll, beziffert sich nach Millionen.

Läßt man über die Schar der Sonntagsausflügler einen Blick schweifen, so erkennt man in ihr sofort das erschlaffte, nervöse Geschlecht. Es sind Kulturmenschen, die an das hastige Treiben unserer Zeit gefesselt sind und die Fesseln nicht abzustreifen vermögen. Mit der Eisenbahn sind sie ins Freie hinausgeeilt, haben die bequemsten Züge, die in den Mittagsstunden abgehen, gewählt, und nach einem kurzen Marsche über staubige, viel begangene Straßen erholen sie sich bei Bier und Tabaksqualm.

Wie sehr zu beneiden ist die geringere Zahl dagegen, welche von früh an den Wald aufgesucht hat, im Freien kampirt und nur während der kurzen Mittagsrast den Lärm des Gasthauses vernimmt! Sie hat das Richtige getroffen und wenigstens auf eine Zeit den Kulturmenschen abgelegt und sich von den entnervenden Einflüssen des modernen Hastens und Treibens befreit.

Zu bedauern ist namentlich, daß jene lässige Art der Erholung auch unsere Jugend zum großen Theil ergriffen hat. Auch bei ihr arten die Ausflüge häufig zu Bier- und Weinreisen aus. „Man muß," schrieb vor kurzem Professor Friedrich Ratzel, „unsere Jugend in den Sommerfrischen des bayerischen Hochlandes oder des Thüringerwaldes sich tummeln sehen, um die ganze Seichtigkeit des poesie- und thatkraftarmen Lebens würdigen zu können, welches das Weiterfressen der blasirten Genußsucht und die Pflege des leider in der Naturanlage nun einmal vorhandenen Phlegmas unserer Zeit verheißt."

Als Heilmittel gegen diese Uebel hat man den leiblichen Sport empfohlen und Rudervereine und Radfahrerklubs gegründet; es giebt aber ein noch wirksameres Mittel, das mit einem Schlage Millionen helfen kann, und dieses ist das Wandern zu Fuß mit Ränzel und Stab.

Gerade in unserer Zeit, wo wir sozusagen nicht zu gehen brauchen, wo Pferdebahnen, Eisenbahnzüge, Dampfschiffe und Seilbahnen uns bis in die tiefsten Waldwinkel und auf Bergspitzen bringen können, ist es unumgänglich nöthig, die Wanderung zu Fuß in Ehren zu erhalten und Lust und Freude an derselben namentlich in der Jugend groß zu ziehen. Der „Sport zu Fuß" ist jedermann zugänglich. Stahlroß und Ruderboot erfordern schon eine Kapitalanlage; Schusters Rappen besitzt im Deutschen Reiche jedermann.

Die Fußwanderung ist dabei auch eine Kunst, die gelernt sein will und ihrem Jünger die reichlichsten Freuden und Genüsse bietet. Wer zu wandern versteht, der wird es zugeben mit jauchzendem Herzen. Der Wanderer gewinnt den besten Einblick in das Leben und Weben der Natur; nur der Wanderer findet Schätze an Orten, an denen der Eisenbahnzug pfeilschnell vorüberfaust; nur der Wanderer vermag Land und Leute genau kennen zu lernen und kehrt mit neuem Reichthum an Wissen und Erfahrung heimwärts. Darum sollte ein jeder, der nicht wandern kann, wandern lernen.

Vor 48 Jahren hat ein Freund des Wanderns, der bekannte Buchhändler Fr. Joh. Frommann, in dessen elterlichem Hause Goethe verkehrte, ein „Taschenbuch für Fußreisende" geschrieben und drucken lassen. Der Ton, der das Werkchen durchweht, war ein so kerngesunder, die Rathschläge so beachtenswerth, daß vor einigen Jahren Dr. Friedrich Ratzel, der berühmte Professor der Erdkunde an der Universität Leipzig, sich der Aufgabe unterzog, das Werkchen zu ergänzen und neu herauszugeben (Friedrich Frommanns Verlag in Stuttgart). In diesem Taschenbuch wird genau erörtert, wie man wandern soll, was man auf Fußreisen lernen kann, und jeder wird darin etwas finden können, was seinen eigenen Anlagen entspricht.

Naturgenuß — aber nicht am Biertisch unter der Glasveranda, sondern an murmelnden Quellen in den majestätischen Hallen des Waldes, — Naturgenuß — aber nicht vom Coupéfenster des Kurierzuges erhascht, sondern in vollen Zügen in der Morgenfrühe beim Vogelgesang und Windesrauschen vom Fußwanderer genossen, das ist das große Heilmittel gegen die blasse Krankheit des 19. Jahrhunderts. Und wer bedarf desselben nicht?

Wie trefflich schließt Professor Ratzel seine Einleitung zu dem erwähnten Taschenbuch für Fußreisende:

„Wir haben alle in diesen letzten geräuschvollen Jahrzehnten die moralischen Wirkungen der Kulturfortschritte, der Wissenschaft, der Aufklärung, der wissenschaftlichen und ästhetischen Bildung überschätzt; wir haben alle nöthig, daß wir an den ewig frischen Gesundbrunnen der unmittelbaren Naturfreude zurückkehren. Jene konnten uns bereichern

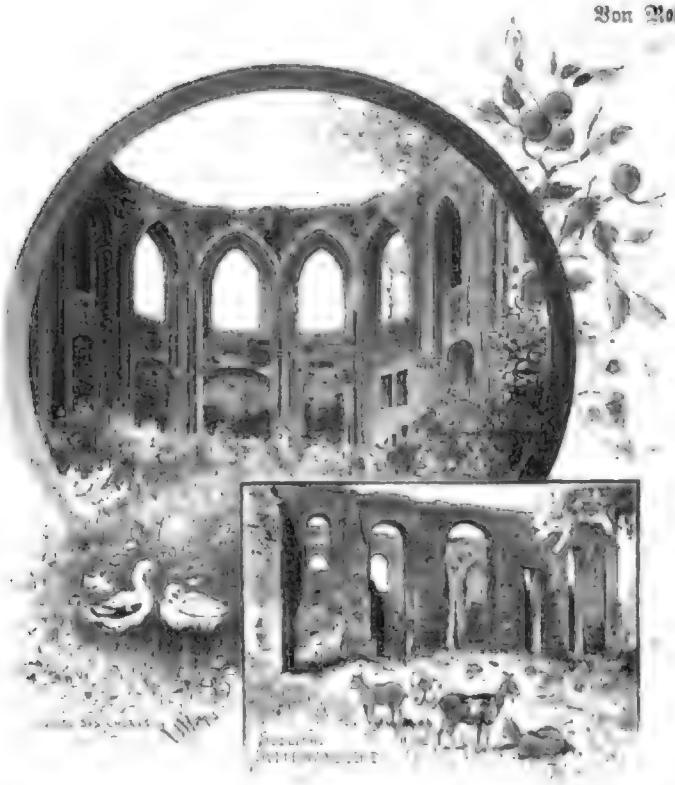
und verfeinern; dieser vermag zu stärken und zu stählen, und dieses ist, was wir jetzt vor allem nöthig haben. Hören wir auf, immer nur auf unsere Kulturhöhe stolz zu sein; steigen wir zeitweilig etwas herab auf die Stufe des Naturmenschenthums, freuen wir uns immerhin, daß wir eisenbahnfahren und telegraphiren können, aber freuen wir uns noch mehr, so lange wir im Stande sind, den Wanderstab zu schwingen und das Ränzel zu tragen."

In früheren Jahrhunderten wurde selbst das Spazierengehen von der Obrigkeit überwacht und leider den Bürgern verboten, Sonntags in die Nachbardörfer zu gehen. Dies geschah namentlich im 17. und 18. Jahrhundert. Die Väter der Stadt wollten durch ihre Verordnungen der Unsitte des Kneipens steuern und fügten am Schlusse ihrer Erlasse erläuternde Sätze hinzu wie der nachfolgende: „Mögen hierbey doch wohl leiden, daß an einem Sonntag ein ehrlicher Bürger nach der Morgenpredigt vor das Thor, sich in Unschuld zu ergötzen oder zu seinen Sachen zu sehen, spaziere, wenn er vor der Abendpredigt wieder hereinzukommen sich vornimmt."

Derartige väterliche Bevormundung lassen sich die Kinder des 19. Jahrhunderts nicht mehr gefallen; aber wir sollten uns auch auf diesem Gebiete der Freiheit, die wir errungen, würdig erweisen. Heute achtet kein Stadtbüttel darauf, wie und wohin wir spazieren gehen, um so mehr sollten wir selbst darauf sehen, daß die kurzen Stunden der Erholung, die uns zur Verfügung stehen, richtig benützt werden, daß sie uns stärken an Leib und Seele!

Dem Untergang geweiht.

Von Robert Aßmus.



Ein eisiger Nordwestwind herrschte auf dem Dünenhochplateau. Unbarmherzig schüttelte er die herbstlich belaubten Bäume und Sträucher, welche sich unter seiner elementaren Herrschaft ächzend bogen. Während am Himmel graublaue Wolken einherjagten, „wie wenn der Wolf die Herde scheucht", sahen auch die pommerschen Landwege, welche mein Fuhrwerk im vorigen Spätherbste auf der Fahrt von Treptow über Zedlin, Lessin, Schleffin nach Hoff zu passiren hatte, ebenfalls aufs traurigste aus.

Mein Fuhrwerk wackelte im Schlamme. Selbst die Poesie der zahlreichen Windmühlen wollte in dem eisigen Sturme nicht auf mich wirken. Die Trägerinnen der pommerschen Gänsebrüste, jene göttlich junonischen Vögel, wahre Prachtexemplare, flohen laut schreiend vor meinem Wagen einher. Im übrigen umgab mich eine verlassene Landschaft in echter Herbststimmung: strohgedeckte Hütten, Teiche, Moräste, Pfütze an Pfütze, die wir aber flott durchfuhren, während mir der Schmutz ins Gesicht und auf die Kleider spritzte. Ich mußte jedoch meinem der Redaktion der „Gartenlaube" gegebenen Versprechen nachkommen, die dem Untergange geweihte Kirche zu Hoff im Bilde der Nachwelt zu erhalten, und da hindert auch nicht das eisigste Spätherbstwetter.

„Drüben liegt Hoff," sagte mir der Kutscher, mit der Peitsche die Richtung angebend.

Und da lag die alte Kirche vor mir!

In weitem Kreise beherrscht sie die ganze Gegend; hoch über dem Meere thronend, auf einsamer Dünenhöhe, ragen ihre uralten ehrwürdigen Mauern empor, romantisch gelegen wie ein Schloß am Meere, denn kein Kirchthurm erinnert mehr an ihre einstige Bestimmung. Durch die Kirchenfenster zog heulend die Windsbraut, tief unten brandete wild das Meer, welches mir in Erinnerung an die auf dem atlantischen Ocean erlebten Stürme grausig und furchtbar erschien.

Das Gotteshaus soll das drittälteste Pommerns und unter Bischof Otto, der im Jahre 1124 zur Bekehrung der Heiden nach Pommern ging, erbaut worden sein. Aus dieser Zeit dürfte wenigstens der im romanischen Stile ausgeführte, jedenfalls älteste Theil der Kirche stammen, der übrigens in der Anordnung der Fenster und der neben einander befindlichen Portale sehr unregelmäßig erscheint. Innerhalb dieser Seite befanden sich die Sitze der Männer, während an der der Ostsee zugekehrten nördlichen Seitenfacade, welche bereits die Verbindung des Rundbogens mit dem Spitzbogen zeigt, die Bänke für die Frauen standen. Die Westfacade (auf unserem ganzseitigen Bilde sichtbar) zeigt ein in schlanken Verhältnissen erbautes gothisches Portal, mit den rechts und links die Façade flankirenden Spitzsäulen, deren Krönung vom Zahne der Zeit zerstört ist.

Von der links am Portale befindlichen kleinen Ruhebank genießt man einen herrlichen Blick auf die westlich gelegene großartige Dünenlandschaft und die Ostsee, der sich steigert, wenn die Sonne am fernen Horizonte über dem weiten Wasserspiegel der See Abschied von der Landschaft nimmt und ihre Abendstrahlen die alte braune Kirchenruine mit goldenem Lichte überfluthen.

Ein unvergeßliches Bild!

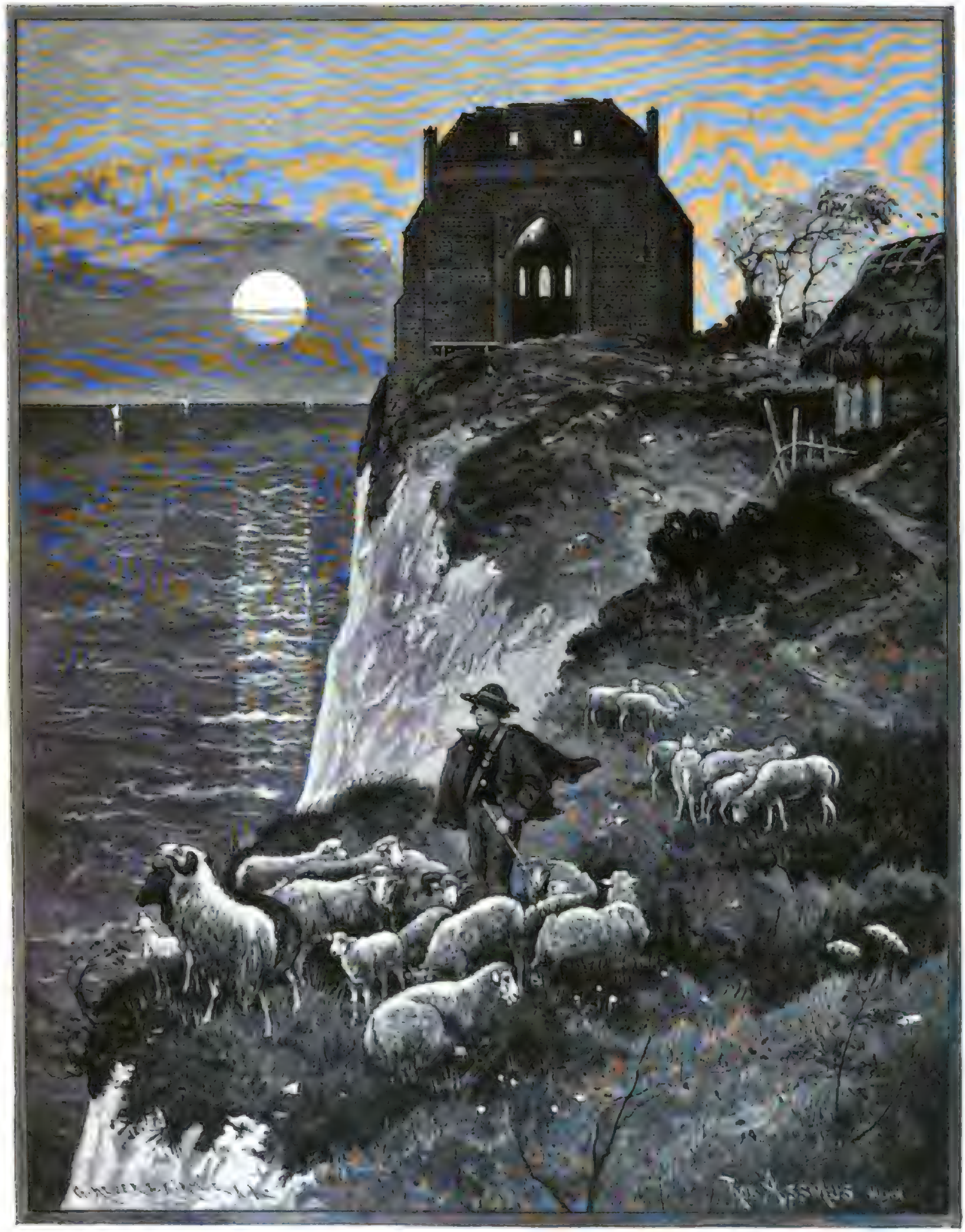
Von großer malerischer Schönheit ist der Eindruck des wahrscheinlich aus dem 15. Jahrhundert stammenden Chors mit seinen gedrungenen fünf gothischen Fenstern, unter denen sich Nischen mit Flachbogen befinden. Im ganzen wirkt der gegenwärtig völlig offene Bau übereinstimmend mit den so charakteristischen kirchlichen Backsteinbauten der baltischen Architektur, die durch das einfache Baumaterial des gebrannten Ziegelsteins Ornamente in Form von Krappen, Pässen, Kreuzblumen ꝛc. nur spärlich zuließ. Der Bau ist schlicht in der Ausführung, klein in seinen Größenverhältnissen. Die Länge des Schiffes mißt etwa 60 Fuß, die Breite 25.

Und doch wie beredt sprechen diese vom Alter tief gebräunten Mauern, in denen so viele Geschlechter ihre Andacht verrichteten, zu uns!

Als durch den unaufhörlichen Wogendrang und die rauhe Winterkälte Scholle um Scholle aus der Umgebung der alten Kirche in die Tiefe sank und von den Wellen verschlungen wurde, gab die Regierung im Jahre 1874 Befehl, die Kirche zu schließen. Derselbe wurde unmittelbar vor dem letzten Gottesdienste am 2. August 1874 dem Geistlichen zugestellt, und ergreifend mag die Abschiedspredigt an der geheiligten Stätte gewesen sein, an welcher zahlreiche Geistliche im Laufe der Jahrhunderte das Gotteswort verkündigten.

Wohl um den Bau zu entlasten und ihn dadurch länger vor seinem Untergang, vor dem unten seiner harrenden Wellengrab zu schützen, entfernte man den Dachstuhl, sowie die flache Decke, welche früher aus einem Gewölbe bestand, das aber schon im Jahre 1616 einstürzte. In den ehemaligen aus Holz gebauten Thurm schlug während des Gottesdienstes im Sommer des Jahres 1760 der Blitz. Die beiden Glocken, darunter diejenige vom Jahre 1679, befinden sich gegenwärtig in der weiter landeinwärts erbauten neuen Kirche.

Von dem Inventar der Kirche sehen wir innerhalb derselben nichts mehr, weder Kanzel, noch Orgel, weder den Altar, noch



Die Kirche zu Hoff in Pommern.
Originalzeichnung von Robert Aßmus.

die aus dem Jahre 1582 stammenden Chorstühle. Auch die Kirchenbänke, an denen sich plattdeutsche Inschriften befanden, sind längst verschwunden. Ein dichter Grasteppich befindet sich an Stelle des Steinbodens, statt des Kirchengewölbes schaut der Himmel auf die braunen, zum Theil getünchten Mauerreste. An einem Schlußsteine des fünffensterigen Chores erblicken wir ein altes gemaltes Kreuz der deutschen Ordensritter.

Unter der ehemaligen Apsis vor dem Altare liegen heute noch im Schoße des unterirdischen Kirchengewölbes die angeblich gut konservirten Leichen der Geistlichen und wahrscheinlich diejenigen der ehemaligen Besitzer des Dominiums. Zur Parochie der Kirche Hoff zählen noch heute elf Ortschaften; die Kirche gehört zur gleichnamigen Herrschaft, welche sich gegenwärtig im Besitze des Majors v. Keller befindet.

Früher stand die Kirche weit vom Meere entfernt, allein Jahr um Jahr verlangten Kälte und Ostsee ihren Tribut. Besonders sind es, wie mir der Lehrer von Hoff, Herr Kison, mittheilte, dem ich auch die historischen Daten über die alte Kirche verdanke, die Monate Februar bis April, welche der Kirche gefährlich werden und in denen größere Landstrecken in die Tiefe stürzen. Der Boden, auf welchem die Kirche sich erhebt, ist lehmhaltig. Tritt Thauwetter nach anhaltendem, starkem Froste ein, so löst sich das vorher gefrorene gewesene Erdreich ab und stürzt hinab in die Fluthen. Dazu kommen die Sturmfluthen, welche das Terrain unterwaschen und es hinabreißen.

Noch im Jahre 1806 war die Kirche 48 Fuß vom Strande entfernt, während heute der Fuß des Wanderers nicht mehr im Stande ist, die der Ostsee zugekehrte Nordseite zu betreten, weil diese unmittelbar am Abhange steht. Es ist kein Fuß breit Land übrig geblieben.

Wie bald werden die alten Mauern, über denen einst Jahrhunderte lang die Kirchenglocken weit ins Land und über die See zur Andacht riefen, in denen frommer Kirchengesang zu den feierlichen Klängen der Orgel ertönte, von der unten auf ihr Opfer harrenden Ostsee für alle Ewigkeit aufgenommen werden! Wie mächtig und ergreifend mag hier der Gottesdienst auf die gläubigen Gemüther gewirkt haben, angesichts einer solch' gewaltigen, hehren Umgebung!

Aber die Andächtigen, welche einst hier fromm zur Kirche gewallt, dem ernsten ermahnenden Worte des Geistlichen gelauscht, sie finden im Tode keine Ruhe!

Während ich nach einem geeigneten Punkte zum Zeichnen suchte, stolperte ich. Es war ein menschlicher Armknochen, der aus dem Boden ragte, und bald sah ich bloßgelegte Stellen des die Kirche umgebenden ehemaligen Friedhofs, mit Schädeln und Skeletten, welche durch das Abbröckeln des Erdreichs wieder zu Tage gelangt waren. Wohl deckt der fromme Sinn des Schullehrers diese Stätten wieder mit Erde zu, allein sie sind bestimmt, nachdem sie Jahrhunderte lang geruht, das Schicksal der Kirche zu theilen. Das Gotteshaus mit seiner längst entschlafenen Gemeinde wird bald in die gähnende Tiefe der See stürzen, und dort unten auf dem Meeresgrunde werden die Reste der Kirche vereint mit den menschlichen Gebeinen für immer von den Wogen der Ostsee zugedeckt werden.

Die Kirche zu Hoff in Pommern.
Originalzeichnung von Robert Ahmus.

Die letzte Theatersaison.

Unsere Bühne hat gegenwärtig keine Glanzepoche: Operetten, Schwänke, die von Tag zu Tag lebenden dramatischen Erzeugnisse überwiegen; man erstaunt, wenn man die Chronik der letzten Saison durchblättert, über diese Masse staubaufwirbelnder Nichtigkeiten. Gleichwohl zeigt unser Theater doch öfters noch ein festtägliches Aussehen, nicht bloß bei der häufigen Aufführung klassischer Dramen und nichtklassischer Stücke von poetischem Werth, die sich auf den Repertoiren eingebürgert haben; nein, auch die begabten Dramatiker der Gegenwart schaffen rüstig weiter, und es gelingt ihnen bisweilen ein glücklicher Wurf.

Einer der unermüdlichsten ist Paul Heyse, der mit einer Dichtung, welcher es an schärferen dramatischen Accenten, aber nicht an einem Hauch poetischer Weihe fehlt, an mehreren Bühnen, besonders auch am Berliner Hoftheater, einen schönen Erfolg errungen hat. Diese Dichtung, „Die Weisheit Salomos", bringt zwei biblische Frauengestalten auf die Bühne: Sulamith, die Braut des Hohen Liedes, und die Königin von Saba. Für eine dramatische Handlung giebt die biblische Ueberlieferung keinen Anhaltspunkt, hier mußte die freie Erfindung des Dichters ergänzend eintreten. Die Königin von Saba liebt den wegen seiner Weisheit hochgerühmten König von Israel mit heißer Leidenschaftlichkeit; aber dieser empfindet für das Gärtnermädchen Sulamith eine glühende Neigung, die jedoch nicht den König, sondern einen armen Hirten liebt. Der letztere begeht ein Attentat gegen den Herrscher, wird zum Tode verurtheilt und kann nur dadurch gerettet werden, daß Sulamith den Wünschen des Königs Gehör schenkt. Doch schon festlich als Braut geschmückt, bebt sie in dem entscheidenden Augenblick vor solchem Opfer zurück und eilt in die Arme des Geliebten, um vereint mit ihm den Tod zu erleiden. Salomo aber bezwingt sich selbst und verzichtet auf diese Liebe, er begnadigt den Verbrecher. Das eben ist seine Weisheit.

Die Königin von Saba kann bei diesem Verlaufe der Handlung keine dramatisch entscheidende Rolle spielen. Sie ist von Eifersucht entbrannt und sucht Sulamith zu entführen. Doch ihr Plan mißlingt, und so bewegt sie sich nur in leidenschaftlichen Ergüssen, denen jeder dramatische Abschluß fehlt, denn der Verzicht Salomos kommt ihr nicht zu statten. Seine Gleichgültigkeit gegen die hohe Dame mit der Phönixfeder hält von Anfang bis zu Ende Stich, und nachdem sie Salomo genügend „interviewt", kehrt sie wieder in ihr Goldland zurück. Das altbiblische Kolorit ist überhaupt an dem Stücke verwischt; an seine Stelle sind moderne Empfindungen und Zustände gesetzt, denn die Eifersucht gegenüber einem König, der tausend Frauen besitzt, dürfte wenig am Orte sein. Doch man kann die Dichter

Digitized by Google

nicht tadeln, welche die kulturgeschichtliche Wahrheit opfern, um nicht der berechtigten Wirkung auf ihre Zeitgenossen verlustig zu gehen.

Wenn in diesem Stücke das Seelengemälde über die energisch fortschreitende Handlung überwiegt, so haben wir in unserer Litteratur klassische Vorbilder, denen man das Gleiche nachsagen muß und welche doch ihre Bedeutung behaupten. An dichterischem Reize fehlt es ja auch dem Heyseschen Schauspiel nicht. In den Scenen des Gartenidylls herrscht Anmuth und Lieblichkeit, die Weisheit des Königs spricht sich oft mit einer salbungsvollen Milde aus, viele Sentenzen haben ein anmuthendes Gepräge, eine edle künstlerische Fassung, das Ganze ist in eine sanfte Beleuchtung gerückt, welche die Sympathien der Zuschauer zu wecken und festzuhalten vermag.

Ganz im Gegensatze zu Paul Heyse hat Ernst von Wildenbruch etwas dramatisch Markiges in seinen Schöpfungen, und gerade die leidenschaftlichen Scenen, in denen Heyses Muse sich nicht recht heimisch fühlt, sind die Domäne, in welcher Wildenbruch vorzugsweise zu Hause ist. Sein Schauspiel „Der Fürst von Verona" ist am Berliner Hoftheater gegeben worden, sonst aber im Lauf der vorletzten und letzten Saison nur über wenig Bühnen gegangen. Es hat im Stoffe eine gewisse Aehnlichkeit mit „Romeo und Julie"; es stellt eine Liebe dar, die sich in der Mitte wilder Parteikämpfe entfaltet. Wie dort die Montecchi und Capuletti, so befehden sich hier die Guelfen und Ghibellinen. Selvaggia, des guelfischen Grafen San Bonifazio Tochter, träumt von einer Versöhnung der Parteien; ihre Stiefmutter aber will ihre Hand einem der erbittertsten und wildesten Guelfen, Scaramello, geben. Die Tochter jedoch wendet ihr Herz dem neuen ghibellinischen Fürsten von Verona, Mestino della Scala, zu, der durch sein mildes würdiges Wesen die Neigung eines edeln Mädchens verdient. Ihr Bund scheint Frieden und Versöhnung zu verbürgen. Doch der Uebergang des Königs Konradin über die Alpen entflammt von neuem den Kampf der Parteien und Selvaggia fällt als Opfer der wilden Wuth des von ihr verschmähten Scaramello.

In diesem Gemälde fehlt es nicht an Scenen von leidenschaftlicher Kraft; einzelnes ist auch sehr anmuthend, wie beim Beginn des Stückes der Rosenkrieg im Klostergarten, in dem sich die Töchter der Guelfen und Ghibellinen gegenseitig mit weißen und rothen Rosen bewerfen. Doch die Haupthandlung löst sich nicht scharf genug von den tumultuarischen Gruppen los, welche in ihrer lärmenden Aufdringlichkeit das Drama zu oft in das Gebiet der Historie hinüberziehen; dadurch verzettelt sich die Theilnahme des Publikums, und durch diesen Fehler gegen die Kunst der dramatischen Perspektive wird manche schöne Wirkung einer im ganzen leidenschaftlich bewegten Darstellung geschädigt.

Der Haupttreffer der letzten Saison war ein spanisches Stück „Galeotto" von José Echegaray, welches in der Bearbeitung von Paul Lindau über fast alle großen und nennenswerthen deutschen Bühnen ging. Warum soll unsere dramatische Muse, die so oft französisch aufgeputzt erschien, nicht auch einmal, wie es im „Egmont" heißt, spanisch kommen? In geschickterer Weise als von Paul Lindau konnte ein neuspanisches Drama bei uns nicht eingeführt werden. Lindau machte kurzen Prozeß mit den spanischen Trochäen und kleidete das Ganze in einen gewandten und pikanten Dialog nach den besten französischen Mustern ein. Der Grundgedanke des Stückes aber ist ein sehr beachtenswerther. Der gesellschaftliche Klatsch mit seinen Verleumdungen ist ja von manchem neuen Schauspieldichter, wie z. B. von Scribe, als dramatisches Motiv benutzt worden; aber in „Galeotto" findet sich eine ganz neue Variante desselben. Was in der Gesellschaft erzählt wird, ist unwahr: das Verhältniß, von dem man spricht, besteht nicht. Aber es wird gerade durch diesen Klatsch hervorgerufen.

Ein junger Schriftsteller ist mit einer verheiratheten Frau befreundet; die öffentliche Meinung spricht von einem skandalösen Verhältniß. Dadurch aber werden die Beziehungen zwischen den beiden immer inniger, gerade durch die Duelle und ernsten Begebenheiten, die aus diesem Klatsch hervorgehen. Wer aber ist der Schuldige? Der dramatische Dichter und der dramatische Held kann aus der unfaßbaren Menge nur einen herausgreifen, welcher derartige Gerüchte kolportirt hat. Das ist aber nur ein schwacher Träger der Gegenbewegung im Schauspiel, die dadurch etwas Zufälliges erhält. Die Handlung selbst indeß ist mit großer Gewandtheit durchgeführt; der Grundgedanke wirkt frappirend; aber weiß man einmal Bescheid damit, so wird das Stück wie ein gelöstes Räthsel erscheinen und kaum auf die Dauer fesseln.

In Leipzig, Prag und an einigen anderen Bühnen ist ein neues Schauspiel von Richard Voß, „Eva", mit Erfolg gegeben worden. Man darf es dem Stücke nachrühmen, daß über einzelne Scenen der Zauber warmen Empfindens gebreitet ist und daß die großen Auftritte mit leidenschaftlichem Nachdruck behandelt sind. Das schöne Talent von Richard Voß hat Mark und Kraft; doch die Plötzlichkeit der Wendungen und Wandlungen in diesem Schauspiel hat etwas Befremdendes und Gewaltsames.

Eva, eines Grafen Tochter, ist mit einem gräflichen Vetter verlobt. Als der Vater durch Spekulationen sich ruinirt hat, als der Unwille der Arbeiter gegen ihn losbricht, als Vetter Ellimar gegen diese mit Gewaltmaßregeln einschreiten will, da sagt sie sich plötzlich von dem Bräutigam los, mit dem sie dem Anschein nach überhaupt wenig harmonirt, und reicht einem bürgerlichen vermögenden Fabrikanten ihre Hand, der für sie begeistert ist und der durch den Ruin ihres Vaters, dem er alles Vertrauen geschenkt, selbst bloßgestellt und dem Zorn des Volkes preisgegeben wird.

Diese Scenen erinnern theils an das „Fallissement", theils an den „Hüttenbesitzer", doch fehlt ihnen das Ueberzeugende der dramatischen Beweisführung, wie es jenen Stücken eigen ist. Eva lebt mit Hertwich nicht glücklich; sie ist offenbar einer launenhaften Eingebung gefolgt, als sie ihn zum Gatten wählte. Im Grunde liebte sie Ellimar, was sie selbst überrascht und auch uns überraschen muß, da wir im ersten Akte von dieser Liebe wenig merken. Ellimar, den plötzlich eine unbezwingliche Sehnsucht nach seiner früheren Braut ergriffen hat, kehrt aus Neapel zurück und Eva, durch seine Liebesbetheuerungen bethört, verläßt Gatten und Kind und folgt blindlings dem jungen Grafen. Dieser denkt aber nicht daran, sie zu heirathen; er hat nebenher ein anderes Verhältniß; sie greift zur Pistole, die ihr eine verlassene Geliebte Ellimars, eine Art von Gräfin Orsina, reicht, und erschießt ihn. Darauf folgt im letzten Zwischenakte die Zuchthausstrafe und im letzten Akte ein melodramatisches Sterben, nach französischen Mustern.

Der Charakter der launenhaften und abenteuerlichen Heldin erregt bei ruhiger Erwägung der Vorgänge schwerwiegende Bedenken; doch das Talent von Voß hat etwas so leidenschaftlich Hinreißendes, daß wir bei einer Darstellung des Stückes auf der Bühne gleichsam in seinem Banne gehalten werden und die Hauptscenen mächtig auf uns wirken lassen.

Auch unsere Romanschriftsteller streben nach dem dramatischen Lorbeer, der aber für ihre Darstellungsweise schwerer erreichbar ist. Friedrich Spielhagen hat mit seinem neuesten Stück „Die Philosophin" einen geistreichen Essay in dramatischer Form geliefert, aber trotz einzelner für den Autor als solchen ehrenvoller Erfolge die Bühnen damit nicht erobern können. Die Heldin Friederike ist eine Philosophin, die sich gegen die Bestimmung des Weibes ketzerisch auflehnt; natürlich wird sie wie ihre stolze Vorgängerin Donna Diana zuletzt von der Liebe besiegt — die jedenfalls gelungenste Scene des Stückes, welches Vorzüge der Charakterzeichnung und des Dialogs besitzt, aber, wenn sich auch die Handlung im dritten und vierten Akt steigert, doch nicht den rechten dramatischen Guß und Fluß gewinnt. Es ist bedauerlich, daß soviele nichtssagende Autoren sich auf das dramatische und theatralische Metier verstehen und mit ihrer handwerksmäßigen Fertigkeit Erfolge erringen, während manche geistreiche und hochbegabte Schriftsteller daran scheitern, daß sie der dramatischen Technik nicht ihre großen und kleinen Geheimnisse abzulauschen verstehen.

Dem auf den Höhen moderner Bildung sich bewegenden Salonstück Spielhagens steht kontrastirend ein Volksstück wie Ludwig Anzengrubers „Stahl und Stein" gegenüber. Dies Stück ist an dem Wiener Hofburgtheater mit Erfolg gegeben worden, die Erfindung ist scharf zugespitzt, die Ausführung kräftig und energisch. Die Volksbühne Anzengrubers liebt hochtragische Konflikte; die versöhnlichen Abschlüsse der oberbayerischen Bauern

stücke liegen ihr fern. Der Held des Stückes, Eisner, ist Bürgermeister des Dorfes geworden. In seiner Jugend hat er ein wüstes Leben geführt und manche Schuld auf sich geladen. So hat er ein Mädchen verführt und dann den Sohn, welcher eine Frucht des Verhältnisses war, dem Elend preisgegeben. Dafür verfolgte ihn selbst häusliches Unglück, seine Frau brachte ihm keinen Segen ins Haus; es fehlte Ruhe und Frieden; seine drei Söhne starben ihm. Nun verfolgt er eine fromme Richtung und waltet seines Amtes mit unerbittlicher Strenge. Da macht das Schicksal aus ihm einen unfreiwilligen Brutus. In den Nachbarbergen wohnt ein einsamer junger Mann, der jede Auskunft über sich verweigert. Der Ortsvorsteher ist verpflichtet, ihn zur Rede zu stellen, und als der Fremde verharrt in wildtrotzigem Wesen, schickt der Bürgermeister Gendarmen ab, um ihn zu verhaften. Es kommt zum Kampf zwischen ihnen und dem Einsamen, der den einen erschießt, von dem andern aber selbst tödlich verwundet wird.

Nun folgt die ergreifende Wiedererkennungsscene: es ist Eisners Sohn, der ihm sterbend gebracht wird, nach dem er Jahre lang vergebens gesucht hat, um seine alte Schuld zu sühnen. Der Sohn hat wegen Todtschlags im Zuchthause gesessen; er hat einen erschlagen, der seine Mutter beschimpft hatte. Die Scene ist von ergreifender Innerlichkeit, schlaghaft und packend; freilich ist in ihr auch der ganze Extrakt der dramatischen Handlung zu suchen, die sich sonst vielfach in Erzählungen der Vorgeschichte verflüchtigt. Dem Drama liegt eben eine Erzählung unseres Autors zu Grunde und diese Herkunft verleugnet sich nicht so leicht.

Charakteristisch für diese Saison ist die Geltung, zu welcher die Lutherfestspiele gekommen sind. Abgesehen von Wilhelm Henzens Lutherdrama, welches sich den Anforderungen unseres Bühnenwesens anschmiegt, haben wir drei Festspiele, die aus dem Rahmen des Theaters herausgewachsen sind, nicht von Schauspielern, sondern von Studenten und anderen Mitwirkenden dargestellt werden und zu einer primitiven Form der Bühne zurückkehren: einen „Luther" von Hans Herrig, der in Leipzig und Dresden mit Erfolg gegeben, einen andern von Otto Devrient, der in Jena zur Aufführung gekommen ist, und einen von Trümpelmann, der zuerst in Torgau und neuerdings in Berlin aufgeführt wurde. Das Streben nach einer Volksbühne ist für gewisse festliche Zwecke und nationale Schaustellungen gewiß nicht unberechtigt, doch darf dem darstellenden Dilettantismus nicht ein zu breiter Raum anheimgegeben werden.

Jede Saison hat ein paar Lustspiele, die sich fröhlich im Lichte der Proscheniumslampen tummeln, viel beklatscht und viel belacht werden und nach kurzer Daseinsfreude in den Theaterarchiven verschwinden. Selten findet sich ein glücklicher Treffer, der für Jahrzehnte ausreicht. In der letzten Saison hat die Firma Franz von Schoenthan und Kadelburg, die bereits mit den „Goldfischen" die Bühnen erobert, ein Lustspiel: „Die berühmte Frau" verfaßt, welches zuerst am Deutschen Theater in Berlin mit Erfolg gegeben wurde und dann seinen Weg über die deutschen Bühnen machte. Schade, daß „die berühmte Frau" selbst zu wenig im Mittelpunkte des Lustspiels steht; die bekannte Satire Schillers mag die erste Anregung zu dem Stücke gegeben haben, aber man erwartet vergebens, ein Charaktergemälde darin zu finden, welches die Schillerschen satirischen Pfeile in einem dramatischen Köcher sammelt. Die berühmte Frau weilt in Italien; indeß herrscht in ihrem Hause eine kunterbunte Wirthschaft. Der Gatte geht einem Liebesabenteuer mit einer Schauspielerin nach, die Töchter haben auch ihre Liebeshändel; wie da ein Freund der berühmten Frau Ordnung schafft, selbst das Herz der einen Tochter gewinnt, die Mutter zur Rückkehr bewegt, das wird uns in einer Reihe lebendiger Scenen vorgeführt. Die berühmte Frau behandelt den unberühmten Gatten mit vernichtender Ironie: und man ist vollständig davon überzeugt, daß, wenn sie ihm vorschlägt, jeder möge seine eigenen Wege gehen, dies das einzig Richtige, ja Mögliche ist. Doch da muß noch ein Ausgleich zur Befriedigung des Publikums gesucht werden, das solche Dissonanzen nicht verträgt, und damit geht die Lebenswahrheit in die Brüche.

Ein anderes Lustspiel: „Auf glatter Bahn" von Heinrich Heinemann kam im Berliner Schauspielhause mit Erfolg zur Aufführung und machte auch seitdem die Runde über die deutschen Bühnen. Der Verfasser ist ein tüchtiger Theaterpraktiker und weiß die effektvollen Lichter zur rechten Zeit aufzusetzen, die packenden Scenen an die rechte Stelle zu rücken. Die Voraussetzung der Lustspielhandlung ist ein pikanter Skandalprozeß, in welchem ein Graf Marberg als Zeuge vorgeladen wird. Diese Vorladung trifft ihn gerade zur Zeit, als er mit seiner jungen Frau die Hochzeitsreise nach Paris antreten will. Um welchen Skandal es sich eigentlich handelt, das erfahren wir nicht. Die Thatsache genügt, daß Graf Marberg da in eine sehr mißliche Angelegenheit mitverwickelt ist. Seine ganze Sorge ist, daß seine Frau nichts davon erfährt; er setzt es daher durch, daß er in den Zeitungen nur als der Zeuge M. erwähnt wird. Doch gerade für diesen Zeugen, der die pikantesten Aussagen macht, interessirt sich seine Frau; es bleibt ihm nichts übrig, als einen alten Universitätskameraden Müller zu bitten, daß er sich für den Zeugen ausgiebt. Die Scene, in welcher das bemooste Haupt sich zu diesem Freundschaftsdienste entschließt, ist die ergötzlichste des Stückes. Doch Müller wird dadurch in Konflikte mit der Familie seiner eigenen Braut verwickelt und platzt schließlich mit der Wahrheit heraus. Dadurch geräth der Graf in eine Verlegenheit, welche durch eine gewandte Vermittlerin beseitigt wird. Das Stück trägt keine schriftstellerisch bedeutende Physiognomie zur Schau, aber es amüsirt durch ein paar ergötzliche Auftritte und das große Bühnenpublikum begnügt sich mit solcher geistig frugalen Kost.

Ein Fastnachtsschwank, der vorzugsweise in Malerateliers spielt, ist „Die Amazone" von G. v. Moser, dessen Produktion sich aber nicht in aufsteigender Linie bewegt, denn die Verkleidungsscenen dieses Stückes gehören einer wohlseilen grotesken Komik an und man muß sich schon in einer Karnevalslaune befinden, um das Derbe und Scharfgewürzte vieler Scenen genießbar zu finden.

Eine große Zahl von neuen Lustspielen, die wir hier nicht weiter erwähnen wollen, überlebte einen oder mehrere Theaterabende nicht; doch zu allen Zeiten war ja solcher dramatische Unterhaltungsstoff für das alltägliche Repertoire ein Bedürfniß und auch die Musterbühnen konnten ihn nicht entbehren.

Rudolf v. Gottschall.

Ein deutsches Dorf in Attika.

Reisebild von Eduard Engel.

Der Ausflug, den ich vor einigen Jahren an einem Maisonntage von Athen nach dem deutschen Dorf in Attika Herakli (oder auch Irakli) machte, sollte mir nicht nur ein Bild über den jetzigen Zustand dieses halb vergangenen bayerisch-griechischen Idylls verschaffen, sondern ich hatte dabei auch die Absicht, mir einmal durch ein recht greifbares Beispiel eine deutliche Vorstellung zu verschaffen von dem Entwickelungsgange des griechischen Volkes in seiner Mischung mit fremden Volksbestandtheilen. Was in dieser deutschen Kolonie sich vollzogen, das mußte ja vorbildlich sein für die Bildung des neugriechischen Volksthums überhaupt, denn anders ist es auch, im großen und ganzen, nicht zugegangen während der Ueberfluthung mit fremden Stämmen im frühen und späten Mittelalter und unter der Türkenherrschaft.

Irakli, wie es im Volksmunde heißt; Herakli, wie es die Gebildeten und die Eisenbahnverwaltung in der Erinnerung an ein altes Heraklesheiligthum nennen, ist ein Dörfchen von ungefähr 30 Häusern, also 30 Familien, und kaum 200 Seelen; es liegt, mit der Eisenbahn in 20 Minuten erreichbar, nordöstlich von Athen, unweit des Flusses Kephisos, mit schönem Blick auf das Parnesgebirge und den Gipfel des Pentelikon. Das Dorf ist Eisenbahnstation der stark befahrenen Bahn Athen-Kephisia und sogar Knotenpunkt der hier abzweigenden wichtigen Linie Athen-Laurion. Aber der Verkehr nach beiden für Athen so bedeutsamen Orten braust an dem stillen Herakli vorüber; selten steigt jemand auf der kleinen, weit vom Dorf entlegenen Station aus oder ein, und als ich mit einem athenischen Freunde auf dem Frühzuge dort anlangte,

erregten wir die neugierigste Aufmerksamkeit der Eisenbahnbediensteten.

In den vierziger Jahren dieses Jahrhunderts ist das Dorf entstanden, und zwar, wie immer bei Neugründungen in Griechenland, auf einer alten Kulturstätte. Bayerische ausgediente Soldaten, Halbinvaliden, die nicht mehr nach der deutschen Heimath zurückkehren wollten, wurden hier von König Otto angesiedelt und mit genügenden Mitteln zum Fortkommen ausgestattet. Der Erdboden eignet sich mehr zum Weinbau als zur Körnerfrucht; er ist, wie fast aller attische Boden, hartschollig, stark mit verwittertem Felsgeröll untermischt und schlecht bewässert. Westlich läuft in ziemlicher Entfernung die Fahrstraße nach Tatoi, dem Landsitz des Königs Georg, und nach Dekelea, der alten attischen Gebirgsfestung, vorüber, und bis zur Fahrstraße von Athen nach Kephisia ist's wohl eine gute Stunde weit. Nicht einmal von der jetzigen Station führt eine Fahrstraße, wäre es auch nur ein leidlicher „Bauernweg", nach dem ehemals deutschen Heraklì. Alle Verkehrsadern laufen daran vorbei, keine berührt es.

Jene bayerischen Ansiedler hatten zum größeren Theile deutsche Frauen geheirathet, Töchter deutscher Handwerker in Athen, die vom Hofstaat lebten. Aber gleich bei der Gründung des Dorfes war etwas griechisches Blut hineingekommen; einige griechische Frauen wirthschafteten schon damals an der Seite ihrer bayerischen Gatten, und damit war der Gährungsstoff gegeben zu der langsamen, aber unaufhaltsamen Umwandlung des Volkscharakters jener kleinen Gemeinde.

Rundum wohnten Griechen, wie sie heute dort wohnen in den zahlreichen Dörfern und Weilern der attischen Ebene. Auf den Verkehr mit diesen griechischen Nachbarn angewiesen, viel zu weit von Athen entfernt, um regelmäßig mit dem damals noch ziemlich starken deutschen Element der Hauptstadt in Verbindung zu bleiben, hörten die bayerischen Ansiedler beim ersten Schritt aus ihrem Dorf heraus nur Griechisch, welches sie ja schon vorher in der Armee und im städtischen Verkehr erlernt hatten. Es hätte einer größeren Widerstandsfähigkeit bedurft, als sie der einfache Deutsche im Auslande meist besitzt, um sich trotz der guten eigenen Kenntniß des Griechischen und trotz des täglichen Verkehrs mit Griechen die reine Muttersprache zu erhalten. Die Kinder der Mischehen lernten natürlich von der griechischen Mutter zuerst Griechisch und später vom Vater nicht immer Deutsch, denn dieser sprach ja auch mit der Gattin nur griechisch. So wurden schon in der nächsten Generation, eigentlich schon wenige Jahre nach der Gründung, ganze Familien mit deutschem Oberhaupt sprachlich zu Griechen.

König Otto nahm sich freilich nach Kräften seiner eigenthümlichen Schöpfung an und sorgte namentlich dafür, daß sie eine deutsche Schule und einen deutschen Pfarrer erhielt. Die Kirche trägt noch heute äußerlich einen ungriechischen Charakter, wie sie denn auch nicht dem griechisch-katholischen, sondern dem römisch-katholischen Gottesdienst geweiht ist. Was wurde aber aus einer deutschen Schule, deren Kinder im elterlichen Hause und auf der Dorfgasse zum Theil Griechisch hörten und selbst sprachen? Nachdem der erste deutsche Lehrer abgenutzt war, fand sich nicht leicht wieder ein Nachfolger. Denn er hätte ja aus Deutschland bezogen werden müssen; und welcher deutsche Lehrer hätte sich bei kläglichem Gehalt in jene Einsamkeit und Fremdheit verbannen lassen? Man nahm also seine Zuflucht zu einem deutschen Pfarrer, der nun gleichzeitig Lehrer sein mußte. Aber gar bald fand sich auch kein Pfarrer mehr aus Deutschland selber für das verkrüppelte ferne Gemeinwesen, und nun ging der Umwandlungsprozeß mit Riesenschritten vorwärts. Als vollends vor einem Menschenalter König Otto das Land verließ, hatte die letzte Stunde des deutschen Dorfes Heraklì geschlagen; denn von nun ab kümmerte sich überhaupt niemand mehr um jenen verlorenen Posten.

„In schwebender — Luft". Originalzeichnung von Herm. Vogel.

Der Zustand, in dem ich Herakli im Mai des Jahres 1886 vorfand, war vollends ein kritischer. Bis dahin hatte es einen Pfarrer gehabt, der mit bewundernswerther Hingebung sich der Wahrung des Deutschthums annahm, ohne selbst ein Deutscher zu sein. Herr Armágos, der bisherige Ortspfarrer, dem ich die meisten Angaben über Herakli verdanke, stammt von der Insel Syra her, dem Hauptsitz des römischen Katholicismus in Griechenland. Er hat seine Studien in München gemacht, spricht ein angenehmes Bajuvarendeutsch, hat Verständniß und Liebe für deutsche Art, deutsche Litteratur und deutsches Volk und ist während vieler Jahre ein treuer Hüter des ihm anvertrauten fremden Menschengutes gewesen. Auf die Dauer aber hat er die furchtbar bedrückende Einsamkeit nicht ertragen und selbst die neugeschaffene Eisenbahnverbindung mit Athen hat nicht vermocht, ihm seine Bürde leichter zu machen. Als ich ihn besuchte, war er im Begriff, Herakli den Rücken zu kehren auf Nimmerwiedersehn, und wenige Wochen später traf ich ihn dann auf dem Dampfer, der mich von Korinth der Heimath zuführte, auf dem Wege nach München begriffen.

Schon Herr Armágos hat sich genöthigt gesehen, griechisch zu predigen und griechisch die Christenlehre zu treiben. Unter den Frauen des Dörfchens sind nur noch sehr wenige, die Deutsch genug verstehen, um dem höheren deutschen Stil in Predigt und kirchlicher Unterweisung zu folgen. Sie hören von ihren Männern wohl die wichtigsten deutschen Wörter des täglichen Verkehrs in Haus und Hof, aber sie selbst sprechen sie nicht nach.

Aehnlich stand es um die Zeit, wo ich Herakli besuchte, mit der von Herrn Armágos geleiteten Dorfschule. Zwar hielt er streng darauf, daß es eine Unterrichtsstunde „deutsch Lesen" gab; aber den Unterricht selber mußte er in griechischer Sprache ertheilen, weil die Kinder die höhere abstrakte Sprache eines deutschen Unterrichts nicht mehr verstanden. — Der Nachfolger des Herrn Armágos ist kein Deutscher, sondern hat nur nothdürftig etwas Deutsch in Griechenland gelernt.

Man kommt nach mühsamer Wanderung von der Eisenbahnstation, querfeldein über Sturzäcker und Weinfelder, über Gräben und Wildbachschründe („Rewmata" nennt sie der Grieche), nach dem hoch gelegenen Dörfchen, auf dessen stillen Gassen sich blondköpfige Jungen mit funkelnden, schwarzen Augen herumtummeln. Die Farbe des Gesichts und der Haare ist deutsch, aber der Blick ist griechisch, und die Zunge ist auch griechisch geworden, wie wir bei der Antwort auf die erste Frage nach dem Namen merken. Dieser Knirps sagt, er heiße Franz (oder vielmehr Franziskos) Müller; jener nennt sich Lukas Setz; ein dritter Georg (genauer Jorji) Kegelmeier; doch schon an der Aussprache dieser Namen hören wir, daß es hier aus ist mit der deutschen Sprache als einem lebendigen Dinge.

Ein besonders lehrreiches Beispiel für die Art, wie sich der Umwandlungsprozeß in solchen Zwitterbildungen zu vollziehen pflegt, bietet die Familie des angesehensten Bürgers von Herakli, des deutschen Bierbrauers Fix. Der Name hat unter den Deutschen in Athen guten Klang, denn der „alte Fix", der Vater des Herakliers, ist der Begründer und Pfleger der Bierbereitung und des Biertrinkens in Griechenland. Die berühmte Bierstube von Bernudakis in der Hermesstraße zu Athen verzapft Fixsches Bier, und daß es erbärmlich schmeckt, daran ist wahrscheinlich nicht des Herrn Fix Bierbraukunst schuld, sondern die schlechte Art der Aufbewahrung und Behandlung durch griechische bier-unverständige Hände. Der junge Fix, der in Herakli wirthschaftet, spricht selber noch vorzügliches Bayerndeutsch, aber daneben auch ein vollkommenes Volksgriechisch und in seinem eigenen Hause fast nur das letztere; denn seine Frau, obwohl eine geborene Deutsche, ist in einem römisch-katholischen griechischen Kloster erzogen und hat dort nur griechisch und französisch gesprochen, so daß nun diese beiden deutschen Eheleute im eigenen Hause und im Verkehr mit den Kindern sich nur des Griechischen bedienen. So geht es mit dem Deutschthum dieser versprengten deutschen Menschen inmitten eines ganz fremden Volksthums.

Ich habe diese Darstellung der Verhältnisse von Herakli nicht gegeben, um daran wehmüthige Betrachtungen über einen „verlorenen Bruderstamm" oder dergleichen zu knüpfen. Es mag schade sein um die paar armen Leute, die nicht wieder in ihre eigentliche Heimath gelangen und doch auf dem fremden spröden Boden nicht gedeihlich fortkommen konnten; aber Deutschland hat andere sprachliche und nationale Verluste im Auslande zu beklagen, als daß es lange klagen sollte um jenes Häuflein verlorener Söhne in Attika. Ich selbst habe vielmehr Herakli an und für sich angesehen und möchte es als solches auch den Lesern vorführen, als ein im hellen Sonnenlicht der Gegenwart sich darstellendes Belegstück für die Art, wie das griechische Volksthum sich zu den fremden Eindringlingen im Mittelalter verhalten hat. Was sich an diesem abgelegenen Fleck Erde Attikas in dem kurzen Zeitraum von 40 Jahren vollzogen hat, das hat sich unzählige Male in den Thälern des Peloponnes, auf den Ebenen von Thessalien und an den Berghängen der Inseln abgespielt.

Niemand leugnet, daß Welle auf Welle fremder Volksstämme über das griechische Volk, über die Nachkommen der „alten Griechen" hingefluthet ist seit dem Untergange des römischen Reichs bis zur Unterwerfung unter das Türkenjoch. Die Geschichte bietet kein Beispiel, daß ein eroberndes Heer die Sprache und die Sitten des von ihm ausgerotteten Volkes angenommen, und die slavischen Stämme, die im frühen Mittelalter in Griechenland eindrangen, sowie die französischen und italienischen Heere, die ihnen im späteren Mittelalter folgten, waren allesammt nicht zahlreich genug, um das griechische Volksthum und die griechische Sprache so zu ändern, daß man von einem neuen Volke, kaum von einem Mischvolke, reden darf. Slaven, Franken, Italiener ließen sich unter den Griechen nieder, gründeten wohl auch eigene Dörfer, ganz wie die bayerischen Veteranen in Herakli; aber sie heiratheten die Töchter des Landes, sie verkehrten freundschaftlich mit den Dörflern desselben Bezirks, ihre Kinder spielten miteinander. Just so, wie es den Deutschen in Attika ergangen, so ist es auch den fremden Eroberern griechischen Bodens geschehen: sie haben nach zwei, drei Menschenaltern Art, Sprache, ja selbst ihre Namen verloren und sind zu Griechen geworden. Gerade von den der Zahl nach mächtigsten Eindringlingen haben die Neugriechen am wenigsten aufgenommen: von den Slaven. Das Neugriechische hat überhaupt nur sehr wenige Fremdwörter; am wenigsten aber, wenn überhaupt welche, aus dem Slavischen.

In wenigen Jahren wird das schöne lebendige Beispiel Herakli nicht mehr unmittelbar zum Studium sprachlicher und nationaler Umbildung benutzt werden können, denn alsdann wird wohl auch die letzte Spur ehemaligen Deutschthums dort verschwunden sein. Um so wichtiger erschien mir der Versuch, wenigstens den Zustand dieses deutschen Dorfes in Attika festzuhalten, in welchem ich es vor nun zwei Jahren fand; wer es heute aufsucht, wird ihn schon wesentlich verändert finden.

Todtenwacht.

Die Andern jubelnd zum Balle gehn,
Ich allein bin verlassen und traurig.
Im glänzenden Saal wie sie glühend sich drehn —
Und hier stöhnt der Nachtwind so schaurig.

Großmütterlein liegt auf der Todtenbahr;
Von einsamen Kerzen zittert
Ein matter Schein um das bleiche Haar,
Um die Stirne blaß und verwittert.

Ich halte treulich die Todtenwacht,
Von fern klingt der Sang der Geigen,
Es bläst der Wind so schrill durch die Nacht,
Ums Haus tanzt ein Geisterreigen.

Gottfried Doehler.

Geheimes Photographiren.

Den rothen Bädeker kennt jedermann; er ist das Wahrzeichen des Touristen. Er hat viele Konkurrenten, aber keiner dürfte ihm so ungefährlich sein wie das Buch, welches vor wenigen Wochen erschienen ist und welches wir in Abbildung unseren Lesern vorführen. Scherzweise hatte es jemand den „schwarzen Bädeker" genannt, weil das Exemplar, das ihm gezeigt wurde, schwarz „gebunden" war.

Der rothe Bädeker dient uns auf Reisen als getreuer Führer; der schwarze Bädeker ist auch auf Reisen zu gebrauchen, aber ein Buch mit leeren Blättern, eine Zeichenmappe en miniature, welche die besondere Eigenschaft besitzt, daß auf den 24 Blättern derselben jedermann die naturgetreuesten Bilder hervorzaubern kann, auch wenn er niemals eine Stunde Zeichenunterricht genossen. Mit Hilfe des rothen Bädekers können wir die schönsten Gegenden und die besten Hôtels aufsuchen; der schwarze Bädeker verhilft uns zu etwas anderem: er liefert uns ein Reisealbum, in welchem unsere Erlebnisse, die Punkte, die wir besucht haben, in hübschen Miniaturphotographien wiedergegeben sind.

Es klingt vielleicht räthselhaft, was wir da sagen, aber wahr ist es, denn das schwarze Büchlein ist eben ein photographischer Apparat, eine der sogenannten Geheim- oder Detektivkameras.

Geheimkamera.

Vor einiger Zeit, in Halbheft 7 dieses Jahrganges, haben wir unsere Leser auf die Bedeutung der Amateurphotographie aufmerksam gemacht und den Touristenapparat von R. Lechner in Wien beschrieben. Wir haben schon damals gesagt, daß mit Hilfe ähnlicher Apparate es möglich ist, überall auf Reisen photographische Aufnahmen zu machen. Wie leicht diese Touristenapparate auch zu transportiren und zu handhaben sind, sie zwingen uns doch, uns vor der ganzen Umgebung als Photographen zu bekennen. Wir können mit denselben alles aufs trefflichste photographiren, aber unbemerkt können wir es nicht. Die Berge stehen zwar geduldig und lassen sich abkonterfeien, aber eine schmucke Sennerin, ein prachtvoller Jägerbursch, einige Landleute in ihrer eigenartigen Tracht, die bleiben nicht immer still vor dem Glase stehen. Alles konnte bis jetzt der Photograph aufnehmen, aber bei vielen Sachen und namentlich Personen brauchte er noch die Zustimmung des Besitzers oder der Person selbst ... Porträts auf der Landstraße sozusagen zu stehlen, das vermochte er noch nicht.

Seit einigen Jahren ist es aber anders geworden. Sind die Lichtverhältnisse recht günstig, dann ist der Photograph im Stande, alles, was er will, zu photographiren, ohne daß jemand eine Ahnung davon hat.

Die hohe Entwickelung der photographischen Technik hat es den Erfindern möglich gemacht, kleine photographische Apparate zu konstruiren, mit deren Hilfe deutliche Momentaufnahmen unbemerkt erzielt werden. Die Idee ist unseres Wissens in Amerika entstanden und dort erhielten auch die Apparate den Namen: Detektivkamera. Den Apparaten wird zumeist eine äußere Form gegeben, die ein photographisches Instrument nicht vermuthen läßt.

J. de Neck hat z. B. den sogenannten photographischen Hut erfunden. Im Inneren des Hutes befindet sich der Apparat versteckt; die Aufnahme selbst geschieht durch einen leisen Zug an einer Schnur, welche vom Hute herabhängt und den gewöhnlichen Haltern an den Hüten, die eine Entführung derselben durch den Wind verhüten sollen, ähnlich sieht. Der photographische Hut, eine interessante Spielerei, wird auch in Deutschland vertrieben.

Ein anderer Typus der Detektivkamera ist die Geheimkamera von Rudolf Stirn in Berlin, die bereits in Tausenden von Exemplaren verbreitet ist. Sie hat die Form einer runden Scheibe von der Größe eines Dessertttellers. Das Objektiv ragt in einer trichterförmigen Einfassung aus der Scheibe hervor. Man verbirgt die Stirnsche Geheimkamera unter der Weste und steckt das Objektiv durch das Knopfloch. Eine schwarze Schnur, die mit dem Momentverschluß des Apparates in Verbindung steht, läßt man unter dem Westenrande hervorschauen. Soll die Aufnahme gemacht werden, so braucht man, nachdem man die richtige Stellung eingenommen, nur an der Schnur zu ziehen.

Mit dieser Geheimkamera können je nach der inneren Konstruktion derselben 6 oder 4 Aufnahmen gemacht werden, bis man nöthig hat, sich wieder in die Dunkelkammer zu begeben und die Kamera von neuem mit Trockenplatten zu füllen. Die Photographien, die man auf diese Weise erzielt, sind rund, etwa so groß wie ein silbernes Fünfmarkstück.

Das Neueste und zugleich vielleicht das Originellste auf dem Gebiete der Geheimkameras ist aber der Apparat, von dem wir als von dem „schwarzen Bädeker" im Eingang gesprochen haben, und der von Haake und Albers in Frankfurt am Main in den Handel gebracht wurde. Er heißt mit seinem wirklichen Namen „Krügeners Taschenbuchkamera" und ist nur viermal so groß wie die beistehende Abbildung desselben.

Vor allen uns bekannten Apparaten dieser Art hat er den Vorzug, daß er mit der bedeutenden Zahl von 24 Trockenplatten gefüllt werden kann. Wir sind also im Stande, mit ihm 24 Aufnahmen zu machen, bevor wir uns in die Dunkelkammer begeben und den Plattenwechsel besorgen müssen. Und wie rasch nach einander können die Aufnahmen erfolgen! Die Taschenbuchkamera ist in der That ein photographisches Magazingewehr.

Wir wollen dessen Handhabung kurz erklären.

Taschenbuchkamera.

Die runde Oeffnung (links) in der Mitte der vorderen Kante führt zu der Objektivlinse. Hinter dieser Oeffnung befindet sich der Momentverschluß. Wir spannen ihn, indem wir an dem oberen linken Knopfe ziehen, bis es ein wenig knackt. Nun ist das Gewehr schußfertig. Wir gehen auf die Straße, auf die photographische Jagd. Bald ist ein Opfer auserlesen; es naht uns, es kommt auf etwa 6 Schritt an uns heran; gleichgültig halten wir das „Buch" unterm Arm, die Oeffnung des Objektivs dem zu Photographirenden zuwendend; wir ziehen nun an dem Knopfe der unteren Seite; es knackt wieder leise in dem Apparat; die erste Aufnahme ist fertig und der Ahnungslose photographirt!

Wir rüsten uns sofort zur zweiten Aufnahme. Wir fassen den rechten oberen Knopf, ziehen an ihm einen Stift empor und schieben ihn wieder hinein; dadurch wird im Innern des Apparates die vorhin belichtete Platte in das sogenannte untere Magazin hineingeschoben und aus dem oberen eine frische in die Mitte vor die Objektivlinse geschoben. Zweier Griffe hat es nur bedurft, und wir sind zur zweiten Aufnahme bereit. So können wir dieses einfache ABC 24 mal wiederholen.

Und die Photographien? Sie sind ebenso groß wie die der Stirnschen Kamera, nur daß sie viereckig sind, kleine Quadrate von 4 cm Breite. Sind die Aufnahmen gelungen, so gewähren die kleinen Bildchen viel Freude, sie lassen sich aber bei Benutzung entsprechender Apparate um das Mehrfache vergrößern.

Wir alle haben heutzutage sogenannte Reisealbums, Sammlungen von Photographien, die wir an Orten gekauft, welche wir bereist haben. Sie bereiten uns viel Freude; mehr Vergnügen wird aber derjenige empfinden, der über ein selbstgemachtes Reisealbum verfügt. Solche Albums sind heutzutage keine Seltenheit mehr.

Die Geheimkameras aber stehen keineswegs ausschließlich im Dienste der Unterhaltung, sind nicht allein zum Zeitvertreib da.

Sie sind auch für den ernsten Reisenden, der wissenschaftliche Zwecke verfolgt, von hoher Bedeutung; sie ermöglichen ihm, auch in solchen Gegenden Aufnahmen zu machen, wo die Bevölkerung nicht „sitzen" will und vor dem photographischen Apparat Reißaus nimmt. Die Geheimkameras sind auch für Künstler von großem Werth, die ihre Mappen mit leichter Mühe mit trefflichsten Motiven bereichern können. Ernsten Zwecken überhaupt verdanken sie ihre Entstehung.

Die großen verstellbaren Apparate, von denen wir in unserem Artikel „Die Amateurphotographie" berichtet haben, können sie nicht ersetzen. Aber sie bedeuten einen wesentlichen Fortschritt und werden mit der Zeit sicher noch mehr vervollkommnet werden.

E. Falkenhorst.

Eine Blume.

Nach dem Oelgemälde von R. Reinschlag.

Lichtdruck im Verlag von F. A. Ackermann in München

eingebürgert im deutschen Hause und ihn besonders zu einem Lieblinge der Frauenwelt gemacht.

Die „Gartenlaube" hat des Dichters in vielen Artikeln gedacht; eine eingehende Würdigung desselben enthält der Artikel „Adalbert von Chamisso" von Hermann Schults, welcher im Jahrgang 1881 (S. 4) zu seinem hundertsten Geburtstage erschien. †

Sprache ohne Worte. Ein sehr reichhaltiges Thema! Unsere Leser werden dabei an dieses oder jenes Zeichen und Symbol denken; aber sie werden kaum glauben, daß man eine umfangreiche Schrift über diese „Sprache ohne Worte" schreiben kann. Und doch hat neuerdings Rudolf Kleinpaul unter diesem Titel ein solches Werk verfaßt. Da erfahren wir zuerst, daß es eine Sprache giebt, ohne Absicht der Mittheilung und Gedankenaustausch, eine Sprache der religiösen Symbole, der Ahnungen und Träume, eine Sprache der Mienen und Gebärden, denen sich dann erst eine solche mit Absicht der Mittheilung, ohne oder mit Gedankenaustausch anschließt.

Wir treten in ein Kuriositätenkabinet und ein ethnographisches Museum; der vielbelesene Autor bringt aus der ganzen Weltlitteratur seine Beispiele und Anekdoten herbei. Wir erfahren dabei manches Neue, auch aus der neuesten Zeit. Es wird sehr viele unserer Leserinnen gewiß interessiren und auch überraschen, wenn sie von einer „Briefmarkensprache" hören, die besonders von den Damen der Reichshauptstadt gepflegt wird. Man sollte kaum glauben, daß ein so nüchternes Postwerthzeichen zum Ausdrucke der Empfindungen gewählt werden kann, und doch wetteifern die Fünf- und Zehnpfennigmarken hierin mit Rosen, Veilchen, Goldlack, Astern und Hollunderblüthen und dem ganzen östlichen und westlichen Sekret der Blumensprache und ein Empfänger oder eine Empfängerin weiß schon, ehe sie den Brief eröffnet, was sie vor allem aus ihm erfahren will und was vielleicht nicht einmal darin steht, wenn die Vorsicht es verbietet. Wie aber ist das möglich? wird man fragen. Eigentlich soll die Freimarke auf dem Kouvert in die Ecke rechts oben geklebt werden; da aber diese Vorschrift nicht streng ist, so läßt sich die Marke auch an anderen Stellen des Kouverts aufkleben, und ebenso kann man sie aufrecht, quer und verkehrt anbringen. Daraus ergeben sich nun für den Kundigen allerlei Offenbarungen und Bedeutungen. Eine Briefmarke z. B. rechts oben und aufrechtstehend sagt: ich wünsche Deine Freundschaft; links oben und aufrecht sagt sie: ich liebe Dich! Rechts oben verkehrt meint sie: Schreibe nicht mehr! Links oben quer: Mein Herz gehört einem andern ꝛc. Gewiß, von diesen postalischen Geständnissen mittelst Briefkouverts hat sich Excellenz Stephan auch bei seinen kühnsten Neuerungen, bei seinen die ganze Welt beherrschenden Reformen nichts träumen lassen.

Ueber Lachen und Weinen, über den Kuß, die Bildersprache finden sich allerlei sinnige und ergötzliche Mittheilungen. Wie man heutzutage das Lachen kauft und die Heiterkeit bestellt, um damit Reklame zu machen: das belegt der Verfasser mit der Anekdote von den Pariser Sandwichmännern. Ein Sandwichman ist ein armer Teufel, der mit je einer Anzeigetafel auf der Brust und auf dem Rücken durch die Straße zieht. Seine Heimath ist London. An einem schönen sonnigen Herbstsonntagnachmittag des vorigen Jahres bemerkte man nun einen Zug von etwa fünfzig solcher Sandwichmänner in Paris. Sie boten nicht den gewohnten Anblick trübselig hinschleichender, stumpfer Kopfhänger, sondern schienen allesammt von einer unbändigen Lustigkeit erfaßt zu sein. Jeder hielt ein Blatt in der Hand, in dem er las oder zu lesen vorgab, und drückte auf die mannigfaltigste Weise das größte Ergötzen aus. Der eine blieb alle paar Schritte stehen, warf den Kopf zurück und hielt sich die Seiten vor Lachen; der andere krümmte sich, von einem lautlosen Gelächter geschüttelt; der dritte machte Lustsprünge und hob beide Hände wie außer sich in die Höhe und so, mit beständiger Abwechslung, die ganze Reihe der Fünfzig entlang. Was bedeutete das? Waren die Leute plötzlich verrückt geworden? Hatten sie Lachgas geathmet? Nein. Die Sache war viel einfacher. Wie ein Blick auf ihre Anzeigetafel lehrte, waren sie dafür bezahlt, die Aufmerksamkeit des Publikums auf ein neues Witzblatt zu lenken, und ihre Auftraggeber hatten den Einfall gehabt, die großartig erheiternde Wirkung ihrer Zeitung durch Sandwichmänner mimisch darstellen zu lassen. †

Vorsicht beim Genuß getrockneter Pilze. Auch der eßbare Pilz kann bei unvorsichtigem Genuß der Gesundheit schädlich werden. Dies gilt namentlich von den ausgewachsenen, wurmstichigen oder faulen Exemplaren aller eßbaren Gattungen wie Morchel, Champignon, Steinpilz ꝛc. Bei Benutzung frischer Waare sind die verdorbenen Exemplare leicht zu erkennen und auszuscheiden. Es giebt aber auch ein leicht anzuwendendes Mittel, unter den getrockneten Pilzen die verdorbenen zu erkennen. Man braucht nur die Pilze vor der Zubereitung durch kochendes und kaltes Wasser zu reinigen und aufzufrischen und alsdann alle ungesund aussehenden Stücke zu entfernen. In derartig aufgefrischtem Zustande lassen sich auch in den getrockneten Pilzen etwa beigemengte Exemplare giftiger Gattungen leichter erkennen. Das Fleisch des eßbaren Steinpilzes bleibt z. B. nach dem Trocknen weiß, während seine gefährlichen Nebenarten blau zu werden pflegen.

Ein berühmter Fußgänger hat vor kurzem in der deutschen Reichshauptstadt seinen Wohnsitz genommen. Es ist der Afrikaforscher Schweinfurth, der bisher ständig sich in Kairo aufhielt. Tüchtige Fußgänger sind alle Afrikaforscher überhaupt; denn dort muß man zu Fuß vordringen, und die wenigsten der Reisenden haben weitere Strecken auf Ochsen durchritten oder Stromfahrten unternommen. Schweinfurth war jedoch der erste, der in seine Fußtouren eine systematische Ordnung brachte. Er zählte die zurückgelegten Schritte. Die Noth brachte ihn auf diesen Gedanken, derart die Wege zu messen. Ein Brandunglück beraubte ihn fast sämmtlicher Vorräthe und dabei gingen auch seine Taschenuhren verloren. Da zählte er seine Schritte, studirte sie und fand, daß die gewohnheitsmäßige Schrittlänge des Wanderers immer so ziemlich dieselbe bleibt. Die Schweinfurthsche variirte je nach Beschaffenheit des Pfades zwischen 0,6 bis 0,7 Meter. Die Zählmethode war folgende: Es wurde immer nur bis 100 gezählt und die einzelnen Hunderte an den Fingern abgelesen. Wenn 500 voll war, so wurde auf dem Notizblatt ein Strich gemacht, das zweite 500 gab alsdann einen Strich in die Quere, so daß ein Kreuz entstand, welches 1000 bedeutete. In den sechs Monaten, welche die Rückreise dauerte, zählte Schweinfurth auf diese Weise $1^1/_4$ Million Schritte. Ein Kapitel seines Musterwerkes „Im Herzen von Afrika" schließt mit den bezeichnenden Worten: „Am 19. Februar begrüßte ich nach neunundvierzigtägiger Abwesenheit und nach einer Wanderung von 876 000 Schritten meinen alten Freund Chalil."

Dieses Schrittzählen, das zur Skizzirung der Landkarten dem Gelehrten beinahe als einziges Mittel übrig geblieben war, zeugt gewiß von einer seltenen Ausdauer; denn auf dem Marsche mußte nicht allein gezählt, sondern auch beobachtet werden.

Ein verkanntes Genie. (Mit Illustration S. 549.) Jeder giebt den Werth sich selbst — sagt Butler im „Wallenstein", und wir dürfen wohl nicht daran zweifeln, daß unser Schildermaler, der eben damit beschäftigt ist, ein fettes Schwein mit voller Naturwahrheit auf das Wirthshausschild zu pinseln und daneben ein Stillleben mit Würsten und Weingläsern, sich für einen Künstler hält, welcher den großen holländischen Meistern der Thier- und Stillebenmalerei vollkommen ebenbürtig ist. Sein Künstlerkopf ist allerdings ausdrucksvoll genug, und die Art und Weise, wie er mit der Cigarre im Munde und der Brille auf den Augen den Pinsel führt, zeugt vom größten Behagen und Selbstgefühl. Doch wie selten findet das Genie den verdienten Lohn! Mittelmäßigkeiten schwelgen in den Herrlichkeiten des Ruhms, in allem Luxus des Lebens, und eine Kraft, die das Größte zu leisten vermöchte, wird zu schnödem Tagwerk verurtheilt. Das sind die Gedanken, die durch den Kopf des unbekannten Künstlers gehen, sobald er den Pinsel bei Seite gelegt hat; doch so lange er selbst bei der Arbeit ist, vertieft er sich in dieselbe mit der vollen Hingebung, aus der allein die großen „Meisterwerke" hervorgehen. †

Verloren gegangen. Die „Gartenlaube" hat schon so oft mit Erfolg Verlorene gesucht, die der Strom des Lebens fortgerissen, daß sie den Augen der Zurückbleibenden entschwanden, um, an ferne Küsten verschlagen, von der Heimath sehnsuchtsvoll zu träumen, daß ich hoffe, sie leiht nicht allein Menschen, sondern auch einem verloren gegangenen Meisterwerke aus deutscher Hand ihren Beistand. Es handelt sich nämlich in diesem Falle um eine räthselhaft verschwundene Geige des Geigenerfinders Tiessenbrucker, den man bekanntlich italienisirt und in der Musikgeschichte Duiffopruggar genannt hat. — Es war vor wenigen Wochen, als ich in der Werkstatt des ebenso bescheidenen wie tüchtigen Geigenbauers Völker zu Hannover, der auch durch wunderbaren Zufall, über Holland, in den Besitz eines Receptes des altitalienischen leuchtenden Geigenlacks gerieth, eine nach alten Zeichnungen und Maßen von ihm mit höchster Feinheit und Sorgfalt gefertigte Kopie der berühmtesten der fünf Geigen Tiessenbruckers sah. Das Original selber aber ist zuverlässigen Mittheilungen zufolge zuletzt im Besitze eines alten Musikers in Aachen gewesen, der es nur Sonntags zur musikalischen Messe im alten Dom zu spielen pflegte. Auf dem Boden dieses hochinteressanten Instrumentes war unten das aus verschiedenen Holzarten kunstvoll geschnittene und eingelegte Bild einer Stadt zu sehen, oben die Form der ersten Geigen mit ihrem Bogen, eingefaßt von Zweigen, die sich wie ein Kranz um die Zeichnung legen. Die Zargen tragen die sinnreiche Inschrift: „Viva fui in sylvis, dum vixi tacui, mortua dulce cano." („Ich lebte damals in Wäldern — als ich lebte, schwieg ich, jetzt, da ich todt bin, singe ich lieblich.") Die herrliche Schnecke aber zeigt den schön geschnittenen, ausdrucksvollen Kopf eines bärtigen Mannes, nach aufgefundenen Notizen das Selbstporträt des Tiessenbruckers. Der Ton eben dieser Geige soll von wahrhaft zauberischer Schönheit gewesen sein. Wer der andern Geigen dieses deutschen Geigenerfinders sind nachweisbar in Privatbesitz — wohin ist nun diese fünfte, allem Anschein nach vollkommenste gerathen? Sie verschwand spurlos mit der Gestalt des alten Musikers in Aachen. Wer hilft sie suchen? — Elise Polko.

Der deutsche Böhmerwaldbund unterstützt die wirthschaftlichen und nationalen Bestrebungen im südlichen Böhmen. Wie groß seine Verbreitung ist, geht daraus hervor, daß er aus 153 Bundesgruppen mit 20 000 Mitgliedern besteht. Er unterstützt alle deutschen Vereine, besonders Handwerker, Gesellen, Arbeiterinnen, landwirthschaftliche Vereine. Er vertheilt Stipendien an die Schüler deutscher Fach- und Mittelschulen, hat selbst eine Korbflecht- und eine Töpferschule gegründet, in 60 Orten Volksbibliotheken aufgestellt, an seine Bundesgruppen Hunderte von Zeitungen, Büchern und Bildern versendet. Ebenso wurden viele hundert Obstbäume, die verschiedenartigsten landwirthschaftlichen Maschinen und Sämereien vertheilt, auch der Fortschritt der Landwirthschaft durch Errichtung von 14 Zuchtstierstationen gefördert. Alljährlich finden Gruppentage und Wandervorträge statt; die Zeitung „Mittheilungen des deutschen Böhmerwaldvereins" erscheint viermal im Jahr. In Horitz und Rudolfstadt wurden Kaiser-Joseph-Denkmäler errichtet.

Soeben hat der Böhmerwaldbund ein neues Lebenszeichen gegeben und einen Führer durch den Böhmerwald und das deutsche Südböhmen erscheinen lassen, der, mit Karten, Wandernotizen, Landschaftsbildern reichlich ausgestattet, ganz geeignet scheint, die Aufmerksamkeit der Touristen auf diese Landschaften zu lenken, die, an Naturschönheiten und historischen Erinnerungen reich, gegenwärtig eine Bevölkerung haben, deren Regsamkeit im nationalen Sinn die größte Anerkennung und Unterstützung verdient. †

Was kostet ein Kanarienvogel? Deutschland züchtet alljährlich Hunderttausende Kanarienvögel, die zum großen Theil in das Ausland, namentlich nach Amerika, gesandt werden. Die zur Ausfuhr bestimmten Vögel werden in der Regel mit 3 Mark für den Kopf bezahlt; im Einzelverkauf in Deutschland beträgt der Durchschnittspreis 10 Mark. Die besseren Sänger machen natürlich eine Ausnahme: es werden für dieselben 20 bis 50 Mark bezahlt; ja, es sind Fälle bekannt, daß für einzelne

Vögel 100 Mark und mehr gegeben wurden. Die höchsten Preise werden jedoch in Nordamerika erzielt. Fast unglaublich klingt es, daß dort einzelne ausgezeichnete Exemplare für 1000 Dollar (über 4000 Mark) verkauft wurden. Kein Wunder darum, daß die Kanarienvogelzucht für viele eine reiche Quelle der Einnahme bildet. Für St. Andreasberg wird von W. Böcker-Wetzlar („St. Andreasberg und seine Kanarienzucht", Verlag von A. Schröter in Ilmenau) die jährliche Einnahme der Züchter mit 200 000 Mark berechnet. 600 Familien beschäftigen sich nebenbei mit derselben und einzelne beziehen aus ihren Hecken eine größere Einnahme als aus ihrem Haupterwerbszweige.

Wie eine neue Stadt entsteht. Den Zauberstab der Städtegründung besitzt Amerika und wenn die nordamerikanische Union die aus dem Nichts in kürzester Zeit hervorgezauberten Städte als ihr Monopol zu besitzen scheint, so macht ihr doch auch Südamerika Konkurrenz. Da lesen wir von einer neuen Provinzialhauptstadt La Plata, nicht weit von Buenos Ayres. Im Jahre 1882 trat hier in einer Holzbaracke ein Kongreß zusammen, der eine solche Stadt zu gründen beschloß, und schon jetzt erheben sich dort Prachtbauten, welche die Bewunderung der Reisenden erregen. Deutsche Kunst hat dort Herrliches geleistet. An der Plaza Victoria erblickt man das Parlamentsgebäude von La Plata, erbaut von den hannoverschen Architekten Heine und Hagemann, einen prachtvollen und großartigen Bau, demselben gegenüber das von Professor Stiers erbaute, noch nicht ganz vollendete Rathhaus, das in entsprechendem Frührenaissancestil gehalten ist. Eigenthümliche Beleuchtungseffekte bietet die Plaza Victoria. In der Mitte derselben befindet sich ein 50 Meter hohes Eisengerüst, an dessen höchster Spitze gelegentlich strahlende Feuerwerke abgebrannt werden und welches nachts mit mächtigen elektrischen Astrallampen den Platz beleuchtet. Noch merkwürdiger ist der Kirchthurm der Kirche Drola, der bis zur Hälfte mit einer matten Glasdecke verkleidet ist, unter welcher nachts elektrische Flammen leuchten, weithin sichtbar auch den Schiffen, die in den prächtigen Hafen von La Plata einlaufen.

Die Stadt hat ein Handelsgericht, das seinen Sitz in einem großartigen Palaste hat, ein Finanzministerium von großer Pracht, ein Museum, ein astronomisches Observatorium, zwei elegante Bankpaläste, 30 Schulen, darunter eine Elementarschule von 400 Schülern und eine Schule für Elektrotechnik; eine Universität ist im Entstehen begriffen. Die ganze Stadt La Plata ist elektrisch beleuchtet.

Und wie wächst eine solche städtische Prachtblüthe aus der Erde? Der Kongreß beschließt die Gründung; 20 Millionen werden beigesteuert; zwei Präsidenten, Dr. Rocha und Don Carlos d'Amico, sein Nachfolger, betreiben mit Eifer das Werk; der letztere weiß durch geniale Entwürfe die Aufmerksamkeit von ganz Buenos Ayres auf die werdende Stadt zu lenken. Es bilden sich Aktiengesellschaften, die soviel Baugrund als möglich zusammenkaufen. Bauspekulationen sind aber dort so landesüblich, daß jeder Argentiner vom Präsidenten bis zum Stiefelputzer einmal wenigstens sich an ihnen betheiligt und eine hübsche Provision bei einer Bodenparcelle verdient hat; die englischen Aktiengesellschaften thun das Uebrige. Und so wachsen dort über Nacht neue glänzende Städte empor. †

Die Betriebskraft der Welt. Die Angaben der statistischen Amtsstelle in Berlin über die in der Welt bestehende Betriebskraft sind von großem Interesse. So sind während der letzten 25 Jahre vier Fünftel der gegenwärtig auf der Welt arbeitenden Maschinen gebaut worden. Frankreich allein besitzt 49 590 stabile oder Lokomobilkessel, 7000 Lokomotiven und 1850 Schiffskessel; Deutschland hat 59 000 Kessel, 10 000 Lokomotiven und 1700 Schiffskessel; Oesterreich-Ungarn 12 000 Kessel und 2800 Lokomotiven. Die Kraft, welche den arbeitenden Dampfmaschinen gleichkommt, beträgt in den Vereinigten Staaten 7 500 000, in England 7 000 000, in Deutschland 4 500 000, in Frankreich 3 000 000 und in Oesterreich-Ungarn 1 500 000 Pferdekräfte, doch ist in diese Zahlen die Arbeitsstärke der in der ganzen Welt vorhandenen Lokomotiven nicht eingerechnet. Die Zahl derselben beträgt 105 000 und umfaßt eine Gesammtkraft von 3 000 000 Pferdekräften. Wenn man diese Ziffer zu der vorhin angeführten summirt, so ergiebt dies eine Summe von 46 Millionen Pferdekräften. Nimmt man nun eine Dampfpferdekraft gleich der Arbeitskraft von drei wirklichen Pferden und ein lebendes Pferd in dieser Beziehung gleich sieben Menschen, so erhält man annähernd die in allen Maschinen der Welt steckenden Pferde- und Menschenarbeitskräfte. Es stellen somit die Dampfmaschinen der ganzen Welt annäherungsweise die Arbeitsstärke von tausend Millionen Menschen dar, somit wohl mehr als das Doppelte der arbeitenden Bevölkerung, die auf der Erde wohnt.

Auch ein Opfer der Ueberschwemmungen. Fällt das Hochwasser, so läßt es auf Wiesen oft breite Tümpel und Lachen zurück, die im Lauf des Sommers allmählich austrocknen. Viele derselben beherbergen eine große Zahl von Jungfischen, die ohne Dazwischenkunft des Menschen dem sichern Untergange geweiht sind. Der oberpfälzische Kreis-Fischereiverein hat in diesem Jahre mit Zustimmung der betreffenden Besitzer die Tümpel in den Donauwiesen bei Regensburg aussischen lassen und bis Ende Juni gegen 15 000 Stück Fischbrut gerettet und wieder in die Donau gebracht. Da in diesem Jahre in so vielen Gegenden Deutschlands Ueberschwemmungen stattgefunden haben, so kann man annehmen, daß auch in anderen Gegenden die Verhältnisse ähnlich liegen wie bei Regensburg, und die „Deutsche Fischerei-Zeitung" empfiehlt allen Interessenten, sofort in ihren Bezirken Nachschau zu halten. Wir möchten unsere Leser auf diesen Umstand aufmerksam machen, damit künftig die Fischbrut, auch ein Opfer der Ueberschwemmungen, gerettet werde.

Menschenfresser in Ostindien. Während die Bevölkerung der Südseeinseln durch die Berührung mit den Europäern immer civilisirter wird und barbarische Unsitten, wie das Menschenfressen, dort im Aussterben begriffen sind, sprechen neuere Berichte, besonders diejenigen des Engländers John C. Nassfield, von Menschenfressern unter der Uebevölkerung Vorderindiens, wo natürlich religiose Ceremonien damit im Zusammenhange stehen oder auch ein blinder Aberglauben. Im Bezirke Mirzapur sollen Männer und Frauen, welche einen Berg auf einem gewissen Pfade herauf steigen, spurlos verschwunden sein. Ein Zauberer in einer Berghöhle soll sie getödtet und verzehrt haben, da er seine Zauberkraft nur solchem Mahle verdanke. Einige Stämme Mittelindiens sollen das Fleisch der Männer und Knaben, welche sie der Todesgöttin geopfert, bis in die neueste Zeit verzehrt haben. Die Musharas pflegten bis vor kurzem ihre todten Eltern aufzuessen; diejenigen, die dem Tode nahe waren, luden ihre Verwandten ein, daß sie nach ihrem Hinscheiden sie verspeisen möchten. In der Nähe von Buster wurde noch vor kurzem eine Menge Menschen zu Menschenopfern fortgeschleppt.

Hoffen wir, daß solche Greuel vor der immer mehr um sich greifenden Civilisation nicht mehr lange Stand halten! †

Kleiner Briefkasten.

(Anonyme Anfragen werden nicht berücksichtigt.)

G. J. 2c. Seit dem Tode Kaiser Friedrichs ist thatsächlich kein Tag vergangen, an welchem nicht eine größere oder kleinere Anzahl von dem kaiserlichen Märtyrer gewidmeten Gedichten bei uns eingegangen wäre, und die Gesammtziffer derselben beläuft sich auf mehrere hundert! Hätten wir auch nur die besseren derselben zum Abdruck bringen wollen, so würden dieselben weit ere Nummern unseres Blattes gefüllt haben! Wir mußten davon natürlich absehen. Indem wir aber den verehrlichen Verfassern und Verfasserinnen hiermit besten Dank für ihre freundlichen Einsendungen sagen, sprechen wir noch unsere besondere Freude darüber aus, daß so viele österreichische Poeten unserm verewigten deutschen Kaiser und damit auch dem Deutschen Reich ihre wärmsten Sympathien entgegenbrachten.

K. W. in **Breslau.** Das photographische Atelier von F. Gurand in Elbing hat eine „Kaiser-Kollektion von Ueberschwemmungsbildern" veranstaltet, welche 17 Nummern umfaßt. Die Bilder in Großfolioformat zeichnen sich durch Klarheit der Ausführung aus und ihre Gegenstände sind so gewählt, daß sie einen Ueberblick über das ganze Ueberschwemmungsgebiet gewähren. Wir heben hervor die Darstellung eines Dammbruchs, die Bilder, welche die Ueberschwemmungen der Stadt Elbing darstellen, sowie das Pfarrhaus in Neukirch, wo für die Ueberschwemmten gesorgt wird, und den ergreifenden Abschluß, der in dem letzten Bilde liegt, welches uns die Mannschaften der freiwilligen Krankenträgerkolonnen des Kriegervereins Treuen zeigt. Möge das künstlerisch werthvolle Album dazu beitragen, den Wohlthätigkeitssinn der Deutschen noch lange Zeit auf diese schwer heimgesuchten Gegenden zu lenken!

Fräulein J. in S. Sie wollen eine Seereise unternehmen und bitten uns, Ihnen ein Mittel zu nennen, welches der Seekrankheit vorbeugt oder diese kurirt. Ja, wenn wir ein solches untrügliches Mittel hätten! Der Erfinder wäre gewiß ein reicher Mann geworden. Sie schreiben, von einem Freunde sei Ihnen Champagner empfohlen. Wenn er gut ist, so schmeckt er nicht schlecht, und er zählt gewiß zu den Mitteln, die am wenigsten bei der Seekrankheit schaden. Helfen soll er aber nicht. In letzter Zeit ist von ärztlicher Seite das Einnehmen von Bromsalzen als Präservativmittel empfohlen worden. Schon vor der Abreise soll man Brom einnehmen, bis man in den Zustand des sogenannten „Bromismus" verfällt, der sich durch Mattigkeitsgefühl in den Gliedern, fortdauernde Schläfrigkeit und Unlust zur Thätigkeit kundgiebt. In diesem Zustande muß man die Seereise antreten. In einer Broschüre „Vollständiges Verbergen der Seekrankheit", die in Kopenhagen erschienen ist, wird dieses Mittel warm empfohlen. Es kann aber nur vom Arzt verordnet werden. Ob es sich wirklich bewähren wird? Die Zukunft wird es zeigen.

B. in Hamburg. Die bedeutende Gemäldesammlung des weiland Altgrafen Franz zu Salm-Reifferscheidt in Prag wird im Auftrage der Erben öffentlich versteigert werden, und zwar im September dieses Jahres durch die C. A. Fleischmannsche Hofkunsthandlung in München. Die Sammlung enthält Gemälde erster Meister der deutschen und französischen Schule.

R. B. in Schlegel. Denselben Uebelstand, über den Sie klagen, finden Sie in vielen Gegenden Deutschlands. Alljährlich wird von lebensgefährlichen oder tödlichen Verwundungen durch den Biß der Kreuzotter berichtet, aber es wird nichts unternommen, um diese Giftschlange auszurotten. Auch H. Lachmann, der treffliche Kenner unserer einheimischen Schlangen, rügt diesen Umstand in seinem soeben erschienenen Werke „Die Giftschlangen Europas" (Magdeburg, Creutzsche Verlagsbuchhandlung). Nach seinen Angaben soll nur in den Reichslanden von seiten der Behörden ein Vorgehen zur Vertilgung der Giftschlangen stattfinden. Bedenkt man, daß für den Abschuß von Raubvögeln, welche die Jagd und die Fischerei schädigen, Prämien ertheilt werden, so muß man sich wundern, daß die sehr gefährliche Kreuzotter nicht energischer verfolgt wird.

Fr. Kl. in Heidelberg. Den von Ihnen erwähnten Artikel über die „Leipziger Puppendoktorin" mit Bild (nicht: „Berliner Puppen-Klinik," wie Sie irrthümlich angaben) finden Sie im Jahrg. 1874, Nr. 49, Seite 786. Leider bestehe dieses Leipziger Puppenlazareth, wie wir bereits in dem Artikel „Aus den Geheimnissen der Puppendoktorei" in Heft 1, S. 15 dieses Jahrgangs mittheilten, nicht mehr, da letztern Letterin gestorben ist. Die Puppendoktorin, welche Jahre hindurch mit Aufopferung und liebevollem Verständniß für die Gebrechen der Kleinen das neben manches wachsblassen oder porzellanköpfigen Patienten zu fristen vermochte, hat ihre erfolgreiche Thätigkeit inmitten ihrer Schmerzenskinder plötzlich einstellen müssen.

C. B. in Lodz. Wir bitten um Angabe Ihrer genauen Adresse, damit wir Ihnen brieflich antworten können.

Leserin in H. Die von der Association of German Governesses (16 Wyndham Place, Bryanston Square, London W.) veranlaßte „Sammlung zur Abtragung der Bauschuld des Sanatoriums deutscher Lehrerinnen in England" hat ein so erfreuliches Resultat ergeben, daß nunmehr die Bauschuld nahezu getilgt ist und die Sammlung geschlossen worden ist. Die „Gartenlaube" gedachte des Vereins im vorigen Jahrgang in dem Artikel „Deutsche Gouvernanten in England" (S. 765).

Unverzagt in Br. Ihr Kanarienvogel leidet an Milben oder Vogellüsen, und zwar in so hohem Grade, daß er nicht allein stellenweise die Federn verloren, sondern sich auch in seiner Noth, kläglich wie ein junger Vogel gebärdet. Ueberdecken Sie seinen Käfig zur Nacht mit einem weißen Leinentuch, so werden Sie an dem letztern die winzigen rothen Blutsauger zahlreich wahrnehmen können. Zur Entfernung des Ungeziefers ist aber das Ausschütteln des Tuchs, an jedem Viergen ins Feuer, doch keineswegs ausreichend; dazu müssen Sie den Vogel einer besonderen Kur unterwerfen. Sie nehmen ihn in die Hand, bepinseln alle Stellen, welche nackt sind, namentlich Hinterkopf, Schultern u. s., mit guter, unverfälschter Insektenpulvertinktur und am nächsten Tage mit verdünntem Glycerin (1:5 Wasser). Dies wiederholen Sie eine ganze Woche hindurch, also jedes Bepinseln drei- bis viermal. Hauptsache ist aber, daß der Käfig gründlich gereinigt, mit heißem Wasser ausgebrüht, dann mit Insektenpulver ausgeräuchert, die Schublade mit Papier überdeckt und darüber trockener, sauberer Sand gestreut wird. Auch die Stelle, an welcher der Käfig steht, muß gesäubert, mit heißem Wasser abgescheuert oder wenigstens mit Insektenpulvertinktur bepinselt werden. Am rathsamsten ist es, wenn Sie einen neuen Käfig anschaffen, welcher keine Ritzen und Schlupfwinkel für das Ungeziefer hat. Anleitung dazu, wie ein solcher zweckmäßig eingerichtet sein muß, können Sie in meinem Buche „Der Kanarienvogel" finden.

Dr. Karl Ruß.

F. Sch. in München. In dem Artikel über König Ludwig ist nicht gesagt, „daß Griechenland heute noch Bayern 1 800 000 Gulden schulde", sondern, daß König Ludwig die Summe, so lange er lebte, nicht zurück erhielt. In Ihrem Schreiben bestätigen Sie selbst diese allbekannte Thatsache. Wir unsererseits nehmen aber gern Gelegenheit, Ihre freundliche Notiz zu veröffentlichen, daß es der Energie des Fürsten Bismarck gelang, auf dem Berliner Kongreß 1878 die Zahlung jener alten Schuld beizutreiben, so daß jetzt kein Differenzpunkt zwischen Bayern und Griechenland mehr existirt, daß auch die Griechen Ludwig I. die wohlverdiente Statue errichten wollen und Abgesandte zu seiner Centenarfeier schicken.

B. H. in Lübeck. „Kopf weg!" Dieser Ruf stammt aus einer noch unseren Begriffen wenig anmuthigen Zeit. Sie wissen doch, daß es früher in den Häusern keine sog. Gußsteine gab und die Bürger alles, was ihnen beliebte, zum Fenster hinausgießen oder hinauswerfen durften. In vielen Städten bestand diese „Freiheit" noch im 14. Jahrhundert, nur mußte der Betreffende vorher dreimal „Kopf weg!" rufen. Arme Passanten!

O. A. in A. Photographien der beiden Bilder „Dem Sturm gejagt" von Karl Raupp und „Hildegunde" von Konrad Kiesel (vergl. Halbheft 13 dieses Jahrgangs der „Gartenlaube") erschienen im Verlage der Photographischen Union in München.

Allerlei Kurzweil.

Damespiel-Aufgabe.

SCHWARZ

WEISS

Weiß zieht und gewinnt.

Altgermanischer Grabstein.

Auflösung des Diagonal-Räthsels auf S. 548:

I. Quadrat.

h	a	r	z
g	**e**	l	b
g	o	**l**	d
g	r	o	**g**

II. Quadrat.

r	a	b	**e**
s	a	**l**	m
m	**o**	d	e
p	e	r	u

m	e	l	p	**o**	m	e	n	e

III. Quadrat.

s	a	a	**r**
c	a	**t**	o
m	**e**	h	l
m	a	u	s

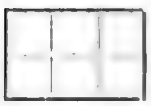
IV. Quadrat.

s	**l**	o	r	d
t	m	**n**	s	t
a	a	r	**n**	o
n	m	o	n	**d**

Buchstaben-Räthsel.

Was mit e dir erscheint als ein todeswerthes Verbrechen,
Ist mit o dir willkommen, wenn es nur dauernd und groß.

Scherz-Aufgabe.



Die Buchstaben des Wortes LICHTENSTEIN sind so in die Fächer der nebenstehenden Figur zu vertheilen, daß in jedem Fach ein Buchstabe steht, und zwar soll von den Buchstaben nichts hinweggenommen werden. Wie ist dies zu bewerkstelligen?

Auflösung der Charade auf S. 548: Lauspoß.

Auflösung des Silben-Räthsels auf S. 548:

Al | bert

Ro | sen.

Auflösung der Hieroglyphen auf S. 548:

Das Edle zu erkennen ist Gewinst,
Der nimmer uns entrissen werden kann.
(das edle zu erkennen ist gewinst
der nimmer uns entrissen werden kann)

Auflösung des Bilder-Räthsels auf S. 548:

Wer vor der Zeit beginnt, der endet früh.

Auflösung der „räthselhaften Scheibe" auf S. 548:

Hält man die Scheibe in wagerechter Lage in einiger Entfernung vor den Augen, so kann man die von der Peripherie zum Centrum sich verjüngenden Buchstaben ganz leicht ablesen: „Frisch gewagt ist halb gewonnen."

Soeben ist erschienen und durch beinahe alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gartenlaube-Kalender
für das Jahr 1889.

Vierter Jahrgang.

14½ Bogen 8° mit zahlreichen Illustrationen.

Preis elegant gebunden 1 Mark.

Aus dem reichen Inhalte des **Gartenlaube-Kalenders für das Jahr 1889** heben wir hervor: **Gruß an die Leser.** Von Viktor Blüthgen. — **Doktor Puppke.** Humoreske von B. Renz. — **Onkel Leos Verlobungsring.** Von W. Heimburg. — **Am hohen Preis.** Musikhistorische Novelle von Moritz Lilie. — **Eine Obstfabel.** Von Oskar Justinus. — **Die neue Reichsgesetzgebung** (Wehrgesetz, Wahlgesetznovelle, Vogelschutzgesetz u. s. w.). Von Hermann Pilz. — **Vom Büchermarkt.** Von R. v. Gottschall. — **Die erste Hilfe gegen Masern, Diphtherie und Scharlach.** Von Dr. M. Taube. — **Eine Rhein- und Weinfahrt.** Von Emil Peschkau. — **Rückblick auf die Tagesgeschichte.** Von Schmidt-Weißenfels. — **Die Fürsorge für blinde, taubstumme und andere unglückliche Kinder.** — **Die im Deutschen Reiche geltenden Verjährungsfristen für Klagen und Forderungen.** Von Hermann Pilz. — Statistische, volkswirtschaftliche u. s. w. Notizen und Tabellen. Rathschläge für Haus-, Garten- und Landwirtschaft. — **Post- und Telegraphentarif** nebst den einschlagenden Bestimmungen in bisher nirgend gebotener Vollständigkeit und Uebersichtlichkeit. — Uebersicht der Garnisonsorte des deutschen Heeres nebst Servisklasseneintheilung. — Jahrmarktsverzeichnis, Blätter und Blüten, Humoristisches u. s. w. u. s. w. Eine große Anzahl vorzüglicher Illustrationen von A. Müller-Lingke, G. Hahn, F. Defregger, R. Püttner, Fritz Bergen, O. Gerlach, F. Wahle u. a.

Die wachsende Verbreitung, deren sich unser Gartenlaube-Kalender zu erfreuen hat, machte es uns möglich, von Jahr zu Jahr mehr zu bieten und den Kalender für 1889 unter Beibehaltung des überaus billigen Preises von nur 1 Mark durch gesteigerte Reichhaltigkeit und Gediegenheit des Inhalts, sowie durch geschmackvolle Ausstattung zu einem kleinen Prachtwerk von dauerndem Wert zu gestalten.

Gartenlaube-Kalender 1886—1888 ist zum Preise von 1 Mark für den Jahrgang ebenfalls noch zu haben.

Bestellungen auf den Gartenlaube-Kalender 1889 wolle man der Buchhandlung übergeben, welche die Gartenlaube liefert. Postabonnenten erhalten den Kalender in jeder Buchhandlung oder gegen Einsendung von 1 Mark und 20 Pf. (für Porto) in Briefmarken direkt franko durch die

Verlagshandlung von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig. Druck von A. Wiede in Leipzig.

beleuchtet war die Gruppe auf dem kleinen Hügel, die schlanke, lichte Gestalt des jungen Mädchens, die größere, dunkle des Mannes an ihrer Seite und das zottige Fell des Hundes, der, den mächtigen Kopf zwischen den Pfoten, regungslos ihnen zu Füßen lag.

Benno, der mit Gronau in der Nähe des Feuers stand, blickte bisweilen hinüber; aber noch ein Paar andere Augen ruhten starr und düster auf demselben Punkte, und wenn sie sich auch zuweilen gewaltsam losrissen und zu den anderen Gruppen schweiften, die in dem Feuerschein bald auftauchten, bald verschwanden, sie kehrten, wie von einer geheimnißvollen, unwiderstehlichen Gewalt gelenkt, immer wieder zurück zu den beiden, die da aussahen, als gehörten sie bereits zusammen.

Erna hatte vorhin, erhitzt vom Steigen, den Hut abgenommen; er lag neben ihr auf dem moosigen Steine, der ihr zum Sitz diente, während sich Waltenberg im leisen, angelegentlichen Gespräche zu ihr herabbeugte. Er sprach vielleicht nur gleichgültige Worte, aber sein Blick hing an ihren Zügen mit einem leidenschaftlichen Ausdrucke, den er sich gar nicht mühte, zu verbergen. Seine Augen hatten es gelernt, die Sprache der Leidenschaft zu reden, die sein ganzes Wesen durchglühte. Der Mann, dessen Freiheitsdurst sich so lange gesträubt hatte gegen die Bande der Liebe, er lag jetzt gefesselt und willenlos in ihrem Bann.

Sie sprachen nur halblaut und doch verstand Wolfgang jede Silbe; mitten durch das Lachen, Schreien und Jauchzen, mitten durch das Prasseln und Knattern der Flammen drang Wort für Wort zu seinem Ohre, denn all seine Nerven spannten sich an zu fieberhaftem Lauschen, als hänge für ihn Leben oder Tod ab von dem, was dort oben gesprochen wurde.

„Unersteiglich nennen Sie den Wolkenstein?“ fragte Waltenberg. „Das heißt wohl nur, es hat ihn bisher noch niemand bestiegen. Er wird doch zu bezwingen sein, dieser unnahbare Gipfel.“

„Bisher hat ihn aber noch keiner bezwungen,“ entgegnete Erna. „Durch das Felsenmeer wagte sich ja mancher hinauf, bis an den Fuß der Hochwand, aber da hat noch ein jeder Halt machen müssen, selbst mein Vater, dem nicht leicht etwas zu hoch oder zu steil war. Er stieg den Gemsen nach bis auf den höchsten Grat, aber er erklärte mehr als einmal: ‚Die Hochwand ist nicht zu nehmen!‘“

Ernst blickte zu dem Gipfel des Wolkenstein empor, der hier nur theilweise sichtbar war, und lächelte.

„Wissen Sie, mein gnädiges Fräulein, daß Sie mir gerade durch diese Schilderung Lust machen zu dem Wagniß?“

Sie sah betroffen zu ihm auf.

„Herr Waltenberg, Sie werden doch nicht —?“

„Die Hochwand nehmen — gewiß! Wenigstens werde ich es versuchen.“

„Unmöglich! Das ist ein Scherz!“

„Glauben Sie? Ich denke, Ihnen nächstens zu beweisen, daß es mir Ernst damit ist.“

„Aber warum denn? Zu welchem Zwecke?“

„Warum besteht man Abenteuer? Weil die Gefahr reizt, weil es ein Sieg, ein Triumph ist, das scheinbar Unmögliche zu erzwingen.“

„Und wenn dieser Triumph Ihr Leben fordert? Sie würden nicht das erste Opfer der Hochwand sein, fragen Sie Sepp, er kann Ihnen Trauriges erzählen.“

„Pah, mir sind die Gefahren nicht fremd, ich habe schon höhere Gipfel erstiegen als diesen gefürchteten Wolkenstein.“

Sein Ton verrieth den trotzigen Uebermuth eines Mannes, der gewohnt ist, mit der Gefahr zu spielen, der sie um ihrer selbst willen aufsucht. Nordheim hatte recht, ihn reizte nur das Versagte und das Leben versagte ihm ja wenig genug. Einen Alpengipfel bezwingen, den vor ihm noch keines Menschen Fuß betreten hatte, oder ein schönes, stolzes Weib erringen, das ihm kalt und spröde gegenüberstand — gleichviel! Es mußte erreicht und errungen werden, für ihn gab es keine Unmöglichkeit.

Der Wind, der sich jetzt stärker erhob, jagte die Flammen seitwärts, sie sprühten und flackerten und ein ganzer Regen von Funken ergoß sich über Wolfgang, der das kaum beachtete. Er starrte unbeweglich in die prasselnde Gluth, deren Schein es nicht erkennen ließ, wie bleich er war. Der ganze Holzstoß war jetzt ein einziges Feuermeer, immer wilder züngelte es empor, immer höher schlug die Lohe auf, alles verzehrend und vernichtend, was ihr heißer Athem berührte. Die kühle, thaufeuchte Matte, die dunklen Wälder, die schroffen Abhänge des Wolkenstein, das alles schien unheimlich verwandelt in dem rothen zuckenden Lichte, in den Rauchwolken, die darüber hinjagten.

Und ein Widerschein dieses lodernden Brandes lag auf dem Gesichte des Mannes, der stumm, mit festzusammengebissenen Zähnen die Folterqual erduldete, der er doch nicht entfliehen wollte. Er fühlte ihn ja, den verzehrenden Athem der Flammengluth, und blieb doch wie festgebannt an seinem Platze, er konnte sich nicht losreißen von jenen halblauten, bisweilen nur geflüsterten Worten, die vielleicht schon eine entscheidende Frage und Antwort brachten.

„Hüten Sie sich! Es ist der alte Sagenhort unserer Berge, und der ist gefeit! Seine Herrscherin duldet kein menschliches Wesen auf ihrem Throne.“

„Bis auf den Einen, der sie bezwingt! So enden ja immer die deutschen Sagen. Der Muthige, der doch hinaufdringt, schließt die Zaubergestalt in seine Arme.“

„Und stirbt in dem eisigen Kusse der Alpenfee — ja, so lautet die Sage!“ sagte Erna leise.

Waltenberg lachte spöttisch auf.

„Nun ja, es ist ein Märchen, das Kinder und allenfalls auch Naturmenschen erschrecken kann. Daher stammt also die Unnahbarkeit des Wolkensteins — nicht die Gefahr, der Aberglaube macht ihn unzugänglich! Ich denke, ihn mir trotzdem zu holen, diesen verhängnißvollen Kuß.“

„Das werden Sie nicht thun,“ fiel Erna halb bittend, halb befehlend ein. „Geben Sie den tollkühnen Gedanken auf!“

„Nein, mein Fräulein, selbst auf Ihren Befehl nicht.“

„Nun denn — auf meine Bitte!“

Es trat eine sekundenlange Pause ein, langsam wandte sich Wolfgang um. Er sah in der grellen Beleuchtung jeden Zug in dem Antlitz des Mädchens, das wirklich angstvoll bittend emporgerichtet war, und in dem braunen Gesichte des Mannes, der sich jetzt zu ihr niederbeugte, so tief, daß er fast ihre Locken berührte. Der spöttische, übermüthige Trotz war verschwunden aus seinen Zügen wie aus seiner Stimme, sie klang leise, aber in heißer, leidenschaftlicher Innigkeit, als er erwiderte: „Sie bitten mich?“

„Ja — von ganzem Herzen! Stehen Sie ab von der Thorheit, ich ängstige mich.“

Ernst lächelte, und in einem weichen, verschleierten Tone, wie er vielleicht noch nie von den Lippen des hochmüthigen Mannes gekommen war, erwiderte er:

„Sie sollen sehen, daß ich gehorsam sein kann. So süß es auch wäre, zu wissen, daß ein Wesen um mich bangt, wenn ich die Gefahr bestehe — ich gebe es auf!“

Wolfgangs Hand umfaßte krampfhaft die kleine Zwergtanne, die sich neben ihm aus dem Boden erhob; die harten, spitzen Nadeln gruben sich tief in seine Haut, er fühlte es nicht. Drüben lohte es noch einmal auf wie eine Feuersäule, dann sanken einzelne der glühenden Brände, die anderen mit sich reißend. Krachend und prasselnd stürzte der ganze Holzstoß in sich zusammen, aus der zuckenden, sprühenden Gluth leckten tausend Flammenzungen, aber der rothe Schein beleuchtete jetzt nur noch die nächste Umgebung, die Matte und der kleine Hügel verschwanden im dämmernden Schatten. —

„Es war ein prächtiger Anblick, nicht wahr?“ fragte Benno heiter, indem er zu dem so einsam dastehenden Freunde trat und die Hand auf die seinige legte; plötzlich aber hielt er inne und fragte besorgt: „Wolf, was hast Du? Ich glaube, Dich schüttelt ein Fieberschauer, Deine Hand ist todtenkalt.“

„Mir ist nichts,“ sagte Wolfgang dumpf. „Vielleicht habe ich mich erkältet auf der thaufeuchten Matte.“

„Erkältet an diesem warmen Sommerabende, und Du mit Deiner eisernen Gesundheit? Aber Du bist wirklich nicht wohl, ich sehe es, zeig' einmal Deinen Puls.“

Elmhorst, statt der Aufforderung nachzukommen, zog ungeduldig die Hand zurück.

„Ich bitte Dich, mache doch nicht so viel Aufhebens von einem leichten Unwohlsein. Das vergeht ebenso schnell als es kommt. Ich habe es schon vorhin bei unserem Aufstieg gefühlt.“

Benno schüttelte den Kopf, er hatte nicht das Geringste von einem Unwohlsein bemerkt.

„Dann wäre es wohl das Beste, wir träten den Rückweg an,“ meinte er. „Das Feuer erlischt und wir haben noch eine starke Stunde bergabwärts.“

„Sie haben recht, wir brechen gleichfalls auf,“ sagte Waltenberg, der jetzt auch herantrat. „Sepp schlägt vor, uns über die

Geierklippe hinabzuführen, aber dieser nähere Weg scheint nicht ganz gefahrlos zu sein."

„Bei Mondlicht ist er das allerdings nicht."

„Dann geben wir es auf. Ich habe mich bei Frau von Lasberg für eine sichere und rechtzeitige Rückkehr verbürgt und muß ihr Wort halten. Gronau mag allein mit dem Führer über die Klippe hinabsteigen, da er große Lust dazu zu haben scheint. Wir treffen ja doch später auf dem Hauptwege zusammen."

Es ergab sich ganz von selbst, daß die kleine Gesellschaft den Rückweg gemeinsam antrat, nur Gronau und Sepp schlugen eine andere Richtung ein mit der Verabredung, an einem bestimmten Punkte wieder zu den Uebrigen zu stoßen. Die Matte mit dem immer mehr niedersinkenden Feuerschein verschwand, und bald verschlang auch der schweigende Bergwald das Lachen und Jauchzen dort oben. Das Gespräch der Niedersteigenden stockte gleichfalls; sie mußten auf den Weg achten, der zwar weder steil noch gefährlich war; aber die dichten Tannen fingen das Mondlicht auf und ließen nur hier und da einen Strahl hindurch, so daß man immerhin vorsichtig sein mußte. Waltenberg blieb dicht an Ernas Seite, die anderen beiden folgten. So ging es bergabwärts, etwa eine halbe Stunde lang, da war der Saum des Waldes erreicht und sie traten hinaus auf die weite Bergeshalde.

„Dort flammt und leuchtet es noch überall," sagte Waltenberg, auf die anderen Höhen deutend, wo die Bergfeuer noch größtentheils sichtbar waren. „Die Wolkensteiner haben sehr früh angezündet, Ihre Majestät die Alpensee hatte den Vortritt und sie scheint sich auch wirklich zu Ehren der Sonnwendnacht entschleiern zu wollen."

Er hatte recht. Der Wolkenstein, dessen Gipfel sich hier in seiner vollen Mächtigkeit zeigte, war während des ganzen Abends verschleiert gewesen, erst jetzt begann das Gewölk zu weichen, das sein Haupt verhüllte.

„Mich wundert nur, daß Herr Gronau und Sepp noch nicht hier sind," bemerkte Erna, die sich etwas befremdet umsah. „Sie müßten eigentlich schon vor uns eingetroffen sein, ihr Weg ist der nähere."

„Vielleicht hat sie irgend ein Zauberspuk aufgehalten," sagte Benno lachend. „Die Johannisnacht ist ja bereits angebrochen und da ist das ganze Geisterweben los in den Bergen. Ich wette darauf, die beiden haben mit irgend einem Gespenst zu thun, oder sie graben noch in aller Eile einen von den versunkenen Schätzen aus, die ja heute allesammt aus der Tiefe heraufsteigen. Ah, da sind sie!"

Es war allerdings Sepp, der da drüben auf der anderen Seite erschien, aber er war allein und die Hast und Eile, mit der er näher kam, verhieß nichts Gutes.

„Was giebt es?" fragte Waltenberg ihm entgegentretend. „Es ist doch nichts vorgefallen? Wo ist Herr Gronau?"

Sepp wies nach der Richtung, in welcher die Geierklippe lag.

„Dort oben! Wir haben einen Unfall gehabt, der Herr ist ausgeglitten auf den Felsen und der Fuß —"

„Ist doch nicht etwa gebrochen?"

„Nein, so arg wird's nicht sein, denn wir kamen noch hinunter auf den festen Boden, aber weiter ging es nicht. Der Herr ist droben im Walde und kann den Fuß nicht regen, und da wollt' ich den Herrn Doktor doch bitten, einmal nachzuschauen."

„Natürlich müssen wir nachschauen!" rief Reinsfeld, der sofort bereit war. „Wo haben Sie ihn denn zurückgelassen? Ist es weit von hier?"

„Nein, nur eine kleine Viertelstund' aufwärts."

„Ich gehe gleichfalls mit," sagte Waltenberg rasch. „Ich muß doch nach Gronau sehen, bitte, bleiben Sie, gnädiges Fräulein, Sie hören ja, es ist nicht weit und wir kommen sofort zurück."

„Wäre es nicht am besten, wir stiegen allesammt hinauf?" fragte Elmhorst. „Vielleicht ist auch meine Hilfe nothwendig."

„Nun, ein verrenkter oder schlimmstenfalles gebrochener Fuß ist doch keine Lebensgefahr," meinte Benno. „Da reichen wir drei aus zur Hilfe, selbst wenn wir Herrn Gronau tragen müßten, und Fräulein von Thurgau kann doch nicht allein hier bleiben."

„Gewiß nicht, Herr Elmhorst wenigstens muß bei ihr zurückbleiben," entschied Ernst. „Wir beeilen uns so viel als möglich, verlassen Sie sich darauf, gnädiges Fräulein!"

Die Anordnung war eigentlich selbstverständlich; man konnte die junge Dame, so furchtlos sie auch sein mochte, unmöglich hier in der Nacht allein zurücklassen und Wolfgang, der ihrer Familie jetzt so nahe stand, war jedenfalls der passendste Schutz für sie. Dennoch schienen die beiden nicht einverstanden damit. Auch Erna erhob jetzt Einwendungen und meinte, es sei besser, mitzugehen. Aber Waltenberg wollte nichts davon hören. Er eilte mit dem Doktor und Sepp über die Grashalde und dann verschwanden sie alle drei im Walde drüben.

Die Zurückgebliebenen mußten sich wohl oder übel zum Warten bequemen. Erwünscht war es ihnen offenbar nicht, sie wechselten einige Worte über den Unfall, über die möglichen Folgen desselben und dann trat ein längeres Schweigen ein.

Ueber dem Gebirge lag die Mittsommernacht, mit ihrem tiefen, geheimnißvollen Schweigen, aber ohne das tiefe Dunkel der Nacht. Der Vollmond, der schon hoch am Himmel stand, tauchte alles in seinen träumerischen Schimmer. Er ließ die Bergfeuer ringsum nur matt erglänzen. Sie flammten nicht wie sonst in glühend rother Pracht, aber es sah aus, als seien große leuchtende Sterne vom Himmel niedergesunken, die nun dort auf den Höhen weiter leuchteten, in ihrer klaren ruhigen Schönheit. Bei Tage blickte man von der Halde weit hinaus in die Ferne, jetzt hüllte ein zarter, schimmernder Nebelduft die ganze Bergwelt ein wie ein Schleier, der die einzelnen Züge noch deutlich erkennen läßt. Die starren Linien der Hochgipfel schienen zu verschwimmen, die dichten Massen der Wälder verdämmerten in bläulichen Schatten; tief unten, wo die Wolkensteiner Schlucht aufgähnte, herrschte noch das Dunkel, aber die Brücke wurde bereits von dem Mondlichte getroffen. Wie ein schmaler blinkender Steg schwang sie sich von Fels zu Fels, selbst in dieser Höhe noch erkennbar für ein scharfes Auge.

Nur der Wolkenstein, mit seiner unmittelbaren Nähe, hob sich scharf und klar ab von dem lichten Nachthimmel. Die Wälder zu seinen Füßen, die Zacken und Klüfte des Felsenmeeres und die riesigen Schroffen der Hochwand, das alles war überfluthet von dem weißen Lichte. Um das Haupt selbst wob sich noch leichtes, schleierartiges Gewölk, das langsam zu zerfließen schien vor den Mondesstrahlen; bisweilen schimmerten die eisumstarrten Zinnen des Gipfels leuchtend hindurch und verschwanden dann wieder in dem duftigen Nebelgewande. Erna hatte sich auf dem Stumpf einer gefällten Tanne am Rande des Waldes niedergelassen. Der Anblick fesselte sie, ebenso wie ihren Gefährten, der jetzt das Schweigen brach, das schon einige Minuten gewährt hatte.

„Da hinauf gelangt Herr Waltenberg schwerlich," sagte er. „Ich glaube, es war nicht nöthig, ihn so ernstlich abzumahnen, er wäre jedenfalls umgekehrt am Fuße der Hochwand."

„Sie haben gehört, was wir sprachen?" fragte die junge Dame, ohne den Blick von dem Gipfel abzuwenden.

„Gewiß, ich stand ja in der Nähe."

„Nun, dann hörten Sie wohl auch, daß das Wagniß schließlich aufgegeben wurde."

„Auf Ihre Bitte!"

„Es lag mir allerdings daran, für mich hat jede zwecklose Tollkühnheit etwas Beängstigendes."

„Jede? Mir scheint, Herr Waltenberg gab Ihren Worten eine andere Deutung und er ist auch wohl berechtigt dazu?"

Erna wandte sich um und streifte ihn mit einem kühl abweisenden Blick.

„Herr Elmhorst, Sie rechnen sich bereits zu unserer Familie, ich sehe es; aber das Recht zu solchen Fragen gestehe ich Ihnen dennoch nicht zu."

Die Zurechtweisung war deutlich genug. Wolfgang biß sich auf die Lippen.

„Verzeihung, gnädiges Fräulein, wenn ich taktlos erschien, aber nach den Andeutungen meines Schwiegervaters glaubte ich wirklich, die Sache sei kein Geheimniß mehr."

„Mein Onkel hat mit Ihnen darüber gesprochen? Jetzt, vor seiner Abreise?"

„Allerdings, aber er that das auch bereits vor drei Monaten, als ich in der Stadt war."

In dem Gesicht des jungen Mädchens stieg eine dunkle Röthe auf. Also schon damals hatte der Präsident seinem Schwiegersohne mitgetheilt, wie er seine Nichte zu „versorgen" gedenke, wahrscheinlich noch vor der persönlichen Bekanntschaft mit Waltenberg! Ihr ganzer Stolz empörte sich dagegen, und mit unverhehlter Gereiztheit erwiderte sie:

„Ich weiß, daß mein Onkel mit allem zu rechnen pflegt, warum nicht auch mit meiner Hand; aber in diesem Falle habe ich doch wohl das letzte Wort zu sprechen — das scheint er und scheinen Sie vergessen zu haben."

„Ich?“ fuhr Wolfgang auf. „Glauben Sie vielleicht, daß ich Antheil hatte an dem Plane?“

Sie sah ihn an; es war ein seltsamer Blick, den er nicht enträthseln konnte, und in ihrer Stimme klang etwas wie leiser Hohn, als sie antwortete:

„Nein, an diesem Plane nicht, das weiß ich!“

„Sie würden mir auch entschieden unrecht thun mit einem solchen Verdachte. Ich habe überhaupt keine Sympathie für Herrn Waltenberg und bin überzeugt, daß er trotz all seiner bestechenden Eigenschaften doch nicht im Stande ist, ein anderes Wesen zu beglücken.“

„Das ist Ihre Ansicht,“ sagte Erna kalt. „Eine Frau fragt in solchem Falle nur nach einem — ob sie geliebt wird ohne äußere Rücksichten und Bedenken.“

„Sollte das allein entscheidend sein? Ich meine, sie müßte noch eine zweite Frage stellen — ob sie selbst liebt!“

Die Worte kamen langsam, fast zögernd von seinen Lippen, und doch hafteten seine Augen wie in athemloser Erwartung auf dem Antlitz, das er im hellen Mondschein so deutlich vor sich sah, aber es erfolgte keine Antwort. Ernas Blick vermied den seinigen und schweifte hinaus in die dämmernde Ferne. Die Bergfeuer dort glänzten matter und matter, eins nach dem andern erlosch, nur das größte flammte noch drüben auf der Höhe mit seinem sternartigen Leuchten.

Droben am Wolkenstein wogten und wallten noch immer die weißen Schleier und die Mondesstrahlen schufen seltsame Gebilde daraus, die das Auge täuschten mit allerlei phantastischen Gestalten und zerflossen, sobald es versuchte, sie festzuhalten. Aus diesem Nebelweben aber tauchte jetzt langsam und leuchtend der Gipfel selbst empor, der zackige, unnahbare Thron der Alpenfee, in seinem ewigen Eis- und Schneegewand.

Wolfgang hatte seinen Platz verlassen und trat jetzt an die Seite des jungen Mädchens, während er halblaut fortfuhr:

„Ich habe auch zu dieser Frage kein Recht, ich weiß es; aber Sie selbst werden sie sich doch wohl gestellt haben und die Antwort —“

Ein dumpfes, zorniges Knurren unterbrach ihn. Greif hatte seine einstige Abneigung gegen den Oberingenieur nicht vergessen; er duldete es nicht, daß dieser seiner Herrin nahe kam, und drängte sich, wie zur Abwehr, zwischen beide. Erna legte beschwichtigend ihre Hand auf den Kopf des Hundes, der sofort verstummte; dann fragte sie plötzlich ohne jeden Uebergang:

„Warum hassen Sie Ernst Waltenberg?“

„Ich?“ Elmhorst war augenscheinlich betroffen über diese Gegenfrage, die ihm gänzlich unerwartet kam.

„Ja — oder wollen Sie es ableugnen?“

„Nein,“ sagte Wolfgang mit trotziger Entschiedenheit. „Ich gestehe es zu, ich hasse ihn!“

„Sie müssen aber doch einen Grund dazu haben.“

„Den habe ich! Aber Sie gestatten wohl, daß ich Ihrem Beispiel folge und auf das Warum? die Antwort verweigere.“

„So will ich sie Ihnen geben — weil Sie in Ernst Waltenberg meinen künftigen Gatten sehen!“

Elmhorst zuckte zusammen und blickte sie mit einem Ausdruck der Bestürzung, ja des Schreckens an. „Sie — wissen?“

„Glauben Sie denn, eine Frau fühlt es nicht, wenn sie geliebt wird, und wenn man auch alles dran setzt, es ihr zu verbergen?“ fragte Erna mit tiefer Bitterkeit.

Es folgte eine lange, schwere Pause; Wolfgangs Auge sank zu Boden; endlich sagte er dumpf und leise:

„Ja, Erna, ich habe Sie geliebt — schon seit Jahren!“

„Und Sie wählten — Alice!“

Es lag eine herbe Verurtheilung in den Worten, er schwieg und senkte das stolze Haupt.

„Weil sie reich ist, weil an ihrer Hand das Gold hängt, das ich nicht besitze. Alice wird trotzdem nicht unglücklich werden, sie kennt und fordert ja kein Glück im höheren Sinne, ich aber wäre grenzenlos elend an der Seite eines Mannes, den ich verachten müßte.“

„Erna!“ fuhr er wild und drohend auf.

„Herr Elmhorst?“ fragte sie schneidend.

Die Mahnung fruchtete, er zwang sich gewaltsam zur Selbstbeherrschung.

„Fräulein von Thurgau, Sie glauben, mich hassen zu müssen seit der Todesstunde Ihres Vaters, und Sie haben überreich Vergeltung geübt für eine nur vermeinte Schuld. Nun denn, Ihren Haß will ich tragen, wenn es sein muß, Ihre Verachtung nicht. Ich dulde ihn nicht länger, diesen kalt verächtlichen Blick, den ich immer und immer in Ihren Augen sehe. Sie verstehen es, damit zu treffen, aber ich bitte Sie jetzt — treiben Sie mich nicht aufs äußerste!“

Er sah wirklich aus, als sei er aufs äußerste gebracht, der kalte, berechnende Mann, der sich so eisern zu beherrschen wußte. Sein ganzes Wesen bebte in fieberhafter Erregung, das verhängnißvolle Wort hatte ihn furchtbar getroffen.

Greif hatte sich kampfbereit aufgerichtet und verfolgte mit glühenden Augen jede Bewegung des vermeintlichen Feindes, von dem er glaubte, er drohe seiner jungen Herrin. Diese ergriff den Hund am Halsbande und hielt ihn fest.

„Wollen Sie mich etwa zur Achtung zwingen?“ fragte sie.

„Ja, beim Himmel, das will ich!“ brach er aus. „Ich habe mir ja vorhin schon die Anerkennung erzwingen müssen bei jenem hochmüthigen Egoisten, der das Geld nur verachtet, weil er es in Fülle besitzt, der sein träumerisches, thatenloses Genießen für Idealismus ausgiebt. Sie hörten es ja, wie er verstummte, als ich mich auf meine Arbeit berief. Er weiß freilich nicht, was es heißt, arm zu sein und der nackten, harten Wirklichkeit ins Auge sehen zu müssen. Ich habe das reichlich durchgekostet in einer entbehrungsreichen Jugend, für mich hat das Leben keine Poesie und keine Ideale gehabt. Ich fühlte die Kraft in mir, das Höchste in meinem Berufe zu leisten, und wurde in niederer unbedeutender Arbeit festgehalten. Ich mußte mich beugen vor Menschen, die geistig tief unter mir standen, mußte bitten, wo ich jetzt befehle. Der Plan zu der Wolkensteiner Brücke, die sie jetzt anstaunen, wie ein halbes Wunderwerk, ist zehnmal hochmüthig verworfen, übersehen, bei Seite gelegt worden, weil ich keine Protektion hatte, weil man den Armen und Unbekannten ja immer am Boden hält. Aber ich wollte empor, trotz alledem, nicht um des Geldes willen, nicht um auszuruhen im trägen Genuß, sondern um frei schaffen zu können, ungehemmt von all den Zurücksetzungen und Erbärmlichkeiten, über die der Reichthum wie mit Flügeln hinwegträgt. Dort steht mein Werk!“ Er wies auf den schmalen Steg über der dunklen Schlucht, der im Mondlichte wie Silber blinkte. „Ob Sie es hassen oder nicht, weil Ihr Vaterhaus ihm weichen mußte, es wird seinem Schöpfer wenigstens Achtung erzwingen, auch bei Ihnen!“

Das war wieder die stolze, kühne Sprache, mit der Wolfgang Elmhorst selbst seine Gegner verstummen machte, mit der er überall siegte, hier aber siegte er nicht. Erna hatte sich erhoben und stand ihm hochaufgerichtet gegenüber, aber der Blick, den er nicht ertragen konnte, war noch immer in ihrem Auge.

„Nein!“ sagte sie fest und kalt. „Gerade dies Werk verurtheilt Sie! Wer das schaffen konnte, der mußte auch den Muth haben, der eigenen Kraft zu vertrauen und allein vorwärts zu schreiten, denn er trug seine Zukunft in sich. Mein Onkel hatte Ihr Talent erkannt, lange ehe Sie um seine Tochter warben, er hatte Ihnen den Weg geöffnet und Sie wären zum Ziele gelangt auch ohne ihn. Aber freilich, das hätte Zeit und Mühe gekostet und Sie wollten im Sturm siegen.“

Wolfgang streifte mit einem langen, schweren Blick das erregte Antlitz des Mädchens.

„Ja, ich wollte es!“ sagte er düster. „Aber ich habe auch einen hohen Preis dafür gezahlt, vielleicht — war er zu hoch!“

„Der Preis ist jetzt Ihre Freiheit — einst wird es vielleicht Ihre Ehre sein!“

„Erna!“ Er ballte krampfhaft die Hand. „Hüten Sie sich! Ich ertrage keine Beleidigungen.“

„Ich beleidige nicht, ich spreche nur aus, was Sie sich selbst noch nicht eingestehen. Glauben Sie, daß man sich umsonst einem Manne verbündet, wie mein Onkel es ist? Sie haben noch Ehrgeiz, er hat längst abgeschlossen damit, ihm gilt nur noch der Erwerb. Er hat freilich schon Millionen erworben und das Gold strömt ihm immer noch zu, aber das ist ihm alles nicht genug. All das Große seiner Unternehmungen ist ihm nichts, er zuckt nur die Achseln darüber; Geld sollen sie ihm bringen, und das wird er auch von Ihnen verlangen, wenn er Sie erst ganz in Händen hat. Sie werden nicht mehr schaffen, sondern nur noch erwerben dürfen!“

Wolfgang sah finster zu Boden, er wußte, daß sie die Wahrheit sprach, er kannte den Präsidenten längst von dieser Seite, aber sein Stolz sträubte sich gegen die Rolle, die man ihm dabei zuertheilte.

„Halten Sie mich für so energielos, daß ich meine Selbständigkeit nicht zu wahren weiß?“ fragte er. „Ich habe auch einen Willen und werde ihn nöthigenfalls geltend machen, selbst an dieser Stelle.“

„Dann wird man Ihnen ein Entweder — oder stellen und Sie werden sich fügen. Sie haben ihn ja nicht gehen wollen, den einsamen, stolzen Weg, den so viele große Männer gegangen sind, die nichts hatten als ihr Talent und den Glauben an sich selbst. Ich," hier brach es wie leidenschaftliche Begeisterung aus den Augen des Mädchens, „ich habe mir immer gedacht, schon das Ringen und Streben müsse ein Glück sein, ein größeres vielleicht als einst das erreichte Ziel. So emporzusteigen aus der Tiefe, mit jedem Schritt, den man vorwärts thut, mit jedem Hinderniß, das man überwindet, die eigene Kraft wachsen zu sehen und endlich droben zu stehen auf der freien Höhe, im Gefühl des selbsterrungenen Sieges. Ich habe das ja so oft gefühlt, wenn ich einen Alpengipfel erstieg, und ich hätte mich nicht emportragen lassen von fremder Hand, um keinen Preis!"

Sie stand vor ihm, fortgerissen von der Erregung des Augenblicks, wieder ganz das freie wilde Kind der Berge, das er einst gefunden hatte an den Abhängen des Wolkenstein, mit den wehenden Locken, stürmisch in der Liebe wie im Haß. Er hatte vereint mit ihr dem Sturme Trotz geboten, er hörte noch ihr übermüthig jubelndes Lachen, mitten in dem Wettergraus, und es war ihm, als sei er damals glücklich gewesen, grenzenlos glücklich, und seitdem niemals wieder!

„Und hätten Sie den Mann lieben können, der so emporsteigt?" sagte er endlich, aber es lag eine verhaltene Qual in seiner Stimme. „Wären Sie ihm zur Seite geblieben in Mühe und Gefahr, im Sturze vielleicht? Antworten Sie, Erna — ich muß es wissen!"

Erna bebte leise zusammen, aber der Strahl in ihrem Auge erlosch, es ging wie ein Eishauch über ihr Antlitz und eisig klang auch ihre Erwiderung: „Wozu die Frage? Sie kommt zu spät! Ich weiß nur eins: den Mann, der seine Liebe verleugnete und zertrat um des Geldes willen, das ihm mit der Hand einer Anderen winkte, der es vorzog, sich seine Zukunft zu erkaufen, weil er nicht den Muth hatte, sie zu erkämpfen, den hätte ich nie geliebt — niemals!"

Sie athmete tief auf, als werfe sie mit dem Worte eine Last von sich, und wandte ihm den Rücken. Greif begann plötzlich unruhig zu werden und richtete spürend den Kopf nach dem Walde, er witterte bereits die Zurückkehrenden, deren Tritte den anderen beiden noch unhörbar waren, aber seine Herrin verstand ihn.

„Sie kommen?" fragte sie halblaut. „Wir wollen ihnen entgegen gehen, Greif!"

Langsam schritt sie über die Grashalde, auf der schwer und schimmernd der Nachtthau lag. Wolfgang machte keinen Versuch, sie zurückzuhalten, er verharrte regungslos auf seinem Platze. Das letzte der Bergfeuer sank soeben zusammen; einige Minuten schimmerte es noch auf der Höhe wie ein matter verlöschender Stern, dann verschwand es.

Der Wolkenstein war dagegen völlig klar geworden, das Gewölk, das ihn zuletzt nur noch wie ein schimmernder Nebelduft umgab, schien zu zerfließen und zu zerrinnen in den Mondesstrahlen; klar und leuchtend stand der eisgekrönte Gipfel da. Sie hatte sich entschleiert, die stolze Herrscherin des Gebirges, und thronte nun dort oben in ihrer geisterhaften Schönheit und über ihrem Reiche lag die schweigende geheimnißvolle Mittsommernacht, mit ihrem Geisterweben, wo die versunkenen Schätze heraufsteigen aus der Tiefe und auf Erlösung harren — die uralte, heilige Sonnwendnacht!

Es war am Sonntag nach dem Johannistage, wo nach altem Brauche in Oberstein der Johannistanz stattfand. Der kleine hochgelegene Gebirgsort, der Wohnsitz des Doktor Reinsfeld, hatte durch den Bau der Eisenbahn allerdings etwas von seiner Einsamkeit und Abgeschiedenheit verloren. Die Arbeiter der Strecke verkehrten bisweilen dort und einige der jungen Ingenieure hatten in dem einzigen Gasthause ihre Wohnung genommen; das war aber bis jetzt alles; das ziemlich armselige Aussehen des Oertchens hatte sich vorläufig noch nicht geändert.

Die Wohnung des Herrn Doktors machte auch keine Ausnahme davon, es war ein kleines Häuschen, das sich nur wenig von den übrigen unterschied, nothdürftig eingerichtet und kaum mit den einfachsten Bequemlichkeiten versehen. Die Witwe des verstorbenen Meßners führte dem jungen Arzte das Hauswesen, so gut oder so schlecht sie es eben verstand, und viel verstand sie wirklich nicht. Es gehörte in der That eine so bescheidene und fast bedürfnißlose Natur wie die Bennos dazu, um in solchen Umgebungen auszuhalten. Seine Vorgänger waren auch stets nur kurze Zeit in dieser Stellung geblieben, er saß nun schon im fünften Jahre hier, unermüdlich und unverdrossen in seiner anstrengenden Thätigkeit, und hatte auch vorläufig noch keine Aussicht, fortzukommen.

In seinem Arbeitszimmer sah es freilich anders aus als in den schönen, behaglichen Räumen, die Oberingenieur Elmhorst bewohnte. Die weiß getünchten Wände zeigten als einzigen Schmuck ein paar kleine Familienbilder, die verstorbenen Eltern Reinsfelds. Ein alter, schon sehr gebrechlicher Schreibtisch, mit einem Armstuhl, dessen ehemals schwarzes Leder längst grau geworden war, ein sehr hartes Sofa mit derbem Leinenüberzug und Tisch und Stühle von gleich ehrwürdigem Alter, das war die ganze noch von dem Vorgänger übernommene Einrichtung dieses „Salons", in welchem der Doktor wohnte, arbeitete, Rath ertheilte und auch Besuche empfing wie in diesem Augenblick, wo sein Vetter Albert Gersdorf sich bei ihm befand.

Der Rechtsanwalt war bereits gestern von Heilborn gekommen und hatte schon einen Gast vorgefunden, den er gleichfalls kannte, Veit Gronau, der sich hier von den Folgen seines Unfalls auf der Geierklippe erholte. Die schmerzhafte Verrenkung des Fußes, die er sich dort zugezogen, war zwar nicht gefährlich, hinderte ihn aber sehr am Gehen. Man hatte ihn damals mit Mühe bis nach Oberstein gebracht und Reinsfeld erbot sich sofort, den Patienten in Pflege zu nehmen, bis er wieder hergestellt sei, was auch dankend angenommen wurde.

Die beiden Vettern hatten sich seit Jahren nicht gesehen und auch nur selten geschrieben, um so freudiger war Benno überrascht gewesen, als Gersdorf gestern ganz unerwartet bei ihm eintraf. Er hatte ihn soeben überredet, den Besuch noch etwas länger auszudehnen, und sagte nun vergnügt:

„Also abgemacht, Du bleibst bis übermorgen! Das ist brav und Deine junge Frau hat hoffentlich nichts dagegen, wenn Du sie so lange in Heilborn bei ihren Eltern läßt."

„O, sie befindet sich dort vortrefflich," erklärte Gersdorf, aber trotz der Versicherung gab sich eine gewisse Verstimmung in der Antwort kund und er sah auch ungewöhnlich ernst aus. Der Doktor blickte ihn forschend an.

„Höre, Albert, es ist mir schon gestern bei Deiner Ankunft vorgekommen, als ob da etwas nicht ganz in der Ordnung wäre. Ich glaubte, Du würdest mit Deiner Frau kommen! Ihr habt Euch doch nicht etwa gezankt?"

„Nein, Benno, so arg ist es nicht, ich bin nur in die Nothwendigkeit versetzt worden, meinen Schwiegereltern klar zu machen, daß sich der bürgerliche Schwiegersohn seine Stellung zu wahren weiß."

„Aha, weht der Wind daher? Was hat es denn gegeben?"

„Vorläufig nur eine kleine Auseinandersetzung. Ich erzählte Dir ja bereits, daß wir versprochen hatten, am Schluß unserer Hochzeitsreise die Eltern in Heilborn zu besuchen, wo meine Schwiegermutter die Kur braucht. Wir fanden sie dort in einem sehr exklusiven Kreise, der allerdings die Gnade hatte, mich aufzunehmen, es mir aber sehr deutlich fühlbar machte, daß ich dies nur der Ehre verdankte, eine Baroneß Ernsthausen zur Frau zu haben. Ich verweigerte also diesen liebenswürdigen Umgang und sagte ab bei einer großen Partie, die für gestern geplant war. Natürlich gab es darüber hochgradige Empörung, die Frau Schwiegermutter erklärte mich für einen Tyrannen, behauptete, ihre Tochter gehöre nach wie vor zu diesem Kreise, und brachte es wirklich dahin, daß auch Wally obstinat wurde. Ich stellte es ihr darauf frei, allein mitzufahren — und sie fuhr in der That mit."

„Ohne Dich?"

„Ohne mich! Eine Stunde später war ich auf dem Wege zu Dir — ich wollte Dich ja jedenfalls aufsuchen in den nächsten Tagen — und ließ nur eine kurze Benachrichtigung zurück."

„Es war doch ein Wagniß von Dir, in diese adelstolze Familie zu heirathen," sagte Benno kopfschüttelnd. „Du siehst, die Kämpfe sind mit der Heirath keineswegs zu Ende."

„Nein, aber darauf war ich von vornherein gefaßt, das muß eben durchgekämpft werden."

„Wenn Du Deiner Frau sicher bist?"

Gersdorf lächelte nur bei der etwas bedenklich ausgesprochenen Frage.

„Gewiß, das bin ich! Wally ist ja noch ein Kind mit ihren achtzehn Jahren, ein verwöhntes Kind, das im Elternhause so gut wie gar nicht erzogen wurde, aber ihres Herzens bin ich unter allen Umständen sicher. Glaubst Du, daß es mir leicht geworden ist, mein holdes kleines Trotzköpfchen allein zu lassen? Aber es muß durchaus begreifen lernen, daß die Frau einzig und allein zu dem Manne gehört. Lasse ich diesmal meiner Schwiegermutter freies Spiel, so mischt sie sich fortwährend in unsere Ehe und das dulde ich nun einmal nicht."

Man sah es dem neugebackenen Ehemanne trotz alledem an, daß ihm der Entschluß nicht leicht geworden war; seine Augen schweiften recht sehnsüchtig durch das Fenster, nach der Richtung, wo Heilborn lag, während Benno die Charakterfestigkeit seines Vetters mit höchster Bewunderung anstaunte. Er hätte sich selbst einer tyrannischen Schwiegermutter gefügt, nur um ein geliebtes Wesen nicht zu verletzen.

Sie wurden unterbrochen, denn soeben trat Veit Gronau ein. Er hinkte zwar noch sehr bedeutend, schien sich aber sonst ganz wohl zu befinden und legte ein ziemlich umfangreiches Packet auf den Tisch.

„Eine Empfehlung von Herrn Waltenberg," sagte er. „Er wird am Nachmittage mit den Nordheimschen Damen herüberkommen, sie wollen sich das Tanzvergnügen ansehen. Einstweilen hat er den Said geschickt und nun läuft ganz Oberstein zusammen und dem Schwarzen nach, den sie für den leibhaften Gottseibeiuns halten!"

„Was haben Sie denn da?" fragte Gersdorf auf das Packet deutend.

„Echt türkischen Tabak!" versetzte Gronau wichtig. „Der Herr Doktor ist nämlich als Mensch vortrefflich, aber als Raucher barbarisch. Seine Sorte ist, mit Erlaubniß zu sagen, ein ganz schändliches Kraut, deshalb habe ich mich um Hilfe an Herrn Waltenberg gewandt und er hat mir auch sofort aus unseren eigenen Vorräthen das Nöthige geschickt. Jetzt werde ich die Pfeifen stopfen — man raucht nämlich noch Pfeifen in diesem biederen Oberstein — und ich verstehe mich darauf."

„Das glaube ich!" sagte Benno lachend. „Sie und Herr Waltenberg verdampfen in einem Jahre vermuthlich so viel, wie mein ganzes Einkommen beträgt. Ich darf nicht so wählerisch sein."

Veit, der hier schon völlig zu Haus war, hinkte inzwischen an ein kleines Schränkchen und holte verschiedene Pfeifen heraus, die er mit großer Sachkenntniß zu stopfen begann, und bald dampften die drei Herren lustig drauf los. Es war in der That ein vorzügliches Kraut, das alle drei in die rosigste Stimmung versetzte.

Da wurde die Thür geöffnet und auf der Schwelle zeigte sich etwas höchst Unerwartetes: eine junge Dame, im eleganten Reiseanzug, mit einem schleierumwundenen Hütchen und einer zierlichen Reisetasche in der Hand. Sie war im Begriff, rasch einzutreten, blieb aber stehen, wie erstarrt von dem Anblick, der sich ihr bot. Gronaus unendlich lange Gestalt lag der Länge nach auf dem Sofa ausgestreckt, der Doktor saß in Hemdärmeln seelenvergnügt in seinem Armstuhl, Gersdorf nicht weit davon und über ihnen schwebten die blauen Tabakswolken und umhüllten die ganze Gruppe mit einem dichten, aber leider durchsichtigen Schleier.

„Herr Doktor," meldete die alte Wirthschafterin, deren Gesicht jetzt hinter der Fremden sichtbar wurde. „Da ist eine junge Gnädige angekommen und sie will —"

„Meinen Mann will ich!" fiel die junge Gnädige in sehr energischem Tone ein, indem sie vollends eintrat und damit einen förmlichen Aufruhr entfesselte. Gronau fuhr vom Sofa auf und stieß dabei einen lauten Schmerzensschrei aus, denn sein Fuß vertrug noch nicht derartige heftige Bewegungen, Benno sprang entsetzt empor und suchte seine Joppe, die er nirgends fand, und aus den Dampfwolken tauchte Gersdorf hervor und rief in freudigster Ueberraschung: „Wally — Du bist es?"

„Ja — ich bin es!" erklärte Frau Doktor Gersdorf in einem so vernichtenden Tone, als habe sie ihren Gatten auf irgend einem Verbrechen ertappt, und dabei trat sie in die Mitte des Zimmers und nahm eine höchst imposante Stellung an. Leider störte sie der Tabaksrauch darin, sie begann entsetzlich zu husten und kämpfte mit einem förmlichen Erstickungsanfall.

Der arme Benno war ganz vernichtet. Er hatte heimlich aufgeathmet, als er hörte, daß auf den Besuch der neuen vornehmen Verwandten, vor der er einen ungemessenen Respekt hegte, nicht zu rechnen sei; er hätte ihr zu Ehren jedenfalls wieder den berühmten schwarzen Staatsanzug angelegt und nun traf sie ihn in solcher Toilette! In seiner grenzenlosen Verwirrung ergriff er sein Taschentuch und versuchte damit, den Rauch zu verjagen, aber er jagte ihn leider nach der falschen Richtung, der Dame grade in das Gesicht! Dabei fegte er die Thonpfeife vom Tische, die nun in Scherben zerbrach, und schließlich warf er noch seinen Armstuhl um, der bei diesem Unglück ein Bein verlor. Gersdorf ergriff endlich seinen Vetter beim Arm.

„Sei ruhig, Benno, Du richtest sonst noch ein Unglück an," sagte er beschwichtigend. „Vor allen Dingen laß Dich meiner Frau vorstellen. Mein Vetter, Benno Reinsfeld, liebe Wally!"

Wally blickte mit höchst ungnädiger Miene auf diesen Mann in Hemdärmeln, der ihr als Verwandter vorgestellt wurde, sie schien das empörend zu finden.

„Ich bedaure sehr, die Herren gestört zu haben," sagte sie, mit einem niederschmetternden Blick auf ihren Gatten. „Mein Mann theilte mir mit, daß er Sie besuchen werde, Herr Doktor — auf unbestimmte Zeit."

„Gnädige Frau," stotterte Benno ganz fassungslos. „Es ist mir eine hohe Ehre — ganz gewiß —"

„Das freut mich," schnitt ihm die gnädige Frau ohne weiteres das Wort ab. „Draußen steht mein Gepäck, Herr Doktor, bitte, lassen Sie es hereinbringen. Ich bleibe auch hier — auf unbestimmte Zeit!"

Das fehlte noch, um die Verzweiflung des Doktors voll zu machen. Er dachte an das kleine, dürftig eingerichtete Giebelstübchen, das er seinem Vetter hatte anbieten müssen, und nun wollte eine Baroneß Ernsthausen darin wohnen! Da fiel sein rathlos umherschweifender Blick endlich auf die so angstvoll gesuchte Joppe, die grade vor ihm lag, er stürzte plötzlich darauf los, packte sie und verschwand mit seiner Beute im Nebenzimmer. Gronau, der eine ebenso respektvolle wie entschiedene Abneigung gegen „die Damen" hegte, hinkte ihm schleunigst nach und ließ dabei die Thür so unvorsichtig in das Schloß fallen, daß das ganze Haus erbebte.

„Bin ich denn hier unter die Wilden gerathen?" rief die junge Frau entrüstet über diesen Empfang. „Der Eine schreit, der Andere läuft davon und der Dritte —!" sie schauderte förmlich bei dem Gedanken, daß dieser Dritte ihr Gatte war.

Gersdorf aber kümmerte sich nicht um den bitterbösen Ausdruck des rosigen Gesichtchens. Jetzt, wo sie allein waren, eilte er mit strahlender Miene und ausgebreiteten Armen auf seine kleine Frau zu.

„Wally, also bist Du wirklich gekommen!"

Wally entzog sich der Umarmung, sie trat zurück und erklärte feierlich:

„Albert — Du bist ein Ungeheuer!"

„Aber Wally —!"

„Ein Ungeheuer!" wiederholte sie mit Nachdruck. „Mama sagt es auch und sie meint, ich müsse Dich mit Verachtung strafen. Deshalb bin ich auch nur hergekommen."

„So, deshalb?" sagte Albert, während er ihr die Reisetasche abnahm; sie duldete das zwar, aber sie behielt ihre vernichtende Haltung bei.

„Du hast mich verlassen, mich, Dein eheliches, Dir angetrautes Weib, schändlich verlassen — und das noch dazu auf der Hochzeitsreise!"

„Bitte, mein Kind, Du verließest mich," protestirte Gersdorf. „Du bist mit der Gesellschaft gefahren —"

„Auf einige Stunden! Und als ich zurückkam, warst Du fort, warst in die Wildniß gegangen, denn etwas anderes ist ja dies Oberstein nicht, und nun sitzest Du hier in dem abscheulichen Tabaksqualm und rauchst und lachst und jubilierst — leugne es nicht, Albert, Du hast gelacht, ich habe draußen deutlich Deine Stimme gehört!"

„Allerdings habe ich gelacht, aber das ist doch kein Verbrechen."

„Wenn Deine Frau fern ist!" rief Wally zornig, „wenn Deine tiefgekränkte Gattin in derselben Stunde ihr Schicksal beweint, das sie an diesen herzlosen Mann kettete — o, Du siehst das nicht einmal ein!"

Sie schluchzte laut auf und warf sich verzweiflungsvoll auf das Sofa, fuhr aber erschrocken wieder in die Höhe — auf eine so harte Ruhestätte für ihren Schmerz war sie nicht gefaßt gewesen.

„Wally," sagte ihr Gatte ernst, indem er zu ihr trat, „Du wußtest, warum ich jenen Kreis meiden wollte, und ich glaubte, meine Frau würde darin unbedingt an meiner Seite stehen — es hat mir sehr wehe gethan, daß ich mich darin täuschte!"

Der Vorwurf verfehlte seine Wirkung nicht; Wally schlug die Augen nieder und erwiderte kleinlaut:

„Ich mache mir ja gar nichts aus all den albernen Menschen, aber Mama meinte, ich dürfe mich nicht unterdrücken lassen."

„Und Du folgtest natürlich Deiner Mutter, nicht meiner Bitte, Du zogst eine fremde Gesellschaft der meinigen vor!"

„Das hast Du ja auch gethan," schluchzte Wally; „Du bist fortgefahren, ohne danach zu fragen, ob Dein armes Weib sich verzehrt in Schmerz und Sehnsucht!"

Albert legte leise den Arm um sie und beugte sich zu ihr nieder, seine Stimme klang jetzt in vollster Innigkeit:

„Hast Du Dich wirklich gesehnt, meine kleine Wally? — Ich auch!"

Die junge Frau blickte mit großen Augen zu ihm empor; die Thränen versiegten und sie schmiegte sich fest an ihn.

„Wann wolltest Du wiederkommen?" fragte sie.

„Uebermorgen — wenn ich es nämlich so lange ausgehalten hätte."

„Und ich bin schon heute gekommen — ist Dir das genug?"

„Ja, mein süßer, kleiner Trotzkopf, es ist mir genug!" rief Albert in überströmender Zärtlichkeit, während er sie in die Arme schloß. „Nun wollen wir meinetwegen noch heute nach Heilborn zurückkehren."

„Nein, das wollen wir nicht," erklärte Wally mit großer Entschiedenheit. „Ich habe mich gezankt mit der Mama, die mich nicht fortlassen wollte, und mit dem Papa auch. Ich habe das ganze Gepäck mitgebracht, und nun bleiben wir hier."

„Um so besser," sagte Gersdorf sichtlich erleichtert. „Ich bin ja doch nur Dir zu Liebe nach Heilborn gegangen; hier sind wir mitten in den Bergen. Ich fürchte nur, wir werden uns ein anderes Quartier suchen müssen, das Doktorhaus wird Dich mit all Deinen Koffern schwerlich beherbergen können."

Die kleine Frau sah sich naserümpfend in dem Zimmer um, wo die Tabakswolken noch immer lieblich wallten und die Pfeifenscherben mit dem nunmehr dreibeinigen Stuhle einträchtig am Boden lagen.

„Ja, es scheint hier überhaupt eine entsetzliche Junggesellenwirthschaft zu sein! Du bist schon ganz verwildert bei diesem vielgerühmten Vetter, der wie ein Unsinniger davonstürzt, wenn eine Dame über seine Schwelle tritt. Hat er denn gar keine Lebensart?"

„Der arme Benno war in so grenzenloser Verlegenheit," entschuldigte Albert. „Er hatte vollständig den Kopf verloren. Sei liebenswürdig gegen ihn, Wally, ich bitte Dich — und nun will ich vor allen Dingen nach Deinem Gepäck sehen."

Er ging, und Frau Doktor Gersdorf setzte sich diesmal mit etwas größerer Vorsicht auf das Sofa, dessen Härte sie vorhin so erschreckt hatte; da wurde leise und schüchtern eine andere Thür geöffnet und der Herr des Hauses erschien. Er hatte die Zwischenzeit benutzt, um sich in aller Eile etwas salonfähiger zu machen, und näherte sich nun verlegen und demüthig der jungen Dame, die vorläufig noch nicht geneigt schien, die Bitte ihres Gatten zu erfüllen und liebenswürdig zu sein, da sie im Gegentheil mit strenger Richtermiene auf den Eintretenden blickte.

„Gnädige Frau," begann dieser stockend. „Ich bitte um Entschuldigung, daß Sie bei Ihrer unerwarteten Ankunft — ich war sehr unglücklich darüber, gewiß sehr unglücklich —"

„Ueber meine Ankunft?" unterbrach ihn die junge Frau entrüstet.

„Um Gotteswillen, nein!" rief Benno, der sich schon wieder in seiner Rede verwickelte. „Ich meinte nur — ich wollte bemerken — daß ich Junggeselle bin."

„Ja, leider!" sagte Wally, noch immer sehr ungnädig. „Ein Junggesell ist etwas Trauriges! Warum heirathen Sie nicht?"

„Ich?" rief Benno ganz entsetzt über die Frage.

„Natürlich, Sie müssen heirathen, so bald als möglich!"

Die Worte klangen so diktatorisch, daß der Doktor gar nicht zu widersprechen wagte, sondern nur eine Verbeugung machte; das entwaffnete Frau Wally einigermaßen, sie setzte etwas milder hinzu:

„Albert hat auch geheirathet und befindet sich sehr wohl dabei. Oder zweifeln Sie vielleicht daran?"

„O nein, gewiß nicht!" versicherte der ganz eingeschüchterte Benno, „aber ich —"

„Nun, Sie, Herr Doktor?" examinirte die neue Verwandte.

„Ich habe keine Gewandtheit im Verkehr mit Damen, keine Manieren," sagte er wehmüthig. „Gar keine, gnädige Frau, und das gehört doch dazu."

Diese Selbsterkenntniß fand Gnade bei Wally; ein Mann, der seine Mängel so tief empfand, schien ihr der Theilnahme werth, sie ließ ihre strenge Miene fahren und entgegnete wohlwollend:

„Das läßt sich lernen! Setzen Sie sich zu mir, Herr Doktor, wir wollen die Sache besprechen."

„Das Heirathen?" fragte Benno entsetzt; er schien zu fürchten, daß die Sache augenblicklich ins Werk gesetzt werden könnte, und wich drei Schritte zurück.

„Nein, vorläufig nur die Manieren. Es fehlt Ihnen nicht an gutem Willen, wie ich sehe, aber Sie brauchen jemand, der sich Ihrer annimmt und Sie erzieht — und das werde ich thun."

„O gnädige Frau, wie gut Sie sind!" sagte der Doktor mit so rührender Dankbarkeit, daß die achtzehnjährige Erzieherin dadurch völlig gewonnen wurde.

„Ich bin Ihre Verwandte und heiße Wally," versetzte sie. „Wir nennen uns fortan beim Vornamen; also, Benno, setzen Sie sich zu mir!"

Er kam der Aufforderung nach, anfangs noch etwas schüchtern, aber die kleine Frau verstand es, ihn zutraulich zu machen. Sie fragte unaufhörlich, und er beichtete denn auch treuherzig alles, seine Unbeholfenheit bei dem Besuche in der Nordheimschen Villa, seine Trostlosigkeit darüber, seine verzweifelten, aber vergeblichen Versuche, irgendwo und irgendwie Manieren zu lernen, und gerade bei dieser Beichte verschwand die Unbeholfenheit vollständig, und der wahre, ehrliche, herzensgute Benno kam dabei zum Vorschein. Als der Rechtsanwalt nach etwa zehn Minuten zurückkehrte, fand er seine Frau und seinen Vetter in vollster Eintracht und unbedingter gegenseitiger Hochachtung bei einander.

„Ich habe das Gepäck einstweilen hereinbringen lassen," sagte er, „und zugleich nach dem Gasthause geschickt, um zu fragen, ob dort noch Platz ist."

„Das ist nicht nöthig," fiel Wally ein. „Wir bleiben hier, Benno wird schon Platz schaffen, nicht wahr, Benno?"

„Natürlich wird Platz geschafft!" rief der Doktor eifrig. „Ich ziehe aus, ich ziehe mit Gronau in das kleine Giebelzimmer und überlasse Ihnen die unteren Räume, Wally. Ich werde gleich auf der Stelle das Nöthige besorgen."

Er sprang mit einem förmlichen Enthusiasmus auf und lief hinaus. Gersdorf sah ihm höchst verwundert nach.

„Benno — Wally? Nun, Ihr seid ja schon recht hübsch weit gekommen in den paar Minuten!"

„Albert, Dein Vetter ist ein höchst vortrefflicher Mensch," erklärte Wally. „Man muß sich des jungen Mannes annehmen, das ist Verwandtenpflicht."

Der Rechtsanwalt lachte laut auf.

„Des jungen Mannes? Er ist gerade zwölf Jahre älter als Du."

„Ich bin eine verheirathete Frau!" lautete die sehr würdevolle Antwort, „und er ist leider nur ein Junggeselle, aber dafür kann er nicht und ich werde ihn auch möglichst bald verheirathen."

„Um Gotteswillen!" rief Gersdorf. „Du hast den unglücklichen Benno kaum gesehen und hast schon Heirathspläne für ihn? Ich bitte Dich —"

Weiter kam er nicht, denn seine Frau trat mit empörter Miene dicht vor ihn hin.

„Unglücklich nennst Du ihn, weil er heirathen soll! Du hältst also die Heirath für ein Unglück und die Deinige wohl auch? — Albert, was hast Du gemeint mit dem Worte?"

Die Frage klang sehr zornig und die kleinen Füße stampften dazu den Takt auf den Boden, aber Albert lachte nur und nahm sein Weibchen in die Arme.

„Daß es nur eine kleine Frau giebt, die ihren Mann so glücklich machen kann, wie ich es bin!" sagte er zärtlich. „Bist Du zufrieden mit dem Geständniß?"

Und Frau Doktor Gersdorf war zufrieden!

Anton von Werner.

Aus A. v. Werners Skizzenbuch.

Der Künstler kann sich vor vielen glücklich preisen, dessen Leben in eine Epoche fiel, welche ihm in ihren geschichtlichen Menschen und Ereignissen wahrhaft große würdige, seiner besonderen Begabung entsprechende Gegenstände und zugleich die Möglichkeit bietet, sein Talent in vollem Maße zu entwickeln und es in deren künstlerischer Behandlung zu bethätigen. Anton v. Werner ist dies Glück zu theil geworden.

Gerade während seiner Lehr- und Wanderjahre begannen jene Persönlichkeiten in den Vordergrund der vaterländischen Geschichte zu treten und die ersten jener Reihe von gewaltigen historischen Thaten zu vollziehen, deren treue Schilderung ihm zur künstlerischen Hauptaufgabe seines Lebens geworden ist. In der persönlichen Anschauung der Ereignisse und in der persönlichen Berührung mit den Männern, welche dieselben so glorreich hinausführten, wuchs mit der Begeisterung auch die Kraft zur Lösung dieser Aufgabe, wurde er sich seines Berufes dafür erst wahrhaft bewußt. Im Vollbesitz einer früh schon errungenen Meisterschaft aber hat es ihm jederzeit ebenso wenig an verständnißvollen Auftraggebern, welche die Größe jener Kraft richtig erkannten und würdigten, als an einem Publikum gefehlt, das seinen Schöpfungen und speciell eben den Darstellungen aus dieser großen Zeitgeschichte freudiges Interesse und warme Anerkennung entgegenbrachte. Aber auch mit Werken von wesentlich anderer Art hat er seines Volkes Herz zu treffen, es zu erheitern und zu rühren verstanden. Der die Wahrheit über alles hochhaltende, streng realistische Maler, welcher „dem Jahrhundert und Körper der Zeit seinen Spiegel" vorzuhalten trachtet, war und ist ebenso heimisch im alten romantischen Lande der deutschen Dichtung und in der geschichtlichen Vorwelt wie in der modernsten Wirklichkeit. Manche Jahre schon, bevor er die großen historischen Momente und die intimeren Einzelscenen aus den Zeiten des Krieges gegen Frankreich und der Erringung der deutschen Einheit auf dessen Schlachtfeldern schilderte, war er als hochbegabter Nachfolger der romantischen Geschichtsmaler Altdüsseldorfs geschätzt. Seinen heutigen populären Ruhm dankt er zu nicht geringerem Theil als seinen Wand- und Staffeleigemälden, Panoramen und Dioramen, auf denen er Könige, Fürsten, Generale, Staatsmänner und Soldaten unserer Tage lebendig in die Erscheinung ruft, — manchen von ihm gemalten poetischen Allegorien und mehr noch seinen Zeichnungen zu den Dichtungen eines nachgeborenen Sprößlings der deutschen romantischen Poetenschule, Scheffels.

Anton v. Werner ist 1843 zu Frankfurt an der Oder geboren als der Sohn eines Handwerkers. In engen dürftigen häuslichen Verhältnissen wuchs der zarte, anscheinend schwächliche, aber geistig sehr geweckte und lebhafte Knabe auf. Früh schon wurde er in die Lehre zu einem Zimmermaler gegeben, um dessen Kunst gut handwerksmäßig praktisch zu erlernen. Ueber seine künstlerischen Neigungen und seine Begabung hatte er schon als Kind keinen Zweifel gelassen. Mit jenem Beruf meinte man daher den für ihn geeignetsten gewählt zu haben. An die Ermöglichung des höheren Kunststudiums für den Knaben war unter den gegebenen Verhältnissen zunächst gar nicht zu denken. Anton v. Werner hat diese harten Lehrjahre später nie beklagt, sie niemals als eine verlorene Zeit angesehen. Vor der Mehrzahl seiner nur auf dem herkömmlichen modernen Wege des Akademie- und Atelierbesuchs zur künstlerischen Ausbildung gelangten Genossen hat ihm gerade jene von ihm durchgemachte Lehrzeit einen unschätzbaren Vorsprung gegeben. Dankt er ihr doch die handwerklich-technische praktische Schulung, seine Fertigkeit und Sicherheit in der Behandlung auch der größten Flächen und gleichzeitig die Vertrautheit mit allem Ornament und mit dessen Malerei.

Des jungen Gehilfen höherer künstlerischer Beruf und ungewöhnliches Talent, die sich in jenen Jahren mehr und mehr durch wohlgetroffene Bildnisse und Kompositionen bekundeten, erweckten ihm indeß in seiner Vaterstadt thätige Freunde und Gönner. Mit deren Hilfe und der eigenen Kraft vertrauend, begab er sich 1859 nach Berlin, um hier mit dem Studium der Kunst auf der Akademie zu beginnen. Was ihm noch zum Lebensunterhalt mangelte, bestritt er durch eine eifrige illustrirende Thätigkeit. Seine Erfindungskraft und seine Geschicklichkeit im Entwerfen ornamentaler Kompositionen kam ihm dabei vortrefflich zu statten. Seine Vorliebe für dies Genre erweckte und nährte in natürlicher Folge auch die für einen der ersten, phantasievollsten und liebenswürdigsten deutschen Meister desselben, Adolf Schrödter in Düsseldorf.

Anton v. Werner, theils um dem verehrten Manne die Bewunderung für seine Schöpfungen kund zu geben, theils ihn zu einem Urtheil über seines jungen Verehrers eigene derartige Arbeiten zu veranlassen, sendete an Schrödter eine Auswahl seiner Entwürfe und Studien. Sie fanden bei diesem die freundlichste Aufnahme. Es entwickelte sich ein brieflicher Verkehr zwischen ihm und Werner. Als Schrödter damals, 1862, dem Ruf nach Karlsruhe an die großherzogliche Kunstschule folgte, lud er seinen jungen Freund ein, dorthin zu übersiedeln. Letzterer entsprach dieser Aufforderung mit Freuden. In Karlsruhe begann für ihn eine schöne glückliche Zeit, die rechte Blüthenperiode seines Daseins. Schrödters Schwager, C. F. Lessing, der Direktor der Kunstschule, wurde Werners Lehrer. Sehr bald schon überraschte der begabte Schüler letzteren und die gesammte deutsche Kunstwelt durch selbständige Schöpfungen von großer Reife und allseitiger Gediegenheit: die Illustrationen zu Herders „Cid", zu einigen Dramen Schillers, zu Scheffels „Frau Aventiure" und besonders durch das im 21. Jahr gemalte, in seiner Einfachheit so hochdramatische und charakteristische Geschichtsbild „Luthers Disputation mit Cajetan" — eine Gruppe lebensgroßer Halbfiguren von echt geschichtlichem Gepräge, voll Wucht und Nachdruck, — und durch die Genrebilder voll frischer Laune und feiner Beobachtung „Vertrauliche Unterredung", „Geburtstag im Atelier", „Das Quartett".

Den starken Einfluß seines Meisters Lessing verleugneten die in Karlsruhe und demnächst in Paris gemalten größeren Geschichtsbilder, jener Cajetan, „Konradin empfängt das Todesurtheil beim Schachspiel" (1866) und „Erzbischof Hanno entführt den jungen König Heinrich IV. auf dem Rhein" (1867 gemalt) keineswegs. Aber an Energie der farbigen Wirkung zeigte Werner sich dem Maler des „Huß auf dem Scheiterhaufen", seinem Meister, schon damals überlegen.

Mit Scheffel in Karlsruhe persönlich bekannt geworden und für dessen Person wie für seine Dichtungen begeistert, widmete Werner außer der Illustrirung von „Frau Aventiure" auch den anderen Dichtungen desselben seine künstlerische Kraft. „Juniperus", die „Gaudeamuslieder", die „Bergpsalmen", vor allem der „Trompeter von Säkkingen" empfingen durch ihn reichen künstlerischen Schmuck. An der ungeheuren Popularität

Aus A. v. Werners Skizzenbuch.

der letztgenannten Dichtung haben Werners bewundernswerthe Zeichnungen einen vollgemessenen Antheil.

Nach mehr als vierjährigem Aufenthalt verließ er Karlsruhe, um seine Studien in Paris fortzusetzen (1867). Dort hat er die zeitgenössische französische Kunst so gründlich studirt wie die daselbst angehäuften Schätze der alten Kunst aller Völker. Einen erkennbaren Einfluß auf seine Richtung und Weiterentwickelung aber hat erstere nicht ausgeübt. Auch Italien, wo er sich während der Jahre 1868 und 1869 aufhielt, ist ohne einen solchen Einfluß auf ihn geblieben. Er nahm die Heimath gleichsam mit sich. Im Schatten der Orangen Sorrentos, auf den sonnenheißen Klippen Capris, unter den immergrünen Eichen Olevanos zog es seine Seele unwiderstehlich zum Tannendunkel des geliebten Schwarzwaldes. Gerade mehrere seiner schönsten, gleichsam vom Duft des deutschen Waldgebirges würzig durchwehten Zeichnungen zum „Trompeter" hat er an jenen Orten ausgeführt. Ebenso entstanden im Jahre 1869 seine meisterhaften Illustrationen zu Wilhelm Hertz' epischer Dichtung „Hugdietrichs Brautfahrt", von denen das vorliegende Heft der „Gartenlaube" das stimmungsvolle Bild „König Walmund findet Wolfdietrich im Walde" wiedergiebt (S. 597).

Ein ehrenvoller Auftrag veranlaßte 1870 Werners Rückkehr nach Deutschland. Die Aula des neuen Gymnasiums zu Kiel, eines gothischen Backsteinbaues, sollte er mit Wandgemälden schmücken: „Luther auf dem Reichstag zu Worms" und Friedrich Wilhelms III. „Aufruf an mein Volk".

Der Künstler übernahm die schöne Aufgabe und führte in überraschend kurzer Zeit diese beiden, dem gegebenen Raume vorzüglich entsprechend komponirten, trefflich gemalten Bilder und unterhalb derselben die Einzelgestalten Gutenbergs und Fuggers, des Erasmus und Dürers aus. Während der Arbeit an diesen Malereien war der Krieg mit Frankreich ausgebrochen. Die deutschen Heere standen vor Paris. A. v. Werner wurde beauftragt, für das städtische Museum zu Kiel ein Oelbild zu malen, das die Ankunft der Truppen unter den Augen des Grafen Moltke zur Belagerung der französischen Hauptstadt darstelle. Um die nöthigen Naturstudien vorzunehmen, begab Werner sich ins Hauptquartier zu Versailles (November 1870). Der von dem Großherzog von Baden warm an den Kronprinzen Empfohlene fand dort eine sehr ehrende Aufnahme. Er sah den Krieg und das Leben des Hauptquartiers in der Nähe, zeichnete den Führer und die Soldaten des Heeres, die Landschaft, die Scenen des Marsches und der Gefechte und wohnte dem historischen Akt der Kaiserproklamation in der Spiegelgalerie des Versailler Schlosses bei. Als der Krieg beendet war, folgte Werner der Einladung des Kronprinzen, welcher den Künstler wie den Mann nach seinem vollen Werth schätzen gelernt hatte, nach Berlin. Hier ließ er sich dauernd nieder.

Sein erstes Gelegenheitswerk, das er daselbst ausführte, das kolossale Gemälde für das eine der Velarien, mit denen die Siegesstraße zum Einzuge der Truppen in Berlin geschmückt wurde, machte ihn für die Hauptstadt mit einem Schlage zum berühmten Meister.

Ihm als dem dazu Berufensten wurde dann auch die Lösung einer der größten Aufgaben der monumentalen Kunst übertragen: die als farbiger kolossaler Karton auszuführende symbolisch-historische Darstellung der Erhebung Deutschlands zum Kampfe gegen Frankreich, der Einigung der deutschen Stämme und der Kaiserproklamation, nach welchem Karton das Mosaikgemälde um den Fuß der Siegessäule auf dem Königsplatz zu Berlin ausgeführt werden sollte. Man weiß, in welcher kühnen, großartigen, poesievollen und originellen Weise Werner diesen Stoff behandelt und gestaltet hat.

Damals führte er die Tochter A. Schrödters, seine Braut, als Gattin in seine neue Heimath ein, wo er fortan eine immer ausgedehntere schöpferische Thätigkeit entfaltete. Jenes Bild für Kiel: „Graf Moltke und die Truppen vor Paris", wurde vollendet, die farbigen Kartons für die tiefsinnigen, theils so heiteren und anmuthigen, theils so ernsten und hoheitvollen Mosaik-Friesbilder am Pringsheimschen Hause in der Wilhelmsstraße, das köstliche Kabinetstück „Graf Moltke in seinem Arbeitszimmer zu Versailles" ausgeführt.

Dekorative und monumentale Wand- und Deckengemälde für öffentliche Gebäude und Privathäuser, realistische Geschichts- und Genrebilder, romantische Märchenbilder, Bildnisse — zuweilen in mittelalterlicher Maskirung — Illustrationen, Gedenkblätter, Zeichnungen, Aquarellen aller Art wurden in nie stockender Arbeit und gleichmäßiger Gediegenheit geschaffen. Im Auftrage der deutschen Fürsten und Städte malte er das zum Geschenk für den Kaiser bestimmte kolossale Gemälde der Kaiserproklamation zu Versailles. Was er darin gegeben hat, ist ein Triumph der Gewissenhaftigkeit und strengen Wahrhaftigkeit in der Schilderung eines zeitgeschichtlichen Ereignisses. Der gleiche Ruhm gebührt in vollem Maße dem großen Bilde der Schlußsitzung des Berliner Kongresses von 1878 für den Festsaal des Berliner Rathhauses, den realistischen Wandgemälden aus den Kriegstagen Saarbrückens für den Rathhaussaal dieser Stadt, den Bildnißfiguren der Hauptführer der Deutschen für andere Wände desselben Raumes, welchen außerdem das symbolische Gemälde „Die Einigung Nord- und Süddeutschlands" schmückt.

Die Wahrheit und genaue Richtigkeit in der Darstellung zeitgeschichtlicher Ereignisse in der Gesammtkomposition und -Wirkung wie in allen Einzelheiten bis zum letzten irgend erreichbaren Grade sinnlicher Täuschung zu treiben, gaben unserem Meister das riesige Panoramagemälde der Schlacht von Sedan für Berlin und die in dasselbe Gebäude aufgenommenen drei Dioramen aus der Geschichte jenes großen Tages, seiner Nacht und des folgenden Morgens die willkommene Gelegenheit. Was er dort, unterstützt durch werktüchtige ausgezeichnete Schüler und im Verein mit den Landschaftsmalern Professor Bracht und Schirm, in dieser Richtung geleistet hat, ist unübertroffen, ja mit wenigen Ausnahmen unerreicht in der modernen Panoramamalerei. Theils durch seine Schüler nach seinen Farbenskizzen, theils durch den Meister selbst mit eigener Hand ausgeführt, sind auch jene prächtigen Schilderungen aus altrömischem Leben, mit welchen er die Wände des Café Bauer dekorirte — Bilder, in deren Erfindung sich die künstlerische Phantasie um so freier ergehen durfte.

So zuverlässige, praktisch geübte Schüler und Mitarbeiter heranzubilden, die sich vor keiner Aufgabe zu scheuen hätten, galt A. v. Werner als eine Hauptpflicht auch jenes Amtes, zu dem er 1875 berufen wurde. Damals trat die längst schon als dringend nothwendig erkannte gründliche Umgestaltung des Instituts der Berliner Kunstakademie ins Leben. Wenn auch v. Werners Reorganisationsentwurf nicht in allen Punkten zur Annahme gelangte, so wurde der Meister doch mit dem Direktorat der Hochschule der bildenden Künste und mit der

Aus A. v. Werners Skizzenbuch.

Anton von Werner.
Originalzeichnung von C. W. Allers.

Leitung eines Meisterateliers betraut. Neue frischere Lehrkräfte wurden gewonnen. Ein überraschend schnelles, kräftiges Aufblühen der bereits fast völlig in Verfall gerathenen Kunsthochschule war die Folge dieser Berufung des rechten Mannes an die rechte Stätte. Klug und klar im Denken und Beurtheilen der Menschen, Dinge und Verhältnisse, energisch und zäh ausdauernd im Handeln und Ausführen des für richtig Erkannten, hat er den mannigfachen Hindernissen, Feindseligkeiten, Schwierigkeiten, die ihm dabei nicht erspart blieben, jederzeit ruhig die Stirn geboten und ist der meisten schließlich Herr geworden.

Aus der Fülle der hier noch unerwähnt gebliebenen Kunstschöpfungen Werners, welche trotz der seine Zeit und Kraft so stark in Anspruch nehmenden Amtsthätigkeit in den letzten Jahren durch ihn zur Ausführung gelangt sind, nenne ich hier nur das tiefergreifende Oelgemälde „König Wilhelm im Mausoleum bei den Grabdenkmälern seiner Eltern vor seiner Abreise zur Armee 1870“; das kleinere Bild der Kaiserproklamation, welches die Mitglieder der königlichen Familie dem Fürsten Bismarck zu seinem 70. Geburtstag stifteten; die Kolossalausführung der gleichen Komposition an der einen Wand der Kuppelhalle des umgestalteten Zeughauses; das zunächst benachbarte dortige Wandgemälde „Krönung Friedrichs I. zu Königsberg“; das liebenswürdige, das innerste Wesen des preußischen Soldaten so treffend charakterisirende Genrebild aus den Tagen der

Belagerung von Metz, „Kriegsgefangene“, welches, neben seines Malers lebensvollem Selbstporträt, die Berliner Jubiläumsausstellung zierte, und die herrliche aquarellirte Komposition der Randbilder zur Adresse der Akademie zu des Kaisers Wilhelm I. 90. Geburtstage.

Der Berliner Künstlerverein hat den Meister 1886 zu seinem Vorsitzenden erwählt, in der richtigen Erkenntniß, daß die Interessen der Genossen in ihm den besten Vertreter haben, bei dem sich das eigene schöpferische Vermögen, die anerkannte Meisterschaft, die innige Vertrautheit mit allen künstlerischen Dingen, die Liebe zur Sache mit weltklugem, durchdringendem Verstande, Kraft und Festigkeit im Wollen und Handeln verbinden.

Die Facsimile von Wernerschen Skizzenbuchblättern, die wir unseren Lesern hier darbieten, die Naturstudie eines „anlegenden Soldaten“, das kleine Kind mit dem rührend drolligen, halb weinerlichen Gesichtsausdruck, die schlanken, feinen Knabenfiguren, die mit aufgesetzten weißen Lichtern plastisch modellirte Offiziersgestalt, der interessante Schwedenkopf mögen als Proben dafür gelten, wie alles, was die Wirklichkeit seinen immer beobachtenden Augen zeigt, unseren Meister interessirt und anreizt, es wenigstens in raschen Strichen mit unfehlbarer Sicherheit nachzuzeichnen. L. P.

In der Schutzhütte.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Novellenkranz von Johannes Proelß.

(Fortsetzung.)

5. Der Böhler.

Die Geschichte der fröhlichen Malersleute hatte in der Gesellschaft die heiterste Stimmung geweckt. Professor Schröder brachte ein Hoch auf Erzähler und Erzählerin aus, die sich beide so treulich beigestanden, und herzhaft stimmten die anderen ein; auch Herr und Frau Breitinger selber, welche sich gegenseitig hochleben ließen. Man schien das Unwetter draußen ganz vergessen zu haben; sogar Mr. Whitfield hatte zur Zeit kein Ohr für die heroischen Fanfaren des Sturmwinds; und der Vorschlag des redegewandten Astronomen, nun auf das Wohl des verehrten Vorsitzenden zu trinken, dem man die Anregung zu diesem improvisirten Dekamerone der Reiseabenteuer verdanke, fand ebenfalls freudigen Widerhall. Doch mit verbindlichem Lächeln lehnte der also Geehrte die ihm nachgerühmten Verdienste ab: der Dank gebühre dem braven Bärbeli, das durch die Erwähnung ihrer alten Heimathssagen den Anstoß zu dem Versuche gegeben und nun schon die dritte Geschichte wohlaufmerkend mit angehört habe, ohne sich in ihrer Stickereiarbeit stören zu lassen, aber auch ohne das ihrerseits im Anfang gegebene Versprechen einzulösen. Das Bärbeli schaute von ihrer Arbeit auf und schickte sich eben — nicht ohne zögernde Verlegenheit — an, auf die freundliche Neckerei zu antworten, als plötzlich von unten her die Stille unterbrochen wurde.

Die Führer in der großen Küche des Alpwirths, dieser selbst mit den Seinen, schienen von dem frohen Lärm in der Gaststube angesteckt worden zu sein. Sie hatten sich zu einem gemeinsamen Cantus vereinigt; laut und vielstimmig klang es herauf in einer seltsamen Melodei — langgezogene, tiefe Gurgeltöne in melancholischem Rhythmus und wieder hellaufjuchzende Laute aus höchster Tonlage. Der Appenzeller Kuhreigen, jenes urwüchsig naive Loblied des Sennen auf seine „Küh — i — a“, scholl durch den Raum. Der Wortlaut des Textes ließ sich nicht verstehen, nur die langgezogenen Jodler — „Wendria — wendria“ und „duridibi duida — duida du“ — waren deutlich vernehmbar. Der Professor lachte vor sich hin, als wieder Stille eintrat. „Wissen auch die Herrschaften,“ frug er, „was diesem Schlußjodler für ein Text voranging? Man sollte es nicht meinen, wie viel Pessimismus in dieser Volkspoesie der Berge enthalten ist. Nachdem in dem Liede der Senn all seine Kühe mit Namen aufgezählt — die gescheckt, die gesleckt, die listig, die schlau — die langbänri, die langlänri, 's halböhrli und 's möhrli — ist das Facit seiner Betrachtung, daß es keine Menschen gäbe, die besser wären als seine Kühe, und weiter singt er:

.Guot wenn ma ledig ist,
Ma hed kä Kommer,
Sobald ma g'wibet het,
So chomant der Jommer . . .'

Gelt, Bärbeli — so heißt es doch? . . . Schämt Ihr Euch nicht, Ihr Leute, hier in Euren schönen Bergen — so schlimm vom Heirathen zu denken? Nach diesen Versen muß man ja meinen, Ihr Appenzeller bliebet am liebsten alle ledig und das sei die wahre Seligkeit. Es wäre Euer Ländli dann freilich der einzige Fleck Erde, wo die Mädel so dächten. Sag mal, Bärbeli, wollt Ihr wirklich nichts vom Heirathen wissen, weil der ‚Jommer chommt', ‚sobald ma g'wibet hat'?“

„O, das ist nur so eine Ruhmredigkeit von den Bub'n, um uns Mädli zu reizen,“ sagte, mit Ernst auf die Frage eingehend, das ehrliche Sennenkind.

„Ja, ja, die bösen Bub'n. In ihren Liedern prahlen sie, die Mädchen wären ihnen völlig gleichgültig, und im Grunde sind sie bis über die Ohren verliebt, entweder in alle Schönen oder, wenn's gut geht, in eine.“

„Wohl, wohl,“ seufzte die Stickerin treuherzig.

„Sag mal, Bärbeli, Du hast wohl auch schon einen Schatz?“ fragte aufmunternd der Maler.

Das Mädchen schlug ihre Augen nieder und strich sich verlegen über die Schürze.

Der lustige Astronom ersparte ihr die Antwort. „Natürlich hat sie einen,“ rief er zuversichtlich. „Dafür gehört sie zur Meglisalp und die steht unter einem der Liebe günstigen Sterne! Ist ihr Name, der soviel wie Mägdelisalp bedeutet, doch innig verknüpft mit einer Sage, welche von einem gar treuen Liebespaar handelt, dem selbst der Teufel nichts anhaben konnte. Das habe ich vorhin hier in meinem Buche gelesen, das von dem Appenzeller Ländli ausführlich handelt, und ich schlage vor, daß das Bärbeli uns jetzt — wenn sie uns nicht auch ihr schönstes Reiseabenteuer erzählen will — die Geschichte vom Bötzler erzählt; dies ist der Titel der Sage der Meglisalpe.“

„Eigentlich steht freilich das Reiseerlebniß auf der Tagesordnung,“ wandte Professor Schröder ein.

Das natürliche Kind, welches von ihrer Stickereischule in Appenzell und der vielfachen Berührung mit dem Touristenstrom her eine dialektfreiere Sprache führte, als sonst die Sennentöchter dieser Gegend, welche ihr Leben ausschließlich dem Hirtenberuf der Väter widmen, rückte sich zurecht und sagte: „Ich hab' wohl zum Theil ganz gut verstanden, was die Herren und die Frau Malerin Schönes erzählt haben — alles freilich nicht —; aber davon, was Sie die Schönheit der Natur und den ‚Wanderzauber' nennen, davon kann unsereins schon gar nicht mitreden. Wer hier zwischen den Bergen immer wohnt, Sommers und Winters, der kann nur schwer begreifen, was die Herren und gar die Damen aus den schönen Städten hier herauf treibt und daß sie ein Plaisir darin finden, die schlechten Wege herauf und hinunter zu kraxeln. Ja, wenn's immer schön Wetter wär! Ich für mein Theil blieb' lieber immer in der Stadt mit den schönen Häusern. War auch schon drin. Unten in St. Gallen und, als im Sommer vor zwei Jahren die Winkelriedfeier war, zu der das ganze Schweizervolk nach Sempach gewallfahrtet ist, gar in Luzern und in Zürich. Da ist's schön. Aber lieb — das ist wahr — hab auch ich unsre Berge und so schlimm ist's mit uns auch nicht bestellt, als Sie gemeint haben von wegen der Worte im Kuhreigen. So wüst und bös sind auch unsre Bub'n nicht, wie man danach denken könnt', und dafür zum Beweis ist's mir schon recht, wenn ich die Geschichte vom Bötzler erzähle. Müßt's mich aber nicht auslachen, darf ich bitten.“

„Bravo, Bärbeli! — 's Bärbeli hat das Wort.“

„Hier oben in der Meglisalp, lange vor der Zeit, daß für die durchziehenden Fremden hier Wirthschaft geführt wird, als noch Geister in den Bergen sichtbar hausten und die armen Sennen neckten und schreckten, hat das Sennthum ein Mädli geführt, das

weitum für die Schönste galt. Der Hirt einer Nachbaralpe, ein gar frischer und fester Bub, war ihr Schatz. Wenn es Abend war, kamen die beiden vor der Hütte zusammen und unterhielten sich wie zwei Liebesleute, doch in allen Ehren. Als der Senn einst von anderen Hirten, die von Treue und Tugend sehr gering dachten, aufgezogen wurde, weil er an die Treue seiner Liebsten glaubte, ward er sehr aufgebracht und verschwor sich, sie auf immer demjenigen abtreten zu wollen, der auch nur den Schein einer Untreue ihr nachweisen könne. An einem der nächsten Abende geschah es, daß der junge Senn sich ganz unvermuthet abgehalten fand, zum Stelldichein zu erscheinen. Die schöne Sennin harrte seiner mit Sehnsucht, aber vergebens. Sie zog sich in ihre Hütte zurück voll Mißmuth über das Ausbleiben des Geliebten. Da knarrte auf einmal die Thür — es trat ein Mann herein und setzte sich neben sie nieder. Obgleich sie die Gestalt infolge der herrschenden Dämmerung nicht recht erkennen konnte, hielt sie den Ankömmling dem Klang der Stimme nach für den Ersehnten und die gewohnte Unterhaltung begann. Da sie anfangs wegen seines Zuspätkommens schmollte und das Gesicht ihm nicht zuwandte, wurde sie ihres Irrthums nicht gewahr. Als aber die Liebkosungen des Mannes bald weit zudringlicher wurden, als es dem bisherigen Verkehr der beiden Liebenden entsprach, und sie sich unter Sträuben seiner Umarmung entzog, merkte sie im Umwenden, daß es ein Fremder war, und zugleich entdeckte sie, daß derselbe einen Geißfuß hatte. Es ward ihr heiß und kalt bei diesem Anblick, doch fand sie bald ihre Fassung wieder und sagte beherzt: ‚Satan, Du bist ein Betrüger, über mich hast Du keine Gewalt.' Der Teufel aber erwiderte: ‚Dein Liebhaber hat unlängst sich verschworen, seine Braut Dem abzutreten, der sie dahin zu bringen vermöchte, auch nur einen Schein von Untreue zu zeigen, und das hast Du gethan, indem Du mich bei Dir aufgenommen hast. Nun bleibst Du unabänderlich solange in meiner Macht, bis Du mir meinen wahren Namen sagen kannst.' Als aber am nächsten Abend der wahre Liebhaber zu ihr kam, fand er sie in großen Aengsten und sie erzählte ihm alles, was sich zugetragen. Betrübt und verzweifelt sich der Uebermacht des Bösen, der ihn um sein Glück bringen wollte, nicht gewachsen fühlend, strich der Senn, nachdem er die Sennin verlassen, im Lichte des Mondscheins in den Bergen umher. So kam er auch auf die höchste Alpe des nächsten Berges, der jetzt der ‚Bötzler' heißt. Da sah er ein offenes Feuer und einen Sennen mit einem Geißfuß, der um dasselbe mit übermüthigen Gebärden tanzte. Als er näher trat und hinter einer Legföhre kniend hinlauschte, hörte er, wie der Böse, den er gar wohl erkannt hatte, die Worte sang:

‚Wenn mi Schätzle thät wössa,
Daß i Bötzler heiß,
Wär's vorbei mit dem chössa —
Guot, daß sie's nöt weiß.'

Flugs eilte er am andern Morgen noch vor Beginn der Arbeit zu seinem Schatz, erzählte ihm sein Abenteuer und nannte den Namen, den er gehört. Als dann am Abend der Satan erst vorsichtig die Hütte umschlich und, da er die Sennin allein in dieser hantieren sah, keck zu ihr eintrat, da scholl ihm aus ihrem Munde der Gruß entgegen: ‚Geh nur, Bötzler, ich kenne Dich!' Kaum war das Wort ihren Lippen entflohen, so machte der unheimliche Gast einen Luftsprung zur Thür hinaus, wobei er dem Meidli mit seinem Geißfuß einen derben Schlag ins Gesicht versetzte, so daß sie ohnmächtig niedersank; als sie aber erwachte, lag sie in den Armen ihres treuen Sennen. Von dieser Zeit an heißt der Berg, auf welchem der Böse jenen Vers sang, der ‚Bötzler'. Die Sennin von der Meglisalp und ihr Schatz aber wurden bald danach ein glückliches Paar."

Das Bärbeli schloß ihre mit großer Schlichtheit vorgetragene Erzählung, indem sie ohne weitere Umstände ihre Stickarbeit wieder aufnahm.

„Eine wurzelechte Sage, völlig der Gegend entwachsen, für deren einfache Verhältnisse und einsame Menschen sie sehr bezeichnend ist," sagte mehr zu sich selbst als zu den anderen der gelehrte Litteraturkenner, welcher dem Mädchen am nächsten saß. „Um so auffallender ist die Verwandtschaft des einen Motivs, daß die Sennin den Namen des geheimnißvollen Gastes errathen muß, mit demjenigen, auf das sich unser deutsches Märchen vom Rumpelstilzchen gründet. . . . Auf jeden Fall verdient unser braves Bärbeli unser aller Dank für die Mittheilung; möge ihre Treue von solchen Anfechtungen verschont bleiben, dafür aber einen gleichen Lohn finden wie die Sennin der Sage vom Bötzler!"

„Und möge sich ihr Schatz auch jederzeit so frei von Eifersucht erweisen wie der Senn der Geschichte," fügte neckend der Astronom dem Glückwunsche bei.

„Aber, Herr Doktor," unterbrach ihn da mitleidigen Tones die bisher so schweigsame Frau Kurz, „bringen Sie doch das liebe Kind nicht in Verlegenheit; sehen Sie nur, wie sie roth wird."

„Das ist nur ein Beweis, wie sehr meine Vermuthung berechtigt ist, daß heutzutage auch in diesen entlegenen Revieren der Glaube an den Teufel verschwunden ist und daß so ein warmblütiger Bursche von heute, wenn er hörte, ein Mann sei bei seiner Liebsten gewesen, es habe sich aber herausgestellt, daß es der Satan selbst in höchsteigener Person war, diesem Berichte mit eifersüchtigem Mißtrauen begegnen würde."

Die Stickerin legte erregt die Arbeit nieder, indem sie sinnend vor sich hinblickte.

„Es ist aber doch der Teufel, der auch noch heute sich neidisch zwischen liebende Herzen drängt, wenn er auch nimmer sichtbar mehr kommt," sagte sie dann.

„Wie meinst Du das, Bärbeli?" fragte wiederum mit einem Lächeln warmen Wohlwollens die Frau des Fabrikanten, welcher, über diese Initiative seiner Gattin sichtlich erfreut, näher rückte, während er mit Behagen den blauen Rauch seiner Havanna kunstgerecht in Ringen vor sich hinblies.

„Ei, ich und mein Schatz wären beinah aus einander gekommen, ganz unnöthig, nur weil er eifersüchtig war. Die Eifersucht, das ist eben der Böse . . ., der Bötzler. Und die er heimsucht, wissen auch jetzt nicht um den Betrug, bis ihnen die Augen aufgehen."

„Das mußt Du uns erzählen," mahnte nun der Professor. „Wenn auch das Reisen keine Rolle dabei spielen sollte, so ist's doch sicher ein Erlebniß, das hier in den Bergen spielt, die wir Städter nur vom Reisen her kennen."

„Wohl ist auch das Reisen daran betheiligt," erwiderte eifrig das Mädchen. „Wenn die fremden Gäste, die auf ihrer Reise den Säntis besteigen, hier nicht vorüberlämen und in der Meglisalp einkehrten, wären wir beide nie uneins geworden."

„O weh," scherzte der Maler, „so sind wir eigentlich sämmtlich Mitschuldige!"

„So ist es nicht gemeint," fuhr das Mädchen fort, ohne sich in ihrem Ernst stören zu lassen. „Und dann, was ich gleich jetzt sagen will, dem Reisen verdanken wir auch unser Glück, unsere schönsten Stunden."

„Aha, das ist Wasser auf unsere Mühle! Aber nun wollen wir alle fein zuhören."

Der Professor hätte diese Mahnung kaum nöthig gehabt, so andächtig lauschten bereits alle.

„Mein Schatz ist auf der anderen Seite des Säntis daheim, im Toggenburgischen. Sein Vater war ein Arbeiter in der großen Rothfärberei zu Ebnat-Kappel; auch er war als Knabe mit in der Fabrik beschäftigt, dann aber wurde er Schmied, und damals, als ich ihn kennen lernte, war er Gesell in der Schmiede von Neu-St. Johann, das nur eine Stunde vom südlichen Fuße des Säntis gelegen ist. Es war am Sonntag nach Jakobi vor zwei Jahren. Ich war mit meinen Leuten zum großen Schwingfest auf die Bottersalp gezogen, welche in der Nähe des Krätzernwaldpasses grade in der Mitte zwischen unserem Weißbad und dem Rietbad der Toggenburger liegt. Dieses Schwingfest wird alle Jahre abgehalten; die kräftigsten und schönsten Sennen des Gebirgs strömen dann zusammen, um im Schwingkampf ihre Kräfte zu messen. Ich war damals noch ein halbes Kind und bewunderte gar sehr die Sieger; am allerbesten von ihnen gefiel mir aber der St. Johanner Schmied-Jakob. Der stolze Bub mochte dies wohl bemerkt haben, denn als es nachher ans Tanzen ging, kam er gar bald zu mir, als ob sich das von selbst verstünde, und holte mich zum Tanze, und als er dann mich im Kreise drehte, während ich, wie es sich gehört, meine Hände auf seine Schultern gelegt hielt und ihm grad ins Gesicht sehen mußte, da war mir's, als versicherten mir seine Augen, daß er nur um mir zu gefallen seinen Gegner vorhin so mächtig geworfen habe. Später hat er mir's auch mündlich gesagt, und als es ans Scheiden ging, da waren wir einig, daß von nun an eins dem andern sein Schatz sei.

Leider hatten wir wenig Aussichten, bald zu heirathen. Sein Vater war arm und er hatte auch noch weit hin, um sein Schmiedhandwerk selbständig zu betreiben. Auch sieht man's bei uns nicht gern, wenn eine Innerrhoderin über die Grenze heirathet. So mußten wir unseren Verspruch geheim halten. Aber ein paar Zusammenkünfte mittenwegs auf den Pfaden zum Säntishaus machten wir doch möglich und bei unserer Alpstubeten im Herbst war auch er da und tanzte von allen am schönsten. Was mir aber noch ganz besonders gefiel, das war seine Stärke, mit der er es vor den andern zu verbergen vermochte, wie sehr er mich lieb hatte. Und doch stand uns der Abschied für die lange Winterszeit bevor. Als wir uns dann heimlich noch einmal trafen, da spürte ich's wohl, welche Anstrengung ihm diese Selbstbeherrschung gekostet haben müsse. Ich wußte auch aus eigener Erfahrung, wie schwer es ist, seinem Schatz ein fremdthuendes Gesicht zu machen. Und nun einen ganzen Winter lang sich nicht sehen sollen — es kam uns hart an.

Statt daß aber dann das Wiedersehen im Frühjahr nach so langer Trennung um so fröhlicher gewesen wäre, brachte er aus seiner schwarzen Schmiede in die hellen Berge ein mißmuthig Herz mit. An den langen Winterabenden, wo die Burschen, die im Sommer den Fremden als Führer auf den Säntis und zum hohen Kamorn dienen, müßig im Wirthshaus sitzen, hatte er allerhand dummes Gerede gehört, wie die Fremden in den Gasthäusern und Schutzhütten den Mädlen schön thäten und diese nicht spröde wären, sondern sich noch etwas drauf einbildeten, wenn so ein Städtischer ihnen den Kopf verdrehe. Ich suchte ihn zu beruhigen. Es sei nur in Ordnung, daß wir den Gästen, die wir zu bedienen haben, auch ein freundlich Gesicht machten, er solle sich keine so thörichten Sachen einbilden: wegen meiner — so könnten mir hundert Herren an einem Tage schön thun und ich würde noch keine Minute in meiner Treue wankend werden. Da sei Gott vor! . . . Er sprach zwar bei jenem ersten Wiedersehen nicht mehr davon und unterdrückte sein Mißtrauen, aber der einmal rege Argwohn in seiner Seele war nur dem Scheine nach beseitigt.

Nun traf es sich vorm Jahre, daß schon zeitlich im Sommer ein Herr drunten im Weißbad Wohnung nahm, der von der dort gebotenen Molkenkur sehr wenig wissen wollte, desto mehr aber von den alten Ueberlieferungen in Haus und Geräth, Sprache und Brauch, wie sie in unseren Appenzeller Gebirgsthälern sich erhalten haben. Es war einer, die so Bücher schreiben, wie dort eins auf dem Tisch liegt. Er sprach immer von der ‚Kultur' — das wär' sein Fach, sagte er. Er hatte eine Brille auf der Nase, wie all die gelehrten Herren, und dann frug er zu viel — wie ein kleines Kind, das bei allem ‚warum denn' und ‚woher denn' fragt, sonst aber war's ein netter und honetter Mann, auch noch nicht alt und zu einem guten Scherz aufgelegt. Nun war meine Großmutter unten in Schwendi besonders angesehen, weil sie so viel wußte, was früher in unserem Ländli sich zugetragen, auch die Sagen und Lieder und die Bedeutung von so manchem Brauch und Geräth, an die heutzutag eben nur noch die ganz alten Leute denken.

Von dieser Frau hatte der Herr von einem seiner Lehrer in Zürich, einem Professor an der Universität, der sich auch mit solchen Dingen abgab, gehört, und so war er denn sehr betrübt, daß sie schon todt war. Mich hatte die Ahn immer besonders lieb gehabt, weil ich ihren Geschichten gern zugehört hatte, auch mir manches vermacht von alten Sachen, namentlich ihren vollständigen Sonntagsstaat, um den mich seitdem viele beneiden, denn jetzt werden all die Kettchen und Spangen, die Haarnadeln und die Ohrgehänge, die Plättlikette und das Halsmuster, die Schürzrose und die Schluttenketteli lange nicht mehr so schön und gediegen gemacht.

Von alledem hörte der studirte Herr und kam nun eigens zu uns herauf, um mich recht nach Herzenslust auszufragen. Es gefiel ihm hier oben, und so ließ er sich's bei uns gefallen, als ob er's nicht anders gewohnt sei. Wir alle hatten ihn gern, denn es freut unsereinen doch auch, wenn ein Fremder gar so viel Theilnahme für alles Heimische hat, und so lästig mir's mitunter wegen der darüber versäumten Arbeit war, gab ich ihm redlich Bescheid über alles, wonach er mich fragte, soweit ich dies eben konnte. Ein ganz besonderes Interesse hatte er auch für alles, was ihm an unserer Art zu sprechen als sonderbar auffiel: er nannte das Dialektforschung. Und daran lag's.

Weiß noch heute nicht, wer's dem Jakob gesteckt hatte — es verkehren ja so viele Führer hier, auch die von der Toggenburger Seite kommen gern einmal vor dem Rückweg zu uns herunter — genug, ihm war gesagt worden, daß ein Fremder, der noch jung und nicht uneben sei, sich dauernd hier bei uns aufhalte und zwar nur wegen meiner. Den ganzen Tag habe er sein Wesen um mich. Das war ja nicht gegen die Wahrheit. Aber der arme Joggeli wußte nicht, wie's gemeint war. Heiß stieg ihm die Eifersucht in den Kopf und brachte ihn um alle Ueberlegung. Ich hatte davon keine Ahnung. Wie immer, schloß ich jeden Tag mein Denken damit ab, daß ich dem fernen Schatz eine gute Nacht zurief, ohne einen Schimmer, daß er sich um dieselbe Zeit unruhig auf seinem Lager wälze, von den furchtbarsten Vorstellungen gepeinigt.

Der Gast hatte mich nun schon öfter gebeten gehabt, ihm einmal den vollen Sonntagsstaat meiner Ahneli vorzuführen, indem ich mich selber damit herausputze. An einem Sonntag hatte ich mich denn früh am Morgen mit allem ausstaffirt und behangen, daß es eine wahre Pracht war. Die Haube mit den großen schwarzen, aus Roßhaar und Seide gewobenen Schlappen, der weiße Stoßer vor der Brust, das sammtne Mieder, das bunte, goldgestickte Brusttuch, die schneeweißen Hemdärmel, die braune, feingefältelte Joppe, der rosenrothe Schoß aus schimmernder Seide — all das stand mir gar gut, das fühlte ich selbst. So erschien ich dem gelehrten Kulturdoktor, der hier in der Gaststube allein über seiner Arbeit saß, und hatte meinen hellen Spaß an seiner Freude.

Da auf einmal wird die Thür aufgerissen. Als wolle er seinen Augen nicht trauen, starrt mit dem Ausdruck sprachlosen Zorns der Jakob ins Zimmer — auf mich, auf ihn. So hatte er mich noch nie gesehen, so hatte ich mich ihm noch nie gezeigt — ‚nur dem Fremden zulieb wird solcher Staat gemacht!' las ich in seinem Auge.

‚Jakob!' schrie ich erschreckt und stürzte mich ihm entgegen, um alles aufzuklären.

Mit einem Ruck stieß mich der Starke bei Seite: ‚Wir zwei sind fertig, geh' aus!' — knirschte er, einen wilden Blick auf mich schleudernd, mit heiserer Stimme — ‚aber mit dem da will ich noch ein Wörtli reden. 's ist Zeit, scheint's.' Damit schritt er auf den im Vergleich mit ihm nur schwächlichen Stadtherrn zu mit einer ausholenden Armbewegung, als gölte es, beim Schwingfest den stärksten Gegner beim Gürtel zu fassen und in die Luft zu schmettern.

Sicher wäre es sehr schlimm abgelaufen, wenn der Doktor nur die geringste Miene zu seiner Vertheidigung gemacht hätte. Aber daran dachte der gar nicht. Er war gerade damit beschäftigt gewesen, sich die Namen aller Ketteli und Spangen genau aufzuschreiben, als die heftige Unterbrechung erfolgte. Da er mich ‚Jakob' rufen gehört, wußte er, daß der Eingetretene mein Schatz war; denn ich hatte ihm auch öfter von meinem Schatz erzählt, und wenn er sein Verlangen geäußert hatte, eine genaue Beschreibung der bei unseren Schwingfesten eingehaltenen Gebräuche zu erhalten, so hatte ich ihn vertröstet auf den Tag, wenn mein Joggeli aus St. Johann zu Besuch kommen würde, der sei einer, der's vom Grund aus verstünde. Diese Hoffnung hatte sich in seinem Geiste mit der Erwartung seines Eintreffens derart verschwistert, daß er das drohende Auftreten Jakobs für ein G'spaß nahm, dem nun eine Erklärung der Schwingfestgebräuche auf dem Fuß folgen müßte. Jetzt muß ich lachen, wenn ich dran denk'. Damals aber war's ein furchtbarer Augenblick. Ich denk' grad', Jesus, Maria und Joseph, der zerschmeißt uns unsern zarten Kulturdoktor in lauter kleine Stückeli, da höre ich diesen auf einmal ganz vergnügt ‚Bravo, bravo!' schreien und, als handle es sich um ein Schauspiel, vergnügt in die Hände klatschen. Darauf war der wilde Jakob nicht vorbereitet. Wenn der Fremde sich in einen Riesen verwandelt hätte, wäre er nur erst recht auf ihn eingedrungen; diese Verwandlung des vermeintlichen Feindes in ein harmloses Kind entwaffnete ihn.

‚Noch einmal diese Stellung — das war echt, das war unecht,' rief der Doktor. — Mit dem ‚echt' machte er sich immer zu thun.

Nun hatte der Jakob seine Sprache wieder gefunden. ‚Nichts da,' donnerte er, ‚hier ist der Spaß aus; das Bärbeli da war mein Schatz und die laß ich mir von keinem hergelaufenen Stadtherrn verschimpfiren! Wenn Ihr ein Mann seid und Ehr im Leib habt, laßt's uns ausfechten.'

Nun endlich konnte ich zu Wort kommen. Ich suchte ihn aufzuklären. Er aber glaubte mir nicht.

‚Ist's etwa nicht wahr, daß ihr vom ‚chössa' und ‚lieba' Euch unterhalten habt?' warf er mir entgegen.

‚Kann wohl sein,' sagte ich, ‚der Herr ist ein Sprachengelehrter und studirt unsere Mundart.'

Das verstand nun mein guter Schatz zwar nicht, aber er merkte doch, daß es noch Menschen gäbe, die mit mir vom Küssen sprechen könnten, ohne mir Küsse abzuverlangen. Ich benutzte seine Verwirrung und zog ihn mit mir hinaus. Und nun denkt's Euch, als ich ihn, nachdem er etwas ruhiger geworden war, frug, wie er so unerwartet habe eintreffen können:

‚Weißt, Bärbeli,' sagte er, ‚Führer bin ich geworden. Hab' den Schmiedhammer an den Nagel gehängt. Die Berg' kenn' ich auch, wie die andern, und Geld bringt's ein. Die Hauptsach' aber ist, nun kann ich selbst sehen, was Du treibst und wie Du lebst, und brauch's nicht zu hören von giftigen Ohrenbläsern, die eine Freud' dran haben mich aufzuhetzen, wie die schlimmen Kameraden in der Geschichte vom Böhler.'

Und seitdem," schloß das Bärbeli vergnügt, „sehen wir uns oft und sind glücklich mit einand'. Der Böse ist ausgetrieben."

„Und," fuhr der Professor, indem er sein Glas erhob, fort, „die Wandlung Deines Schmied-Jakob in einen Reiseführer war auch — Dein schönstes Reiseabenteuer!"

„Und daß wir zu Euch ins Gebirg reisen, hat auch sein Gutes. Gelt, Bärbeli?" sagte vergnügt der Maler.

6. Im ewigen Eise.

Es war inzwischen abends acht Uhr geworden, um welche Zeit Bergsteiger, die ein Alpenschutzhaus zum Uebernachten benutzen, um andern Tags noch vor Sonnenaufgang den eigentlichen Aufstieg zum Ziel anzutreten, sich niederzulegen pflegen. Professor Schröder stellte daher der animirten Tischgesellschaft die Entscheidung anheim, ob man die Fortsetzung des Symposions vertagen oder noch beisammen bleiben solle, so daß auch Mr. Whitfield und Herr Kurz noch heute zu Worte kämen. Er selbst würde es lebhaft bedauern, wenn der sich rundende Kranz von Erzählungen jetzt unvollendet bleiben müsse, aber dies sei seine Privatmeinung und könne für die übrigen Theilnehmer nicht maßgebend sein. Durch die ins Freie führende Thür, welche das Bärbeli geöffnet hatte, um den Herren frisches Getränk zu holen, pfiff in diesem Moment der draußen noch immer herrschende Sturm so kalt und schrill, daß Herr Kurz wohl die Meinung aller aussprach, als er lächelnd bemerkte:

„Na, morgen früh vom Säntis herab die Sonne aufgehen zu sehen, diese Hoffnung hat wohl ein jeder von uns längst völlig aufgegeben. Ich denke, Herr Whitfield und ich spinnen gleich weiter das Garn zu Ende, um diesen guten norddeutschen Seemannsausdruck zu gebrauchen."

Der Engländer nickte zustimmend.

„Aber wer von uns beiden fängt an? Was mich betrifft, so lasse ich Ihnen als Ausländer gern den Vortritt, vorausgesetzt, daß der Faden Ihrer Geschichte bereit liegt."

„Ganz wie es Ihnen beliebt," sagte, seine Cigarette niederlegend, Mr. Whitfield. „I am ready."

Nachdem auch Professor Schröder ihn gebeten, daß er anfangen möge, rückte der schlanke, auffallend schön gebaute Brite näher an den Tisch heran und begann ohne weitere Umstände:

„Auch ich will ein Reiseabenteuer erzählen und von Wanderlust und Wanderglück; aber ich fürchte, daß nicht alles nach dem Geschmack der Mehrzahl von Ihnen ist, denn Sie sind Vergnügungsreisende, die ins Gebirg gekommen sind, um im Anschauen großer und schöner Natur auf kurze Zeit Ihr städtisches Kulturleben zu vergessen; mir ist das Ueberwinden der Schrecknisse der gewaltigen Gebirgsnatur dagegen zum Berufe geworden, die Alpen sind die grande passion meines Herzens, ich bin Alpinist mit Leib und Seele. Ich weiß wohl, wenn ich hier vor Ihnen ein Loblied auf die Kunst des Bergsteigens anstimmen und des längeren auseinandersetzen würde, wie hocherhaben dieser Sport über jeden andern zu stellen ist, Sie würden im Stillen mich einen ‚Alpenfex' nennen und sich vor allem Folgenden bekreuzen. Es wäre dies auch gerade so verkehrt, wie wenn ein passionirter Jäger von seinen Jagdabenteuern vor Zuhörern schwärmen wollte, die, weil sie keine Jäger sind, während der Erzählung nur die armen Hirsche und Rehe bedauern, um deren Erschießen sich die Jagdlust dreht, oder wenn ein leidenschaftlicher Reiter sein Lieblingsthema eingehend behandeln wollte vor Sonntagsreitern, denen das bloße Zupferdesitzen schon eine Anstrengung ist. Aber ich habe die Frage nach meinem schönsten Reiseabenteuer zu beantworten, und so muß ich wohl oder übel manches vorbringen, was theils ruhmredig klingt, theils Ihnen thöricht erscheint, und was doch nicht zu verschweigen ist, weil es organisch zu meiner Geschichte gehört. Denn gerade dieses Erlebniß hat meine Leidenschaft für die Eis- und Firnwelt der Alpen zur Voraussetzung.

Nur eines lassen Sie mich noch kurz vorausschicken. Die meisten derer, die in den Städten einem friedsamen Berufe nachgehen, meinen, nur die Befriedigung der Eitelkeit sei der eigentliche Ansporn zu dem gefahrvollen Alpensport. Das Gegentheil ist der Fall. Es giebt nichts, was die menschliche Eitelkeit so gründlich demüthigt wie die innige Berührung mit der gewaltigen Hochalpenwelt, die in ihrer Schönheit wie ihrem Schrecken gleich großartig ist. Auch herrscht die Meinung, es handle sich dabei nur um Akrobatenkunststücke von Leuten, welche die Alpen als Klettergerüst betrachten. Aber die wahre Alpinistik ist zugleich eine Kunst und eine Wissenschaft. Die Kunst des Bergsteigens fordert eine Entfaltung der persönlichen Thatkraft und Geschicklichkeit, welche fast alle Fähigkeiten der Seele und der Sinne ins Spiel setzt, sie fördert und bereichert durch die Erforschung der Alpenwelt unsere Kenntniß der Natur auf allen ihren Gebieten. Vor dem Botaniker, der die Flora, vor dem Zoologen, der die Fauna, dem Geologen, der die Gesteinschichten und Gletscherschiebungen der Alpen erforschte, vor dem Techniker, der bequeme Hochstraßen und kühne Schienenwege über und durch die Alpen legte, dem Meteorologen, der seine Beobachtungsstationen auf hohen Bergesspitzen errichtete, dem Strategen, der die im Kriege vortheilhaftesten Alpenpässe auf seinen Karten eintrug, vor den Erbauern bequemer Alpenschutzhäuser und Unterkunftshütten für das reisende Publikum, stieg als Pionier ihrer aller der Tourist in die Wirrniß der Bergriesen mit ihren Felsgraten und Geröllböden, Gletscherabstürzen und Schneeüberhängen, Firnbassins und Schuttkaminen und erforschte die Gesetze ihres Baues.

Leider freilich macht sich auch in der Alpinistik, wie überall in Kunst und Wissenschaft, der Dilettantismus besonders wichtig. In einem Dorfe am Fuß des Großglocknergebirgs liegt auf dem Friedhof ein junger Mann begraben, der bei einer Besteigung jener eisumpanzerten Spitze ums Leben kam. Ich war damals selber in Kals, als man seine Leiche herunterbrachte. Dieser Verunglückte erscheint mir immer als Typus dilettantischer Bergexerei. Ohne an kleineren Hochtouren seine Kräfte erprobt zu haben, ohne irgendwie vorbereitet zu sein, in einem leichten Sommeranzug, welcher nur im Zuschnitt der wetterfesten Tracht der Gebirgsbewohner kokett nachgeahmt war, war er nach Kals mit einigen Freunden gekommen ohne die geringste Absicht, den Glockner zu besteigen. Die Rückkehr einer nicht gerade besonders kräftig gebauten Dame von einer glücklichen Besteigung der hohen Eispyramide veranlaßte ihn zu der Behauptung, ihm würde das gleiche Unternehmen eine Kleinigkeit sein, und als er damit auf den Widerspruch und Spott seiner Kameraden stieß, wettete er voll Uebermuth, daß er es ihnen beweisen werde. Unterwegs gerieth er mit seinen Führern in einen eisigen Schneesturm; den Mahnungen der kräftigen Männer, umzukehren, gab er nicht nach, so sehr er fühlte, wie seine Kräfte nachließen; seine Eitelkeit vermochte sich nicht in die aus einer Rückkehr sich ergebende Demüthigung zu finden, und so trotzte er den Elementen, bis er erlag, in Krämpfe verfiel und dann auf dem Rücken des treuen Führers, der ihn heruntertrug, sein Leben aushauchte.

Ein wirklicher Alpinist wird im Gegensatz zu dem Leichtsinn und der Eitelkeit, die hier einen alpinen Unglücksfall bewirkten, alle Hilfs- und Schutzmittel in Anspruch nehmen, welche ihm die Kultur und die Technik zur Ueberwindung der Schwierigkeiten einer solchen Hochtour darbieten. Wir studiren das Maß unserer eigenen Kräfte und richten danach die Inanspruchnahme der Kräfte erprobter Führer sowohl als einer rationellen Ausrüstung. Der Eine läßt beim Ueberschreiten steilerer Gletscher sich anseilen und in das Eis Stufen hauen, der Andere verläßt sich, wenn es sich nicht um besonders gefährliche Entdeckungsfahrten handelt, auf seine eigenen, mit Steigeisen bewaffneten Füße und den Bergstock in seiner Hand. Ein richtiger Alpinist wird auch immer die

nothwendigsten Hilfsmittel für Höhenmessung und Terrainbeobachtung mitnehmen und seine Entdeckungen und Erfahrungen der Wissenschaft zu gute kommen lassen. Wenigstens habe ich es immer so gehalten. Daß das Bewußtsein absoluter Schwindelfreiheit und oft erprobter Kraft auch solche Alpinisten bisweilen zu verwegenen Unternehmungen verleitet, bei welchen allein die Lust am gefährlichen Abenteuer und der ‚Reiz des Unbekannten' als Motive wirken, will ich ebenso wenig leugnen wie den Ehrgeiz, der im Wetteifer mit Gleichbegabten ins Spiel tritt.

Gerade das letztere war in besonderem Grade bei einer Reihe von Hochtouren der Fall, die ich vor einigen Jahren in dem bereits erwähnten Gebiete des Großglockners ausführte. Und die Persönlichkeit, welche meinen Ehrgeiz und Wetteifer so herausforderte, war — wie im Falle jenes Verunglückten — eine Dame. Kennen Sie Heiligenblut? Wenn man von Regenwetter festgehalten, dort um alle Aussicht betrogen wird und in dem kahlen Wirthszimmer des einzigen alten Gasthofs über seine Specialkarte des Großglocknergebiets gebückt darüber simulirt, welche Partien man machen könnte, wenn nur das Wetter besser wäre, ist's ein armseliges Gebirgsdorf wie tausend andere. Wenn aber ein günstiger Wind die grauen Wolkenschleier emporweht, welche bisher die hermelingeschmückte Majestät des Großglockners dem Anblick entzogen, wenn über den dunklen Bergen des oberen Möllthals, über den schneebedeckten hohen Leiterköpfen und dem schimmernden Absturz des großen Pasterzengletschers in der Ferne sich die schlanke Firnnadel des Großglockners leuchtend aus der sie umgebenden Eiswelt ins Blau des Himmels hinaufschwingt, erscheint dies Dorf mit seiner gleichfalls schlank emporgestreckten Kirche dem Alpenfreund als die denkbar schönste Pforte zu einem Paradiese im Reiche des ewigen Schnees! Je länger ich vorher die Langeweile des Eingeregnetseins hatte ertragen müssen, um so entzückter wurde ich dann des fascinirenden Reizes dieser Scenerie inne, als endlich — endlich die Spitze des Glockners frei ward. Es waren noch mehrere Herren im Schoberwirthshaus, die gleich mir mit Sehnsucht diesem Ereigniß entgegengesehen hatten. Ein Professor aus München, Botaniker von Fach, ein Entomolog aus Wien, der auf den Almen unterhalb der Firnwelt auf Schmetterlingsjagd ausgehen wollte, und noch mehrere Touristen, welche nur die Wanderung an dem Glocknerhaus und der Pasterze vorüber über die Pfandlscharte ins Fuscherthal vorhatten. Wir saßen gerade in lebhaftem Gespräche bei Tisch, als zum Fenster einfallende Sonnenstrahlen uns die Aenderung des Wetters ankündigten und überdies der freudige Ruf eines Führers vor dem Hause: ‚Der Glockner wird frei!' unsere Ahnung bestätigte.

In diesem Augenblicke that sich die Thür auf und in derselben erschien — während wir gerade im Begriff waren, aufzustehen und ins Freie zu eilen, um Zeugen der Aufhellung des Himmels zu werden — eine touristisch gekleidete Dame, bei deren Erscheinen es auch wie Sonnenschein durch die niedrige Stube ging. Da ein blauer, von ihrem Florentiner Strohhut herabwallender Schleier ihr Gesicht zur Hälfte bedeckte, welches obenein zurück nach der Hausflur gewendet war, bestimmte der auffallend schöne Wuchs von seltener Kraft und Grazie den ersten Eindruck. Sie trug eine anliegende, leicht geschürzte Kleidung aus hellbraunem Lodenstoff, in der Rechten hielt sie einen Bergstock, ihre Schuhe waren aus dickem Leder und auch vorn mit Nägeln beschlagen. An der Seite der Wirthin, welche sie als alte Bekannte begrüßte, trat sie nunmehr ganz ein, indem sie zu dieser sagte:

‚Der Michel soll nur mein Gepäck gleich auf mein Zimmer tragen; ich aber will hier unten bleiben; der Weg von Dölsach hierher hat mir Appetit gemacht.'

‚Das ist schön,' sagte die Wirthin, welche der Dame auf einem andern Tisch als dem unseren ein Gedeck zurechtlegte, ‚und schönes Wetter haben Sie auch mitgebracht, nachdem es vierzehn Tage lang bei uns geregnet hat. Das heiße ich Glück und gute Vorbedeutung.'

Ueber das Antlitz der Dame glitt bei dieser Beglückwünschung ein herber Zug, der jedoch die eigenthümliche Schönheit des Gesichtes eher erhöhte als minderte. Dasselbe war von einer gleichmäßigen, nicht ungesunden Blässe, mit welcher das große grünlich blaue Auge, dessen Blick klar und bestimmt, beinahe streng war, sonderbar kontrastirte. Die feingeschwungenen Lippen waren fest geschlossen und ihr Ausdruck deutete wie die Kontour ihres Kinns auf besondere Energie. Sie hatte den Strohhut abgenommen, wodurch das schöne edle Profil ganz sichtbar geworden war, sowie ihr blondes welliges Haar, das vorn schlicht gescheitelt, hinten in einem einfachen Knoten aufgesteckt war, ähnlich dem, den wir an antiken Statuen der besten Zeit kennen. In diesem Haare spielte etwas wie ein goldener Schimmer, und ich konnte dem Professor neben mir nicht unrecht geben, der auf meine leise hingeworfene Bemerkung, welche auf die Aehnlichkeit dieses Gesichts mit einem bekannten Dianakopf hinwies, mir antwortete: ‚Nein, die Gletscherkönigin selber.'

Dieser Nachbar, der ein Stammgast von Heiligenblut war, wußte mir dann auch, als wir draußen auf dem Wege zum Katzensteig dem Spiele der Wolken zuschauten, welche mehr und mehr den vollen Anblick des Glockners freigaben, näheres über den neuen Ankömmling zu sagen.

Ihr Vater war ein Kollege von ihm gewesen, der, zwar Deutscher von Geburt, als Professor an einer russischen Universität vor einigen Jahren gestorben war. Derselbe hat sich als Entdeckungsreisender dauernden Ruhm erworben. Ihre Mutter, eine geborene Russin, war ihm bald in den Tod gefolgt. An der Seite dieses Vaters hatte die Tochter schon in frühen Jahren viel von der Welt gesehen und auch die Gefahren des Hochgebirgs schon als Mädchen verachten gelernt. Die letzten Hochtouren, welche sie mit dem geliebten Vater gemacht, hatten einigen Spitzen des Glocknergebiets gegolten und daher stamme ihre Vorliebe für diese Gegend. Weiter erzählte mir der gesprächige alte Herr, daß die Dame trotz des jungfräulichen Ausdrucks ihres Wesens kein Mädchen mehr, sondern eine Frau sei, aber eine geschiedene. Warum die Scheidung nach einer übrigens nur kurzen Ehe erfolgt sei, darüber seien seiner Zeit die verschiedensten Meinungen laut geworden. Auf jeden Fall war dieselbe von ihrer Seite eingeleitet worden, und zwar unter Angabe keines andern Grundes als dem unüberwindlicher Abneigung. Es sei wahrscheinlich, daß diejenigen recht hätten, welche damals behauptet, der Mangel an Mannhaftigkeit und Muth, den ihr Mann in einem kritischen Augenblicke an den Tag gelegt, habe diese Abneigung ihr eingeflößt. Ja, er habe Anlaß, zu glauben, daß jenes Erlebniß einen allgemeinen Widerwillen gegen das männliche Geschlecht, oder wenigstens gegen die gebildeten Vertreter desselben in ihr zurückgelassen habe, denn sie meide seitdem geflissentlich, freilich auch ohne Ostentation, allen Umgang mit solchen; nur im Verkehr mit den wetterfesten, wortkargen, durch Muth und Entschlossenheit ausgezeichneten Führern dieser Gegend aus Kals, Fusch oder Heiligenblut habe er sie gesprächig und frei von jeder Zurückhaltung gesehen.

Alles dies war nur geeignet, mein Interesse für die Dame, das schon ihre Erscheinung geweckt hatte, wesentlich zu steigern, und mit Spannung sah ich einer Gelegenheit entgegen, mich ihr zu nähern und ihre Bekanntschaft zu machen. Bei der gleichen Vorliebe für die Alpenwelt und das Ersteigen ihrer Gipfel und Uebergänge konnte es ja an Anknüpfungspunkten nicht fehlen, und was ihre Antipathie betraf, so nahm ich es ja, wie ich meinte, in Bezug auf Muth und Entschlossenheit mit dem besten Bergführer im Glocknergebiet auf. Als ich aber erleben mußte, daß sie mir gerade wie jedem andern Touristen dieselbe Unnahbarkeit und Ablehnung zu theil werden ließ, entbrannte ich vor Begier, diesem selbstbewußten und selbstgenügsamen Weibe Respekt vor meiner Kraft abzugewinnen und sie die Ueberlegenheit eines Mannes, eines männlichen Willens fühlen zu lassen.

Es ist ein natürliches Bedürfniß, nach einer glücklich zurückgelegten Hochtour, während welcher kein unnöthiges Wort gesprochen wird, mit Gleichgestimmten die überstandenen Erlebnisse zu besprechen. Gerade hieraus ergiebt sich ja die Würze der Geselligkeit in den Unterkunftshütten der Alpenklubbisten, welche auf andere Unterhaltungsmittel völlig verzichten muß. Wir hatten das damals noch sehr primitive Glocknerhaus des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins am Absturz der Pasterze ziemlich gleichzeitig zur Station genommen, um den öfteren Rückweg nach Heiligenblut zu sparen. Es konnte nicht fehlen, daß wir des Morgens vor Aufbruch und abends nach der Rückkehr an dem einzigen Tisch des einzigen Gastzimmers dieses Asyls unsere Mahlzeiten nahmen, und gleich am zweiten Tag nach einer glücklich durchgeführten Besteigung der Glocknerspitze auf dem Wege über den Rödnitzgletscher, die Vanitscharte und den Südweg fühlte ich mich gedrängt, ohne weitere Umstände das Wort an die Dame zu richten, obgleich sich dieselbe an einem Platze möglichst

fern von mir niedergelassen hatte. Der Uebergang über die Vauitscharte hatte mir unerwartet viel Mühe gemacht, und so unterdrückte ich denn auch die Klage darüber nicht, nachdem ich meinem Entzücken über den auf der Spitze erlebten Sonnenaufgang und die einzig grandiose Aussicht Luft gemacht hatte.

Die Gletscherkönigin, so nannte ich unwillkürlich in meinen Selbstgesprächen die schöne Einsame weiter, blieb auch bei dieser Gelegenheit dem in diesem Namen ausgedrückten Charakter treu. Meine enthusiastischen Schilderungen nahm sie, zwar ohne die Höflichkeit zu verletzen, aber mit eisiger Kälte entgegen, und nur nach jener Beschwerde ging ein Lächeln über ihre Lippen, ein Lächeln des — Mitleids. Es war, als wolle sie sagen: wie, du prahlendes Männlein, schon diese kleine Anstrengung macht dir Beschwerniß; schon recht, was drängst du dich in mein Reich ein, wo deinesgleichen nicht hingehören. Wohl fühlte ich das Bedürfniß, auf dieses Lächeln mit gebührendem Hohn zu antworten, doch fand ich ihrer stillen Gelassenheit gegenüber keine passenden Worte dafür, ohne Gefahr zu laufen, mich vor ihr lächerlich zu machen. Als ich dann in die Stube der Führer hinausging, um mit den meinen einiges für den folgenden Tag zu verabreden, war ich Zeuge, wie der Heiligenbluter Recke, der sie gerade auf die Johannisspitze zu führen gehabt hatte, in Worten höchster Bewunderung von ihrer sicheren Kraft und Gewandtheit beim Steigen, der Unbeirrbarkeit ihres Willens, der völligen Furchtlosigkeit ihres Wesens sich aussprach, wie sie in solcher Vereinigung auch bei den kräftigsten Männern selten nur anzutreffen seien.

Dieser empfindlichen Demüthigung meines Selbstgefühls folgte bald eine zweite. Es war einige Tage später. Der Zufall hatte es gefügt, daß wir beide gleichzeitig einen Rasttag hielten. Die Post hatte Briefe gebracht, die beantwortet werden mußten; ich hatte außerdem das Bedürfniß gehabt, einige werthvolle Funde für meine Sammlungen näher zu bestimmen und provisorisch zu konserviren, sowie meine Beobachtungen in meine Tagebücher einzuschreiben. Auch sie hatte Aehnliches vor, und da wir auch dafür gemeinsam auf das Touristenzimmer angewiesen waren, in welchem gerade auch ein bekannter Naturforscher aus Wien sich aufhielt, dessen ruhige, schlichte Gelehrtennatur selbst die Sympathie der gestrengen Gletscherkönigin zu gewinnen wußte, so kam ein ganz leidliches Einvernehmen zwischen uns zu stande. Die schlichte liebevolle Art, mit der sie von ihrem Vater sprach, dessen hinterlassene Aufsätze über seine Forschungsfahrten in die Alpenwelt sie herauszugeben vorhatte, die anspruchslose Sicherheit, mit der sie sich als dessen verstandesscharfe Schülerin erwies, gewannen meine höchste Sympathie.

Am Nachmittag saßen wir drei vor dem Glocknerhaus auf dem grasbedeckten Felsenvorsprung, von welchem der Abhang zum Pasterzenkees und seiner Moräne hinabzieht. Das Licht der Sonne fiel voll auf den breiten mächtigen Gletscherabsturz vor uns und die Strahlen erzeugten ein magisches Glitzern und Leuchten in den riesigen Eisspalten des tausendfach zerschründeten Eiskatarakts, dessen Risse und Sprünge die grauweiße Farbe des Massivs mit bläulich grünem Geäder durchfurchten. Das großartige Bild dieses schaurig schönen Gletscherabsprungs, der rechts und links von dunklen Felsenwänden umrahmt wird, während sein scheinbares Ende nach oben hin von dem hochaufstrebenden Firnkegel des Großglockners überragt ist — in Wahrheit dehnt sich die Eismasse um die Freiwand einbiegend noch stundenlang weiter als ein breites Eismeer bis zu dem eigentlichen Massiv von Groß- und Kleinglockner und Glocknerwand hin — dieses prachtvolle Bild fesselte bald unsere Aufmerksamkeit derart, daß das von uns geführte wissenschaftliche Gespräch über die verschiedenen Theorien der Gletscherentstehung und Gletscherbewegung plötzlich versiegte, weil ein jeder dem magischen Reize des Anblicks erlag. Als wir so in stumme Bewunderung eines der größten und schönsten Wunderwerke der Natur verloren dasaßen, tauchten plötzlich vor uns die Gestalten zweier Führer auf, die vom Gletscherrand heraufgestiegen kamen, ein jeder seinen Bergstock und Steigeisen in Händen. Es waren die zwei Kalser Führer, die ich mir, auf besondere Empfehlung hin, für die Dauer meines Aufenthalts hier gemiethet hatte, zwei prächtige, unternehmungsfrohe, kraftstrotzende Burschen, die auf meine Frage, woher sie kämen, lachend erwiderten, sie hätten einen Probemarsch über die Pasterze versucht.

In früheren Jahren hätte es einen leidlichen Weg über die durcheinander geschichteten Eisberge und Blöcke gegeben, auf welchem schwindelfreie Touristen, vorausgesetzt daß sie Steigeisen benützten und sich anseilen ließen, nach der Franz Josephshöhe am rechten Rande derselben hätten gelangen können. Die strenge Kälte des letzten Winters, die Nachwirkungen des vielen Neuschnees, verschiedene Eislawinen von oben her hätten die Verhältnisse des Gletschers jedoch derart verändert und verschoben, daß ein solcher Weg noch nicht wieder ausfindig gemacht worden sei. Auch ihre Mühe sei eben vergeblich gewesen.

Meine Natur würde sich gänzlich verleugnet haben, wenn ich auf diese Mittheilung hin nicht sofort den Vorschlag geäußert hätte, mit ihnen gleich jetzt eine zweite Expedition in die Gletscherwelt, deren Anblick uns eben erst in höchstes Entzücken versetzt hatte, anzutreten. Immer entferntere Ziele im Auge, war ich nie auf den Gedanken gekommen, dem nahen Pasterzeabsturz einen Besuch abzustatten. Die Führer erklärten sich mit Freuden bereit und der Professor aus Wien bat um die Erlaubniß, sich anschließen zu dürfen, was ich selbstverständlich herzlich willkommen hieß, indem ich auch meine Nachbarin aufforderte, an der kleinen Exkursion theil zu nehmen. ‚Gern‘, sagte sie in ihrer kurzen Weise, aber mit höflicher Freundlichkeit, und so brachen wir denn, nachdem die Führer noch die nöthigen Steigeisen und Seile herbeigeholt hatten, auf. Unten auf dem letzten Ausläufer des Gletschers ging's an die Ausrüstung. Die Steigeisen waren bald angeschnallt. Weniger schnell ging das Anseilen. Frau Wallenheim, dies war der eigentliche Name der Gletscherkönigin, erklärte plötzlich, sie bedürfe des Anseilens nicht, dasselbe genire sie bloß. Ich entgegnete, daß auch ich des Anseilens nicht bedürfe, daß aber bei derartigen Unternehmungen, bei welchen der Weg fast beständig an Spalten und Klüften vorübergehe, es die gemeinsame Sicherheit erfordere, daß sämmtliche Theilnehmer sich durch Seile mit einander verbänden. Strauchle oder falle dann einer, so sei die Kraft und der sichere Stand der anderen ihm Stütze. Dies sah sie ein, aber nun wollte sie wenigstens die letzte im Zuge sein. Dagegen protestirten jedoch die Führer: einer von ihnen müsse die Führung haben, der andere den Schluß bilden, dafür hätten sie die Verantwortung.

Ohne ihren Mißmuth ganz verbergen zu können, ließ sie sich nunmehr anseilen, wie es den Führern beliebte. Die Reihenfolge war jetzt die folgende: voran ein Führer, dann der Wiener Gelehrte, dann Frau Wallenheim, dann ich, gefolgt von dem zweiten Führer. Und nun ging das Steigen los. Anfangs mit übermäßiger Vorsicht, denn der mir voranschreitende Professor, des Ueberschreitens von Eisbergen ungewohnt und durch die Nähe der unheimlich schimmernden, weitklaffenden Spalten geängstigt, wirkte zunächst als Hemmniß. Bald aber hatte auch er seine Scheu überwunden und nun wurden unsere Bewegungen schneller und kühner. Bald ging es bequem über schräge Absenkungen wellenförmiger Erhebungen hin, bald auf den emporragenden Rippen von langsam ansteigenden Eisbergen, bald mußten wir vorsichtig von einer Eiswand zur anderen springen oder eine Kluft überklettern, wobei vorragende Eiszungen in Gletscherspalten unseren Füßen Halt bieten mußten. Der Professor glitt manchmal aus und nahm auch sonst öfters die Hilfe des ihm voranschreitenden Führers in Anspruch. Um so sicherer und leichter überwand dagegen die ihm folgende Dame jede Schwierigkeit. Es war, als sei ihr all dies nur ein Spiel, als sei dies Klettern und Voltigiren auf Eis und Firn ihr eigentliches Element. Und spielend in ihrer Grazie und darum ein Schauspiel für mich von fesselndem Reize waren ihre Bewegungen. So kam es, daß auch ich ein paar Mal ins Stolpern kam, eben weil meine Blicke an der vor mir schreitenden schönen Gestalt hingen, statt auf den Weg zu achten. Da endlich schien auch sie einmal ihre sichere Ruhe einzubüßen. Mit einer gewissen Genugthuung, in welcher ich die Empfindungen eines Lebensretters vorschmeckte, sah ich sie plötzlich nach links ausgleiten und mit jähem Ruck ein Stück der schrägen Eiswand herunterrutschen. Mit zwei gewaltigen Sätzen war ich dicht hinter ihr und umfaßte sie mit voller Kraft. Doch sie hatte inzwischen, wie ich jetzt erst merkte, schon wieder festen Stand gewonnen, und, mit heftiger Gebärde sich meinen Armen entziehend, wandte sie sich nach mir um und sagte mit herbem Lächeln:

‚Sahen Sie denn nicht, daß ich absichtlich diesen Abrutsch ausführte? Dort oben hat der sich aufschwingende Tritt des Professors die Stütze abgebrochen, welche der Führer für seinen Weg fand, und wenn ich das nicht rechtzeitig bemerkt hätte, so wäre Ihre jetzt sehr unnöthige Hilfeleistung allerdings vielleicht

nöthig geworden. — Uebrigens, meine Herren,' fuhr sie mit gehobener Stimme fort, ‚kommen wir so nicht ans Ziel. Die Eiswand dort zur Rechten können wir nicht nehmen und hinter derselben schichtet sich Eisklotz an Eisklotz. Probiren Sie doch einmal, über die Rippe, welche dort nach links hinzieht, vorzudringen, ich sollte meinen, daß wir so den Westrand der Pasterze erreichen können, von wo aus wir bequem unseren Weg über den Felsenrand und dann den minder schwierigen Pasterzenboden zur Franz Josephshöhe einschlagen können.'

Um mich kümmerte sie sich nicht weiter. Und zu dieser Demüthigung kam noch die zweite, daß ihr Rath sich als vollkommen richtig erwies. So hatte also auch der erfahrene Führer, der vorangegangen war, seine Lektion weg — von einer Dame.

Diese Scharte muß ausgewetzt werden, dieses Verlangen beherrschte nunmehr mein ganzes Geistesleben. Auch meinen Führern glaubte ich anzumerken, daß sie schwer an der Erfahrung trugen, von einer Flachländerin in ihrem eigensten Berufe zurechtgewiesen worden zu sein. Auf jeden Fall kam es mir wie eine Herausforderung ihrerseits vor, als sie zwei Tage später des Abends nach einer kürzeren Tour, da Frau Wallenheim und ich allein in dem Gastzimmer des Glocknerhauses saßen, mit der Bemerkung vor mich hintraten, sie wüßten noch eine schöne Aufgabe für mich. Durch den Sturz einer Eislawine vom Glocknerkarkees herab sei vor einigen Tagen der untere Theil des Hofmannsweges, der bisher über felsiges Gestein führte, verschüttet worden; es gälte, über das veränderte Terrain einen brauchbaren Steig ausfindig zu machen, so daß dieser kürzeste Aufstieg zum Glockner dem Touristenverkehr wieder gewonnen würde. Vielleicht entschlösse sich auch die gnädige Frau, sich an dem Unternehmen zu betheiligen; sie fände sich ja mit ihren scharfen Augen in der Gletscherwelt noch besser zurecht als sie, die Führer. Sie hatten sich mit dieser letzteren Bemerkung fragend an sie gewandt. Und diese, weit entfernt, irgend welche Anzüglichkeit darin zu erblicken, ging mit lebhaftem Interesse sofort auf den Gegenstand ein. Ich selber war nunmehr für die Idee Feuer und Flamme. Meine Rivalin bewies auch sofort wieder ihren touristischen Scharfblick und klaren Verstand. Die Hindernisse von unten aus zu nehmen, so führte sie aus, würde viel unnöthige Kletterei verursachen; es sei rathsam, von oben her auf dem Kaiser Weg über Stüdlhütte und Adlersruhe sich dem Operationsfeld zu nähern, wobei man es mit dem Fernrohr und Feldstecher rekognosciren und danach den Angriffsplan einrichten könne.

Mir war im Grunde die Art der Ausführung gleichgültig, mein ganzes Sinnen und Trachten stand nur darauf, bei dieser Gelegenheit mich in Bewährung von Muth, Thatkraft und Scharfsinn mit der stolzen Gletscherkönigin zu messen. Ein Feldherr kann nicht begieriger dem Ausgang eines Treffens entgegensehen als ich dem Ausgang des verwegenen Unternehmens.

Während ich mit meinen Führern am folgenden Tage den Weg nur bis zur Stüdlhütte zurücklegte, ging sie mit ihrem Heiligenbluter, einem ruhigen älteren Mann, noch bis zur Erzherzog Johannhütte auf der Adlersruhe hinauf, um dort zu übernachten. Den Vorsprung, den sie dadurch früh am Morgen voraus hatte, benutzte sie, und zwar wider die Abrede, zu einer selbständigen Rekognoscirung des veränderten Gletscherterrains. Die heiße Witterung der letzten Tage hatte viel Neuschnee zum Schmelzen gebracht und dies jene Eisrutschungen bewirkt. Auch Sprünge hatte der oft in einem Winkel von vierzig Grad abschüssige Glocknerkargletscher bekommen; die einsame Exkursion der einzelnen Dame war daher sehr gewagt. Der Ehrgeiz war eben auch in ihr zum Ausbruch gekommen und hatte ihre ruhige Besonnenheit getrübt. Ihr Führer war aber viel zu sehr überzeugt von ihren oft bewährten Tugenden als Bergsteigerin, um ihrer Weisung, uns oben auf der Adlersruhe zu erwarten, einen Widerspruch entgegenzustellen. So hatte er sie ziehen lassen und ihr nur noch ein paar rothe Fähnchen mitgegeben, die sie an besonders markanten Stellen ihres Vordringens möglichst weit sichtbar befestigen sollte.

Als wir gegen sechs Uhr früh auf der Adlersruhe eintrafen, fanden wir den biederen Graubart in großer Unruhe und Sorge. Er hatte seine Schutzbefohlene so lange wie möglich mit sorgsamen Blicken verfolgt, bis sie diesen gänzlich entschwunden war, und seitdem — es war wohl der Verlauf einer Stunde — war sie in seinem Gesichtsfeld nicht wieder aufgetaucht. Mit großer Eile schritten wir — zunächst angeseilt — den Weg hinunter, scharf ausspähend, ob nicht eines der rothen Fähnchen sichtbar werde. Wir waren schon nahe bei der Stelle, wo in früheren Jahren der Gletscher zu Ende gewesen, als wir fast gleichzeitig an verschiedenen Stellen mitten in dem vor uns im Absturz sich überschichtenden Eisblockgewirre drei der rothen Fähnchen ansichtig wurden. Leider ist man in dieser Gletscherregion den ärgsten optischen Täuschungen ausgesetzt; so kam es, daß wir alle vier verschiedener Meinung waren, welches von den Fähnchen das nächste, welches das entfernteste sei. Daraus ergab sich das Bedürfniß, in getrennter Marschordnung vorzurücken. Ich und einer meiner Führer zogen geradeswegs auf das mittlere los. Die beiden anderen Männer rückten zu beiden Seiten vor. Es war ein verwegenes Wandern; jetzt galt es, felsiges Terrain zu überklettern, dann wieder über steile Gletscherabhänge vorsichtig abzurutschen, und wieder, tiefe Gletscherspalten zu überspringen oder, wenn dies nicht ging, zu umgehen. Bald befanden wir uns mitten in einem Labyrinth von Eisbergen, -Nadeln, -Regeln und Firnhängen, in welchem wir nur Dank des Kompasses die Richtung einhalten konnten, so verwirrend wirkte diese Umgebung. Sowohl die rothe Fahne als die Führer waren uns aus dem Auge gekommen; auf unsere Jodelrufe kam keine Antwort. Doch verloren wir dadurch nicht unsere Geistesgegenwart. Ohne Aufenthalt, aber auch mit kluger Ausnutzung jedes Terrainvortheils rückten wir vorwärts.

Endlich erreichen wir die Zinne einer hohen Eiswand, die uns einen Ueberblick nach vor- und rückwärts gestattet. Erstaunt entdecken wir zwei der rothen Fähnchen hinter uns. Vielleicht hatten wir also die Gesuchte schon überholt. Wir lugen scharf aus, ob wir nicht in irgend einer der Einschartungen im Eise ihr Gewand sehen. Nirgends läßt sich eine Spur nur entdecken. Da plötzlich — fast direkt unter uns — werden wir sie gewahr. In einer äußerst steil geneigten Eisrinne, deren Boden offenbar fußtief von Schnee bedeckt war, denn bei jedem Schritt sank sie bis an das Knie ein, schritt sie langsam vorwärts. Mein Führer wollte sie gerade anrufen, als ich ihm stumm bedeutete, zu schweigen. Mich gelüstete es, dem kühnen Weibe zuvorzukommen, das offenbar im Geiste schon den Triumph genoß, ohne jegliche Mannes hilfe das schwierige Unternehmen durchgeführt zu haben. Wir kletterten leise über die steile Neigung des Eisbergs nach Osten hinab, fanden hier günstiges Terrain zum Vordringen in die Rinne und waren gerade in einer breiten Kluft zwischen zwei Eiswänden angelangt, welche in diese mündete, als ein prickelndes Geräusch in dieser uns still stehen heißt. Entsetzen macht unser Blut für einen Moment erstarren: die Schneedecke in der steilen Eisrinne vor uns bewegt sich. Durch das Gewicht der Tritte eines der anderen Führer, der auch die Einsame entdeckt hatte und von oben her in die Rinne, halb rutschend, eilte, war, so erfuhren wir später, die auf dem Eise lagernde, von der Sonne erweichte Schneedecke ins Gleiten gekommen. Schon war die Bewegung und das von ihr erzeugte Geräusch ein Sausen. Es war kein Zweifel, die tollkühne Frau mußte von dem Sturze mit fortgerissen und auf die an die hundert Meter unter dem Ausgang der Rinne lagernde Pasterzenmoräne mit rasender Wucht geschleudert werden. Ohne uns zu besinnen, stürzten wir vor nach dem Rand, an welchem jeden Augenblick die Unglückliche vorbeitreiben mußte.

Noch rechtzeitig gelange ich, als der vordere, zu dem wilden Schneesturz, und vom Instinkt getrieben, stürze ich, als die halben Leibs im Schnee noch aufgerichtet Stehende, mit starren Augen dem Tod Entgegensehende herantreibt, mich ihr entgegen, indem ich dem Führer hinter mir zurufe, das Seil fest anzuziehen, das mich und ihn verband. Mit dem Unterkörper tief in den Schnee gesunken, mit dem rechten Arm die vom Schreck Erstarrte um die Hüfte fassend, während die Linke fest das Seil umklammert hält, gelingt es mir, für einen Moment die Bewegung zu hemmen. Der treue Führer hat Stand hinter einem Eisvorsprung genommen und hält unverrückbar den gewaltigen Ruck aus, der das Seil um seine Brust furchtbar anzieht, so daß ihm, dem Starken, fast der Athem vergeht, der aber auch uns beide aus der Todesgefahr hinauf auf festen Boden bringt. Auch der nachstürzende Führer hatte von dem Stillstand der Bewegung profitirt. Ihm war es gelungen, sich mit Hilfe seines Bergstocks ans Ufer der Rinne zu schnellen. Es war eine Rettung aus höchster Todesgefahr.

Schon aus diesem Grunde steht dieser verhängnißvolle Tag als der Bringer meines schönsten Reiseerlebnisses mir im Gedächtniß.

Die Augen der Frauen.

Von Dr. med. Simon Scherbel.

Wie Vieles und wie Schönes ist nicht schon über die Augen der Frauen geschrieben und gesprochen worden! Wie haben diese „strahlenden Sterne“ seit jeher Sänger und Dichter zu schwungvollen Dithyramben begeistert, zu den schönsten Liedern, welche die schmerzlich-süßen Gefühle besingen, die ein Frauenauge, versagend oder verheißend, hervorzurufen vermag! Von Al-Hafiz und Firdusi bis Heinrich Heine und Bodenstedt-Mirza-Schaffy, stets derselbe Preisgesang, wenn auch in tausend Variationen und in ungezählten Farbenmischungen von verherrlichenden Worten und Tönen!

Und doch ist das Auge der Frau nicht anders gebaut wie das des Mannes, und beide gleichen einander in der Art, wie sie gebildet sind, so vollkommen, daß der gewiegteste Anatom, wenn ihm ein Auge allein vorgelegt würde, nicht im Stande wäre, zu entscheiden, ob es das einer Frau oder eines Mannes gewesen ist. Daher giebt es denn unter den Naturforschern so manchen bösen Skeptiker, der von all dem, was die Dichter in das Auge der Frau hineingelegt und aus ihm herausgelesen haben, nichts, gar nichts vorgefunden haben will, der das schmachtende Blau, den „Widerschein des Himmels“, oder das feurige Schwarz, die „gluthvollen Demanten“ des Frauenauges für einfaches blaues oder dunkles Pigment, d. h. Farbstoff in der Regenbogenhaut erklärt, und so kann auch der Arzt leider nicht umhin, zu gestehen, daß die Augen der Frauen ebensoviele „Fehler“ besitzen wie die der Männer, ja, daß es Leiden der Augen giebt, die in der weiblichen Welt viel häufiger anzutreffen sind als in der männlichen. Wenn wir hier mit einigen Worten darauf hinweisen wollen, so leitet uns der Wunsch, eine Mahnung und Warnung auszusprechen mit Bezug auf gewisse zunehmende Verschlechterungen in den Augen vieler Frauen, und dem weiteren Umsichgreifen jener nach Möglichkeit vorzubeugen, damit nicht schließlich die Wirklichkeit in einem zu schroffen Gegensatz stehe zu den Lobhymnen der überströmenden dichterischen Begeisterung.

Zunächst ist es die Kurzsichtigkeit, welche sich auch bei dem weiblichen Geschlechte immer mehr auszubilden beginnt, wenn sie auch nicht die hohen Grade erreicht, die wir bei dem männlichen Geschlechte antreffen. Die Ueberlastung mit Arbeit in den höheren Töchterschulen geht eben glücklicherweise nicht so weit wie in den höheren Bildungsanstalten der Knaben. Nun ist ja allerdings die Kurzsichtigkeit kein so großer Uebelstand, so lange sie nicht hochgradig ist; sie zwingt aber zur Benutzung einer Brille für das Fernsehen, was freilich den Reiz eines schönen Mädchenauges nicht eben erhöht. Allein wenn die Kurzsichtigkeit stärker wird, so machen sich doch größere Beschwerden bemerkbar, da es nothwendig wird, die Gegenstände näher an das Auge heranzubringen, was einen vermehrten Blutandrang nach dem Auge zur Folge hat. Dann stellen sich die sogenannten fliegenden Mücken (mouches volantes) ein, d. h. kleine dunkle Pünktchen, welche im Hellen vor dem Auge hin- und herschweben; es kann ferner zu Trübungen im Glaskörper kommen und zu noch gefährlicheren Veränderungen in der Sehnervenhaut.

Gegen die zweifellose Zunahme der Kurzsichtigkeit unter dem weiblichen Geschlecht läßt sich nur dadurch ankämpfen, daß in den Schulen für bessere Bänke und Tische und für hellere Beleuchtung gesorgt wird, und daß die Arbeiten in der Häuslichkeit, bei denen die Augen angestrengt werden müssen, verringert werden.

Ebenso wie die Kurzsichtigkeit ist auch die von Professor Donders in Utrecht vor noch nicht langer Zeit entdeckte Uebersichtigkeit in großem Maße in der Frauenwelt verbreitet. Während aber bei der Kurzsichtigkeit die Augenaxe zu lang ist, d. h. das Auge in der Richtung von vorn nach hinten länger ist als normal, und dieser Fehler durch eine Konkavbrille ausgeglichen wird, ist bei der Uebersichtigkeit die Augenaxe zu kurz, und hier ist eine Konvexbrille nöthig, um die dadurch bedingten Sehstörungen zu beseitigen. Die Uebersichtigkeit jedoch ist angeboren und läßt sich nicht erwerben.

Wohl zu unterscheiden von der Uebersichtigkeit ist die bei Frauen ebenfalls sehr häufig vorhandene Weitsichtigkeit oder Altersichtigkeit. Den letzten Namen hat sie daher, daß sie gewöhnlich erst im Anfang der vierziger Jahre auftritt, und ihre Ursache ist die Ermüdung des Accommodationsmuskels, nämlich desjenigen Muskels im Augeninnern, der die Aderhaut anspannt, infolge dessen das an derselben befestigte Band lockert, an welchem die Linse aufgehängt ist, und dadurch die ihrer eigenen Elasticität folgende Linse stärker gekrümmt macht, was für das Sehen in der Nähe (Accommodation) nöthig ist. Wenn dieser Muskel, wie alle Muskeln im Körper, mit zunehmendem Alter schwächer wird, wenn also infolge davon die Linse nicht mehr in die stärker gekrümmte Form versetzt werden kann, dann wird auch das Lesen in der Nähe immer schwieriger. Namentlich zeigt sich dies am Abend, und das Buch wird dann weit vom Auge entfernt und hinter das Licht gehalten, um das Lesen zu ermöglichen.

Hier erspart eine richtige Konvexbrille, die vor das weitsichtige Auge gesetzt wird, der Linse die stärkere Krümmung, erspart dem schwach gewordenen Accommodationsmuskel die Arbeit und ermöglicht also wieder das bequeme Lesen und Arbeiten in der Nähe. Deshalb ist es ein Fehler, unter solchen Umständen das Auge übermäßig anzustrengen, nur um das Tragen einer Brille zu vermeiden, was ja allerdings mancher Frau, die durchaus noch nicht gewillt ist, sich zu den „Alten“ zählen zu lassen, als „großmütterlich“ erscheinen muß. Die Konvexbrille hilft aber unter diesen Verhältnissen jene Altersbeschwerden, die sich unerbittlich geltend machen, leichter ertragen und bewahrt vor größerem Schaden an den Augen.

Gar nicht selten aber stellt sich eine solche Ermüdung des Accommodationsmuskels gewissermaßen vorzeitig ein, also schon vor dem vierzigsten Lebensjahre (oft schon im zwanzigsten Jahre), und dies ist eine der hauptsächlichsten Erkrankungen des Frauenauges. Professor Cohn in Breslau hat dies Leiden unter 811 Fällen siebenhundertzwanzigmal bei Frauen vorgefunden. Es ist also ein Mangel an Ausdauer im Sehen, eine leicht eintretende Ermüdung und wird Asthenopie genannt. Dieselbe kann so hochgradig werden, daß selbst für wenige Minuten ein anhaltendes Lesen oder Arbeiten in der Nähe zur Unmöglichkeit wird, daß die Buchstaben oder die Nadelstiche durch einander laufen oder gleichsam zittern und schwanken, und daß schließlich bei fortgesetzter Anstrengung der Augen Schmerzen in denselben und Entzündung eintreten können. Die Asthenopie ist gewöhnlich auch die Folge einer andauernden Thätigkeit in der Nähe, kann aber auch von niederdrückenden Einwirkungen auf das Gemüth herrühren, z. B. von Schreck, Gram und Sorge, von erschöpfenden Krankheiten und von vielem Nachtwachen.

Mit zu den wesentlichsten Ursachen gehören die feineren Handarbeiten; vor allem also das Buntsticken, die Kanevasstickerei, die so beliebte Filetguipure, ganz besonders aber das Namensticken, der Plattstich und die feine Perlen- und Spitzenarbeit. Hier ist es erforderlich, die Arbeit dicht ans Auge heranzubringen, und dadurch wird der Accommodationsmuskel in einer Weise angestrengt, die ihn immer mehr entkräften muß, vornehmlich, wenn auch die Beleuchtung bei diesen Arbeiten eine nicht ausreichende ist. Wer durch den Kampf ums Dasein gezwungen ist, solche Arbeiten auszuführen, der möge wenigstens dabei genügende Unterbrechungen zur Erholung des Auges eintreten lassen und möge für gute Beleuchtung und große Vorzeichnungen sorgen. Der übrigen Frauenwelt ist jedoch von jenen feineren Handarbeiten, die ja heutzutage durch die Maschine ebenso gut und wohlfeil hergestellt werden, durchaus abzurathen.

Indem wir andere noch ernstere Augenleiden, welche überwiegend das weibliche Geschlecht bedrohen, z. B. den grünen Staar, hier übergehen, da die dabei auftretenden schweren Symptome sofort zum Arzte führen, wollen wir nicht unterlassen, hervorzuheben, daß, im Gegensatze zu den erwähnten Sehstörungen, die Farbenblindheit in der weiblichen Welt äußerst selten ist, während doch drei bis vier Prozent der Männer an dieser Krankheit leiden.

So haben denn also auch die Augen der Frauen ihre Fehler, sogar solche, die ihnen mehr anhaften als den Augen der Männer. Ob auch jener geheimnißvolle Aufruhr, jene uralten und doch ewig neuen Empfindungen, die sie in dem „himmelhochjauchzend zum Tode betrübten“ Mannesherzen wachzurufen pflegen, zu diesen „Fehlern“ zu rechnen sind, darüber zu entscheiden, wollen wir den Dichtern oder den — Ehemännern überlassen.

Die deutschen Vermißten und die „Gartenlaube“.

Wiederholt, zuletzt im Jahrgang 1888 (S. 235), hat die „Gartenlaube“ die Mahnung ausgesprochen, Briefe an Angehörige im Auslande mit ganz genauer Adresse zu versehen, da dieselben sonst nicht bestellbar sind und nur allzu oft verloren gehen. Erfolgt dann auf einen so verlorenen Brief keine Antwort, so tritt oft eine lange unangenehme Unterbrechung des schriftlichen Verkehrs ein, bis endlich durch mühselige Nachforschungen die Adresse aufs neue festgestellt, der Gesuchte wiedergefunden ist. Die Vermißtenlisten der „Gartenlaube“ geben hiervon ein beredtes Zeugniß.

Die meisten unbestellbaren Briefe gehen nach den Vereinigten Staaten, trotzdem amerikanische Zeitungen von Zeit zu Zeit die Aufforderung erlassen, die Adressen der nach den Vereinigten Staaten bestimmten Briefe ja recht deutlich zu schreiben, da große Mengen auch aus Deutschland kommender Briefe ungenügender Adressen halber zerstört werden müßten; zumal auch, weil die Unterschriften der Absender in den später amtlich als „unbestellbar“ geöffneten Briefen oftmals nur aus bloßen Vor- oder Verwandtschaftsnamen beständen. Immer wieder wird auch darauf aufmerksam gemacht, daß der Aufbau oder die Anordnung der Adressen selbst besser nach amerikanischem System als nach deutscher Weise geschehe, welche erstere Art von allen außereuropäischen Staaten angenommen worden ist. Zum Vergleiche diene diese Anordnung:

deutsch:	amerikanisch:
Mr. N. N.	Mr. N. N.
Cincinnati	349, Vine Street,
Nord-Amerika	Cincinnati (O.)
Vine Street Nr. 349.	U. St. of N. A.

Es ist hierbei das von unten nach oben zu wandernde Auge des Briefträgers und besonders der Briefsortirer in Obacht genommen: Land — Stadt (mit Staat) — Straße mit Nummer — Name. In den Adressen amerikanischer Briefe nun, die hier ja hauptsächlich in Betracht kommen, spielen auch die verschiedenen Abkürzungen eine große Rolle, in erster Reihe die Buchstaben- und Silbenabkürzungen für die verschiedenen einzelnen Staaten der Union, die unmittelbar hinter den Städtenamen, meistens in Klammern, stehen, z. B. Boston (Mass.) oder Boston, Mass. Die folgenden Abkürzungen der Staaten und Territorien habe ich sämmtlich amerikanischen Briefstempeln, öffentlichen Anzeigen und sonstigem authentischen gedruckten Material für den Zweck entnommen, um amerikanische Adressen besser verstehen und schreiben lernen zu können. Für viele Empfänger, für die meisten vielleicht, sind ja diese Buchstaben- und Silbenabkürzungen hinter den Städtenamen, wie O., Pa., Cal., Or., Va., N. Y. ꝛc. etwas durchaus Räthselhaftes. Die gebräuchlichen Abkürzungen sind die folgenden: Neu-England Staaten: Me. (Maine), N. H. (New oder Neu Hampshire), Vt. (Vermont), Mass. (Massachusetts), R. I. (Rhode Island), Conn. (Connecticut); die Mittel-Staaten: N. Y. (New York), N. J. (New Jersey), Pa. (Pennsylvanien), Del. (Delaware), Md. (Marnland), D. C. (Bundesdistrikt von Columbia). Die südlichen Staaten: Va. (Virginia), N. C. (Nord-Carolina), S. C. (Süd-Carolina), Ga. (Georgia), Fla. (Florida), W. Va. (West-Virginia); die nordwestlichen Staaten: O. (Ohio), Mich. (Michigan), Ind. (Indiana), Ill. (Illinois), Wis. (Wisconsin), Jo. (Iowa), Minn. (Minnesota), Kans. (Kansas) und Colo. (Colorado); die südwestlichen Staaten: Ky. (Kentucky), Tenn. (Tennessee), Ala. (Alabama), Miss. (Mississippi), Mo. (Missouri), Ark. (Arkansas), La. (Louisiana), Tex. (Texas), Nev. (Nevada), N. M. (New Mexiko), und die pacifischen Staaten: Cal. (California) und Or. (Oregon). Die Territorien, das heißt nicht in den Unionsstaaten-Verband eingetretene Staaten, die sich ihre eigene Verfassung geben, welche jedoch vom Kongreß anerkannt werden muß, wie auch der jedesmalige Präsident die „Governors“ der Territorien ernennt, diese Halb-Staaten sind: U. (Utah), Wash. (Washington), Nebr. (Nebraska), Ariz. (Arizona), Dak. (Dakotah), Id. (Idaho), Mont. (Montana), Wyo. (Wyoming) und Alas. (Alaska). Ich glaube wohl annehmen zu können, daß deutsche Verwandte in allen diesen Staaten vertreten sind und Briefe absenden und „erwarten“.

Die sonst auf amerikanischen Briefen üblichen Abkürzungen sind und bedeuten: Mr. (= Mister, so ausgesprochen, allein nie so geschrieben, unser „Herr“), Mrs. (gesprochen Missis, doch nicht so geschrieben, eine Abkürzung von Mistreß) für verheirathete, wie Miß für unverheirathete Frauen aller Gesellschaftsklassen. Die Abkürzung Esq., auch Esqre. geschrieben (= Esquire), ist, im Vergleich mit dem einfachen Mr. (Herr), ein den feineren Gesellschaftsklassen angehörenden Herren, Großkaufleuten, Grundbesitzern, Gelehrten und Beamten beigelegter „Titel“, der etwa unserem „Hochwohlgeboren“ entspricht. Das Mr. fällt dann vor dem Namen fort, z. B. also James Field Esq. — Unser „per Adresse“ ist auf den Briefen durch das vielangewandte c./o. (= care of, wörtlich zur Besorgung von) wiedergegeben, z. B.

Mr. M. Mumm
c./o. James Field Esq.

Ave. (= Avenue), eigentlich Allée, jetzt allgemein für größere Straßen, wie Fifth Ave. (auch nur 5th Ave.), in New York als Millionär-Straße bekannt; cor. (= corner, Ecke einer Straße); st. (hinter 1, 21, 31, 121 ꝛc.) nd. (hinter 2, 22, 42, 122 ꝛc.), d (hinter 3, 33, 133 ꝛc.), th. (hinter 4, 5, 6, 7, 8, 18, 128 ꝛc.) bedeuten 1., 2., 3., 4., 42. ꝛc. und stehen zur Bezeichnung der nach und mit Zahlen vielfach benannten Straßen (Streets, oder abgekürzt Str.), also z. B.

cor. of 3d Ave. & 24th Str.,

das heißt Ecke der 3. Avenue und 24. Straße. U. St. of N. A. steht für United States of North America, Vereinigte Staaten von Nord-Amerika. Die Adressen müssen, wie ja auch bekannt, nur mit lateinischen Buchstaben und recht deutlich geschrieben werden. Auf der Rückseite des Briefumschlags oder Kouverts bemerke man auch den vollen Namen des Absenders, seinen Wohnort und die etwaige nähere Bezeichnung desselben (z. B. A. Hahn, Priepert bei Fürstenberg, Mecklenburg). Eine vollständige Adresse baut sich etwa so auf:

Mr. A. Brenner
c./o. B. D. Petersen Esq.
cor. 2nd Ave. & 33d Str.
Fontana (Kans.)
U. St. of N. A.
oder: North America.

Oder auch:

Mr. H. Gern
23, Whitney Street
Congress
Wayne Co. (O.)
North America.

Die Abkürzung Co. in der letzteren Adresse bedeutet nicht etwa Kompagniegeschäft, sondern steht für County, Grafschaftseintheilung eines Staates, wie hier eine der Eintheilungen von Ohio (O.).

Dieses sind die großen Einzelheiten einer solchen Adresse, die auch in dem Briefe selbst wiederholt werden muß, wie dies in jedem von Deutschland abgesandten Briefe mit der deutschen Adresse, oben zu Anfang des Schreibens, der Fall sein sollte, damit beim etwaigen Oeffnen des Briefes von amtlicher Seite nicht nur die volle Unterschrift, sondern auch die volle Adresse des Briefschreibers festzustellen ist. Die Mehrzahl der Auswanderer gehört dem Bauern- oder Handwerkerstande an, die zum großen Theil ihre Schuldbildung zu einer Zeit erhalten haben, wo noch der Unterricht in der Volksschule arg daniederlag. Man muß Briefe von solcher Hand gesehen haben, um zu erschrecken über den Mangel an praktischen Kenntnissen und Fertigkeiten in diesen Volkskreisen. Nach „drüben“ hin geht dazu der Wunsch, recht deutlich und klar die Adressen in jedem Brief zu schreiben; an unsere Briefschreiber „daheim“, die gesandten Adressen recht deutlich nachzuschreiben, oder „nachzumalen“, wo es nicht anders geht, und sich dabei die obenerklärten Abkürzungen recht klar zu machen. Richtige, genaue Adressen und stets ganze Namensunterschriften — und viel Jammer und Klage über Verschollene wird es weniger geben!

Hermann Klenk.

Blätter und Blüthen.

Friedrich Hofmann †. Wiederum dringt zu uns aus dem Thüringerlande eine schmerzliche Trauerbotschaft: der älteste Veteran der „Gartenlaube“ Friedrich Hofmann ist am 14. August in dem Badeorte Ilmenau im Kreise seiner Lieben sanft entschlafen.

Siebenundzwanzig Jahre hat er rastlos für unser Blatt gewirkt, und wie verdienstvoll seine Thätigkeit gewesen, das ist unserem weiten Leserkreise wohlbekannt. Vor zwei Jahren, als der nun Heimgegangene, damals schon in dem hohen Alter von 73 Jahren stehend, sich von der regelmäßigen Thätigkeit in unserer Redaktion zurückzog, um die wohlverdiente Ruhe zu genießen, haben wir unseren Lesern eine ausführliche Biographie Friedrich Hofmanns mitgetheilt und ihm öffentlich gedankt für die aufopferungsvolle Treue, mit der er unserem Blatte gedient. An dem erhebenden Lebensbilde, welches wir damals entrollen konnten, vermochten die zwei letzten Jahre nichts zu ändern: Friedrich Hofmann ist bis zum letzten Athemzuge der „Alte“ geblieben, der stets nach seinem Grundsatze handelte: „Nur das Schaffen macht Freude und aller Freuden freudigste ist das Bauen am Glück anderer.“

Stets folgte er dem Zuge des Herzens und konnte nicht leben ohne wohlzuthun. Er selbst konnte nicht mit offenen Händen geben, aber er fand stets das richtige Wort, um die Hände der mit Lebensgütern reicher Gesegneten zu öffnen. Dabei war er ein eigenartiger Wohlthäter. Nicht allein materielle Hilfe wollte er denjenigen bringen, welche hart ringen mit der Lebensnoth, sondern er war auch unermüdlich darauf bedacht, dort, wo es nöthig war, „den Herzensfrieden zu stiften“. Er hatte seine Unglücklichen, die sonst in der Welt vergessen waren, und für die zu sorgen er sich verpflichtet fühlte. So war er jahrelang bestrebt, Verschollene aufzufinden und die verlorenen Söhne in den Schoß der Familie zurückzubringen. Wie viele er dadurch beglückt hat, davon zeugen seine oft rührenden Berichte über die „Gefundenen“ in der „Gartenlaube“.

„Das ist der höchste Lohn für unser Wirken, wenn wir erfahren, daß es uns gelungen ist, in ein düsteres Heim einen Sonnenstrahl dringen zu lassen,“ so sagte er, wenn Dankbriefe für irgend ein von ihm unternommenes Liebeswerk ankamen, und er hatte diesen Lohn in hohem Maße geerntet, denn die von ihm gesammelten Liebesgaben wanderten in alle Gaue Deutschlands.

Was Friedrich Hofmann als Schriftsteller und Dichter geschaffen, das wird nicht verloren gehen und nicht vergessen werden; daß er aber monatelang im Jahre in aller Stille an den Werken reiner Nächstenliebe arbeitete, das ist nicht einmal allen denjenigen bekannt, die durch ihn beglückt wurden — und in dem Lorbeerkranz, der auf das Grab des

Heimgegangenen niedergelegt wurde, ist gerade dieses edle selbstlose Wirken doch das ruhmreichste Blatt. Friedrich Hofmann war nicht, wie man zu sagen pflegt, ein guter Mensch, wie es deren viele im Leben giebt und die sich an wohlthätigen Werken betheiligen; ihm war die Wohlthätigkeit Lebenszweck und darum gebührt ihm ein ehrender Platz unter den Philanthropen der Neuzeit.

Friedrich Hofmann zählt zu den populärsten Dichtern und Schriftstellern Deutschlands und seinen Ruf verdankt er seiner patriotischen Gesinnung. „Die Feder taugt nichts, wenn sie nicht im Dienste einer höheren Idee steht", so dachte er als Schriftsteller und die Einheit Deutschlands war auch für ihn das Ideal, für welches er litt und stritt. Sollen wir an seine Verdienste nach dieser Richtung hin erst erinnern? Fragt nur in Schleswig-Holstein, fragt in Siebenbürgen, fragt die Deutschen unter dem Sternenbanner jenseit des Oceans — dort überall kennt man ihn; denn in Zeiten schwerer Kämpfe trat er muthig ein für die „verlassenen Bruderstämme" und suchte stets auch in weitester Ferne das Band nationaler Zusammengehörigkeit fester zu knüpfen.

Noch vor wenigen Wochen dachten wir, daß unser Veteran sich in den Thüringer Bergen unter der sorgsamen und liebevollen Pflege seiner Gattin und Kinder erholen werde. „Auf Wiedersehen!" wie frisch und zuversichtlich klang noch der letzte Abschiedsgruß! Es ist anders gekommen.

Nun ruht er im Thüringerlande, das er so oft besungen, in so vielen Artikeln wahr und warm geschildert.

„Man lebt herrlich auf dem Thüringer Wald und ruhet wohl in der Thüringer Erde!" Das war vom Herzen gesprochen, theurer Freund, und das Schicksal hat dir deinen Wunsch erfüllt. Dein „Thüringer Frühling" wird jedes Jahr kommen und mit frischen Blumen deinen Grabhügel schmücken. Es wird aber noch Jahre lang auch eine andere Saat sprießen, blühen und goldene Früchte tragen, die herrliche Saat der guten Thaten, die du ausgestreut hast. Und dein Andenken wird fortleben in den Herzen aller, die du beglückt hast, und in den Herzen der Freunde und Kameraden, die um dich trauern.

*

Prinz Friedrich Karl-Denkmal zu Frankfurt a. O. In Halbheft 18 der „Gartenlaube" brachten wir eine Abbildung der Reiterstatue des Prinzen Friedrich Karl von Preußen, welche in Steglitz bei Berlin errichtet werden soll; inzwischen ist ein anderes dem tapferen Reitergeneral gewidmetes Denkmal in Frankfurt a. O. bereits enthüllt worden, und zwar am 16. August, in Gegenwart Kaiser Wilhelms II. Das Denkmal zeigt den Prinzen in stehender Figur ohne jede allegorische Zuthat in der streng historischen Husarenuniform, den Marschallstab in der Rechten. Die Gesichtszüge des Feldmarschalls zeigen Erregung und Energie; die Porträtähnlichkeit ist eine unverkennbare.

Der Schöpfer des Denkmals ist der noch junge Berliner Bildhauer Max Unger, der mit diesem Standbilde — seinem ersten Werke von monumentaler Bestimmung — einen sehr glücklichen Wurf gethan hat.

**

Fremdwörter des deutschen Bühnenwesens. Abgesehen von den Speisekarten und den militärischen Reglements findet sich der größte Schatz von Fremdwörtern bei der deutschen Bühne. In einem kurzen Mahnruf: „Deutsche Worte für deutsche Kunst", will Fritz Ehrenberg die deutsche Bühne von diesem Fremdwörterwust befreien. Unter seinen Vorschlägen findet sich weniger Gezwungenes als unter vielen Verdeutschungen fremdsprachiger Kunstausdrücke. Wir wollen aus der großen Liste einige mehr oder weniger annehmbare neudeutsche Wortbildungen hervorheben: für Regie Spielordnung, für Regisseur Spielordner, für Bonvivant Lebemann, für Corps de Ballet Tanzchor, für Koulisse Seitenwand, für Ensemble Gesammtspiel, für Repertoire Spielplan, für Requisiten Geräthe, für Soufleur Vorsprecher, für Solisten Einzelsänger, für Soubrette muntere Sängerin, für Personal Künstlerschaft, für Novität Neuheit. Doch fehlt es auch nicht an einzelnen Uebertragungen, denen man die Gewaltsamkeit anmerkt, während bei andern das neue Wort einen Doppelsinn hat. Im ganzen ist es nur zu billigen, daß man auf allen Gebieten wenigstens die überflüssigen Fremdwörter auszumerzen sucht.

†

Kochunterricht für arme Mädchen. Vor einiger Zeit haben wir unsern Lesern mitgetheilt, daß in Darmstadt der Versuch gemacht worden ist, Schulmädchen im Alter von 13 bis 14 Jahren Kochunterricht zu ertheilen. Der Unterricht erstreckte sich lediglich auf Töchter ärmerer Familien, auf jene Kinder, deren Eltern tagsüber in Fabriken arbeiten und der häuslichen Erziehung sich nicht widmen können. Nunmehr ist beinahe ein Jahr seit der Einführung des Unterrichts verflossen und die Möglichkeit gegeben, über die Zweckmäßigkeit der Neuerung ein Urtheil abzugeben. Es freut uns, daß wir unsern Lesern sagen können: der Versuch ist gelungen. In einem Bericht, der darüber soeben erschienen ist, heißt es:

„Der Eifer der jungen Köchinnen war stets groß, ihre Anstelligkeit natürlich sehr verschieden; die Mehrzahl begriff aber sehr leicht und arbeitete sorgfältig und mit gutem Erfolg. Bei der Entlassung aus der Anstalt erhalten die Kinder ein entsprechendes Kochbüchlein („Zur Volksküche in der Familie', bei L. C. Wittich in Darmstadt) als Geschenk. Bereits werden die Mädchen zu Hause an den Herd gestellt, so oft die Mutter ihrem Verdienst nachgeht. Der Zweck des Unternehmens ergiebt sich also als vollständig erreichbar, es ist aber auch durch dieses gelungene Beispiel dargethan, daß die Gemeinden ohne große Kosten ihren Volksmädchenschulen einen solchen Kochunterricht beigeben können, und dieser Beweis hat im Interesse der ärmeren Familien und ihres häuslichen Glückes für uns den höchsten Werth."

In der That betrugen die Kosten des Unternehmens nur einige hundert Mark. Man kann darum die Nachahmung dieses gemeinnützigen Kochunterrichts nicht warm genug empfehlen. Wie viele Tausende von „Hausfrauen" des Arbeiterstandes giebt es heutzutage, die nicht kochen können; wie viele Tausende von Männern werden dadurch ins Wirthshaus gejagt, und wie viel Vermögen der kleinen Leute wird durch die Unkenntniß der Frauen in Küchenangelegenheiten nutzlos verschwendet! Das ist auch ein soziales Uebel, und doch ist es so leicht, ihm abzuhelfen. Also geht und thut desgleichen!

*

Der „Gartenlaube-Kalender" für das Jahr 1889. Seit dem Erscheinen des ältesten gedruckten deutschen Kalenders, der 1439 von Hans v. Schwäbisch-Gmünd herausgegeben wurde, hat sich mit Hülfe der Buchdruckerkunst eine ganze Kalenderlitteratur herausgebildet.

Solch ein Kalender damals war freilich nur in Folioausgabe zu haben und bestand aus zwei einfachen Holztafeln, auf welchen die Schriftzeichen eingravirt waren. Heutzutage haben unsere Kalender schon ein anderes Aussehen bekommen; nehmen wir nur den „Gartenlaube-Kalender" mit seinem reichverzierten Prachteinbande in die Hand, um das zu erkennen.

Wenn wir die „Inhaltsübersicht" ansehen, so sind es Namen vorzüglichen Klanges, die uns genannt werden; gehen wir aber an den Inhalt selbst heran, so bietet sich uns eine schier unversiegbare Quelle der Belehrung und Unterhaltung dar, daß wir das schöne und billige Büchlein als ein wahres Schatzkästlein für Haus und Familie bezeichnen möchten.

Gleich vorn, wenn wir die Buchschale aufgeschlagen haben, können wir leicht an der Hand einer übersichtlichen Tabelle die Zinsen unseres, eines jeden Kapitals berechnen; wir blättern um, und das sinnige Auge eines reizenden Mädchenkopfes von Defregger ruht auf uns. Das Kalendarium, dessen einzelne Blätter mit hübschen Kopfleisten geziert sind, ist gleich nutzbar für Protestanten wie Katholiken Deutschlands und Oesterreich-Ungarns, Russen wie Juden; es läßt auch nicht im Zweifel über die genauen Daten der fürstlichen Geburtstage, Bußtage 2c., versorgt uns mit hauswirthschaftlichen, astronomischen und anderen Notizen, sowie einer Reihe von Denk- und Sinnsprüchen.

Nun folgen eine Genealogie der Regentenhäuser, dann statistische Notizen für das Deutsche Reich in großer Mannigfaltigkeit, und eine Tafel, welche die Zeitunterschiede zwischen Berlin und anderen Orten angiebt. Auch die vergleichende Zusammenstellung der Thermometergrade nach Celsius, Réaumur und Fahrenheit fehlt nicht, der sich eine Münzvergleichungstabelle, Stempeltabelle für Aktien, Obligationen 2c. und ein Wechselstempel-Tarif anreiht. Ferner ist der Fürsorge für blinde, taubstumme und andere unglückliche Kinder ein Kapitel von weitestgehender Bedeutung gewidmet, das ein genaues Verzeichniß der bestehenden Heil- und Pflegeanstalten veröffentlicht. Vergessen wollen wir in unserer Aufzählung auch nicht die tabellarische Uebersicht betreffs Verjährung der Klagen und Forderungen im Deutschen Reiche, und einer recht praktischen Fleckenreinigungstabelle von Hermann Krätzer. Jetzt können wir uns in ein Jahrmarktsverzeichniß mit Einwohnerzahl der Städte, Servisklassen-Eintheilung und Angabe der Garnisonen vertiefen und weiterhin uns mit den Post- und Telegraphenbestimmungen nebst Tarifen bekannt machen.

Ein reizendes Bildchen, „Die Waisen" von G. Hahn, taucht da plötzlich vor uns auf und eröffnet den Reigen der nun in reicher Zahl durch das Ganze verflochtenen Illustrationen. Viktor Blüthgen tritt uns mit einem launigen Gedichte entgegen, das mit gefälligen Zeichnungen von A. Lewin versehen ist. Die beliebte „Gartenlaube"-Erzählerin W. Heimburg fügt dem im vorjährigen Kalender begonnenen Novellencyklus unter dem Titel „Onkel Leos Verlobungsring" eine zweite, der ersten an fesselndem Reiz nicht nachstehende, von E. Zopf hübsch illustrirte Geschichte hinzu. Durch eine interessante musikhistorische, mit Bildchen von der Hand Fritz Bergens geschmückte Novelle erfreut uns ferner Moritz Lilie, und von dem Vorhergehenden nur durch einige sinnreiche „Orientalische Sprüche" getrennt, ist es eine hübsche, von Oskar Justinus verfaßte Obstfabel, die uns überaus angenehm unterhält. Wer noch nicht am Rhein selber war, der hat doch schon seine Weine getrunken, und einem jeden wird es willkommen sein, „eine Rhein- und Weinfahrt", wenn auch nur im Geiste, anzutreten, zu der uns in führerkundiger Gemeinschaft Emil Peschkau und R. Püttner in weinduftetem Bild und Wort hier einladen. Ein ergreifendes Gedicht von R. Eichler bringt Abwechslung in die lange Reihe der Darbietungen, aus der wir einen lehrreichen Aufsatz, „Geibels Jugendliebe", von Dietrich Theden noch besonders hervorheben möchten. Aber dem Ernste darf sich auch der Scherz beigesellen, und da ist es denn eine Humoreske, „Doktor Puppke" von B. Renz, die im Verein mit den charakteristischen Illustrationen O. Gerlachs die Heiterkeit des Lesenden erregen muß. „Blätter und Blüthen"! Welche Fülle an Interessantem und Unterhaltendem diese spenden, das allerdings auszuplaudern ist uns nicht gestattet, soll doch dem Leser auch eine kleine Ueberraschung aufgespart bleiben; nur verschweigen wollen wir nicht, daß auch diese Rubrik des Kalenders mit trefflichen Bildern von F. Wahle und O. Gerlach bedacht worden ist. Doch wir sind noch immer nicht fertig. Ein kleines Kunstblatt ist es, welches uns da wieder in die Augen sticht; „Musikunterricht" von A. Müller-Lingke lautet die Unterschrift des Holzschnitts. Dr. M. Taube, eine medicinische Autorität, giebt uns in dem lebendig geschriebenen Artikel „Die erste Hilfe gegen Masern, Diphtherie und Scharlach" wohlbewährte Rathschläge, und Hermann Pilz bespricht in leichtfaßlicher Weise die Reichsgesetzgebung der Neuzeit. Ein wohlgetroffenes Porträt des Kaisers Wilhelm I. leitet gleichsam die letzte Abtheilung des Kalenders ein, die in einem von Schmidt-Weißenfels geschriebenen „Rückblick auf die merkenswerthen Ereignisse vom Juli 1887 bis Juli 1888" besteht, dem wieder viele Illustrationen von E. Thiel, H. Lüders und anderen beigegeben sind.

Den Schluß des überaus zeitgemäß zusammengestellten, allen Gartenlaube-Lesern bestens empfohlenen Werkchens bildet ein Bericht „vom Büchermarkt" von Rudolf von Gottschall und eine ebenfalls illustrirte polytechnische Umschau.

—

„Hugdietrichs Brautfahrt" von Wilhelm Hertz (Stuttgart, Verlag von Gebrüder Kröner) ist unter den nachgerade fast allzu zahlreich gewordenen Prachtwerken eines derjenigen, welche in textlicher und illustrativer Beziehung gleich dauernden Werth behaupten. Wie meisterhaft Anton v. Werner das Buch illustrirt hat, das haben wir schon in der vorstehenden Schilderung des Künstlers und seiner Werke erwähnt und

beweist wohl am besten die dem Werke entlehnte stimmungsvolle Illustration: „König Walmund findet Wolfdietrich im Walde“ (S. 597).

Wolfdietrich ist der Enkel König Walmunds, aber seine Geburt mußte dem Großvater verheimlicht werden; das Kind wurde verstoßen und im Walde von einer Wölfin genährt, bis es nach Wochen vom Jagdtroß des Königs aufgefunden und ins Schloß zurückgebracht wurde. Der Dichter selbst erzählt den Vorgang mit Humor folgendermaßen:

„Nach Wochen zog vom Königshaus
Walmund, der Herr, zu jagen aus;
Er streifte Thal und Schlucht entlang
Und kam nach manchem sauren Gang
Hin, wo im niedern Tannenschlag
Die Wölfin bei den Jungen lag.
Die Jäger sah'n das Kind und schrien,
Die Alte wandte sich zu fliehn;
Sie wich, doch eilt's ihr nicht zu sehr:
Die Wölflein trabten nebenher.
Zum Lager ging der Herr sodann, —
Da saß der Knab' und lacht ihn an.
Herr Walmund sprach: ‚Bei Gottes Bart!
Das ist ein Kind von guter Art!'
Er hub es auf und nahm es mit
Und herzt es schier bei jedem Schritt.
Oft hält er unterweges an
Und zeigt's den Jägern Mann für Mann:
‚Habt ihr, das sollt ihr mir gestehn,
Jemals solch schönes Kind gesehn?
Fürwahr, ich bin dem Rangen gut,
Als wär's mein eigen Fleisch und Blut.'“

Daß es in der That „sein eigen Fleisch und Blut“ ist, ahnt er nicht und auch Frau Liebgart, die Königin, weiß es noch nicht. Gerade sie wird aber bald eingeweiht, giebt der heimlich vermählten Tochter den Segen und sucht nun auch den König zu gewinnen, auf Umwegen. Sie frägt ihn eines Morgens beim Erwachen vorsichtig:

„Was thut man zu dem Ding mit Fug,
Das nicht durch Kraft und nicht durch List
Zu heben noch zu ändern ist?“

„Da sprach Herr Walmund lobesan:
‚Das muß man eben fahren lan.'“

Aber trotz dieser weisen Einsicht braust ihm doch die Wahrheit, als er sie endlich von seiner Frau erfährt, „wie ein Schlag im Ohr“:

„Herr Gott, behüt uns allerwegen,
Das ist ein schöner Morgensegen!“

Er hat geschworen: niemals soll Hugdietrich von Byzanz ihm die Tochter ins ferne Land entführen dürfen; doch die Liebe triumphirt und der Byzanzer endet seine Brautfahrt glücklich. — So berichtet die bekannte, von Wilhelm Hertz seiner reizenden epischen Dichtung zu Grunde gelegte Sage.

* *

Zwei Schriften von Karl Pröll. Von Karl Pröll, der den Lesern dieses Blattes durch seine Schilderungen aus dem Böhmerwalde bekannt ist, sind kürzlich zwei Bücher erschienen, auf die wir hiermit die Aufmerksamkeit unserer Leser lenken wollen. „Moderner Todtentanz“ ist eine Sammlung von zum Theil ergreifenden Phantasien über das menschliche Elend in seinen verschiedenen Erscheinungsformen. Wird auch die Erzählung in diesen Phantasien von dem Beiwerke der Betrachtungen zuweilen zu sehr überwuchert, so wird doch kaum eine derselben ihr Ziel verfehlen, Verständniß und Theilnahme für das körperliche und geistige Leid der Menschheit, das uns rings umgiebt, zu wecken.

Das „Bilderbuch eines Bummlers“ beweist, daß Pröll ein ebenso scharfes Auge für die Schwächen der Menschen hat wie für ihr Leid. Nach Stoff und Darstellung, welche weit einfacher und durchsichtiger ist als im „Todtentanz“, bildet es eine Art von Pendant zu diesem. Daß das „Bilderbuch“ bereits in zweiter Auflage erschienen, beweist uns, wie viel lieber man im allgemeinen sich an den Schwächen der Menschen ergötzt, als daß man dem menschlichen Elend wehmüthigen Antheil schenkt.

Der mündliche Vortrag. Das ist ein Thema, welches heutigentags von größter Wichtigkeit ist, besonders seit das Princip der Mündlichkeit und Oeffentlichkeit auch in der juristischen und praktischen Geschäftswelt das frühere Aktengeheimniß der Bureaustuben verdrängt hat. Der Beamte wie der Volksredner, der Parlamentarier, der Festredner, der Vortragende in geschäftlichen Versammlungen, sie alle müssen jetzt des mündlichen Vortrags Meister sein und die es nicht sind, mußten vielfach, den Anforderungen der Zeit gegenüber, in den wohlverdienten Ruhestand treten. Natürlich ist diese Kunst des mündlichen Vortrags noch nothwendiger für den eigentlichen Künstler, den Rhetor und Schauspieler. Einer unserer besten deutschen Lustspieldichter, der sich aber stets in bürgerlicher Prosa bewegte und nie den geflügelten Pegasus bestieg, Roderich Benedix, hat ein sehr verdienstliches Werk über den „mündlichen Vortrag“ geschrieben, das auch dem höheren deklamatorischen vollständig gerecht wird. Der erste Theil dieses „Lehrbuchs für Schulen und zum Selbstunterricht“ bespricht ein sehr wichtiges Thema: „Die reine und deutliche Aussprache des Hochdeutschen“. Gerade hierin wird viel gesündigt; der aufdringliche Dialekt spielt in Parlamenten und selbst auf der Bühne noch immer eine wenig vortheilhafte Rolle. Dieser Theil des im J. J. Weberschen Verlag in Leipzig erschienenen Werkes hat soeben die sechste Auflage erlebt, während der zweite: „Die richtige Betonung und die Rhythmik der deutschen Sprache“ und der dritte: „Die Schönheit des Vortrags“ in vierter Auflage vorliegen. Zahlreiche Beispiele erläutern die von dem Verfasser aufgestellten Regeln, und nur in Bezug auf die Rhythmik der deutschen Sprache wird eine abweichende Theorie ihr gutes Recht behaupten. †

Neckereien.

(Schnaderhüpfeln.)

(Mit Illustration S. 609.)

Und verliebt bist halt do',
Da derfst sagen, was d' magst,
Und dös wiss'ma voneh[1],
Wannst aa gar nix mehr sagst!

War'n aar amal[2] jung,
Und d'rum kenn' ma den Handel;
Schaug nur nit so wega[4]
Und mach' koa so Pfandel[5].

Mir san alte Jager,
Die g'spüren's im Wind;
Und die birschen all's auf[3]
Und d'rum b'steh's uns nur g'schwind!

Schaug lieber auf's Pfandel[6]
Am Feuer da brent[7];
Wann der Schmarrn für Dein Schatz waar',
Waar' er nit so verbrennt!

Ja mei', dös Verbrenna,
Dös geht halt a so!
Mir san alte Jager —
Und verliebt bist halt do'! Karl Stieler.

[1] Das wissen wir zuvor. [2] entdecken. [3] auch einmal. [4] weg. [5] mach' kein so böses Gesicht. [6] auf das Pfännchen. [7] da brütest.

Kleiner Briefkasten.

(Anonyme Anfragen werden nicht berücksichtigt.)

F. G. in L. Auch von anderer Seite gingen uns Nachrichten zu, welche bezüglich unseres Artikels „Unfall-Meldestellen“ („Gartenlaube“ 1888, S. 59) ebenfalls in die Worte:

„Er stimmte den Gemeinderath
Zu einer rasch vollführten That“

zusammengefaßt werden können. Die Einrichtung einer Unfall-Meldestelle ist für die kleinste wie für die größte Gemeinde eine nicht genug zu empfehlende Vorsichtsmaßregel. Bleibt die Einrichtung unbenutzt, um so besser! Aber man sollte es nicht darauf ankommen lassen, durch Schaden klug zu werden. Es freut uns, daß unser Artikel in Ihrem Wohnorte die beabsichtigte Wirkung ausgeübt hat zum Nutzen und Frommen Ihrer Mitbürger.

K. in B. Das Wort „Nickel“ bedeutete früher wohl etwas Geringwerthiges, es wohnte ihm eine wegwerfende Bezeichnung bei. Aber die Geringschätzung galt keineswegs dem Metall, welches jetzt in beiden Ehren steht, sondern einem nickelhaltigen Erz. Dieses schien den äußeren Anzeichen nach viel Kupfer zu enthalten, und da es mit wirklichen Kupfererzen vermengt war, versuchte man öfters, aus ihm Kupfer zu gewinnen. Das gelang natürlich nicht. Das Nickelerz erschwerte vielmehr die Bearbeitung des wirklichen Kupfererzes. Als in neuester Zeit aus dem Nickelmetall Scheidemünze geprägt wurde, erinnerte man sich wohl der alten wegwerfenden Bezeichnung, die bald populär wurde.

A. M. in Indianapolis. Wir danken Ihnen für die Mittheilung, daß nicht bloß in New-York, sondern in allen nordamerikanischen Städten, in denen das sogenannte Metropolitan Polizeisystem besteht, die Polizisten vor ihrer Anstellung in die Polizeimannschaft gemessen werden. Jenes System besteht darin, daß in den Städten, in denen es eingeführt ist, die Stadt die Polizeimannschaft zu unterhalten hat, die Mitglieder derselben aber von einem aus Staatsbeamten, nicht Stadtbeamten, gebildeten Verwaltungs- oder Polizeirath angestellt werden.

Elle auf dem Schwarzwald. Es freut uns, daß die praktische Hausfrau auf dem Schwarzwald unseren Artikel so aufmerksam gelesen hat und nun dem „halbvergessenen Metall“ wieder zu Ehren verhelfen will. Natürlich wollen wir Ihnen gern verrathen, woher Sie die zinnernen Teller beziehen können: jede Handlung von Haushaltungsgegenständen oder jeder Zinngießer in irgend einem größeren Orte wird Ihnen dieselben verlegen oder sie Ihnen doch in kürzester Zeit besorgen können. Nennen Sie aber in Ihrer Nähe keine solche Handlung, welche Ihnen zusagt, so geben Sie uns wohl gefälligst Ihre genaue Adresse an und wir wollen Ihnen gern eine Leipziger Firma dringlich namhaft machen.

H. D. in Magdeburg. Die Wappen sind ohne Zweifel aus dem runtermalen Schilde der gallischen und germanischen Völker entstanden, denn Wappen ist das gleiche Wort wie Waffen. Sie waren ursprünglich ein Vorrecht des waffentührenden Adels. Die Wappen der Städte, Kirchen und Klöster mögen von den Panieren entstanden sein, mit welchem die Angehörigen der Stadt oder des Klosters ins Feld zogen; die Schildform war hier bloß Nachahmung. Mit dem Aufblühen der Städte nahm der Gebrauch der Wappen auch bei dem Bürgerstande zu. Früher war mit der Ertheilung eines Wappenbriefes auch die Erwerbung des Adels verknüpft; im 16. Jahrhundert aber war diese Standeserhebung nicht mehr damit verbunden und der Kaiser verlieh auch Wappen allein. Von dieser Zeit an erhielten auch die kaiserl. Pfalzgrafen das Privilegium, Wappen zu ertheilen, von welchem sie einen sehr ausgedehnten Gebrauch machten, natürlich gegen entsprechende Bezahlung. Ueber den Grund, welcher eine Person oder eine Korporation veranlaßte, dieses oder jenes Wappenbild anzunehmen, ist selten etwas Zuverlässiges bekannt, wenn nicht etwa ein redendes Wappen vorliegt, wobei der Etymologie allerdings oft großer Zwang angethan wird. Heutzutage werden von den Heroldsämtern nur mit dem Adel Wappen verliehen; doch steht es jedem frei, sich ein Wappen nach eigenem Geschmacke beizulegen, sofern er sich nur nicht solche regierender Häuser und adeliger Familien, Staatswappen ꝛc. heraussucht oder irgend welche Rechte aus der Führung seines Wappens ableiten will. Eine große Anzahl bürgerlicher Familien hat ein Wappen gestiftet. Selbstverständlich ist es ein Unsinn, wenn ein Wappenfabrikant einem Herrn Braun in Berlin ein Wappen giebt, das zufällig einmal ein Braun in München führte; das gleiche Wappen führen doch nur die, welche nachweisbar zur selben Familie gehören, nicht jene, welche zufällig den gleichen Namen haben. Ein Recht haben diese Wappenfabrikanten gar nicht; es wird sogar mancherlei Schwindel von solchen getrieben und öfters, um ihren A gaben mehr Wahrscheinlichkeit zu geben, ein angeblich „in Nürnberg befindliches ‚Europäisches Wappenbuch' Bd. 96 Fol. 840“ (oder ähnliche hohe Ziffern) citirt, das aber noch niemand gesehen hat.

L. in K. Alte Aale kehren in der Regel nicht vom Meere in unsere Flüsse zurück. Die großen Aalzüge, die im Frühjahr in den Flußläufen beobachtet werden, bestehen aus jungen, höchstens neun Centimeter langen Fischen. Daß diese in ihrem Zug zu Berge weder durch Stromschnellen, noch durch Wehre, noch durch Wasserfälle aufgehalten werden, ist richtig. Wahr ist es auch, daß sie selbst den Rheinfall von Schaffhausen überwinden, indem sie an den Uferfelsen emporklettern; aber nur den wenigsten gelingt es, vielleicht einem von zehntausend. Es wird darum im Rhein unter Aalkraut aufgefangen und oberhalb des Falles eingesetzt. Thatsache ist, daß der Aal einen Tag und länger außerhalb des Wassers leben kann. Daß er aber nachts in die Erbsen- und Bohnenfelder schleicht, um dort Würmer und Schnecken zu fangen, ist zwar seit Jahrhunderten behauptet, aber niemals überzeugend bewiesen worden.

„Was betreibt?“ Wir bitten um Angabe der Adresse, damit wir Ihnen das Manuskript zurücksenden können.

M. E. in Coswig. Die Dauer der Eisenbahnfahrt durch den großen St. Gotthardtunnel beträgt bei Schnellzügen 20 bis 21 Minuten, bei den andern Personenzügen 27 bis 30 Minuten. Die erste Probefahrt durch den Tunnel fand in der Christnacht des Jahres 1881 statt.

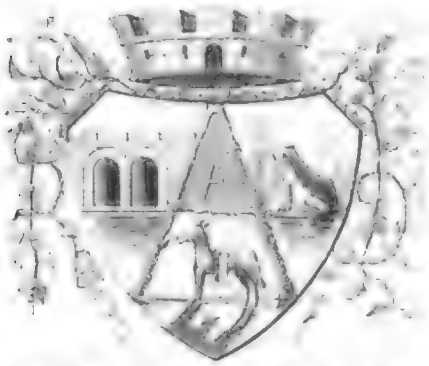
G. F. in B. Von Herbert Spencers „Erziehung in geistiger, sittlicher und leiblicher Hinsicht“ ist allerdings eine deutsche Uebersetzung erschienen, und zwar von Prof. Dr. Felix Schulze, die bereits in dritter Auflage vorliegt (Jena, Friedrich Manckes Verlag).

Frau H. N. in C. Wie uns von zuständiger Seite mitgetheilt wird, beträgt das Kostgeld für die Pfleglinge der Kinderpflegeanstalt zu Nordernev monatlich 60 Mark.

Allerlei Kurzweil.

Bezirk-Emblem-Räthsel.

Das Wappen derer von . . .?

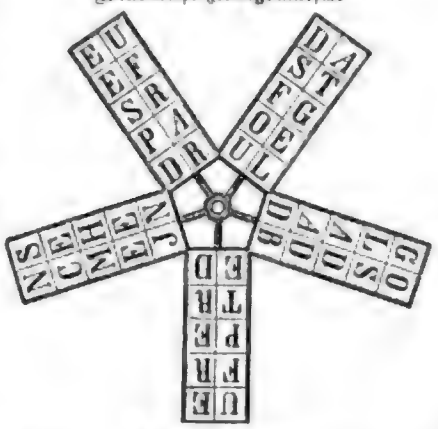


Aus den in obigem Bilde maskirt enthaltenen Buchstaben ist der Name einer Stadt des alten Griechenlands zu enträthseln, resp. zusammenzustellen, auf welche die Figuren des Wappens, die auf eine klassische Schilderung dieser Stadt Bezug haben, hindeuten.

Räthsel.

Ich schleiche wie ein Dieb zur Nacht
Ins Menschenherz mich leis' und sacht;
Ist Kopf und Hals mir weggenommen,
Wird ein Gebirg zum Vorschein kommen.

Windmühl-Königsmarsch.



Füll-Räthsel.

*	*	e	*	*	a	*	*
*	*	h	*	*	f	*	*
*	e	*	*	*	*	i	*
*	e	*	*	*	*	e	*
*	a	*	*	*	*	n	*
*	i	*	*	*	*	m	*
*	*	n	*	*	n	*	*
*	*	k	*	*	t	*	*

Die mit einem Sternchen versehenen Felder dieses Quadrats sind so mit je einem Buchstaben auszufüllen, daß die wagerechten Reihen bezeichnen: einen Novellisten der neuesten Zeit, einen beliebten deutschen Dichter, einen General Friedrichs II. von Preußen, einen athenienſischen Staatsmann, einen römischen Dichter aus dem 1. Jahrhundert v. Chr., einen Geigenvirtuosen der Gegenwart, einen germanischen Volksstamm, einen Philosophen des Alterthums. Jede der beiden diagonalen Reihen nennt einen Helden des griechischen Heroenthums.

Bilder-Räthsel.

Ziffern-Räthsel.

Wenn 1 2 2 3 eine Stadt ist in deutschen Bezirken,
Wiegt 2 3 1 2 ernst ihr Haupt unter Pappeln und flüsternden Birken.

Vorsilben-Räthsel.

Ob auch sein Vater ist ein Schwein,
So birgt verbunden es mit Ein
Doch Schätze von noch höherm Werthe
Als alle andern auf der Erde.

Steht aber dicht es neben Un,
So läßt es keinen Menschen ruh'n,
Springt auf den Herd, kriecht in die Schränke,
Wirft Tische, Stühle um und Bänke.

Mit Ver bringt endlich es zu Stand,
Daß Gleiches wollen Stadt und Land,
Läßt nahen Herzen sich den Herzen,
Stillt auch das Blut und mildert Schmerzen.

Charade.

Ein Land bin ich, das sich zum Horte
Erkor schon mancher Geistesheld
Und das im Eingang eine Pforte
Darbietet für die ganze Welt.

Im engsten Bunde mit der Pforte
Zeig' ich sodann ein Kunstgebild,
Das lange schon an jedem Orte
Als Zeichen treuer Liebe gilt.

Mein Ausgang nennt die Kampfesweise,
Durch die bei den Hellenen schon
Man kraftvoll warb um edle Preise
Und später auch um goldnen Lohn.

Buchstaben-Räthsel.

Als Mittel der Zucht nicht begehrt von den wildesten Rangen,
Berg' ich oft seltenen Schatz, stellest ein Zeichen du um.

Räthsel-Sonett.

Wohl möchtest du das Kind beneiden,
Das schon in einem Häuflein Sand
Stoff für die Erste reichlich fand,
Mit echtem Frohsinn und bescheiden.

O, daß ihm fern blieb' schweres Leiden
Und auf der Zwei, die den Verstand
Soll reifer machen und gewandt,
Es lernte Unrecht stets zu meiden.

So manches vielgelese'ne Buch
Erzählet dir von jenem Fluch,
Der an dem Ganzen pflegt zu haften;

Fröhnt es doch nur den Leidenschaften,
Die furchtbar, wie der Hölle Macht,
Gar viele schon zu Fall gebracht.

Auflösung der Damenspiel-Aufgabe S. 580:

1. b 6 — c 7 — 1. D b 2 — c 5 † (A)
2. D d 3 — a 5 — 2. b 8 — f 6 †
3. c 5 — d 6 — 3. D c 5 — c 7 †
4. D a 5 — g 5 und gewinnt.

A

1. . . . — 1. b 8 — f 6 †
2. D d 2 — a 5 ꝛc. — wie vorher.

Auflösung des Problems „Altgermanischer Grabstein" auf S. 580:

Ordnet man die einzelnen Zeilen nach Anzahl der Männchen und Gewehre wie folgt: I. 1 Männchen Ras, II. 2 Männchen t, ic, III. 1 Männchen, 2 Gewehre h, so, R, IV. 2 Männchen, 2 Gewehre ost, V. 2 Männchen, 3 Gewehre i, VI. 2 Männchen, 4 Gewehre ch., so ergiebt sich der Spruch: „Rast' ich, so rost' ich!" G. Neumann.

Auflösung der Scherz-Aufgabe auf S. 580:

Man halte sich genau an den Wortlaut der Aufgabe und nehme von den Buchstaben des Wortes LICHTENSTEIN nichts (die Buchstaben NICHTS) hinweg. Es bleiben hierauf die 6 Buchstaben LETEIN übrig, welche sich nun bequem in den 6 Fächern der Figur unterbringen lassen.

Auflösung des Buchstaben-Räthsels auf S. 580: Verrath — Vorrath.

In dem unterzeichneten Verlage ist erschienen und durch die meisten Buchhandlungen zu beziehen:

Bei Friedrich Karl.

Bilder und Skizzen aus dem Feldzuge der zweiten Armee.

Von **Georg Horn.**

2 Bände. gr. 8. — Preis 6 Mark.

Bei dem durch die kürzlich stattgefundene Enthüllung des Prinz Friedrich Karl-Denkmals neuerdings geweckten Interesse für das Leben und die Thaten des heldenmüthigen Heerführers dürfte ein Hinweis auf obiges Buch unseren Lesern angenehm sein.

Nach fünfundfünfzig Jahren.

Ausgewählte Gedichte

Von **Friedrich Hofmann.**

In Leinwand gebunden mit Goldschnitt. Preis 5 Mark 25 Pf.

Den vielen Freunden und Verehrern des alten Veterans der „Gartenlaube", Dr. Friedrich Hofmann, wird ein Hinweis auf obige Gedicht-Sammlung als bleibendes Andenken an den dahingeschiedenen Dichter willkommen sein.

Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig. Druck von A. Wiede in Leipzig

das Uebel ist dadurch schlimmer geworden. Wissen Sie kein Mittel dagegen?"

Frau von Lasberg, die eben ihr Flacon zur Nase führte, hielt plötzlich inne; die Frage kam ihr sehr unerwünscht, denn sie war durchaus nicht gesonnen, ihre kostbare Gesundheit diesem Bauerndoktor anzuvertrauen. Reinsfeld sprach bescheiden die Ansicht aus, die Steigerung des Uebels sei wohl in dem grellen Sonnenschein und der lärmenden Umgebung zu suchen, und schlug der gnädigen Frau vor, sich auf eine Stunde in ein stilles, kühles Zimmer zurückzuziehen, das hoffentlich im Wirthshause zu haben sei. Er eilte bereitwillig fort, um die Wirthin zu rufen, die auch sogleich erschien. Ein leeres Zimmer war vorhanden, es lag nach der andern Seite hinaus, und die alte Dame, die sich in der That sehr angegriffen fühlte, geruhte, sich dieser Verordnung zu fügen, deren Zweckmäßigkeit sie einsah.

„Gott sei Dank, jetzt sind wir unter uns, jetzt gehen wir auch auf den Tanzplatz!" sagte Wally, die sofort die Führung übernahm.

„Unter die Bauern?" fragte Alice erschrocken.

„Mitten unter die Bauern!" rief die kleine Frau übermüthig. „So sieh doch nicht so entsetzt aus! Du solltest Gott danken, daß Deine Frau Oberhofmeisterin Migräne hat, sonst hätte sie Dich sicher festgehalten. Benno, reichen Sie Fräulein Nordheim den Arm!"

Benno sah nicht minder entsetzt aus bei dieser Zumuthung, aber Wally hatte sich bereits ihres Gatten bemächtigt und Waltenberg Erna den Arm geboten; Alice stand allein, es blieb also dem Doktor nichts übrig, als dem Befehl nachzukommen.

„Gnädiges Fräulein — darf ich denn?" fragte er scheu und ängstlich. Alice zögerte noch einen Augenblick; aber ob nun das lustige Gewühl da draußen sie wirklich reizte, oder die schüchterne Bitte den Ausschlag gab, sie lächelte und nahm den dargebotenen Arm an, um mit ihm den anderen, die schon außerhalb des Gärtchens waren, zu folgen.

Inzwischen machte Veit Gronau Volks- und Sprachstudien mit seinen beiden Schutzbefohlenen. Er erklärte soeben dem wißbegierigen Said das Wort „Alpensee", das dieser irgendwo aufgefangen hatte, in seiner drastischen Weise:

„Das ist eine Berggottheit, die aber kein Mensch zu Gesichte bekommt, weil sie immer droben in den Wolken sitzt; aber bisweilen kommt sie den Leuten doch auf die Köpfe und ruinirt ihnen Haus und Hof. Die sämmtlichen Wolkensteiner beten sie an, obgleich sie Christen sind, aber man kann ein guter Christ und doch ein Heide sein. Djelma, was sperrst Du wieder den Mund auf? Das geht wohl über Dein Begriffsvermögen? Sag' einmal ‚Alpensee'!"

Djelma, der mit offenem Munde nach dem Wolkenstein hinaufguckte, begriff diese wundersame Erklärung allerdings nicht, mühte sich aber, das bezeichnete Wort nachzusprechen, was ihm nach einigen mißrathenen Versuchen auch gelang.

„Nun, es geht einigermaßen," sagte sein Mentor befriedigt. „Wenn Du wieder ein neues Wort hörst, dann sprichst Du es nach und übst Dich darin, sonst lernst Du niemals Deutsch. — Da kommt Herr Waltenberg mit den Damen und dem Doktor! Sie wollen wahrscheinlich auf den Tanzplatz; ich glaube, sie sind froh, daß sie die alte Schachtel auf eine Stunde los geworden sind."

Djelma horchte auf bei dem neuen Worte, und der eben empfangenen Weisung gemäß begann er es leise und eifrig zu üben. Gronau achtete anfangs nicht darauf; als der Malaye aber die alte Schachtel kräftiger betonte, wurde ihm klar, was er angerichtet hatte, und er fuhr den armen Jungen an:

„Hältst Du das etwa für einen Ehrentitel? O Du Schaf! Gnade Dir Gott, wenn Du das Wort jemals vor den Damen aussprichst, die gnädige Frau Baronin Lasberg heißt es!"

Djelma sah tiefgekränkt aus, er war so aufmerksam gewesen und fand das neue Wort so schön, und nun verbot man ihm, es auszusprechen. Said aber sagte wichtig:

„Master Gronau, der Herr immer ist neben dem Fräulein. Er gar nicht mehr fortgeht von ihrer Seite."

„Ja, Gott sei's geklagt!" brummte Veit. „Verliebt ist er bis über beide Ohren! Muß uns das in diesem verwünschten Deutschland passiren, nachdem wir alle Welttheile durchzogen haben! Ich fürchte, wenn wir wieder hinausziehen —"

„Dann wir sie nehmen mit!" ergänzte Said, dem die Sache höchst einfach und annehmbar erschien.

„Kannst Du denn Deine afrikanischen Begriffe nicht los werden?" schalt Gronau. „Hier nimmt man die Damen nicht so ohne weiteres mit, dazu muß man sie erst heirathen."

„Dann wir sie heirathen!" erklärte Djelma, der in diesem Punkte mit seinem Kollegen durchaus einverstanden war.

„Wir!" rief Gronau, entrüstet über diese Begriffsverwirrung. „Ihr solltet Gott danken, daß Ihr mit dem Heirathen nichts zu thun habt; denn das ist ein Schicksal, vor dem der Himmel jeden Christenmenschen bewahren möge!"

„O, Master Gersdorf auch ist verheirathet," sagte Said, indem er auf den Rechtsanwalt deutete, an dessen Arme die rosige, allerliebste kleine Frau hing, „und das ist serr schön."

„Ja — serr schön!" stimmte Djelma bei, zum höchsten Mißvergnügen des Master Gronau, der sie beide „Schlingel" nannte und sich entschieden dies Heirathsgespräch verbat; er wußte freilich längst, wie es um Ernst Waltenberg stand.

Dieser befand sich mit Gersdorf und den beiden Damen schon mitten unter der fröhlichen Menge; Erna kannte die meisten der Leute noch von früher her, und Wally wollte auch theilhaben an diesen Bekanntschaften, sie ließ sich Alt und Jung vorstellen, plauderte mit jedem und machte die drolligsten Versuche, gleichfalls im Dialekt zu sprechen, den sie gar nicht verstand.

Benno und Alice folgten langsamer; aber der Doktor war ein stummer Kavalier, er sprach kein Wort, sondern blickte nur mit scheuer Ehrfurcht auf die junge Dame, die an seinem Arme ging, und doch erschien sie ihm heute gar nicht mehr so vornehm und unnahbar wie bei der ersten Begegnung. Sie sah in dem leichten hellen Sommerkleide und dem blumengeschmückten Strohhütchen so einfach und anmuthig aus; das war der Rahmen, der für ihre Erscheinung paßte, wenn das Gesicht nur nicht so blaß gewesen wäre. Sie war offenbar etwas ängstlich inmitten der Volksmenge, und als jetzt vom Tanzplatze helles, übermüthiges Jauchzen herüberklang, blieb sie stehen und blickte zaghaft zu ihrem Begleiter auf.

„Fürchten Sie sich, gnädiges Fräulein?" fragte dieser. „Dann wollen wir umkehren!"

Alice schüttelte den Kopf und versetzte halblaut:

„Es ist mir nur ungewohnt, die Leute sind gewiß nicht schlimm."

„Nein, das sind sie nicht!" fiel Benno ein. „Bei unseren Wolkensteinern ist die Rohheit nicht zu Hause, das kann ich bezeugen, denn ich habe lange genug unter ihnen gelebt."

„Ja, seit fünf Jahren, wie Wolfgang sagt! Wie haben Sie das nur ausgehalten?"

Die Frage klang so mitleidig, daß Benno lächelte.

„O, die Sache ist nicht so schlimm, wie Sie glauben. Es ist wohl ein einsames und mitunter auch schweres Leben, aber es bringt doch auch manche Freude."

„Freude?" wiederholte Alice zweifelnd, während sie die Augen zu ihm emporhob, diese großen braunen Augen, die den Doktor auch jetzt wieder so in Verwirrung brachten, daß er zu antworten vergaß.

Da auf einmal kam eine Bewegung in die Menge, sie erblickte jetzt erst Reinsfeld, der vorhin durch das Gasthaus gekommen war, und sofort war er von einem dichten Kreise umgeben.

„Der Herr Doktor! Unser Doktor! Da ist er!" rief und klang es von allen Seiten, zwanzig, dreißig Hüte flogen zugleich von den Köpfen und ebenso viel braune Hände streckten sich dem jungen Arzte entgegen. Alt und Jung drängte sich an ihn heran, jeder wollte ein Wort, einen Gruß von ihm erlangen, jeder ihm ein „Grüß' Gott" sagen, die Leute brachen in einen förmlichen Jubel aus, als ihr „Doktor" sich in ihrer Mitte zeigte.

Reinsfeld blickte besorgt auf seine Begleiterin; er fürchtete, dies Herandrängen werde sie ängstigen, aber Alice schien im Gegentheil Vergnügen an der stürmischen Begrüßung zu finden, sie schmiegte sich etwas fester an seinen Arm, sah aber ungemein heiter aus.

Der Doktor hatte den Leuten kaum erklärt, daß die junge Dame dem Tanze zuzusehen wünsche, als man sich ebenso

stürmisch bemühte, ihnen Platz zu machen. Der ganze Zug ging mit zum Tanzplatze, die Reihen der Zuschauenden wurden rücksichtslos durchbrochen, ein Stuhl wurde herbeigeschafft und einige Minuten später saß Alice mitten in all dem Lärm und Jubel des Johannistanzes und die Burschen hatten sich rechts und links wie eine Ehrenwache aufgepflanzt und sorgten dafür, daß die Paare nicht gar zu nahe vorüberflogen und das gnädige Fräulein streiften. Es lag eine gewisse derbe Ritterlichkeit in der Art, mit der sie sich bemühten, der Begleiterin ihres Doktors einen Ehrenplatz zu schaffen.

„Die Leute scheinen Sie sehr zu lieben," sagte Alice. „Ich habe nicht geglaubt, daß die Bauern ihren Arzt so zu schätzen verständen."

„Für gewöhnlich thun sie das auch nicht," erwiderte Reinsfeld. „Sie sehen in dem Arzte meist nur einen Mann, der ihnen Geld kostet, und sträuben sich gegen seine Hilfe. Zwischen mir und den Wolkensteinern herrscht aber ein Ausnahmeverhältniß. Wir haben schon schwere Zeiten zusammen durchgemacht und sie rechnen es mir hoch an, daß ich sie da nicht im Stiche gelassen habe und ohne Unterschied zu jedem gehe, der mich braucht, wenn mir viele auch nur ein ‚Vergelt's Gott' sagen können. Es ist viel Armuth unter dem Volke, und man kann da wahrhaftig nicht immer an sich denken, ich wenigstens habe es nie gekonnt."

„Ja, das weiß ich," fiel Alice mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit ein. „Sie haben auch damals nicht an sich gedacht, als es sich um eine bessere Stellung für Sie handelte, Wolfgang erwähnte es ja bei Ihrem Besuche."

In dem Gesichte Bennos stieg eine flüchtige Röthe auf bei dieser Hindeutung.

„Erinnern Sie sich wirklich noch jener Aeußerung? Ja, Wolf hat mich damals arg ausgescholten, und er hatte auch recht. Es war eine äußerst vortheilhafte Stellung an dem Krankenhause einer größeren Stadt und durch einen günstigen Zufall waren mir Fürsprache und Vorzug vor den anderen Bewerbern gesichert worden, aber ich mußte mich persönlich vorstellen bei der Wahl und sofort eintreten, das wurde zur Bedingung gemacht."

„Und Sie hatten gerade zu der Zeit Kranke hier am Orte?"

„Nicht hier im Orte allein, überall in meinem ganzen Bezirk. Der Würgengel der Diphtheritis war ausgebrochen und suchte sich seine Opfer unter den Kindern, welche die Ansteckung wohl aus der Schule mitbrachten. Fast in jedem Hause lag eins oder mehrere und die meisten waren schlimm dran, denn die Krankheit trat sehr bösartig auf — und gerade als sie ihren Höhepunkt erreicht hatte, kam das Anerbieten! Der nächste Arzt wohnt eine halbe Tagereise entfernt, und unsere vornehmen Herren Kollegen aus Heilborn kommen nicht in Sturm und Schnee herauf zu den einsamen Höfen, sie sind den Leuten auch zu theuer. Ich zögerte von Tag zu Tag mit der Abreise und Wolfgang drängte immer wieder von neuem, aber ich konnte doch nicht fort — Nazi, komm' einmal her!"

Er winkte einem etwa sechsjährigen Buben, der sich mit vorgedrängt hatte und nun vergnügt dem Tanze zuschaute. Es war ein draller kleiner Bursche, mit flachsblonden Haaren und einem frischen, pausbäckigen Gesicht; er kam schleunigst herbei, sehr stolz darauf, daß der Herr Doktor ihn rief, und sah zutraulich zu der jungen Dame empor, der er vorgestellt wurde.

„Sehen Sie sich den Buben einmal an, gnädiges Fräulein," fuhr Reinsfeld fort. „Nicht wahr, man merkt es ihm nicht an, daß er vor acht Monaten auf den Tod lag? Es ist der Enkel des alten Sepp, der früher im Wolkensteiner Hofe war, und er hat noch ein Schwesterchen, das damals auch beinahe am Sterben war — die beiden haben den Ausschlag gegeben! Grade vor meiner nun endlich doch beschlossenen Abreise kam der Sepp in einer Sturmnacht, um mich zu holen; der Alte weinte bitterlich und die junge Bäuerin, die Mutter, jammerte und schrie: ‚Gehen Sie nicht fort, Herr Doktor, der Bub' stirbt mir und das Mädel auch, wenn Sie davongehen!' Nun, ich wußte am besten, wie noth den Kindern ärztliche Hilfe that, ihnen und all den anderen, die ich in Behandlung hatte. Der arme kleine Bursch kämpfte so jammervoll mit der schlimmen Krankheit, sah so angstvoll bittend zu mir auf, als sei ich der liebe Herrgott selbst — da blieb ich! Ich brachte es nicht übers Herz, davonzugehen und das kleine Volk allein zu lassen in seinem Elend, um mir eine behagliche Stellung zu sichern. Ich habe es freilich gemeldet, daß und warum ich nicht kommen könne, aber darauf konnten die Herren natürlich nicht warten; es waren ja genug andere Bewerber da, die Stelle wurde vergeben."

„Und Sie?" fragte Alice leise.

„Ich? Nun, gnädiges Fräulein, ich habe es nicht bereut, denn die meisten meiner kleinen Patienten habe ich damals glücklich durchgebracht und seitdem gehen die Wolkensteiner für mich durchs Feuer!"

Alice antwortete nicht, sie sah nur mit großen Augen zu dem Manne empor, der das alles so schlicht und einfach erzählte, weit entfernt davon, sich ein Verdienst daraus zu machen, daß er vielleicht seine ganze Zukunft geopfert hatte; dann aber zog sie den kleinen Nazi an sich und drückte einen Kuß auf das frische Gesicht des Bübchens. Es lag etwas unendlich Liebenswürdiges in der Bewegung und Bennos Augen leuchteten auf dabei, er verstand die wortlose Anerkennung, die darin lag.

„Nun, Benno, nehmen Sie auch hier die Huldigungen des versammelten Volkes entgegen?" rief Wally, die soeben mit ihrem Manne herantrat, und Gersdorf fügte lachend hinzu:

„Das war ja ein förmlicher Triumphzug, der Dich und Fräulein Nordheim nach dem Tanzplatze geleitete; laß uns doch auch etwas von Deiner Popularität zukommen."

Jetzt kamen auch Waltenberg und Erna, und die ganze Gesellschaft ließ sich gemüthlich in jener Ecke des Tanzplatzes nieder. Die arme Frau von Lasberg ahnte nicht, was ihre unzeitige Migräne angerichtet hatte. Alice, die so ängstlich vor jedem Lärm, jeder unpassenden Umgebung behütete Alice, saß jetzt dicht bei der ohrenzerreißenden Musik des ländlichen Orchesters, mitten in dem Juchzen und Schreien der Tanzenden, deren nägelbeschlagene Sohlen kräftigst den Takt stampften, mitten in den aufwirbelnden Staubwolken und befand sich merkwürdigerweise ganz vortrefflich dabei. Ihre bleichen Wangen hatten sich leise geröthet, die sonst so müden Augen strahlten förmlich vor Vergnügen und Benno Reinsfeld stand neben ihrem Stuhle, stolz und glückselig, wie noch nie in seinem Leben, und benahm sich wirklich und wahrhaftig wie ein Kavalier — es geschahen Zeichen und Wunder am heutigen Tage!

Die Popularität des Doktors hatte indessen auch ihre bedenkliche Seite, das sollte sich bald zeigen. Der kleine Nazi war von seiner Mutter mit geheimnißvoller Miene vom Tanzplatze geholt worden, da man ihm eine wichtige Mission anzuvertrauen beabsichtigte. Der alte Sepp hatte damals aus der Nordheimschen Villa eine Neuigkeit mitgebracht, die der Dienerschaft bereits für ausgemacht galt, die Nachricht, daß Fräulein von Thurgau und der fremde Herr aus Heilborn ein Paar werden sollten oder es eigentlich schon seien, und daß man nur auf die Rückkehr des Präsidenten warte, um die Verlobung zu feiern.

Die junge Bäuerin, Sepps Tochter, die bis zu ihrer Heirath gleichfalls im Wolkensteiner Hofe gewesen war und die alte Anhänglichkeit bewahrt hatte, war außer sich vor Freude gewesen, als sie das gnädige Fräulein heute wiedersah und ihre beiden Sprößlinge vorstellen durfte. Jetzt sollte der Nazi der Braut den Johannisspruch aufsagen und im Verein mit seiner Schwester die Sträußchen überreichen, welche die damit Beschenkten verpflichteten, mit einander zu tanzen. Das Fräulein kannte ja die alte Sitte und war gewiß erfreut, wenn man sie und ihren „Schatz" damit begrüßte. Aus dem großen Strauß frischer Alpenblumen, der im Gastzimmer stand, wurden die schönsten ausgewählt und in aller Eile noch eine Generalprobe veranstaltet, bei welcher Nazi trefflich bestand, und nun sollte die Sache ihren Lauf nehmen.

Auf dem Tanzplatze war gerade eine Pause eingetreten, auch die Musik schwieg, als Nazi wieder auf der Bildfläche erschien. Er hielt in der einen Hand ein Sträußchen von Alpenrosen, an der anderen sein jüngeres Schwesterchen, das ein ähnliches Sträußchen trug, und schritt ernsthaft und feierlich auf die fremden Herrschaften zu, wie man es ihm eingeschärft hatte. Die Instruktion mußte aber wohl nicht hinreichend klar gewesen sein, denn die beiden Kleinen marschirten geradeswegs auf den Doktor und Alice los, boten ihnen die Blumen und Nazi begann seinen Spruch aufzusagen.

„Jesses, Nazi, das sind ja nicht die Rechten!" rief halblaut und erschrocken die Bäuerin, die ihnen gefolgt war, aber Nazi ließ sich dadurch nicht stören. Für ihn gab es überhaupt nur einen „Rechten", das war der Herr Doktor, und die junge Dame

an dessen Seite mußte nothgedrungen auch die Rechte sein. Er betete daher tapfer seinen Spruch herunter und schloß treuherzig:

„Weist meine Blümel'n Nimmer zurück, | Johannissegen Schafft Euch das Glück!"

Alice nahm verwundert, aber freundlich das Sträußchen, welches das kleine Mädchen ihr reichte, Benno jedoch, der die Bedeutung kannte, gerieth in grenzenlose Verlegenheit.

„Aber Bub' — Mädel, was fällt Euch denn ein!" rief er und versuchte, die Kinder abzuwehren, aber Nazi ließ sich so leicht nicht abweisen, sondern drückte energisch sein Sträußchen dem Herrn Doktor in die Hand.

„So nehmen Sie doch die Blumen!" sagte Alice unbefangen. „Aber was bedeutet denn das Ganze?"

„Es ist der alte Johannis- und Segensspruch," erklärte Erna lächelnd, „und die Blumen bedeuten, daß Du nun unweigerlich mit dem Herrn Doktor tanzen mußt, Alice; ich fürchte, es geht nicht anders."

„O, das ist köstlich!" jubelte Wally, indem sie vor Entzücken in die Hände klatschte. „Natürlich muß Benno tanzen, unter allen Umständen!"

Der arme Reinsfeld wehrte sich in voller Verzweiflung, aber Waltenberg und Gersdorf nahmen lachend gegen ihn Partei und selbst Erna, die das verlegene Gesicht der Bäuerin sah und wohl ahnen mochte, wie die Sache eigentlich zusammenhing, trat für den Scherz ein.

„Du brauchst ja nur ein einziges Mal den Tanzplatz zu umkreisen, Alice," sagte sie. „Bringe der alten Sitte das Opfer, die Leute würden tiefgekränkt sein, wenn Du ihrem Doktor, von dem sie so viel halten, den Tanz verweigern wolltest, auf den er ihrer Meinung nach ein Recht hat. Mit dem Tanze würdest Du auch den Johannissegen zurückweisen, den sie Dir so freundlich bringen."

Alice schien ihrerseits die Sache gar nicht so unerhört zu finden, sie lächelte nur, als sie sah, mit welcher Herzensangst der junge Arzt sich gegen den angesonnenen Tanz sträubte, und sich zu ihm wendend sagte sie halblaut:

„Wir werden uns wohl fügen müssen, Herr Doktor — meinen Sie nicht?"

Dem guten Benno, der höchstens einmal bei einem ländlichen Feste einen Tanz mitgemacht hatte, schwindelte es förmlich bei diesen Worten.

„Gnädiges Fräulein — Sie wollten —?" fragte er.

Statt aller Antwort erhob sich Alice und legte ihren Arm in den seinigen; die Umstehenden, die das für selbstverständlich erachteten, machten schleunigst Platz, die Musik begann zu spielen und in der nächsten Minute schwebte das Paar dahin. —

Inzwischen hatte sich Frau von Lasberg einigermaßen erholt; die Stille und Kühle des abgelegenen Zimmerchens hatten ihr in der That wohlgethan; sie kam nun in voller Majestät angerauscht, fand aber zu ihrem großen Mißvergnügen den Ausgang verlegt. Auf der hohen steinernen Treppe, die zum Wirthshause führte, standen die Leute dichtgedrängt, unter ihnen auch Gronau mit Said und Djelma, selbst Wirth und Wirthin waren dabei. Alle reckten die Hälse und blickten gespannt über die Köpfe der Untenstehenden hinweg nach dem Tanzplatze, den man von hier aus übersehen konnte. Dort schien etwas ganz Besonderes vorzugehen.

Die Baronin war natürlich erhaben über eine derartige Neugierde und nebenbei entrüstet, daß niemand sie bemerkte; sie wandte sich daher an Said, der ihr am nächsten stand, und sagte befehlend:

„Said, schaffen Sie mir Platz! Die Herrschaften sind doch noch im Garten?"

„Nein — auf dem Tanzplatz," antwortete Said vergnügt.

Frau von Lasberg war empört, sie ahnte in dieser Unschicklichkeit wieder einen Streich dieses enfant terrible, dieser Wally.

„Und Fräulein Nordheim ist allein geblieben?" fragte sie.

„Missis Nordheim tanzt mit Herrn Doktor!" erklärte Said und grinste vor Freude, daß die weißen Zähne in dem schwarzen Gesichte glänzten.

Die Baronin zuckte die Achseln über das ungereimte Zeug, das dieser Mensch in seinem gebrochenen Deutsch zum Besten gab, aber unwillkürlich folgte sie doch der Richtung seiner Hand und da sah sie etwas, was sie völlig versteinerte: die kräftige Gestalt des Doktors und in seinen Armen eine junge Dame, im lichten Sommerkleide, mit einem blumengeschmückten Strohhütchen, ihren Zögling Alice Nordheim! Und die beiden tanzten miteinander! Fräulein Alice Nordheim tanzte mit dem Bauernarzt!

Das war mehr, als die ohnehin schon angegriffenen Nerven der Frau von Lasberg ertrugen, sie bekam einen Schwindelanfall. Said fing die Ohnmächtige zwar pflichtschuldigst auf, wußte aber augenscheinlich nicht, was er mit ihr anfangen sollte, und rief ängstlich:

„Master Hronau, Master Hronau, ich habe eine Dame!"

„Nun, dann behalte sie nur!" sagte Veit, der einige Stufen tiefer stand, ohne sich umzuwenden; aber der Nothschrei Saids hatte auch den Wirth und die Wirthin aufmerksam gemacht, sie eilten herbei, um Hilfe zu leisten, all die Umstehenden kamen in Bewegung, und Djelma sprang eilig die Stufen herab und wollte nach dem Tanzplatze, als er von Gronau aufgehalten wurde.

„Halt! Wohin willst Du?"

„Holen den Doktor!" rief der Malaye diensteifrig, aber Veit ergriff ihn am Arme und hielt ihn fest.

„Du bleibst hier!" sagte er nachdrücklich. „Soll denn der arme Doktor gar kein Vergnügen haben? Erst laß ihn tanzen und dann kann er die alte — Djelma, Du bewegst schon wieder die Lippen, ich drehe Dir den Hals um, wenn Du das verwünschte Wort aussprichst — die gnädige Frau Baronin wieder zu sich bringen."

Drüben war der Zwischenfall unbemerkt geblieben und das Paar tanzte weiter. Bennos Arm umfaßte die zarte Gestalt und sein Auge hing an dem lieblichen Gesichte, das jetzt nicht mehr bleich und matt, sondern rosig angehaucht von der raschen Bewegung, mit leuchtenden Augen zu ihm aufblickte, und in diesem Blick gingen ihm Oberstein und die ganze Welt unter. Oberstein aber war höchlich befriedigt von diesem Verlauf der Sache und gab seinen Beifall in der unzweideutigsten Weise kund: die Musikanten fiedelten mit doppelter Energie, die Burschen und Mädchen jauchzten, Nazi und sein Schwesterchen hüpften hochvergnügt nach dem Takte mit und dazu sangen die sämmtlichen Wolkensteiner im Chor:

„Weist meine Blümel'n Nimmer zurück, | Johannissegen Schafft Euch das Glück!"

Beinahe vier Wochen waren vergangen und der Juli neigte sich schon seinem Ende zu, als Präsident Nordheim nach seiner Bergvilla zurückkehrte. Die Zwischenzeit hatte ihm und der Bahngesellschaft eine Veränderung gebracht, die allerdings kaum mehr ein Verlust genannt werden konnte. Der Chefingenieur, den seine Kränklichkeit schon längst genöthigt hatte, die Oberleitung, wenn nicht dem Namen, so doch der That nach, in Elmhorsts Hände zu legen, war gestorben und über seinen Nachfolger gab es keine Meinungsverschiedenheit; der Schwiegersohn des Präsidenten, der Erbauer der Wolkensteiner Brücke, wurde einstimmig erwählt. Er trat damit an die Spitze des großen Werkes, das seiner Vollendung so nahe war.

Es war einige Stunden nach der Ankunft Nordheims, und dieser hatte sich mit Wolfgang in sein Arbeitszimmer zurückgezogen, um das Ereigniß, das sie schon brieflich verhandelt hatten, eingehend zu besprechen. Sie waren beide gleich befriedigt davon.

„Deine Wahl war ja eigentlich nur eine Form," sagte der Präsident. „Sie wurde ohne jede Debatte genehmigt, denn ein anderer als Du kam überhaupt nicht in Frage; aber ich gratulire dem Herrn Chefingenieur."

Elmhorst lächelte flüchtig, aber es lag darin nichts von jenem stolzen, freudigen Selbstbewußtsein, mit dem der junge Oberingenieur einst seine Stellung angetreten hatte, und damals hatte er doch nur die erste Stufe einer Laufbahn erreicht, die sich nun so schnell und glänzend vollendete. Es war eine Veränderung mit ihm vorgegangen, er sah bleich und düster aus, und in den Augen, die sonst so kalt und scharf blickten, deren Tiefe so eisig war, barg sich jetzt ein Feuer, das bisweilen jäh und unstät aufflackerte und dann ebenso schnell wieder erlosch. Auch im Gespräch wollte die kühle Ruhe und Ueberlegenheit nicht immer Stand halten, trotz aller Selbstbeherrschung; es war, als ob ein innerer Kampf den Mann verzehre, der einst so sicher und fest seinem Ziele zuschritt, ohne nach rechts oder nach links zu blicken — ein ruheloser, qualvoller Kampf.

„Ich danke, Papa," erwiderte er. „Man hat mir immerhin einen Beweis großen und unumschränkten Vertrauens gegeben, den ich zu schätzen weiß, und ich gestehe auch, es ist mir eine Genugthuung, daß die Vollendung des Werkes, dem ich meine beste Kraft geopfert habe, nunmehr an meinen Namen geknüpft bleibt."

„Legst Du so großen Werth darauf?" fragte Nordheim gleichgültig. „Freilich, in Deinen Jahren ist man noch ehrgeizig. Du wirst Dir das bald abgewöhnen, wenn erst höhere Interessen in den Vordergrund treten."

„Höhere, als die Ehre und der Stolz, ein großes Werk zu schaffen?"

„Nun denn, realere Interessen, die schließlich doch bei allen Dingen den Ausschlag geben, und darüber wollte ich eben mit Dir reden. Du weißt, daß ich längst die Absicht hegte, mich nach Vollendung der Bahn von der ganzen Sache zurückzuziehen."

„Gewiß, Du hast mir schon vor Monaten davon gesprochen und der Entschluß hat mich schon damals befremdet. Warum willst Du zurücktreten von einem Unternehmen, das Du ins Leben gerufen hast, dessen eigentlicher Schöpfer Du bist?"

„Weil es mir nicht mehr einträglich genug erscheint," sagte der Präsident kühl. „Die Baukosten stellen sich sehr hoch, viel höher, als ich glaubte. Wer konnte denn auch mit all den Widerwärtigkeiten und Katastrophen rechnen, die wir durchmachen mußten, und dazu hatte Dein Vorgänger die Manie, so unglaublich solid zu bauen. Er brachte mich oft zur Verzweiflung mit dieser Solidität, die Unsummen gekostet hat."

„Verzeih, Papa, aber diese ‚Manie' habe ich auch!" erklärte Wolfgang mit einigem Nachdruck.

„Natürlich! Du bist bisher nur Ingenieur der Bahn gewesen und es konnte Dir sehr gleichgültig sein, ob sie einige Millionen mehr kostet oder nicht. Wenn Du bei künftigen Unternehmungen als mein Schwiegersohn pekuniär betheiligt bist, wirst Du anders darüber denken."

„In solchen Punkten — nein!"

„Nun, dann mußt Du es lernen! In diesem Falle können wir uns übrigens nachdrücklichst auf die Vortrefflichkeit der ausgeführten Bauten stützen, wenn es zur Abschätzung kommt, und das wird voraussichtlich noch in diesem Jahre geschehen. Die Aktionäre müssen die Bahn übernehmen, das steht längst bei mir fest und ich habe bereits die einleitenden Schritte dazu gethan. Ich bin mit Millionen betheiligt, wo die anderen höchstens Zehntausende gezeichnet haben, und kann mich thatsächlich als Eigenthümer des Unternehmens betrachten. Ich werde also meine Bedingungen stellen und aus diesem Grunde ist es mir sehr lieb, daß Du jetzt als Chefingenieur an der Spitze stehst. Wir brauchen dann nicht Fremde ins Vertrauen zu ziehen, sondern gehen Hand in Hand."

„Ich stehe Dir ganz zur Verfügung, Papa, das weißt Du, aber wie die Dinge liegen, wird die Abschätzung ziemlich hoch ausfallen."

„Das hoffe ich!" sagte Nordheim langsam und bedeutungsvoll. „Uebrigens ist die Berechnung schon zum größten Theil fertiggestellt, so etwas muß ja lange vorbereitet werden und fordert auch einen gewiegten Geschäftsmann. Dich konnte ich dafür nicht in Anspruch nehmen, Du hast genug mit der technischen Leitung zu thun, Du sollst schließlich die Abschätzungen nur revidiren und bestätigen und ich rechne in dieser Beziehung unbedingt auf Dich, Wolfgang. Das unumschränkte Vertrauen, das Du infolge Deiner bisherigen Leistungen genießest, wird uns die Sache sehr erleichtern."

Wolfgang sah etwas befremdet aus; es war ja selbstverständlich, daß er seine Pflicht that und dem Schwiegervater möglichst zur Seite stand, aber hinter dessen Worten schien sich noch irgend etwas anderes zu bergen, sie klangen ganz eigenthümlich. Zu einer weiteren Erklärung kam es indessen nicht, denn der Präsident brach ab und erhob sich.

„Schon vier Uhr! Wir werden bald zu Tische gehen; komm, Wolfgang, wir wollen die Damen nicht warten lassen."

„Du hast Waltenberg mitgebracht?" fragte Elmhorst, indem er gleichfalls aufstand.

„Ja, er empfing mich in Heilborn und begleitete mich hierher. Seine Geduld scheint in den vier Wochen auf eine harte Probe gestellt worden zu sein. Ich begreife den Mann nicht! Er ist doch stolz und eigenwillig genug, hochmüthig sogar in gewisser Hinsicht und läßt sich von den Launen eines Mädchens am Narrenseil führen. Jetzt werde ich aber ein ernstes Wort mit meinem Fräulein Nichte reden und ihr ein Entweder — oder stellen, die Sache muß endlich einmal zur Entscheidung kommen!"

Wolfgang schwieg, aber das unstäte Feuer in seinen Augen flammte wieder auf, heiß und verzehrend wie der Kampf in seinem Inneren. Er mußte es ja Tag für Tag mit ansehen, wie ein anderer offen und rückhaltlos um den Preis warb, der ihm schließlich doch wohl zufallen würde — das war mehr als Foltergual und sie wurde nicht leichter durch das Bewußtsein, daß sie verdient sei.

Sie hatten inzwischen das Nebenzimmer durchschritten und traten in den Salon, wo ein Diener soeben beschäftigt war, die Vorhänge aufzuziehen, die der Sonne wegen herabgelassen waren. Nordheim fragte, ob die Damen im Garten seien.

„Nur Baroneß Thurgau und Herr Waltenberg," lautete die Antwort. „Das gnädige Fräulein empfängt in ihrem Zimmer den Herrn Doktor."

„Ah, der neue Arzt, den Du aufgespürt hast," sagte der Präsident, sich an seinen Schwiegersohn wendend. „Es ist ja wohl ein Jugendfreund von Dir? Jedenfalls versteht er seine Sache, denn Alice hat sich merkwürdig erholt in der kurzen Zeit. Ich war ganz überrascht von ihrem Aussehen und ihrer ungewohnten Lebhaftigkeit; die Kur des Herrn Doktors scheint förmlich Wunder gethan zu haben. Wie heißt denn eigentlich dieser Aeskulap von Oberstein? Du vergaßest in Deinen Briefen regelmäßig, den Namen zu nennen."

Wolfgang hatte das allerdings vermieden, wenn auch nicht aus Vergeßlichkeit, jetzt aber konnte er der „Grille" seines Freundes, wie er es nannte, nicht länger Rechnung tragen und antwortete ruhig:

„Doktor Benno Reinsfeld."

Nordheim wendete sich mit einer jähen Bewegung um.

„Wie sagtest Du?"

„Benno Reinsfeld," wiederholte Elmhorst, betroffen durch den heftigen Ton der Frage.

Er hatte geglaubt, der Präsident werde sich kaum noch des Namens erinnern und jedenfalls nicht das geringste Interesse mehr an den alten Beziehungen nehmen, denen der jetzige Millionär so fern stand. Jene Erinnerung mußte aber doch wohl tief und nachhaltig sein, das sah man; Nordheims Gesicht zeigte eine fahle Blässe, es prägte sich Bestürzung, ja Schrecken darin aus und dieselbe Empfindung verrieth sich auch in seiner Stimme, als er rief:

„Und dieser Mann ist in Oberstein? ist jetzt sogar in meinem Hause?"

Wolfgang wollte antworten, aber in dem Augenblick wurde die Seitenthür geöffnet und Benno selbst trat ein. Er stutzte zwar, als er den Präsidenten erblickte, blieb aber ruhig stehen und verneigte sich. Er hatte ja soeben von Alice gehört, daß ihr Vater angekommen sei, und mußte auf diese Begegnung gefaßt sein.

Nordheim errieth auf der Stelle, wen er vor sich habe, vielleicht entsann er sich auch noch der Persönlichkeit des jungen Arztes, den er vor drei Jahren flüchtig im Wolkensteiner Hofe gesehen hatte, ohne daß ihm der Name genannt wurde, und er war Weltmann genug, sich augenblicklich zu fassen. Scheinbar ganz ruhig und unbewegt nahm er die Vorstellung entgegen, aber auf diesen unbewegten Zügen lag noch immer jene eigenthümliche Blässe.

„Mein Schwiegersohn hat mir bereits brieflich mitgetheilt, daß er Ihren Rath für seine Braut in Anspruch genommen hat," sagte er mit kühler Artigkeit. „Ich kann Ihnen nur dankbar sein, Herr Doktor, denn Ihre Bemühungen scheinen ein sehr günstiges Resultat zu haben, meine Tochter hat sich außerordentlich erholt. Sie stellen eine andere Diagnose als Ihre Herren Kollegen, wie ich höre?"

„Ich glaube bei dem Fräulein nur ein hochgradiges Nervenleiden annehmen zu dürfen," versetzte Benno bescheiden, „und habe danach meine Behandlung eingerichtet."

„So? Die anderen Herren nahmen ziemlich allgemein ein Herzleiden an."

„Ich weiß es, kann mich aber dieser Meinung nicht anschließen und der Erfolg meiner Kur scheint mir ja auch Recht

zu geben. Ich lasse die junge Dame, der jede stärkere Bewegung untersagt war, täglich Spaziergänge machen und diese täglich weiter ausdehnen, habe ihr auch ein mäßiges Bergsteigen angerathen und sie ersucht, möglichst den ganzen Tag im Freien zuzubringen, da die Höhenluft außerordentlich günstig auf ihr Befinden wirkt; bis jetzt habe ich alle Ursache, damit zufrieden zu sein."

„Gewiß, das sind wir alle," stimmte der Präsident bei, dessen Blick sich bei dieser im ruhigsten Tone geführten Unterhaltung förmlich einbohrte in die Züge des jungen Arztes. „Wie gesagt, ich bin Ihnen sehr dankbar — Sie leben in Oberstein, wie Wolfgang mir schrieb? Sind Sie schon lange dort?"

„Seit fünf Jahren, Herr Präsident."

„Und Sie denken auch dort zu bleiben?"

„Wenigstens vorläufig, bis sich irgend eine andere Stellung findet."

„Nun, das wird doch keine Schwierigkeiten haben," warf Nordheim hin und sprach weiter.

Er war sehr höflich, aber auch sehr vornehm und augenscheinlich bemüht, eine unübersteigliche Schranke aufzurichten, die jede mögliche Vertraulichkeit ausschloß. Kein Wort, kein Blick verrieth, daß er wußte, der Sohn seines einstigen Jugendfreundes stehe vor ihm; trotz seines anscheinend verbindlichen Wesens war er doch so fremd und eisig wie nur möglich.

Benno fühlte das sehr gut, war aber keineswegs überrascht dadurch, denn er hatte nichts anderes erwartet. Er wußte ja, daß die Erinnerung, die sein Name wachrief, für den Präsidenten keine angenehme war, und nahm in seiner Bescheidenheit gar nicht an, daß seine ärztlichen Erfolge bei der Tochter den Vater umstimmen könnten. Er dachte natürlich nicht daran, Beziehungen geltend zu machen, die von jener Seite so vollständig ignorirt wurden, aber die Begegnung war ihm peinlich, und er ergriff die erste Gelegenheit, sich zu verabschieden.

Nordheim blickte ihm einige Sekunden lang schweigend, aber mit finster zusammengezogenen Brauen nach, dann wandte er sich zu Wolfgang und fragte kurz und scharf:

„Wie kommst Du zu dieser Bekanntschaft?"

„Ich habe es Dir ja bereits gesagt, Reinsfeld ist mein Jugendfreund, den ich zufällig hier in Oberstein wiederfand."

„Und Du verkehrst Jahre lang mit ihm, ohne mir auch nur seinen Namen zu nennen?"

„Das geschah auf Bennos ausdrücklichen Wunsch, denn Dein Name ist ihm so wenig fremd wie Dir der seinige. Du willst allerdings nicht daran erinnert sein, daß sein Vater Dein Studiengenosse war — das sah ich heute."

„Was weißt Du davon?" fuhr der Präsident heftig auf. „Hat der Doktor Dir davon gesprochen?"

„Allerdings, und er theilte mir auch mit, daß die einstige Jugendfreundschaft mit einem vollständigen Bruche geendigt hat."

Nordheim stützte wie zufällig die Hand auf die Lehne des Sessels, der vor ihm stand; sein Gesicht war wieder bleich geworden und seine Stimme klang fast heiser, als er fragte:

„So — und was weiß er darüber?"

„Nicht das Geringste! Er war ja damals noch ein Knabe und hat nie den Grund jenes Bruches erfahren, aber er war viel zu stolz, sich Dir, der so hoch gestiegen ist, in irgend einer Weise zu nähern, deshalb nahm er mir das Versprechen ab, ihn nicht zu nennen, so lange das zu vermeiden war."

Nordheims Brust hob sich unwillkürlich unter einem tiefen Athemzuge; aber er antwortete nicht, sondern trat an das Fenster.

„Mir scheint, Doktor Reinsfeld hatte trotz alledem Anspruch auf einen wärmeren Empfang," hob Wolfgang wieder an, den die eisige Art, mit der man seinen Freund behandelte, verletzt hatte. „Ich kann natürlich nicht beurtheilen, was damals geschehen ist —"

„Ich wünsche auch nicht, daß Du Dich damit abgiebst!" fiel ihm der Präsident schroff ins Wort. „Es waren rein persönliche Verhältnisse, über die mir allein ein Urtheil zusteht; aber Du wußtest, daß mir dieser Reinsfeld nicht sympathisch sein konnte, und da begreife ich nicht, wie Du dazu kamst, ihn in mein Haus einzuführen und ihm die Behandlung meiner Tochter zu übergeben. Das ist eine Eigenmächtigkeit, die ich durchaus nicht billige."

Er war offenbar aufs äußerste gereizt durch jene Begegnung und ließ nun diese Gereiztheit an seinem Schwiegersohne aus, aber dieser schien durchaus nicht gesonnen, einen Ton zu dulden, den er heute zum ersten Mal hörte.

„Ich bedaure es, Papa, wenn Dir die Sache unangenehm ist," sagte er kalt, „aber von Eigenmächtigkeit kann hier wohl nicht die Rede sein. Ich habe doch zweifellos das Recht, für meine Braut einen Arzt zu wählen, der mein volles Vertrauen besitzt und dieses Vertrauen, wie Du selbst zugeben mußt, so glänzend rechtfertigt. Ich konnte unmöglich voraussetzen, daß eine alte Feindschaft, die vor mehr als zwanzig Jahren entstand und an der Benno ebenso unschuldig wie unbetheiligt ist, Dich so ungerecht machen würde. Dein ehemaliger Freund ist ja längst todt und damit sollte auch alles andere begraben und vergessen sein."

„Darüber habe ich doch wohl allein zu entscheiden!" unterbrach ihn Nordheim mit steigender Heftigkeit. „Genug, ich will nicht, daß dieser Mensch in meinem Hause verkehrt. Ich werde ihm ein Honorar schicken — selbstverständlich ein sehr hohes Honorar — und mir seine ferneren Besuche unter irgend einem Vorwande verbitten. Dich aber ersuche ich gleichfalls, diesen Umgang aufzugeben — ich wünsche ihn nun einmal nicht."

Die Worte klangen wie ein Befehl, aber der junge Chefingenieur war nicht der Mann, der sich befehlen ließ, er trat einen Schritt zurück und seine Augen sprühten auf.

„Ich glaube Dir bereits gesagt zu haben, Papa, daß Doktor Reinsfeld mein Freund ist," versetzte er mit aller Schärfe, „und da kann selbstverständlich von Aufgeben keine Rede sein. Es ist eine Beleidigung für ihn, wenn man ihn nach der aufopfernden Weise, in der er sich um Alices Gesundheit bemüht hat, mit einem ‚Honorar' verabschiedet, noch ehe die Kur beendet ist, und ich muß Dich überhaupt bitten, in einem andern Tone von ihm zu sprechen. Benno ist ein Mann, der die höchste Achtung verdient, er verbirgt unter seinem anspruchslosen und etwas unbeholfenen Wesen Kenntnisse und Charaktereigenschaften, die man nur bewundern kann."

„Wirklich?" Der Präsident lachte laut und spöttisch auf. „Ich lerne Dich ja heute von einer ganz neuen Seite kennen, Wolfgang, als schwärmerischen und aufopfernden Freund — ich hätte Dir das kaum zugetraut."

„Wenigstens pflege ich für meine Freunde einzustehen und sie nicht im Stiche zu lassen," war die sehr bestimmte Antwort.

„Ich wiederhole Dir aber, daß ich diesen Mann in meinem Hause nicht sehen will," sagte Nordheim herrisch, „und darüber habe ich hoffentlich zu bestimmen."

„Gewiß, aber in meinem künftigen Hause wird Benno stets ein willkommener Gast sein und ich werde mich rückhaltlos gegen ihn aussprechen, wenn ich wirklich genöthigt sein sollte, Deinen Wunsch hinsichtlich seines Fortbleibens zur Sprache zu bringen und Dich — zu entschuldigen."

Die Worte ließen an Energie nichts zu wünschen übrig; es war das erste Mal, daß eine Meinungsverschiedenheit zwischen den beiden entstand; bisher waren ihre Ansichten und Interessen durchaus gleichartig gewesen, aber Wolfgang zeigte schon bei diesem ersten Konflikt, daß er kein fügsamer Schwiegersohn war und seinen Standpunkt mit aller Entschiedenheit zu wahren wußte. Er gab sicher nicht nach, das sah auch der Präsident, aber dieser mochte wohl irgend einen Grund haben, den Streit nicht auf die Spitze zu treiben, denn er lenkte ein:

„Der Gegenstand ist es gar nicht werth, daß wir uns so darüber ereifern," sagte er achselzuckend. „Was geht mich im Grunde dieser Doktor Reinsfeld an! Ich will eine unangenehme Erinnerung loswerden mit seinem Anblick — weiter nichts. Trotz Deiner begeisterten Lobpreisung erlaube ich mir, seine Persönlichkeit ebenso unbedeutend zu finden, als der Vorfall es war, der mich gegen seinen Vater einnahm. Also lassen wir meinetwegen die Sache auf sich beruhen!"

Er hätte seinen Schwiegersohn nicht mehr in Erstaunen setzen können, als durch diese ungewohnte Nachgiebigkeit. Die Gleichgültigkeit, die er jetzt zeigte, stand im vollsten Widerspruch mit seiner fieberhaften Gereiztheit von vorhin. Wolfgang schwieg zwar und schien zufriedengestellt, aber jene alte Feindschaft gewann doch jetzt eine ganz andere Bedeutung für ihn. Er war fest überzeugt, daß es sich damals nicht um etwas Unbedeutendes gehandelt hatte; ein Mann wie Nordheim hielt nicht zwanzig Jahre lang die Erinnerung an irgend eine Bagatelle fest.

Jetzt trat Alice ein, zur offenbaren Erleichterung des Präsidenten, der mit keiner Silbe den ärztlichen Besuch berührte, sondern sofort von anderen Dingen zu sprechen begann, und auch Wolfgang gab sich Mühe, seine Verstimmung zu verbergen. Die junge Dame bemerkte in der That nichts davon, sie war im Begriff, in den Garten zu gehen, um Erna aufzusuchen, und der Vater sowohl als der Bräutigam schlossen sich ihr an.

Der Garten der Bergvilla entsprach der hohen Lage, die gewöhnlichen Ziersträuche und Blumen konnten nicht gedeihen an diesem Orte, der sich nur eines so kurzen Sommers erfreute und den größten Theil des Jahres im Schnee begraben lag. Die Anlagen, die man auf der ehemaligen Matte rings um das Haus geschaffen hatte, waren neu und sonnig, aber der kleine Tannenwald, der sich an den Garten anschloß und bis zur Bergwand ausdehnte, bot in der Sonnengluth einen kühlen, schattigen Aufenthalt.

Man hatte eine Art Naturpark daraus gemacht, dem die riesigen, moosbedeckten Felsblöcke, welche, von einem einstigen Bergsturz herrührend, überall zerstreut lagen, ein höchst romantisches Ansehen gaben.

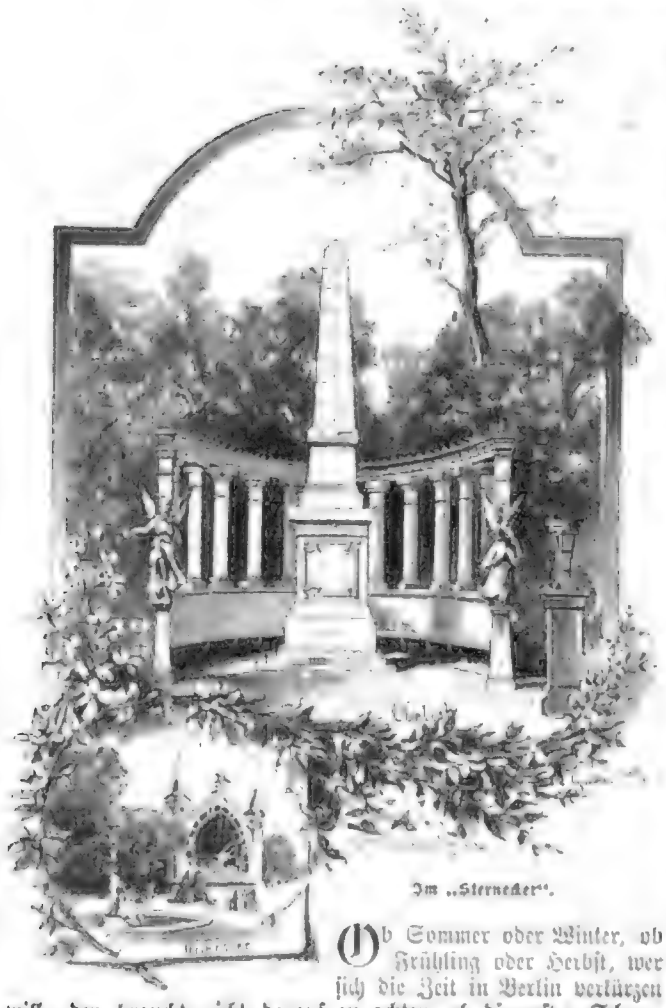
Auf der Bank, die am Fuße eines dieser Felsen errichtet war, saß Baroneß Thurgau und vor ihr stand Ernst Waltenberg, aber nicht in ruhigem Gespräche; er war aufgesprungen und hatte sich ihr in den Weg gestellt, als wolle er eine Flucht verhindern.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der deutschen Reichshauptstadt.

4. Das lustige Berlin.

Von Paul Lindenberg. Mit Illustrationen von O. Herlach, P. Bauer u. a.



Im „Sterneckerl".

Ob Sommer oder Winter, ob Frühling oder Herbst, wer sich die Zeit in Berlin verkürzen will, der braucht nicht darauf zu achten, ob die ersten Schneeglöckchen schüchtern im Thiergarten emporsprießen, ob die Linden auf der nach ihnen benannten stolzen Straße süßen Duft ausströmen oder ob lustiges Schlittengeläut erschallt und dem ahnungslosen Passanten aus sicherem Versteck ein festgefügter Schneeball nachgesandt wird. Die Auswahl der Vergnügungen ist allerdings mehr oder minder eine andere, jegliche Saison hat ihre besonderen Lockungen, und fast jeder Monat bietet seine „Specialität", die häufig grundverschieden von der vorangegangenen ist; aber gerade diese bunte Abwechslung enthält eine große Anziehungskraft und zeigt die lustige Seite der Weltstadt im mannigfachsten Licht.

Natürlich üben die einzelnen Jahreszeiten einen wesentlichen Einfluß auf den Charakter der Belustigungen aus, sie vermindern sie nicht, aber sie prägen ihnen eine bestimmtere Individualität auf und umgeben verschiedene von ihnen mit doppeltem Glanz.

Betrachten wir uns Berlin von dieser Seite im Sommer, so lenken wir wohl zunächst unsere Schritte nach dem Zoologischen Garten, auf den die Kaiserstadt mit vollstem Recht stolz sein darf. Das weite Terrain mit seinem prächtigen Baumwuchs gehörte einst zum Thiergarten, bis kurz vor Mitte des vergangenen Jahrhunderts auf Veranlassung Friedrichs des Großen hier eine Fasanerie eingerichtet wurde. Als man letztere 1842 nach dem idyllischen Charlottenhof bei Potsdam übersiedelte, bat der Naturforscher Lichtenstein den König Friedrich Wilhelm IV., daß an dieser Stelle ein zoologischer Garten angelegt werden möchte. Der Herrscher war diesem Plane sehr geneigt und unterstützte das neue Unternehmen noch dadurch, daß er ihm eine beträchtliche Zahl bisher auf der von der Havel umspülten Pfaueninsel gefangen gewesener fremder Thiere überwies und auf diese Weise sogleich einen sicheren Bestand schuf. Im Sommer 1844 wurde der Garten, der damals vollständig außerhalb der Stadt lag, zum ersten Male dem Publikum geöffnet, und wenn er auch zunächst nur langsame Fortschritte machte, so blühte er unter sachverständiger Leitung und im Besitze einer kapitalsfähigen Aktiengesellschaft desto kräftiger in den siebziger Jahren sowie in diesem Jahrzehnt auf und beansprucht gegenwärtig den Rang als eines der bedeutendsten und angesehensten derartigen Institute in ganz Europa.

Es ist aber auch ein seltener Genuß, an einem schönen Vormittage hier entlang zu wandeln, ohne besonderen Zweck und ohne specielles Ziel; schmetternder Vogelgesang ertönt aus den breitästigen Baumkronen, silberner Thau liegt auf Gräsern und Halmen, goldene Sonnenstrahlen huschen über Weg und Steg und mit munterem Geschnatter ziehen in kleinen Zügen die Entenscharen durch die von künstlichem Felsgeröll und schattigen Weiden umrahmten Teiche. Wer Lust hat, kann in diesen Stunden am besten die Thiere betrachten und studiren, denn der Besuch ist nicht sehr zahlreich und stört uns nirgends. Zwar treffen wir zuweilen auf lange Kinderkarawanen, bestehend aus Schülern und Schülerinnen dieser oder jener Gemeindeschulen, aber wie könnten sie uns stören, diese Scharen kleiner Blond- und Schwarzköpfe, die mit ausgelassenem Jubel die Affenkäfige umdrängen und sich nicht satt sehen können an den drolligen Sprüngen der langgeschwänzten Vierfüßer, die mit scheuer Ehrfurcht das stattliche Löwenpaar betrachten und furchtsam sich zusammenducken, wenn der Wüstenkönig seine dröhnende Stimme erhebt, und welche die letzten Krumen ihres spärlichen Frühstücksbrotes den Rehen reichen, die bereits an die gutmüthigen Geber gewöhnt sind und sich zutraulich nähern. Sonst bilden um diese Zeit Fremde den Hauptbesuchertheil, einzelne Brunnentrinker ferner wandeln gemessen die vorgeschriebene Frist ab, auf ihren von Jasmin und Flieder überschatteten Lieblingsplätzchen sitzen empfindungsvolle Damen, ein Buch des erkorenen Autors in der Hand, und auf den Spielplätzen, die, ebenso wie im Thiergarten, auch hier vorhanden sind, tummeln sich in froher Ungebundenheit Knaben und Mädchen durch einander, Kinder von Eltern, die im Besitze einer allen Familienmitgliedern freien Eintritt gewährenden Aktie sind.

Nachmittags schaut es allerdings anders im Zoologischen Garten aus, da kommen mehr die Menschen als die Thiere zur

jenen Jahren, wo hier „Vater Jahn“ den ersten Berliner Turnplatz anlegte und wo die heldenmüthigen Männer, welche in den Schlachten von Großbeeren, Dennewitz und Hagelsberg den Tod für das bedrängte Vaterland starben, hier ihre letzte Ruhe fanden. Heute strecken sich die steinernen Arme der Weltstadt bereits bis zur Hasenhaide aus und umschlingen sie an einzelnen Stellen; wer weiß, wie lange es dauert, daß nur noch dunkle Sagen von dieser sogenannten Haide und ihrem lustigen Volkstrubel künden!

Gegenwärtig ist letzterer noch in seiner ganzen Ursprünglichkeit und Ausdehnung dort zu finden. Ein Sonntagnachmittag in der Hasenhaide — ihr Götter, beschützt unsere Ohren und unsere Lungen! Staub und Lärm und Lärm und Staub — das ist der erste überwältigende Eindruck, den wir, den breiten sandigen Weg entlang schreitend, erhalten. Allmählich nur unterscheiden wir das brüllende Schreien der Ausrufer, das Quieken der Karousselmusik, das Klappern der Würfelbuden, die donnernde Ankündigung der Sehenswürdigkeiten — hier „Menschenfresser aus Aegypten“, dort eine „elektrische Jungfrau“, daneben ein „unübertreffliches Raritätenkabinet“ u. dgl. m. — das Fiedeln der Tanzkapellen, den Spektakel der Kinderinstrumente, das Knallen in den Schießständen; und mitten in dem Lärm wandeln sie zu Tausenden herum, die hier von harter Wochenarbeit Erholung suchen und merkwürdigerweise auch finden, kleine Beamte, Handwerker, Arbeiter und Soldaten, mit ihnen in traulichem Bunde junge Arbeiterinnen, Laden- und Nähmamsells, Dienstmädchen, Kinderwärterinnen, nun eben alle die, welche sich hier mit innigem Behagen wohl fühlen, und deren giebt es nicht wenige in Berlin! Das zeigen uns die den Weg einsäumenden Vergnügungslokale, theils „Kaffeeküchen“ in des alten Berliner Wortes Bedeutung, theils Ausschankstätten der angesehensten Berliner Brauereien mit gewaltigen Gärten und in diesen wieder ein selbständiger Vergnügungsapparat: Schaukeln, Karousel, Kegelbahn, Tanzsaal, Skatingrink, Kraftmesser, Turngeräthe, und so in bunter Folge fort. Sie sind häufig schon nachmittags überfüllt und weisen gegen Abend kaum ein leeres Plätzchen auf; selbst das umfangreichste Etablissement, die „Neue Welt“, scheint dann in einen wimmelnden Menschenhaufen verwandelt zu sein, und wer sich nicht höchst eigenbeinig und eigenhändig um sein Bier und sein Essen kümmert, der muß häufig durstig und hungrig den Heimweg antreten.

Etwas mehr Natur, wenn man überhaupt davon in der Hasenhaide sprechen kann, findet man nun doch in dem Vororte Berlins, Weißensee, wo ein thätiger Unternehmer ein ebenso amüsantes wie kolossales Vergnügungslokal, „den Sternecker“, nach dem Vorbilde des Kopenhagener Tivoli, geschaffen hat. Hier trifft man vor allem auf einen wirklich schönen Park mit prächtigen Partien kerniger Bäume und seltener Sträucher, mit sorgsam gepflegten Bosketts und sauber gehaltenen, überall lauschige Ruheplätzchen darbietenden Pfaden mit sehr geschickt gemachten künstlichen Grotten und zierlichen Borkenhäuschen, sogar mit einer hübschen Aussicht auf einen miniaturartigen See, den ein ebenso miniaturartiger Dampfer befährt.

Und was ist daneben alles für die Unterhaltung gethan! Elektrische Bahn, Reitschule, Lachkabinet, Rutschbahn, Panorama, Cirkus, Theater, Chansonettengesang, Schnellphotographie — das ist nur ein geringer Theil der Auswahl, die hier den Besuchern für ein sehr kleines Entree tagtäglich geboten wird. Und gerne lassen sie es sich bieten, die Berliner und Berlinerinnen, welche in hellen Scharen per Pferde- und Stadtbahn, per Kremser und Thorwagen, per Droschke und — sehr stark — per pedes apostolorum hier hinausströmen, zumal wenn der Abend hereinbricht. Dann bietet der große Park einen bezaubernden Anblick dar, überall flackern und funkeln Glühlichtflämmchen auf, aus den Springbrunnen, den Blumenbeeten und den Gebüschen, aus den Rasenflächen, den Grotten und Lauben, sie umzüngeln die Orchester, von denen schmetternde Musik erschallt, und ziehen sich wie Irrlichtchen am Ufer des Sees entlang. Der scheint aber mit einem Male in ein Flammenmeer verwandelt zu sein, von allen Seiten knistert's, sprüht es, glüht es auf, strahlende Feuergarben schießen zum Himmel empor, ein Regen schimmernder Leuchtkugeln gießt sich herab — das Feuerwerk hat begonnen, die Freude und der Jubel der Besucher haben ihren Höhepunkt erreicht.

Natürlich kann man die sommerlichen Abende auch sehr gut in Berlin selbst verbringen. Wer nicht die zumeist in den Vorstädten liegenden Volksgärten besuchen, wer sich nicht in das bunte Gewimmel, welches im Ausstellungspark herrscht, stürzen will, der wird sicherlich seine Rechnung in einem der Sommertheater finden. Kroll- und Belle-Alliance-Theater, zu denen sich neuerdings auch die Friedrich-Wilhelmstädtische Bühne gesellt, haben bisher siegreich jede Konkurrenz zu schlagen gewußt; sie gehören eigentlich zu Berlin wie die Siegessäule und das Brandenburger Thor. Zwar sucht man sie weniger auf, um sich an ihren theatralischen Genüssen zu erfreuen, obgleich diese — bei Kroll die Oper mit berühmten Gästen, im Belle-Alliance-Theater ein wirkungsvolles Volksstück oder ein heiterer Schwank, im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater die Operette — häufig sehr gute sind, sondern mehr wegen des flotten Lebens, welches sich in ihren bestrickenden Konzertgärten entwickelt. In kühnen Bogen, in hübschen Arabesken ziehen sich aus buntfarbigen Lampions gebildete Guirlanden von einem Theil des Gartens zum anderen, die bei den Klängen der Musik umherpromenirenden Besucher mit tageshellem Licht übergießend. Auch hier lächelt uns das Leben nur von seiner freundlichen Seite an; wohin wir hören, Scherzen und Plaudern, Vergnügen und Lachen; wer aber näher prüfen würde, der könnte sich überzeugen, daß unter der strahlenden Oberfläche auch viel Häßliches und Trauriges sich verbirgt! — — —

Die Belustigungen des Winters, die sich der Mehrzahl nach auf die berühmten „vier Wände“, welche allerdings fast immer sehr weit aus einander stehen, beschränken, beginnen schon ziemlich frühzeitig. Wenn noch goldiger, wärmender Septembersonnenschein über die Straßen und das Dächermeer dahinfluthet, öffnen bereits die sogenannten „Specialitätenbühnen“ mit Gummimenschen, Wasserköniginnen, dressirten Seehunden ꝛc. ihre Pforten. Auch das „Americain-Theater“, dieses originellste Berliner Etablissement, versammelt wieder zahlreiche Liebhaber derben Scherzes in seinen stets überfüllten Räumlichkeiten und giebt zumeist schon um diese Zeit das Witzwort für die ganze Saison aus; auf dieser Stätte begannen ja „Hirsch in der Tanzstunde“, der „Geschundene Raubritter“ und ähnliche Erzeugnisse des Blödsinns ihre „ruhmvolle“ Wanderung. Die vielen „Tingeltangels“ schließen sich dem Vergnügungsreigen an. Die bessere Gesellschaft hält sich denselben natürlich fern. Aber auch sie finden ihr Publikum, und je nach der Zugkraft der neuen Sängerinnen sind sie bald bis auf den letzten Platz besetzt, bald nur spärlich besucht. — Einige Wochen später schwingt auch wieder im Konzerthause an Stelle Bilses der Dirigent einer ganz vorzüglichen Kapelle den Taktstock, und ebenso hat Altmeister Renz von neuem mit seinen zwei- und vierbeinigen Künstlern den Einzug in Berlin gehalten und führt unter dem Jubel der Cirkusbesucher die herrlichen zwölf arabischen Hengste in die Manège. Dann ist auch der November gekommen und in seiner Gefolgschaft eine wahre Fluth von Premièren und Konzerten, von Matinéen und Soiréen, von Wohlthätigkeitsbazaren und den ersten, vorläufig nur schüchtern auftretenden thés dansants — kurz, von allen nur möglichen einzelnen Theilen des brausenden hauptstädtischen Vergnügungsprogrammes.

Naht allmählich das Weihnachtsfest, so füllen sich die Schaufenster der großen Modemagazine mit den lockendsten Dingen, mit ganzen Tüll- und Gazewogen, mit schimmernden Seiden- und prunkenden Sammetstoffen, mit einem Heer zierlicher Schuhe und Stiefelchen, mit kleidsamem Kopfputz und täuschend angefertigten künstlichen Blumen, kurz, mit jenen hunderterlei Sachen und Sächelchen, welche die Mädchen- und Frauenherzen höher schlagen machen und welche zum Sturm gegen die verhärtetsten Junggesellen gebraucht werden. Dieser Sturm aber, der natürlich auch ebenso muthig von der anderen Seite aus unternommen wird, beginnt kurz nachdem die letzten Weihnachtskerzen herniedergebrannt sind. Dann kann man selbst in den entlegensten Straßen bis in die späteste Nacht hinein die Fensterreihen einzelner Stockwerke hell erleuchtet sehen, an den Vorhängen zeichnen sich die Schatten tanzender Paare ab und hin und wieder wird auch die „Hauskapelle“, gewöhnlich aus einem gemietheten Klavierspieler bestehend, deutlich vernehmbar. Die gesellschaftliche Saison ist in Berlin eine ausgeprägt lebhafte und neben den Beinen kommt auch der Magen zu seinem Recht, denn die einst gefürchtete „geheimräthliche Berliner Gastfreundschaft“ „mit Butterbrötchen eingestippt in heißes Wasser mit Peccosaft“ ist an vielen Stellen durch einen häufig sogar zu weit getriebenen gastronomischen Luxus ersetzt worden.

sämmtlich von einem leichtfertigen Stern bestrahlt werden, stattfinden. Sie tragen zwar die pomphaftesten Namen und werden stets als „erste Sehenswürdigkeit der Residenz“ angekündigt; aber ob wir dem „Einzug der Rosenkönigin“ beiwohnen oder gar dem „Triumph der Königin Pomare“, ob wir uns die „Feenquadrillen“ ansehen oder den „Velocipedencontre“, der Eindruck ist fast immer derselbe: ein Trupp leichtgeschürzter Dämchen, umgeben von oft sehr alten und oft noch sehr jungen Herren, alle sich bemühend, die ungemein Amüsirten zu spielen, und gerade dadurch zeigend, wie sehr sie sich langweilen. Ein häßlicher Anblick!

Da geht es denn doch auf dem Corps de Ballet-Ball, der bei Kroll abgehalten wird, noch erfreulicher zu; auch dort ist die Gesellschaft meist eine recht „gemischte“, aber es herrscht doch noch wirkliche Lebenslust vor, man sieht den Einfluß der rauschenden Musik auf die dicht durch einander wogende Menge, die reich an graziösen und anziehenden Erscheinungen ist — zierliche Pagen, niedliche Blumenmädchen, schöngeputzte Tscherkessinnen, zumeist aber schlanke Dominos, die Gesichter durch die Seidenlarve oder den Spitzenschawl verhüllt, trotzdem oder vielleicht gerade deshalb dem Tanze mit Leidenschaft huldigend, dem sich hier sogar die Herren mit Eifer hingeben. Wir nehmen beim Verlassen des Ortes den Eindruck mit, daß auch in Berlin der Freudenbecher überschäumt und daß die Residenz auch darin „Weltstadt“ geworden ist!

In der Schutzhütte.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten

Novellenkranz von Johannes Proelß.

(Schluß.)

7. Heimkehr.

Ob die entthronte Gletscherkönigin des melancholischen Engländers, wie sie die Herzenskönigin des kühnen Alpinisten geworden, nicht schließlich doch noch seine Frau werden würde: diese für ihr echt weibliches Gemüth gar wichtige Frage wollte eben Frau Kurz zum Ausgangspunkt einer allgemeinen Betrachtung über die wunderthätige Macht des ehestiftenden Gottes machen, als sie von ihrem Gatten mild beschwichtigend unterbrochen wurde:

„Du hast ganz recht, Mutting, es ist oft wunderbar, auf wie gewundenen, auseinanderlaufenden Wegen das Schicksal die Menschen, die es für einander bestimmt hat, bis zur endgültigen Vereinigung führt; die theoretischen Erörterungen aber wollen wir lassen, da ja auch meine Geschichte und die erfreuliche Thatsache, daß wir hier sozusagen als Jubelpaar voll Heiterkeit neben einander sitzen, die Sache genugsam veranschaulichen. Es ist ohnehin spät geworden und für die Herrschaften daher schon eine Zumuthung, nach all den geistigen Genüssen, die sie gehabt, nun noch meine Geschichte mit anzuhören, und ich dächte, liebe Alte, ein Glas gut gebrannter Grog wird allen eine willkommene Aufmunterung sein. Wir haben ja dort in unserer Handtasche noch eine unangebrochene Flasche alten Cognac und heißes Wasser giebt's in der Küche — nicht wahr, Bärbeli, Du holst uns welches herauf, auch Gläser und Löffel, wenn's giebt — Zucker haben wir auch... also man zu! Ich muß gestehen, bei Ihrer packenden Erzählung, Herr Whitfield, mit ihren grausigen Gletscherabenteuern ist's mir ganz eisig durch die Glieder gefahren, und da muß ich schon ein bißchen nachheizen.“

Bald hatte ein jeder sein dampfendes Glas Grog vor sich stehen und alle rückten in angeregter Stimmung dichter an den Tisch, als Herr Kurz in behaglichem Tone begann:

„Wenn ich Ihnen leider auch nicht in Aussicht stellen kann, daß das Sprichwort ‚Wer zuletzt lacht, lacht am besten‘ sich an dem bewahrheiten werde, womit ich unser Quodlibet von Erzählungen nun beschließen will, so habe ich als letzter sicher den einen Vorzug, daß ich in einer wahrhaft gehobenen, durch das Vorangegangene erst erzeugten Stimmung das Wort ergreife. Wollte ich aus der Fülle meiner Reiseerlebnisse nur das ins Auge fassen, was in letzter Zeit mir begegnet, so hätte ich leichte Arbeit; ich hätte dann eben nur schlankweg zu erklären, daß der hier mit Ihnen in so anregender Weise verbrachte Abend mein schönstes Reiseerlebniß seit langer Zeit war. Dies ist kein leeres Kompliment für die Vorredner. Bunt zusammengewürfelt, vom Zufall in Gestalt widrigen Wetters hier in einer nur dürftig ausgestatteten, wenn auch gastlichen Herberge zusammengebracht, hat unser kleiner Kreis ohne Verabredung und künstlich ersonnenen Plan und nur von der Absicht geleitet, mit Hilfe schöner Erinnerungen die Langeweile zu vertreiben, etwas wie eine wohlgegliederte Symphonie hervorgebracht, deren Thema lautet: welch' köstlich Ding ist doch das Reisen! Welche Fülle an heiteren und großartigen Eindrücken es vermittelt, wie es beglückend, befreiend, veredelnd und stärkend wirkt, wie es die Kunst und die Wissenschaft fördert, wie es Herzen in Freundschaft und Liebe zusammenführt, Vorurtheile überbrückend und dem rein Menschlichen Geltung verschaffend, all dies haben uns die so verschiedenen Geschichten einiger weniger grundverschiedener Menschen eindringlich zu Gemüthe geführt. Ob die Musik des einen Stückes allegro oder andante klang oder sich als scherzo entfaltete, alle Melodien vereinigten sich zu einem Lobgesang auf das Reisen. Ich soll nun das Finale liefern. Es hieße, das Spiel verderben, wollte ich jetzt absichtsvoll und so gut ich's vermöchte die bisherigen Melodien in einander zu weben versuchen zu einem kunstgerechten Schlusse. Mich drängt es, eine einzige herauszugreifen und an dieselbe eine neue anzuknüpfen; vielleicht daß dabei auch die anderen gelegentlich mit aufklingen.

Ein Gemeinsames hatten alle Ihre Geschichten: Ihre Thüringerwald-Pfingstidylle, Herr Doktor Helbig, so gut wie Ihr Abenteuer im ewigen Eise, Herr Whitfield, sie alle haben bezeugt, daß das Reiseglück die Menschen nicht nach dem Reisepaß fragt, sondern unbekümmert um Unterschiede und Vorurtheile, die aus der Abstammung und Herkunft der einzelnen sich herleiten, seine Segnungen spendet. Was Schiller von der Freude singt:

„Ihre Zauber binden wieder,
Was die Mode streng getheilt —“

haben Sie alle unwillkürlich dem Reisen nachgerühmt. Der Münchener Maler, Herr Breitinger, führte, vom Reiseglück gesegnet, die holländische Kunstgenossin als Braut heim; der radikale Rheinländer knüpfte in der Freiheit der Berge sein Lebensglück an das der Tochter einer österreichischen Aristokratenfamilie; das brave Bärbeli hat bekannt, daß sie die glückliche Wendung in ihrem kleinen Liebesromane der Wirkung des Fremdenverkehrs verdankt, und Herr Whitfield kümmerte sich ebenso wenig um die Angaben des ‚Passes‘ seiner Gletscherkönigin, da sich sein Herz ihr in Liebe zuwandte, wie Herr Doktor Helbig um denjenigen der kleinen Waldnymphe, deren Herz er so schnell eroberte und so schnell vergaß.“

„Doch nicht, verehrter Herr Kurz. Vergessen hab' ich sie nicht.“

„Um so besser paßt auch Ihr Beispiel zu dem, was ich ausführe. Dieses in unserer Zeit der Nationalitätenverhetzung besonders erhebende Vorkommniß einer Uebereinstimmung grundverschiedener Menschen in der Bethätigung echter, freier Humanität hat mich im Innersten erquickt. Denn ein Deutscher in meinen Jahren, der von Jugend auf gleich vieltausend anderen an sich selbst es erfahren hat, daß kein einzelner, kein Stamm, keine Nation für sich und durch sich existiren, sie vielmehr nur Dank dem wechselseitigen befruchtenden Verkehr mit ihrer Mitwelt leben, wachsen und gedeihen können, der muß mit tiefem Ingrimm wahrnehmen, wie die an Bildung reichsten Völker, die doch nur kraft dieses Zusammenhangs zwischen Nationen und Generationen aus Barbaren zu Kulturvölkern geworden sind, ihr höchstes Gut, eben die Humanität, mit Füßen treten und verleugnen! Man kann ja heutzutage kein Zeitungsblatt zur Hand nehmen, ohne Symptomen davon oder Klagen darüber zu begegnen. Daß das nur eine vorübergehende Krankheit ist, für die uns Deutschen, wie der verstorbene Kaiser Friedrich als Kronprinz sagte, glücklicherweise sogar die Bezeichnung fehlt, in dieser Zuversicht bestärkt mich vor allem das Bewußtsein, daß der sicherste Talisman gegen dies Uebel eben das Reisen ist und daß das Reisen, die Reiselust und das Reisebedürfniß, das Reisen zur Erholung wie im Dienst von Handel und Wandel, bei seiner steten Wechselwirkung

mit der glänzenden Entwickelung der Verkehrsmittel, nur immer mehr zunehmen kann und selbst die Unbemitteltsten und am entlegensten Wohnenden mit seinen Wohlthaten berühren muß. Mein ganzer Lebenslauf, auf dessen unruhige wechselvolle Gestaltung ich jetzt aus bemoostem Schwabenalter heiter zurückblicke, war in ganz ungewöhnlicher Weise dazu angethan, diese Erkenntniß in mir zu nähren und zu befestigen. Wohl hat es lange gedauert, bis ich dazu kam, unter die Vergnügungsreisenden zu gehen. Unsere schönen Alpen kann ich mir z. B. erst jetzt mit rechter Muße betrachten. Und doch war von Jugend an mein Sinnen und Trachten dem Reisen zugewandt und die Reiselust hat sich frühe in mir geregt. Aber sie trieb mich nicht in die Höhe, sondern in die Weite. Und weit — weit herum in der Welt — bin ich gekommen.

Wenn es eine gute und eine schlimme Fee gäbe, eigens um für Glück und Unglück der Menschen auf Reisen zu sorgen, so müßte ich annehmen, daß an meiner Wiege beide gestanden haben. Die eine gab mir den leidenschaftlichen Reisetrieb und eine vorzügliche Gesundheit mit auf den Weg; die andere versah mich mit Eigenschaften, welche gar leicht den ersteren mir zum Verhängniß hätten werden lassen können. Viele Umstände kamen zusammen, um denselben verfrüht zum Ausbruch zu bringen. Mein Vater war ein wohlhabender Holzhändler in Stettin. Als fünfjähriger Knabe schon durfte ich ihn auf einer Seereise nach Schweden begleiten. Um Schifffahrt, Flößerei, Fluß und Meer drehten sich die Lieblingsgespräche meines Vaters bei Tisch. Ferner hatte ich einen Onkel in Amerika, der nach bewegter Vergangenheit Kapitän auf einem Mississippidampfer geworden war. Was ich von ihm hörte, wenn es auch selten Günstiges war, erregte mächtig meine Phantasie. In noch höherem Grade thaten dies einige Bücher, welche mir bald, nachdem ich lesen gelernt hatte, in die Hände kamen, Campes ‚Robinson' und populäre Bearbeitungen einiger Romane von Cooper, dem Lederstrumpf-Autor, und Marryat, dessen ‚Peter Simpel' ich in jener Zeit wohl mehr als ein Dutzendmal gelesen habe. Wie dieser englische Midshipman auf See zu gehen, auch auf die Gefahr hin, gleich Robinson auf einer wüsten Insel zu stranden, oder wie Lederstrumpf in den amerikanischen Hinterwäldern als Bundesgenosse eines Chingachgook gegen Apachen oder Siouxindianer zu kämpfen und den Büffel zu jagen, dies wurden meine Knabenideale.

Das war an sich gewiß nichts Besonderes. Als ich aber über diesen und ähnlichen Büchern dann meine Schulaufgaben zu vernachlässigen begann, als ich — so oft und so lang ich konnte — mich von Hause wegstahl, um mit einigen gleichgestimmten Kameraden mich am Hafen, ja bald auch auf den dort lagernden Schiffen herumzutreiben, und mein Vater mit der herben Strenge seines Charakters dagegen seine Autorität geltend machte, wurde aus jenen Träumen allmählich der Plan, mich dem strengen Regimente und dem Schulzwang durch die Flucht zu entziehen und bei meinem Onkel auf dem Mississippi, dem ich, wie sie zu Hause sagten, ‚leider' nachschlug, mein Heil zu suchen. In irgend einer schwülen Gewitterstunde, in welcher das Donnerwetter von meines Vaters Munde grollte, ließ ich mich dann hinreißen, in störriger Knabenweise mit der Ausführung dieses Plans den Eltern zu drohen, und diese nahmen die Drohung ernster, als es damals nöthig gewesen wäre: ich wurde, um jedem bei der Nähe des Meeres sehr leicht auszuführenden Fluchtversuch vorzubeugen, von Stettin fort in ein Knabenpensionat nach Heidelberg gethan, das wegen der in ihm herrschenden strengen Zucht wohlverdienten Rufes genoß. Ja, die Zucht war streng dort, zu streng für mein nach freier Uebung der besonderen Anlagen lechzendes Naturell. Dort lernte ich zuerst den Werth der Heimath schätzen; die Welt meiner Knabenträume und Knabenspiele wurde zum Gegenstand sehnsüchtigen Heimwehs.

Als ich aber zu Weihnachten in die Ferien kam, mußte ich erkennen, daß diese Sehnsucht einem verlorenen Paradiese galt. Mein Vater hatte sich in den Kopf gesetzt, daß ich studiren sollte; sein Ehrgeiz wollte den einzigen Sohn in Amt und Würden sehen, die nur ein staatsgeprüfter Jurist erlangen kann; meine Natur aber war auf realere, praktischere Dinge gerichtet als die griechische Syntax und das Uebersetzen von Ciceros Reden, und meine Censuren, die ich heimgebracht hatte, lauteten nicht günstig. Ein Uebermaß von Nachhilfestunden, das mir nun in Heidelberg aufgebürdet wurde, machte die Sache nicht besser. Der alte Plan, nach Amerika durchzugehen, genährt durch die heimliche Lektüre von allerlei Reiseabenteuer- und Entdeckergeschichten, genährt auch durch das Gefühl, in mir schlummernde Gaben draußen in der Welt bewähren zu können, die jetzt mit aller Macht unterdrückt wurden, nahm immer mehr feste Gestalt an. Als die großen Ferien herannahten, war mein Entschluß reif. Das Geld zur Fahrt nach Stettin, das mir bei Beginn der selben ausgehändigt werden würde, wollte ich an mich nehmen und als Zehrpfennig benutzen auf der Flucht in die weite Welt.

Wie sehr mein Geist dem Zuge nach der Fremde damals erlegen war, wurde mir erst klar, als ich viel später einmal das schöne Heidelberg wieder betrat. Für die Fülle anmuthigen erhabenen Schönheitsreizes, die das Neckarthal hier umfaßt, hatte ich damals kein Auge. Nur der Neckar selbst, der flinke Geselle, der mit brausendem Ungestüm an der Stadt vorbeieilt, dem Rheine zu, hatte mir's angethan. Er auch bot mir das Mittel zu einer ebenso sicheren wie wohlfeilen Flucht. Wie oft hatte ich den langen mächtigen Flößen nachgeschaut, welche die schnellen Fluthen des Neckars, sobald nur der Fluß vom Eise befreit war, dem Rheine alltäglich zutragen. Mit dem Vorgeben, ein armer Handwerksbursch zu sein — mit entsprechender Kleidung hatt' ich mich vorher versehen —, der nach Holland wolle, stellte ich mich in Mannheim auf einem der großen Floßfahrzeuge ein, die dort zur Abreise bereit lagen, und gelangte so, wenn auch auf langsamem Wege, nach Rotterdam. Gerade diese Langsamkeit hielt mich den Nachforschungen der ebenso erzürnten wie erschreckten Eltern entzogen. Ich hatte ihnen einen Brief geschrieben, worin ich ihnen Mittheilung von meinem Entschluß machte und mein aufrichtiges Bedauern aussprach, ihnen Schmerz und Enttäuschung zu bereiten; um Verzeihung wolle ich sie erst bitten, wenn ich auf dem selbstgewählten Wege ein Mann geworden sei, der ohne Erröthen der Scham werde vor sie hintreten können.

Wie tief ich meine Eltern kränkte, wie groß der Kummer war, den ich ihnen bereitete, davon hatte ich damals keine Vorstellung. Ich glaubte mich an sich im Rechte; in meinem Vater sah ich den starren Gegner meines Lebensglücks; das Gefühl, einen Akt der Selbsterhaltung in allerdings sehr eigenmächtiger und waghalsiger Weise zu vollziehen, begleitete mich auf der abenteuerlichen Fahrt. Daß ich nicht aus Arbeitsscheu oder Sucht nach materiellen Genüssen dem Ort strenger Schulzucht entflohen, bethätigte ich von Beginn an. Als einer der Ruderknechte des Floßes erkrankte und in Köln ans Land gesetzt werden mußte, trat ich an seine Stelle und zeigte mich, trotz meiner halbwüchsigen Jugend, der körperlichen Anstrengung gewachsen. In Rotterdam verdingte ich mich auf ein Kauffahrteischiff, das zunächst nach Nordamerika ging, als Schiffsjunge. Trotz der Entbehrungen und Anstrengungen, ja auch Mißhandlungen, denen ich hier ausgesetzt war, fühlte ich mich auf dem Schiffe glücklicher als seit langem. Der Gedanke an meinen Onkel in Amerika gab mir Halt. Der war ja Schiffskapitän auf dem Mississippi, der werde mich schon besser zu verwenden wissen. Daß ich demselben kaum bekannt war und als Sohn meines Vaters schwerlich besonders willkommen sein konnte, diese Bedenken störten mich nicht.

Die Suche nach meinem Onkel gehört zu den romanhaftesten Kapiteln meines Lebens. Unser Familienname, so stolz mein Vater als Chef des alten Hauses Jakob Kurz und Sohn auf denselben auch war, ist nicht nur kurz, sondern auch sehr häufig. Der Mississippi aber ist länger und breiter, als ich mir selbst in meinen verwegensten Träumen vorgestellt hatte, und die Schiffe jeden Kalibers, die ihn befahren, zählen nach Tausenden. Eine nähere Adresse aber wußte ich nicht; war Onkel Richard doch nach einer heftigen Entzweiung mit meinem Vater außer alle Berührung mit der Familie gekommen. Nur daß er Kapitän auf dem Mississippi geworden war, hatten die Eltern vor Jahren zufällig von einem gemeinsamen Bekannten erfahren. Lange dauerte es denn auch, bis ich überhaupt in Erfahrung brachte, daß er zur Zeit gar nicht mehr diesem Berufe oblag. Wohl stand mein Dichten und Trachten nach den großen Uferstädten des genannten Stromes, wo ich am ehesten hoffen konnte, den Aufenthalt des Onkels auszukundschaften; aber wie hingelangen? Im Verhältniß zu heute war es ja freilich damals für einen jungen kräftigen Mann von aufgeweckten Sinnen, der sich nicht scheute, da zuzugreifen, wo sich Arbeit bot, noch leicht, in Amerika sich durchzuschlagen und bei einigem Glück zu geordnetem Wohlstand

zu gelangen; aber der Weg, den ich bis zu diesem Ziel zu machen hatte, war recht lang und oft recht steil, führte mich kreuz und quer und ein paar Mal auch an den Rand der Verzweiflung.

Das Erste, was mir blühte, war eine Anstellung als Hafenarbeiter. Saures Brot war's, das ich hier erwarb, aber die Zeit doch nicht verloren, denn während des Lastentragens beim Laden und Löschen der Seeschiffe wurde ich mir bewußt, wie viel natürliche Begabung für das Erfassen der Struktur jeder Art von Maschinenwerk in mir schlummere und nach Bethätigung ringe. Dies veranlaßte mich dann, eine Stelle als Werftarbeiter zu suchen, die ich endlich fand. Der Direktor des Bauplatzes wurde auf mich aufmerksam und engagirte mich für sein Bureau, wo ich allmählich Einblick in die Pläne und Berechnungen gewann, auf denen der Schiffsbau beruht, und mir theoretische Kenntnisse auf dem Gebiete der Statik und Mechanik erwarb, die ich dann abends in der kleinen Mansardenstube, die ich bewohnte, eifrig vervollständigte.

Dann aber regte sich aufs neue der Reisetrieb mächtig in mir. Ich machte das Steuermannsexamen und wurde nach einigem Suchen Steuermann auf einem Kauffahrer, der zwischen Kalifornien und New-York regelmäßig verkehrte. Jetzt hatte ich oft Gelegenheit, mich nach einem Kapitän Richard Kurz, der auf dem Mississippi fahren solle, zu erkundigen; doch niemand wußte von ihm. Auch als ich selbst an das Steuer eines sein Stromgebiet befahrenden Dampfers kam, konnte ich lange Zeit nichts von ihm erfahren, bis ich eines Tages in New-Orleans einen älteren Kapitän im Bureau einer Dampfschifffahrts-Gesellschaft traf, der den Onkel gar wohl gekannt hatte und mir mittheilte, daß derselbe schon vor mehr als zehn Jahren den Dienst quittirt habe und aus der Gegend geschieden sei. Das war ein schwerer Tag für mich damals. Den Onkel zu finden, war im Laufe der Jahre das feste Ziel meines Strebens und Hoffens geworden; auf einmal fühlte ich mich im Meere des Lebens plan- und ziellos, und was ist ein Steuermann ohne Reiseziel!

Ein Zufall war es, der mich schließlich dem Manne meiner Sehnsucht zuführte. An der Maschine unseres Dampfers waren einige Reparaturen nöthig geworden, und einige Besonderheiten in der Konstruktion veranlaßten mich, an die Schiffsbauerfirma zu schreiben, auf deren Werft die ‚Minerva' entstanden war. Die Antwort, die ich erhielt, trug unter dem Namen der Brooklyner Firma John Cowley u. Co. denjenigen, der mir so oft auf den Lippen schwebte: ‚Richard Kurz' stand in fester Handschrift darunter. Ich schrieb nun sofort einen persönlich an diesen Richard Kurz sich wendenden Brief, um die Identität mit dem gesuchten Onkel festzustellen, und richtig, er war es. Meine briefliche Darstellung, wie er in meiner Knabenzeit schon mich beeinflußt, wie der Gedanke an ihn mich nach Amerika begleitet und wie ich ihn dann so unverdrossen gesucht habe, rührten den alten wackeren Herrn, wie er mir schrieb, aufs tiefste; er lud mich ein, zu ihm zu kommen, und sobald ich meinen Steuermannsposten verlassen konnte, eilte ich nach Brooklyn. Mit Freuden stellte er fest, daß meine Eltern in der That ganz recht gehabt, als sie schon bei meinen Knabenstreichen geklagt hätten, daß ich dem schlimmen Onkel Richard nachschlüge, und daß dies nicht nur in Bezug auf den abenteuerlichen Trieb in die Ferne, sondern auch auf das Talent, das ihn nach langer Irrfahrt schließlich zum Betriebsdirektor einer der größten Schiffswerften am New-Yorker Hafen hatte werden lassen, der Fall sei. Unter Freudenthränen lachend, küßte und umarmte mich der auf den ersten Blick rauh erscheinende gute Mann; er bot mir zunächst eine Stelle als sein Privatsekretär an, damit unser Verhältniß auch Ordnung und einen Namen habe, und verschaffte mir bald einen schönen Posten im Bureau des gewaltigen Instituts, dem er als am Gewinn betheiligter Chef vorstand.

Nur in einem fand ich mich in meinen Erwartungen getäuscht, wenn auch nur auf angenehme Art. Ich hatte erwartet, den Onkel voller Antipathien gegen die Heimath und unsere Familie zu finden, die ihm ohne genügenden Grund schlimm mitgespielt hatte. Das Gegentheil war aber der Fall: meinem Vater hatte er in der Stille des Herzens das Unrecht, das ihm dieser gethan, längst verziehen. Und daß er sich so völlig entwurzelt vom Heimathboden wisse, bezeichnete er als Ursache eines tiefen Kummers, der an ihm zehre.

‚Ja, ja, mein Junge,' sagte er gleich am ersten Abend unseres Beisammenseins zu mir, ‚verlassen soll man das warme und bequeme Bett, das einem die Heimath bietet, bei Zeiten, in der Jugend und hinausgehen in die Welt, um die Kräfte zu stählen und mit eigener Hand sich sein Glück zu schmieden; aber man soll sie doch nur verlassen, um wieder zurückzukehren. Wenn ich nur ein wenig besser zu unserer Familie passen würde, ich wäre schon längst einmal wieder hinüber und hätte mich nach einem hübschen Platze umgeschaut an unserem Ostseestrand, am Rande der alten Buchenwälder, die so schön doch nirgends wieder zu finden sind, um mir für die Tage des Alters ein gemüthliches Nest da zu bauen. Du bist erstaunt, daß Dein see- und landfahrender Onkel so spricht? Es ist aber doch mein voller Ernst. Ganz sich loslösen von seiner Heimath kann und darf niemand, wenn er nicht an den theuersten Besitzthümern des Herzens Verlust erleiden soll. Ich bin auch hier in Amerika ein Deutscher geblieben, und wenn meine Gedanken gelegentlich nach Stettin ziehen und Einkehr im alten Vaterhaus halten, so geht auch unser guter alter plattdeutscher Spruch durch meine Seele:

‚Nord, Ost, Süd, West —
To Hus is' best.'

Und darum müsse er es bedauern, wenn sein Beispiel dazu beigetragen, mich auf die Dauer der Heimath zu entfremden. Daß ich fortgelaufen und auf meine Manier ein tüchtiger Mann der Arbeit geworden sei, darüber wolle er nicht mit mir rechten; daß ich aber auch wieder zurückkehre und mit den Meinen noch rechtzeitig meinen Frieden mache als vernünftiger Sohn, wie es sich gehöre, das erwarte er von mir, und es mir zu erleichtern, solle seine Sorge sein. Ich erwiderte zwar, daß ich nicht eher zurückkehren könne, als bis ich fest auf eigenen Füßen stehen werde, drückte aber dem braven Onkel, der so viel Herz sich hinter der wetterharten Brust bewahrt hatte, gerührt die Hand.

In der That fühlte sich das meine auch keineswegs von der Heimath losgelöst. In den Zeitungen verfolgte ich die politischen Wandlungen im großen deutschen Vaterlande wie irgend ein anderer stimmberechtigter Bürger. Mit Genugthuung nahm ich den Prozeß wahr des allmählichen Erstarkens und der Rückwirkung desselben auf das Ausland, das dem deutschen Namen mit wachsendem Respekt zu begegnen begann. Dann bestand aber auch noch eine direkte Beziehung zwischen mir und der Heimath. Um meinen Fluchtplan hatte ein einziges Wesen gewußt, dem ich auch den Abschiedsbrief an die Eltern anvertraut hatte, welcher erst drei Tage nach meinem Aufbruch der Post übergeben werden sollte. Dieses Wesen war ein Mädchen, das gleich mir damals in dem grünen Alter von sechzehn Jahren gestanden hatte und durch die zwischen uns in aller Stille erblühte Neigung in mehr als einen schweren Konflikt gerathen war. Denn dies treue Lining, so hieß sie und heißt sie — nicht wahr, Alte? — war die älteste Tochter des gestrengen Scholarchen, dessen allzu drückender Schulzucht ich mich so freventlich entzog. Auch sie fühlte sich nicht glücklich in einer Umgebung, die, bei aller gegenseitigen Liebe zwischen den Eltern und ihr, nicht geeignet war, frohe Stunden und heitere Eindrücke, wie sie einem jungen Mädchenherzen Bedürfniß sind, ihr zu bereiten. Der klösterliche Ton im Knabeninstitut beherrschte auch das Familienleben; andererseits war der Vater vom Stundengeben und anderen pädagogischen Geschäften und die Mutter von der Führung des großen Haushalts viel zu sehr in Anspruch genommen, als daß die Erziehung der Tochter eine gleichmäßige hätte sein können. Lina hatte schon überall mit anzugreifen, namentlich die Gartenarbeiten lagen ihr ob, und in einer von rothblühenden Bohnenranken umsponnenen Laube hatten wir uns unsere junge Liebe gestanden. Ohne die Billigung meines Fluchtplans von ihrer Seite würde ich schwerlich aufgebrochen sein. Das Vertrauen in meinen Charakter war aber in dem braven, frühreifen und über die Jahre ernsten Kinde stark genug, um mir nach längerer Ueberlegung, wenn auch unter Thränen, ihren Reisesegen zu geben. Ihr hatte ich die Sorge um den Brief an meine Eltern übergeben, und sie übernahm freiwillig, an meine Mutter zu meinen Gunsten oder wenigstens zur Aufklärung über die Motive meines Handelns bald nach meiner Abreise zu schreiben.

Unsere beiden Mütter waren nämlich Freundinnen von der Schule her, und bei einem Besuche der meinen im Heidelberger

Institutshaus hatte dieselbe eine warme Sympathie für das junge Mädchen bezeigt und sie eingeladen, später, wenn ich Student sei, einmal während der Ferienzeit auf unser Gut am Ostseestrand zu längerem Besuche zu kommen. Meine gute Mutter, die, wie sie in Bezug auf meine Herzenswahl denselben Geschmack mit mir theilte, auch sonst weit mehr Verständniß für meine Eigenart und den Kern meines Wesens hatte, als sie unter dem Druck der Autorität meines Vaters zu erkennen gab, meine gute Mutter hatte diese Herzensregung der kleinen Freundin ihres Sohnes hoch aufgenommen und freundlich beantwortet. Dies Verhältniß hatte Dauer gewonnen, nachdem Lining einer Einladung gefolgt war, ihr in ihrer Einsamkeit Gesellschaft zu leisten. So strömten mir durch den geheimen Briefwechsel mit meinem treuen Schatz immer auch Nachrichten aus dem Vaterhaus zu, ohne daß die Eltern, die sich gewöhnten, mich gleich einem Todten zu betrauern, davon eine Ahnung hatten. Und auch sie erhielten Nachrichten auf diesem Wege von mir. Denn das schlaue Mädchen that so, als erfahre sie durch die Schwester eines meiner Schulkameraden, was ich ihr an Thatsächlichkeiten schrieb. Nur von meinem endlichen Zusammentreffen mit dem langgesuchten Onkel und allem, was damit zusammenhing, erfuhren sie auf meinen besonderen Wunsch nichts.

Meine Braut, von dem festen Vertrauen beseelt, daß ich schon rechtzeitig heimkehren werde, wenn ich's zu etwas Tüchtigem gebracht hätte, und daß auch dies keine Ewigkeit währen könne, verschonte mich ihrerseits in rührender Weise mit naheliegenden Vorstellungen und Bitten, doch schon vorher als reuiges Kind ins Vaterhaus zurückzukehren. Aber als das dritte Weihnachten kam, das ich im fernen Auslande zuzubringen hatte, da sandte sie mir als Geschenk eine Briefstasche, in welcher vorn auf einem Seidenblatt mit feiner Perlenschrift die Worte aus Goethes ‚Iphigenie' eingestickt waren:

‚Der ist am glücklichsten, er sei
Ein König oder ein Geringer, dem
In seinem Hause Wohl bereitet ist.'

Unter meines Onkels Leitung ging es nunmehr mit mir trefflich vorwärts. Bald erhielt ich im Laboratorium der Fabrik, das ausschließlich dem Zwecke diente, zur Vervollkommnung des Dampfbetriebs von Fahrzeugen Experimente zu machen, eine besonders gut bezahlte Stelle. Ich hatte auch hier Glück. Nach einigen Jahren gelang es mir, einige Verbesserungen zu erfinden und durchzuführen, welche die Gefahrlosigkeit hoher Fahrgeschwindigkeit bis zu einem gewissen Grad so gut wie garantirten. Die Firma nahm Patente darauf und betheiligte mich am Gewinn der Verwerthung. Der Vortheil der Neuerung war so einleuchtend, daß fast jede Maschinenfabrik sich gedrungen fühlte, ihn sich zu nutze zu machen. Das Geschäft war ein glänzendes. Unser Haus war mit mir höchlich zufrieden. Ich erhielt den Auftrag, meine Erfindung auch in Europa bekannt zu machen und patentiren zu lassen, sowie zur Einführung derselben in die dortige Fabrikation selbst hinüber zu reisen. Der Tag der Rückkehr in die Heimath war gekommen. Wie klopfte mein Herz, als ich zum ersten Mal seit langer Zeit wieder ein Schiff bestieg, ein Schiff, das das erste war, welches mich, wie Goethe in seiner ‚Italienischen Reise' so schön es ausgedrückt hat, ‚heimathwärts, liebewärts' tragen sollte!

Und ich kam nach Stettin. Ich trat ein in mein Vaterhaus. Aber nicht als Sohn klopfte ich an seine Thür. Der Vertreter der großen Brooklyner Maschinen- und Dampfschifffabrik John Cowley u. Co. forderte Einlaß im Bureau des gestrengen Herrn Jakob Kurz und wurde mit Zuvorkommenheit willkommen geheißen. Mein Vater hatte schon in den Fachzeitschriften von den Erfindungen gelesen, und dieselben für seine Schleppdampfer zu verwerthen, war bereits sein Entschluß, ehe ich kam. Ich hatte mich mündlich als Vertreter meines Hauses anmelden lassen, natürlich ohne meinen Namen zu sagen. Ich wollte ohne jede Beziehung zu dem, was ich diesem theuren, trotz allem innig geliebten Manne durch die Geburt war, ihm entgegentreten, so wie ich geworden war. Mit warmem Interesse hörte er meine Auseinandersetzungen über Wesen und Werth der Erfindungen an und legte großes Verständniß für beides an den Tag.

‚Der ganze Weltverkehr gewinnt ja durch diese an sich kleinen Aenderungen, die verhältnißmäßig wenig Kosten verursachen!'

‚Das Ei des Columbus,' sagte ich lächelnd.

‚Ei, nur ein Erfinder selber darf so geringschätzend von seinen Verdiensten sprechen. Ich wollte Sie schon immer fragen, habe ich denn die Ehre, den Erfinder selbst vor mir zu haben?'

‚Freilich, verehrter Herr Kurz.'

Der Vater erhob sich und drückte mir die Hand. ‚Und Sie besorgen persönlich die Einführung in Europa,' fuhr er fort. ‚So wird die Sache überall schnell Eingang finden. Die ganze Handelswelt ist Ihnen Dank schuldig, ja, jedermann, der reist, und wer reiste heutzutage nicht! Das Reisen ist ja das eigentliche Ferment der modernen Kultur. Nun, das Haus Cowley kann sich gratuliren, eine so frische aufstrebende Kraft sein nennen zu können.'

‚Sie ahnen nicht, wie sehr mich Ihre Worte erfreuen. Da ich von Geburt ein Deutscher bin, möchte ich nicht ewig im Dienste des in der That bedeutenden amerikanischen Hauses bleiben. Ich würde dabei selbstverständlich nicht gleich eine ähnliche Position hier beanspruchen, wie ich sie dort aufgeben würde. Zum Beispiel, wenn Sie in Ihrem großen Holzimportgeschäft . . .'

‚Aber, lieber junger Mann,' unterbrach mich der Vater, ‚ich falle aus den Wolken. Wie sollten Sie Ihr ganz besonderes Talent für Maschinenbau bei mir vortheilhaft verwerthen können?' Ein Schatten flog über sein Gesicht. ‚Sonst, ach ja, ich könnte wohl eine frische, ausgiebige Persönlichkeit voll Welterfahrung und Unternehmungsgeist auch in meinem Geschäfte brauchen. So ein ganzer Mann ist ja überall von Nutzen und Herr der Situation.'

‚Nun denn, wenn Sie mich für einen solchen Mann halten und ihn brauchen können, so wäre ja uns beiden geholfen,' rief ich, ‚mein Name ist . . .'

In diesem Augenblicke ging die Thür von der Wohnung zum Bureau auf und — unwillkürlich trieb es mich, der eintretenden Dame mit den trotz der grauen Haare mir gar innig vertrauten Zügen entgegenzueilen, so daß ich mich nur schwer beherrschen konnte.

Sie aber hatte diese Bewegung bemerkt, und obgleich ich bei meinem Wanderleben ein ganz anderes Aussehen wohl bekommen, als mein Knabengesicht einst hatte ahnen lassen, erkannte das treue, scharfe Auge der Mutter mich sofort und: ‚Guter Himmel, das ist ja unser Ernst' rufend, stürzte sie auf mich zu; dann lag sie, von einem Weinkrampf durchschüttert, mich zärtlich umfassend, in meinen Armen.

Ich küßte ihr Haar, ihre Stirn. ‚Ja, ich bin's,' sagte ich und blickte zum Vater auf. ‚Du hast mich eben um meiner Persönlichkeit willen willkommen geheißen, Vater; bin ich es auch weiter, da ich Dein Sohn bin? Kannst Du dem Ausreißer vergeben, nun er auf Reisen und durch seine Begeisterung für das Reisen und die Mittel desselben das geworden ist, was Du eben einen ganzen Mann genannt hast? Bilde Dir ein, ich sei auf Deinen Wunsch fort gewesen, und nimm mich nun auf in Dein Haus und Dein Geschäft — nicht als verlornen, sondern als pünktlich wiedergekehrten Sohn!'

Mein Vater hatte keine Worte für sein Empfinden. Er sagte nur: ‚Das unser Ernst? — Ja, Du bist es! . . . Gottes Wege sind wunderbar,' und reichte mir feierlich aufs neue seine Rechte. Nachdem er sie geschüttelt, murmelte er: ‚Es sei so, wie Du es sagtest,' und ging hinaus, mit dem Arm sich über die Augen fahrend, und ließ mich mit der Mutter allein.

Draußen hielt eine Droschke. Es war meine Lining, die kam. Ich hatte gleich nach meiner Ankunft in Hamburg an ihren Vater geschrieben, meine Lage ihm dargelegt und um die Hand seiner Tochter angehalten. Als Antwort im günstigen Falle solle er diese zu meinen Eltern reisen lassen, wo ich sie treffen wolle. Die Treue seiner Tochter hatte den strengen Herrn doch gerührt, zumal ihr Vertrauen zu mir sich bewährt hatte. Die Mutter war schon lange vorher von ihr eingeweiht worden in unser Geheimniß und gab nun selig der Tochter ihren Segen mit auf die Reise nach Stettin . . . Das war ein Wiedersehen! . . ."

Herr Kurz ergriff unwillkürlich sein Glas: „Nicht wahr, Mutting, das war unser schönstes Reiseerlebniß? Darauf müssen wir anstoßen!"

Mit einem verschämten Ausdruck stillen Glückes stieß die treue Gattin des Erzählers mit ihm an. Aber auch den übrigen Zuhörern, die sich erhoben, mußten sie und er Bescheid thun.

„Ja, Lining, das ist nun schon lange her . . . Aber es ist uns auch weiter meist recht gut gegangen . . . Das Reisen, meine

Herrschaften, haben wir zwei in unserer gesegneten Ehe immer nach Gebühr geschätzt. Deshalb kraxeln wir in unsern alten Tagen auch noch so hoch in die Alpen hinauf, und unsern Sohn haben wir ohne Widerstreben als Freiwilligen in die Marine eintreten lassen. Aber nicht minder hoch halten wir unser Heim. Und nun es Schlafenszeit ist und wir für heute auseinander gehen, lassen Sie mich diesen Abend beschließen mit dem herzlichen Wunsche: Allen eine glückliche Reise —

‚Nord, Ost, Süd, West' —

aber allen auch eine glückliche Heimkehr, denn —

‚To Hus is' best'."

„Recht so! Das war ein braver Schluß! Und nun, in der That, ist es auch Zeit, die Sitzung zu schließen," rief mit Wärme Professor Schröder. „Mit bestem Dank gegen Sie alle lege ich mein Präsidentenamt nieder."

„Ihnen unseren Dank!" . . . „Auf Wiedersehen!" und „Glückliche Reise!" — klang es noch einmal fröhlich durcheinander. Dann suchten die Ehepaare und Junggesellen ihr Lager auf. Das Bärbeli löschte die Lichter.

„Gute Nacht — Gute Nacht!"

8. Im Sonnenschein.

Das Wetterprophezeien müssen wir Astronomen doch auch ferner noch den Astrologen überlassen; das sind ja wirkliche Sonnenstrahlen, und ich meinte gestern Abend bestimmt, es werde nun so einige Tage weiter regnen." Mit diesem stillen Selbstvorwurf erhob sich Herr Doktor Helbig, die Augen nochmals reibend, von dem Lager, dessen Härte nicht hatte verhindern können, daß er bis eben fest und tief geschlafen hatte. Freilich nicht ohne Träume, die von den am Abend vorher gehörten Geschichten stark beeinflußt waren. Eben noch hatte sein Traum den dramatischen Höhepunkt erreicht. Er hatte sich mitten in einer von blauem Licht durchflutheten Gletscherspalte befunden, um seine Brust ein Seil, an welchem ihn ein Führer in der Schwebe hielt, in seinen Armen ein Mädchen, in dessen holdem bleichen Angesicht die Augen geschlossen waren . . . Wer war es nur gewesen? Die Züge waren ihm nicht fremd. Vergeblich! Er konnte sich nicht besinnen, wo im Leben er sie schon gesehen . . . Da war die Sonne von oben in die Gletscherspalte, nein in die schmale Kammer, die er mit Herr Whitfield als Schlafgemach theilte, gefallen und hatte ihn geweckt. „Neckender Traumgott, läßt Du Dir von der Wirklichkeit so direkt ins Handwerk pfuschen? Hast Du mir nun den Traum gesandt oder ist nicht hier mein noch schlummernder Stubengenosse der Uebelthäter, dessen Gletscherabenteuer meine erregte Phantasie in ihrer Weise weiter gesponnen?"

Leise war er ans Fenster getreten und hatte den linnenen Vorhang zurückgeschoben. Da aber brach es mit Entzücken von seinen Lippen: „Herrlich, wunderbar! Hollah, Herr Whitfield, aufgewacht, es ist über Nacht das schönste Wetter geworden und nun sehen Sie einmal, welch ein Schauspiel!"

Der Engländer war sofort aufgefahren, hatte sich schnell am Waschtisch mit kaltem Wasser die Augen genetzt und trat mit einem freundlichen Good morning, Sir! neben den enthusiasmirten Astronomen an das Fenster. Und auch sein verwöhnter Sinn mußte eingestehen, daß der sich darbietende Anblick ein außerordentlicher war.

Dicht vor ihnen und in der tiefen Schlucht, die sich vom Seealpthal zu den Schneefeldern des Hohen Säntis und seiner Nachbarn heraufzog, wallte und wogte es von weißschimmernden Dämpfen und Wolken, klar und scharf aber über dieser vom Licht durchflossenen Nebelmasse hoben sich die zackigen Formen der Bergspitzen selbst empor ins Blau des wolkenlosen Himmels, auf der einen Seite noch tief in Schatten, auf der andern aber vom Licht der siegreichen Morgensonne leuchtend überfluthet. Immer mächtiger wurde ihr Walten, immer mehr verflüchtigten sich die Wolken, gleich fliehenden Spukgestalten, hinunter ins Thal, dessen Umrisse allmählich auch sichtbar wurden.

„Das wird ein Tag," rief befriedigt der Deutsche, der sich von dem Anblick nicht hatte trennen können, als der Engländer bereits mit einem Splendid indeed daran gegangen war, seine einfache Toilette zu vollenden. „Nun aber auch keine Zeit verloren; ich gehe nach dem Frühstück sofort auf die Spitze!"

„All right, ich werde Sie begleiten. Die Aussicht war gestern zu dunstig. Ein so frisch geklärter Morgen wie heute ist selten."

Auch in den anderen Räumen der Meglisalpe war es inzwischen lebendig geworden. In Plaids und wollene Bettdecken gehüllt zum Schutz gegen die noch herrschende Kälte, erschienen fast gleichzeitig mit den beiden Junggesellen die Kurzschen Eheleute und Professor Schröder auf dem hofartigen Platz vor den beiden Unterkunftshäusern, einander in frohester Stimmung wie alte Bekannte begrüßend. Aus der Küche tönte der Appenzeller Kuhreigen und der Führer Doktor Helbigs, der eine kleine felsige Anhöhe in der Nähe bestiegen hatte, ließ einen Juchzer ertönen, so laut und kräftig, daß der in den Bergen geweckte Widerhall wie Donnerklang dröhnte. Das Bärbeli, das bereits blitzsauber angekleidet war und eben den aufgestandenen Gästen auf einem Tisch im Freien den Kaffee auftrug, sagte mit stolzem Lächeln: „Das ist mein Schmied-Jakob, gelt, der kann's!"

Mit warmem Interesse wurde der kräftige Bursche, der lachend herantrat, um seinen Herrn zu fragen, ob er die Sachen zum Aufbruch herunterholen solle, von allen bewillkommnet; er war ihnen ja durch die Geschichte vom Bötzler, wie sie das Bärbeli gestern Abend erzählt, allen aufs beste bekannt.

Jetzt traten auch Herr Breitinger und seine Frau aus dem Nebengebäude, fix und fertig zum Abmarsch. Die fröhlichen Malersleute sahen heiter aus wie der Sonnenschein, der das Bild rings umfluthete.

„Da sind einmal wirklich die Rechten zu einander gekommen," flüsterte mit einem fast mütterlich zärtlichen Blick auf das schöne Menschenpaar Frau Kurz ihrem Gatten zu; dann rief sie den Nahenden mit freundlichem Gruße entgegen: „Schon reisefertig?"

„Versteht sich, an solchem Morgen ist jede Minute kostbar," entgegnete die Malerin. „Und zwei Stunden braucht auch ein rüstiger Bergsteiger zum Hinaufstieg," fügte ihr getreuer Mann und Kollege hinzu.

„Die Herrschaften haben recht, Lina. Gefrühstückt hätten wir — so kann's denn losgehen. Aber warten dürfen Sie nicht auf uns. Wir nehmen uns Zeit. Das Alter hat etwas überflüssigen Ballast angesetzt und da ‚örteln' wir uns so langsam hinauf. Das eine große Schneefeld dort wird uns ohnehin Mühsal bereiten."

Doch dem widersprach ihr Führer. Ein wenig strapaziren würden sich die Herrschaften schon, aber besonders schlimm wäre der Weg nicht. Nicht einmal für Damen beschwerlich, bei so schönem Wetter wie heute.

Auch Professor Schröder hatte sich reisefertig gemacht und kam, mit seinem Alpenstock bewaffnet, gerade auf die im Gespräch begriffene Gruppe zu, um Adieu und Auf Wiedersehen zu sagen, denn er wollte sich den eben aufbrechenden jüngeren Männern anschließen. Er kam gerade zurecht, um die letzte Versicherung des Führers zu vernehmen, und diese bewirkte eine Aenderung seines Entschlusses. Er drehte sich um, winkte den seiner Harrenden Lebewohl zu und rief „Auf Wiedersehen, meine Herren, heut Mittag! Ich bleibe hier und erwarte meine Damen, um dann gegen Abend mit ihnen den Aufstieg zu unternehmen. Das Barometer ist so bedeutend gestiegen, daß das schöne Wetter gewiß anhält. Da wär's eine Sünde, wenn ich meine Frau, die unserer Verabredung gemäß nun sicher den Weg bis hierher macht, nicht animiren wollte, ganz mit hinauf zu kraxeln . . . Sie hat sich die Sache offenbar schwieriger vorgestellt als sie ist, und wird sicher nicht hinter Ihnen, verehrte Frau Kurz, an Unternehmungsmuth zurückstehen wollen. Ich habe nämlich," erklärte er weiter den Damen, „mit meiner Frau verabredet, falls es sich über Nacht aufhelle, möchten sie und meine Nichte mir bis hierher entgegenkommen. Nach meinem Plane wollte ich ja gestern Abend noch auf den Säntis und dort übernachten. Nun werden die Damen bereits unterwegs sein und ich müßte mich übermäßig abhetzen, wenn ich bis zu ihrer Ankunft hier den An- und Abstieg zur Spitze erledigen wollte. Da ist mir noch zur rechten Zeit eingefallen, daß die Damen sich bei dem schönen Wetter, und nun der Reiseplan doch einmal geändert werden muß, ganz gern entschließen werden, in der Kühle des Abends mich hinauf zur Spitze zu begleiten. Der Sonnenuntergang muß, nach dem Aufgang zu schließen, heute ja wundervoll werden."

Fröhlich klang dann das „Auf Wiedersehen!" von Mund zu Munde. Der Professor blickte den drei Gruppen noch eine Weile

nach. Dann ging er hinein ins Gastzimmer, wo gestern Abend der Geist Frau Aventiures die Tafelrunde der Eingeregneten von Mißmuth und Trübsinn befreit hatte, setzte sich an ein Fenster, dessen Ausblick zum Säntis hinausging, und nahm sein Taschenbuch heraus, um einiges niederzuschreiben; doch bald ließ er es sinken und schaute träumerisch ins Freie hinaus, auf die firnumpanzerten Berge und den weiten blauen Himmel über ihnen. Sonnig heitere Erinnerungen woben in seine Träume liebliche Bilder; die Erzählung, welche er gestern Abend hier vorgetragen, ging noch einmal durch seine Seele mit der Frische selbsterlebter Poesie.

Um diese Zeit etwa bog auf dem vom Weißbad ins Gebirge führenden Wege, da, wo er sich in der Nähe des Itterbachfalls nach dem Seealpsee und nach der Höhe links gabelt, in den letzteren steilaufsteigenden Saumpfad eine kleine Karawane ein, bestehend aus zwei Damen, einem Herrn, drei Maulthieren und zwei diese führenden Treibern. Die jüngere der beiden Damen, in deren braunem Gelock der frische Morgenwind spielte, sodaß bald dieses bald jenes Löckchen lustig aufflatterte, war mit leichten Schritten vorangegangen, als die auffallend hohe Stimme des Stadtherrn, der etwas hinter der älteren Dame heraukam, dem Zuge Halt gebot.

„Meine Damen, meine Damen; darf ich bitten, Fräulein Marie! Hier geht es ja ganz steil hinauf — ah — und da möchte ich die Gnädigen doch gehorsamst bitten, sich endlich der beiden Reitthiere zu bedienen, die ich — so frei war, für Sie zu bestellen."

Während er diese Sätze mit der Hast eines Kurzathmigen hervorstieß, war er stehen geblieben und trocknete sich mit einem rothseidenen Taschentuch den Schweiß von der Stirn und dem bereits ziemlich kahlen Schädel, welchen er zu diesem Zwecke entblößt hatte.

„Es thut mir leid, ein so freundliches Anerbieten ablehnen zu müssen, aber ich sagte Ihnen unten in Weißbad schon, daß ich auf steilen und vielleicht schwindelerregenden Bergpfaden von jeher lieber gehe als reite, ja gegen das Reiten in solchem Falle geradezu eine Antipathie habe," antwortete in sanftem Tone die ältere Dame auf diese Einladung. Minder sanft, ja fast erzürnt klang es dagegen von der Höhe zu dem in einen eleganten schwarzen Anzug mit weißer Weste eingezwängten, bereits jetzt unter der Sonnenwärme schwer leidenden Kavalier hernieder: „Aber Herr von Tümpling, wollen Sie mir denn die ganze Partie verderben? Ich habe zwei gesunde Füße und das Bergsteigen ist mir eine wahre Lust. Schicken Sie doch die zwei für uns bestimmten, höchst unnöthigen Muli wieder zurück und besteigen Sie selbst das dritte, wenn Ihnen das Zuberg-Reiten ein solches Vergnügen macht."

„Ich bedaure sehr, meine Damen, Ihren Geschmack nicht getroffen zu haben. Was mich betrifft, — eh — so hab' ich von Kleinauf gern im Sattel gesessen und verschmähe dies auch nicht auf — Bergeshöhen. Auch bin ich für so beschwerliche Touren nicht mit dem passenden Schuhwerk eingerichtet," fuhr er seufzend fort, mit einem halb kläglichen, halb selbstgefälligen Blick auf seine enganliegenden glänzenden Lackstiefeletten. „Ja, wir armen unpraktischen Junggesellen sind übel dran. Eine so gute Hausfrau, wie Frau Professor, bedenken freilich alles und haben sogar Fräulein Marie veranlaßt, über ihre zierlichen Füße die plumpen schweren Nagelschuhe zu stülpen. Auf meine bescheidene Weise lassen Sie mich aber gleichfalls vorsorgen. So pressant ist es auch mir nicht, den Muli zu besteigen. Aber mitgehen sollen er und seine beiden Kameraden; die Damen könnten denn doch ihre Kräfte überschätzen. Es wird warm werden, sehr warm, ah, — und ich fühle schon den Triumph voraus, den ich empfinden werde, wenn Fräulein Marie mir eingestehen wird, daß es ihr doch recht angenehm sei, sich von einem so sicheren Reitthier — bis zur Meglisalpe weiter tragen zu lassen."

„Das wird niemals geschehen," rief es trutzig von oben herab. „Wenn mein Wunsch einigen Werth für Sie hat, so schicken Sie, bitte ich nochmals, die Thiere zurück. Sie so leer mit hinaufziehen zu lassen, erinnert gar zu sehr an die Stücklein der Herren von Schilda. Nichts für ungut, Herr von Tümpling; aber Sie zwingen einen ja zum Spott."

Damit wandte sich das Fräulein, welches sah, daß auch ihre Tante den Anstieg begonnen, und kletterte vergnügt über den steinigen Boden empor, den für eine Gebirgsreise so wenig geeigneten Herrn sammt seinen drei Maulthieren seinem Schicksal überlassend.

Der also Verhöhnte mußte nun auch sich wohl oder übel in Bewegung setzen und seine schönen Lackstiefel dem spitzigen Steingeröll preisgeben. Er sah sehr verdrießlich und mißmuthig aus. Mehr noch als die Gefahr, in die er sich begeben, ärgerte und kränkte ihn der verletzende Uebermuth der jungen Dame. Ihretwegen hatte er eigens seine Reiseroute geändert, hatte er ganz gegen seinen Grundsatz, die Riesen des Hochgebirges nur von unten aus schön zu finden, die verrückte Idee gefaßt, die Damen auf dieser verwünschten Tour zu begleiten. Mit größter Sorgfalt hatte er alles bedacht und angeschafft, was denselben die Mühseligkeit irgend erleichtern könnte, und statt Dank zu ernten, erfuhr er nun solche Behandlung. Als er das Fräulein im vorigen Winter in Berlin im Hause dortiger Verwandten kennengelernt hatte, war sie ihm gerade durch ihr gesetztes Wesen und die gediegenen Eigenschaften ihres Charakters, die sie ohne Abbruch ihrer jugendlichen Anmuth zu entfalten gewußt hatte, so besonders angenehm aufgefallen. Was hatte sie nur so umgewandelt? Sollte sie jetzt, da sie sah, daß er sich ernstlich um sie bemühe, etwa gar an seinem Alter Anstoß nehmen? Er war doch noch lange nicht fünfzig wie sein Freund, der Oekonomierath von Bellwitz, der erst kürzlich einen blühenden Backfisch heimgeführt hatte. Und gar so groß war der Altersunterschied überhaupt nicht. Wenn man sie so vor sich sah, wie er eben, da sollte man freilich nicht meinen, daß sie schon längst die Zwanzig überschritten. Dies aber hatte er von ihrer Tante selbst gehört. Dagegen wurde dieser Unterschied ja durch weit schwerer wiegende mehr als aufgehoben; war er doch bereit, ein simples Fräulein Müller, deren Vater allerdings ein wohlhabender Architekt und Baurath war, zu einer — von Tümpling zu machen. Einen von Tümpling behandelt man aber nicht ungestraft so, mein Fräulein, wie es Ihnen soeben beliebte. Ein von Tümpling läßt sich dergleichen nicht bieten . . .

So schwer ihm bei dem anhaltenden Steigen der Versuch fiel, laut zu sprechen, seine innere Entrüstung drängte nach diesem Selbstgespräche danach, sich laut zu äußern. Natürlich nur in der feinen Weise eines Kavaliers von Geburt.

Da er den Gegenstand seines Zornes nicht erreichen konnte, wandte er sich an deren Tante:

„Fräulein Nichte haben bisweilen recht eigenthümliche — Launen. Scheine mich doch in der Beurtheilung ihres Charakters — ausnahmsweise geirrt zu haben. Bei meiner Menschenkenntniß passirt mir das — sonst nicht. Muß — problematische Natur sein."

„Ei, lieber Herr von Tümpling, Sie müssen, was sie sagte, nicht auf die Goldwage legen. Sie sprach unüberlegt; die frische Gebirgsluft, die Lust des Wanderns haben sie berauscht. Sie werden sich aber auch schwerlich vorstellen können, wie sehr sie sich auf diese erste wirkliche Hochtour gefreut hatte, die beinahe zu Wasser geworden wäre."

Frau Professor Schröder war bei diesen Worten stehen geblieben, um Athem zu schöpfen. Sie wandte sich dabei um.

„Aber lieber Freund," rief sie fast erschrocken, „wie echauffirt Sie aussehen! Das Steigen greift Sie wirklich an; da ist der Aerger ein um so schlimmerer Gast. Söhnen Sie sich aus mit der so ganz gegen Ihre Absicht, vielmehr durch Ihre überquellende Liebenswürdigkeit herbeigeführten ärgerlichen Situation. Machen Sie gute Miene zum bösen Spiel, das sicher nicht bös gemeint ist, und plagen Sie sich nicht mehr mit dem Steigen ab. Setzen Sie sich auf eines der Thiere, und wenn der Weg oben wieder ebener wird, will ich Ihrem Beispiel folgen."

Ein Zug von Rührung ging über das erhitzte Antlitz des an ein behagliches Schlendern durch die Lustgärten des Lebens gewöhnten Rittergutsbesitzers. Von dieser Dame, die ihre aristokratische Abkunft so schön bewährte, fühlte er sich verstanden. Und warum sollte er nicht das Maulthier besteigen? Er machte zu Pferd eine gute Figur, das wußte er. Einige Schritte weiter fing der Weg an breiter und ebener zu werden. Er ließ die Treiber mit ihren Thieren dort halten und bestieg das vordere derselben.

Frau Professor Schröder machte ihm ein Kompliment über die dabei entwickelte Gewandtheit. Es war ihr wirklich drückend, den auf seine Weise stets aufmerksamen und galanten Reisegenossen verstimmt zu sehen.

Ihr Zuspruch hatte auch die gewünschte Wirkung. Herr von Tümpling richtete sich, soweit es sein Embonpoint erlaubte, elegant im Sattel empor und machte dabei mit den Füßen eine Bewegung, als gälte es, einem gelernten Reitpferd die Sporen in die Weichen zu drücken. In dieser Beziehung aber verstand das in der Freiheit der Berge nur mangelhaft dressirte Maulthier keinen Spaß. Im Nu bäumte es auf, stellte sich auf die Hinterbeine, bockte nach vorn, und dann jagte es auf dem schmalen Bergpfad, ohne der Zügel seines Reiters zu achten, vorwärts. Und als ob die zwei unbenutzt bleibenden Muli nur auf dies Beispiel gewartet hätten, stürzten sie dem Durchgänger nach. Die überraschten Treiber suchten sie unter Schreien und Drohen einzuholen. So ging es wie die wilde Jagd an der erschreckten Dame vorbei. Zum Glück war das Terrain gerade an dieser Stelle nicht besonders gefährlich, und als der Pfad wieder steiler bergan zog, mußten die Thiere von selbst wieder in eine ruhige Gangart zurückfallen. Während die Frau Professorin in dieser Betrachtung beruhigenden Trost fand, kam Herr von Tümpling, dem der aufgespannte Sonnenschirm bei dem schnellen Ritt entfallen war und der sich nun krampfhaft an der Mähne des wilden Thieres festhielt, an jene Stelle, wo die Steigung wieder begann. Von demselben Trostgedanken geleitet, daß hier die Sache ein Ende haben müsse, ließ er die Mähne fahren, um wieder die Zügel zu ergreifen, denn er hatte Geistesgegenwart genug, darauf bedacht zu sein, daß er in seiner peinlichen Lage auf das vorausgeeilte übermüthige Fräulein keinen komischen Eindruck mache. Ja, die Sache hatte ihr Ende erreicht, aber es kam anders, als er gehofft hatte. In dem Momente, als das Terrain das Muli wieder zum Steigen zwang und der Reiter sich wieder emporrichtete, bäumte dasselbe von neuem und schleuderte dabei den Aermsten rücklings auf den Rasenabhang, so zwar, daß er vor einem weiteren Absturz geschützt war, dafür aber auf einen stachligen Stechpalmenstrauch zu liegen kam, aus dessen Zweigen er sich ganz fassungslos und wie ein Wahnsinniger schreiend mühsam freimachte. Als er zu sich kam, sah er Fräulein Müller mit einem trotz aller Anstrengung nicht zu unterdrückenden Lächeln auf den Lippen dicht über sich stehen und das nun wieder ruhig gewordene Maulthier beim Zügel halten.

„Sie haben sich doch nicht weh gethan?“ fragte sie, das Lächeln nun doch besiegend, im Tone aufrichtiger Theilnahme.

Er aber hatte das Lächeln gesehen und las aus der Frage nur Spott und Hohn. Es wurde ihm trotz alles Herumtastens klar, daß er in der That keine Blessur davongetragen, die einigermaßen dem Hilfegeschrei entsprochen hätte, das er im ersten Schrecken ausgestoßen. An allem war das bösartige Vieh schuld, das nun da lammfromm neben der Spöttlerin stand, als habe es an dem ganzen Malheur keinen Antheil. Nun hatte er wenigstens einen Gegenstand, an dem er seinen Zorn auslassen konnte.

„Verwünschte Bestie,“ schrie er, „rädern sollte man Dich. Hals und Beine hätte ich brechen können, wenn's nach Dir gegangen wäre. Zerschmettert würden meine Gebeine im Abgrund liegen, wenn ich nicht rechtzeitig Deiner Herr geworden wäre! Recht so, schlagt nur zu!“ spornte er die Treiber an, die inzwischen herbeigekommen waren und nun unter Flüchen auf die Thiere eindrasschen.

„Genug!“ rief aber nun auch Fräulein Müller. „Ein Glück, Herr von Tümpling, daß der Sturz so gut abgelaufen ist. Ich gratulire Ihnen herzlich. Was aber soll jetzt das nachträgliche Schlagen der Thiere nützen? Von meinem Standpunkte sah die Sache übrigens nicht so gefährlich aus; die Stelle hier war für den Unfall ungemein günstig. Auch warf Sie das Muli ziemlich sanft ab. Wenn Sie von Anfang an geritten wären, würde das Thier gewiß nicht plötzlich solche Launen bekommen haben.“

„Aber Marie!“ mahnte die herzugekommene Tante.

„Nun, ist es nicht wahr, daß dieses vierbeinige Trio uns die ganze Partie verdirbt? Herr von Tümpling thut mir ja leid —“

„Ich aber danke für Ihr Mitleid, in dem sich nur Spott und Hohn verbirgt. Theilnahme hätte ich allerdings von Ihnen erwartet nach solchem Unglücksfall. Ihr Benehmen aber belehrt mich, daß es in der That eine Dummheit von mir war, Ihnen auf dieser Fahrt mich zum Ritter anzubieten. Dem kann man ja abhelfen. Habe die Ehre, meine Damen!“

Sich verbeugend, wandte er sich ab zu den Treibern. Mit Würde wies er einen derselben an, die Damen als Führer mit einem der Muli zu begleiten. Dann schritt er dem anderen und den zwei übrigen Thieren auf dem Wege voran, den er wenige Minuten vorher in so verhängnißvoller Weise hatte zurücklegen müssen.

„Sprach's und schlug sich seitwärts in die Büsche,“ recitirte das nunmehr doch recht ernst dreinblickende Mädchen mit gewaltsamem Humor, der ihre Verlegenheit verbergen sollte

„Ein recht unangenehmer Auftritt, an dem, wie er jetzt verlaufen, auch gar nichts mehr komisch ist,“ sagte dagegen im Tone sanften Vorwurfs die Tante.

„Sei mir nicht böse, Tantchen,“ schmeichelte aber das Mädchen, indem es auf die mütterliche Freundin zueilte. Es barg den krausen Lockenkopf an deren Brust und küßte sie dann innig auf den Mund. „Nicht böse sein, Muttel! Ich konnte nicht anders.“

Frau Professor Schröder hatte die Tochter ihrer liebsten Schwägerin viel zu lieb, um ihr ernstlich böse sein zu können. Sie küßte das erregte Mädchen, das so jäh ihre Stimmung gewechselt, auf die Stirn, blieb aber ernst, indem sie sagte:

„Da hast Du wieder einen Freund weniger. Ich will Dein Urtheil in Herzenssachen nicht beeinflussen, aber Du erscheinst wirklich zu anspruchsvoll gegenüber der Männerwelt.“

„Herr von Tümpling — mein Freund?“

„Nun, er bewarb sich sichtlich um Dich und nannte sich Deinen Verehrer.“

„Den aber zum Beispiel die Frage, ob ich eine Gänseleberpastete auf Straßburger Art zuzubereiten verstehe, bei weitem mehr interessirte, als irgend eine meiner feineren Empfindungen.“

„Du übertreibst.“

„Nein! Drin in der Stadt, in den Gesellschaften des vorigen Winters war es mir nicht so aufgefallen, in welchem Grade dieser selbstgefällige Modejunker vom rohesten Materialismus und Egoismus beherrscht war. Hier aber in der freien Natur ist es mir klar geworden, wie ihm alle gesunde Natürlichkeit und echte Empfindung abgeht. Und nun gar heute. Mit Lackstiefeln auf den Säntis! Und diese alberne Komödie mit den drei Muli. Weil er mit seinen bereits vom Zipperlein geschwächten Gliedern nicht steigen kann und deshalb reiten will, sollen auch wir es, so sehr wir von Beginn an dagegen protestirten. Ihn hat nur die gerechte Strafe ereilt. Und ich danke Gott, daß wir ihn los sind.“

Die beiden Damen waren langsam vorwärts gegangen. Nun gelangten sie an eine offene Stelle, welche einen Ausblick in das Seealpthal gewährte. Ein entzückter Ausruf drängte sich auf die Lippen der Sprecherin. Sie machte eine Bewegung mit der Hand, als wische sie etwas Häßliches aus.

„O Tante, welche Aussicht! Sieh, da steht eine Bank! Setzen wir uns; die Schönheit der Natur mag das unangenehme Erlebniß aus der Seele verdrängen. Wie still und verschwiegen dort in der Tiefe der dunkle Bergsee ruht, ganz umrahmt von rauschendem Wald und ragenden Felswänden. Da muß es schön sein, zu träumen.“

„Immer gleich träumen, Du närrisches Kind. Warum nicht wachen Auges dem Schönen ins Angesicht schauen?“

„Sind denn die Träume nicht schöner noch als die Wirklichkeit? Vervollständigen sie doch die Eindrücke der Natur und des Lebens zu Stimmungsbildern, welche sich unverlöschlich der Seele einprägen.“

„Du liebe Träumerin! Finde Du nur erst das Glück, das Dein reines Herz im Träumen ersehnt, so wirst Du schon auch an der Wirklichkeit ein Genüge finden.“

„Ich bin eben jetzt ganz glücklich. Und doch ist mir gar träumerisch zu Muthe.“

„Weil Dir das Märchenhafte dieses Sees, dieser Umgebung heimlich den Glauben nährt, daß auch theure Märchenträume Deiner Seele sich noch erfüllen könnten.“

Das Mädchen wurde roth und sah verschämt zu ihrer Tante auf.

„Märchenträume? Wie kommst Du zu dem Wort?“

„Ei nun. Prinzen, die verzauberte Prinzessinnen erlösen, die brave Mägdlein aus Einsamkeit und Vergessenheit befreien, bevölkern die nicht schon die Traumwelt unserer Kinder? Wenn ich Dein sprödes Verhalten allen bisherigen Heirathsanträgen gegenüber betrachte — ich will dabei von diesem, ich gebe es zu, nicht sehr verlockenden Tümpling ganz absehen — so muß ich glauben, ein solcher Traum aus der Kinderzeit stehe bei Dir einem realen Erfassen ehelichen Glückes im Wege.“ Sie umschlang bei diesen Worten ihre junge Nachbarin, welche, ihren Kopf an ihre Schulter

legend, die Augen ſchloß und ſchwieg, während ein ſeliges Lächeln um ihre Lippen ſchwebte. „Ich habe alſo recht,“ fuhr ſie fort. „Willſt Du mir nicht einmal den Kindertraum erzählen?“

Marie ſchüttelte mit dem Kopf.

„Er läßt ſich nur träumen!“

„Und gar nicht zur Wirklichkeit machen?“ frug ſanft und mit beſorgtem Blick die mütterliche Freundin.

„Doch, doch! Noch hoffe und glaube ich's.“

„Aber ſage, Kind, Dein Prinz, Dein Märchenprinz muß dann doch auf Erden wandeln, von Fleiſch und Blut ſein wie Du? Man muß ihn doch auffinden, ihn darauf aufmerkſam machen können, daß Du ſeiner harrſt.“

„Er muß von ſelbſt kommen!“

„Ja, aber ſag' mir nur wenigſtens, wo er lebt. Kenn' ich ihn?“

„Das weiß ich nicht.“

„Aber wie er heißt?“

„Das weiß ich nicht.“

„Du ſprichſt in Räthſeln, Kind. Was er iſt, mußt Du aber doch wiſſen?“

„Ach, auch das iſt mir unbekannt. Aber“ — und das Mädchen erhob ſich plötzlich — „jetzt habe ich genug verrathen. Wir verſäumen die Zeit. Der Onkel wird droben ſchon auf uns warten. Das Märchenerzählen taugt für die Winterabende, aber nicht für gefährliche Bergpartien. Siehſt Du, Tantchen, dort geht's ſchon wieder recht ſcharf in die Höhe.“ Und damit ſchritt ſie mit dem ihr eigenthümlichen leichten Gange voran.

In der That war inzwiſchen oben auf ſeinem Wartepoſten Profeſſor Schröder ungeduldig geworden. Er hatte mit einem Fernrohr von geeigneter Stelle aus die Nahenden verfolgt und auch ein paarmal an Punkten, wo der Weg ſichtbar wurde, ſie erkannt; anfangs in Begleitung von dem geſchniegelten Ariſtokraten, der ſeit einigen Tagen aus ſichtlichem Intereſſe für ſeine Nichte Marie ihr Reiſegenoſſe geworden war, dann ohne ihn. Was konnte vorgefallen ſein und die Trennung bewirkt haben? Im Grunde that es ihm wohl, den ihm unſympathiſchen Menſchen aus dem Geſichtsfeld ſchwinden zu ſehen. Er hatte zwar von Anfang an das Vertrauen gehabt, das kluge Mädchen werde die Hohlheit und Oberflächlichkeit ſeines Weſens bald genug durchſchauen und ſeine Bewerbung zurückweiſen. Aber wer iſt vor Irrthum geſchützt, wenn es ſich um Vorausberechnungen handelt in Bezug auf Neigung und Liebe? Auch kannte er die Schwäche ſeiner ſonſt ſo vernünftigen Frau ſowie der Mutter Mariens, das eigenthümliche Mädchen, deſſen Herz ſo lange Zeit zur Entknoſpung brauchte, durchaus unter die Haube bringen zu wollen. Natürlich, um es ſpäter nur zu bereuen! . . . Unter ſolchen Betrachtungen war er den Damen entgegen gegangen, begierig auf die Löſung des Räthſels, denn etwas Beſonderes mußte den Herrn doch zum Rückzug veranlaßt haben.

Mit warmem Intereſſe hörte er dann, als er die Damen, die er geſtern bei unſicherem Wetter verlaſſen und jetzt bei leuchtendem Sonnenſchein wiedergefunden hatte, die Mittheilungen ſeiner Frau an, während Marie, die ihn mit inniger Herzlichkeit begrüßt hatte, vorausſchritt.

„Ein ſeltſames Mädchen,“ ſagte er, nachdem er den Hergang erfahren hatte. „In dieſem Falle kann ich ihr ja nicht unrecht geben, im Gegentheil; aber ihr Verhalten iſt allerdings auch ein neues Symptom jener ablehnenden kühlen Art, mit der ſie bisher allen ſie umwerbenden Männern begegnet iſt. Weißt Du denn gar nicht, was dieſe verurſacht?“

„Eben vorhin erſt hat mir das Kind einen, jedoch auch nur ſchmalen Einblick in dieſe Welt ihres Herzens gewährt. Und das fragmentariſche Bekenntniß klingt ſo ſeltſam, ſo märchenhaft, daß es mich recht mit Sorge erfüllt hat. Der Mann, den ſie liebt, iſt nicht viel mehr als ein Hirngeſpinſt, kaum daß er mehr Wirklichkeit hat als die Geſtalt eines Traumes. Denke Dir: ſie weiß nicht, wo er lebt, nicht was er iſt, nicht einmal wie er heißt. Und dabei hofft ſie mit einem Glauben, der an den des Käthchens von Heilbronn gemahnt, dennoch auf ein Wiederſehen, ja auf eine dauernde glückliche Vereinigung mit ihm. Welche romantiſche Schwärmerei!“

Der Profeſſor war nachdenklich geworden. Er ſtrich ſich über den weißen Vollbart, zog dann die Stirn nach oben und blickte in die Ferne, als ob es dort geheime Inſchriften zu enträthſeln gäbe, dann aber ging ein feines Lächeln über ſeine Züge und er ſagte ſchmunzelnd: „Vielleicht handelt es ſich doch hier nur um ein neckiſches Spiel des launigen Geſellen, den Gott Amor ſo gern zum Regiſſeur wählt, wenn er eines ſeiner Luſtſpiele aufführt, des Zufalls. Ja, lauſche nur auf! — Marie!“ rief er dann der vor ihnen in Sinnen einher Schreitenden zu, und als dieſe dem Rufe entſprochen hatte, fuhr er in herzlichem Tone fort: „Wir reden eben vom Thüringer Wald, in dem ich meine erſten kleinen Bergtouren als Knabe vollführt habe; ſag' mal, warſt Du auch einmal in Thüringen?“

„Freilich, Onkel. Papa hatte dort einen reichen Verwandten, der leider bald, nachdem ich einmal mit Mama und Großmama einen Monat lang auf ſeinem Gut zu Beſuch geweſen war, verſtorben iſt. So bin ich ſpäter nur noch einmal flüchtig auf einer Rundreiſe durch das ſchöne Stück Land gekommen.“

„Es hat Dir alſo damals ſehr gut dort gefallen?“

„Ach, Onkel; ich kam damals gerade, kaum ſechzehnjährig, aus der Penſion von Lauſanne; es war mein Eintritt aus der Schule ins Leben. Und was für ein Eintritt! Ein herrlicher Mai, blühender Frühling ringsum, freundliche, liebe Menſchen, Freiheit und Jugendluſt — nie vergeſſen kann ich den Tag meiner Hinfahrt, meiner Ankunft; es war, als ſtände der Himmel offen! O Gott — es war eben zu ſchön, als daß es hätte ſo bleiben können!“ Eine plötzliche Ueberwallung des Gefühls erſtickte die Stimme des Mädchens, ſie mußte ſchluchzen, weinen. Doch bald fand ſie wieder die Herrſchaft über ſich. „Verzeiht,“ ſagte ſie leiſe, „ich bin heute ſo aufgeregt und reizbar trotz all der Schönheit, die mich umgiebt; weiß ſelber nicht warum.“

„Die Scene mit Herrn von Tümpling hat Dich mehr alterirt, als Du zugeben wollteſt,“ tröſtete theilnehmend die Tante, welche ihren Mann fragend von der Seite anſah, was er denn mit ſeinem Verhör über Thüringen beabſichtigte. Dieſer aber fuhr fort, indem er ſeinen Arm aus dem der treuen Gattin löſte und ihn um die Schultern des geliebten Pflegekindes legte:

„Ich gebe nichts auf Ahnungen und die ſpiritiſtiſchen Auslegungen des Zufalls ſind mir verhaßt. Und doch möchte ich ſagen, es liegt etwas in dieſem Sonnenſchein, der ſchimmernd dort die Spitze des Säntis umſpielt und von Fels zu Fels und Firnfeld zu Firnfeld ſeine goldenen Netze ſpinnt, was wie Sympathie auf Deine Nerven wirken könnte. Ob nicht auch der ſo fröhlich veranlagte und doch melancholiſche Herr Doktor Helbig, der mir geſtern Abend ein Erlebniß, das er zu Pfingſten vor acht Jahren zwiſchen Schwarzburg und Ilmenau hatte und als das ſchönſte ſeines Lebens bezeichnete, eben etwas Aehnliches aus dieſem Sonnenlicht auf ſich einwirken fühlt?“

„Onkel, wer — was ſagſt Du?“

Ein Beben ging durch die Stimme des Mädchens, und doch hielt ſie ihren Onkel feſt, daß er nicht weiter ſchreiten ſolle und ihr kein Wort von dem, was er da ſagte, verloren gehe.

„Faſſung, Kind! Nur eine Vermuthung. Mehrere Herren und Damen, die geſtern Abend gleich mir in der Meglisalpe eingeregnet waren, beſchloſſen auf meine Anregung, ſich die Zeit durch Geſchichtenerzählen zu vertreiben. Jeder ſollte ſein ſchönſtes Reiſeerlebniß zum Beſten geben. Darunter ein junger Mann, ein Aſtronom, Obſervator an einer deutſchen Univerſitätsſternwarte, Doktor Helbig mit Namen, der ſich mir als ein einſtiger Zuhörer vorgeſtellt hatte, und dieſer erzählte uns ein romantiſches Liebesabenteuer, das er auf fröhlicher Studentenfahrt durch den Thüringer Wald einſt erlebt hatte, mit einem Mädchen, an das er ſichtlich noch heute mit Zärtlichkeit dachte, doch wußte er weder wie ſie hieß, noch wer ſie war, noch wo ſie dauernd wohnte. Doch halt, den Vornamen hatte er erfahren. Der Name lautete — Marie . . .“

„Onkel, Onkel! Und wie ſah er aus, der Erzähler?“

„Ei, recht hübſch, Kind. Geſcheit und dabei ganz unternehmend. Doch wozu da viel Worte machen! Wir ſind ja zur Stelle und wenn ich mich nicht irre, ſo iſt der dort auf dem Felſen mitten im Alpenroſenhag ſitzende junge Mann, der eben ſeinen Feldſtecher auf uns richtet, der, den ich meine. Siehſt Du, er hat Dich betrachtet, er zuckt zuſammen, er blickt wieder her, nun läßt er das Glas ſinken, ſinnt und ſinnt, nein, ſpringt auf — er kommt uns entgegen! Da frag ihn ſelber, ob er Dir außer ſeiner Geſchichte von geſtern noch etwas Beſonderes zu erzählen hat.“

* * *

Die Sonne stand im Zenith. Da oben auf der Meglisalp ließ sie ihre Strahlen frei und lustig spielen. Sie ließ sich genügen, hier nur als Lichtspenderin zu walten — hei, wie funkelte es! —; Wärme gab es schon genug ohne sie. Wärme echter Festesfreude, theilnehmender Freundschaft, seliger Liebe. Auch durch die Stube, in der gestern Abend die Eingeregneten beim trüben Schein der Lampe gesessen, fluthete hell ihr Licht und vergoldete das schlichte Tafelgeräth auf dem Tisch, um welchen eine fröhliche Festversammlung bei der Mahlzeit saß. Die Mahlzeit war sehr einfach; aber nicht das glänzendste Festessen kann gleichzeitig so fröhlich und so weihevoll verlaufen. Eben erhob sich Herr Kurz: „Meine Damen und Herren," sagte er in seiner behaglichen Weise. „Gestern Abend schlossen wir unser Symposion in der Alpenhütte mit dem Rufe ‚Glückliche Reise' und ‚Gute Heimkehr' und heute früh trennten wir uns mit dem Wunsche ‚Auf Wiedersehen!' — Welches Glück aber noch diese Säntisfahrt zur Reife bringen und welche Heimkehr sie zweien der Bergfahrer zusichern werde, ahnten wir alle wohl gleich wenig. Und welch ein Wiedersehen uns hier so bald bevorstehen würde, uns allen, aber vor uns allen dem wackeren Doktor Helbig und seiner nunmehrigen Braut, wer hätte dies voraussagen wollen? Nun schmähe noch einer die Wirklichkeit: sie sei aller Poesie, aller Schönheit bar! Die schönsten Märchen erdichtet das Leben selbst. Reist nur hinein in die Welt, und ihr erlebt auch heute noch in unseren Tagen der Nüchternheit wundersame und abenteuerliche Geschichten die Menge. Da seht unser Brautpaar an! Die beiden werden das Reisen, sein Glück, seine Wunderkraft für alle Zeiten segnen. Möge ihnen auch daheim am häuslichen Herd nicht weniger Segen erblühen! Das wünschen und hoffen und glauben wir. Darauf lassen Sie uns mit ihnen anstoßen und nochmals rufen: ‚Glückliche Reise' — und ‚Gute Heimkehr' und — ‚Auf Wiedersehen!'" . . .

Aus dem Reiche Emin Paschas.

Ein zeitgeschichtlicher Rückblick von E. Falkenhorst.

Das Land der schwarzen Menschen, der ägyptische Sudan, beschäftigte seit jeher die öffentliche Meinung Europas. Ein Räthsel- und Fabelland war es in früheren Zeiten, und wunderbare Nachrichten dringen zu uns auch heute aus der Hauptstadt jenes Landes; wir erfahren, daß ein tapferer Christengeneral in der Gefangenschaft des falschen Propheten das Sklavenjoch trage, dem Mohammedaner den Steigbügel halten müsse, wenn sich dieser auf sein Roß schwingen wolle; wir hören, daß gefangene Nonnen, die einst in der Mission wirkten, auf den Straßen von Chartum elend ihr Dasein fristen — Gerüchte melden, daß dort ein „weißer Pascha" erschienen sei und auf Chartum marschire — und wir wissen, daß ein deutscher Arzt (Dr. Eduard Schnitzer), der berühmte Emin Pascha, im fernen Süden ein Land halte und vertheidige, welches die betheiligten Regierungen Aegyptens und Englands längst aufgegeben haben.

Das sind Nachklänge jener Katastrophe, welche einst die civilisirte Welt mit tiefem Schmerz erfüllte, als am 26. Januar 1885 Gordon und mit ihm Chartum gefallen war. Die europäische Kultur wurde damals in jenen Gebieten sozusagen von dem Halbmond aufs Haupt geschlagen und der ägyptische Sudan auf Jahrzehnte verloren. Wie die Hauptstadt, so fiel auch eine Provinz nach der andern in die Hände der Rebellen, nur die Aequatorprovinz wußte sich zu halten, nur am oberen Nil hielt Emin Bey die ihm anvertraute Fahne aufrecht.

Aber die, für die er stritt und litt, die Regierungen Aegyptens und Englands, hatten auch ihn aufgegeben, und von jener Seite geschah gar nichts, um ihn zu befreien.

Gleichzeitig mit Emin Pascha schwebte der bei ihm weilende Afrikaforscher Dr. Wilhelm Junker in Gefahr, und zu dessen Befreiung wurde von deutscher Seite eine Rettungsexpedition ausgerüstet. Dr. G. A. Fischer, unseren Lesern als Mitarbeiter der „Gartenlaube" bekannt, war ihr Führer; er mußte jedoch unverrichteter Dinge heimkehren und starb bald darauf in Berlin infolge der Strapazen.

Von anderer Seite wurde inzwischen eine Befreiungsexpedition in großem Stil ausgerüstet und der berühmte Stanley übernahm die Führung derselben. Ein eigenthümliches Dunkel schwebt über den Zielen dieser Expedition, welche augenblicklich verschollen ist.

Inzwischen war Dr. Junker nach Deutschland zurückgekehrt und brachte Nachrichten von unserem Landsmann; es wurde eine festere Verbindung zwischen der Aequatorprovinz und der ostafrikanischen Küste hergestellt, und wir wissen heute, was Emin Pascha geleistet, wie er sich zu halten wußte und welche Dienste er der Wissenschaft und der Kultur erwiesen.

Die „letzten Nachrichten" aus jenem fernen Lande datiren allerdings immer um Monate zurück, und wie sich die Verhältnisse gerade in den letzten Monaten gestaltet haben, das ist uns noch völlig unbekannt. Nur die eine Annahme scheint gerechtfertigt zu sein, daß Stanleys „Befreiungszug" mißglückt ist, und daraus ergiebt sich für die civilisirte Welt die Pflicht, auf eine andere Weise dem tapferen Emin Pascha beizustehen.

Das Gefühl dieser Pflicht ist in Deutschland besonders rege geworden. Während wir diese Zeilen schreiben, scheint das Zustandekommen einer neuen deutschen Expedition nach der Aequatorprovinz gesichert zu sein. Sie soll von der Ostküste Afrikas, von den Besitzungen der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft aus vordringen. Ihr Zweck besteht nicht in der Heimführung Emin Paschas, der auch jetzt sein Reich nicht verlassen will, sondern darin, ihn in seiner Position zu stärken und durch Gründung von Stationen ihm eine stete Verbindung mit der civilisirten Welt zu sichern.

Das Interesse an dieser Expedition ist so allgemein, die Sympathien für Emin Pascha sind überall so warm, daß unsere Leser es gewiß gern sehen werden, wenn wir im Nachstehenden jenes eigenartige Land und die aufopferungsvolle Thätigkeit Emins zu schildern versuchen.

Vor etwa zehn Jahren wurde der ägyptische Sudan, ein Ländergebiet, das in seiner Größe den Territorien von Deutschland, Oesterreich-Ungarn und Frankreich gleichkommt, von Gordon organisirt und unter den Provinzen, in welche dieses Reich getheilt wurde, bildete Hat-el-Estiva, die Aequatorprovinz, die südlichste. Sie umfaßte die Gebiete, welche an dem oberen Nil, am Bahr-el-Gebel, gelegen sind. Im Norden reichte sie bis zu dem Kitschlande hinauf, im Süden erstreckte sie sich bis zu dem See Albert-Nyanza und umfaßte das Monbuttuland; im Westen grenzte sie an die Länder des Gazellenflusses. Man wird nicht zu hoch greifen, wenn man sagt, daß diese Provinz etwa so groß war wie das Königreich Preußen. Im Jahre 1878 wurde Dr. Schnitzer, damals noch Emin Effendi, von Gordon zum Mudir, das heißt Gouverneur, von Hat-el-Estiva und zum Bey befördert.

Dr. Schnitzer war schon damals kein Neuling in afrikanischen Angelegenheiten. Er ist Schlesier von Geburt und erblickte zu Oppeln am 28. März 1840 das Licht der Welt. Seine medicinischen Studien hatte er in Berlin beendet, die Sucht nach dem Unbekannten und seine Vorliebe für die Naturwissenschaften trieben ihn in die Ferne. Schon im Jahre 1864 verließ er Berlin und begab sich nach der Türkei. Hier fand er Aufnahme im Gefolge des damaligen Vali Muschir Divitschi Ismael Hakki Pascha, mit dem er die verschiedenen Provinzen des weiten türkischen Reiches, Armenien, Syrien und Arabien, bereist hat. Im Jahre 1873 starb sein Gönner und Dr. Schnitzer kehrte auf kurze Zeit nach Deutschland zurück. Aber schon im Jahre 1876 sehen wir ihn unter dem Namen Dr. Emin Effendi in Diensten der ägyptischen Regierung, welche ihn dem Generalgouverneur des Sudans zur Verfügung stellte. Ueber seinen Namenswechsel hat er bereits im Jahre 1871 aus Trapezunt an seine Schwester geschrieben: „Auch hier in Trapezunt hat mich mein Glück nicht verlassen und ich habe mir schnell als Arzt einen Ruf erworben. Dazu kommt, daß ich des Türkischen und Arabischen mächtig geworden wie selten ein Europäer, daß ich mir Sitten und Gebräuche so angeeignet habe, daß hinter dem türkischen Namen, der mich deckt (keine Furcht, es ist nur der Name und

Ja, die Danagla freuten sich, wenn sie mit solchen Beamten zusammenkamen, da sie in ihnen nur zu oft gute Käufer fanden.

Wir wollen nur einen dieser Beamten schildern, den Schweinfurth in dem ägyptischen Lager vor Dem Siber kennen lernte. Er ist eine typische Erscheinung.

Ibrahim Effendi bekleidete in dem Lager das Amt eines obersten Schreibers und Rechnungsführers. Seine Lebensgeschichte war eine fortlaufende Kriminalgeschichte; denn er hatte sich wiederholt die unglaublichsten Schwindeleien und Betrügereien zu Schulden kommen lassen. Ursprünglich ein Subalternbeamter in einem der ägyptischen Ministerien, hatte er unter Said Paschas Regierung das vicekönigliche Siegel gefälscht, um eine Ordre zu fingiren, welche ihn zum Chef eines neu zu formirenden Regiments in Oberägypten ernannte und der Lokalregierung alle Ausgaben behufs Aushebung und Equipirung der Truppen anbefahl. Er hatte die Frechheit, diese Ordre persönlich dem Gouverneur der Provinz zu präsentiren und sich als Regimentsoberst zu geriren. Nur wer die Unordnung und Willkür kennt, welche in allen Zweigen der Verwaltung Aegyptens unter Said Pascha herrschte, wird das Beispiellose dieses Betrugs für möglich halten können. Zwei Monate nach der vollzogenen Neubildung des Regiments traf es sich zufällig, daß der Vicekönig eine Nilfahrt stromaufwärts machte, und als er am Ufer so vieler Soldaten ansichtig wurde, erkundigte er sich nach der Nummer ihres Regiments und dem Zweck ihres Hierseins. Wer beschreibt die Ueberraschung Said Paschas, als er von einem Regimente hörte, dessen Existenz ihm bisher unbekannt geblieben! Der herbeigeholte Ibrahim warf sich dem Fürsten alsbald zu Füßen und flehte, seine Schuld bekennend, um Gnade; der gutmüthige Said, dessen Gewohnheit es war, sich nie zu ärgern, ließ es mit der Verbannung nach Chartum und einigen Jahren Gefängniß bewenden. Kaum aber hatte unser Held Ibrahim die Freiheit wieder, so begann er auch schon in seiner neuen Eigenschaft als Schreiber in einer sudanischen Winkelbehörde die Betrügereien und Unterschleife von neuem, ging mit Kasse und Geldern durch, wurde erwischt und nun nach Faschoda am Weißen Nil gebracht, als dem sichersten Platze des Gewahrsams für gefährliche Leute seiner Art. Es gelang ihm jedoch, wieder eine Regierungsanstellung zu erhalten, und er war bald, wie Schweinfurth sagt, auf dem besten Wege, seine alten Armeereorganisationsgelüste von neuem zu befriedigen.

Das waren die Fremden und Beamten, welche sich in diesem Lande niedergelassen hatten — ein Abschaum der ägyptischen Bevölkerung, ein Gesindel im wahrsten Sinne des Wortes.

So lagen die Verhältnisse, als Anfang der siebziger Jahre die ägyptische Regierung, um dem schmählichen Handel ein Ende zu machen, diesen monopolisirte und die Seriben auf ihre Rechnung übernahm, nachdem sie die Besitzer entschädigt hatte.

Colonel Gordon wurde nach dem Sudan geschickt, um dort Ordnung zu schaffen.

Die Zeit hat aber gelehrt, daß Gordon seine schwierige Aufgabe auf die Dauer nicht durchführen konnte Wohl gelang es, zeitweilig die Macht der wieder auffässig gewordenen Seribenbesitzer und der Dongolaner zu brechen, wie dies der Feldzug Gessis gegen Soliman Siber beweist; wohl hatten die Neger, von der Regierung mit Feuerwaffen ausgerüstet, mehr als einmal sich blutig an den Sklavenhändlern gerächt; aber es gährte immerfort im Sudan, die Verhältnisse waren im großen und ganzen dieselben geblieben, die ägyptischen Beamten nicht besser geworden, und mit allen diesen Schwierigkeiten hatte auch Emin zu kämpfen, als er zum Gouverneur von Hat el-Estiva befördert wurde.

Werfen wir einen Blick auf die Landkarte des ägyptischen Sudan, so erscheint uns die Lage der Aequatorprovinz trotz ihrer weiten Entfernung besonders günstig, da sie von einem großen Strome, dem Weißen Nil, durchschnitten wird. Die Schiffbarkeit des Stromes wird jedoch von Redjaf bis Dufile durch Stromschnellen unterbrochen und von Zeit zu Zeit bilden sich auf ihm die sogenannten Grasbarren, Anhäufungen von allerlei Schilf- und Graspflanzen, welche allen Schiffen die Passage unmöglich machen. Die Bedeutung der Wasserstraße für den Verkehr wird am besten durch die Statistik klargelegt, laut welcher während sechs Jahren nur neunmal ein Dampfer von Chartum nach Ladó, der Hauptstation der Aequatorprovinz, gekommen war.

Emin Pascha war auch in seinem Bezirk auf den Transport zu Lande angewiesen, und in jenen Theilen von Afrika giebt es keine Straßen in unserem Sinne; wir finden hier nur schmale ausgetretene Pfade, auf welchen die Karawanen hin und her ziehen.

Auch Transportthiere fehlen fast gänzlich in der Aequatorprovinz; der Neger ist hier das Transportmittel, alle Waaren und Lebensmittel muß er auf seinem Rücken befördern.

Die ägyptische Regierung hatte nun auch in der Aequatorprovinz eine Reihe von Stationen errichtet, welche den Negern Schutz gewähren sollten; dafür aber mußten die Neger Abgaben zahlen, namentlich das nöthige Korn liefern. Trat nun in einer Station und deren Umgebung Mangel an Lebensmitteln ein, so mußte eine günstiger gestellte aushelfen. Da wurden so und so viele Negerträger aufgeboten, jedem wurde eine Traglast von 50 bis 60 Pfund aufgeladen, und nun mußte die Karawane oft sechs bis acht Tagemärsche zurücklegen.

Kleinere Beamte erlaubten sich bei derartigen Kontributionen Ausschreitungen. Kein Wunder also, daß die Neger auch die Aegypter verwünschten und ihre Herrschaft loszuwerden trachteten.

Emin Pascha war redlich bestrebt, diese Abgaben gerecht zu vertheilen und die Neger besser zu behandeln. Gänzlich konnte er jedoch das System nicht aufheben und von einer völligen Versöhnung der Schwarzen konnte nicht die Rede sein. Dabei hatte er nicht einen einheitlichen Stamm zu regieren. Die Völkerkarte seiner Provinz ist recht bunt; da wohnen im Norden die kriegerischen, viehzüchtenden Dinka, welche ihre Selbständigkeit niemals ganz aufgegeben hatten. Im Centrum des Reiches sitzen die Bari, welche Jahrzehnte hindurch ausgeplündert wurden und leicht zu Aufständen sich hinreißen lassen. Besser ist es im Süden bestellt, der zugleich die Kornkammer der Provinz bildet; aber auch hier begegnen wir einer ganzen Anzahl von Völkern, den Schuli, den Luri, den Monbuttu ꝛc. Es muß in der That eine Riesenaufgabe genannt werden, in diesem Völkergemisch, welches noch von Tausenden von Danagla und Fakihs durchsetzt ist, mit Hilfe eines elenden Beamtenthums Ordnung zu schaffen!

Dank Emins Energie begannen sich die Verhältnisse aber doch zu bessern, namentlich in ökonomischer Beziehung war der Zustand der Provinz ein vollkommen befriedigender geworden; da wurde seine Thätigkeit durch den Mahdiaufstand unterbrochen.

Aber bevor noch die Truppen des falschen Propheten gegen Bahr-el-Ghasal und Hat-el-Estiva vorrückten, brachen in diesen Provinzen kriegerische Verwickelungen aus.

Abd-el-Kader Pascha, der Generalgouverneur vom Sudan, verlangte, da er vom Mahdi bedrängt wurde, die Stellung von 7000 Negern, welche Lupton Bey, Gouverneur von Bahr-el-Ghasal, beschaffen sollte. Lupton Bey, der vor kurzem in der Gefangenschaft der Mahdisten gestorben sein soll, mußte dem Befehl nachkommen. Aber welche Mittel mußten angewandt werden, um diese Zahl zu erlangen! Dr. W. Junker sah selbst in einer Station mehrere hundert dieser Unglücklichen, Knaben von 15 Jahren und ältere Männer, gekettet, in die Halsgabel eingezwängt! Eine solche „Rekrutirung" überstieg doch wohl die gewöhnlichen Thaten der Sklavenräuber; kein Wunder, daß die Dinkaneger zu den Waffen griffen und, von den Mahdisten unterstützt, die Macht Lupton Beys schwächten, bis er selbst, von seinen Soldaten verrathen, sich dem Mahdistenführer Karamallah ergeben mußte. Der Aufstand der Dinka breitete sich auch auf die Aequatorprovinz aus und trug viel dazu bei, daß der Norden derselben unhaltbar wurde.

Da kam eine Hiobspost nach Ladó. Karamallah theilte Emin Bey die Gefangennahme Lupton Beys mit und forderte Emin Bey auf, seine Provinz zu übergeben und sich bei ihm in Person einzufinden. In einer Sitzung der höheren Beamten wurde die Unterwerfung beschlossen; Emin Bey wollte selbst zu Karamallah reisen und gab sogar den Befehl, sein in Makrala befindliches Maulthier direkt nach Amadi zu schicken, um es von dort reiten zu können.

Nach und nach trat jedoch eine kühlere Beurtheilung der Verhältnisse ein, und am 3. Juni 1884 verließ nur eine Kommission ohne Emin Bey Ladó, um die Unterwerfung anzuzeigen. Thatsächlich aber erfolgte diese nicht, und bald kam es im Norden der Provinz zu Kämpfen mit den Mahdisten, die jedoch nach der Eroberung von Amadi wieder abzogen.

Die Geschichte dieser Kämpfe, in denen Verräther und Ueberläufer ihre Rolle spielen, in welchen Soldaten betrunkene Führer durch Tapferkeit beschämen, ist einzig in ihrer Art. Richard Buchta hat sie in dem jüngst erschienenen Werke „Der Sudan unter ägyptischer Herrschaft“ durch Mittheilung der Briefe Emin Paschas und Lupton Beys zu skizziren gesucht und auch die Berichte Emin Paschas an Schweinfurth geben ein getreues Bild derselben.* Nach dieser Schilderung der Verhältnisse können wir uns annähernd in die Lage Emin Paschas versetzen. Nach und nach konzentrirte er seine Macht in dem südlichen Theile der Provinz und hält augenblicklich den schmalen Streifen Landes von Redjaf bis Albert-Nyanza besetzt. Seine „Hauptstadt“ ist jetzt Wadelai, das näher der Kornkammer im Schululande liegt als das unwirthliche Ladó, welches zuletzt ganz aufgegeben wurde.

Die schlimmste Zeit für Emin Pascha waren die drei Jahre, da er auf seinem verlorenen Posten von Europa gänzlich abgeschnitten war und nur durch Ueberläufer, Spione oder Briefe der Mahdisten, die ihn wiederholt aufforderten, sich zu ergeben, Nachrichten über die Ereignisse im Sudan erhielt. Die Nachrichten waren manchmal recht eigenartig. So erzählte z. B. ein Mann, der von Kordofan gekommen war, daß vor seiner Abreise der Mahdi seinen Leuten einige geschlossene Körbe gezeigt und gesagt habe, vor vier Tagen sei Gordon an der Spitze von 60 000 Mann, mit Geld und allem reich versehen, von Aegypten abgegangen und komme, um sich mit ihm zu messen. In den Körben seien die Seelen dieser 60 000 Mann — 20 000 werde die Erde verschlingen, andere 20 000 würden in die Lüfte verschwinden und der Rest sich zu ihm, dem Mahdi, schlagen.

Diese Nachricht erhielt Emin im Juni 1884 und im April des nächsten Jahres empfing er Briefe vom Emir Karamallah, in welchen der Fall von Chartum und der Tod Gordons, des Feindes Gottes, gemeldet und Emin aufgefordert wurde, zu Karamallah zu kommen und ihn zu begrüßen.

Emin beeilte sich jedoch keineswegs, dieser Aufforderung Folge zu leisten, und Karamallah zog, nachdem er zum Fall Chartums 75 Kanonenschüsse abgefeuert hatte, mit vielen Tausenden von Sklaven von der Aequatorprovinz ab. Emin Bey organisirte indessen seine Provinz auf militärischer Grundlage. „Wir arbeiten,“ schrieb er, „Tag und Nacht, um das Wenige, was uns an Waffen geblieben, in Ordnung zu bringen, d. h. aus 10 alten Gewehren vielleicht 2—3 brauchbare herzustellen. Ich hoffe, in kürzester Zeit im ganzen über etwa 2500 brauchbare Gewehre verfügen zu können.“

Auch nach dem Rückzug der Mahdisten gab es um Ladó Kämpfe mit den Dinka und Bari; nach und nach hatten sich jedoch die Verhältnisse geklärt, unfriedliche Elemente wurden abgestoßen oder sonderten sich selbst aus, und zwischen dem besseren Theile der Zurückgebliebenen entfaltete sich ein größeres Vertrauen.

Emin konnte im April 1887 schreiben: „Bei uns ist alles beim Alten. Wir säen, ernten, spinnen und leben in den Tag hinein, als ob das ewig so dauern könnte. . . . Ich verlasse keineswegs meine Leute. Wir haben trübe und schwere Tage mit einander durchgemacht, und ich hielte es für schamvoll, gerade jetzt von meinem Posten zu desertiren. Meine Leute sind trotz vieler Mängel brav und gut.“

* Vergl. „Emin Pascha“. Herausgegeben von Dr. Schweinfurth und Dr. Ratzel (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1888).

Im März 1886 erhielt auch Emin Nachrichten von seiner ägyptischen Regierung über Sansibar. Es ist interessant, zu erfahren, wie er sich in einem Briefe an Schweinfurth darüber äußerte:

„Die ägyptische Depesche, französisch geschrieben, sagt mir, daß es dem Gouvernement unmöglich sei, uns beizustehen, da man den Sudan aufgebe, und giebt mir carte blanche bezüglich der zu ergreifenden Maßregeln, falls ich mich entschlösse, von hier fortzugehen; bewilligt mir auch Kredit beim englischen Generalkonsul in Sansibar. Eine kühle Geschäftsdepesche im vollen Sinne des Wortes — nicht ein Wort der Anerkennung für drei Jahre Sorgen und Kämpfe mit Danagla und Negern, Hunger und Nacktheit; nicht ein Wort der Aufmunterung zu der mir bevorstehenden übermenschlichen Arbeit, die Soldaten heimzuführen. Ich bin übrigens an dergleichen gewöhnt. Als ich in den Jahren 1878 bis 1880, während durch 22 Monate der Fluß verstopft war, Land und Leute zusammenhielt und zum ersten Male zeigte, daß es möglich sei, uns durch eigene Kräfte ohne jede Zufuhr von Chartum zu erhalten, als ich dem Gouvernement in jener Zeit nicht allein Ersparnisse machte, sondern auch praktisch bewies, daß die Provinz bei regelrechter Verwaltung ihre Ausgaben decken und noch Ueberschüsse liefern könne, als ich begann, Reis und Zucker zu pflanzen, die Verwaltung zu ordnen, die Provinz zu erweitern: wer hat da auch nur ein gutes Wort für mich gehabt? Passons là-dessus! Der verstorbene Serdar Ekram Omer Pascha sagte mir einst, daß man im Orient, um Anerkennung zu finden, entweder mächtige Protektionen, oder viel Geld, oder eine hübsche Frau haben müsse; sollte er recht gehabt haben?“

Auch nach der Abreise Dr. W. Junkers ist Emin nicht der einzige „Franke“ in der Aequatorprovinz unter Negern, Türken und Kopten geblieben. Der italienische Afrikareisende Casati hielt sich bei ihm auf; aber auch er verließ die Aequatorprovinz, allerdings mit der Absicht, seinem Freunde Emin zu dienen. Emin mußte alles dran setzen, um an der Südgrenze seines Reiches bessere nachbarliche Verhältnisse zu erhalten, und so ging Casati zu Kabrega, dem Herrscher von Unyoro, um an dessen Hofe sozusagen die Rolle eines Gesandten von Emin zu spielen und zugleich den Weg zur Ostküste offen zu halten.

So spielt sich, wie wir nur anzudeuten vermochten, im fernen Sudan ein Stück Weltgeschichte ab, reich an Schlachten, Siegen und Niederlagen und ebenso reich an diplomatischen Intriguen an den Höfen brauner Cäsaren. Bewundernd aber müssen wir zu dem Manne emporblicken, welcher sich selbst „Der Getreue“ (Emin) genannt hat und mit aufopferungsvoller Treue in allen diesen Wirrnissen Stand zu halten weiß.

Durch Englands kurzsichtige und engherzige Politik ist der Nordweg nach dem ägyptischen Sudan vielleicht für Jahrzehnte der Kultur verschlossen worden. Hoffen wir, daß es deutscher Thatkraft gelingen wird, von Süden her das Land von neuem zu erschließen. Hoffen wir, daß Emin ausharre, bis ihm deutsche Landsleute Hilfe bringen, und daß es uns vergönnt sein werde, einmal an dieser Stelle den frohen Augenblick zu schildern, wo unter Salven der schwarzen Karawanen die Fahnen Emins am fernen Nil die Standarten der deutschen Rettungsexpedition begrüßen!

Ein Hausschatz.

Plauderei über eine Reform des Photographiealbums.

Von **Oskar Justinus.**

Wenn es ein sicheres Zeichen für die Höhe der Kultur ist, daß ein Geschlecht für eine möglichst lange Dauer seiner Schöpfungen Sorge trägt, dann dürfen unsere Tage sich nicht die Palme zueignen. Die Assyrer und Babylonier berechneten ihre Mittheilungen für die Ewigkeit, die ägyptischen Tempelwände melden uns mit ungeschwächter Farbenpracht die Kriegs- und Friedensthaten ihrer Könige durch in Stein gemeißelte Inschriften; von den Hellenen und Römern gilt das Wort:

„Könnte die Geschichte davon schweigen,
Tausend Steine würden redend zeugen,
Die man aus dem Schoß der Erde gräbt.“

Noch das Mittelalter bewahrt uns seine eigene und die Weisheit der Alten in seinen unzerstörbaren Pergamentrollen, aber unsere Zeit, die regsamste, vielseitigste, schnelllebigste, vertraut ihre kostbarsten Resultate, ihre wichtigsten Errungenschaften dem widerstandslosesten, flüchtigsten aller Stoffe, dem Papier, ihre äußere Erscheinung der Farbenwirkung einiger photographischen Salze an, deren Beständigkeit noch gar keine Probe hat bestehen können. — Nun immerhin! mögen in 4000 Jahren die Archäologen von dem längst entschwundenen Berlin nichts mehr finden, als vielleicht einige zertrümmerte Stadtbahnbögen, ein paar Wasserleitungsröhren und vergrabene Telephondrähte, den Sockel der geborstenen Siegessäule und das Eisengestänge der Centralmarkthalle — mögen sie sich auch ein wenig ihre Köpfe zerbrechen, wie es unsere Zeitgenossen in Philae oder Mitylene thun! Aber für das lebende oder für die nächsten paar Geschlechter, die rings umher unter unseren Augen heranwachsen, könnte man doch in seinen Einrichtungen sorgen, und daß man auch an diese nicht denkt, scheint mir namentlich dort Unrecht, wo mit einer geringen

Mühe die werthloseste Spielerei zu einem werthvollen und interessanten Denkmale umgestaltet werden kann.

Sehen wir uns ein Photographicalbum an, wie es auf den Tischen unserer Salons auszuliegen pflegt, so finden wir wohl eine mehr oder minder schöne Ausstattung des schweren Leder- oder Holzeinbandes, im Innern aber ein und dasselbe sorglose Arrangement oder vielmehr ausgesprochene Systemlosigkeit. Hier wenden sich zwei Brautleute ostentativ von einander ab, dort hockt ein Großväterchen unter drei jungen Damen, die er sein Lebtag nicht gesehen, Feinde sind hier gezwungen, einander ewig anzulächeln, und Herzensfreunde werden durch ganze Geschlechter getrennt. Natürlich, nicht ihre Beziehungen zu einander oder zu uns sind ja hier maßgebend, sondern die ganz zufällige Größe des Formates, der Tag der Einreihung geben den Ausschlag. Blättern wir noch ein wenig weiter! Der Herr des Hauses, dem wir eben eine Visite machen, ist so freundlich, den Führer zu spielen; denn wie in vielen Gebirgsgegenden gestissentlich kein Wegweiser angebracht wird, um den Fremden zur Benützung eines Führers zu zwingen, so besteht auch die ähnliche Einrichtung bei dem Album.

Die Erklärung muß durch ein Familienmitglied geschehen; keine Inschrift oder Unterschrift besteht, um uns, ohne eine derartige Hilfe, in dieser Fülle der Gesichter zurechtzufinden. Also Seite eins: ein ziemlich verwischter Herr mit Knebelbart, ganz in die Lektüre eines Buches vertieft, im Hintergrunde romantische Landschaft. Wir sehen ihn eigentlich nicht, aber wir hören, es ist Onkel Moritz, und das Bild beruhigt uns. Es folgt: eine Dame mit kaffeebraunem Teint. Hörten wir nicht, daß das ein mißrathenes Bild ist, so würden wir sie für eine Mulattin halten; über ihre Züge haben wir kein Urtheil, da ein großer Sommerhut die obere Hälfte des Gesichtes verdeckt. Es bedarf der ganzen verwandtschaftlichen Liebe, um hierin Tante Annette zu erkennen. — Nun kommt ein Hund! Er gehörte einem Herrn, mit dem die Familie in einem Badeorte verkehrte, und erfreute sich allgemeiner Beliebtheit. Er scheint sich nicht sehr behaglich in seiner Rolle zu fühlen, die zwei Hände des Photographenlehrlings krampfen sich um ihn, ihm die plastische Ruhe seines molossischen Vorbildes zu geben. — Nummer vier ist ein Kind — ein Kind von dreiviertel Jahren — es hat zwei Mündchen, vier Augen und vier ziemlich abstehende Ohren. Das kleine Wesen hat trotz der umfassendsten Vorsichtsmaßregeln mit dem Köpfchen gewackelt, und der Photograph wollte keinen dieser kostbaren Momente verlieren, so daß wir es hier doppelt sehen. Nur eine Verhärtung des Gemüthes kann nicht sofort in ihm den Spaßmacher der Familie, den heute bereits 22 Jahre zählenden Vetter Julius erkennen. — Nun kommt ein Gruppenbild von altmodisch gekleideten Damen, welche ängstlich die Köpfchen vorstrecken; die Gesichter sind verblaßt, Augen, Nase und Mund heben sich von der grauen Luft ab. Ich hielt das Ganze für eine japanische Rathsversammlung oder ein kirgisisches Hochzeitsfest, war aber glücklicherweise so vorsichtig, meine Muthmaßungen zu verschweigen; das Bild entpuppte sich als eine Selekta und meine Erklärerin befand sich darunter. — Dann wieder ein Großmütterchen vom Lande, eine thurmhohe Haube auf dem Kopfe, ein Gesangbuch krampfhaft in den Händen und den erbarmungswerthesten Blick in den Augen, als ginge es ihr ans Leben. — Dann wieder ein Herr in Uniform mit einem geschwollenen und einem abgezehrten Fuß; zu meiner Freude erfuhr ich, daß diese Fehler, die ihn dauernd militärisch untauglich gemacht hätten, auf seine Stellung bei der Aufnahme zurückzuführen seien. Nun Frau Hedwig Niemann und unmittelbar darauf ein Gruppenbild eines in allen unmöglichen Stellungen hangenden, bangenden Turnvereins, dessen Mitglieder wegen Abwesenheit des jüngsten Sohnes vom Hause nicht zu rekognosciren sind; dann ein paar junge Mädchen, Schulfreundinnen von Fräulein Elise, welche diese zu erklären herbeigeholt wird. Zum Schluß ein Nubier, schäumend in seiner Bräune — und dahinter Barnay in der Rolle des Narciß.

Wenn ich mir auch hier ein besonders interessantes Exemplar für meine Auseinandersetzungen herausgesucht habe, an ähnlicher Buntscheckigkeit und Systemlosigkeit leidet fast jedes Photographicalbum. Und doch könnten gerade solche Albums einen wirklich werthvollen Besitz, einen wahren Hausschatz bilden. Um sie zu einem solchen zu gestalten, müßte zunächst jeder dahin streben, diese Sammlungen derartig einzurichten, daß unter jedem Bilde ein großer freier Raum bliebe, um den vollständigen Namen der Dargestellten, die Daten ihrer wichtigsten Lebenstage und sonstige biographische Notizen aufzunehmen. Durch diese Vervollständigung bekommt das Bild, das in zwanzig, dreißig Jahren, oft noch in weit kürzerer Zeit werthlos wird, weil diejenigen, welche das Original kennen, in der Welt zerstreut sind oder nicht mehr leben, einen wirklichen, dauernden Werth, und die systematische Gruppirung der Bilder von den Vorfahren, soweit man solche erreichen kann, bis auf die letzten Sprossen verschafft jeder Familie den erinnerungsvollen Eindruck von Geschlechtstafeln, wie sie jeder römische Bürger, nicht etwa bloß der aus vornehmen Geschlechtern, pietätsvoll in seinem Tablinum aufgestellt hatte. Diese sind aber um so viel interessanter und sprechender, als eine wohlgetroffene Photographie die damals üblichen Wachsmasken der Familienmitglieder an Deutlichkeit und Aehnlichkeit übertrifft. Eine solche Tafel kann photographisch vervielfältigt und dieses Bild zum Ausgangspunkt für die Fortführung durch die einzelnen Seitenlinien genommen werden. So wird es in gewissem Sinne ein Heiligthum, welches die Zusammengehörigkeit der Familien durch Wort und Bild im Gedächtniß erhält, Freude macht und vielleicht manches Gute stiftet.

Nach ähnlichem Systeme, meine ich, dürfte überhaupt eine chronologische und inhaltliche Gruppirung nebst einem erklärenden Texte den photographischen Sammlungen überall Weihe und Werth verleihen. An Stelle der Stammbücher mit ihren Sinngedichten ist das Sammeln von Photographien einerseits und von Autographen andererseits getreten. Wie interessant wäre eine Verschmelzung dieser beiden Richtungen, deren jede für sich allein trocken ist: ich meine gute Bilder berühmter Leute mit ihren Facsimile! Welche hübsche Erinnerung wäre für die ganze Lebenszeit ein Album, das ein Tagebuch aus den Studienjahren oder aus dem Pensionate, aus der Militärzeit oder von einem gemeinsamen Sommeraufenthalt enthielte und zwischen den Erzählungen die Photographien der Stätten und die Bilder der Freunde, die man dort liebgewonnen, brächte. So, meine ich, lassen sich aus allen Gebieten menschlicher Thätigkeit durch die systematische Anordnung und Verbindung von Wort und Bild ungleich harmonischere Eindrücke fixiren, und zwar weit weniger mit Kosten, als mit etwas Liebe und Sorgfalt. Darum wende ich mich mit diesem Hinweise an jene Wesen, die so gern beglücken und behufs einer Ueberraschung sich oft nicht nur ihre Köpfchen zerbrechen, sondern auch ihre Augen verderben, und bitte sie, dieser Anregung ihre freundliche Aufmerksamkeit zu schenken.

Versuchen Sie es einmal, meine Verehrte, Ihren jungen Herrn Gemahl nach diesen Andeutungen zu seinem Geburtstage durch ein Album zu überraschen, auf welchem in rosigen Buchstaben die Worte „Unsere Hochzeitsreise“ prangen und in welches Sie die Bilder aller Gegenden und aller Personen, welche Ihnen in diesen goldenen Tagen lieb und werth geworden, nebst einer kleinen Chronik des Erlebten aufnehmen. Ich möchte fast behaupten, daß es ihm mehr Freude machen dürfte, als das elfte gestickte Sofakissen, für das Sie sich bereits entschieden, oder der große Tischläufer mit schwer zu enträthselndem gothischen Sinnspruche, zu dessen Fertigstellung Sie sich seit Wochen jeden Morgen einige Stunden in Ihr Zimmer zurückgezogen haben.

Blätter und Blüthen.

Am Todestage Theodor Körners. Zum fünfundsiebzigsten Male war am 26. August d. J. der Todestag Theodor Körners, des schwungund gluthvollsten Dichters der Befreiungskriege, wiedergekehrt und an seinem eichenbeschatteten Grabe bei Wöbbelin wurde an diesem Tage des edlen Todten in erhebender Feier gedacht.

Eine sonnige Jugend hatte dem Dichter gelächelt, in Wien hatte er eine Stellung gefunden, die ihm zusagte, sein Dichtergenius wurde von glänzenden Erfolgen gekrönt, das Glück der Liebe erblühte ihm an der Seite einer liebreizenden Braut — die reiche Gegenwart verhieß eine noch reichere Zukunft: da brach im deutschen Vaterland die Sehnsucht nach Befreiung von der Fremdherrschaft gewaltsam sich Bahn, wie ein Mann erhob sich das Volk, und seine besten und edelsten Söhne eilten zu den Fahnen. Nichts vermochte jetzt Theodor Körner mehr in Wien zu fesseln, er verließ sein Glück und seine Liebe und gesellte fortan der Leyer das blutige Schwert. Und zu welcher Größe erhob sich nun der Dichter! Der ganze ideale, freudige, todverachtende Geist der großen Zeit fand in seinen Liedern den reinsten, markigsten, erhebendsten Ausdruck.

„Zerbrich die Pflugschar, laß den Meißel fallen,
Die Leyer still, den Webstuhl ruhig stehn!
Verlasse deine Höfe, deine Hallen: —
Vor Dessen Antlitz deine Fahnen wallen,
Er will sein Volk in Waffenrüstung seh'n.
Denn einen großen Altar sollst du bauen
In seiner Freiheit ew'gem Morgenroth:
Mit deinem Schwert sollst du die Steine hauen,
Der Tempel gründe sich auf Heldentod!“

so mahnte er beredt, begeistert und nur eine Parole gab es für ihn: fallen oder siegen!

„Das Leben gilt nichts, wo die Freiheit fällt.
Was giebt uns die weite unendliche Welt
Für des Vaterlands heiligen Boden? —
Frei woll'n wir das Vaterland wiedersehn,
Oder frei zu den glücklichen Vätern gehn!
Ja! glücklich und frei sind die Todten.

Drum heule, du Sturm, drum brause, du Meer,
Drum zitt're, du Erdreich, um uns her;
Ihr sollt uns die Seele nicht zügeln!
Die Erde kann neben uns untergehn;
Wir woll'n als freie Männer bestehn
Und den Bund mit dem Blute besiegeln.“

Und mit seinem „Blute besiegelt“ hat der Held und Sänger die Freiheit des Vaterlandes in der That! Er sah die Braut nicht wieder, die er in Wien verlassen, nicht die theuren Eltern, die klagende Schwester, die dem Gram um ihn nach kaum zwei Jahren erlag und an seiner Seite zur ewigen Ruhe gebettet ward; doch ob auch die tückische feindliche Kugel den Mund des Sängers für immer verstummen machte: unvergänglich lebt er fort in seinen Liedern, und seine Mahnung:

„Doch stehst du dann, mein Volk, bekränzt vom Glücke,
In deiner Vorzeit heil'gem Siegerglanz:
Vergiß die treuen Todten nicht und schmücke
Auch unsre Urne mit dem Eichenkranz!“

ist nicht vergebens gesprochen. Das Grab des edlen Todten von Wöbbelin wird von treuer Hand gepflegt und mit den größten und edelsten Söhnen des Vaterlandes hat Theodor Körner einen dauernden Platz gefunden im Herzen des dankbaren deutschen Volkes.

Gast dem Wirth einen ebenso prüfenden wie strafenden Blick zu. Doch dieser läßt sich nicht aus der Fassung bringen und verliert auch die gute Laune nicht; sein schlaues Lächeln sagt, daß er als tüchtiger Geschäftsmann von den Besuchern seiner Wirthschaft Nutzen zu ziehen weiß, denn daß seine bäuerlichen Stammgäste denselben Wein nicht so theuer bezahlen, das liest man aus ihren ausdrucksvollen Gesichtern. Drei derselben lächeln pfiffig und vergnügt über die unverfrorene Geschäftstüchtigkeit ihres Wirthes; der vierte hat die Pfeife aus dem Mund genommen, die geballte Faust auf den Tisch gelegt; er ist offenbar im höchsten Grade über den „Spitzbuben" von Wirth belustigt und hält die unverschämte Uebertheuerung des Fremden für einen ganz ausgezeichneten „Witz". Das anheimelnde Detail des Bildes verräth die Hand des ausgezeichneten Genremalers, welcher mit Vorliebe seine Stoffe dem Volksleben im Schwarzwald, dem Elsaß und der Schweiz entnimmt.

Ein japanisches Kunstwerk. (Mit Illustration.) Das japanische Kunstgewerbe hat in den beiden letzten Jahrzehnten im christlichen Abendland eine ungewöhnliche Verbreitung gefunden, und den Erzeugnissen insbesondere der Lackmalerei, Keramik, Email- und Bronzeindustrie, der Holz-, Elfenbein- und Steinschneiderei, Weberei, Färberei ꝛc. sind auf den verschiedenen großen Weltausstellungen erste Preise zuerkannt worden. Ueber den Werth des außerordentlichen Einflusses, den das japanische Kunstgewerbe auf unsere ganze Geschmacksrichtung ausgeübt hat, kann man indeß sehr entgegengesetzter Meinung sein, und der Behauptung, daß die übertriebene Nachahmung alles Japanischen, von der Dekoration unserer Zimmer an bis zum Mikadolovsputz der Damen, der freien Entwickelung der heimischen Kunst entschieden hinderlich sei, wird kaum ernstlich widersprochen werden können. Ebenso wenig aber ist zu verkennen, daß die japanische Kunstindustrie in der That eine hohe Blüthe erlangt hat und darum der Beachtung durchaus werth ist. Dies bestätigte auch die übersichtliche Zusammenstellung japanischer Dekorations- und Schmuckstücke, welche seiner Zeit auf der Kunstgewerbe-Ausstellung in Nürnberg die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zogen und unter denen namentlich eine Figur von Bronzeguß Aufsehen erregte. Diese Figur, den Wassergott darstellend, giebt unsere Abbildung wieder. Sie war von M. Marumata in Yokohama ausgestellt, ist einen Meter und zwanzig Centimeter hoch und aus einem Stück. Die bis in die kleinsten Details feine Arbeit der Figur fand besondere Anerkennung.

Japanische Bronzefigur.
Gezeichnet von Ernst Häberle.

Die Weiber von Schorndorf. Es war anfangs Dezember 1688, als der französische General Mélac zu Ehren seines allerchristlichsten Königs Ludwigs XIV. ohne Kriegsrecht mit seinen Mordbrennerhorden auch nach Württemberg vorgedrungen war und das wehrlose Land besetzte. Um Stuttgart vor Brand und Plünderung zu retten, übergab die Vormundschaftsregierung daselbst die festen Städte, welche die Franzosen begehrten. Nur Schorndorf im Remsthal, damals ebenfalls mit Wall und Graben befestigt und eine der bedeutendsten Städte des Herzogthums Württemberg, war noch übrig, und um die Franzosen auf ihr drohendes Verlangen auch in den Besitz dieser Stadt zu setzen und damit von ihren schamlosen Gewaltthätigkeiten im Lande abzuhalten, begaben sich im Auftrage der Stuttgarter Regierung ein paar Beamte dorthin, welche mit dem Gemeinderath wegen Uebergabe der Stadt an die schrecklichen Bedränger unter milden Bedingungen verhandeln sollten. Der wackere Kommandant von Schorndorf, Oberst Günther Krumhar, zeigte sich, obwohl er über keine nennenswerthe Truppenmacht verfügte, durchaus abgeneigt, zu einem so schmählichen Handel die Hand zu bieten; aber Bürgermeister und Räthe erwiesen sich einem solchen Abkommen zugänglicher, wenn es ihnen Hab und Gut sichern würde und da ja doch ein längerer Widerstand der Stadt gegen die französische Macht nicht möglich ohne Hilfe von den entfernten Reichstruppen erschien, bei einer Erstürmung aber der Feind schonungslos gegen die Einwohnerschaft verfahren wäre.

Als die Frau Bürgermeisterin witterte, daß ihr Ehegemahl als Oberhaupt der Stadt für einen heroischen Entschluß in dieser Noth nicht fähig sein werde, faßte sie mit ihrem heißeren Blut selber einen solchen und ließ flugs, derweil der wohlweise Rath am 14. Dezember morgens mit den Stuttgarter Herren im Stadthaussaal verhandelte, in aller Heimlichkeit andere, ihr als muthig bekannte Nachbarinnen und Gevatterinnen zu sich laden. Sofort und ohne viel weibliches Gerede wurde da beschlossen, alle Weiber der Gemeinde aufzubieten, um vor das Rathhaus zu ziehen und mit schonungsloser Energie zu verhindern, daß die schwachmüthige Obrigkeit „einem liederlichen Trüpplein Franzosen" die Ehre und die Habe, wenn nicht gar auch die Tugend der Weiber von Schorndorf feige und schmählich überliefere.

Blitzschnell wurde dieses Aufgebot verbreitet, und bald war vor dem Hause der Bürgermeisterin eine Menge von erregten Frauen versammelt, zunächst wohl älterer Jahrgänge und desto geeigneter, das große Werk zu unternehmen. Sie waren gleich in Waffen erschienen, mit Dien-, Heu- und Mistgabeln, Bratspießen, Besenstielen, Kunkeln, Kuchel- und Stallgewehr, Hellebarden sogar und Nachtwächterpartisanen, oder wer es an dergleichen fehlte, die bekam es augenblicks. Die Anna Barbara Walch, die siebenunddreißigjährige „kleine, unansehnliche, aber äußerst thätige, muthvolle, gescheite und dabei angesehene" Frau Bürgermeisterin übernahm selbstverständlich den Oberbefehl und führte ihre Armee, stramm in Reih und Glied geordnet, zum Rathhause. Dort soll sie vorsichtigerweise erst in den großen Nachelofen des Sitzungszimmers gekrochen sein, um zu horchen, was die Herren berathen, und, als sie sich derart überzeugt, daß ihre schlimme Befürchtung berechtigt sei, zunächst ihren Mann herausgerufen haben, um ihm zu erklären, daß sie ihn mit eigener Hand todtschlagen werde, wenn er sich unterstehe, die Stadt zu übergeben, und gleiches drohte sie dann im Saale allen verrätherisch gesinnten Vätern derselben an. Diese bewegte und höchst interessante Scene ist im Jahrgang 1867 der „Gartenlaube" (S. 189) von der Meisterhand E. Häberlins in vortrefflicher Weise dargestellt.

Die Sache war keineswegs spaßhaft für die versammelte Rathsweisheit und die Stuttgarter Herren; denn die bewaffneten Weiber hatten das Stadthaus besetzt und hielten die ganze Obrigkeit kaltherzig gefangen zwei Tage und drei Nächte lang. Derweil waren unter dem weiblichen Oberkommando die Maßregeln zur Vertheidigung der Stadt getroffen, woran natürlich Oberst Krumhar mit Leib und Seele sich betheiligte. Die anrückenden Franzosen wurden mit ihrer Forderung um Uebergabe schnöde abgewiesen, reitende Boten hatte man gen Ulm um Hilfe geschickt und richtig nahte sich dieselbe. Die Franzosen aber zogen sich davor schleunigst zurück und Schorndorf war gerettet. Seinen muthigen rebellischen Weibern war es zu danken gewesen, und ihr Verdienst war um so größer, als das Beispiel von Schorndorf den Geist des Volkes im Lande belebte und es zur Selbsthilfe gegen die schamlose Willkür des eingedrungenen Feindes in Bewegung setzte.

Und Anna Barbara Walch, die Bürgermeisterin, hatte sich in erster Reihe um ihr Schorndorf verdient gemacht. Sie wurde als Frau Künkele oder Künkelin gebührend in der Geschichte und in Dichtungen gefeiert; zur Zeit ihrer Heldenthat war sie aber, wie urkundlich in neuerer Zeit erwiesen wurde, an den Bürgermeister Walch verheirathet und erst ein Jahr danach, nachdem ihr 63jähriger Gemahl das Zeitliche gesegnet, gab ihr der Rathsherr Künkelin seine Hand und seinen Namen. Er war auch Walchs Nachfolger als Bürgermeister von Schorndorf. Seine berühmte Frau starb 90 Jahre alt erst im Jahre 1741 und daher kannten ihre Zeitgenossen sie nur als die Künkelin. Ihr und der zweihundertjährigen Jubelfeier in diesem Jahre zu Ehren hat Karl Mayer in Stuttgart ein Festspiel in fünf Akten gedichtet, das sich an die Ergebnisse der neuesten geschichtlichen Ermittelung hält und das unter vielem Beifall auch auf dem Theater in Cannstatt mehrfach zur Aufführung kam. Friedrich Lauser hat ferner eine „Festschrift zur zweihundertjährigen Jubelfeier der Befreiung von Stadt und Festung Schorndorf im Jahre 1688" herausgegeben, die des Interessanten viel bietet, während die Stadt selbst anfangs September in einem großartigen und sinnreichen Dank- und Freudenfest das Andenken ihrer tapferen Bürgerinnen ehrte, welche Schorndorf aus den Mordbrennerhänden Mélacs vor 200 Jahren retteten und der Welt ein Beispiel gaben, wie „die stolze französische Kriegswellen durch Weibercourage, zu ihrem ewigen Ruhmgedächtniß, der hochmüthigen Reuter aber ewigem Spott niedergeleget worden".

Mustersammlung alter Leinenstickerei für Haus und Schule nennt sich ein neues, handliches Lieferungswerk, in Leipzig bei T. O. Weigel erschienen, welches zu den bereits bekannten Werken von Siebmacher und Lessing als werthvolle Ergänzung hinzutritt, denn in richtiger Erkenntniß vermeidet es den Versuch, jenen in ihrem eigensten Gebiete, den kunstvollen altdeutschen Mustern, Konkurrenz zu machen; vielmehr legt diese Sammlung das Hauptgewicht auf die ausländischen Gebiete, die bisher noch nicht eingehend behandelt waren, und bringt eine große Anzahl außerordentlich hübscher Muster von altfranzösischen und italienischen, russischen, slavonischen, rumänischen, altholländischen, persischen, türkischen und ungarischen Mustern. Auch die berühmten siebenbürgisch-sächsischen Stickereien sind in außerordentlich ansprechenden Mustern vertreten, an welchen jede Stickerin ihre Freude haben wird. Die altdeutschen Muster zeichnen sich fast durchweg durch zierliche Einfachheit und praktische Brauchbarkeit aus. Die der andern Nationen zeigen dagegen einen großen Reichthum prächtiger Grundmuster und Umrahmungen; besonders dürften die orientalischen Muster auch zur Ausführung in Seide und Gold geeignet sein. Wir glauben durch den Hinweis auf dieses vortreffliche Werk, welches lieferungs-, ja sogar blattweise zu billigem Preise käuflich ist, den Freundinnen der kunstvollen Leinenstickerei einen Gefallen zu erweisen.

Ein neuer Fensterschmuck. Die Kultur der Hyazinthen gehört zu den dankbarsten Beschäftigungen des Blumenliebhabers, dem für die Pflege der Pflanzen nur der geringe Raum seiner Fenster zur Verfügung steht. Die bekannte Gärtnerei von J. C. Schmidt in Erfurt hat für derartige Kulturen bereits vor einigen Jahren die sehr praktischen Hyazinthengläser in Handel gebracht, welche seiner Zeit auch in der „Gartenlaube" besprochen wurden. (Vergl. Jahrg. 1884, S. 535.) Diese Gläser haben sich gut bewährt und der Erfolg gab die Veranlassung zu einer Neuerung, welche die gleiche Firma gerade jetzt, wo die Kultur der Hyazinthen im Zimmer beginnt, darbietet. Die empfehlenswerthe Neuheit führt den Namen „Schmidts Fensterschmuck" und besteht aus einem 46 cm langen, 8 cm breiten Zinkkasten, der zur Aufnahme von sechs Zwiebeln

zugleich eingerichtet ist, die Pflege der Pflanzen erleichtert und in voller Blüthe in der That seinen Namen „Fensterschmuck“ mit Recht führt.

Der 14. August 1883. Dieser Tag gehört zu den sogenannten denkwürdigen Tagen, wenn man zu diesen auch die Unglückstage rechnen will: er war der brandreichste Tag des Jahres 1883 im Königreich Preußen. Das haben wir an jenem Tage nicht erfahren, erst in diesem Jahre meldet uns davon die amtliche vor kurzem erschienene „Preußische Statistik“ (Heft LXX), in welcher diesem Tage ein besonderes Kapitel gewidmet ist. Nicht weniger als 126 Brände wurden am 14. August gemeldet, und es brannte an diesem Tage in Preußen 350 Stunden lang. Diese Anhäufung der Brandschäden wurde durch Gewitter verursacht, welche ein Gebiet von 4 205 000 Hektar bedrohten. Die statistischen Erhebungen ergaben mehrere interessante Einzelheiten. So erfahren wir, daß, obgleich der Himmel in Feuer zu stehen schien, nur ein schädlicher Blitzstrahl auf 8 Quadratmeilen traf. Dagegen ist durch sorgfältige Berechnung die Gefährlichkeit der durch den Blitzschlag hervorgerufenen Brände nachgewiesen. Der mittlere Tagesschaden an Bränden betrug im Jahre 1883 155 600 Mark, am 14. August brannten aber Mobilien und Immobilien im Werth von 659 932 Mark nieder. Vergleicht man nun den Blitzschaden vom 14. August mit dem Schaden, der infolge von Bränden, die durch irgend eine andere Ursache hervorgerufen wurden, entstanden ist, so zeigt es sich noch deutlicher, daß die durch den zündenden Blitz hervorgerufenen Brände weit verderblicher sind als die übrigen; die ersteren rafften in einer Stunde durchschnittlich 1864 und die letzteren nur 768 Mark Werthe hin. Der 14. August 1883 liefert somit einen lehrreichen Beweis, wie wichtig die Bestrebungen sind, durch richtige Anlagen von Blitzableitern Leben und Eigenthum der Menschen zu schützen.

Kaffeeverbot für das Herzogthum Westfalen. Während in der Gegenwart humanitäre Vereine bestrebt sind, den Verbrauch des Kaffees noch mehr zu verallgemeinern, um hierdurch dem Branntweingenuß entgegenzuwirken, wobei sie sich des freundlichsten Entgegenkommens der Behörden erfreuen, sahen noch vor hundert Jahren die Obrigkeiten den Kaffeegenuß mit „höchstem Mißfallen“ und den Gebrauch dieses Getränkes als einen „Mißbrauch“ an. Mancherlei Verordnungen wurden gegen den Kaffee erlassen: unter anderem auch im Jahre 1781 durch den Kurfürsten Maximilian Friedrich von Köln eine für das Herzogthum Westfalen. Ein vollständiges Verbot hielt man aber doch nicht für geeignet; es wurde vielmehr nur aller und jeder Handel mit Kaffee im Lande bei Strafe von 100 Reichsthalern, oder bei Unvermögen bei Strafe von zwei Jahren Zuchthaus verboten, der Bezug von Kaffee von auswärts aber gestattet, allerdings nur unter der sonderbaren Bedingung, daß kein geringeres Quantum als 50 Pfund angeschafft werde — bei Strafe von 20 Goldgulden. Und zwar mußte der Betreffende dieses Quantum entweder ganz für sich behalten oder durfte wenigstens nicht unter 50 Pfund an andere abgeben, auch nicht geschenk- oder tauschweise, bei Strafe von 200 Reichsthalern oder vier Jahren Zuchthaus. Sollten sich Gesellschaften bilden, welche gemeinschaftlich Kaffee beziehen würden, um ihn in Quantitäten unter 50 Pfund zu theilen, so sollte denjenigen, unter dessen Namen die Anschaffung geschah, die letztere Strafe treffen, die übrigen mußten 20 Goldgulden bezahlen. Alle Kaffekrämereien und Kaffeschenken wurden gänzlich verboten und den Hausvätern und Müttern streng eingeschärft, „denen Arbeitsleuten, besonders den Wasch- und Bügelweibern“ keinen Kaffee bereiten zu lassen. Allen Beamten und Bürgermeistern wurde weiter bei Strafe von 100 Goldgulden anbefohlen, auf die genaueste Befolgung dieser Verordnung ein wachsames Auge zu haben. Jedenfalls kann dieses Verbot, das die Einschränkung des Verbrauches eines Artikels dadurch zu erreichen suchte, daß es den Ankauf desselben nur in großen Quantitäten gestattete und so nur den Reichen die Erwerbung ermöglichte, Anspruch auf Originalität machen.

Der Athmungsstuhl. (Mit Abbildungen.) Es ist kein Folterinstrument, welches unsere beiden nebenstehenden Abbildungen wiedergeben. Dieser Stuhl ist nicht das Produkt des finstern Mittelalters, sondern entstanden in unserm humanen Jahrhundert. Demgemäß soll er auch Leidenden Linderung bringen.

Die Beschwerden der Athemnoth, welche das Lungenemphysem und das Asthma mit sich bringen, sind zu allgemein bekannt, als daß wir sie zu schildern brauchen. Ebenso bekannt ist es, daß die inneren Heilmittel in den allermeisten Fällen keine Hilfe gegen diese Beschwerden bringen. Man hatte in der letzten Zeit versucht, durch einen vom Arzte oder vom Gehilfen desselben auf den Brustkorb ausgeübten Händedruck die Ausathmung zu erleichtern, und diese Methode erwies sich günstig. Leider war mit ihr der Uebelstand verbunden, daß die Kraft keines Menschen ausreichte, diese sogenannte manuelle Behandlung des Brustkorbes länger als eine Viertelstunde bis höchstens eine halbe Stunde fortzusetzen und daß, wenn der Anfall plötzlich, namentlich in der Nacht, eintrat, der Gehilfe nicht gegenwärtig war. Außerdem konnte der Händedruck den Athembewegungen des Kranken nicht genau angepaßt werden.

Allen diesen Uebelständen, oder wenigstens dem größten Theil derselben, wird durch den Athmungsstuhl abgeholfen. Nachdem sich der Kranke bei eintretender Athemnoth in den Stuhl gesetzt, werden die Bänder eingehakt und schließen nun den Brustkorb und die Schultern ein. Die beiden Hebelarme sind möglichst weit zurückgestellt. Der Kranke erfaßt nun die Hebelarme mit seinen Händen und holt tief Athem (vgl. Fig. 1). Athmet er aus, so zieht er die Hebelarme zusammen, bis er die auf Fig. 2 angedeutete Stellung erreicht. Durch diese Bewegung der Hebelarme wirkt der Mechanismus des Stuhles derart, daß die Bänder auf den Brustkorb den gewünschten Druck ausüben und die Ausathmung erleichtern und verstärken. Beim weiteren Einathmen werden die Hebelarme vom Kranken wieder auseinander gestreckt und dann beim Ausathmen wieder angezogen — eine gewiß sehr einfache Thätigkeit.

Prof. Dr. W. J. Roßbach in Jena hat den Stuhl in die wissenschaftliche Welt durch einen Vortrag auf dem VI. Kongreß für innere Medizin in Wiesbaden eingeführt; er ist aber nicht der Erfinder desselben. Der Stuhl ist gewissermaßen ein Werk der Selbsthilfe eines hochgradigen Emphysematikers. Prof. Roßbach berichtet darüber folgendes:

„Einer meiner Kranken, Herr Bürgermeister Zoberbier aus Gera bei Elgersburg, hatte sich auf meinen Rath wegen hochgradigen Emphysems mit gutem Erfolge durch seine Frau manuell den Brustkorb komprimiren lassen, wurde aber in der Fortsetzung dieses Verfahrens durch eine Erkrankung der letzteren gestört. Er nahm sich daher vor, einen eigenen Apparat zu konstruiren, mit Hilfe dessen er ohne Beistand mittelst seiner eigenen Arme im Stande wäre, seinen Brustkorb rhythmisch bei jeder Ausathmung zu komprimiren. Derselbe gelang über Erwarten gut; ich habe ihn ein halbes Jahr lang auf meiner Klinik geprüft, auf Grund der gesammelten Erfahrungen nach mehreren Richtungen hin durch Herrn Zoberbier verbessern lassen und stelle ihn nunmehr in dieser verbesserten Gestalt vor.“

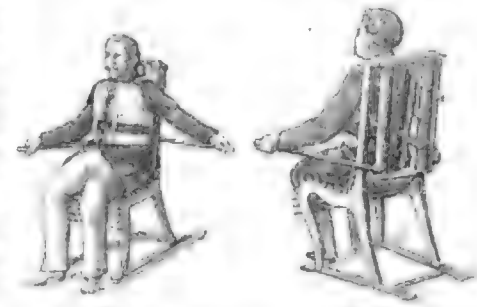


Fig. 1. Fig. 2.

Der Athmungsstuhl.

Dieser Stuhl wird fabrikmäßig hergestellt und ist durch Julius Zoberbier in Gera bei Elgersburg zu beziehen. Möge er recht vielen Leidensgenossen des Erfinders Linderung bringen! Wir möchten nur allen, die sich ihn anschaffen wollen, den Rath geben, die ersten Sitzungen in Gegenwart ihres Hausarztes vorzunehmen, damit die Regelung des Druckes ꝛc. unter sachverständiger Aufsicht geschehe; denn auch ein gutes Werkzeug stiftet Schaden in Händen, die damit nicht umzugehen wissen.

Kleiner Briefkasten.

(Anonyme Anfragen werden nicht berücksichtigt.)

J. P. in Düsseldorf. Leider Sie gefl. unseren Artikel „Briefliche Kuren“ („Gartenlaube“ 1886, S. 139), aus welchem Sie ersehen werden, daß wir in medizinischen Fragen keinerlei Rath ertheilen, als den, einen tüchtigen praktischen Arzt zu befragen, der den Kranken persönlich untersuchen und behandeln kann.

C. P. Der höchste Berg Deutschlands ist, wie Sie in der „Gartenlaube“, Jahrgang 1874, S. 245 nachlesen können, die „Zugspitze“ in Oberbayern; sie erhebt sich 2974 Meter über den Meeresspiegel. Als höchste Erhebung Deutschlands im weiteren Sinne (das heißt: mit Hinzurechnung der Kolonien) gilt jedoch der Vergriese Kilima Ndscharo in Ostafrika, der etwa 5700 Meter hoch geschätzt wird.

A. P. in Chicago. Eine gute illustrirte und anziehend geschriebene Weltgeschichte ist diejenige von K. F. Becker, neu bearbeitet von Wilhelm Müller. (Stuttgart, Gebr. Kröner.)

Lehrerinnen in England. Wir sind vom Komitee des deutschen Lehrerinnenvereins in England, 16 Wyndham Place, Bryanston Square, London W., ersucht worden, unseren Lesern mitzutheilen, daß die von Fräulein Cäcilie Heitmann auf Schreyerdamm, Alt-Hellendorf, Holstein, veranstaltete Sammlung zur Deckung der Vereinssanatoriumsbaukosten 12 500 Mark beträgt. Ueber den Empfang dieser Summe quittirt das Komitee des Vereins mit herzlichem Dank an alle freundlichen Geber. — Noch etwa einlaufende Beträge sollen an den Krankenfonds des Vereins überwiesen werden.

J. in Komotau. Eine Reise nach der Schweiz und „die Schweizerreise“ bedeutet durchaus nicht ein und dasselbe. „Die Schweizerreise“ ist ein Züricher Ausdruck, der aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts stammt. Bevor die jungen Leute damals von Zürich auf 1 bis 2 Jahre in die Fremde gingen, machten sie zunächst in Gesellschaft eine Bergreise, welche die Schweizerreise genannt wurde.

B . . . . n in Münster i. W. Die Brauchbarkeit Ihrer Anfrage ist in dem knappen Rahmen unseres Briefkastens nicht möglich. Sie finden aber die gewünschte Anleitung zur Uebertragung in Oel nachgemalter Photographien auf Holz in einer Abhandlung der „Neuesten Erfindungen und Erfahrungen“, Jahrgang 1883, Heft 14, S. 615 (A. Hartleben's Verlag in Wien).

R. W. in Wien. Dankend abgelehnt.

Für die nothleidenden Bewohner der von Elbe, Oder und Weichsel überschwemmten Gebiete

gingen ferner ein: Carl Raesser in London Mark 20; J. Kritzner, Kinderfäbelfabrikant in Nürnberg 10; L. Egenter, Apotheker in Altshausen 4; Marie und Emilie Klauwell in Brighton 20; Herm. Schroeder in Cedar, Texas, 10 Dollar = 41,60; Alexander Wiede in Leipzig 40; Hugo W. in Chemnitz 1; J. P., Schleswig 9; H. Krohne, Deutscher Reichsangehöriger in Orlowo 25 Rubel = 44,10; Oberförster Paulus in Oberems 5; Lehrer Wolfrum in Schwarzenbach a. W. 10; G. Reinh. Glück, Rosenthal b. Altenburg 3,50; Ergebniß einer Sammlung des Deutschen Vereins Woolwich durch W. Zoepfel in London 150; M. und A. in Hamburg 10; die Braut eines Westpreußen in Lb. 2; „Ungenannt in Fr. b. E.“ 10 Fl. ö. W. = 16,10; M. Musmann in Wittenberg aus seiner Sparbüchse 1; Emmi in Königsberg i. d. N. 2; H. Mene in Husum, zweiter Beitrag 2; Damen-Spielkränzchen der Gesellschaft „Erholung“ in Mittweida 12,80; zuviel bezahlter Betrag eines werthen Runden in Stützerbach, eingef. durch Friedrich Welcke in Berlin 7; aus dem Rattenbusch in Bidern 8; Familie Seiler in Luckau 3; aus Stara-Jerilla, mit dem Motto: „Gott segne es tausendfach“ 10 Rubel = 17,30; J. H. in Hamburg 10; ein Abonnent der „Gartenlaube“ in Moskau 2 Rubel = 3,45; Oskar Scharwenker in Letschin 3; G. in E. 10; G. Bieber in New Brompton 3; E. R., Postsiegel Bahnpost Leipzig Hof 1; von Julius, Max und Fanny aus Graaff Reinet, South Afrika, durch J. Katz in Kassel 20; Robert W . . . . . d in Sachsenhausen 3; von den Schülerinnen einer Privathandarbeitsstunde durch Alw. Krüger in Dresden-Altst. 44; von der Witwe C. Binsenbruch in Burlington durch Theod. Guelich 5 Dollar = 20,65; 1. Cor. XIII v. 1 in W. Holland 4; unter einigen Freunden gesammelt durch Gustav Schmolke in Carnarvon, Kapland 60,69; Otto von Schröter in San José, Costa Rica 300.

eine Antwort erzwingen wollte, dann las ich in Ihren Augen immer und immer wieder ein Nein und das — hätte ich nicht ertragen können."

„Herr Waltenberg, hören Sie mich an!" sagte das junge Mädchen leise.

„Herr Waltenberg!" wiederholte er bitter. „Haben Sie keinen andern Namen für mich, bin ich Ihnen so fremd geblieben, daß Sie mich nicht wenigstens ein einziges Mal Ernst nennen können? Es ist Ihnen ja längst kein Geheimniß mehr, daß ich Sie liebe, mit aller Gluth der Leidenschaft, daß ich um Sie werbe, wie um das höchste aller Güter. Es gab eine Zeit, wo mir die schrankenlose Freiheit dies Höchste war, wo ich zurückschreckte vor dem Gedanken an irgend ein Band, das mich fesseln könnte; jetzt ist das alles versunken und vergessen. Was ist mir die weite Welt, was die Freiheit ohne Sie! Ich will ja nichts mehr auf Erden, als nur Sie allein!"

Er hatte stürmisch ihre Hand ergriffen, die ihm nicht entzogen wurde, aber diese Hand lag kalt und regungslos in der seinigen und jetzt hob Erna langsam das Auge zu ihm empor, es war ein liefernster und tieftrauriger Blick.

„Ich weiß es, daß Sie mich lieben, Ernst," entgegnete sie gepreßt, „und ich zweifle nicht an der Tiefe und Wahrheit Ihrer Empfindungen, aber ich kann Ihnen keine Gegenliebe bieten."

Er ließ jäh und heftig ihre Hand fallen und trat zurück.

„Warum nicht?" fragte er herb.

„Eine seltsame Frage! Läßt sich die Liebe erzwingen?"

„O ja! Die glühende, schrankenlose Leidenschaft eines Mannes erzwingt sich immer Gegenliebe — wenn ihm kein Anderer im Wege steht."

Erna bebte leise zusammen und eine dunkle Röthe stieg langsam in ihrem Antlitz auf, aber sie schwieg. Waltenberg, der mit athemloser Spannung in ihren Zügen forschte, entging das nicht, sein dunkles Antlitz wurde plötzlich fahl, und seine Stimme gewann einen beinahe drohenden Klang.

„Erna, warum sind Sie mir ausgewichen bis zu dieser Stunde? Warum weigern Sie mir die Gegenliebe? Geben Sie mir Wahrheit, um jeden Preis — lieben Sie einen Anderen?"

Es trat eine kurze Pause ein, Erna schien die Antwort verweigern zu wollen, es war auch eine harte Zumuthung für das stolze Mädchen, vor fremden Ohren das auszusprechen, was sie sich selbst nicht eingestand, aber ein Blick in das furchtbar erregte Gesicht Ernsts brachte sie zum Entschluß.

„Ich will Sie in dieser Stunde nicht täuschen," sagte sie fest. „Ich habe geliebt — es war ein Traum, dem ein herbes, bitteres Erwachen folgte."

„So war der Mann Ihrer nicht würdig?"

„Er war keiner reinen und großen Liebe fähig, das mußte ich erfahren und da riß auch ich diese Liebe aus meinem Herzen. Fragen Sie nicht weiter, ich bitte Sie, es ist zu Ende und begraben!"

„Ah, er ist also todt?"

Es lag ein fast wilder Triumph in der Frage und noch wilder war der Blick, der dabei aufsprühte, er drohte selbst dem vermeinten Todten noch mit glühendem Hasse. Erna sah das und plötzlich überfluthete sie eine heiße Angst. Sie suchte instinktmäßig die Gefahr abzuwehren, die so nahe war, und ehe sie sich der Lüge noch bewußt geworden war, hatte sie schon bejahend das Haupt gesenkt und damit den Irrthum besiegelt.

Ernst athmete tief auf und langsam kehrte die Farbe in seine Wangen zurück.

„Nun denn, mit einem Todten will ich den Kampf aufnehmen! Die Erinnerung an einen Schatten fürchte ich nicht, sie soll und muß weichen in meinen Armen — Erna, werden Sie mein!"

Sie wich bestürzt, erschrocken zurück bei der glühenden Bitte.

„Sie bestehen noch darauf? Und ich habe Ihnen doch gesagt, daß ich Ihnen keine Liebe zu geben vermag; ich glaubte, Ihr Stolz würde ein solches Geständniß nicht ertragen."

„Mein Stolz — wohin ist der gekommen!" brach er stürmisch aus. „Glauben Sie denn, ich hätte es vermocht, monatelang geduldig um Sie zu werben, ohne daß mir auch nur ein Wort der Ermuthigung zu theil wurde, wenn ich noch der frühere Ernst wäre, der da glaubte, vom Schicksal nur fordern zu dürfen? — Jetzt habe ich bitten gelernt! Mit Ihnen nahte mir das Verhängniß, das jeden einmal erreicht, es bannt mich an Sie mit unwiderstehlicher Gewalt. Erna, ich will mein Wanderleben aufgeben, wenn Du es forderst, und wenn Du in jenen Sonnenländern, die ich Dir so gern zeigen möchte, Heimweh fühlst, so will ich mit Dir zurückkehren in den kalten düsteren Norden, will die Enge und die Fesseln dieses Lebens auf mich nehmen, um Deinetwillen. Du weißt nicht, was Du schon aus mir gemacht hast, was Du noch aus mir machen kannst, aber sei nicht so kalt, so empfindungslos wie Deine Alpenfee da droben auf dem Eisthron. Ich muß Dich erringen und Dich besitzen und sollte ich sterben in dem Kusse, wie Eure Sagen drohen!"

Das war die vollste Sprache der Leidenschaft, die im Sturme alles mit sich fortriß; sie klingt ja immer berauschend für das Ohr einer Frau und hier legte sie sich überdies wie heilender Balsam auf eine Wunde, die noch immer blutete. Es war eine so herbe Demüthigung gewesen, verleugnet und aufgegeben zu werden, nicht um einer anderen willen — Erna wußte nur zu gut, daß diese andere dem Manne nichts war, der nur seinen Ehrgeiz, seine Zukunft im Auge hatte — aber er hatte sie doch diesem Ehrgeiz geopfert. Hier wurde sie geliebt, vergöttert, hier fluthete ihr eine Leidenschaft entgegen, die keine Berechnung und keine Schranken kannte. Hier wollte man nichts als nur sie allein. Ihr Stolz triumphirte und jetzt stürmten auch das Mitleid, das Bewußtsein, ein Glück gewähren zu können, auf sie ein. Alles, alles drängte sie zu dem erflehten Ja und doch hielt ein unsichtbares Etwas sie zurück, doch tauchte gerade in diesem Augenblick der Entscheidung ein anderes Antlitz vor ihr auf, das so todtenbleich erschien in dem weißen Mondlichte, und eine bebende Stimme fragte: Hätten Sie den Mann lieben können, der so emporsteigt?

„Erna, ich harre auf Antwort!" mahnte Waltenberg in fieberhafter Ungeduld. „Spanne mich nicht länger auf die Folter! Willst Du mich denn auf den Knieen vor Dir sehen?"

Er stürzte wirklich vor ihr nieder und preßte seine Lippen auf ihre Hand, ihr Blick irrte wie hilfesuchend umher. Da auf einmal zuckte sie zusammen und flüsterte hastig und leise:

„Um Gotteswillen, Ernst, stehen Sie auf! Wir sind nicht allein!"

Er sprang rasch empor und folgte der Richtung ihrer Augen, in einiger Entfernung stand der Präsident mit seiner Tochter und seinem Schwiegersohn, die soeben zwischen den Bäumen hervorgetreten waren.

Sie hatten alle die Scene mit angesehen; aber Nordheim bemerkte recht gut, daß die Entscheidung noch nicht gefallen war und daß seine starrsinnige Nichte ihm noch im letzten Augenblick seinen Plan durchkreuzen konnte. Er beeilte sich deshalb, eine unwiderrufliche Thatsache zu schaffen, und kam mit raschen Schritten näher.

„Wir bitten tausendmal um Entschuldigung!" rief er lachend. „Es war durchaus nicht unsere Absicht, zu stören, aber da es nun einmal geschehen ist, so gratulire ich Dir von Herzen, mein Kind, und Ihnen auch, lieber Waltenberg! Ueberraschend kommt uns die Sache allerdings nicht, wir wußten ja längst, wie es mit Euch beiden stand, und ich merkte schon vorhin bei meiner Ankunft, daß eine Verlobung in der Luft lag. Nun, Alice, Wolfgang, wollt Ihr dem Brautpaare nicht auch gratuliren?"

Damit umarmte er seine Nichte väterlich, schüttelte Waltenberg die Hand und überstürzte die beiden so mit seiner Anerkennung und seinen Glückwünschen, daß ein Zurückweichen Ernas gar nicht möglich war. Sie ließ alles halb willenlos über sich ergehen, ließ es geschehen, daß auch Alice sie umarmte, daß Ernst sie als Braut in die Arme schloß, sie kam erst wieder zur Besinnung, als Wolfgang sich ihr nahte.

„Ich spreche Ihnen gleichfalls meinen Glückwunsch aus, gnädiges Fräulein!" sagte er. Seine Stimme war ruhig, wenn auch völlig tonlos, und auch das starre, unbewegliche Antlitz verrieth nichts von dem Sturme, der in seinem Innern tobte. Aber sein Auge begegnete dem ihrigen nur einen Moment lang und dieser Blick sagte ihr, daß sie gerächt sei an dem Manne, der seine Liebe dem Ehrgeiz und dem Golde geopfert hatte. Jetzt, wo er sie in den Armen eines anderen sah, fühlte er doch, wie erbärmlich die Rechnung gewesen war, fühlte, daß er das Glück seines Lebens verkauft hatte.

„Wie ich Dir sage, Wolf, ich weiß nicht, was ich von der Sache denken soll. Ich habe mich weder um die Stellung bemüht, noch überhaupt davon gewußt, und jetzt wird sie mir angeboten, mir, der ich hier an der andern Grenze des Reiches in dem abgelegenen Oberstein sitze — da lies selbst!"

Mit diesen Worten reichte Benno Reinsfeld seinem Freunde ein Schreiben hin, das gestern eingetroffen war. Sie befanden sich in der Wohnung des Doktors, und Elmhorst schien gleichfalls überrascht zu sein, denn er las den Brief aufmerksam durch.

„In der That sehr günstige Bedingungen!" sagte er. „Neuenfeld ist eines unserer größten Eisenwerke, ich kenne es wenigstens dem Namen nach; die Bevölkerung bildet eine ganze Kolonie für sich und Du kannst dort bei den zahlreichen Beamten auf die angenehmsten Beziehungen rechnen; überdies ist die Provinzialhauptstadt in unmittelbarer Nähe und das Gehalt beträgt fünf- bis sechsmal soviel wie Dein bisheriges Einkommen. Du mußt annehmen, das versteht sich von selbst. Du hast ja schon einmal einen Glücksfall von der Hand gewiesen."

„Aber damals bemühte ich mich eingehend um den Posten," wandte Benno ein. „Ich sandte eine meiner wissenschaftlichen Arbeiten, die mir denn auch den Vorzug sicherte; trotzdem ließ man mich fallen, als ich den Termin nicht einhalten konnte. In Neuenfeld habe ich aber gar keine Beziehungen, kenne überhaupt keinen Menschen, und bei solchen Bedingungen würden sich die Bewerber dutzendweise melden. Woher weiß das Direktorium denn überhaupt, daß in Oberstein ein Doktor Reinsfeld existirt?"

Wolfgang blickte nachdenkend vor sich hin und überflog noch einmal den Brief, den er in der Hand hielt.

„Ich glaube, ich kann Dir das Räthsel lösen," entgegnete er endlich. „Mein Schwiegervater hat die Hand dabei im Spiele."

„Der Präsident? Unmöglich!"

„Im Gegentheil, sehr wahrscheinlich! Er ist mit bedeutenden Summen an den Werken betheiligt und hat den jetzigen Direktor in das Amt gebracht, sein Einfluß reicht ja überall hin."

„Nun, dann wird er diesen Einfluß sicher nicht für mich geltend machen. Du warst ja Zeuge davon, wie eisig er mich empfing bei dem ersten und einzigen Male, wo ich die Ehre hatte, ihn zu sprechen."

„Ich glaube auch nicht, daß es Wohlwollen ist, was ihn veranlaßt, in solcher Weise einzugreifen, sondern — Benno, weißt Du wirklich gar nichts Näheres über jenen Bruch zwischen Deinem Vater und Nordheim? Erinnerst Du Dich nicht irgend einer Aeußerung, einer Andeutung wenigstens?"

Benno schien nachzusinnen, schüttelte dann aber verneinend den Kopf.

„Nein, Wolf; als Kind achtet man ja nicht auf solche Dinge. Ich weiß nur, daß, wenn ich später einmal nach dem Onkel Nordheim fragte, mein Vater mir mit ganz ungewohnter Härte verbot, von ihm zu sprechen. Bald darauf starben meine Eltern, und in den harten Zeiten, die nun für mich begannen, hatte ich anderes zu thun, als alten Kindheitserinnerungen nachzuhängen — aber warum fragst Du?"

„Weil ich jetzt überzeugt bin, daß damals etwas sehr Ernstes vorgefallen ist, dessen Stachel sich nach zwanzig Jahren noch nicht abgestumpft hat. Ich habe deswegen die erste Differenz mit meinem Schwiegervater gehabt, der seinen Groll auch auf Dich, den ganz Unbetheiligten, überträgt."

„Möglich; aber um so weniger wird er sich Mühe geben, mir eine vortheilhafte Stellung zu verschaffen."

„Wenn es kein anderes Mittel giebt, Dich aus seiner Nähe zu entfernen, wird er das allerdings thun, und ich fürchte, die Sache verhält sich in der That so. Er wollte ja nicht einmal Deine ärztlichen Besuche bei Alice dulden. Ich habe Dir nicht davon gesprochen, weil es Dich mit Recht verletzt hätte, und er gab auch scheinbar nach; in diesem Anerbieten aber von ganz fremder Seite, das Dich in einer voraussichtlich dauernden Stellung an einen Ort fesseln will, der von hier ebenso weit entfernt ist wie von der Hauptstadt, glaube ich entschieden seine Hand zu erkennen."

„Das wäre ja eine förmliche Intrigue," warf Reinsfeld ungläubig ein. „Traust Du das dem Präsidenten wirklich zu?"

„Ja," sagte Elmhorst kalt. „Aber wie die Sache auch zusammenhängen mag, eine so vortheilhafte Stellung wird Dir nicht leicht zum zweiten Male angetragen, also besinne Dich nicht lange und sage zu."

„Wenn sie mir aus solchen Beweggründen geboten wird?"

„Das ist vorläufig nur eine Vermuthung, und selbst wenn sie wahr sein sollte, so weiß man in Neuenfeld jedenfalls nichts von dem Zusammenhang, sondern giebt nur der Fürsprache eines einflußreichen Mannes nach. Vielleicht sieht er auch ein, wie ungerecht es ist, den alten Groll auf Dich auszudehnen, und will Dir, dessen Nähe ihm nun einmal peinlich ist, eine Art von Genugthuung damit geben."

Wolfgang wußte sehr gut, daß die letzte Annahme ausgeschlossen war; das Gespräch mit dem Präsidenten hatte ihm gezeigt, daß von einem Akte der Gerechtigkeit oder Großmuth hier nicht die Rede sein konnte, aber er wollte seinem Freunde, dessen peinliches Zartgefühl er kannte, die Annahme jener Stellung ohne jedes Bedenken ermöglichen. Für Reinsfeld war es unter allen Umständen ein Glück, aus den beschränkten und armseligen Verhältnissen seiner jetzigen Praxis fortzukommen, gleichviel wer ihm dazu verhalf.

„Wir sprechen noch heute Abend darüber, wenn Du zu mir kommst," fuhr Elmhorst fort, indem er seinen Hut vom Tische nahm. „Jetzt muß ich fort, mein Wagen wartet draußen, ich fahre nach der unteren Bahnstrecke."

„Wolf," sagte Benno mit einem besorgten, forschenden Blicke in das Gesicht seines Freundes. „Hast Du die Nacht geschlafen?"

„Nein, ich hatte zu arbeiten. Das kommt bisweilen vor."

„Bisweilen! Aber bei Dir ist es jetzt zur Regel geworden; ich glaube, Du schläfst gar nicht mehr?"

„Wenigstens nicht viel, aber das läßt sich nicht ändern. Die sämmtlichen Bauten müssen bis zum Eintritt des Winters vollendet sein. Da häuft sich natürlich die Arbeit, und ich habe als Chefingenieur für alles einzustehen."

„Du überarbeitest Dich aber dabei in einer geradezu gefährlichen Weise. Ein anderer könnte das überhaupt nicht leisten, was Du leistest, und Du kannst es auf die Dauer auch nicht. Wie oft habe ich Dir schon vorgestellt —"

„Das alte Lied!" unterbrach ihn Wolfgang ungeduldig. „Laß mich in Ruhe, Benno, es geht nicht anders."

Der Doktor wußte leider aus Erfahrung, wie wenig seine Ermahnungen in diesem Punkte zu nützen pflegten, aber er schüttelte sorgenvoll den Kopf, als er seinen Gast hinausbegleitete. Er war ja auch unermüdlich thätig in seinem Berufe, aber er wußte freilich nichts von jener Fieberstimmung, die in der Arbeit nur Betäubung und Vergessenheit sucht, gleichviel um welchen Preis.

In dem Hausflur trafen sie mit Veit Gronau zusammen, der mit Waltenberg von Heilborn herübergekommen war und nun die Gelegenheit benutzte, um in Oberstein einen Besuch abzustatten. Die Herren begrüßten sich flüchtig, dann bestieg Elmhorst seinen Wagen und fuhr davon, während die andern beiden in das Haus zurückkehrten.

„Der Herr Chefingenieur war ja sehr eilig," sagte Gronau, während er sich in dem lederüberzogenen Armstuhl niederließ, dem das vierte Bein glücklich wieder angeleimt war. „Er nahm sich kaum Zeit, zu grüßen, und wie ein glücklicher Bräutigam sieht er auch nicht gerade aus. Immer blaß und finster wie der steinerne Gast! Und er hätte doch wahrhaftig alle Ursache, mit seinem Schicksal zufrieden zu sein!"

„Ja, Wolf macht mir ernstliche Sorge," erklärte Benno. „Er ist gar nicht mehr wiederzuerkennen, und ich fürchte, die so ersehnte erste Stellung wird ihm noch verhängnißvoll werden. Diese fieberhafte Thätigkeit, in die er sich nun schon seit Wochen gestürzt hat, kann selbst seine eiserne Natur nicht aushalten, das geht vom Morgen bis zum Abend, und auch noch die Nacht hindurch. Er ist überall auf der ganzen Bahnstrecke und gönnt sich nie und nirgends Ruhe, ich warne und bitte vergebens."

„Ja, er ist überall, nur nicht bei seiner Braut!" bemerkte Gronau trocken. „Das Fräulein scheint freilich sehr anspruchslos zu sein; eine andere ließe es sich schwerlich gefallen, daß der Herr Bräutigam immer nur Lokomotiven und Tunnels und Brücken im Kopfe hat und, wenn er wirklich einmal kommt, schon auf der Schwelle erklärt, daß er gleich wieder fort müsse; aber sie

nimmt das ganz gelassen hin. Es ist überhaupt eine merkwürdige Wirthschaft da drüben in der Nordheimschen Villa. Zwei Brautpaare im Hause! Da sollte man meinen, es müsse alles Lust und Freude sein, aber wie mir scheint, geht es ziemlich ungemüthlich zu unter den Herrschaften, Herrn Waltenberg mit eingeschlossen. Said und Djelma beklagen sich fortwährend bei mir über seine Laune. Ich habe ihnen zu Gemüthe geführt, daß das einzig und allein von den Heirathsgedanken kommt, und daß das Heirathen überhaupt nur Unheil anrichtet, aber die beiden Schlingel wollen das durchaus nicht einsehen, sondern finden die Geschichte ‚serr schön!'"

„Sie sind ein ausgemachter Ehefeind, das wissen wir längst," sagte Reinsfeld mit einem flüchtigen Lächeln. „Wenn Wolfgang jetzt vielfach verstimmt ist — und er mag wohl Ursache dazu haben in seiner schweren und verantwortlichen Stellung — bei seiner Braut läßt Stimmung und Aussehen gar nichts zu wünschen übrig."

„Ja, sie ist noch die munterste von allen," stimmte Gronau bei. „An der haben Sie überhaupt ein Meisterstück vollbracht, Doktor, mit Ihrer Kur. Was war das für ein jammervolles Pflänzchen, und jetzt blüht sie auf wie eine Rosenknospe. Baroneß Thurgau ist um so stiller, und nun erst die Herren Verlobten! Der eine steht immer auf dem Siedepunkte und ist eifersüchtig wie ein Türke, der andere benimmt sich wie ein regelrechter Eiszapfen seiner Braut gegenüber, und dabei sehen sie sich gegenseitig mit Blicken an, als möchten sie sich am liebsten beim Kragen nehmen — das wird eine schöne Verwandtschaft werden!"

Benno unterdrückte einen Seufzer; ihm war die stumme, erbitterte Feindschaft zwischen Wolfgang und Waltenberg, die sich nur mühsam unter den Formen der nothwendigsten Höflichkeit verbarg, gleichfalls nicht entgangen, aber er schwieg.

„Herr Waltenberg kann mir recht leid thun," hob Veit wieder an. „Der kann nicht leben, wenn er nicht Tag für Tag seine Braut sieht, und Tag für Tag kommt er von Heilborn herübergefahren. Sie dagegen scheint sich die berühmte Berggottheit der Wolkensteiner zum Vorbilde genommen zu haben, sie sitzt wie die Alpenfee hoch auf dem Throne und läßt sich anbeten, bleibt aber ganz ungerührt dabei. Doktor, Sie sind der einzig Vernünftige unter der ganzen Gesellschaft. Sie denken nicht an das Heirathen — bleiben Sie um Gotteswillen dabei!"

„Daran denke ich allerdings nicht," sagte Reinsfeld ruhig, „aber an etwas anderes, das Sie kaum weniger überraschen wird, an das Fortgehen. Mir ist ganz unerwartet eine ärztliche Stellung unter sehr günstigen Bedingungen angeboten worden."

„Bravo! Dann greifen Sie zu!"

„Das werde ich allerdings wohl müssen."

Gronau lachte laut auf.

„Mit welchem Gesichte Sie das sagen! Ich glaube wahrhaftig, es geht Ihnen zu Herzen, daß Sie diese biederen Obersteiner verlassen müssen, die Sie fünf Jahre lang ausgenützt und sich dann mit einem ‚Vergelt's Gott' bedankt haben. Mein alter Benno, wie er leibt und lebt! Der wäre auch nicht als ein armer Mann gestorben, wenn er es verstanden hätte, mit der Welt und den Menschen anders umzugehen. Da hat er jahrelang gegessen und sich mit einer Idee gequält, die sein Glück hätte machen müssen, aber er verstand es nun einmal nicht, sich durchzubeißen, und mit schüchternen Bitten und Anfragen kommt man nicht durch bei den großmächtigen Herren Kapitalisten und Unternehmern. Schließlich sind ihm andere zuvorgekommen mit der Erfindung, die gewissermaßen in der Luft lag, als man anfing, die Gebirgsbahnen zu bauen; aber er war doch der Erste, der das System der Berglokomotiven aufstellte — all die späteren Erfindungen bauten sich auf dieser Grundlage auf."

„Mein Vater?" sagte Benno befremdet. „Da sind Sie im Irrthum, es ist das Nordheimsche System, das noch den heutigen Maschinen zu Grunde liegt."

„Bitte, es ist das Reinsfeldsche," behauptete Gronau mit der größten Bestimmtheit.

„Sie irren sich, ich wiederhole es Ihnen! Wolf hat mir selbst erzählt, daß sein Schwiegervater mit dem Entwurf jener Berglokomotive den Grund zu seinem späteren Reichthume legte. Der Plan wurde damals angekauft und bei den ersten Gebirgsbahnen auch verwendet. Später wurde er natürlich durch allerlei Verbesserungen überholt, aber der Erfinder ging keineswegs leer aus, man zahlte ihm einen verhältnißmäßig sehr hohen Preis für das Patent."

„Wem? Dem Nordheim?" fuhr Veit heftig auf.

„Dem jetzigen Präsidenten — allerdings."

„Und das hat Ihnen der Chefingenieur gesagt?"

„Gewiß, wir sprachen erst kürzlich davon. Uebrigens ist die Sache ja weltbekannt, jeder Ingenieur kann sie Ihnen bestätigen."

Gronau sprang plötzlich auf und trat dicht vor den jungen Arzt hin. „Doktor," sagte er langsam und nachdrücklich, „das ist entweder ein heilloser Irrthum, oder — ein heilloser Schurkenstreich!"

„Schurkenstreich?" wiederholte Benno erschrocken. „Was meinen Sie damit?"

„Ich meine, oder vielmehr ich weiß, daß diese Erfindung von Ihrem Vater stammt, und Nordheim weiß das so gut wie ich; wenn er sie also für die seinige ausgegeben hat —"

„Um Gotteswillen, Sie wollen doch nicht etwa sagen —"

„Daß der hochangesehene Herr Präsident ein Schurke ist — nun, das wird sich ja zeigen! Es ist immerhin möglich, daß ein anderer, ein Fremder gleichzeitig auf die selbe Idee gerieth, damals gab sich ja jeder Ingenieur mit dem Problem ab; Nordheim aber hat den fertigen Plan seines Freundes in Händen gehabt, hat ihn eingehend studirt, hat ihn gelobt und bewundert, da ist jede Möglichkeit eines Zufalls ausgeschlossen. Wir müssen der Sache auf die Spur kommen. Besinnen Sie sich, Benno, wissen Sie wirklich nichts über den Grund jenes Bruches, von dem Sie mir erzählt haben?"

„Nein, durchaus nichts! Das habe ich soeben Wolfgang erklärt, der die gleiche Frage an mich stellte."

„Der Chefingenieur?" fiel Gronau hastig ein. „Wie kam er dazu?"

„Er glaubte, in dem Anerbieten jener Stellung, von der ich Ihnen vorhin sprach, die Hand des Präsidenten zu erkennen, und meinte — aber nein, nein! Lassen Sie uns nicht weiter gehen in solchen schmachvollen Voraussetzungen, das ist ja eine Unmöglichkeit."

„Ihnen scheint manches unmöglich, Doktor; Sie haben sich als Mann noch ein Kinderherz bewahrt," sagte Veit ernst. „Wer sich aber so lange unter den Menschen umhergetrieben hat wie ich, der glaubt schließlich nicht mehr an solche Unmöglichkeiten. Sie wissen mit voller Sicherheit, daß Nordheim ein Patent auf die Berglokomotive genommen hat?"

„Gewiß, das ist eine Thatsache, die ich verbürgen kann."

„Dann ist er ein Dieb!" brach Gronau mit rücksichtsloser Heftigkeit aus. „Ein dreifach schändlicher Dieb, weil er den Raub an seinem Freunde beging!"

„Hören Sie auf, ich bitte Sie!" wehrte Benno angstvoll ab; aber jener fuhr mit unerbittlicher Konsequenz fort:

„Ich frage Sie, warum brach Ihr Vater, der in Leben und Tod an seinen Freunden festhielt, gerade mit dem, der ihm am nächsten stand? Warum blieb Nordheim, wenn er wirklich ein so genialer Kopf war, bei der einen Erfindung stehen und warf den Ingenieur gänzlich bei Seite in seinem späteren Leben? Wissen Sie eine Antwort darauf?"

Reinsfeld schwieg; er hätte unter anderen Umständen einen derartigen Verdacht weit von sich gewiesen, aber die Bestimmtheit, mit der die furchtbare Anklage ausgesprochen wurde, das Gespräch mit Wolfgang, das Räthselhafte jenes Bruches, der bei seinem sanften, liebevollen Vater eine so grenzenlose Bitterkeit zurückließ, daß er nicht einmal mehr den Namen des einst so geliebten Freundes hören wollte — das alles stürmte betäubend auf ihn ein, er war kaum noch eines klaren Gedankens fähig.

„Wir müssen uns Gewißheit verschaffen," sagte Gronau entschlossen. „Wo sind die Papiere, die alten Zeichnungen und Entwürfe Ihres Vaters? Sie haben ja das alles sorgfältig aufgehoben, wie Sie mir sagten. Es muß sich irgend etwas finden, und findet sich nichts, so trete ich selbst vor den Herrn Präsidenten hin und frage ihn, wie die Sache eigentlich zusammenhängt; ich bin doch neugierig, was für ein Gesicht er dazu machen wird! Wo sind die Papiere, Benno? Heraus damit, wir haben keine Zeit zu verlieren!"

Benno deutete auf einen kleinen Schrank, der sich in einer Ecke des Zimmers befand.

„Dort finden Sie alles, was ich von Andenken an meinen Vater besitze," sagte er gepreßt. „Hier ist der Schlüssel, sehen Sie das Ganze durch, ich —"

„Nun, Sie werden mir doch hoffentlich dabei helfen! Die Sache geht doch zuerst und vor allen Dingen Sie an. Was zögern Sie denn noch?"

Der Doktor zögerte in der That, aber Veit hatte bereits das Schränkchen geöffnet und wenige Minuten später lag der nicht sehr umfangreiche schriftliche Nachlaß des verstorbenen Ingenieurs auf dem Tische ausgebreitet. Sein alter Jugendfreund ging sehr gründlich zu Werke bei der Durchsicht; jede Zeichnung wurde eingehend geprüft, jeder Brief gelesen, jedes Blatt umgewandt, aber umsonst! Es fand sich nichts, was auf jene Angelegenheit Bezug haben konnte; kein Entwurf, keine Notiz, keine briefliche Aeußerung, nichts, was den ausgesprochenen Verdacht hätte bestätigen können. Benno, der nur mit innerem Widerstreben an die Durchsicht gegangen war, athmete unwillkürlich auf bei diesem Resultate, während Gronau die Papiere mit einer unwilligen Bewegung von sich schob.

„Narren die wir sind!" sagte er. „Das war vorauszusehen! Nordheim hätte den schändlichen Streich überhaupt nicht gewagt, wenn noch irgend etwas existirte, was ihn verrathen konnte. Er wird seinem Freunde unter irgend einem Vorwande den Plan abgeschwatzt und sich dann gegen jede Entdeckung gesichert haben. Mein alter Benno war nicht der Mann danach, einen solchen Fuchs zu entlarven, wenn er nicht vollgültige Beweise in Händen hatte, und ich, der Einzige, auf dessen Zeugniß er sich allenfalls berufen konnte, war damals schon in die weite Welt gegangen. Aber jetzt bin ich wieder da und jetzt werde ich nicht ruhen und rasten, bis die Sache ans Licht gebracht ist."

„Und wozu das?" fragte Benno leise. „Weshalb wollen Sie die alte, längst begrabene Sache wieder aufwühlen? Meinem armen Vater geschieht doch keine Genugthuung mehr damit, und die Bestätigung, *wenn* sie sich findet, wäre ein furchtbarer Schlag für — die Familie des Präsidenten."

Gronau sah ihn einige Sekunden lang sprachlos an, als könne er die Worte nicht begreifen; dann aber brach er zornig aus:

„Nun wahrhaftig, das geht denn doch zu weit! Ein anderer würde außer sich gerathen bei einer solchen Entdeckung, würde Himmel und Erde in Bewegung setzen, um die Wahrheit herauszubringen und rücksichtslos den Schuldigen zu treffen, und Sie möchten mich am liebsten zurückhalten, weil der Chefingenieur Ihr Freund ist, weil Sie den Skandal für die Familie Ihres ärgsten Feindes fürchten. Sie sind der echte Sohn Ihres Vaters, der hätte es ebenso gemacht!"

Er hatte unrecht mit dieser Voraussetzung. Benno hatte nicht an Wolfgang gedacht, es war ein anderes Antlitz, das vor ihm auftauchte und ihn mit großen braunen Augen so angstvoll fragend anblickte; aber er hätte um keinen Preis der Welt verrathen, was ihm die Bestätigung jenes Verdachtes so entsetzlich machte und weshalb er die ganze Angelegenheit am liebsten begraben gesehen hätte.

Veit Gronau erhob sich und sagte in einem halb grollenden, halb mitleidigen Tone:

„Von Ihnen ist nichts zu hoffen, Benno, das sehe ich schon! Solche unpraktische Gefühlsmenschen taugen überhaupt nicht für dergleichen. Zum Glück bin ich noch da! Ich habe jetzt einmal die Spur gefunden und nun lasse ich sie nicht wieder, koste es, was es wolle. Ich will meinem alten Freunde wenigstens im Grabe noch die Genugthuung geben, die das Leben ihm versagt hat!"

Präsident Nordheim saß in seinem Arbeitszimmer in der Residenz und ihm gegenüber Doktor Gersdorf. Sie hatten eine geschäftliche Konferenz gehabt, denn die Uebernahme der Bahn seitens der Aktionäre sollte jetzt zur Thatsache werden. Der Entschluß Nordheims, sich nach Vollendung des Unternehmens davon zurückzuziehen, wurde zwar bedauert, befremdete aber niemand, denn der rastlos thätige Mann hatte jedenfalls schon wieder neue Pläne und Entwürfe, denen er seine Kapitalien zuwenden wollte. Ihm blieb der Ruhm, ein großes, kühnes Werk ins Leben gerufen und der Welt einen neuen Verkehrsweg erschlossen zu haben.

Der Chefingenieur hatte erklärt, daß er die sämmtlichen Bauten noch vor dem Eintritt des Winters fertigstellen werde, und sobald dies geschehen, sollte die Uebernahme erfolgen. Es war dann Sache der neuen Verwaltung, die letzten Vorbereitungen für den Betrieb der Bahn zu treffen, deren Eröffnung man für das nächste Frühjahr in Aussicht genommen hatte. Das alles war schon seit Monaten verhandelt und festgestellt worden und Gersdorf besonders hatte in seiner Eigenschaft als juristischer Vertreter der Bahngesellschaft vielfache Besprechungen mit dem Präsidenten gehabt.

„Der Herr Chefingenieur leistet in der That beinahe das Unmögliche," sagte er. „Aber ich begreife dennoch nicht, wie er bis Ende Oktober fertig sein will. Wir stehen schon im Anfange des Monats und vier Wochen sind doch eine gar zu kurze Frist für das, was noch zu thun übrig bleibt."

„Wenn mein Schwiegersohn den Termin einmal festgesetzt hat, so wird er auch Wort halten," entgegnete Nordheim mit ruhiger Zuversicht. „Er pflegt in solchem Falle weder sich, noch seine Untergebenen zu schonen, und hier drängt uns überdies die Nothwendigkeit. Mit dem November pflegen die Schneestürme einzutreten, die gerade in der Wolkensteiner Gegend am gefährlichsten sind, da gilt es, vorher fertig zu werden."

„Nun, bis jetzt hat der Herbst uns nur eine Art Spätsommer gebracht," bemerkte der Rechtsanwalt, indem er einige der Papiere, die auf dem Tische lagen, zusammenfaltete und zu sich steckte. „Ich kann es Ihren Damen nicht verdenken, daß sie noch immer in den Bergen weilen und gar nicht an die Rückkehr zu denken scheinen."

„Sie werden voraussichtlich noch einige Wochen dort bleiben," sagte der Präsident. „Bei meiner Tochter hat die Höhenluft ein förmliches Wunder gethan; sie ist beinahe vollständig genesen und Doktor Reinsfeld räth, den Aufenthalt solange auszudehnen, als es die Witterung nur irgend zuläßt. Ich bin Ihrem Herrn Vetter viel Dank schuldig und bedaure aufrichtig, daß er Oberstein verläßt. Wie ich höre, hat er eine andere ärztliche Stellung in Aussicht, in — wie heißt der Ort doch?"

„Neuenfeld," ergänzte der Rechtsanwalt.

„Richtig, Neuenfeld! Der Name war mir entfallen. Ich kann es dem jungen strebsamen Arzte nicht verdenken, wenn er sich einen größeren Wirkungskreis sucht; aber wie gesagt, wir bedauern es alle, daß er soweit fortgeht, und auch mein Schwiegersohn wird ihn sehr vermissen."

Die Worte klangen so wohlwollend, als empfinde der Präsident wirklich nur Dankbarkeit für den Arzt seiner Tochter und aufrichtiges Bedauern, ihn scheiden zu sehen, und Gersdorf, der keinen Grund hatte, etwas anderes anzunehmen, war auch überzeugt davon.

„Benno schreibt mir, daß er erst in vierzehn Tagen nach seinem neuen Bestimmungsorte abgehen werde," erwiderte er. „Er hatte sich eine mehrwöchige Frist ausbedungen, bis zur Ankunft seines Nachfolgers. Wir haben auf diese Weise Gelegenheit, uns noch einmal zu sehen, da ich im Laufe der nächsten Woche nach Heilborn muß. Der Prozeß der Gemeinden Ober und Unterstein, wegen angeblicher Schädigung ihrer Waldungen durch die Bahnbauten, wird dort verhandelt und ich habe die Gesellschaft dabei zu vertreten."

„Dann treffen wir uns voraussichtlich," sagte Nordheim. „Ich will versuchen, mich noch auf kurze Zeit frei zu machen, und dann mit meiner Familie zurückkehren. Die Last der Geschäfte war in der letzten Zeit geradezu erdrückend, ich fühle die Nothwendigkeit, mir auch einige Erholung zu gönnen. Also auf Wiedersehen in meiner Villa, Sie vergessen doch nicht, uns dort aufzusuchen?"

„Gewiß nicht," versicherte Gersdorf, indem er aufstand und sich verabschiedete. Der Präsident drückte auf die Klingel und befahl, Licht zu bringen, denn es dämmerte bereits. Er setzte sich an seinen Schreibtisch und vertiefte sich in die dort liegenden Papiere, die wohl Wichtiges enthalten mochten, denn sie wurden sehr eingehend und sorgsam geprüft, aber das Gesicht Nordheims zeigte dabei den Ausdruck vollster Befriedigung und als er mit der Durchsicht zu Ende war, flog ein Lächeln über seine Züge.

„Alles in Ordnung!" murmelte er. „Es wird ein brillantes Geschäft werden! Die Zahlen sind zwar etwas kühn gruppirt,

aber sie werden ihre Schuldigkeit thun, und sobald Wolfgang sie bestätigt und die ganze Berechnung mit seinem Namen deckt, nimmt man sie anstandslos hin. — Und dieser Reinsfeld wäre nun auch glücklich bei Seite geschoben! Ich dachte es mir, daß er die Lockspeise einer solchen Stellung nicht zurückweisen würde. Neuenfeld ist weit genug entfernt, und da wird er wohl in aller Behaglichkeit sitzen bleiben bis an sein Lebensende. Was giebt es? Ich will heut Abend nicht mehr gestört sein."

Die letzten Worte waren an einen Diener gerichtet, der soeben eingetreten war und jetzt meldete:

„Der Herr Chefingenieur ist angekommen."

„Mein Schwiegersohn?" fuhr Nordheim überrascht auf.

„Soeben, Herr Präsident."

Nordheim erhob sich rasch und wollte dem Gemeldeten entgegen gehen, aber dieser stand bereits auf der Schwelle, noch im vollen Reiseanzuge.

„Ich überrasche Dich wohl, Papa, mit meiner unerwarteten Ankunft?" fragte er.

„Allerdings, Du hast mir ja nicht einmal ein Telegramm gesandt," erwiderte der Präsident, indem er dem Diener einen Wink gab, sich zu entfernen; aber als dieser das Zimmer verlassen hatte, fragte er rasch und sichtlich beunruhigt:

„Was ist geschehen? Ist etwas vorgefallen auf der Bahn?"

„Nein, ich habe alles in vollster Ordnung zurückgelassen."

„Und Alice ist hoffentlich wohl?" Die Frage klang um vieles ruhiger und gelassener als die erste.

„Ganz wohl, Du brauchst Dich durchaus nicht zu beunruhigen."

„Nun, Gott sei Dank! Ich glaubte schon, es sei irgend etwas Schlimmes passirt, weil Du so ganz plötzlich erscheinst. Was führt Dich denn so unerwartet her?"

„Eine geschäftliche Angelegenheit, die ich brieflich unmöglich erledigen konnte," sagte Wolfgang, indem er seinen Hut ablegte. „Ich zog es daher vor, die Reise zu Dir zu machen, obgleich meine Anwesenheit auf der Bahnstrecke sehr nothwendig ist."

„Nun gut, dann besprechen wir die Sache mündlich," versetzte der Präsident, der immer bereit war, von Geschäften zu reden. „Wir sind heut Abend ganz ungestört; aber zunächst ruhe Dich aus. Ich werde sofort Befehl geben, Deine Zimmer —"

„Ich danke, Papa," unterbrach ihn Elmhorst. „Ich möchte die Angelegenheit sofort zur Sprache bringen, sie ist dringend, wenigstens für mich. Wir sind doch hier ganz allein?"

„Gewiß, ich pflege mein Arbeitszimmer vor Lauschern zu sichern, indessen kannst Du der Sicherheit wegen die Thür des Nebenzimmers abschließen."

Wolfgang kam der Weisung nach und kehrte dann zurück, und erst jetzt, wo er in den Lichtkreis der Lampe trat, sah man es, wie bleich und erregt er war. Diese Blässe stammte aber schwerlich von der Ermüdung der weiten Fahrt, die er ohne Unterbrechung gemacht hatte; auf seiner Stirn lagerte eine Wolke und die dunklen Augen hatten einen finsteren, beinahe drohenden Ausdruck.

„Du scheinst etwas sehr Wichtiges zu bringen," bemerkte der Präsident, indem er sich niederließ, „sonst wärst Du auch schwerlich selbst gekommen. Nun also — aber willst Du Dich nicht setzen?"

Der junge Chefingenieur beachtete die Einladung nicht, sondern blieb stehen. Er stützte nur die Hand auf die Lehne des Stuhles und seine Stimme klang scheinbar ruhig, als er begann:

„Du hast mir die Abschätzungen und Berechnungen übersandt, die bei Uebernahme der Bahn seitens der Aktionäre als Grundlage dienen sollen."

„Gewiß, ich sagte Dir ja bereits, daß ich Dich mit den Details dieser Berechnungen verschonen würde. Du bist schon allzusehr in Anspruch genommen von der technischen Leitung. Ich habe Dir nur die Durchsicht und Bestätigung vorbehalten, denn Du hast als Chefingenieur das erste und letzte Wort in der Sache zu sprechen."

„Das weiß ich! Ich bin mir der Verantwortlichkeit vollkommen bewußt und eben deshalb mochte ich eine Frage an Dich richten. Wer hat diese Berechnungen aufgestellt?"

Nordheim streifte seinen Schwiegersohn mit einem halb verwunderten Blick; die Frage schien ihn zu überraschen.

„Wer? Nun, meine Sekretäre und die Beamten, die wir als Sachverständige zuziehen mußten."

„Das brauchst Du mir wirklich nicht erst zu sagen, Papa! Sie haben selbstverständlich nach den Notizen und Angaben gearbeitet, die man ihnen lieferte. Ich wünsche aber zu wissen, von wem diese Angaben stammen, wer überhaupt die Summen aufgestellt hat, die der Werthschätzung zu Grunde liegen. Du kannst es nicht gethan haben, das ist unmöglich."

„So? Und warum nicht, wenn ich fragen darf?"

„Weil die sämmtlichen Berechnungen gefälscht sind!" sagte Wolfgang kalt, aber mit vollem Nachdruck.

„Gefälscht? Was soll das heißen?" fuhr der Präsident auf.

„Sollte Dir das wirklich entgangen sein?" fragte Elmhorst, den Blick fest und unverwandt auf seinen Schwiegervater gerichtet. „Ich entdeckte es schon bei der ersten Durchsicht. Die sämmtlichen Bauten sind mit Summen beziffert, die ihre Herstellungskosten fast um das Doppelte übersteigen; bei den Grunderwerbungen sind Posten in Anrechnung gebracht, die überhaupt nie gezahlt wurden. Die Schwierigkeiten und Katastrophen, mit denen wir zu kämpfen hatten, sind in einer geradezu unglaublichen Weise ausgebeutet worden, man hat Hunderttausende in Rechnung gestellt, wo kaum die Hälfte wirklich aufgewandt wurde — kurz, die ganze Berechnung ist um einige Millionen zu hoch gegriffen."

Nordheim hörte schweigend, aber mit gerunzelter Stirn dieser erregten Auseinandersetzung zu, er schien mehr betroffen als beleidigt dadurch zu sein, und endlich sagte er kühl:

„Wolfgang — ich verstehe Dich wirklich nicht."

„Nun, ich habe Deinen Brief auch nicht verstanden, in dem Du mich aufforderteſt, diese Berechnung zu bestätigen und mit meiner Unterschrift zu vertreten. Ich glaubte und glaube noch immer, daß es sich hier um einen Irrthum handelt, und wollte mir persönlich Gewißheit darüber holen. Ich hoffe, Du wirst sie mir rückhaltlos geben."

Der Präsident zuckte die Achseln, aber er behielt den kühlen, gelassenen Ton bei, als er antwortete:

„Du magst ein ausgezeichneter Ingenieur sein, Wolfgang, zum Geschäftsmanne hast Du wenig Talent, das sieht man! Ich hoffte, wir würden uns in der Sache verstehen, ohne viel Worte darüber zu machen, das scheint aber nicht der Fall zu sein; wir werden uns also wohl darüber verständigen müssen. Glaubst Du etwa, daß ich mich mit Schaden von dem Unternehmen zurückziehen will?"

„Mit Schaden? Du erhältst in jedem Falle Deine aufgewendeten Kapitalien sammt den Zinsen zurück."

„Ein Geschäft, das keinen Nutzen bringt, ist als Verlust zu betrachten," sagte Nordheim. „Ich glaubte nicht, daß Du ein solcher Neuling im Geschäftsleben seiest, daß ich Dir diesen Grundsatz erst klar machen muß, und hier ist die Möglichkeit eines Gewinnes, eines sehr bedeutenden Gewinnes gegeben. Die Bahn ist so gut wie mein! Ich habe sie ins Leben gerufen, habe das Hauptkapital hergegeben, das ganze Risiko getragen, da wirst Du mir doch wohl nicht das Recht bestreiten, mein Eigenthum zu dem Preise abzutreten, den ich festzusetzen für gut finde."

„Wenn dieser Preis nur mit solchen Mitteln zu erreichen ist, bestreite ich es entschieden. Uebernimmt die Gesellschaft die Bahn unter diesen Bedingungen, so ist sie von vornherein vor den Bankerott gestellt. Selbst der ausgedehnteste Betrieb ist nicht im Stande, den Schaden, den sie erleidet, auch nur annähernd zu ersetzen; das ganze Unternehmen geht entweder zu Grunde oder wird schließlich die Beute eines Einzelnen, der besser zu rechnen versteht."

„Und was geht das uns an?" fragte Nordheim eisig.

„Was es uns angeht?" fuhr Elmhorst empört auf. „Wenn das Werk, das Du geschaffen hast, dem ich meine ganze Kraft gewidmet habe, das unsere beiden Namen vereinigt an der Spitze trägt, elend zu Grunde geht oder eine Beute schwindelhafter Experimente wird? Nun, mich wenigstens geht es an, das denke ich Dir zu beweisen!"

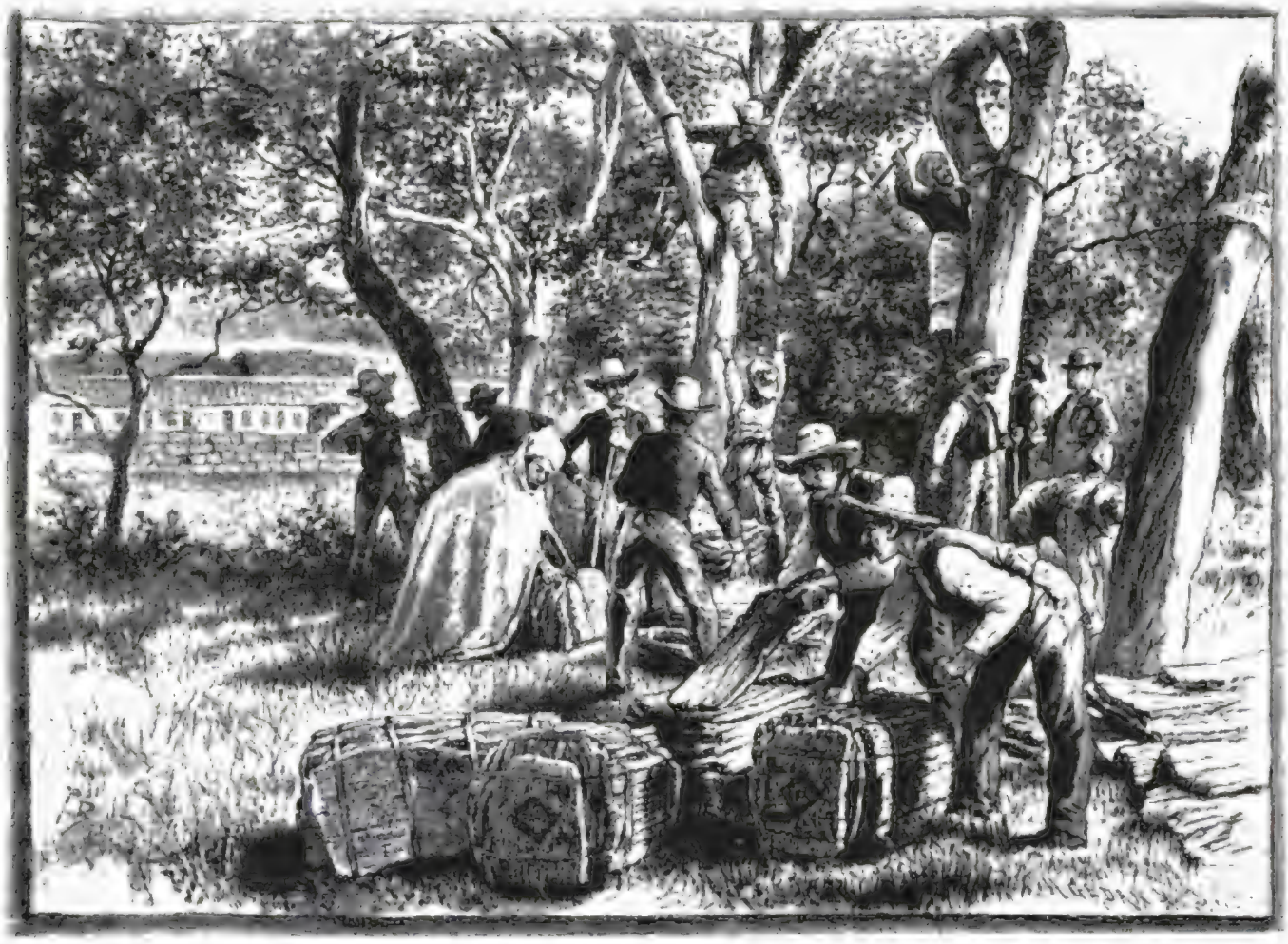
Der Präsident erhob sich mit einer ungeduldigen Bewegung.

„Wolfgang, ich bitte Dich, verschone mich mit solchen Deklamationen! Sie sind hier wirklich nicht am Platze, wo wir von Geschäften reden."

in Hasbergen und wohl noch etwas später die von Müller in Bremen. Nachdem im Verlaufe der letzten dreißig Jahre sämmtliche Geschäfte von Hasbergen nach dem gewerbreicheren, an der Straße von Bremen nach Oldenburg belegenen Delmenhorst übersiedelten, wurde der Hauptsitz der deutschen Korkindustrie nach diesem jetzt etwa 6000 Einwohner zählenden Städtchen verlegt, und ebendaselbst besitzt auch heute noch ein Nachkomme jener Cordes eines der größeren Korkfabrikgeschäfte unter der Firma „Cordes und Ellgaß".

Auf dem Wege nach einem norddeutschen Seebade hielten wir in dem vielfach schon einen holländischen Charakter tragenden halb städtischen, halb ländlichen Orte, der uns Mitteldeutschen durch die eigenthümliche Bauart seiner meist nur aus einem

fehlen hier die klimatischen und wohl auch agrikulturchemischen Vorbedingungen. Die Bäume müssen erst je nach ihrem Standorte ein Alter von 25 bis 30 Jahren erreicht haben, ehe die erste Rinde abgeschält werden darf. Aber auch diese erste Rinde — in Spanien corcho virgen (jungfräuliches Korkholz) genannt — ist für die Anfertigung von Korken noch nicht brauchbar; sie wird in Deutschland lediglich zu Zierzwecken, wie zur Umhüllung von Gartenpavillons, Blumentischen, hängenden Blumenkörbchen für Schlinggewächse ꝛc., verwendet. Erst nachdem diese erste Rinde abgeschält ist, bildet sich das eigentliche Korkholz aus dem unter der Rinde befindlichen Kork-Cambium. Das Abschälen der Rinde muß so vorsichtig geschehen, daß das unter ihr befindliche Cambium nicht verletzt wird. Dieses Cambium bildet nun eine



Das Abschälen der Korkeichen.

hohen Giebel mit Parterregeschoß bestehenden Häuser auffällt, kurze Einkehr und hatten da Gelegenheit, in der genannten Fabrik uns über die Specialitäten der Pfropfenindustrie unterrichten zu lassen.

Eine solche Korkfabrik hat äußerlich wenig Imponirendes. Es finden sich da weder die großen Arbeitssäle mit ihren langen, einförmigen Fensterfronten, noch die himmelanstrebenden mächtigen Dampfessen, nicht das pustende Geräusch keuchender Dampfmaschinen noch das Rasseln des Rädergetriebes. Die Thätigkeit in der Fabrik selbst beschränkt sich, abgesehen von dem rein kaufmännischen Theile des Geschäfts, fast lediglich auf das Sortiren und Verpacken der von den Arbeitern in die Fabrik abgelieferten Korke. Aber schon das Rohmaterial, mit welchem die Fabrik arbeitet, das Korkholz, hat, wenn es den deutschen Boden betritt, eine Vorgeschichte, ja es ist sogar bereits durch eine Fabrik hindurchgegangen.

Das Korkholz ist nicht ein selbständiges Holzprodukt, sondern nur ein Nebenprodukt: es ist die Rinde der Korkeiche (Quercus suber L.). Das Vorkommen der Korkeiche beschränkt sich fast lediglich auf Spanien, Portugal und Algier. Alle Versuche, die Bäume für unseren Boden zu gewinnen, sind gescheitert. Es

neue weiße, als Kork brauchbare Rinde. Auch diese braucht zu ihrer vollen Entwickelung ein weiteres längeres Wachsthum, das sich in Portugal auf 8 bis 10, in Spanien und Algier auf 11 bis 14 Jahre berechnet. Dann erst kann die Rinde von neuem abgeschält werden. Die Abschälung erfolgt in den Sommermonaten Mai bis September, und zwar in der Weise, daß man, wie unser obenstehendes Bild es darstellt, mit Handhacken rings um den Stamm herum in etwa meterhohen Abständen Einschnitte bis auf das Cambium macht, die Kreisschnitte mit Längsschnitten verbindet und die Korkschicht mit dem Hackenstiel vom Kork-Cambium ablöst. Ist die Korkeiche einmal in dies Entwicklungsstadium eingetreten, dann kann sie auch je nach Lage, Bodenbeschaffenheit und Pflege auf 100 bis 150 Jahre hinaus für die Korkindustrie nutzbar gemacht werden. Das abgeschälte Korkholz ist natürlich sowohl in der Stärke, wie in der Güte sehr verschieden, je nachdem dasselbe von jungen oder alten Bäumen, von Stämmen oder Aesten genommen ist. Ist das Korkholz von dem Baume abgetrennt, so wird es vorerst in große Haufen zusammengetragen und dann vermittelst Maulthieren oder Wagen aus den Waldungen nach den Korkholzfabriken geschafft, um

für den Versand besonders hergerichtet zu werden, denn so roh wie es aus der Hand der Natur kommt, ist es nicht ohne weiteres zu verarbeiten. In diesen Fabriken wird es erst eingeweicht und dann die allzustarke äußere Rinde abgeschabt; in großen Kesseln wird es darauf einige Minuten lang gekocht und dann in Plattformen gepreßt. Früher wurde es wohl auch durch ein Schmauchfeuer gezogen. Dieses Verfahren ist jedoch fast allerwärts aufgegeben. Das auf diese Weise hergerichtete Korkholz wird sodann je nach Güte und Stärke in etwa zehn verschiedene Sorten getheilt und, in Ballen von 60 bis 70 Kilo verpackt, zum Versande fertig gestellt.

Wie stark verschieden diese einzelnen Sorten in der Qualität sind, geht daraus hervor, daß der Preis der einzelnen Marken zwischen 10 und 150 Mark für hundert Kilo schwankt. Das beste, zur Fabrikation von Wein- und Champagnerkorken besonders geeignete Holz wächst in Catalonien. Doch giebt es auch noch andere spanische Distrikte und in Portugal namentlich die Gegend von Estremoz, wo nahezu gleichwerthiges Holz vorkommt. Auch Algier kultivirt ähnliche, für Wein- und Mineralwasserkorke gut brauchbare Sorten, wogegen sich das sonst noch in Portugal gewonnene Material wegen seiner größeren Weichheit vorzugsweise zu Bier- und Medizinkorken eignet.

Ist nun das Korkholz in die Hände des deutschen Fabrikanten gekommen — natürlich giebt es auch in Spanien Korkfabriken — so wird es behufs Bearbeitung zunächst sortirt, die besseren, glatteren Stücke zu den Wein- und Mineralflaschenkorken, die schlechteren, rissigeren zu kurzen Korken bestimmt und dann an die Arbeiter abgegeben. In der Fabrik von Cordes und Ellgaß bekommt jeder Arbeiter gewöhnlich 50 Kilo Korkholz zur Verarbeitung; davon muß er wenigstens 20 Kilo große Flaschenkorke oder 15 Kilo kleinere Medizinkorke liefern, der Rest wird als Abfall gerechnet. Das dünne Holz zu Medizinkorken hat verhältnißmäßig viel Rinde und liefert deshalb auch entsprechend mehr Abfall. Der Arbeiter schneidet die ihm übergebenen Korkholzplanken in Streifen, die der Länge der zu arbeitenden Korke entsprechen; darauf zieht er die obere Rinde ab, schneidet die Streifen in Würfel und aus diesen den Kork.

Hierzu bedient er sich zweier scharfer Messer mit breiter Klinge, wovon sich das eine zum Streifen- und Würfelschneiden, das andere zum Rundschneiden eignet; diese bilden sein einziges Werkzeug. Die Kunst und zugleich die Vortheile des Arbeiters bestehen nun darin, das Holz richtig zu verarbeiten und auszunützen, das heißt, die Streifen je nach Erforderniß in breitere oder schmälere Würfel zu schneiden, wurmstichige oder werthlose Stellen ganz zu entfernen, aus jedem Würfel einen möglichst großen und dabei guten, nicht zu verbessernden Kork zu schneiden und selbst das kleinste Holzstückchen nicht unbeachtet zu lassen, so daß verhältnißmäßig wenig Abfall zurückbleibt.

Ein geschickter Arbeiter kann in einem Tage aus den ihm übergebenen Korkplanken gegen 1500 Bouteillen- oder 2000 Medizinpfropfen schneiden. Schneidet er mittelmäßig, so kann er es nur auf etwa 1200 Korke von der ersteren und 1500 von der letzteren Gattung bringen. Die Arbeit ist zugleich aber derartig, daß außer dem Hausvater und den älteren Söhnen auch die Frau und die schon halberwachsenen Kinder sich an ihr betheiligen können. Ihnen fällt namentlich die weitere Verarbeitung der kleineren Würfel zu. Wir haben in den armen Rhöndörfern des Eisenacher Oberlandes, wohin von Delmenhorst aus die Korkindustrie seit ein paar Jahrzehnten verpflanzt worden ist, oft Gelegenheit gehabt, dieses friedliche Familienidyll zu beobachten. Die Männer haben um den rechten Oberschenkel ein Stück Leder geschnallt, an dem sie die beim Schneiden in die weiche poröse Korkmasse leicht stumpf werdenden Messer von Zeit zu Zeit abstreichen. Auf der Brust tragen alle ein größeres viereckiges Stück Korkholz, das durch ein um den Hals geschlungenes Band dort festgehalten wird. Es dient ihnen als Unterlage beim Abziehen der Korkrinde. Vor jedem der Schneidenden steht ein Korb aus Weidengeflecht, der die fertigen Korke aufnimmt. Auf dem Tische steht in einer irdenen gemeinsamen Schüssel das Rhöner Nationalgericht, saure Milch mit Kartoffeln, während eine Lampe mit „Stinköl“, wie der scherzhafte Rhöner Ausdruck für Petroleum ist, das lebende Bild in ein Rembrandtsches Halbdunkel taucht. Ab und zu erhält die Scene noch ein besonderes Leben durch den Gesang eines der Volkslieder mit ihren meist schwermüthigen Weisen, bei welchen die Frau die erste und die Männer die zweite Stimme halten.

Man hat zwar öfter schon Versuche gemacht, die Maschinenarbeit auch in der Korkindustrie einzuführen, ist aber immer wieder zum Theil davon abgekommen, indem man die Erfahrung machte, daß doch die menschliche Hand hier weit besser und ausgiebiger arbeitet als die Maschine. Es liegt dies namentlich an der ungleichwerthigen Beschaffenheit des Materials. Nur für die Massenfabrikation der gewöhnlichen Flaschenkorke bedient man sich in neuester Zeit der Korkschneidemaschinen, welche in zehnstündiger Arbeit über 20000 Stück Pfropfen zu liefern vermögen.

In der Fabrik werden die Korke durch verstellbare Siebe gesiebt, um die gleichmäßigen Größen herauszubringen. Dann werden sie noch ein- bis dreimal sortirt, um die verschiedenen Qualitäten zu trennen. Dies Geschäft besorgen besonders angestellte Sortirer, denen ein Obersortirer vorgestellt ist. Sie und die Korkholzsortirer bilden das eigentlich ständigtechnische Fabrikpersonal. Der Obersortirer lernt die Arbeiter, namentlich das junge Personal, an. Die Größe der Korke ist eine so verschiedene, daß sie herabgeht bis zu einem Größenmaße von sechs Millimetern. Wir fanden in der Delmenhorster Fabrik in einem kleinen, nur zwei Kilo wiegenden Sacke nicht weniger als 30000 Stück solch kleiner Korke beisammen, welche 54 Mark kosteten und zu homöopathischen Zwecken dienten. Auch die Qualität und dementsprechend die Preislage ist natürlich eine sehr verschiedene.

Gute Korke schließen luftdicht, schlechte sind durch kein Mittel gut zu machen. Versuche, die man hier und da wohl machte, die Qualitäten durch Anwendung von Stearin, Wachs und dergleichen Dichtungsmitteln künstlich zu verbessern, erwiesen sich als ganz nutzlos. Eine Fälschung ist auf diesem Gebiete nicht möglich.

Die Champagnerkorke, die erst beim Binden auf die Flasche ihre eigenthümliche Form erhalten, werden fast ausschließlich in Spanien und Frankreich angefertigt. In Frankreich werden sie in neuerer Zeit theilweise aus mehreren ausgesucht schönen, dünneren Korkholzstücken zusammengesetzt. Diese Stücke werden durch ein geeignetes Bindemittel auf einander geleimt und dann wie gewöhnliche Korke geschnitten. Es geschieht dies deshalb, weil das dicke, zu hochfeinen Champagnerkorken geeignete Holz sehr selten und deshalb sehr hoch im Preise ist. So stellt sich der Fabrikpreis für vorzügliche Champagnerkorke schon auf 150 Mark fürs Tausend.

Der Abfall beim Korkschneiden wurde früher für werthlos geachtet und dem Arbeiter überlassen, der damit gewöhnlich seinen Ofen heizte. Er fand höchstens eine Verwendung als Polstermaterial oder wurde gemahlen als Füllmittel bei der Verpackung von Weintrauben und anderen Früchten benutzt. Später formte man wohl aus der grob gemahlenen Masse eine Art Luftbacksteine, welche den Vortheil boten, daß die aus ihnen errichteten Wände den Schall nicht durchließen und als schlechte Wärmeleiter einen gewissen Schutz gegen Kälte und Wärme gewährten. Man benutzt diese Korksteine aus letzterem Grunde hauptsächlich für die Innenwände von Eiskellern und wegen ihrer Leichtigkeit zur Herstellung von Scharwänden, die ein Fundament nicht bedingen. Die Hauptfabrikation dieser Korksteine besorgt eine chemische Fabrik in Ludwigshafen am Rhein.

Erst in neuerer Zeit ist der Korkabfall zu einem nicht unwichtigen Werthobjekt geworden, der zugleich einen ganz neuen Industrieartikel ins Leben gerufen hat. Es ist dies die Linoleum- oder Korkteppichfabrikation. Das Linoleum besteht aus fein gemahlenem Korkabfall, der mit oxydirtem Leinöl zusammen vermischt und auf Juteleinwand aufgetragen wird. In der Hauptsache dient es als Fußbodenbekleidung und zeichnet sich gegen ähnliche derartige Stoffe dadurch aus, daß es eine große Widerstandsfähigkeit gegen Feuchtigkeit, sowie gegen Hitze und Kälte bietet, leicht gereinigt werden kann und das Geräusch des Gehens stark vermindert. Das neue Fabrikat, das jedenfalls noch eine große Zukunft hat und das durch aufgedruckte bunte Muster auch dem ästhetischen Geschmack Rechnung trägt, wurde anfangs nur in England fabrizirt. Inzwischen sind in Delmenhorst, Köpenick, Rixdorf ꝛc. größere derartige Fabriken entstanden, die einen bedeutenden Absatz erzielen.

Neuerdings findet der Korkabfall ferner Verwerthung zur Herstellung von Korkpackpapier, das sich zur Verpackung von

Glas, Porzellan und anderen zerbrechlichen Gegenständen sowie zur Verpackung gefüllter Gefäße mit werthvollem Inhalt gut eignen soll. Auch wird der Kork, seitdem für bestimmte Waarengattungen die Werthzölle durch Gewichtszölle ersetzt sind, seiner Leichtigkeit wegen zum Füllen der Puppenleiber benutzt, und wir sahen in der großen Puppenfabrik von Fischer, Naumann und Comp. in Ilmenau eine eigene Mühle, welche Korkabfälle zu grobkörnigem Mehle centnerweis vermahlt.

Die bereits gebrauchten Korke können dagegen eine fabrikmäßige Verwendung nicht mehr finden, weil sie meist von der Flüssigkeit, zu deren Verschluß sie dienten, durchdrungen sind.

Außer zu Pfropfen wird das Korkholz noch zu einigen anderen Artikeln verarbeitet. So namentlich zu Korksohlen, zu Schwimmern für Fischnetze, zu Schwimm- und Rettungsgürteln und -Kleidern, zu Ankerbojen, als Hutfutter und zu verschiedenen anderen technischen Zwecken.

Bekanntlich hat sich auch die bildende Kunst in höherem Sinne des Korkmaterials bemächtigt und besonders in den plastischen Nachbildungen von Baudenkmälern mancherlei geleistet. Der Erfinder dieser „Phelloplastik" genannten Kunst war der Architekt August Rose in Rom, der Ende vorigen Jahrhunderts lebte.

Mit dem stetig wachsenden Bedarf hat sich auch die Korkindustrie mehr und mehr ausgebreitet und sie ist bei uns längst nicht mehr auf ihren ursprünglichen Herd beschränkt. Fürsorgende Regierungen haben sie namentlich in arme, von großen Verkehrswegen und Arbeitsmärkten entfernte Gegenden eingeführt, und für diese wurden sie oft eine Quelle von Segen. So finden wir sie außer in dem Oldenburgischen seit etwa 25 Jahren, wie schon erwähnt, verbreitet im Eisenacher Oberlande, mit den Hauptsitzen zu Dermbach und Geisa, und fast ebenso lange im Sächsischen Erzgebirge in Raschau und Umgegend. Ihr Hauptsitz bleibt aber immer das oldenburgische Land (Delmenhorst und die dortige Umgegend). Einzelne größere Korkfabriken befinden sich außerdem in Frankenthal in der bayerischen Pfalz (mit Maschinenbetrieb), in Wesel, Melle, Lohne, Hannover, Braunschweig, Schwerin, Frankfurt an der Oder, Breslau, Halle, Dresden, Leipzig und Salzungen, abgesehen von den kleinen Korkschneidereien, deren fast jede Stadt eine oder mehrere hat.

Der Export der heimischen Fabrikate ist ein nicht unbedeutender; er berechnet sich bei einzelnen Firmen auf 60 Prozent der gesammten Jahresproduktion. Und selbst nach den Vereinigten Staaten, die von Korken einen Eingangszoll von 30 Prozent des Werthes erheben, ist ein Geschäft in gewissen Sorten, die daselbst so vorzüglich nicht hergestellt werden können, möglich.

Der geneigte Leser wird nunmehr gesehen haben, daß sich von dem kleinen, unscheinbaren, achtlos fortgeworfenen Korkpfropfen gar mancherlei reden läßt, und daß an seine Existenz sich das Wohl und der Segen von Familien und ganzen Distrikten knüpft.

Die Braut Heinrichs von Kleist.

Von Schmidt-Weißenfels.

In der Oderstraße zu Frankfurt an der Oder, mitten in der außer der Meßzeit stillen Stadt, in unmittelbarer Nähe der alten Oberkirche, stand das einfache Haus, welches dem Oberstwachtmeister von Kleist gehörte. Dicht nebenan wohnte der General von Zenge. Die Kameraden, die in demselben Infanterieregiment dienten, lebten als gute Freunde mit einander, und ihre Kinder spielten zusammen. Die Hintergärten der beiden Häuser waren nur durch einen niedrigen Lattenzaun getrennt und im Sommer natürlich ein Tummelplatz der Kinder, die auf die leichte Scheidewand der Grundstücke keine Rücksicht nahmen, um zusammen zu sein. In diesem traulich nachbarlichen Verhältniß änderte sich auch nichts, als der Oberstwachtmeister starb.

Der einzige Sohn desselben aus zweiter Ehe, Heinrich, war in seinem elften Jahre nach Berlin in eine Predigerpension geschickt worden und sollte Soldat werden. In der Ferienzeit kam er zu seiner Familie zurück, und seit er dann mit fünfzehn Jahren als Junker in ein Potsdamer Regiment getreten, benutzte er auch den gelegentlichen Urlaub, um ihn im häuslichen Kreise der Seinigen zu genießen. Der junge Kriegsmann, der sich in einer gewissen Gemessenheit des Benehmens und in frühreifer Weisheit gefiel, spielte zwar nicht mehr mit den jüngeren Zengeschen Kindern, aber er suchte desto beflissener den beiden ältesten Schwestern Minette und Luise seine Berlin-Potsdamer Eleganz zu beweisen. Waren sie auch jünger als er, so waren sie doch schon recht empfänglich für seine ersten Versuche, den Hof kavaliermäßig zu machen; zudem sicherten ihm Geist und Bildung eine entschiedene Ueberlegenheit über die einfachen Kinder, und er gewann damit bei seinen ehemaligen Spielgenossinnen ein großes, seiner Eitelkeit schmeichelndes Ansehen.

In den neunziger Jahren mußte er mit in den Krieg gegen Frankreich ziehen. Es war ein kläglicher Feldzug, der bald mit einem faulen Frieden endigte. Dieser Umstand trug viel dazu bei, dem 1795 zum Fähnrich avancirten Jüngling den Soldatenstand zu verleiden, zu welchem er von Hause aus schon keine rechte Lust und Liebe gehabt. Darüber ließ er in den Briefen an die Seinigen keinen Zweifel. Er war von einem anderen, friedlicheren Ehrgeiz erfüllt. Wie er unter der Fahne in stillem Eifer an seiner Geistesbildung gearbeitet hatte, so sehnte er sich, kaum daß er Offizier geworden, aus dem dienstlichen Zwang hinaus, um frei, mit dem geringen Vermögen, das ihm als väterliches Erbtheil gehörte, seinen Neigungen für die Wissenschaften zu leben. Vergebens suchten seine Tante, die den Kleistschen Haushalt in Frankfurt führte, und seine ältere, von ihm besonders geliebte Schwester Ulrike ihn umzustimmen; sie konnten die Gewalt nicht ahnen, mit welcher dieser stürmische Geist nach Freiheit rang. Eines Frühlingstages im Jahre 1799 kam er in nachlässiger Civilkleidung nach Frankfurt in das Haus seiner Familie und kündigte derselben zu ihrem Schrecken und Kummer lakonisch an, daß er als Lieutenant seinen Abschied genommen und daß er nunmehr studiren wolle.

Man mußte ihm seinen Willen lassen; denn er behauptete mit der Bestimmtheit eines Menschen, der den geistigen Beruf unabweisbar in sich fühlt, daß er anders als durch die Hingabe an die Wissenschaften nicht glücklich sein könne. Damals hatte Frankfurt noch seine kleine Universität, und obwohl Heinrich von Kleist schon zweiundzwanzig Jahre zählte, so war es am Ende doch noch nicht zu spät zum Studiren und manches bemooste Haupt übertraf ihn noch an Alter.

So studirte er denn eifrigst und hätte bei seiner hervorragenden Begabung alle Aussicht für die gelehrte Laufbahn gehabt. Er spielte sogar aus innerem Drange den Schulmeister, wo er nur konnte — im Hause bei seinen jüngeren Geschwistern und bei Zenges gegenüber den beiden Schwestern, die inzwischen zu Jungfrauen erblüht waren. Er ruhte nicht, bis er sie und einige ihrer Freundinnen zu einem kleinen Kollegium vereinigt hatte, dem er Vorlesungen über Kulturgeschichte hielt, wozu er sich mit besonderer Wichtigkeit in einem Zimmer seines väterlichen Hauses eigens ein Katheder hatte bauen lassen. Er lehrte so mit großer Genugthuung, was er als Student eben gelernt, ließ die jungen Damen deutsche Aufsätze, Denk- und Stilübungen machen, überwachte und regelte ihre Lektüre, dramatisirte Sprichwörter und studirte ihre Aufführung ein — kurz und gut, er bewegte sich durchaus als berufener Erzieher und Hausbofmeister in diesen beiden Familienkreisen des eigenen und des Nachbarhauses, wenn auch als ein etwas selbstherrlicher.

Von den Schwestern Minette und Luise von Zenge gefiel ihm eine sowohl wie die andere. Aber Luise erschien ihm zu geistreich und selbständig. Dagegen war Minette, oder wie er sie bei ihrem deutschen Vornamen nannte, Wilhelmine, ein weichmüthiges Mädchen von zwanzig Jahren, ein Blondkopf mit treuherzigen Augen, mit einer gefühlvollen Seele, die sich vertrauensvoll an seine Lehrhaftigkeit hingab und alle seine Launen und Ansprüche als Ueberlegenheit eines männlichen Geistes in Demuth verehrte. Sie war weiches Wachs unter seinen Händen, ganz so,

wie er es von dem Weibe, das ihm dereinst Lebensgefährtin sein sollte, verlangte; ihre feine, sinnige Natur hoffte er nach seiner Art für sein ideales Liebesbedürfniß erziehen und bilden zu können. So erkor er die Gespielin der Kindheit und die Schülerin seiner Studentenprofessur zu seiner Geliebten, und was in ihrer Seele längst für ihn erglüht, verhehlte sie ihm nicht länger. Der General von Zenge nahm die Werbung des Sohnes seines verstorbenen Kriegskameraden, der von jeher von ihm wie ein Kind im Hause angesehen worden, zwar nicht ohne einige Besorgniß, aber doch mit Wohlwollen auf, und in seiner, wie in der altbefreundeten Kleistschen Familie begrüßte man das Brautpaar mit herzlicher Freude. In weiteren Kreisen wurde die Verlobung freilich vorläufig noch nicht bekannt.

Wie oft war nun der Garten, bald hüben, bald drüben, der Schauplatz des ersten reinen Liebesglücks der Verlobten! Heinrich verjüngte sich gleichsam. Seine etwas gedrungene Gestalt verlor die angewöhnte Steifheit und gewann elastischere Bewegung; sein sonst schon so ernstes, mißmuthiges Antlitz nahm wieder freundlichere Züge und den kindlichen Ausdruck an, der ihm eigen war und auch in dem ruhigen Blicke der schönen, tiefgrundigen Augen lag. Arm in Arm erging er sich mit der hold verklärten Braut unter dem Schatten der Linden draußen vor dem Thore, am Bach entlang, und malte ihr das Glück der Zukunft aus, wie er es sich an ihrer Seite träumte. In der Laube des Zengeschen Gartens saß er mit ihr und las Vossens „Luise“ oder Goethesche Dichtungen vor. Und an mondhellen Abenden wurde aus dem Vorleser wohl auch ein philosophirender Weiser, dessen Grundsätzen über des Lebens rechten Inhalt sie mit Andacht lauschte.

Aber materielle Sorgen begannen sich nun einzufinden. Mußte er doch jetzt, nachdem er Wilhelmine an sein Geschick geknüpft, darauf bedacht sein, zu einträglicher Berufsstellung zu gelangen! Zu unbedeutend war sein Vermögen, um darauf allein, gar mit einem Hausstand, seinen Lebensplan gründen zu können. Und je mehr ihn diese Sorge erfüllte, desto geheimnißvoller that er über das, was er eigentlich beabsichtige; desto räthselhafter wurde er seiner Familie und auch dem General. Das Studium, nachdem er es nun ein Jahr getrieben, gab er plötzlich mit ebenso großem Widerwillen auf, als er es früher mit Begeisterung begonnen hatte. Von einer Professur, zu der er hatte hinstreben wollen, sollte keine Rede mehr sein.

Etwas anderes schwebte ihm jetzt vor. Aber was? Niemand erfuhr es, denn niemand mochte er anvertrauen, daß er damals mit seinen ersten dichterischen Versuchen sich abrang und wie seine Seele zwischen Hoffnung und Muthlosigkeit hin und her schwankte. Nur zu Wilhelmine sprach er schon damals von seiner unüberwindlichen Abneigung gegen jeden festen Beruf und bat sie, als er planlos nach Berlin reiste, ihm trotzdem zu vertrauen.

Willig und aus Liebe zu dem trefflichen, wenn auch nur zu seltsamen Manne that sie, was er gewünscht. Er nahm es ja so ernsthaft, sie als sein Weib geistig zu erheben und sie dadurch, wie auch sich selbst, in hohem Sinne glücklich zu machen! Auch in Berlin dachte er immer nur, wie er für sie und sich den Hausstand gründen könne. Allerhand Aussichten auf Anstellung eröffneten sich ihm; es schien nur an ihm zu liegen, sie zu verwirklichen.

„Als ich,“ las sie in seinem ersten Briefe von dort, „hineinfuhr in das Thor im Halbdunkel des Abends und nun endlich in der stolzen Königsstadt war und meine Seele sich erweiterte, um so viele zuströmende Erscheinungen zu erfassen, da dachte ich: wo mag wohl das liebe Dach liegen, das einst mich und mein Liebchen schützen wird? Hier in der stolzen Kolonnade? Dort in jenem versteckten Winkel? Oder hier an der offenen Spree?“ In süßen Hoffnungen wiegte sich ihr Herz bei solchen Worten.

Und so steigerte er, befangen in glücklichen Hoffnungen, das Vertrauen ihrer Liebe immer von neuem: „Denke, Du wärest in das Schiff meines Glückes gestiegen mit allen Deinen Hoffnungen, Wünschen und Aussichten. Du bist schwach, mit Stürmen und Wellen kannst Du nicht kämpfen; darum vertraue Dich mir an, mir, der mit Weisheit die Bahn der Fahrt entworfen hat, der die Gestirne des Himmels zu seinen Führern zu wählen und das Steuer des Schiffes mit starkem Arm zu lenken weiß! So lange der Steuermann noch lebt, sei ruhig! Beide gehen unter in den Wellen, oder beide laufen glücklich in den Hafen; kann sich die Liebe, die echte Liebe, ein freundlicheres Schicksal wünschen?“

Aber er kam keinen Schritt weiter, der Geliebten ein Heim zu bereiten, denn von einem Grauen vor der trostlosen Oede des Bureaudienstes erfaßt, verwarf er jeden Gedanken daran, brach alle Verbindungen, die ihm zur Erlangung einer Anstellung förderlich sein sollten, ab, verließ Berlin und machte Reisen nach den verschiedensten deutschen Städten, ja floh in einer phantastischen Aufregung bis nach Paris, wo er Freiheit, weitere Bildung und wohl auch, obgleich er dies gegen niemand aussprach, die endliche Gestaltung seiner inneren Gefühle zu einem bedeutenden Dichtwerk erhoffte. Es war ihm, als müsse dort sein Geschick sich wunderbar entscheiden.

„Mädchen!“ schrieb er unterwegs an die Verlobte. „Wie glücklich wirst Du sein! Und ich! Wie wirst Du an meinem Halse weinen, heiße, innige Freudenthränen! Der Würfel liegt, und wenn ich recht sehe, wenn nicht alles mich täuscht, so stehen die Augen gut. Küsse mich, Mädchen, denn ich verdiene es.“

Weiter sagte er nichts von seinen Plänen; sie erfuhr aus allen seinen Briefen aus Paris nur immer wieder, wie er sich mit den Gedanken an sie, an ihre Idealisirung, möchte man sagen, und ihr künftiges Eheglück trug. „Dich, mein geliebtes Mädchen, ausbilden, ist das nicht etwas Vortreffliches? Und dann mich selbst auf eine Stufe näher der Gottheit stellen — das Ziel ist gewiß hoch genug und erhaben.“

Der alte General von Zenge faßte allmählich immer schwerere Bedenken über den zukünftigen Schwiegersohn. Er schüttelte seinen grauen Kopf bei der Wahrnehmung, wie der junge Mann an seiner Braut fort und fort schulmeisterte, allerhand Illusionen in ihr erregte, als solle sie, statt auf der Welt, in einem erträumten Wolkenkuckucksheim ihre Bestimmung erwarten, und er daneben jeder Gelegenheit für einen einträglichen Lebensberuf mit Gleichgültigkeit aus dem Wege ging. Eine Idee verdrängte in seiner rastlosen Phantasie die andere, und jede dieser Ideen konnte den Vater über das Schicksal seiner verlobten Tochter nur besorgter machen. Da fühlte der Bräutigam auf einmal den Beruf eines Dichters in sich; dann, nachdem er in Paris Monate lang sein Geld ausgegeben, wandelte ihn wieder die Leidenschaft fürs Reisen an. Ja, wohin sollte dies denn führen?

Wilhelmine schwieg bei solchen Scheltreden ihres Vaters auf den Geliebten. Ihr Glaube an ihn wankte nicht, entfuhr ihr im stillen Kämmerlein auch schon mancher Seufzer, fiel auch manche heiße Thräne auf die Briefe, die er sandte und die seiner inneren Qual erschütternden Ausdruck gaben.

„Liebe Wilhelmine, laß mich reifen!“ hieß es in einem derselben. „Ist es eine Verirrung, so läßt sie sich vergüten und schützt mich vor einer anderen, die vielleicht unwiderruflich wäre. Sobald ich einen Gedanken ersonnen habe, nach dem ich wieder streben kann, kehre ich um, ich schwöre es Dir . . . Es muß etwas Gutes aus diesem inneren Kampfe hervorgehen.“

Dieser ewige innere Kampf in ihm — mußte sie darin nicht mehr und mehr das Verhängniß ihres und seines Lebens erkennen? Sah sie diesen Steuermann, in dessen Glücksschiff sie sich gesetzt, nicht planlos auf den Wellen treiben? „Warte zehn Jahre und Du wirst mich nicht ohne Stolz umarmen!“ Kann solcher Zuruf eine Braut erheben?

Er schickte ihr Rousseaus Schriften, um sie zu studiren, sich weiter daran zu bilden. Offenbar ein neuer Einfall von ihm, sich und sie mit einem erträumten Leben nach Rousseauschen Ideen glücklich zu machen.

„Das kleine einsame Hüttchen unter dem schützenden Felsen,“ malte er ihr auch schon aus, „der Strom, der Kühlung und Nahrung zugleich herbeiführt, Freuden, die keine Idylle malen kann, Wünsche, die nicht über den Gipfel der umschließenden Berge fließen — ach, liebe Wilhelmine, ist Dir das nicht auch so rührend und reizend wie mir? Wer erfüllt getreuer seine Bestimmung nach dem Willen der Natur, als der Hausvater, der Landmann?“

Es war das unselige Mißtrauen in die eigene Kraft, seine Verzweiflung daran, jemals etwas Hohes und Schönes leisten zu können, was ihn zu solch völliger Resignation trieb. Eine Erklärung über verschiedene begonnene und wieder aufgegebene Arbeiten wollte und konnte er nicht geben; er fühlte es selbst, wie er Wilhelmine quälte, und konnte sich doch nicht entschließen, sie in sein Innerstes blicken zu lassen.

„Erlaß es mir,“ schrieb er, „mich deutlicher zu erklären. Ich bin noch nicht bestimmt, und ein geschriebenes Wort ist ewig.

Aber hoffe das Beste! Ich will mich nicht mehr übereilen; thue ich es noch einmal, so ist es das letzte Mal. Denn ich verachte entweder dann meine Seele oder die Erde, und trenne sie."

Daraus klang auch schon Verzweiflung und Lebensüberdruß. Wilhelmine konnte nicht mehr froh in eine Zukunft blicken, die sie von diesem zerfahrenen Geist ihres Verlobten erwarten sollte. Bescheiden, wie ihr Sinn war, besaß sie doch eine ruhige Bestimmtheit des Charakters, welche einen besseren Halt im Leben verbürgte als Heinrichs schwankende und phantastische Natur. So fing sie jetzt an, deutlich den unheilbaren Zwiespalt ihrer beiderseitigen Naturen zu erkennen.

An alles, was er ihr noch vom Glück der Zukunft schrieb, glaubte sie nicht mehr. Er wollte sich ein Gütchen in der Schweiz kaufen, einen kleinen Bauernhof, wozu wohl noch der Rest seines Vermögens gereicht hätte; und da sollte sie mit ihm zusammen die Rousseausche Idylle vom glücklichsten Leben verwirklichen, mit ihm ländliche Arbeit treiben und, wenn der sonnige Tag darüber vergangen, abends vor dem Hüttchen im Mondschein sitzen, die kühle Luft genießen, vom Dichten und Denken der großen Geister mit ihm plaudern.

Der General, als er davon hörte, erklärte ihn rundweg für einen Narren, und alle im Hause ebenso wie in der Kleistschen Familie stimmten halb und halb damit überein und verdachten es Wilhelminen nicht, daß sie sich auf diese Abenteuerlichkeit nicht einlassen wollte. Sie schrieb es ihm, schonend, liebevoll; sie war es jetzt, die ihn auf den Weg zum Glück zu führen suchte, indem sie ihn zunächst von dem des Unglücks abmahnte. Das aber ertrug sein herrischer Sinn nicht. Beleidigt, im Innersten aber auch beschämt durch die Niederlage bei dem Mädchen, das er selbstherrlich gestrebt hatte, zu willenloser Gefolgschaft sich zu erziehen, schwieg er. Kein Brief mehr kam von ihm an sie; sie hörte nur von seiner Schwester, daß er wirklich in der Schweiz war und ins Vaterland nicht anders denn als gefeierter Dichter zurückkehren wolle. War sie noch seine Braut oder nicht? Hatte er mit ihr gebrochen oder grollte er nur?

Sie wußte es nicht. Ein Jahr war er schon fort und sie trug treu noch die Fessel, die er ihr angelegt. Ihre Liebe gehörte noch immer ihm. Nun starb ihr Bruder Karl, mit dem sie durch die innigste Liebe verbunden gewesen war. Da folgte sie dem Zug ihres Herzens und schrieb dem Geliebten, daß er sich jetzt mit dem wirklichen Leben befreunden und zurückkommen müsse, daß sie an ihm hänge nach wie vor und es mehr denn je bedürfe, von ihm getröstet zu werden.

Wohl erfolgte darauf eine Antwort. Er sandte ihr ihren Brief zurück mit einigen wenigen Zeilen, kalt, herzlos beinahe: daß er nicht zurückkehre, daß er arm sei und sich von der Schriftstellerei ernähren wolle, daß er ihr nichts mehr bieten könne.

Also für immer gebrochen! Ein schmerzvolles Ende ihres Mädchentraumes, in den er sie gelullt! —

Vier Jahre nach diesem Vorgang, 1806, fügte es eine der wunderbaren Launen des Schicksals, daß sie in dem fernen Königsberg ihn wiedersehen sollte.

In einer größeren Gesellschaft daselbst befand sich ein ernster junger Mann von dreißig Jahren, der lange abseits des frohen Tanzkreises stand und zu überlegen schien, ob er gehen oder bleiben solle. Endlich entschloß er sich, auf eine Dame, die eben allein nach einem der Nebenzimmer sich begab, zuzugehen. Sie hielt bei seinem Anblick erschrocken inne; dann rief sie halb verlegen, halb zutraulich aus:

„Herr von Kleist! Heinrich!"

Er reichte ihr die Hand und bat sie, zum Tanz mit ihm in den Saal zurückzukehren. Sie that es gern und verstand im Augenblick, einen herzlichen Ton mit dem Jugendfreund zu finden. Es war Luise von Zenge, die jüngere Schwester Wilhelminens, für welche er stets eine große Zuneigung gehabt hatte.

Sie wußte es wohl, daß Heinrich von Kleist seit einiger Zeit in Königsberg war, wo er eine bescheidene Anstellung als preußischer Finanzbeamter erhalten hatte. Ihm seinerseits war es ebenso durch seine Stiefschwester Ulrike bekannt geworden, daß und warum Fräulein von Zenge in der nordischen Stadt lebte. Sie hatte Wilhelmine dahin begleitet, welche seit Jahresfrist etwa mit dem von Frankfurt an der Oder nach Königsberg an die Universität versetzten Professor der Philosophie Wilhelm Traugott Krug verheirathet war. Aber eines war dem anderen hier noch nicht begegnet, und Heinrich hatte ein solches für ihn peinliches Zusammentreffen zu vermeiden gesucht.

Jetzt ließ er dem Zufall sein Recht. Er öffnete der Freundin, die er früher nicht anders als die „goldene Schwester" genannt, sein übervolles Herz, klagte über sich selbst, der nach den Irrfahrten des Lebens und nach ehrgeizigstem Ringen um dichterischen Erfolg und Ruhm an Geist und Körper gebrochen ins Vaterland zurückgekommen war und nun nach allen Stürmen und Kämpfen in dem Hafen eines kleinen Staatsamts Ruhe und Sammlung zu finden hoffte.

Er fragte Luise dann auch, ob ihn Wilhelmine wohl wiedersehen möchte. Sie war ebenfalls auf dem Ball; er hatte das blühende Weib schon gesehen, wie es sich graziös im Arm des Gatten im Tanzreigen bewegt. Luise führte ihn darauf zum Professor Krug, einem etwas älteren, lebensfreudigen, geselligen und liebenswürdigen Manne, und stellte ihn demselben vor. Krug, der in Frankfurt Wilhelmine kennen gelernt und um ihre Hand geworben hatte, als er den Ruf nach Königsberg bekam, kannte natürlich die früheren Beziehungen des Herrn von Kleist zu seiner Gattin. Aber dies hielt ihn bei seiner Theilnahme für den früheren unglücklichen Bräutigam Wilhelminens nicht einen Augenblick ab, ihn seiner jungen Frau zuzuführen und aufs freundlichste in sein Haus zu laden.

So sahen sie sich denn wieder, die einst sich für das Leben einander verlobt und deren Wege seitdem so sehr aus einander gegangen waren. Er fand sie als die glückliche Frau eines schon berühmten Gelehrten; sie ihn als einen Schiffbrüchigen, der sich in sein Geschick ohne Zufriedenheit zu ergeben suchte. Eine stumme Zwiesprache führten sie da, als sie sich nach nahezu fünf Jahren wieder gegenüberstanden; ihr Mitleid und sein Leiden tauschten wohl leise einen Seufzer aus.

Im Krugschen Hause fand er so herzliche Aufnahme, daß er bald ein häufiger Gast in demselben wurde. Hier konnte er sich aussprechen; hier boten edle Seelen dem Hadernden und Kleinmüthigen Trost. Die Braut von einst bezeigte sich ihm als eine Freundin; ihre Schwester war ihm wie die seinige. Sie beruhigten oft die wieder aufsteigenden Wogen seines Ehrgeizes. Er las ihnen die Uebersetzungen aus dem Französischen vor, mit denen er sich in seiner freien Zeit beschäftigte, erzählte ihnen von seinen dramatischen Dichtungen, die keinen Erfolg zu erringen vermochten, von den neuen, die er im Kopfe trug, von all den Ideen und Phantasien, mit denen sich sein Hirn erhitzte, und sie ehrten sein Vertrauen durch innige Antheilnahme, durch nachfühlendes Verständniß dieser echten, aber so verdüsterten und verbitterten Dichterseele.

Auf einmal litt es ihn in diesem Frieden nicht mehr. Die alte Ruhelosigkeit kam wieder über ihn. Er stieß das Amt widerwillig von sich, nahm Abschied von Wilhelmine, von Krug und wanderte trotz aller Franzosen im Lande, die nach Preußens Zertrümmerung in der Jenaer Schlacht auch schon die Nordprovinzen überfluteten, in bitterster Januarkälte zum Thore von Königsberg hinaus nach Berlin. —

Wilhelmine sah ihn nur noch einmal wieder, in Leipzig, wohin Professor Krug 1809 versetzt worden war. Sonst verlor sie sein Thun und Treiben auf seinen weiteren Irrfahrten fast aus dem Auge. Gelegentlich nur kam ihr etwas von seinen neuen Schriften zu Gesicht; von der Kleistschen Familie in Frankfurt aber erhielt sie die schlimme Nachricht, daß sie Heinrich als einen Menschen betrachtete, dem nicht mehr zu helfen sei und der elend an seiner Ueberspanntheit untergehen müsse.

Eines Tages, Ende November 1811, brachte Professor Krug seiner Gattin ein Zeitungsblatt. Ein Blick auf die von ihm bezeichnete Stelle, und sie erstarrte. Sie las, daß Heinrich von Kleist sich mit der gemüthskranken Gattin eines Berliner Beamten am Wannsee im Grunewald erschossen hatte. Als Leben in sie zurückgekehrt, flog sie an die Brust ihres Mannes und weinte da lange und heftig. Er verstand die Thränen, die sie einem Unglücklichen weihte, der doch ein echter Dichter gewesen war und mit seinen Meisterwerken „Der Prinz von Homburg", „Der zerbrochene Krug", „Das Käthchen von Heilbronn", „Penthesilea" u. a. sich die Unsterblichkeit geschaffen hatte.

welche die Schule verbessern soll, und dies kann nur in Gebäuden, die in jeder Beziehung gesund angelegt sind, ermöglicht werden.

Diese Wahrnehmung kann uns nur ermuthigen, auf dem eingeschlagenen Wege weiter fortzuschreiten, um so mehr, als noch viele Fragen ihrer Erledigung harren. Die allgemeine Gesundheitspflege hat den Endzweck, den Organismus der Menschen gesund zu erhalten. Wenn daher auch die Schlußfäden in der Hand des Arztes zusammenlaufen, so sind doch zur Lösung der Aufgabe die verschiedensten Mitarbeiter in Anspruch genommen. Die Schulgesundheitspflege als Theil des Ganzen sucht die Gesundheit der Schulkinder gegen Gefahren zu schützen, welche durch den längeren Aufenthalt und die größere Anzahl der Kinder in geschlossenen Räumen und die gebeugte Haltung derselben entstehen.

Es fragt sich nun, wer dieses gesundheitliche Wächteramt der Schule übernehmen soll. Es ist hier zweierlei zu berücksichtigen: erstens der Bau und die Einrichtung der Schule. In dieser Hinsicht wird wohl jetzt überall in Deutschland die ganze Kraft von den Verwaltungen eingesetzt, das Beste zu schaffen und die neuesten Erfahrungen zu verwerthen. Das Zweite dagegen, die Ueberwachung der Kinder in den gegebenen Verhältnissen, hat noch nicht die nothwendige Erledigung gefunden.

In mehreren außerdeutschen Ländern sind Schulärzte zu diesem Zwecke vorhanden, welche, fest angestellt, die Schule monatlich ein- bis zweimal besuchen und über das Ergebniß der Untersuchung der Schule und der Schüler amtlich berichten. Die Einführung hygienisch gebildeter Schulärzte ist auch in Deutschland ein dringendes Bedürfniß; ihre Thätigkeit muß aber vor allem darin bestehen, die Güte der vorhandenen Einrichtungen bezüglich der Wirkung auf die Allgemeinheit der Kinder fortdauernd zu prüfen und die von den Lehrern gefundenen krankhaften Abweichungen der Schüler in Augenschein zu nehmen. Eine merkliche Verminderung der ansteckenden Krankheiten durch die Schulärzte zu erzielen, würde nicht einmal durch tägliche Untersuchungen zu ermöglichen sein und eine so große Anzahl von Aerzten erfordern, daß das Zusammenwirken zwischen Lehrer und Arzt verloren ginge. Für jeden größeren Schulbezirk würde nur ein Arzt anzustellen sein.

Noch ein anderes Thema, welches bis jetzt nicht in Betracht gezogen worden ist, gehört in den Bereich des Arztes, nämlich ein kurzer Vortrag über gewisse Kapitel der Gesundheitspflege in dem letzten halben Jahre der obersten Gymnasial-, Real-, Volksschul- und Fortbildungsklassen. Der Schüler soll darin nicht mit der Kenntniß der neuesten Untersuchungen aus dem Gebiete der Hygiene überbürdet werden, sondern aus dem Leben heraus die Gefahren erkennen lernen, welche dem Jüngling bei seinem selbständigen Eintritt in das Leben in gesundheitlicher Beziehung entgegentreten.

Hiermit ist die Thätigkeit des Arztes in der Schule abgeschlossen; die Beobachtung des einzelnen Kindes ist für ihn nicht möglich. Dazu ist nur der befähigt, welcher das Kind fortdauernd vor Augen hat und eine jede Veränderung desselben mit Bezug auf Haltung, Farbe, Ausdruck berücksichtigen kann: dies ist der Lehrer. Durch seine Stellung als geistiger Erzieher muß er mit Nothwendigkeit während der Schulzeit auch dem körperlichen Befinden des Kindes sein Augenmerk zuwenden; er kann krankhafte Abweichungen oft früher entdecken, als dies im Hause geschieht, weil ihm der Vergleich mit normal gesunden Kindern täglich zu Gebote steht. Der Lehrer ist ferner zur Ueberwachung der Gesundheit seiner Schüler berechtigt, weil gegen die Schule oft die unbegründetsten Vorwürfe wegen Entstehung von Krankheiten erhoben werden, deren Ursachen vielfach nur im Hause zu suchen sind. Die Eltern sollten deshalb dem Lehrer für eine Benachrichtigung über den Gesundheitszustand ihres Kindes um so dankbarer sein, als das Institut der Hausärzte immer mehr in der Abnahme begriffen und daher von dieser Seite Aufklärung nicht zu erwarten ist. Um sein Wächteramt aber genügend erfüllen zu können, muß der Lehrer eine gewisse Kenntniß von einigen krankhaften Abweichungen des Organismus, Rückgratsverkrümmungen, Kurzsichtigkeit, den wichtigsten ansteckenden Krankheiten, sowie von allgemeinen Schuleinrichtungen, Ventilation und Heizung ꝛc. besitzen. In den nachfolgenden Artikeln wollen wir nun den Versuch machen, eine kurze Erörterung dieses Stoffes aus dem praktischen Leben heraus zu geben. Es sind oft Kleinigkeiten, die herangezogen werden, doch verdienen sie für die Entwickelung des Kindes Berücksichtigung.

Eine Vorfrage, welche dem Lehrer oft von den Eltern gestellt wird, lautet: wie soll das Kind *vor* dem Besuch der Schule unterrichtet werden? Hier kommt eine Einrichtung in Betracht, deren häufig auftretende Nachtheile noch nicht überall die genügende Beachtung, besonders von behördlicher Seite, gefunden haben, nämlich die „Kindergärten", nicht zu verwechseln mit den Kinderbewahranstalten, welche, fast stets gesund gebaut, für die ärmeren Klassen unserer Bevölkerung die segensreichste Wirkung ausüben. Während bei Schulbauten alles geschieht, um die Räume gesundheitlich so günstig wie möglich auszubauen, werden in Kindergärten mitunter (rühmliche Ausnahmen sind ja glücklicherweise auch nicht selten) in einem gewöhnlichen, gegen Norden gelegenen Miethlogis über 40 Kinder schon vom dritten Jahre an in gänzlich ungenügenden Räumen untergebracht; durch unpassende Beleuchtung, Sitze und Arbeiten, besonders das Ausstechen mit Nadeln, entsteht auf diese Weise schon im frühesten Alter die Grundlage der spätern Augen- und Schulkrankheiten. Ein Kind muß bis zum sechsten Jahre so viel durch eigene Beobachtung lernen, daß jeder methodische Lehrstoff vor diesem Alter zu verwerfen ist. Fernere Nachtheile schafft das längere Stillsitzen, weil hierdurch für den Organismus ungünstige Wachsthums- und Blutkreislaufsverhältnisse eintreten. Außerdem droht dem Kinde die Gefahr von ansteckenden Krankheiten schon in einem früheren Lebensalter, als dies im Hause durchschnittlich der Fall ist. Je älter aber ein Kind, desto leichter wird gewöhnlich eine derartige Krankheit überstanden. Diese Zustände in den sogenannten „Kindergärten" fordern gebieterisch eine Abhilfe durch gesetzliche Bestimmungen und besonders folgende Punkte sind zu berücksichtigen:

1. Die Räume und Einrichtungen müssen in jeder Beziehung der modernen Gesundheitspflege und der Anzahl der Kinder entsprechen.
2. Die Aufnahme ist nicht vor dem fünften Jahre zu gestatten.
3. Der Zwang zum Stillsitzen darf nicht über eine halbe Stunde dauern.
4. Es sind Beschäftigungsmittel zu benutzen, welche den Augen nicht nachtheilig sind.
5. Jeder methodische Lehrstoff, welcher zur Schule Beziehung hat, ist verboten.
6. Bezüglich der ansteckenden Krankheiten müssen die Schulgesetze in größter Strenge zur Anwendung kommen.

Unmittelbar aus dem elterlichen Hause nimmt der Lehrer schon deshalb am liebsten das Kind entgegen, weil es dann im vollsten Umfange die Vorfreude und Sehnsucht nach der Schule mit sich bringt, die es schon Jahre lang in Spiel und Gedanken beherrscht hat. In dieser Vorfreude ist eben einer der Hauptgründe zu finden, daß das Kind die Anstrengungen der Schule in körperlicher und geistiger Beziehung nach der vollständigen Freiheit so gut erträgt, und das Erhalten dieser Freude an der Schule besonders im ersten Schuljahre ist von der größten Wichtigkeit für die gesammte geistige Entwickelung des Kindes.

Erwarten wir unsere Schuljugend früh beim Eintritt in die Schule, so finden wir immer noch in manchen Orten den Uebelstand, daß zu früh gekommene Kinder nicht das Schulgebäude betreten können, sondern vor der Thür eine Zeitlang warten müssen. Bei schlechtem Wetter wird dieses Warten leicht zu einer Quelle von Erkältungskrankheiten. Die Kinder müssen daran gewöhnt werden, die mittlere Durchschnittszeit innezuhalten, und nöthigenfalls sind die Eltern zu benachrichtigen. Eine offene Hausthür im Schulhause für zu früh gekommene Kinder ist aber durchaus zu fordern.

Eine große Härte liegt oft auch in der Bestrafung der zu spät gekommenen Kinder. Vergleichen wir diesen Uebelstand an verschiedenen Schulen, so sehen wir in den Bezirksschulen, welche von den Kindern der weniger bemittelten Stände besucht werden, viel seltener diese Spätlinge. Der Vater muß hier früh das Haus verlassen, es wird zeitig gefrühstückt, das Kind kann, nachdem es in Ruhe seinen Kaffee getrunken hat, sich langsam zur Schule rüsten und zur rechten Zeit eintreffen. In den wohlhabenderen Ständen hat dagegen das moderne Leben eine größere

Benutzung der späteren Abendstunden herbeigeführt: gleich den Eltern kommt auch das Kind oft erst spät ins Bett. Am Morgen schlafen die Eltern länger, das Dienstmädchen weckt das Kind, welches sich müde erhebt; die nothwendige Zeit zum Frühstück fehlt, im Stehen wird der Kaffee hinuntergegossen; zuweilen werden auf dem Schulwege noch einige Bissen gegessen, aber manchmal kommt das arme Kind vollkommen nüchtern, erregt an seinen Platz, um bald geistig zusammenzusinken und oft noch von dem Lehrer falsch beurtheilt zu werden und nachsitzen zu müssen. Die Schulordnung ist selbstverständlich aufrecht zu erhalten, doch sind vor allem in solchen Fällen die Eltern zu benachrichtigen und dringend aufzufordern, dieser Unordnung abzuhelfen. Ein Kind bedarf 10 Stunden Schlafes, und eine jede Verkürzung desselben rächt sich bitter bei der Entwickelung des Organismus.

Hiermit hängt die Frühstücksfrage eng zusammen. Ich besuchte in der Frühstückspause verschiedene Schulen. In den Bezirksschulen aßen die Kinder ihre oft sehr ansehnlichen Butterbrote mit größtem Appetite; ich habe auch in diesen Ständen selten gehört, daß die Kinder ihr Frühstück unberührt aus der Schule mitbrächten, wie es bei besser situirten Kindern häufig die Klage der Mütter ist. Durch das übereilte späte Frühstück wird der Magen geschwächt, in der Pause ist kein Hunger vorhanden, nach der Schule stellt sich derselbe ein und das verspätet gegessene Brötchen verdirbt wiederum den Mittagsappetit. Oft wird auch das Frühstück vergessen und die Pause zu Schularbeiten benutzt. Dieser große bis jetzt nicht genügend hervorgehobene Fehler macht sich besonders in den höheren Schulen bemerkbar, und es muß hiergegen mit größter Strenge eingeschritten werden; die Pause soll *ohne jede geistige Anstrengung* verlaufen und nur der Ruhe gewidmet sein: die Hauptpause ist zum Frühstücken zu benutzen.

Bei schlechtem und kaltem Wetter sind es die künftigen Herren der Schöpfung, welche ihre Abhärtung zum Nachtheile ihrer Gesundheit zeigen wollen; Regenschirme und Ueberzieher werden als sehr überflüssige Gegenstände des kindlichen Haushaltes betrachtet, völlig durchnäßt gelangen sie oft in der Schule an. Der Lehrer ist vollständig berechtigt, derartige Kinder nach Hause zurückzuschicken. Nasse Kleider leiten die Eigenwärme des Körpers leichter fort, das Kind sitzt fröstelnd an seinem Platze. Um ein Paar nasse wollene Strümpfe an den Füßen zu trocknen, ist so viel Wärme erforderlich, als nöthig ist, $\frac{1}{2}$ Pfund Eis zum Schmelzen zu bringen — für ein blutarmes Kind eine Unmöglichkeit; die kalten Füße drängen das Blut nach anderen Organen und Erkältungen sind die Folge. Aus diesem Grunde muß der Lehrer energisch gegen das Spötteln der Mitschüler ankämpfen, wenn zarte Kinder vor der Stunde ihre Strümpfe wechseln; sie können dieselben in einer kleinen Blechkapsel leicht in der Schultasche mit sich führen. Das Tragen der Gummischuhe ist nur dann den Füßen durch Behinderung der Ausdünstung nachtheilig, wenn dieselben länger anbehalten werden als nöthig; für den Schulweg aber verschaffen sie einen warmen Fuß und es kostet dem Lehrer nur zwei Kommandoworte, um bei schlechtem Wetter an ihr Ablegen zu erinnern. Die Mäntel und Regenschirme werden gewöhnlich im Klassenzimmer abgelegt. Die Haken dafür sind so anzuordnen, daß die Regenschirme getrennt von den Kleidern hängen, um deren Innenfläche nicht zu befeuchten. Der Lehrer muß sich den Einrichtungen seines Schulgebäudes fügen, die Anregung zu kleineren Abänderungen zum Wohle seiner Schüler sollte aber von jeder Schulbehörde dankbar angenommen werden.

Jagdleben im Hochland.

Geschildert von Ludwig Ganghofer. Mit Illustration S. 656 und 657.

4. Hirschbrunft.

Er war kein Jäger, mein Freund, aber was ich ihm so ab und zu von all dem schönen Leben zwischen Wald und Felsen erzählte, machte ihn lüstern, und da war es einer seiner Lieblingswünsche, einmal einen Hirsch im Bergwald „schreien" zu hören. Nun traf es sich gut, daß er mich gerade während der ersten Oktoberwoche in meinem stillen Bergsitz besuchte. Seit acht Tagen schon war droben die Brunft in Gang, und die Hirsche schrieen allnächtlich mit orgelnden Stimmen. Es war einer der klaren, lauen, leuchtenden, von bläulichem Duft erfüllten Oktobertage, wie sie der Herbst nur in den Bergen spendet. Einige Stunden nach Mittag schickten wir uns zum Aufstieg an; den Träger mit Zeug und Proviant hatten wir bereits am Morgen vorausgeschickt zur Hütte, damit wir uns bei ungestörtem Plaudern und Schauen des herrlichen Weges freuen konnten. Auf schmalem Pfade ging es empor durch steilen Laubwald, welcher vielfach mit Tannen und Lärchen untermischt und an manchen Stellen von schroffen, moosbehangenen Felswänden durchrissen war. Auf halbem Wege, unter einer mächtigen Buche streckten wir uns zu kurzer Ruhe in das raschelnde Laub, welches handhoch schon die Erde deckte.

Unter uns in dem von duftübersponnenen Bergen umschlossenen Thal lag schon der Schatten; hier oben aber schien noch die Nachmittagssonne warm und golden durch das Laubwerk, in welchem der sachte Wind sein Flüstern und Wispern trieb. Zu keiner Zeit — vielleicht nur eine mondhelle Winternacht ausgenommen — ist der Bergwald so zaubervoll schön wie im Herbste. Da giebt es in der Welt keine Farbe, die er nicht zeigt, sei es an seinen hundertfältigen Moosen und Flechten oder an seinen hundertfarbigen Steinen, sei es an seinen welkenden Blumen oder an seinen gereiften und reifenden Beeren, sei es an den knorrigen Rinden und immergrünen Nadeln seiner Fichten und Föhren, oder sei es an den weiß und grau erglänzenden Stämmen seiner Buchen und Ahorne, deren Blätterfarbe von dem lang bewahrten Grün hinüberspielt in brennendes Gelb und in das tiefste Roth. Und mit der einzigen Farbe, die dem Bergwald mangelt, mit dem lichten lachenden Blau, überdacht der klare, wolkenreine Himmel das zahllose Volk seiner Bäume und Steine. Freilich ist das eine Herrlichkeit, die auf zitternden Füßen steht. Eine einzige Nacht — und dichte Wolken wallen um alle Gipfel und greifen mit ihren gaukelnden Nebelarmen nieder über Wald und Wände, schwere Regenschauer verfinstern die Luft und zeugen rauschende Wasserstürze in jeder Schlucht und Rinne, mit gigantischer Wildheit braust der kalte Herbststurm über die Berge, in gelben Wolken wirbeln die welken Blätter durch die Lüfte, von den Dächern der verlassenen Sennhütten fliegen die grauen Schindeln, mit Krachen stürzen die Tannen, und durch den weiten Bergwald geht ein dumpfes Stöhnen, als seufze die sterbende Natur durch die ächzende Stimme ihrer Bäume . . .

Wir aber saßen ja noch in goldigem Sonnenschein und lugten mit nimmersatten Augen in die noch währende Pracht.

„Wie schön, wie wunderschön!" staunte mein Freund und dehnte sich behaglich in der lauen Sonne.

„Ja, warte nur, morgen um Tagesgrauen wirst Du zittern und schnattern vor Kälte und wirst vielleicht sagen: pfui, wie ungemüthlich! Wir steigen nicht nur der Höhe, wir steigen auch dem Winter entgegen."

Als der vom Thal emporschleichende Schatten uns überholen wollte, machten wir uns wieder auf die Füße. Kaum waren wir eine Strecke weit gegangen, da hob mein Freund mit Lauschen den Kopf — er hatte ein durch die Ferne gedämpftes, langgezogenes Brüllen vernommen.

„War das ein Hirsch?"

„Ein Hirsch?" lachte ich. „Wenn Du nichts dagegen hast, so war das eine Kuh, die irgendwo auf dem jenseitigen Berghang weidet — und wenn Du die Ohren ein wenig spitzen willst, so kannst Du auch ganz leise noch ihre Glocke hören."

Er stellte sich etwas beschämt, wollte aber nun wissen, wie denn der Schrei eines Hirsches eigentlich klänge. Ich schaute zur Seite, damit mein Schmunzeln mich nicht verriethe, ahmte das Meckern eines an Heiserkeit leidenden Ziegenbockes nach und erklärte, so ähnlich, nur ein ganz klein bißchen anders wäre der Schrei eines Brunsthirsches wohl anzuhören.

„Merkwürdig,“ meinte er. „Und da scheint mir, daß Hieronymus Lorm auch niemals einen Hirsch hat schreien hören, sonst hätte er dieses nicht sehr poetische Gekrächze schwerlich zum Vergleich für seine lechzende Sehnsucht genommen:

‚Ich rufe wie die Wachtel im Getreid,
Ich schreie, wie der Hirsch nach Wasser schreit.‘“

„Da magst Du wohl recht haben. Uebrigens, der Vergleich hinkt auch noch auf einem anderen Fuße. Die Hirsche schreien nicht nach Wasser. Es läßt der Hirsch seine Stimme alljährlich nur durch einige Tage hören, nur in der Brunstzeit, wenn ihm ‚das Herz in Liebe schlägt‘. Nach Wasser braucht er nicht zu schreien, denn wenn er auch weder Teich noch Quelle findet, er löscht ja seinen Durst beim Aesen des thaunassen Grases.“

So plauderten wir im Steigen weiter, wobei uns allmählich die Dämmerung des kühlen Abends überfiel. Nahe der Jagdhütte hatten wir die Höhe einer sanft abfallenden Lichtung zu passiren. Ein geringer Sechserhirsch, der aus dem Dickicht getreten sein mußte, an welchem wir vorüber sollten, zog vertraut über den mit dürren Storren und welkendem Kräuterwerk bedeckten Schlag dem tieferen Grunde zu. Um den harmlosen Schneider nicht zu vergrämen, drückten wir uns am Saum der Dickung hinter ein Fichtenböschlein. Da plötzlich tönte kaum zwanzig Schritte hinter uns der tiefe, rauhe, weithin hallende Brunftschrei eines starken Hirsches. Mir schlug das Herz; aber trotz aller Jagdlust, die mich packte, schielte ich nach dem Gesichte meines Freundes, der erblaßt und erschrocken aufgesprungen war, als hätte er dicht hinter seinem Nacken das Brüllen eines hungrigen Bären vernommen. Doch war auch ein anderer noch erschrocken: der Schneider auf der Lichtung drunten; der mochte wohl mit dem bösen Herrn im Dickicht schon unbehagliche Bekanntschaft gemacht haben, denn in scheuer Flucht, daß unter ihm die dürren Aeste krachten, segelte er dem dunkeln Walde zu. Der andere im Dickicht schien das Brechen der Aeste richtig zu deuten: es rauschten hinter uns die Büsche, und da stand er nun, kaum einige Bergstocklängen vor uns, frei auf dem Steige — ein prachtvoller Anblick. Fast schwarz erschien im bereits vollendeten Winterkleide der mächtige Körper mit dem dicken, zottig behaarten Brunfthals. Weiße Schaumflocken am Aeser, den Grind (Kopf) mit den vor Leidenschaft funkelnden Lichtern windend vorgestreckt, das Geweih, dessen gefegte Enden trotz der Dämmerung gleich weißem Silber blinkten, gegen den Nacken drückend, so stand er vor uns in seinem Stolze, in seiner Kraft und Wildheit. Allerdings genossen wir diesen Anblick nur wenige Sekunden; auf eine unvorsichtige Bewegung meines Begleiters stutzte der Hirsch, und da schlug er auch schon um wie der Wind und verschwand im schützenden Dickicht, ohne daß es mir gelang, einen Schuß anzubringen.

Mit großen Augen schaute mein Freund mich an und meinte mit kleinlauter, schwankender Stimme: „Du, mir scheint, Du hast mich aufsitzen lassen — mit Deinem Gemecker!“

„Ja, scheint mir auch,“ brummte ich ärgerlich, „aber derjenige, der am meisten dabei aufgesessen ist, bin ich. Hätt', ich Dich richtig vorbereitet, so wärst Du ruhig an meiner Seite geblieben, wärst nicht erschrocken aufgesprungen und hättest Dich nicht als wackelnde Kugelwehr mitten zwischen den Hirsch und meine Büchse gestellt. So geht's mit der Bosheit — ich habe den Schaden davon und Du den Schrecken.“

„Schrecken? Das heißt . . .“

„Laß nur gut sein, Du brauchst Dich nicht zu schämen, denn vor dem ‚Hirschfieber‘ ist der älteste Jäger nicht sicher.“

„In der That, so ein schwarzer Bursche hat etwas an sich, was einem das Herz klopfen macht. Wenn den die Lust angewandelt hätte, mit seinem Geweih ein klein wenig nach uns zu stochern . . .“

„So gefährlich ist die Sache nun doch nicht. Die Berghirsche sind scheu, auch in der Brunftzeit, und ich wüßte mich keines Falles zu erinnern, daß ein gesunder Berghirsch, wie es von brunftigen Parkhirschen häufig erzählt wird, einen Menschen ‚angenommen‘ hätte. Etwas anderes ist es mit einem angeschossenen oder mit einem bei der Treibjagd in die Enge getriebenen Hirsche. Von solch einem verzweifelten oder vor Schmerz rasenden Thiere ist manch ein Treiber und Jäger schon übel zugerichtet oder gar zu Tod ‚geforkelt‘ worden.“

„Und das soll ein Vergnügen sein? Ich danke für solche Jagd.“

Ich lachte. „Spür es nur einmal selbst, wie Dir in unnennbarer Freude das Herz schlägt, wenn der geweihte Recke im Feuer stürzt und wenn Du mitten im Zauber der Natur als Herr und Meister stehst — dann wirst Du anders reden!“

Wir hatten die Jagdhütte erreicht und streckten uns nach einem bescheidenen Abendbrot und einer behaglich verplauderten Stunde aufs duftende Heu zur Ruhe — allerdings zu einer recht zweifelhaften Ruhe. Meinen Freund ließ das ungewohnte Lager und die herbstliche Kälte der Nacht nicht schlafen; mich aber hielten die Hirsche wach, die es toll trieben die ganze Nacht und bald das träge „Grohnen“ und „Trenzen“, bald den vollen, gedehnten Orgelton, bald wieder den kurzen, rauh tönenden Kampfschrei vernehmen ließen. Immer wieder erhob ich mich, lauschte und spähte hinaus in das Dunkel, und wenn ich einen Hirsch ganz in der Nähe der Hütte schreien hörte oder im matten Sternenschein einen Schatten huschen sah, dachte ich mit stillem Neide jener Glückspitze, die schon manch einen schreienden Hirsch bei hellem Mondschein vom Hüttenfenster aus geschossen. Daneben quälte mich die Sorge, daß sich die Hirsche, da sie fast die ganze Nacht hindurch munter waren, am Morgen desto schlechter „melden“ würden.

Diese Ahnung bestätigte sich leider; als wir um die fünfte Morgenstunde aus der Hütte traten, war weit und breit nicht der leiseste Grohner zu vernehmen. Verwundert schüttelte der Jäger den Kopf: „Was sagst jetzt da dazu? Heut' Nacht wie narrisch — und jetzt net an einzigen Röhren! Wann die Teufeln mit ei'm solchenen Morgen nimmer z'frieden sind, nachher weiß ich bald nimmer was!“

Das war auch wirklich ein Brunftmorgen, wie ihn die Hirsche (und auch die Jäger) sich schöner nicht hätten wünschen können. Kein Wölklein am Himmel, an welchem die Sterne noch glänzten mit falbem Schein, indessen die östliche Ferne sich schon zu lichten begann; auf Gras und Büschen der weiße Reif; eine Kälte, daß der Athem gerann, und dazu ein Wind, welcher schnurgerad' von den mattschimmernden Felswänden niederzog über den Wald. Und dennoch kein Laut in der weiten Runde. So alt und erfahren die Jägerei auch ist, so hat sie über manche Dinge doch nur ein Fragezeichen zu machen.

Zahllose Hypothesen sind schon über die fraglichen Ursachen aufgestellt worden, welche eine mehr oder minder lebhafte Brunft veranlassen; aber jede dieser Hypothesen paßt nur immer für gewisse Verhältnisse, keine klappt für alle Fälle. Natürlich ist es, daß die Brunft um so lebhafter sein wird, je größer der Stand an Hirschen ist; da giebt ihnen schon die Eifersucht eine fleißige Kehle. Auch trifft es allgemein zu, daß die Brunft sich besonders lustig und energisch in jenen Gegenden gestaltet, in denen die Hirsche die stärkeren Geweihe tragen, in denen ein milder Winter und ein schönes Frühjahr mit reichlicher Aesung eine kräftige Entwicklung des Wildes begünstigte. Weshalb aber bei gleichem Wildstand und gleichen klimatischen Voraussetzungen der eine Herbst eine frische Brunft, der andere eine träge bringt, weshalb die Hirsche oft durch mehrere Tage unermüdlich orgeln, um dann jählings zu verstummen, weshalb sie das einemal lieber bei Nacht, das anderemal lieber am hellen Tage, das einemal lieber bei sauer Witterung, das anderemal lieber bei scharfem Frost und frühem Schneefall schreien, darüber sind die Gelehrten unter den Jägern noch immer nicht einig. Die Liebe bleibt eben unter allen Umständen eine eigene Sache, und auch das Herz der Thiere ist ein kapriziöses Ding.

Das alles plauderte ich mit leisen Worten meinem Freunde vor, während wir achtsamen Schrittes dem thalwärts führenden Steige folgten. Gleich vor der Jagdhütte hatte der Jäger sich von uns getrennt, um bergwärts zu steigen und den Einzug des Wildbrets auf einer großen, steilen Almlichtung zu beobachten; mich aber reizte der Versuch, ob es mir nicht gelingen möchte, noch einmal mit jenem schwarzen Herrn aus dem Dickicht aneinander zu gerathen. In weitem Bogen umgingen wir den Schlag, und ungefähr an jener Stelle, an welcher das Sechserhirschlein im tieferen Gehölze verschwunden war, kamen wir aus dem Walde. Ueber dem Schlage lag das schwache Grauen des nahenden Morgens, und schon auf den ersten Blick gewahrte ich inmitten der Rodung den Hirsch, freilich nur als schwarzen Schatten

mit trüben Umrissen. Er hatte drei Stück Wildbret bei sich, die er langsam umkreiste und immer mehr gegen die Dickung emportrieb. Er schien die Gefahr zu ahnen, die ihm mit dem steigenden Lichte drohte, und suchte vor Einbruch desselben seinen kleinen Harem und sich selbst in Sicherheit zu bringen. Ich schaute mir fast die Augen aus dem Kopfe, aber bei der herrschenden Dämmerung war es unmöglich, richtig und sicher zu visiren — ich mußte zu meinem Aerger den Hirsch ziehen lassen ohne Schuß.

Zwischen moosigen Steinblöcken richteten wir uns häuslich ein. Das Verschwinden des Hirsches nahm mir noch immer nicht alle Hoffnung. Trotz ihres zottigen Winterkleides spüren auch die Hirsche die Kälte der Nacht, und da ziehen sie nicht ungerne ein zweites Mal aus, wenn die warme Morgensonne den Reif von den Kräutern schmilzt. Es konnte ja auch sonst der Zufall einen „suchenden" Hirsch des Weges führen. Auch der König der Bergwälder folgt nach Schillerschem Rezepte „ihren Spuren", wenn auch nicht „erröthend". Von Beginn der Brunftzeit ist das

„Ein ewiges Suchen und Wandern . . ."

bei allen schwächeren Hirschen, besonders bei jenen, die der tyrannische „Platzhirsch" vom Rudel abgekämpft hat. Dieses Wandern der Hirsche beginnt in den Bergen gegen Ende September. „Um Aegidi" (1. Sept.), sagt wohl ein alter Jägerspruch, „tritt der edle Hirsch in die Brunft", und die sittsam erzogenen Parkhirsche mögen auch halbwegs diesem Spruche folgen; der freie Berghirsch hört aber nun einmal mehr auf die Stimme der Natur als auf die Mahnung des alten Jägerkalenders. Dann aber sind sie unermüdlich, die verliebten Herren, dann wandern sie bergaus und bergein, am gleichen Tag oft zwei und drei aneinander stoßende Reviere kreuzend, bis sie finden, „was ihr Herz begehrt."

Geduldig saßen wir; es kam der Morgen mit seinem fahlen Himmel und seinen aus dem schmelzenden Reif erdampfenden Nebeln, welche sich langsam aufwärts kräuselten in die Luft und wieder in nichts zerrannen. Es stieg das leuchtende Gestirn empor über die Berge und goß sein lauteres Gold über Wald und Rodung. Die wenigen Vögel, welche mit dem Herbste in dieser Höhe noch ausgeharrt hatten, wurden munter, flatterten pfeifend über die kalten Steine und sträubten das Gefieder. Ich hatte fleißig zu thun mit Augen und Ohren, und der Jagdeifer hielt mich warm; mein Freund aber, der meiner Prophezeiung gemäß die Sache längst schon „ungemüthlich" fand, klapperte in dem frostigen Schatten, darin wir saßen, zu seiner einzigen Unterhaltung leise mit den Zähnen. Stunde um Stunde verrann, keiner der ersehnten Wanderer ließ sich blicken, und auch der „schwarze Bursche" erschien nicht wieder; der hatte sich irgendwo im Dickicht zur Ruhe gethan und ließ nur ab und zu ein schläferiges Trenzen hören, bis er endlich ganz verstummte. Gegen elf Uhr — sechs Stunden hatten wir ausgehalten — erlöste ich meinen Freund aus seinem Klappern und Frösteln, um ihn der geheizten Jagdstube und der warmen Suppe zuzuführen. Bei der Ankunft in der Jagdhütte erhielt ich für meine schöne Geduldsprobe einen bitteren Lohn, denn der Jäger empfing mich mit den Worten: „Aber na, g'rad heut' müssen S' da 'munter tappen! Bei mir wann S' gwesen wären, Sie, da hätten S' an Prügelhirsch derschossen! Am hellen Morgen is er noch draußen g'standen mitten auf der Almlichten — und a Zwölferg'weih hat er droben g'habt — a Staal und a Pracht! Aber warten S' nur, der rumpelt uns schon an heut' abends!"

So sehr ich mich nun über meinen Eigensinn ärgerte, so gaben mir die Worte des Jägers doch wieder gute Hoffnung für die Abendbirsche

Um drei Uhr machten wir uns auf den Weg, da wir gut anderthalb Stunden zu steigen hatten, um die entlegene Alm zu erreichen. Die hohen, von gelbem Sonnenlicht umflammten Felsenhäupter warfen bereits ihre Schatten über den Bergwald und es frischte schon in der Luft, sodaß ein kalter Wind zu erwarten stand. Auf einem kleinen Wiesenflecke stand ein Schmalreh sorglos und vertraut, wie wenn es wüßte, daß es von uns keine Gefahr zu fürchten hatte. Durch das braune Heidelbeerfeld, an welchem wir vorüberkamen, glitt unsichtbar eine Auerhenne mit näselndem „gnäk, gnäk", und hoch über den Almen, auf einem leicht beschneiten Grate, rodelte und grupelte ein Spielhahn so lustig, als wäre Mai und Balzzeit in den Bergen.

Und jetzt — dieser Ton, der für einen Augenblick die Hände zittern und das Blut in den Adern sieden machte! Das war der Hirsch. Wir hörten ihn schon und waren noch über eine halbe Stunde von der Alm entfernt. Der Kerl hatte eine „Lauten" (Stimme), so dumpf und grollend, als käme sie aus einem Kanonenrohr. Vom linksseitigen Berghang antwortete ihm ein zweiter Hirsch mit schwächerer Stimme, der aber schon nach wenigen Schreien wieder verstummte. Nach einem beschleunigten Marsche, während dessen das Kanonenrohr dort oben immer fleißig weiterbrummte, erreichten wir den unteren Saum der großen Almlichtung. Mitten in dem steilen Grasgehänge stand auf einem kleinen vorspringenden Plateau die schon seit Wochen verlassene Sennhütte, welche uns einen guten Stand geboten hätte, da von ihr aus so ziemlich das ganze „Almbrett" zu beschießen war. Doch war es nicht mehr räthlich, über den ungedeckten Hang zur Hütte emporzusteigen, da der Hirsch in dem schütteren Lärchenwalde schrie, der die Höhe des Almfeldes begrenzte. Auch war der Wind noch nicht besonders gut; er zog wohl schon im Schatten abwärts, schlug aber doch manchmal noch in rechts und links ausweichenden Halbwind um. So setzten wir uns, um nur ja nichts zu verderben, am unteren Waldsaum einer breitästigen Tanne zu Füßen und deckten uns mit vorgesteckten Zweigen.

Der tiefe Baß, der über uns so fleißig übte, hatte auch meinen Freund in Aufregung gebracht, und nach seiner Meinung hätte ich stracks die Büchse spannen und kerzengerade dem orgelnden Herrn entgegensteigen müssen. Er wollte gar nicht glauben, daß der Hirsch so unliebenswürdig wäre, nicht so lange Stand zu halten, bis ich ihm aus aller Nähe die Kugel aufs Blatt gebrannt. Es mag wohl häufig und ohne besondere Mühe gelingen, einen schreienden Hirsch, der des Morgens einsam zu Holze zieht, bei gutem Winde auf Schußweite anzubirschen. Hat aber der Hirsch nur ein paar Stücklein Wildbret in seinem Gefolge, so ist er sicher vor dem Nahen des Jägers. Die braunen Damen sind zu aller Zeit gar fleißig mit „Aeugen" und „Winden", besonders aber während der Brunft; da steigert sich ihre Wachsamkeit auf das doppelte Maß, und sie scheinen genau zu wissen, daß nun in ihrer Hut das Heil und Leben ihres Herrn und Gatten steht, den die Leidenschaft der Liebe und Eifersucht trunken und sorglos macht, blind und taub für alle Gefahr. Sie haben schon recht, wenn sie in den Bergen singen:

„Bei die Buben, bei die Deandeln,
Bei die Thierln im Wald —
Die Lieb', die hat allweil
Den nämlichen G'walt."

Eine Stunde verfloß; die Strahlenkronen, welche die sinkende Sonne um die Gipfel der Berge spann, erloschen allmählich, ein grauer, kalter Schatten deckte alles Gehänge, immer schärfer und frostiger wurde der Wind, und aus den feuchten Schluchten stiegen dünne Nebel, die sich in langen Streifen schlangenartig durch die Wipfel der Bäume wanden. Ueberall herrschte lautlose Stille, welche nur manchmal durch den unbehaglich grellen Ruf des Baumläufers unterbrochen wurde.

Gegen sechs Uhr hatte der Hirsch sein Schreien eingestellt. Mein Freund hatte dazu ein langes Gesicht geschnitten; ich und der Jäger aber, wir hatten uns schmunzelnd angeblickt; wir kannten dies Verstummen als ein Zeichen, daß nun das Wildbret schon im Auszug begriffen wäre. Es dauerte auch kaum eine Viertelstunde, bis in der Höhe zwischen den Lärchenbüschen der emsig sichernde Kopf eines Thieres erschien. Zwei Kälberstücke mit ihren Sprößlingen traten aus dem Holze, und während die beiden Mütter sich vor einander hinpflanzten, als hätten sie geheimen Klatsch zu halten, tollten die Kälber mit lustigen Sprüngen auf und nieder über den steilen Hang und rings um die Sennhütte, ein paar gesunden Kindern vergleichbar, die den ganzen Tag in der Stube gefangen waren und nun am Abend für ein Erholungsstündlein ausgelassen wurden. Zwei Schmalthiere folgten, zu denen sich ein harmloser Spießer gesellte. Wieder kam eine kleine Familie, dann machten ein paar einzelne Stücke den Schluß. Langsam äsend zerstreute sich das Rudel über den Almenhang. Es zählte genau zwölf Köpfe — ein gutes Omen! Da mußte der Hirsch als Dreizehnter erscheinen — und Jäger sind ja immer ein wenig abergläubisch. Mit gespannten

schräg abwärts in die Büsche stieben, droben auf dem Almbrett fuhr das Rudel nach allen Seiten auseinander, wie leichter Donner rollte noch das Echo meines Schusses über die dunklen Felswände hin — und lautlose Stille lag nun über dem weiten Bergwald.

Als ich mich jetzt erhob, überfiel mich, glücklicherweise nach dem Schusse, das richtige Hirschfieber, und meine Hände zitterten, daß ich kaum die Patrone zu wechseln vermochte.

„Gut oder schlecht — jetzt kann's sein, wie's mag," brummte der Jäger. „Wie sind's denn abkommen?"

„Net übel, mein' ich — schön kurz am Blatt."

„No also, wann er an guten Schuß hat, kann's so weit net fehlen. Ob er auf 'n Schuß a Zeichen g'macht hat, hab' ich net sehen können, weil mir der Wind den Pulverdampf in d' Augen 'trieben hat. Aber jetzt is allweil nix mehr z' machen, jetzt müssen wir ihm schon a Ruh lassen und müssen uns vertrösten bis auf morgen in der Fruh. A paar Vaterunser lang, und d' Nacht is da."

Gegen diese richtige Meinung war nichts einzuwenden. Lautlos birschte ich am Waldrand entlang und „verbrach" an einem niederen Fichtenbäumchen die Stelle, an welcher der Hirsch das Dickicht gewonnen hatte. Dann traten wir den Heimweg an. Langsam stiegen wir thalwärts durch den finsteren Wald, und als ich meinen Freund, der schweigend an meiner Seite ging, nach einer Weile frug, wie denn der verflossene Abend mit seinen Ereignissen auf ihn gewirkt hätte, athmete er tief auf und sagte, daß er durch das herrliche, spannungsvolle Schauspiel dieses Abends zu einem verständnißvollen Freunde der Jagd bekehrt wäre, der wohl mit der Zeit ein tüchtiger Jäger werden möchte.

Dieses Geständniß machte mir Freude; trotz dieser Freude aber wurde mir, je näher wir der Hütte kamen, immer beklommener ums Jägerherz. Dichter und dichter überzog sich der Himmel mit Wolken, und ich fürchtete, daß die Nacht nicht ohne Regen vorübergehen würde. Die Regennässe mußte Fährte und Schweiß verwischen, und dann war es, wenn der Hirsch nicht schon nach kurzer Flucht zusammengebrochen, um die Nachsuche gar übel bestellt. Und meine Befürchtung wurde zu trüber Wahrheit: denn während wir noch beim Nachtmahl um das kleine Tischlein saßen, klatschte schon der Regen über das Schindeldach der Hütte. In Bangen und Sorgen verbrachte ich eine schlaflose Nacht, und es vermochte mich wenig zu trösten, als gegen die zweite Morgenstunde der Regen zu versiegen schien. Unruhig wälzte ich mich hin und her, während mein Freund zu meiner Rechten den bleiernen Schlaf des Müden schlief und mir zur Linken der im Heu vergrabene Jäger schnarchte wie ein Murmelthier. —

Als wir bei grauendem Morgen aus der Hütte traten, machten wir große Augen. Weiß, alles weiß, die Berge, der Wald und die Almen weiß von frisch gefallenem Schnee, und noch immer wirbelten die Flocken aus der grauen Höhe. Meinem Freunde gefiel das weiße Schimmerkleid, das die Berge über Nacht sich angezogen; mir aber wollte diese frische Unschuld durchaus nicht behagen, ich dachte an meinen Hirsch und schaute fragend den Jäger an.

Der zuckte die Achseln und meinte: „Au weh zwick — jetzt kann's aber spucken!" Und dabei blickte er mit sorglichen Augen auf den braunen Schweißhund nieder, der uns in großen Sätzen umsprang, als wüßte er schon, daß es an die Arbeit ginge.

Wir brauchten in dem zähen klebrigen Schnee zwei volle Stunden, bis wir die Alm erreichten. Auf dem hoch überschneiten Schußplatz nach Schweiß oder Schnitthaaren zu suchen, wäre vergebene Mühe gewesen. So eilte ich in brennender Ungeduld, meinen zwei Begleitern weit voraus, jenem Fichtenbäumchen zu, an welchem ich die Fluchtfährte verbrochen hatte. Da schoß eine heiße Blutwelle in meine Wangen und es lachte mir das ganze Gesicht — mochte nun meinethalben die Fährte verreguet und hoch überschneit sein! — der Hirsch hatte einen prächtigen Schuß, das deutete mir der helle Schweiß, mit welchem die über einander hängenden Zweige bespritzt waren, und zwar so reichlich, daß ihn alle Nässe nicht hatte verlöschen können. Freudig winkte ich meinen Freund und den Jäger herbei, nahm den Hund an die Leine, der den Schweiß begierig ansiel, und ließ mich von ihm ins Dickicht ziehen. In einem Bogen ging es thalwärts, wohl 150 Schritte durch dichten Bestand und noch dreihundert Schritte durch den Hochwald — dann lag er vor uns, der Herrliche, zu Füßen einer riesigen Tanne, nicht wie verendet, sondern wie in sorgloser Ruhe. Nur die Läufe waren ein wenig überschneit, und leicht zur Seite geneigt lag das braune, reichgeperlte Prachtgeweih. Er hatte die Kugel mitten auf dem Blatte sitzen, ein Schuß, mit welchem er zu anderer Zeit keine fünfzig Gänge weit gekommen wäre. Nur die zähe, gesteigerte Lebenskraft, die den Hirsch während der Brunftzeit erfüllt, hatte ihn nach einem solchen Schusse so weit noch führen können.

Nun ließ ich aber auch einen frischen Juhschrei hinaushallen in die weißdurchwirbelte Luft und steckte mir den wohlverdienten grünen Bruch aufs Hütlein. Dem Hirsch schnitt ich die schön gefärbten „Gran'ln" aus dem Aeser und reichte sie meinem Freunde als Erinnerung an die Hirschbrunft in den Bergen.

Gegen Mittag stiegen wir thalwärts, der Jäger, um den Schlitten für den Hirsch zu holen, wir beide, um der Stadt entgegenzureisen.

Zweimal während des Niederstieges überholten wir den Schnee, doch immer wieder rückte er uns nach. Es schien, als wäre die weiße Decke ein Leichentuch, das von unsichtbaren Händen über die Berge gezogen würde, tiefer und tiefer mit jeder Stunde.

Die Hirsche hatten ausgeschrieen, und der eisbärtige Winter zog ins Land.

Der Herr Oberstabsarzt.

Von L. v. Ostau.

„Hier, mein lieber Werner, hier haben Sie das gewünschte Zeugniß. Gerathen Sie an einen nur halbwegs trälablen Kollegen vom Militär, so denke ich, daß Sie daraufhin freikommen werden. Ich wünsche es Ihnen von Herzen!"

Mit diesen Worten überreichte mir unser alter Hausarzt mit einem freundlichen Blick über die goldene Brille hinweg das Attest, welches meine inneren und äußeren Schäden in so scharfer Weise hervorhob, daß ich jeden andern wegen Verleumdung verklagt hätte — hier drückte ich nur dankbar und verständnißinnig die weiche, fette Hand.

Es lag mir viel daran, vom Militärdienst frei zu kommen. Hatte sich doch eben Gelegenheit gefunden, meinen schönsten Traum zu verwirklichen, das heißt eine Reise um die Welt zu machen, und zwar in einer Weise, die für meinen Beruf als Naturforscher die denkbar günstigste war. Schwerlich würde eine zweite derartig günstige Gelegenheit mir sobald werden, und ich hoffte, wenn ich dieselbe ergriff, in meiner Weise dem Vaterlande einst besser dienen zu können, als wenn ich ein Jahr in Kommißstiefeln einherstolperte. Zudem waren meine Augen durch nächtliche Studien wirklich angegriffen, und mit großer Befriedigung bemerkte ich bei meiner Ankunft in D., daß die staubige Eisenbahnfahrt das Ihrige beigetragen hatte, sie noch mehr zu entzünden.

Die gerötheten Ränder und der trübe Blick, die mir aus dem fleckigen Gasthofspiegel entgegensahen, erweckten die besten Hoffnungen auf Befreiung von meinen soldatischen Pflichten in mir, und in gehobener Stimmung begab ich mich zu einem Stelldichein mit einigen Freunden.

Wir plauderten lustig und gemüthlich und die Leutchen gaben mir die merkwürdigsten Aufträge für die fernen Welttheile mit, als Freund K. mich plötzlich fragte, welcher Arzt mich untersuchen würde.

„Oberstabsarzt Römer," antwortete ich.

„Hui," machte er mit einem langen, wehmüthig verhallenden Pfiff, „dann Ade die schönen Reisepläne! Packe Deine Koffer wieder aus, mein Junge, bleibe im Lande und folge dem Kalbfell. Der Herr Oberstabsarzt Römer ist ein Herr, der nicht mit' sich spaßen läßt. Seiner Ansicht nach gehören zum Militärdienst nur ein Paar tüchtige Arme und Beine, und Deine sind ja, Gott sei's geklagt, in der besten Verfassung. Aber Scherz bei Seite, mach' Dich auf alles bereit. — Dieser Herr ist so unbeugsam, als hieße er nicht nur Römer, sondern stamme unmittelbar von den alten Quiriten ab."

Ich blickte fragend im Kreise umher. Die meisten bestätigten durch ein stummes Kopfnicken die Worte des Freundes, und S., der lustige Blondkopf, sprang auf und rief mit Pathos: „Ein volles Glas für den dem Tode Geweihten!“

Wir lachten alle, und hell erklangen die Gläser, aber mit meiner frohen Laune war es vorbei. Ein verteufelter Spaß wäre es doch, wenn R. recht behielte.

Um den üblen Eindruck meines angegriffenen Aeußeren so viel als möglich zu verstärken, beschlossen die opfermüthigen Freunde, die kurze Sommernacht mit mir zu durchjubeln, und die Augen meiner guten Mutter hätten gewiß mit Sorge auf mir geruht, als ich am nächsten Tage bleich und übernächtig in das große, abscheulich helle Zimmer des Doktor Römer trat.

Beim ersten Blick auf den kleinen, untersetzten Herrn mit dem grauen, kurz geschnittenen Haar, unter dem das Gesicht so frisch, beinahe jugendlich hervorsah, zog wieder Hoffnung in meine geängstigte Seele, und mit dem scharfen Blick des Naturforschers glaubte ich zu entdecken, daß die Brille dem alten Herrn nur ein Mittel sei, sich amtliche Strenge zu geben und seine freundlichen, wohlwollenden Augen möglichst zu verstecken.

Nein, die Freunde hatten sich einen Spaß mit mir gemacht: dieser Mann war sicher kein militärischer Automat, er würde verstehen — begreifen — und überdies hatte er gewiß schon den Brief des Hausarztes, den ich ihm gestern gleich zuschickte, gelesen — richtig, da lag er ja offen auf dem Schreibtische, ich erkannte die geschnörkelte Schrift des alten Herrn. Ich athmete auf.

Doktor Römer kam mir mit ernster Freundlichkeit entgegen, forderte mich auf, Platz zu nehmen und, nachdem er über den Brief des Arztes gesprochen und einige Fragen über meine Familie an mich gerichtet, ich ihm auch meine Pläne bezüglich der Weltreise mitgetheilt hatte, begann er eine lange, gründliche Untersuchung.

Ich fing eben an zu denken, daß der gute Mann seinen Hokuspokus etwas abkürzen könnte, als plötzlich in meine gemüthliche Sicherheit die niederschmetternden Worte fielen:

„Es thut mir leid, mein junger Freund, ich weiß, was für Hoffnungen und Wünsche ich Ihnen zerstören muß, aber ich vermag in Ihrer Konstitution nichts zu finden, was Sie vom Dienste befreien könnte. Trösten Sie sich, Sie sind noch so jung, es kommt schon wieder eine derartige Gelegenheit und Sie werden diese dann mit dem ruhigen Gefühl benutzen können, Ihrer Pflicht genügt zu haben. Das ist doch immer die Hauptsache für einen ehrlichen Menschen.“

Er sagte diese Worte so wohlwollend und sah mich, jetzt ohne Brille, aus hellen blauen Augen so freundlich an, daß ich dem Manne nicht einmal gram sein konnte, der mit einem Worte meine Karrière zerstörte — wie ich damals meinte.

Während ich mich auskleidete, murmelte ich noch einiges über meine durch Studien sehr geschwächten Augen, aber der kleine Oberstabsarzt schüttelte lächelnd den Kopf und meinte: „Nein, nein, damit kommen Sie bei mir nicht durch. Es giebt vielleicht Kollegen, bei denen Sie mit der augenblicklichen Entzündung Ihr Glück hätten machen können, aber da das Schicksal Sie nun einmal zu dem alten Römer geführt hat, so müssen Sie auch die Konsequenzen tragen. Ich darf mir derartige kleine Liebenswürdigkeiten nicht erlauben, darf es nicht, wenn ich nicht die Ruhe meiner Nächte gefährden will.“

Ich muß den alten Herrn wohl mit ziemlich dummem Gesichte angesehen haben, denn er lächelte ernst und meinte: „Das scheint Ihnen seltsam, mein junger Freund. Wenn Sie für heute Nachmittag nichts Besseres vorhaben, so trinken Sie eine Tasse Kaffee in meinem Garten, dann erkläre ich Ihnen die Sache. Es liegt mir daran, gerade Ihnen gegenüber mich auszusprechen. Sie gleichen auffallend Ihrer Frau Mama, die ich einst gut kannte, und ich möchte nicht gerne, daß die freundlichen Züge derselben sich verfinsterten, wenn sie zum ersten Male wieder von dem alten Doktor Römer hört.“

Ueberrascht und gerührt von dem herzlichen Ausdruck, mit dem mein freundlicher „Henker“ mir seine Hand entgegenstreckte, ergriff ich dieselbe und sagte mein Kommen zu.

Um vier Uhr fand ich mich mit militärischer Pünktlichkeit ein, und nachdem mir der alte Herr seine Rosen gezeigt und ich seine Spaliere bewundert hatte, setzten wir uns in einer Weinlaube zu einer ausgezeichneten Tasse Mokka, die von einer ebenso guten Cigarre begleitet war.

In einen bequemen Gartenstuhl zurückgelehnt, blickte ich den duftenden Rauchwölkchen nach und war in der menschenfreundlichsten Stimmung, die Bekenntnisse einer Oberstabsarztseele entgegen zu nehmen, obgleich ich noch vor einer Stunde im Kreise der Freunde Rache geschworen hatte.

Doktor Römer ließ sich zuerst von den Meinigen erzählen und hörte aufmerksam zu.

Dann saß er eine Zeitlang schweigend, endlich begann er:

„Nun, mein junger Freund, wenn also die Frau Mama Sie fragt, warum der alte Doktor Römer gar so unerbittlich sein müsse, so erzählen Sie ihr folgende kleine Geschichte:

Im Jahre 70 war es, bald nach der Kriegserklärung, ich hatte natürlich alle Hände voll zu thun, als an einem Sommertage wie der heutige ein eleganter älterer Herr mit seinem Sohn bei mir eintrat. An seiner Sprache merkte ich sofort, daß er Pole sei; in dem schönen, echt nationalen Gesichte war eine große Aufregung unverkennbar, so sehr er sich auch mühte, diese zu verbergen.

Der Sohn, ein hochgewachsener, schlanker Mensch, zeigte dieselben schönen Züge. Seine dunkelblauen, von schwarzen Wimpern umrandeten Augen hatten einen Blick, der Damen wohl gefährlich werden konnte; übrigens schien er, trotz seiner Jugend, das Leben schon genossen zu haben. Es lag etwas Welkes in dem schönen Gesicht.

In der verbindlich gewinnenden Weise der Polen erzählte mir der Vater, er habe es vorgezogen, den Sohn sofort als Freiwilligen anzumelden, obgleich er sein überzeugt sei, daß derselbe bei einer Musterung frei kommen würde. Es sei dies der letzte von drei Söhnen, die beiden ältesten wären an der Schwindsucht gestorben, eine Tochter trage den Keim derselben Krankheit in sich, und bei diesem Jüngsten würde es wohl ebenso sein, denn er sei den verstorbenen Brüdern ganz ähnlich. Dabei schimmerten, trotz aller weltmännischen Fassung, die dunklen Augen des Vaters von Thränen, und als ich den jungen Mann sich entkleiden hieß, nahm ich mir fest vor, Milde walten zu lassen, so weit es sich mit meinem Gewissen vertrüge.

Während ich den feingebauten Körper des jungen Polen sorgsam auskultirte, fiel mir ein, wie am Tage vorher ein junger Graf Malten mich angefleht hatte, nicht zu sehr auf seine schmale Brust zu achten, er könne wirklich viel ertragen, er sei nicht schwächlich, als Kavallerist brauche man ja keine Bärenkräfte.

Dies hier war ein ganz ähnlicher Körperbau — zart, angegriffen, aber noch vermochte ich kein eigentliches Symptom von Lungenleiden aufzufinden. Den jungen Grafen hatte ich angenommen, indeß hier — die Krankheit war nun einmal in der Familie, — erblickt sogar, wie der Vater versicherte, es war sein letzter Sohn; wenn er nun doch den Strapazen nicht gewachsen wäre — ja, dachte ich bei mir, ich darf es diesmal thun, ich notire ihn als zu schwächlich.

Wie ich aufblicke, das Stethoskop noch in der Hand, um dem Vater die gute Botschaft zu verkünden, sehe ich, wie der Pole mit verbindlichem Lächeln drei Hundertmarkscheine auf meinen Schreibtisch legt.

Ich sehe noch heute die feingliedrige, weiße Hand vor mir, wie sie die Bestechungssumme auf meinen ehrlichen, alten Tisch legt. Es durchfährt mich wie ein elektrischer Schlag. Denkt dieser polnische Aristokrat, daß ein bürgerlicher Doktor überall zu erkaufen ist, hier sowohl wie in Rußland, wo er vielleicht seine Erfahrungen gemacht hat? Das Blut steigt mir in den Kopf, es sauft mir in den Ohren und ohne den Polen anzusehen, sage ich mit heiserer Stimme, indem ich zugleich die Notiz in das Attest eintrage: Tauglich für leichten Kavalleriedienst.

Ein Seufzer wie ein Stöhnen aus wunder Brust dringt an mein Ohr. Der Pole ist todtenblaß in einen Stuhl gesunken, aber wie ich auf ihn zueile, rafft er sich auf, tritt einen Schritt zurück und verbeugt sich, Abschied nehmend, mit kalter Würde.

Ich raffe die Scheine zusammen und reiche sie ihm.

„Sie vergessen Ihr Eigenthum,“ sage ich ruhig. Er nimmt sie und schreitet der Thür zu. Ich nähere mich dem jungen Polen und ermahne ihn, vorsichtig zu sein; er sei nicht krank, aber er sei sehr zart gebaut, ein wildes Leben könne ihn schnell an den Rand des Grabes bringen

Ich spreche warm und dringend, er hört mich mit einem gleichgültigen Lächeln an, verbeugt sich verbindlich und folgt leichten Schrittes seinem Vater.

Ich starrte den beiden nach. Werden Sie es glauben, daß durch alle meine anstrengenden Berufsgeschäfte das schöne, ernste Gesicht des alten Polen mich verfolgte, daß ich immer wieder den tiefen, schmerzlichen Seufzer zu hören glaubte, mit dem er meinen Bescheid aufgenommen hatte?

Ich suchte mir einzureden, daß diese Polen überhaupt ungern gegen Frankreich kämpfen, daß man auf solche Gefühle keine Rücksicht nehmen dürfe — vergebens, ich konnte den Gedanken nicht los werden, daß ich den alten Mann vielleicht um den letzten Sohn gebracht haben könnte.

Der junge Pole, ein Herr v. Malaszow, war beim hiesigen Husarenregiment eingetreten. Er sah bildhübsch aus in der Uniform und schien sich auch ganz wohl zu fühlen.

Trotzdem die Geschäfte in jenen heißen Tagen schwer auf mir lasteten, fand ich immer noch Zeit, mich nach dem ‚schönen Polen', wie er im Regimente hieß, zu erkundigen. Bald hörte ich denn auch so mancherlei.

Er spielte die Nächte hindurch mit leichtsinnigen jungen Kaufleuten, Herren vom Lande und einigen Kameraden, trieb allerhand Tollheiten in verwegenen Ritten und hatte sich in leichtsinnige Liebeleien eingelassen.

Ich gerieth in Aufregung; mir war, als sei ich dem alten Herrn v. Malaszow verantwortlich für Leben und Gesundheit des Sohnes.

Ich suchte den jungen Leichtsinn auf, gab ihm ganz unbegehrte ärztliche Rathschläge, bemühte mich, halb im Scherz, halb im Ernst, Einfluß auf ihn zu gewinnen, ja trotzdem ich abends müde und matt war und mich nach Ruhe sehnte, besuchte ich jetzt die tollen, lustigen Kreise, nur um mein Angstkind nicht aus den Augen zu verlieren.

Aber alle meine Sorgen und Ermahnungen waren vergeblich. Es wurde weiter geliebt, getrunken, gespielt — und während ich meine Hoffnungen darauf setzte, daß der Leichtfuß nun bald nach Frankreich müßte, kam das Verhängniß über ihn!

An einem sonnigen Morgen holte man mich um vier Uhr aus dem Bette; der junge Herr v. Malaszow hatte einen Blutsturz.

An den Vater war telegraphirt, seine Antwort lautete, er säße am Bette der todtkranken Tochter, er könne nicht kommen.

Wie habe ich den jungen Menschen gepflegt! Nicht aus den Kleidern bin ich in der ganzen Zeit gekommen, und wie ich ihn so weit hatte, schickte ich ihn mit meinem besten Krankenpfleger nach dem Süden.

Ich selbst mußte auf den Kriegsschauplatz nach Frankreich. Die aufregende Zeit, der stete Wechsel der Umgebung, die gehobene Stimmung, in der man sich befand, verwischten die Erinnerung an die traurige Episode.

Da, es war in den ersten Tagen des Oktober, bald nach der Kapitulation von Straßburg, saß ich in der verwüsteten Stadt an einer Wirthstafel. Ich führte einen Zug Verwundeter nach Berlin und schimpfte über das ungesunde, naßkalte Wetter.

Weiter unten an der Tafel sitzt ein Herr, der mir bekannt vorkommt, doch weiß ich nicht ihn unterzubringen. Schöne, tiefleidende Züge, das volle Haar schneeweiß, sitzt er mit gesenkten Augen theilnahmlos da, kaum daß er auf die Fragen seines Begleiters antwortet.

Als fühle er meinen forschenden Blick, hebt er die Lider, unsere Augen begegnen sich. Leichenblässe überzieht sein Gesicht, er sinkt wie ohnmächtig zurück. Ich ergreife ein Glas Wasser, in welches ich rasch ein paar belebende Tropfen schütte, und eile, es an die Lippen des halb Bewußtlosen zu halten. Schon will er trinken, da trifft mich wieder sein Auge. Nie im Leben werde ich dessen Ausdruck vergessen!

Hoch auf spritzt das Wasser aus dem Glase, welches er von sich stößt; im nächsten Augenblick ist der Fremde, auf seinen Begleiter gestützt, aus dem Saal verschwunden.

‚Der arme Herr, er ist nicht ganz bei Verstande, er hat eben seinen einzigen Sohn in Mentone begraben,' sagt der Oberkellner, indem er dienstbeflissen mir das verschüttete Wasser abwischt.

Es war Herr v. Malaszow und er sah in mir den Mörder seines Sohnes. —

Was war ein Menschenleben in jenen Tagen!

Zu Tausenden sanken sie hin, edle, verdienstvolle Männer, hoffnungsvollste, blühende Jugend; alles raffte die wilde Kriegsfurie dahin, tiefe Lücken wurden in den Staat, die Familien gerissen. Hier hatte ein leichtsinniges, inhaltloses Dasein seinen Abschluß gefunden, aber die Lücke wird nie ausgefüllt werden, öde und todt liegt die Welt für den Vater, dem der Herzschlag des einzigen Sohnes verstummt ist.

Unzählige hatte ich in diesen Tagen sterben sehen, warum ließ mir dieser eine Todte keine Ruhe?

War es denn wahr? Hatte ich Schuld an seinem frühen Scheiden?

Ja, mein junger Freund, furchtbar habe ich in jenen Tagen gelitten. Ich fühlte etwas von dem Fluche Kains auf mir lasten. Mein Beruf wurde mir verhaßt, denn er weckte mir immer wieder die Erinnerung, daß damals das Wort, welches der Vater ersehnte, auf meinen Lippen schwebte, als er, in unseliger Verblendung, mich beleidigte und zum Widerspruch reizte.

Endlich überwand ich es. Ich sagte mir, daß bei einem vernünftigen Leben der junge Malaszow noch ebenso frisch einherschreiten könnte wie der Graf Malten, den das Leben im Kriege wunderbar gekräftigt hatte. Selbst an der Riviera war der leichtsinnige Pole ja mehr in Monte-Carlo an der Spielbank als bei den heilkräftigen Bädern in Mentone gewesen.

Aber etwas blieb mir aus jener schweren Zeit zueigen. Nie durfte ich zu Gunsten irgend eines Gefühls oder besonderer, Rücksicht heischender Umstände jemand freisprechen, der nicht wirklich gänzlich untauglich war. Bei jeder solchen Ausnahme hätte ich die traurigen Augen des alten Herrn v. Malaszow gefürchtet mit der stummen Frage: ‚Wenn diesen, warum nicht meinen Sohn, meinen letzten, einzigen Sohn?'" —

Der alte Herr schwieg ergriffen. Auch mir war längst die Cigarre ausgegangen. Ueber uns im Weinlaub sang eine Drossel.

„Sehen Sie, mein junger Freund," sagte nach einer Pause der Doktor mit einem etwas anzüglichen Lächeln, „so würde ich der alte Grimmbart, der keinen zehnzölligen Naturforscher mit einem Brustkasten wie ein Preiskämpfer als untauglich gelten läßt, mag er auch etwas entzündete Augen und eine bleiche Gelehrtenfarbe haben.

Donnerwetter, Sie werden sich wundern, wie Sie nach sechs Wochen aussehen werden. Wollen Sie bei der Artillerie eintreten?"

Ehe ich antworten konnte, verdunkelte ein leichter Schatten den Eingang der Laube und eine weiche Stimme sagte: „Verzeih', Onkelchen, daß ich Dich störe, aber oben ist der Medizinalrath Scholten, der Dich gleich sprechen will."

„Scholten! ja dann ist es vorbei mit dem Plauderstündchen, wir haben eine Konsultation zusammen. Seien Sie nicht böse, daß ich Ihnen davonlaufe, wir sehen uns ja wohl noch öfters. Liebe Erna, geleite Herrn Werner bis zur Gartenthüre, hier ist der Schlüssel. Auf Wiedersehen, lieber Werner!"

Damit eilte der kleine, kurzbeinige Herr so schnell er konnte ins Haus.

Fräulein Erna hielt den großen Schlüssel verlegen in der zierlichen Hand. Aus der wenig ceremoniösen Art der Einführung und dem kurzen Sommerkleidchen, welches allerliebste Füße frei ließ, glaubte ich den Schluß ziehen zu dürfen, daß die junge Dame noch zu der Species der Backfische gehöre, obgleich über der ganzen Erscheinung schon der Zauber holdester Jungfräulichkeit lag.

Ich machte ein paar nicht sehr geistreiche Bemerkungen über den hübschen Garten und die Rosen, aber wie ich ein schelmisches Lächeln über das reizende Gesicht huschen sah, nahm ich mich zusammen und suchte, anknüpfend an eine seltene Pflanze in unserer Nähe, ihr ein kleines botanisches privatissimum zu halten.

Sie hörte zwar aufmerksam zu, sah aber mit einem Ausdruck zu mir empor, daß ich sofort innerlich überzeugt war, ihr Litteraturlehrer in der ersten Klasse der höheren Töchterschule sei in sie verliebt. Ich wurde auf den Mann ordentlich eifersüchtig, denn die Litteratur ist entschieden ein ergiebigeres Feld als die Botanik. Indessen hatten wir uns auch in dieses trockene Studium so vertieft, daß ich zusammenschrak, als die Equipage des Medizinalraths am Gitter vorbeirasselte und Doktor Römer verwundert zu uns herüberblickte.

Schleunigst nahm ich nun Abschied, aber noch oft konnte man an schönen Sommerabenden die lange Gestalt eines Freiwilligen in der Weinlaube sitzen sehen und auch die privatissima wurden eifrig fortgesetzt.

Jahre sind vergangen. Der Herr Oberstabsarzt ist ganz sicher vor meiner Rache, vorausgesetzt natürlich, daß er nichts dagegen hat, mein Schwiegeronkel zu werden. —

Eine Bitte für arme Kinder.

Wie wandelt sich's am Sommermorgen schön
Vom Thale aufwärts zu den Bergeshöh'n!
Was in der Tiefe dumpf'ges Nebelgrau
Glänzt auf der Höhe als demant'ner Thau,
Das blitzt und funkelt in der Sonne Gold,
Als ob die Welt ein Eden werden wollt'!
Ja, selbst das Blatt, das kränkelnd hängt am Stamm,
Umflammet nun ein Lichtschein wundersam,
Zu Perlenschnüren werden Spinnenweben,
Wenn über sie die Sonnenstrahlen schweben,
Und jauchzend künden's helle Vogelzungen,
Wie alles rings von Lebensgluth durchdrungen!
Sieh, auf dem Schulweg Mädel dort und Knaben!
Karg sind für sie des reichen Daseins Gaben,
Nackt ist der Fuß, die Wange hohl und bleich;
Doch schau', es hat aus seinem Königreich
Der Sommer diese Kleinen auch bedenkt! —
Sieh, wie der Bursch' den Busch mit Beeren schwenkt,
Wie dort das Mägdlein sich des Apfels freut! —
O, es sind Kinder armer, armer Leut',
Bei denen mit dem Glanz vom Morgenroth
Beginnen muß der saure Kampf ums Brot,
Bei denen, wenn der Abendstern erblinkt,
Behagen nicht nach harter Arbeit winkt,
Ein dumpfer Schlaf auf Lumpen nur und Stroh —
Der Sommer aber macht auch diese froh
Und läßt in seiner Milde sie vergessen,
Wie schmal für sie das Erbtheil zugemessen! —
Nun aber wird es anders allgemach.
Weiß schimmert oft der Reif auf Baum und Dach,
Kein Lied der Vögel ist mehr zu erlauschen;
In jedem Windhauch dürre Blätter rauschen.
Mit ihrem warmen Strahl die Sonne karg —
Nur kurze Zeit — und es ist eingesargt
Des Sommers Pracht ringsum in Eis und Schnee. —
O Gott, wie thut alsdann die Armuth weh!
Wie schmerzt dem blassen Kind der nackte Fuß,
Der auf gefror'nen Schollen wandern muß!
Wie hat verlernt das Bürschlein den Gesang,
Das frohen Sinns den Busch mit Beeren schwang!
Im scharfen Nord des Mädels Odem raucht,
Das frierend in die magern Händchen haucht
Und hastig strebt, im Schulhaus anzukommen. —
In warmer Stube wird es aufgenommen,
Und lernen soll es nun wie's Pflicht und Brauch.
Ach, warum irrt das matte, trübe Aug'
So oft umher, was zittert in der Hand
Der Griffel? — — — — — — — —
— — — — Habt ihr Hunger je gekannt?
Seid ihr durchfroren nach der langen Nacht
Einmal auf Stroh am Morgen aufgewacht,
Habt mit dem ersten Blick nur Noth geschaut
Und dann als Imbiß trock'nes Brot gekaut? —
Fürwahr, wenn ihr es einmal nur gesehen,
Ihr könnt nicht herzlos mehr beiseite stehen,
Und könnt ihr auch nicht alles Elend wenden,
Ihr gebet gern und gebt mit vollen Händen! —
Wohlan denn! Laßt den Druck der Armuth lindern
Vor allem uns bei armen, schwachen Kindern.
Bei jener Jugend, siech und hungersmatt,
Für die der Lebenslenz nicht Blüthen hat!
Die frosterstarrt und ungesättigt nah'n
Der Schule, ihrer nehmt euch liebend an!
Ein Becher Milch, ein Brot — ihr ahnt es kaum,
Welch Labsal für den jungen Lebensbaum
Solch' kleine Gabe! Wenn der Winter rauh
In Eishymnallen wandelt schnell den Thau,
Wenn er der Sonne Glanz mit Wolken deckt,
Sein Scepter über Wald und Fluren reckt,
Dann bring' die Menschenliebe Sonnenschein,
Dann soll das Mitleid reich die Gaben weih'n!
Wir wissen's ja, wie man am Weihnachtsfest
So gern den Aermsten auch sich freuen läßt,
Wie man den Christbaum für den Dürft'gen schmückt,
Wenn alles mit Geschenken sich beglückt!
Gesegnet sei, wer lindert Gram und Noth!
Doch eins vor allem: „Unser täglich' Brot,
Das gieb uns heute!" Höher dies Gebet
Noch als die schönste Festtagsspende steht,
Und kann man auch nicht helfen allen, allen,
Die auf der Armuth Dornenwegen wallen,
Den hagern Mündlein, die da hungernd beben,
Das Frühbrot laßt uns jenen Kleinen geben!
Ein Becher Milch, ein Brot — und sonst nichts mehr!
Mit leerem Magen ist das Lernen schwer,
Doch, wenn die Wohlthat bringt das Angebind,
Vergessen ist des Tages Leid geschwind,
Da wächst im Kind, wie wenig ihm auch bliebe,
Das Gottvertrau'n, der Glaube an die Liebe,
Da winkt Genesen für den Schwachen, Kranken!
Die Enkel werden's einst den Vätern danken,
Wenn ein Geschlecht erstanden, das erkennt,
Wie glühend noch der Liebe Flamme brennt,
Daß Lüge spricht der Mund der Hafprophezeiten,
Die laut verkünden: Ausgesaugt, zertreten
Wird von den Reichen, wer da arm und schwach!
— — — — — — — — — — — —
Du fromme Menschenliebe, werde wach!
Gedenk' der Kleinen auf der Schülerbank,
Der armen Menschenkinder, schwach und krank! —

Herbst 1888.

Emil Rittershaus.

Am Nachdruck dieses Gedichtes in öffentlichen Blättern wird gebeten. Die Redaktion der „Gartenlaube".

Blätter und Blüthen.

Ein Denkstein auf dem Schlachtfeld von Auerstädt. Die großen Denkmäler gelten den Siegen der Nationen, aber auch, wo ein Heer tapfer, doch unglücklich gekämpft, verdient die Stelle des Kampfes für die Nachwelt bezeichnet zu werden. Auf der Hochebene zwischen Rösen und Eckartsberga liegt das Dorf Hassenhausen, um dessen Besitz am 14. Oktober 1806 heftig gekämpft wurde, an jenem Tage, der als Schlachttag von Auerstädt in der Geschichte bezeichnet wird. Drei Divisionen schlugen sich hier gegen die Truppen des Marschalls Davoust mit solcher Hartnäckigkeit, daß der beiderseitige Verlust übereinstimmend auf ein Drittheil der Kämpfenden angegeben wird. Hier fiel der Oberst kommandirende der preußischen Armee, der Herzog von Braunschweig, tödtlich getroffen; ein kleiner Denkstein in einem Tannengebüsch bezeichnete die Stelle. So lange die Napoleonische Herrschaft dauerte, war es bei einer in den Boden eingelassenen Steinplatte mit einem Kreuz und der Inschrift „14. Oktober 1806" geblieben — im Jahre 1816 wurde der auf dem Kirchhofe von Taugwitz seit 1807 befindliche Denkstein nach dem durch jene Platte bezeichneten Platze überführt. Jetzt ist es den Bemühungen des Landraths von Naumburg, Barth, und des Brigade-Adjutanten Hauptmann Jäger gelungen, durch die Liberalität der braunschweigischen Regierung an dieser Stelle ein neues nach den Rissen vom Rathsbaumeister Fr. Töpfer in Rösen entworfenes und von denselben ausgeführtes Denkmal zu schaffen, einen etwa 4 Meter hohen Obelisken mit der Inschrift: „Hier ward am 14. Oktober 1806 Karl, regierender Herzog zu Braunschweig und Lüneburg, tödtlich verwundet. F.(ranz) C.(arolus) A.(ugustus) H.(ubertus) S.(axoniae) V.(imariae). (Auf Deutsch: Gesetzt von Carl August, Herzog von Sachsen-Weimar.) Erneuert von der Herzoglich Braunschw. Staatsregierung 1888." Das Denkmal wurde am 9. September in Gegenwart mehrerer Vertreter der braunschweigischen Regierung und der Kriegervereine der Umgegend festlich eingeweiht. †

Eine kirgisische Sultanin. Der Sultan der Kirgisen der Orenburger Steppe, Suleiman, den Heinrich Moser auf seiner großen asiatischen Reise besuchte, gemüthlich angeregt durch die Braunweinflasche seines Gastes, ließ ihm die größte Ehre widerfahren, welche einem Christen zu Theil werden kann: er drückte ihm den Wunsch aus, ihn seiner Lieblingsgemahlin vorzustellen. Moser schildert uns, wie ihn schon bei ihrem Eintritt in das Zelt Fatme durch ihre Schönheit und den Reichthum ihres Kostüms blendete. Sie war eine etwa zwanzigjährige, frisch aussehende, wunderhübsch gebaute Frau; sie trug einen cylindrischen sammetnen Kopfputz, der buchstäblich mit Edelsteinen bedeckt und am unteren Rande mit Zobel besetzt war. Eine Art Sack, ähnlich wie an den alten ungarischen Kalpaks, an dessen Ende ein Türkis von seltener Größe befestigt war, fiel auf das linke Ohr herab. Als Unterscheidungszeichen ihrer Würde trug die Favoritin einen Busch von Reiher- und Straußfedern auf dem Kopfputze. Als sie bemerkte, daß der Reisende ihre Person und ihr Kostüm bewunderte, ließ ihn ein Lächeln der Befriedigung ihre hübschen spitzen Zähne sehen. Mit offenbarem Vergnügen und echt weiblicher Koketterie machte sie ihn auf die einzelnen Theile ihrer Kleidung aufmerksam. Vom obern Rande der Mütze fielen von Goldfransen eingesäumte Musselinschleier bis auf die Schultern herab. Eine Art Priestermeßgewand aus weißem Atlas, das mit breiten Goldborten und einer hinter dem Kopfputze befestigten Franse aus reinem Golde besetzt war, reichte bis auf die Kniee herab. Unter dem Meßgewand sah man einen Sarafan aus Goldbrokat. Dieses zierliche Kostüm wurde durch ein goldgesticktes Beinkleid aus sehr dünner weißer Seide, das an den Knöcheln fest anschloß, vervollständigt. Die sehr kleinen Stiefelchen aus rothem Maroquin bedeckten ebenfalls Goldstickereien und Edelsteine. Fatme nahm arglos die übertriebenen Schmeicheleien des Reisenden hin und obschon eine verheirathete Frau niemals wagen darf, ihr Haar sehen zu lassen, ließ sie ihn doch ein Endchen ihrer kohlschwarzglänzenden Zöpfe erblicken. Er faßte es zart an und war boshaft genug, daran stark zu ziehen, um sich zu überzeugen, ob der Stoff wahr oder falsch sei. Selbst in Europa hätte eine Frau sehr stolz auf diesen Haarschmuck sein können.

Nun mußte ihr Moser von seiner Heimath und der dortigen Frauenwelt erzählen; er zeigte ihr das Medaillon einer jungen Dame in Balltoilette. Da ergab es sich, wie verschieden die Begriffe von dem, was sich ziemt, in der Orenburger Steppe und in den Salons von Paris, Wien und Berlin sind; denn Fatme konnte sich anfangs nur denken, daß eine Dame in solcher Weise ihre Schönheit nur dem Geliebten zeigen könne, und glaubte daher, der Reisende habe das Bild selbst gemacht. Als sie erfuhr, daß ein anderer es gemalt, sagte sie: „Diese Frau liebt Dich nicht, sonst hätte sie sich nicht so wenig bekleidet einem Dritten gezeigt." Und als sie gar erfuhr, daß sämmtliche

Frauen auf den Bällen in Europa so erschienen und von dem Arm eines Tänzers in den eines andern übergingen, da wuchs ihre Verwunderung.

Später vergrößerte sich der gesellschaftliche Kreis: es kamen Verwandte und Freundinnen der Sultanin und andere Gäste. Es wurden Gesellschaftsspiele gespielt, die mit den europäischen große Aehnlichkeit haben, Taschentücher versteckt, der Wirbelknochen eines Schafs in die Höhe geworfen, was an das Spiel „Kopf oder Wappen" erinnern mag: fällt er auf die Seite, so hat der Spielende verloren und es werden ihm Strafen zudiktirt, die allerdings einen stark asiatischen Beigeschmack hatten. So mußte ein anwesender dicker Militärarzt aus Orenburg einen Hund nachmachen, und wenn er im Bellen nachließ, wurde er durch die Peitsche des Sultans und der Sultanin zur Fortsetzung seiner Rolle ermuthigt. Andere mußten mit den Zähnen ein Geldstück aus einem mit saurer Milch gefüllten Gefäße herausholen. Der Reisende selbst aber hatte eine liebenswürdige Nachbarin, eine Verwandte der Sultanin, die in großem Nationalkostüm neben ihm Platz genommen. Ihre Augen waren zwar nicht groß, aber ausdrucksvoll und tiefschwarz, ihre wenig plastische Nase hatte bewegliche Flügel und die Zähne waren von merkwürdiger Weiße; der kleine Kopf auf dem prächtig gebauten Körper erhöhte das Anziehende ihrer Erscheinung. Chalisa war der melodische Name des hübschen Mädchens. Sie streckte ihrem Nachbar, sobald sie Platz genommen, zwei weiße Händchen entgegen, welche dieser recht herzlich drückte. Diese Gastfreundlichkeit erschien ihm reizend. Beim Abschied bemerkte er einen Ring am Finger der reizenden Nachbarin; auf seine Frage, woher sie ihn habe, zog sie ihn ab und bot ihm denselben mit folgenden Worten an: „Nimm ihn hin! Ein armes Kind der Steppen giebt ihn Dir! Möge er an Deinem Finger stets nur eine befreundete Hand berühren, das wünscht Dir Chalisa."

Er erwiderte das Geschenk mit einer alten Reliquie, die er an der Uhr trug und ihr mit den Worten überreichte: „Du wirst diese Reliquie Deinem künftigen Geliebten schenken. Möge er Deiner würdig sein, das wünsche ich Dir."

Mit der stolzen Amazone machte er noch viele schöne Ritte durch die Wüste, und lange noch sah er sie vor sich, wie sie am Tage seiner Abreise aus der Kirgisensteppe zu Pferde, in den Steigbügeln stehend, eine Hand an der Stirn, die andere aufs Herz gelegt, sich von ihm verabschiedete.

Man sieht, das Bild der schönen Kirgisensultanin Fatme wird durch das der reizenden Chalisa etwas in Schatten gestellt. †

Das Schwanrupfen in Schildhorn. (Mit Illustration S. 645.) Die trotz aller Anmuth doch etwas einförmigen Wasserpartien der Mark werden durch zahllose Schwäne in reizvoller Weise belebt. Spree und Havel sind von ihnen bevölkert, die stolzen Vögel schwimmen stromauf- und abwärts, brüten auf unzugänglichen abgelegenen Inselchen oder sonstigen geschützten Plätzen und erfreuen sich fast immer ihrer Freiheit. Nur einmal im Jahre, meist im Frühjahr, findet auch für diese lebenden Geschöpfe eine „Einstellung in den königlichen Dienst" statt. Auf Anordnung des königlichen Hofjagdamtes, dem die Schwäne als „Wild" unterstellt sind, beginnt ein großes Kesseltreiben. Zu Wasser und zu Land werden die Vögel nach der Richtung von Spandau und von dort die Havel abwärts bis zur Landzunge Schildhorn, gegenüber der viel besuchten Insel Pichelswerder, getrieben, und viel Ausdauer erfordern es, die starken Thiere einzeln einzufangen, um sie der aus geübten Frauen bestehenden „Rupfkompagnie" auszuliefern. Mit großer Geschicklichkeit und ohne den Thieren nennenswerthe Schmerzen zu verursachen, zupfen die Angestellten ihnen die am Bauch und an der Brust sitzenden feineren Federn aus. Empfindlicher ist die zur Verhütung der Flugfähigkeit nothwendige Entfernung einiger langer Schwungfedern. Mit großem Jubelgeschrei verlassen die Gerupften die Marterkammer, werden draußen von ihren Leidensgefährten verständnißvoll begrüßt und suchen nun schleunigst alle wieder das Weite. Die Federernte, welche ein bedeutendes Kapital repräsentirt, wird der königlichen Hofbettkammer abgeliefert, deren Aufgabe es ist, viele tausend Betten in Stand zu halten und alle preußischen Schlösser damit zu versehen.

Eine moderne Manie. Wir haben in Halbheft 2 dieses Jahrgangs Mittheilungen über die „Geschichte der öffentlichen Vorträge" gemacht und das Verdienstliche derselben hervorgehoben; doch diese Vorträge haben auch ihre Schattenseite, wie das Ferdinand Groß in seinen pikanten „Blättern im Winde" hervorhebt. Er spricht von einer täglich zunehmenden Manie. „Fast jeder will vorlesen. Die Wahl thut einem weh, so mannigfaltig sind die sich darbietenden Genüsse. Litteratur, Malerei, Bildhauerei, Politik, Naturwissenschaft, Philosophie, Gesundheitspflege — kein Gebiet menschlichen Wissens und Erkennens fehlt in dem Verzeichnisse; sogar Vorlesungen über die vierte Dimension sind nicht ausgeschlossen." Gewiß muß man zwischen Vorlesungen und Vorträgen unterscheiden; für den Vorleser steht der Stoff oben an, für den Vortragenden die Form. Ohne Frage entspricht es den Mustern des ehrwürdigen Alterthums, wenn der Dichter selbst sein Werk vorträgt wie Homer und die andern Rhapsoden; doch dann muß ihm auch die Gabe des Wortes verliehen sein, wie das bei Wilhelm Jordan zutrifft, bei Charles Dickens u. a. der Fall war. Dagegen gab es große Dichter, die, wie Schiller, schrecklich waren, wenn sie poetische Dolmetscher ihrer Muse sein wollten; bekannt ist, wie dieser bei einer Vorlesung seines „Fiesco" mit seiner Dichtung eine höchst traurige Wirkung hervorrief.

Die meisten Dichter lesen mangelhaft und die feinsten Wendungen fallen bei nicht genügender Nüancirung unbeachtet zu Boden. Ebenso kann aber auch die gewinnende Persönlichkeit eines Poeten leicht über den Unwerth seiner Dichtung täuschen. Ob der Vorleser im Augenblicke wirklich erfindet, schafft oder nicht, ist gleichgültig, wenn er nur zu schaffen, zu erfinden scheint. Saint Beuve vergleicht den Vorleser mit einem Führer, der einen auf eine Bergspitze geleitet und, sobald die Sonne aufgeht, die beleuchteten Höhen aufzählt und nennt. Ob der für Vorlesungen Begabte sein Manuskript liest oder Notizen zu Rathe zieht oder gänzlich frei spricht, ist gleichgültig; Gutzkow konnte sich nie entschließen, öffentlich zu lesen, weil er wußte, er sei nicht im Stande, den Schein einer Improvisation hervorzubringen. Viktor Hugo las öffentliche Reden von Papierbogen ab, auf welchen zollhohe Buchstaben, weithin sichtbar, gemalt waren. Groß erklärt, daß ihm der Gelehrte oder Schriftsteller am Vorlesetisch lieber ist als der Schauspieler, aber auch nur dann, wenn er etwas Neues und zwar in einer Form zu sagen weiß, welche die Zuhörer glauben macht, das Vorgebrachte oder ein Theil desselben sei nicht am Schreibtisch ausgeheckt worden, sondern falle als eine Frucht der Begeisterung dem Hörer in den Schoß.

Die geistreichen Bemerkungen von Ferdinand Groß lassen sich vielfach ergänzen. Die Vorträge sind eine Modesache geworden. Liest ein Dichter vor, der Ruf hat, so kommt die Damenwelt, um sein Porträt nicht bloß in effigie anzuschauen. Bei wissenschaftlichen Vorträgen, die doch alle ihren Gegenstand nur streifen können, sucht ein Theil des Publikums einen gewissen Schein und Firniß von Bildung zu gewinnen, sich auch bildungsdurstig zu zeigen. Wohl aber fehlt es glücklicherweise auch nirgends an einem Publikum, das sich von dem dichterischen Werke begeistern läßt und aus dem wissenschaftlichen Vortrag die Anregung schöpft zu eigenem Forschen und Studium. †

Volksthümliche Leibspeisen — eine nicht immer unbedenkliche Geschmackssache — besitzen alle Nationen, und wir Deutsche erfreuen uns eines besonders großen Vorraths derselben. Die in einer Land- oder Ortschaft vorzugsweise erzeugten oder gepflegten Gaben des Thier- oder Pflanzenreichs bieten den Grundstoff des Leibgerichts und bestimmen dessen Benennung. Dafür zeugen Westfälischer Schinken und Pommersche Gänsebrüste ebenso sehr wie die Backhändl, Rostbratwürste, graue Erbsen, Spätzle und Waldklöße, jegliches an seinem Orte. Bei letzteren aber wollen wir ein wenig verweilen. Unter Waldklößen verstehen wir die Thüringer und Vogtländischen Kartoffelklöße, welche die Sonntags- und Feiertagshauptspeise in allen Familien, bei Reich und Arm im ganzen Gebiet ihrer Herrschaft sind. Dieses Gebiet erstreckt sich in Thüringen und Franken über das Land der ehemaligen gefürsteten Grafschaft Henneberg, namentlich vom Kamm des Thüringer Waldes bis nach Koburg hinab, das sich als die südliche Hauptstadt dieses Nationalspeise-Reiches auszeichnet.

Die wesentlichste Eigenthümlichkeit derselben besteht aber darin, daß zur Bereitung dieser Klöße die Kartoffeln nicht erst gekocht, sondern in rohem Zustande gerieben werden. Ist dieser Brei gehörig (eine Nacht über) entwässert, so wird er tüchtig ausgepreßt, mit Milch angebrüht, mit scharf gerösteten Semmelbröckchen gefüllt und mit der Hand zu Kugeln geballt in das kochende Wasser geworfen. Wenn ihre Herstellung geglückt ist, so steigen sie, sobald sie „fertig" sind, an die Oberfläche des Wassers und müssen nun auch sogleich auf den Tisch kommen. Wenn ein solcher Kloß auf dem Teller liegt, so darf er nicht mit dem Messer geschnitten werden, das wäre eine schwere Verletzung für jedes sachkundige Auge; der Kloß muß schon zittern, wenn man nur am Teller wackelt, und es braucht nur geringer Nachhilfe mit der Gabel, um ihn aus einander fallen und seine knusperige Fülle zeigen zu lassen. Neben der Klöße hat allezeit die Bratenschüssel zu stehen, denn Klöße ohne Braten mit kräftiger fetter Brühe sind eine reine Unmöglichkeit und gälten für ebenso unannehmbar wie Braten ohne Klöße.

Diese Klöße, welche im Vogtland „grüne Klöße", im Meiningischen Henneberg „Hütes" und im Preußischen „Knölle" oder „Knödel" genannt werden, erfreuen sich der doppelten Ehre, indem sie von Fürsten des Landes als Hausmannskost hoch gehalten werden und von Dichtern des Landes poetisch verherrlicht worden sind. Ganz bestimmt wissen wir ersteres vom Koburger Hofe, von wo aus übrigens alle in Koburg erzogenen Prinzen des Hauses ihre heimathliche Leibspeise mit auf ihre hohen Lebensstellungen in die Fremde trugen. So kann Herzog Ernst II. von Koburg in seinen Memoiren (Band I. IV. Kapitel) uns von seiner ersten Reise nach Portugal, wo sein Geschwisterkind Ferdinand von Koburg Koharn als Gemahl der Maria II. da Gloria König war, erzählen, daß die dortige Küche „mit unserer Hausmannskost" viele Aehnlichkeit habe und daß er in Lissabon auch schon mit Koburger Klößen überrascht worden sei. Wenige Volksleibspeisen können sich solcher Treue ihrer Liebhaber in der Fremde rühmen. Was aber die Poeten betrifft, so hat nicht nur schon ein Dichter in der Henneberger Mundart treffliche Belehrung über die Bereitung dieser Klöße ertheilt, wie z. B.:

Kartoffelpresse.

„Klenner, röst' die Bröckle,
Laß se net verbrenn',
Mach hinsch kläne Stöckle,
Bin ſ' ins Mäule genn' —"

sondern der gefeiertste Henneberger Dichter der Gegenwart, Rudolf Baumbach, hat den „Hütes" ein Lied gesungen, welches weit über das Klößegebiet hinaus, das übrigens auch jenseit der Meere seine Kolonien hat, unzählige Menschen erquickt.

Das Hauptinstrument zur Kloßbereitung ist die Kartoffelpresse. Sie gilt als so wichtig für den Haushalt, daß sie beim Aufbau des Ausstattungswagens früher immer ihren Ehrenplatz neben der Wiege gefunden hat. Erfahrt ein solches Werkzeug eine wesentliche Verbesserung, so sind wir derselben unsere Aufmerksamkeit schuldig. Wie bei der Buchdruckerkunst die Presse lange Zeit von Holz war, bis die eiserne sie verdrängte, so tritt jetzt auch für die Kartoffelpressung an die Stelle der alten, oft recht unförmlichen hölzernen eine eiserne Presse, und zwar ist diese Erfindung in der südlichsten Hauptstadt des Klößegebiets, in Koburg, ins Leben getreten. Daß wir dieselbe sofort selbst probirten, ist selbstverständlich, und so können wir sie und ihren Verfertiger und Verkäufer, Joh. Nic. Dehler in Koburg, um so freudiger empfehlen, als seine neue starke und zierliche Eisenpresse uns die Veranlassung gab, diesen Gegenstand einmal vor unser Publikum zu bringen. Fr. Hfm.

Nestlinge. (Mit Illustration S. 649.) Ein allerliebstes Bildchen, das sich mehr als viele andere selbst erklärt, so „sprechend" ist der einfache Vorgang, den es darstellt. Die alte, sauber gekleidete Bauersfrau, deren runzliges Gesicht, deren schwielige Hände von einem langen Leben voll unermüdlichem Schaffen und harter Arbeit erzählen, beschränkt jetzt ihre Thätigkeit darauf, „Nestlinge" groß zu ziehen. Alles junge Leben im Hofe ist ihrer Sorge anvertraut, von den Enkelkindern an bis herab zu den eben ausgekrochenen „Rücken". Und wie gern und freudig schafft Großmutter noch immer! Hände wie die ihrigen ruhen nicht eher, als bis sich der grüne Rasen über ihnen wölbt; nicht eher werden auch die treuen Augen und Lippen aufhören, den heranwachsenden „Nestlingen" freundlich zuzulächeln.

Eines derselben, ein junges Menschenkind, naht vorsichtig mit kleinen trippelnden Schrittchen, um die schmausenden Küchlein nicht zu verscheuchen. Reizend hat der Künstler in der Haltung des Kindes die Neugier mit ein ganz klein wenig Bangen vor den gefiederten Genossen auszudrücken verstanden. Ja, in der That, unser Kindchen, obgleich schon drei Jahre alt, ist in der Entwickelung zum selbständigen Wesen noch weit zurück hinter den Thieren, die kaum eben so viel Tage zählen. Das kleine Menschenkind fürchtet sich vor den Vöglein, die es leicht in seinen Fingern zerdrücken könnte, und seit kurzem erst hat es gelernt, allein zu essen und fest auf seinen Füßen zu stehen, was die gefiederten „Nestlinge" schon in der ersten Stunde ihres Daseins vortrefflich gekonnt haben.

Die Kornblume im Garten. Die Lieblingsblume Kaiser Wilhelms I. ist auch eine dankbare Gartenblume. Sie hat die Eigenschaft, daß sie beim Anbau oft ihre Farbe verändert; man kann aus ihr weiße und dunkelpurpurne, fleischfarbene, ziegelrothe und rosa Varietäten ziehen; manchmal wird sie sogar mehrfarbig. Ihr Anbau bereitet viel Vergnügen und die Blumen lassen sich sehr gut zu Sträußen verwenden. Allem Anschein nach ist sie auch einer Veredelung fähig und verdient darum eine besondere Aufmerksamkeit der Blumenliebhaber.

„1000 Mark Belohnung!" (Mit Illustration S. 668.) Das Leben der Großstadt ist unerschöpflich in der Abwechslung: bald locken die Theater mit Lustspielen oder Ausstattungsstücken die Menge an, bald übt dieser oder jener Cirkus seine Anziehungskraft; zu den Wettfahrten, Wettläufen, Pferde- und Velocipedrennen wandern Tausende von Neugierigen hinaus; Sommerfeste, Konzerte mit großen Feuerwerken finden reiche Betheiligung. Wer aber an all diesen mehr oder minder rauschenden Festlichkeiten sich nicht betheiligen will, findet der buntesten Abwechslung genug in dem vielgestaltigen Straßenleben, in den buntzusammengewürfelten Lokalberichten der Zeitungen, in den Cafés, an den Anschlagsäulen, und hin und wieder ist es ein sensationelles Ereigniß, das alle Schichten der Gesellschaft in gleichem Maße erregt. Ein solches ist es, das unserm Künstler zu seinem wirkungsvollen Bilde den Stoff gegeben hat. „1000 Mark Belohnung", so lautet die verlockende, weithin sichtbare Ueberschrift einer polizeilichen Bekanntmachung an der Anschlagsäule, welche auf eilige Geschäftsleute, bejahrte Diener, sorglose Spaziergänger und selbst auf das schöne Geschlecht eine magische Anziehung ausübt. Ein Verbrechen hat jüngst die Stadt in Aufregung gesetzt, die Polizei fahndete vergeblich nach den Urhebern, jetzt wird der Eifer aller irgendwie Interessirten durch die ausgeschriebene Belohnung angespornt. Aller Interessirten — dazu gehören vielleicht auch die beiden fragwürdigen Gestalten, deren Aeußeres und scheues Benehmen den Argwohn, mit welchem sie beobachtet werden, wohl nur zu gerechtfertigt erscheinen lassen. Das Kainsmal ist beiden auf die Stirne geschrieben, und die 1000 Mark Belohnung mögen ihnen eher ein Gegenstand des Schreckens als der Anziehung sein. — Ein lebenswahres großstädtisches Bild! An der Seite des geachteten Bürgers unmittelbar unter den Augen des Wächters der Gerechtigkeit der gebrandmarkte Verächter der Ordnung und des Gesetzes, und an der buntscheckigen Anschlagsäule mitten unter den Anzeigen rauschender Vergnügen hart und nüchtern der Aufruf der Nemesis, der Steckbrief!

Der Verein deutscher Lehrer in England. Hunderte von deutschen Lehrern gehen alljährlich nach England und verfallen dort dem Elende, denn nur wenigen glückt es, durch aufopfernde Thatkraft und eisernen Fleiß sich eine sichere Existenz zu gründen. Befinden sich doch noch heute die englischen Schulverhältnisse theilweise in einer Lage, wie sie einer so großen Nation nicht würdig sind. Die Engländer haben ein Wort in ihrer Sprache, das kaum zu übersetzen ist: „adventure schools". Es bedeutet, daß jeder mit oder ohne Beruf dort eine Schule anfangen und, wenn es glückt, fortführen kann, ohne auch nur der geringsten Aufsicht unterworfen zu sein. Bis vor wenigen Jahren gab es drüben nicht allzu viel öffentliche Schulen, welche mit unseren Gymnasien oder Realschulen verglichen werden konnten und einen altbewährten Ruf aufrecht erhalten hatten. In eine solche Anstalt als deutscher Lehrer hineinzukommen, war und ist auch heute noch schwer; nur anerkannte Leistungen, sowie große Empfehlungen können den Weg dazu bahnen. So ist es gekommen, daß der Unterricht seit lange hauptsächlich in den Händen von Privatpersonen liegt, die mehr oder weniger nur ein Geldgeschäft daraus machen. Gewissenlose Agenten bieten nun die deutschen Lehrer aus und drücken die Preise bis aufs äußerste herab.

Nach manchen vergeblichen Versuchen, einen deutschen Lehrerverein ins Leben zu rufen und mit dessen Hilfe den größten Uebelständen entgegen zu treten, gelang es der Energie und der Opferwilligkeit des Herrn Reichardt, einen solchen Verein zu gründen. Sein Buch „Der deutsche Lehrer in England" hat hüben wie drüben großes Aufsehen erregt. Einer im Dezember 1883 erlassenen Einladung Reichardts waren nur acht Personen gefolgt; aber im Vertrauen auf ihre gute Sache gründeten sie den Verein, und es gelang ihnen, einflußreiche Persönlichkeiten zu finden, die durch ihre Namen der Welt gewissermaßen eine Sicherheit gaben für die Respektabilität des Unternehmens. So ward durch Reichardt der Lord Mayor Fowler dazu bewogen, das Protektorat des Vereins zu übernehmen. Jetzt gehören auch der Herzog von Edinburg, der Großherzog von Hessen, der Herzog Ernst von Koburg-Gotha zu den Protektoren. Als fürstliche Wohlthäter erwiesen sich auch die Könige von Bayern und Sachsen, die Großherzöge von Hessen, von Oldenburg und Sachsen-Weimar und der Herzog von Koburg-Gotha.

Was bezweckt nun der Verein?

Einmal durch Warnungen im Vaterlande dahin zu wirken, daß nicht mehr Lehrer wie früher aufs Gerathewohl und ohne genügende Mittel für einen zeitweiligen Aufenthalt herüberkommen; dann aber denen, die einmal in England sind und der Unterstützung bedürfen, einen gemeinschaftlichen Halt zu bieten. Demzufolge hat der Verein eine Agentur für zu besetzende Lehrerstellen und eine Unterstützungskasse für hilfsbedürftige Lehrer ins Leben treten lassen. Im ersten Jahre seines Bestehens sind dadurch bereits 20 Stellen besetzt und 4 Pensionäre untergebracht worden. 19 hilfsbedürftige Lehrer erhielten Unterstützungen, 12 Mitgliedern wurden Vorschüsse gewährt und 29 Mitgliedern wurde in gebildeten englischen Familien billige Kost und Wohnung nachgewiesen. Die zuletzt genannte Thätigkeit des Vereins ist wichtig für die vielen jungen Philologen, die alljährlich nach London kommen, um daselbst die englische Sprache praktisch zu erlernen und auf dem Britischen Museum weiter zu studiren. Ihnen bietet der Verein das erste Absteigequartier und verschafft ihnen dann Unterkommen in Familien, in denen sie sicher sind, nur gutes Englisch zu hören, was leider in London nicht überall der Fall ist. Außerdem bekommen dieselben Einführungsbriefe in das Britische Museum, die für einen Fremden oft schwer zu erhalten sind, da diese Briefe auf der Bürgschaft eines Londoner Hausbesitzers beruhen. Auch der erkrankten Mitglieder nimmt sich der Verein gewissenhaft an.

Trotz seiner geringen Mittel hat der Verein bereits Tüchtiges geleistet. Für die nächste Zukunft beabsichtigt der Vorstand noch die Gründung einer Bibliothek und die Erwerbung eines eigenen Hauses. Gewiß werden deutsche Herausgeber und Privatpersonen gern den Verein durch Zusendung fachwissenschaftlicher Werke, welche unentgeltlich an Lehrer zum Fortstudiren verliehen werden, unterstützen. Das eigene Haus aber soll der Mittelpunkt aller deutschen Lehrer in London werden. Die Wirksamkeit des Vereins ist eine weitumfassende, einen großen Segen spendende. Möchten ihm doch bald ausgiebige Mittel zugehen, damit er seine wohlthätigen Ideen immer thatkräftiger ausführen kann. Von den deutschen Lehrern in England selbst ist nicht viel zu erwarten; die große Mehrzahl derselben ist arm, und gerade dieser Umstand veranlaßte ja die Gründung des Vereins. Vielleicht fühlt sich nun mancher Leser der „Gartenlaube" bewogen, dem „Verein deutscher Lehrer in England", der in der kurzen Zeit seines Bestehens schon so manchen Segen gestiftet, zu unterstützen. Die richtige Adresse ist: 25 Comptor Terrace, Highbury N.

Kleiner Briefkasten.

(Anonyme Anfragen werden nicht berücksichtigt.)

B. H. in P. An Büchern, welche dem Laien Anleitung geben, wie man Blumen im Zimmer pflegen soll, fehlt es nicht. Viele von denselben sind jedoch recht umfangreich und enthalten Details, welche für die große Masse der gewöhnlichen Blumenliebhaber ohne Belang sind. Ein kurzes Büchlein, welches in klarer übersichtlicher Form das Wichtigste auf diesem Gebiete verfolgt, ist aber namentlich dem Anfänger zu empfehlen. Ein solcher trefflicher Leitfaden ist „Der Zimmergarten" von Dardelis-Hartwig (Leipzig, J. Baedeker). Das Büchlein ist als Ergänzungsband zu Henriette Dardelis' „Küchen- und Blumengarten für Hausfrauen", der bereits 15 Auflagen erlebt hat, erschienen. Die Zahl der Hausfrauen, welche auf den Bau der Küchenkräuter verzichten müssen, aber Blumen im Zimmer gern ziehen und pflegen möchten, ist sehr groß und ihnen wird der „Zimmergarten" von Dardelis-Hartwig besonders willkommen sein.

E. L. in Zw. Sie finden die gewünschte Auskunft in dem Werke „Die Berufswahl im Staatsdienst" von A. Traeger (Leipzig, C. A. Kochs Verlag).

N. L. in Budapest. Wir bitten um Angabe der genauen Adresse behufs brieflicher Auskunft.

A. N. in Leipzig. Nicht nur Wildschweine sind Feinde und Vertilger der Kreuzotter; auch die Igel und eine ganze Anzahl von Vögeln vertilgen dieselbe. Selbst unser Haushahn kann mit der Giftschlange fertig werden und ist den Garaus macht. Die natürlichen Feinde können jedoch, wie die Erfahrung lehrt, diese Giftbrut nicht ausrotten. Darum sollte der Mensch in dem Vernichtungskampf systematisch vorgehen.

Carl K. in Ober. Ilswa. Das Wort „Glatt", welches Ihnen in der ersten Strophe des Gedichtes: „Kaiser Friedrich todt!" (Nr. 23, Halbheft 14 und Ganzheft 7 dieses Jahrgangs) auffällt, ist gut deutschen Ursprungs und bedeutet soviel als „Glanz"; allerdings findet man es meist nur in dichterischen Erzeugnissen verwandt.

A. K. in Breslau. Den Ihrer Mittheilung, daß außer der von uns in Heftheft 15 erwähnten Panoramenkarte in Kreisform auch eine solche, welche den im schönsten Theile des Salzkammergutes belegenen Hallstätter See zum Mittelpunkt hat, im Buchhandel erschienen ist, nehmen wir hier gern Notiz. Weitere gute Panoramakarten sind Stolles „Brockenpanorama", entworfen und gezeichnet von Oskar v. Bemsdorff (Verlag von C. A. Stolles Hofbuchhandlung in Harzburg), „Panorama vom Königstein" von A. von Gutbier (Verlag von Hermann Burdach in Dresden) und „Rundsicht von der Hohen Mense" von Max Krause in Glatz.

Privatgelehrter O. in P. Sie behaupten, die Quadratur des Zirkels gefunden zu haben, und wollen Ihre Lösung an diejenige Akademie senden, welche „den hohen Preis" dafür ausgesetzt hat. Wir können Ihnen nur mittheilen, daß ein solcher Preis nirgends ausgesetzt ist. Die Quadratur des Zirkels, das heißt die Verwandlung eines Kreises in ein flächengleiches Quadrat mit alleiniger Anwendung von Zirkel und Lineal, ist unmöglich. Es ist dies von hervorragenden Mathematikern wiederholt bewiesen worden, zuletzt von Professor Lindemann. Wir können Ihnen demnach erklären, daß keine Akademie sich der fruchtlosen Mühe, derartige Lösungen zu prüfen, unterziehen wird.

W. L. in Naumburg a. S. Die Flecke sind weiter nichts als die altbekannten „Rostflecke", wie sie in feineren Papiersorten oft auftreten. Trotzdem die Bücher nicht im Feuchten stehen, hat sich doch mit der Länge der Zeit Eisenoxydhydrat auf dem Papier gebildet und die betr. Flecke hervorgerufen. Als Mittel zur Entfernung dieser lästigen Erscheinung empfehlen wir Ihnen folgende: 1) 20 Theile Weinsäure und 10 Theile Alaun werden in 10 Theilen Wasser gelöst. Diese Lösung wird mittelst eines Wattebäuschchens auf die Rostflecke so lange vorsichtig aufgetragen, bis letztere verschwunden sind. 2) 120 Gramm weiße Seife werden in 100 Gramm heißem Wasser in einer Literflasche gelöst; dann werden 30 Gramm Salmiakgeist (Ammoniakflüssigkeit) hinzugegossen, und die Flasche wird mit Wasser ¾ voll gefüllt; darauf wird die Literflasche noch vollständig mit Benzin angefüllt, verkorkt und ihr Inhalt tüchtig und wiederholt geschüttelt. Von dieser Lösung nimmt man einen Theelöffel voll und mischt die betr. Menge in einer ½-Literflasche mit etwas Benzin; nach gehöriger Mischung füllt man schließlich die Flasche unter fortwährendem Schütteln vollständig mit Benzin an. Mit dieser gelatineartigen Masse kann man die Rostflecke, wie bei 1) zum Verschwinden bringen.

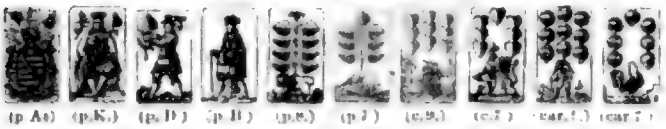
J. G. B. Das amerikanische Lied „Yankee doodle" finden Sie in Eduard Engels „Geschichte der englischen Litteratur" (Leipzig, Elischer) und zwar in dem „die anglo-amerikanische Litteratur" behandelnden Abschnitt.

R. H. in L. Der Erfinder des in Nr. 37 und Halbheft 20 dieses Jahrgangs besprochenen „Athmungsstuhls" ist Herr Bergrentier Federbier, nicht Bürgermeister J., wie irrthümlich angegeben.

Allerlei Kurzweil.

Skat-Aufgabe Nr. 10. Von L. Buhle.

Wie sitzen die übrigen Karten, wenn auf:



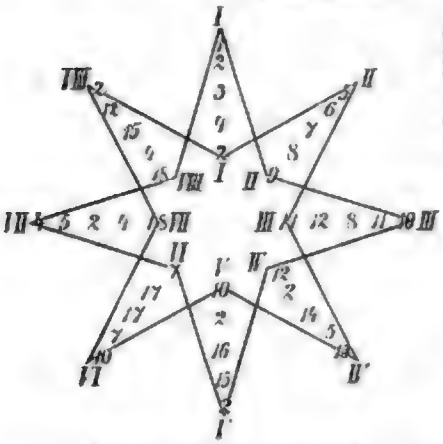
(p As) (p K.) (p D.) (p B.) (p 8.) (p 7.) (p 9.) (p 7.) (par 7.) (par 7.)

Null oder Null ouvert bei richtigem Gegenspiel verloren werden muß?

Skat-Briefkasten.

J. F. W. in R. Die eingesandte Lösung der Skat-Aufgabe Nr. 9 der „Gartenlaube" ist richtig. Ihrer Ausstellung, daß jeder Spieler Grand auf die jeweilige Karte gereizt haben würde, können wir deshalb nicht beipflichten, weil Gabel (Kreuz-Zehe mit vier Matadoren, Schneider angesagt, 7 × 12, alle 84 Points, während Grand nur 5 × 10 = 50 gezählt haben würde. (Die Berechnung richtet sich nach den Bestimmungen der „Allgemeinen Deutschen Skatordnung", welche von dem vom 7. bis 9. Juli d. J. zu Dresden tagenden Skatkongreß für den Deutschen Skatverband als gültig angenommen werden ist, nachdem sie schon vor zwei Jahren vom Altenburger Skatkongreß en bloc angenommen worden war. Die Deutsche Skatordnung, entworfen von L. Buhle, erschienen bei Th. Thomas in Leipzig 1886, ist durch jede Buchhandlung für 50 Pfennig zu beziehen.)

Stern-Räthsel.



Ersetzt man in nebenstehender Figur die Zahlen durch entsprechende Buchstaben, so erhält man, der Reihe nach, acht Wörter, welche bedeuten:

1. ein Säugethier,
2. ein Betäubungsmittel,
3. einen weiblichen Vornamen,
4. eine Seestadt,
5. einen guten Geist,
6. einen italienischen Maler,
7. eine Stadt in Westfalen,
8. einen männlichen Vornamen.

Die Anfangsbuchstaben (äußerer Kreis) ergeben alsdann das Werk einer beliebten Schriftstellerin, die Endbuchstaben (innerer Kreis) die Schriftstellerin selbst.

Ziffer-Räthsel.

Wärmt 1 2 3 4 behaglich dein Zimmer im Winter,
So schützt doch 4 2 3 1 sicher die Stadt in Gefahr.

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 11 auf S. 644:

1. T g 4 g 2, e 5 — e 4 2. D h 1 — a 1 K — 3. T g 2 — e 2 matt.
1. . . . . L f 1 . . g 2 — e 2 2. D h 1 — a 1 3. D mir. S
1. . . . . d 3 — d 2 2. T g 2 . . d 2 † L f 1 — d 3 3. T d 2 . . d 3
1. . . . . 2. D h 1 — h 3 3. D h 3 — e 6

Auflösung des Silhouetten-Rebus auf S. 644:
Mondphasen.

Auflösung des Kreuz-Räthsels auf S. 644:

			S	E	W	P			
			P	D	A	E			
			I	E	S	L			
S	P	I	E	L	H	A	G	E	N
E	D	E	L	H	I	R	S	C	H
W	A	S	H	I	N	G	T	O	N
P	E	L	A	R	G	O	N	I	E
			G	S	T	N			
			E	C	O	I			
			N	H	N	E			

Auflösung des Räthsels auf S. 644:
Feder. (Vogel-, Schreib-, Sprungfeder.)

Auflösung des Buchstaben-Räthsels auf S. 644:
Adel, Tadel, Nadel.

Auflösung des Bilder-Räthsels auf S. 644:
Nur im Streben ist Leben.

Auflösung der Charade auf S. 644: Rathschlag.

In unserem Verlag ist erschienen und durch die meisten Buchhandlungen zu beziehen

Gartenlaube-Kalender
für das Jahr 1889.

Vierter Jahrgang.

14½ Bogen 8° mit zahlreichen Illustrationen.

Preis elegant gebunden 1 Mark.

Aus dem reichen Inhalte des **Gartenlaube-Kalenders für das Jahr 1889** heben wir hervor: **Gruß an die Leser.** Von Viktor Blüthgen. — **Doktor Puppke.** Humoreske von B. Renz. — **Onkel Leos Verlobungsring.** Von W. Heimburg. — **Am hohen Preis.** Musikhistorische Novelle von Moritz Lilie. — **Eine Obstfabel.** Von Oskar Justinus. — **Die neue Reichsgesetzgebung** (Wehrgesetz, Wahlgesetznovelle, Vogelschutzgesetz u. s. w.). Von Hermann Pilz. — **Vom Büchermarkt.** Von R. v. Gottschall. — **Die erste Hilfe gegen Masern, Diphtherie und Scharlach.** Von Dr. M. Taube. — **Eine Rhein- und Weinfahrt.** Von Emil Peschkau. — **Rückblick auf die Tagesgeschichte.** Von Schmidt-Weißenfels. — **Die Fürsorge für blinde, taubstumme und andere unglückliche Kinder.** — **Die im Deutschen Reiche geltenden Verjährungsfristen für Klagen und Forderungen.** Von Hermann Pilz. — Statistische, volkswirthschaftliche u. s. w. Notizen und Tabellen. Rathschläge für Haus-, Garten- und Landwirthschaft. — **Post- und Telegraphentarif** nebst den einschlagenden Bestimmungen in bisher nirgend gebotener Vollständigkeit und Uebersichtlichkeit. — Uebersicht der Garnisonsorte des deutschen Heeres nebst Servisklasseneintheilung. — Jahrmarktsverzeichnis, Blätter und Blüten, Humoristisches u. s. w. u. s. w. Eine große Anzahl vorzüglicher Illustrationen von A. Müller-Lingke, G. Hahn, F. Defregger, R. Püttner, Fritz Bergen, O. Gerlach, F. Wahle u. a.

Bestellungen auf den Gartenlaube-Kalender wolle man der Buchhandlung übergeben, welche die Gartenlaube liefert. Postabonnenten erhalten den Kalender in jeder Buchhandlung oder gegen Einsendung von 1 Mark und 20 Pf. für Porto in Briefmarken direkt franko durch die

Verlagshandlung von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig. Druck von A. Wiede in Leipzig.

Also begab es sich auch vor drittehalb hundert Jahren im Thüringer Land.

Zwar war es nur ein spärlicher Lichtstrahl, der dem geplagten Volke leuchtete — seit zehn Jahren wüthete schon die Kriegsfurie auf deutscher Erde und ein Ende der Heimsuchung vermochte niemand abzusehen — aber der Kaiser Ferdinand unterhandelte doch mit dem König Christian von Dänemark, dem Haupt der evangelischen kriegführenden Partei; derweilen wurden keine Schlachten geschlagen, und man brauchte keines Einfalls feindlicher Heere gewärtig zu sein. Die evangelische Sache lag freilich am Boden; König Christian war mit seinem Heer gleich einer Schar Krebse rückwärts ins Meer gerutscht. Indessen bei den katholischen Mächten sah es gleichfalls übel aus; sie hatten sich in einander verbissen wie ein Rudel Wölfe: die Liga bellte wider den Wallenstein, dieser that ihrem Führer Tilly Tort und Dampf an, und den Kaiser zwickte in Welschland der König von Frankreich. Und hatte auch unter den Fürsten, welche die lutherische Lehre auf der Spitze ihres Schwertes zu erhöhen strebten, der Tod eine reiche Ernte in den letzten Jahren gehalten, so waren nunmehr die Trauertage um die Gefallenen zu andern trüben Tagen hinabgesunken.

Die Fürstinnen aus den schwer betroffenen Häusern der ernestinischen Sachsen legten die langen Leidschleier ab, die sie um drei gebliebene Herzöge von Weimar und Altenburg getragen hatten. Die noch lebenden kampflustigen Herren kehrten in ihre Erblande zurück und gönnten sich eine kurze Waffenruhe.

Dazu war der Lenz gekommen, in welchem allezeit die Lebenslust neu erwacht.

Ein lauer Tag des Wonnemondes ging zur Rüste. Die sinkende Sonne blitzte noch einmal in den Fenstern der Dornburg, welche auf schroffem Felsen über dem Saalthal sich erhebt. Dann verblaßten gemachsam die goldenen Linien an den Giebeln und überdachten Schornsteinen; ein rosiger Schein überhauchte den Abendhimmel. In dem Städtlein Dornburg, das hinter dem Schlosse seine spitzen Ziegeldächer in altersgrauen Mauern zusammendrängte, wurde Feierabend geläutet.

Da schallte Hufschlag und Waffengeklirr durch die krummen Gassen. Aber die Bürger im Rathskeller blieben geruhig beim Broihan sitzen. Die Reiter waren trotz Krebs und Sturmhaube keine Kriegsleute. In den unruhigen Zeitläuften, wo Ueberfälle von Waldfischern und Strauchhechtlein als alltägliches Abenteuer galten, bewehrte sich jeglicher Reisende bis an die Zähne, ging der Friedfertigste mit einem Morgenstern statt des Wanderstäbleins über Feld. Um so eiliger hatten es die Frauen, die Fenster aufzuschieben und vor die Thüren zu laufen.

War das ein schönes Mannsbild, das den Reitertrupp führte! Biegsam gleich einer Weidenruthe wiegte der junge Herr sich im Sattel. Er trug den künstlich gearbeiteten Harnisch wie ein gewohntes Gewandstück; aber grüne Sammetpuffen bauschten darunter hervor, ein spinnwebfeiner Spitzenkragen legte sich darüber. An den hohen Stiefeln gleißten silberne Radsporen, und der Federhut war auf lange, wohl gekräuselte Locken gedrückt. Nein, das schmale bräunliche Gesicht, das sich ihnen mit honigsüßem Lächeln zuwandte, als sie in der singenden Mundart der Gegend die Tageszeit boten, gehörte keinem rauhen Kriegsknecht an; deren Fäuste trugen nicht so feine Stulphandschuhe, winkten nimmer solch holden Gruß. Schier behext sahen sie dem Reitersmann nach.

Der strich sein spitzes braunes Bärtchen empor und schaute mit den blitzenden Augen triumphirend noch einmal sich um, ehe er zu dem zinnigen Stadtthor hinausritt, das auf den Burgweg führte.

Par Dieu! Er war ja ein „alamoder" Monsieur! Solch einem hing allerorten das Frauenzimmer mit Passion an. Er hatte gelernt, wie man selbiges ködert, da er vor einem halben Jahrzehnt seinem Herzog Wilhelm von Weimar unter die Fahne Christians von Braunschweig gefolgt war, der seine französische Sitte liebte. Als ein ungeleckter deutscher Bär zog er dazumal aus im eisernen Harnisch, mit der thörichten Fürstellung behaftet, daß ein Mann sein ganzes warmes Herz einsetzen müsse, um eine holde Frau zu gewinnen. Da er zurückkehrte, verstand er, seines Spitzenwerk dem Eisen zu vereinigen, zu parliren und den galanten Schäfer zu spielen. Und vor allem war ihm die Erkenntniß aufgegangen, daß in der Liebe gerade derjenige siegt, der den kühlsten Kopf behält. Nun! dessen vermochte er sich wohl zu rühmen!

Der zweite seiner gnädigen Herren, Herzog Albrecht, war zwar ein erklärter Feind des Alamodewesens und blickte ihn schier verächtlich an, wenn er dem Frauenzimmer des fürstlichen Hofstaates mit zärtlichen Seufzern und schmachtenden Blicken huldigte. Indeß er war sich bewußt, daß man bei ihm durch die Finger sah, dieweil er einen großen Stein im Brett hatte bei seiner Herrschaft. Und wer konnte sagen, was die Zukunft brachte?

Sein kecker Blick richtete sich auf die Dornburg, die vor ihm dunkel in den erblassenden Abendhimmel hineinragte.

Das schwarz-gelbe Banner auf dem Thurm wallte ihm entgegen, als biete es den schwarzen und gelben Federn auf seinem Hut vertrauten Gruß.

War das ein günstiges Vorzeichen?

Jetzt hielt er am Burgthor. Die Wachen sperrten mit gekreuzten Hellebarden den Weg.

Aus der Thorstube rief ihm der Wachtmeister zu: „Wer seid Ihr? Woher kommt Ihr?"

Herrisch entgegnete der Reiter:

„Achatius von Krombsdorff, Hofmeister Ihrer fürstlichen Gnaden, der Herzöge von Weimar, kommt in einer Sendung seiner gnädigen Herren zu Ihrer fürstlichen Gnaden, der Frau Herzogin Witwe Anna Maria von Altenburg."

„Passirt!" befahl der Wachtmeister respektvoll. Die Hellebardiere schulterten die Waffen. Der Hufschlag der Pferde dröhnte durch das Thorgewölbe.

In dem von hohen Gebäuden umschlossenen Hofe war es schon Abend geworden. Ueberall schimmerte Licht und zeigte neugierig zusammenlaufendes Ingesinde. Unter einer aufgesteckten Fackel drängten sich Stallbuben und junge Dirnen, die aus dem Wirthschaftshofe herbeikamen, der Schein des Herdfeuers beleuchtete die Küchenmägde und den dicken Koch, und in der erhellten Kellerluke tauchte das rothe Gesicht des Kellermeisters auf.

Sattelknechte sprangen herzu, um das Pferd des Hofmeisters in Empfang zu nehmen.

„Treffe ich den Herrn Schloßhauptmann von Taulenburg zu Haus an?" fragte er, sich abschwingend.

Ein Lakai in schwarzem, mit gelben Borden besetztem Wams trat vor.

„Der Herr Schloßhauptmann ist noch nicht aus den Weinbergen zurück, allwo heute die Reben angebunden werden."

„Aber die Frau und die Jungfrau Katharine sind hoffentlich daheim?" erkundigte der Hofmeister sich weiter.

Ehe der Lakai antworten konnte, tönte eine kräftige Frauenstimme aus der Tiefe des Kellers:

„Was brennt in der fürstlichen Küche an? Ich rieche es bis hierher. Meister Koch, gebt dem Bratenwender eine Maultasche, daß er seinen Spieß ordentlich drehe. Und Ihr, Kellermeister, habt Acht, damit das Faß mit dem guten Kunitzer Wein sicher herunter geschrotet wird. Das weiß Gott: die Frau muß selber sein die Magd, will sie im Hause schaffen Rath."

Die Stimme aus der Tiefe wirkte Wunder. Jeglicher Dienstbote kehrte zu seinem Geschäft zurück. Der Lakai aber sagte:

„Ihr hört, daß die gestrenge Frau zu Haus ist."

Achatius hatte den Mund beim Namen des Weines zusammen gezogen. Jetzt lachte er, kniff die rothbackigste Küchenmagd in die Wangen und wandte sich dem Wohngelaß des Schloßhauptmanns zu.

An der rundbogigen Pforte blieb er lauschend stehen. Vom Residenzhause her schwirrten Klänge eines musikalischen Instrumentes.

„Die junge Herzogin Dorothea geruht, den französischen Tanz Mimi auf Dero Klavicymbel zu reißen," flüsterte er lächelnd vor sich hin. „Ob das fürstliche Fräulein wohl auch vermöchte, einen hochgebietenden Herrn nach dieser Weise tanzen zu lassen?"

In dem lustigen Takt des Mimi stieg er die Wendeltreppe empor und klinkte die braune Stubenthür auf.

Eine rosig gleißende kupferne Lampe hing von dem Deckengebälk herab und beleuchtete das niedrige holzgetäfelte Gemach.

Vor einer geöffneten Truhe stand Käthchen, das siebzehnjährige Töchterlein des Schloßhauptmanns, mit einem Körbchen voll duftender Kräuter.

„Vetter Achatius!" schrie sie auf, und die silberglänzenden Blätter der Spika fielen auf den Estrichboden, statt zwischen die aufgeschichteten Leinenschätze. „Ach, der Schreck! Mir zittern alle Glieder. Woher kommt Ihr?"

Wie ein einziehender Herrscher schritt Achatius über das gestreute Grün klirrend zu ihr hin.

„Unter des kleinen Gottes Cupido Geleit geradeswegs aus Weimar. Aber beim Einspruch eines freundvetterlichen Gastes gebraucht eine holde Jungfrau ihre Purpurlippen zu etwas anderem, als zu einem Zetergeschrei. Mit Eurer Permission, holdes Bäschen!“

Er zog sie an seine Brust und hauchte mit gespitzten Lippen einen zarten Kuß auf ihren Mund. Dann entließ er sie sanft aus seinen Armen.

Verwirrt, dunkelroth zupfte sie den steif gestärkten Halskragen wieder glatt.

„Nun habe ich gerade heute den schlechten karierten Rock angezogen,“ klagte sie. „Ich dachte, nur der Junker Utz von Hagenest käme zum Abendbrot; da wäre er lange gut genug gewesen.“

„Ihr seid auch so schön,“ tröstete Achatius. „Wie ein Nymphlein der Feldflur erscheint Ihr mir. Hell gleich reifen Aehren glänzt Euer Haar, wie Kornblumen leuchten die Augen, und der wilde Mohn ist nicht röther als Eure Lippen.“

Mit offenem Mündchen sog sie seine Worte ein; versunken in seinen Anblick stand sie vor ihm.

Er aber vergaß über das holde Bäschen seine Bequemlichkeit nicht. Schäkernd fragte er:

„Darf ich meine kriegsmäßige Rüstung ablegen, oder gebietet meine strenge Herrin, daß ich vor ihr paradire wie vor einem Obristen?“

Sie besann sich auf ihre häusliche Pflicht und nahm ihm eifrig Hut, Stulphandschuhe und Degen ab.

„Sind wirklich so viele Monde vergangen, seit Ihr mit Eurem Herzog Albrecht hier weiltet?“ flüsterte sie. „Mir ist, als hätte ich in der ganzen Zeit geschlafen und wäre jetzt erst aufgewacht.“

Er lächelte selbstgefällig und küßte die kleinen, hilfsbereiten Hände.

„Euer Gewissen wird aufgewacht sein und Euch Vorwürfe machen, daß Ihr bei den Festivitäten auf den Schlössern und Burgen des schönen Saalthales dem Gedenken an mich Valet gegeben habt.“

Käthchen schüttelte den Kopf:

„Die Frau Mutter ist dem Herumfahren im Lande abhold und wehret Einladungen zu Schmausereien und Tänzen mit dem Sprüchlein ab: Wenn fliegt die Taub' zu weit ins Feld, zuletzt der Habicht sie behält.“

Achatius führte sie lachend nach dem Fenster, auf dessen Brüstung ein Rosmarinsträuchlein duftete, und zog sie neben sich auf die Bank.

„Die Frau Mutter ist eine fürsichtige Frau. Wenn nur derweilen kein Marder in ihren Taubenschlag kommt.“

„Ein Marder?“ wiederholte Käthchen, und die blauen Kinderaugen lugten pfiffig unter dem Büschelchen blonden Stirnhaares hervor, das ihr immer wieder auf das zierliche Stumpfnäschen fiel. „Meint Ihr den Junker Utz, der das schöne Gut drüben in der Stadt gekauft hat mit dem Schlößchen? Ja, der kommt oft. Welch einen Hühnerhof hat er! Dagegen ist mein Taubenschlag gar nichts. Wenn er pfeift, laufen kalekutische Hähne mit langen rothen Nasen herbei, und ach! so liebe grau gesprenkelte Perlhühnerchen, denen die Hauben bis über die Augen hängen. Und welche drollige Kratzfüße macht der bunte Gockel! Die hat der Utz ihm abgeguckt.“ Sie kicherte in sich hinein.

Achatius hob neckisch drohend den Finger.

Sie gerieth außer sich vor Vergnügen. „Er hat mir auch zu Fastnacht eine stattliche Verehrung von süßen Fladen geschickt und zu meinem Geburtstag grüne Maien setzen lassen,“ erzählte sie eifrig und sah ihn gespannt an, um zu erkunden, welchen Eindruck des Junkers Werbung auf den Vetter machte.

Er that ihr den Willen und stieß einen herzbrechenden Seufzer aus, von dem die Quästchen seines Spitzenkragens erbebten.

„Wenn ich wollte“ — suchte sie ihn, selig über seinen Kummer, weiter zu quälen.

Aber sie vermochte nicht zu vollenden.

Die Thür öffnete sich. Frau von Tautenburg rauschte herein im starren stahlgrauen Kleid, den Schlüsselbund an der Seite.

„Hab' ich recht gehört?“ rief sie mit schallender Stimme. „Wahrlich, es ist unser lieber Vetter aus Weimar. Was führt Euch lustigen Hofschalk her?“

Er neigte sich mit verschlossener Miene. „Eine Botschaft meiner gnädigen Herrschaft an Eure Frau Herzogin. Bis Selbige sie Euch kund thut, laßt Euch an meiner demüthigen Reverenz genügen, großgünstige Frau.“

Sie lachte. „Wollt Ihr Euch wichtig machen mit Eurem Geheimnißkram? Nun, dem sei also! Wir empfangen Euch gleich einem mächtigen Scharhansen.“

Sie küßte ihn mütterlich auf die eine Wange und gab ihm einen freundschaftlichen Backenstreich auf die andere. Dann streiften ihre klugen Augen das glühende Antlitz ihres Kindes.

„Flink, Käthe!“ befahl sie; „hilf die Abendtafel beschicken. Mein Eheherr und der geladene Gast werden gleich kommen. Hier ist der Schlüssel zum Keller. Nein, seht mich nicht so ängstlich an; der Kunitzer Wein wird heut nicht angezapft.“

Erst nach der Tochter verließ sie das Gemach, und nun tönte es von draußen: „Suse, sind die guten Messer mit den Achatsteingriffen geputzt? Grethe, bringe den Schinken aus der Vorrathskammer! Die Torte von Lammfleisch nicht zu vergessen!“

Die Thür öffnete sich; unter den Händen Käthchens und der stämmigen Mägde wurde die Eichentafel in der Mitte der Stube zum Tischlein deck dich.

Dann dröhnten starke Schritte auf der Treppe. Der Schloßhauptmann erschien, ein stattlicher Herr mit grauem Haupt und rundem rothen Antlitz. Hinter ihm schob sich die kräftige Gestalt des Junkers von Hagenest herein. Sein ehrliches rothbackiges Gesicht färbte sich noch dunkler beim Eintritt. Aus den von weißblonden Wimpern umrahmten blauen Augen sprach eine treuherzige Freude. Er sah aus, als erwarte er, daß ihm nun die gebratenen Tauben in den Mund fliegen würden, er brauche denselbigen nur zu öffnen.

Breitspurig stellte er sich auf und rief: „Guten Abend, Jungfrau Katharine!“

Aber sein Gesicht wurde lang, als von der Fensterbank statt des blonden Mägdleins ein schlanker Kavalier sich erhob, der seine feinen Glieder auf eine schmale Linie zusammenzog und eine schier unheimliche Reverenz machte.

Auch der Schloßhauptmann war sichtlich überrascht. Fragend sah er den jungen Vetter an, während er ihm gemüthlich die Hand schüttelte. Dann machte er die Herren mit einander bekannt.

Utz maß den Hofmeister von dem braunlockigen Scheitel bis zu den zierlichen Fußspitzen. Er empfand einen Widerwillen gegen den Fant, er wußte selbst nicht, warum, und seine Verbeugung fiel sehr aufstutzig aus.

Achatius lächelte leise. Ja, ja, den Kratzfuß mochte er wohl seinem Gockel abgelernt haben. Es lag für ihn klärlich auf der Hand, wie es um die Tautenburgs und den Junker bestellt war. Aber er gehörte zu den Menschen, die an einem rechtschaffenen Gewebe nicht vorüber gehen können, ohne eine kleine Verwirrung zu stiften. Als Frau von Tautenburg zur Mahlzeit rief und Anstalten traf, dem Junker zwischen Käthchen und sich den Platz anzuweisen, da glitt Achatius wie eine Schlange um ihn herum und saß neben dem Bäschen, bevor der umständliche Junker nur an den Tisch gelangt war.

Dieser mußte sich gegenüber an der andern Seite der Tafel niederlassen. Dort machte er es sich bequem. Er rückte so lange auf seinem hochlehnigen, mit ingwerfarbigem Tuch beschlagenen Stuhl hin und her, bis die Ellenbogen Spielraum hatten, und knöpfte einen Knopf seines Wamses auf in Erwartung der Tafelfreuden.

Der Schloßhauptmann bemerkte nicht, wie der Plan seiner Hausfrau vereitelt wurde. Als echter Hofmann sann er darauf, zu erforschen, weß Inhalts die Botschaft war, die der Vetter überbrachte.

Die Deckelkrüge vollschenkend, hob er in seiner behaglichen Weise das Gespräch an: „Ist doch ein wahres Labsal, zu sehen, wie das gute Einvernehmen der beiden Häuser Weimar und Altenburg immer wieder sich herstellt trotz mancher Zwiespältigkeiten. An solchen hat es schon zu Lebzeiten der beiden, leider Gottes! so früh verstorbenen Häupter der Familie nicht gefehlt. Denn wiewohl Brüder, waren sie doch verschiedentlich geartet. Unser Herzog Friedrich Wilhelm fegte wacker den Beutel, Euer Herzog Johann lebte still und sparsam wie ein guter Hausvater. Und selbige Eigenschaften haben sich fortgeerbt. Unser Fräulein Dorothea strahlt von Kleinodien wie der Nachthimmel von Sternen und ist beweglich gleich einer Welle der Saale. Welch ein Bild schlichter fester Männlichkeit ist dagegen Euer Herzog Albrecht! Und doch schien Hochderselbe nur Augen für unser Fräulein zu haben, als er im vorigen Herbst zur Reiherbeize hier weilte.“

Er blinzelte den Hofmeister forschend von der Seite an.

Der dachte: Da müßt Ihr früher aufstehen, Vetter! gabelte eine Morchel aus der Lammtorte, verspeiste sie zierlich wie ein Eichkätzchen und antwortete: „Darum ist mein gnädiger Herr nicht zu verdenken. Fama hat recht, wenn sie verkündet, die Herzogin Dorothea besitze eine Alabasterhaut, Rubinlippen, Augen gleich verschleierten Topassteinen und Marmorschultern."

Utz lachte verächtlich. „Oho, unser fürstliches Fräulein ist nicht von Stein."

Und Käthchen nahm es übel, daß der Vetter noch von einer andern Schönheit sprach als von der ihrigen. „Fama?" wiederholte sie verdrießlich. „Die kann das gar nicht wissen; denn sie ist nicht hier gewesen."

„Aber sie erzählt doch auch," schmeichelte Achatius, „man könne ein Rosenblatt auf Eure Wange legen und selbiges nicht von ihr unterscheiden."

„Liebwerther Vetter," unterbrach ihn Frau von Tautenburg ärgerlich, „es ziemt sich nicht, die Ohren eines unschuldigen Kindes mit Zuckergeschwätz zu füllen. Laßt Euch das von einer aufrichtigen Frau gesagt sein. Erzählt uns lieber etwas Neues aus Weimar. Daß Euer Herzog Wilhelm mit seiner sanften Gemahlin Eleonore glücklich lebt, ist uns bekannt. Aber denkt denn keiner Eurer drei jüngeren Prinzen daran, sich zu verheirathen?"

Sie sah ihn forschend von der anderen Seite an.

„Großehrenreiche Frau!" erwiderte Achatius. „Es ziemt uns nicht, den Schleier der Zukunft zu lüften."

Und schelmisch lächelnd fuhr er fort:

„Laßt auch Ihr Euch das von einem aufrichtigen Mann gesagt sein. — Der Schwan ist fürtrefflich gebraten."

Er lieferte säuberlich ein Knöchlein ab und legte es auf seinen Tellerrand.

Käthchen schaute ihm schier ehrfürchtig zu. Dann blickte sie finster auf den Junker Utz, der nach seinem redlichen Tagewerk tüchtig aß, ein Schwadrament auf seinem Teller anrichtete und, altem Brauch gemäß, die Knochen unter den Tisch warf.

Dazwischen rief er ihr zu: „Jungfrau Katharine, versteht Ihr auch, solchen Mostrich zu bereiten? Lernt es ja! Er ist gut auf den Trunk gewürzt. Mir geht nichts darüber."

Sie vermochte vor Erbosung nur höhnisch aufzulachen.

Dem Schloßhauptmann verging alles höfische Sinnüren; er schenkte eiligst wieder ein.

„Trinket aus, liebe Freunde, auf daß wir der Kanne endlich auf den Grund kommen."

Utz leerte gehorsam seinen Deckelkrug. Er hielt es für Gastespflicht, dem guten Trunk Ehre anzuthun. Aber angesichts des fremden Hofmeisters schmeckte ihm der Rheinfall wie Schlehenwein.

Welch eine verdammte Art zu lächeln hatte der Kerl, daß man immer nur die Spitzen der weißen Zähne zwischen den rothen Lippen sah! Und warum hing die Käthe also mit den Augen an dem Zierbengel? Er, der wackere Junker Utz, bekam nichts von ihr zu sehen als die blonden Löckchen im Nacken. Daß doch ein Donnerwetter drein schlüge!

Je grimmigere Blicke er zu dem Pärlein hinüberschoß, desto muthwilliger wurde Achatius.

„Holde Herzensbezwingerin," flötete er, „lasset Euch erweichen! Schenket mir das roth- und weißgestreifte Schleiflein, daß ich es als Favor allezeit bei mir führen kann."

Mit gewandter Hand löste er die Schleife von Käthens Kragen und befestigte sie auf seinem Wams nächst dem Herzen mit einer Spendel.

Käthchen strahlte vor Glück.

Utz schlug mit der Faust, in der er das Messer hielt, auf den Tisch. „Was ist das für ein alamoder Unrath?"

Achatius richtete sich auf. Seine Augen blitzten den Junker an. Aber er besann sich, machte ihm nur eine spöttische Verbeugung und erklärte herablassend: „Ein Andenken an die Dame, welche wir adoriren. So trug Herzog Christian von Braunschweig allezeit den Handschuh der Pfalzgräfin Elisabeth am Hut."

„Ich erachte ihn für einen Frauenknecht," schrie Utz, dem die Ader auf der Stirn schwoll.

Der Schloßhauptmann wischte sich den Angstschweiß ab.

„Nu, nu!" begütigte er nach beiden Seiten hin, „er war ein vollkommener Kavalier und tapfrer Held, Gott hab' ihn selig. Aber Ihr werdet müde sein, Vetter," wandte er sich an Achatius, „und wir wollen Euch nicht um Eure Nachtruhe bringen."

„Ein Kavalier wird nie müde," versicherte dieser.

Die Hausfrau hob jedoch eiligst die Tafel auf. „Euren Nachttrunk, Vetter, werde ich Euch in Euer Losament schicken. Hole die Postille, Käthe; es wird Zeit zum Abendsegen."

Utz wischte sich mit dem Aermel den Mund ab.

Achatius tupfte mit einem Zipfel des Tischtuches an die Lippen. „Möget Ihr sanft in Morpheus' Armen ruhen!" sprach er, sich sittig vor den Frauen neigend.

Der Junker wollte Einspruch erheben gegen diesen Wunsch, unter welchem er eine abermalige Unziemlichkeit witterte; aber der Schloßhauptmann klopfte ihm auf die Schulter, drückte ihm seinen Hut in die Hand und sagte: „Ich begleite Euch ein Stücklein Weges. Dann muß ich noch bei der Frau Herzogin den Hofmeister anmelden."

Achatius schickte den Diener, der mit einer Leuchte und dem Nachttrunk ihn nach dem Gastgemach im Thurme geleiten sollte, voraus; er konnte sich allein zurechtfinden. Mit lässigem Schritt ging er über den stillen Schloßhof. Spöttisch blickte er dem Junker Utz nach, der am Arm des Schloßhauptmanns verstört zum Burgthor hinausstapfte. Wer war ein Frauenknecht? Er, Achatius, der die Weiber um den Finger wickeln, durch einen Blick lenken konnte? oder dieser Krautjunker, der in seiner biderben Mannlichkeit nicht einmal mit der kleinen Käthe fertig wurde, hinter ihr herstieg, bestürzt die ihm zugewandte Kehrseite anstarrte und ihre Mißachtung hinnahm, ohne sie dafür zu strafen? Was die kleine Unschuld für rothe Oehrlein bekommen hatte, als er ihr die Schleife raubte! Und zu welch früher Stunde diese braven Dörfler in ihre dicken Federbetten stiegen!

Das vermochte ein alamoder Hofmeister nicht. Der liebte die Nachtschwärmerei. Aber es war keine Seele da, die mitschwärmen konnte: kein lustiger Gesell, kein licherndes Mägdlein; nur das erste Viertel des guten Mondes sah ihn mit seinem spitzen Kinn an.

Doch halt! Dort aus dem Residenzhaus fiel noch heller Lichtschein in breitem Strom in das Burggärtlein. Da mußte noch jemand wachen.

Er glitt mit leisem Höflingsschritt hinüber, wo das schmiedeeiserne Gitterthor einen Einblick gestattete.

Von der altersgrauen Steinwand des Burggebäudes, welche der Mond mit bläulichem Schimmer übergoß, hob sich ein farbenprächtiges Bild ab. Der ehemalige Söller der Burg war umgebaut worden zu einem anmuthigen Luginsland. Dem Geschmack der Zeit gemäß wölbte sich eine leuchtend grüne Kuppel darüber. Purpurne Vorhänge wallten zwischen den Pfeilern leise im Abendwind, weiche Teppiche sanken bis auf die Stufen der Treppe nieder, die in das Burggärtchen hinabführte. Unter dem Kuppeldächlein vor der geöffneten Thür saß ein kleiner Kreis von Damen um einen Tisch, hell beleuchtet von Windlichtern.

Die Frau Witwe mochte der Abendkühle wegen in dem Gemach verblieben sein. So thronte denn auf dem mit Polstern belegten Hochsitz die junge Herzogin Dorothea.

In dem Doppellicht von Mond und Kerzen glänzte der blaue mit Silber verzierte Damast ihres Kleides, schimmerten die Perlenschnüre in den langen hellbraunen Locken, funkelte ein Geschmeide von Rubintafeln bei jedem Athemzug an ihrer Brust und wetteiferte doch vergeblich mit dem Strahlen der schönen, an allen Fürstenhöfen berühmten topasfarbigen Augen.

Auf niedrigen Schemeln reihte sich das Frauenzimmer der Herzoginnen um den Tisch: die rundliche Hofmeisterin, deren schwimmende Augen allezeit nach einem zweiten Gemahl ausspähten, die überschlanke Hofjungfrau mit der langen Nase und die kleine, welche gleich einem Strohblümchen verschrumpft und vergilbt war.

Eine Stimme klang eintönig herab. Aha! die langnäsige Dame las vor.

Achatius kannte das dicke Büchlein mit dem Goldlederneinband, der seidenen gewirkten Schließborte und den bis an den Rand vollgedruckten Seiten. Es war der neue französische Roman von Monsieur Honoré d'Urfée, welcher von der Liebe Astreae und Celadonis, einer Schäferin und eines Schäfers, handelte.

Zarter Duft stieg von den Narzissenröslein im Gärtchen auf; leise einlullend rauschte die Saale im Thal. Wie schöne Traumbilder der linden Lenznacht schwebten die Helden und Heldinnen des Romanes an den andächtig Lauschenden vorüber. Auf blumigen

Auen am Gestade der Loire wandelten die Schäferinnen, mit Bändern geschmückt, den Stab in der Hand, die Hirtentasche umgehangen. Und im Jasmingestäude harrten ihre Amants und lasen ihren Herrinnen an den Augen ab, ob sie sich hervor zu deren Füßen wagen dürften.

Verständnißvoll nickten die Damen zu den Reden des weisen Sylvander, der allen mit Liebe Beschwerten Aufschluß über ihre Gefühle gab und dieselben so fein wie Haare spaltete. Halblaute Ausrufe der Verwunderung kamen über ihre Lippen, da er endlich trotz aller Weisheit sich selbst von der Liebe Narrenseil verstricken ließ. Dann tönte ein leises Kichern wie Vogelgezwitscher in die warme Maienluft hinaus, als es kund ward, daß der leichtfertige Hylas immer seine Liebchen acht Tage früher verließ, ehvor er ihrer überdrüssig wurde.

Achatius strich sich vergnüglich sein Bärtchen. Er wußte recht gut, daß ein Flattergeist bei den holden Evastöchtern nicht Zorn, sondern nur den Wunsch erweckt, selbigen zu fesseln.

Aber wie reckten die Damen jetzt die Ohren dar!

Ah! der treue Celadon nahte, der durch einen großen Knopf der Liebe mit der holden Astrea verbunden war.

Der jungen Herzogin mochte die Erzählung bereits bekannt sein; denn ein triumphirendes Lächeln ihrer Lippen kündigte schon im voraus jede schnöde Rede an, mit der Astrea das Herz des Schäfers zerriß. Sie zeigte nicht einmal Mitleid mit ihm, da die Schäferin den großen Fehler schoß, daß sie ihrem unschuldigen Celadon zurief: „Geh hin! geh hin, Du Ungetreuer!“ Und als er, statt beleidigt sich abzuwenden, sie flehend an ihrem Schäferbändel fest zu halten strebte, da nickte die junge Fürstin leise für sich hin, als bekräftige sie eine nun auch ihr aufgegangene Wahrheit. Sie wiegte sich förmlich in seinem Liebeskummer.

Die Hofjungfrau mußte die Stelle zweimal lesen, wo der verlassene Celadon den Hut tief in die Augen drückte, die Arme über der Brust kreuzte und, schwermuthsvoll die großen Schleifen auf seinen Schuhen beschauend, davon schritt, um unter düstern Sykomoren die Hände zu ringen.

Als er endlich verzweifelnd sich in die strudelnde Fluth stürzte, da versagte der Vorleserin die Stimme. Aus den Augen der Damen rieselte ein feiner Sprühregen von Zähren auf die Halskragen und Flortücher nieder.

„O,“ rief Dorothea, und ihre helle Stimme, die an ein Silberglöckchen gemahnte, bebte leise, „welch eine schöne Welt! Wie lieblich muß es sein, gleich der Schäferin verstohlen mit einem Adorateur im Garten sich zu ergehen! Welch einen Reiz mag es ausüben, im Liebesspiel, im Streiten und Weiden die Kraft zu prüfen, die uns verliehen ward! Kann es eine größere Wonne geben, als die süßen Schmerzen durchzukosten, welche die liebleidende Astrea empfindet, als sie glaubt, ihren Celadon für immer verloren zu haben? O glücklich, wer ein solches Evenement erleben darf!“

Achatius hatte mit angehaltenem Athem gelauscht. Jetzt mußte er lächeln. Eine unglückliche Liebe wünschte sich die schöne Herzogin? Schade, daß er nur der Hofmeister war! Er hätte ihr eine solche mit Vergnügen bescheren wollen.

„Es ist eine erstaunliche Historie!“ ließ sich jetzt die rundliche Hofmeisterin vernehmen. „Die von Liebe Beschwerten brauchten im Anfang nur ein aufklärendes Wort zu sprechen und das Mißverständniß wäre beseitigt. Wie klüglich hat der Dichter dies ein dickes Buch hindurch zu verhüten gewußt! Und welche feine Reden legt er den Schäfern in den Mund! Unaufhörlich wie eine Rolle Band fließen ihnen die Worte über ihre Liebe von den Lippen. Hier entgegen wirkliche Männer genommen! Sie jagen und reiten, und wenn sie heimkommen, begehren sie zu schmausen, zu trinken und zu schnarchen.“

„Ja,“ nickte die langnasige Hofjungfrau, „Monsieur d'Urfée versteht Erlebnisse zu schildern, die sich nirgends begeben können. Bei uns wird sich ein Schäfer vielleicht für Hunger in die Saale stürzen, nicht wegen seiner braunen Gänsehirtin. Und wo trüge ein solcher Schleifenschuhe? Welche hohe Stiefel zieht selbst der Junker von Hageneſt an, wenn er seine Herden bei der Schafwäsche mit der langen Peitsche zusammenhält!“

Das Strohblümchen stieß heimlich die Hofmeisterin an; laut aber sprach es gefügig gegen die Herzogin hin: „Die Poeten und Reimschmiede sollen uns ja auch zeigen, wie es auf der Erde sein könnte, wenn sie noch ein Garten Eden wäre. Wie sie beschaffen ist als Jammerthal, wissen wir selbst, leider Gottes!“

Dorothea legte die von Juwelen funkelnde Hand auf den Roman.

„Dieses Buch,“ sprach sie seufzend, „lehrt uns erkennen, wie arm das Dasein ist, welches die Tochter eines edlen Geschlechtes hier zu Lande führt. Wie der Sittich wird sie im Käfig gehalten. Ein Herz klopft ihr in der Brust; aber die wunderbarlichen Zustände desselben, den Schmerz und die Seligkeit der Liebe, lernt sie nie kennen. Den Gemahl kürt die Familie, aus — Gott weiß welchen Gründen, vielleicht, um einen alten Zank abzuschließen. Man stiftet eine Zusammenkunft an, ohne viel zu fragen, ob es ihr genehm ist, sich beschauen zu lassen wie käufliches Gut. Findet sie Gnade vor seinen Augen — o, so nimmt er sich dennoch Zeit. Er sendet keine verpetschierten Briefchen durch heimliche Liebesboten; er vermummt sich nicht wie ein Bauer mit einer Juppe, um einmal verluppt die Geliebte zu sehen. Er sendet von Zeit zu Zeit eine Botschaft, welche Nachricht bringt von den vielen Geschäften, die ihn fern halten. Und wir erfahren, was alles er über Liebes- und Ehewerk stellt. Es hilft uns nicht, wenn wir darob schmollend uns in Stillschweigen hüllen; er bleibt geruhig bei seiner Leier. O,“ rief sie, und ihre Augen starrten in die dämmernde Nacht hinaus, als schauten sie dort ein dräuendes Zukunftsbild, „er ist auch im Stande, die Sache also zu Ende zu bringen. Dann Ade, heimlicher Schwur unter dem Sternenhimmel! Ade, Gott der Liebe mit Deinem goldgespitzten Pfeil! Keine zärtlichen Diskurse führt das junge Paar, nicht dunkle Sykomoren neigen sich, vom Finger des Zephyrs bewegt, über die Hand in Hand Wallenden. Der Tag der Werbung wird anberaumt wie jede andere Festivität, ein gelehrter Rath rückt ein mit Feder und Tinte, die Ehepakten festzusetzen, die vorgeschriebenen Reden werden gehalten, steife Höflinge machen ihre Bücklinge, und endlich wird die Braut statt auf den Thron der Liebe auf den Rücksitz der Staatskutsche gesetzt, derweilen der Ehegemahl den Ehrenplatz behauptet. Denn also ist es deutscher Brauch.“

Die kleine Hand ballte sich.

„Halten zu Gnaden,“ sagte die Hofmeisterin. „Alamode Kavaliere lassen itzo der Dame den Ehrenplatz. Ich habe das selbst erlebt mit dem Hofmeister von Krombsdorff, als wir in der Dämmerung zur Betstunde hinüber in die Kirche fuhren.“

Achatius schrak zusammen. Was würde die alte Plaudertasche noch alles schwatzen?

Das Strohblümchen stieß die langnasige Hofjungfrau in die Seite. Diese aber sprach: „In aller Unterthänigkeit sei es gesagt: Das Rückwärtsfahren sollte mich nicht abhalten. Ich kann es vertragen.“

Dorothea zog, unmuthig über ihr unentwegt dem Ehehafen zusteuerndes Gefolge, die Augenbrauen zusammen.

Aber im Gemach entstand eine Bewegung und lenkte ihre Aufmerksamkeit dorthin.

Achatius lauschte. Der tiefe Baß des Schloßhauptmanns ertönte. Jetzt wurde der Hofmeister aus Weimar gemeldet. Die sanfte, immer klagende Stimme der Frau Witwe antwortete.

Und nun hatten die Damen keine Ruhe mehr zum Schäferroman, obwohl derselbe von der schönen Dorothea eben viel vergnüglicher gefunden worden war als eine Heirath nach deutschem Brauch. Eilig rauschte sie in das Gemach zu ihrer Mutter. Die andern flogen wie Schwalben vor dem Sturm ein und aus.

Endlich tönte wieder die Stimme der Frau Witwe verabschiedend herab.

Die Pagen löschten die Windlichter und schlossen die Thür.

Eine Lampe zog an den schiefen tiefen Lugfensterlein der Treppe vorüber aufwärts nach dem dritten Stock, und wie ein Stoßseufzer drangen die Worte heraus: „Wenn nur einmal ein christliches Ehewerk auf der Dornburg zu Stande käme! Dann folgte gewiß bald eine nach der andern dem guten Beispiel. Es ist schier eine Verstockung in dem unverehelichten Frauenzimmer allhier eingetreten.“

Achatius lachte in der lautlosen Art der Hofleute, die alle seine elfenbeinweißen Zähne zeigte. Das war die Hofmeisterin gewesen.

Vor sich hinnickend, schritt er nach dem Thurm.

Also auch hier machte der Schäferroman die Damen rebellisch. Das Büchlein wurde an allen Höfen verschlungen. In Weimar war es aus der Schloßbibliothek entführt worden, und der

Hofskribent behauptete, seine Spur habe sich unter den Hofjungfrauen verloren.

Achatius trat in das Thurmgemach, wo sein Leibknecht das Felleisen ausgepackt hatte und seiner harrte. Er warf einen prüfenden Blick auf seine Staatskleider. Es war alles in Ordnung; die gelben Atlaspuffen im schwarzen Sammetwams wohl aufgekrämpelt, die seidene blaue Schärpe geglättet, die feinen Galaschuhe bereit gestellt.

Er entließ den Diener und that einen langen Zug von dem heißen gewürzten Wein. Der kleine Vorgang im Garten hatte ihn so munter gemacht wie einen Fisch, der in sein Element gesetzt wird.

Als das fürstliche Fräulein vorhin über Verlobungen in hohen Familien sprach, da hatte sie — er wußte es wohl — ihre eigenen Erlebnisse treu abkonterfeit.

Es waren viele Jahre hingegangen, in denen die so nahe versippten Häuser von Weimar und Altenburg sich fern von einander hielten, dieweil sie um den Vorrang haderten. Als endlich der Streit geschlichtet ward, da trachtete man danach, das verwandtschaftliche Band um so fester zu knüpfen. Herzog Albrecht meldete sich im vorigen Herbst auf der Dornburg an, und die Frau Herzogin lud ihn zur Reiherbeize.

Achatius war im Gefolge gewesen, als das junge Paar zum ersten Mal einander gegenüber stand.

Jedoch, wenn er es recht bedachte, so hölzern hatte es sich nicht zugetragen, wie die schöne Dorothea es ausmalte. Einen schüchtern werbenden Adorateur stellte Herzog Albrecht freilich nicht dar; aber seine klaren braunen Augen ruhten doch voll sichtlichen Wohlgefallens auf der reizenden Base, und auch sie sah mit heiterm Blick zu ihrem hochgewachsenen erlauchten Partner empor. Und hielt Hochderselbe auch keine zärtlichen Diskurse — sintemalen seinem spröden Herzen süße Worte widerwärtig waren — so fanden ihn doch die kleinen Neckereien, mit denen die junge Fürstin ihn aus seiner gelassenen Sicherheit aufzustacheln suchte, allezeit bei gutem Humor. Mit einem frohmüthigen Lächeln auf den Lippen kehrte der Herzog dazumal nach Weimar heim.

Aber freilich! wenn sie gewärtig gewesen war, heimliche Liebesbriefchen zu erhalten, den Herzog, phantasierlich herausgestrichen, um die Dornburg schleichen zu sehen, da hatte sie nun ihrerseits einen großen Fehler geschossen. In Weimar harrten seiner Kuriere mit Botschaften von verbündeten Fürsten, Bittsteller aus den durch fremde Einlagerung spoliirten Dörfern, Schreiben vom Herzog Bernhard, der stetig im Dienst der evangelischen Sache auf Reisen war. Die in der Residenz anwesenden Herzöge hielten Geheimrathssitzungen bis in die späte Nacht; in der geheimen Kanzlei brannten die Lichter oft bis zum Morgengrauen.

Herzog Albrecht stellte alles bei Seite, wenn es seinen Fürstenberuf galt; selbst die Aussicht auf eine schöne Braut mußte davor zurücktreten. Es dünkte den jungen Hofmeister sehr wahrscheinlich, daß ihre einzige Trösteinsamkeit in diesem Winter ein herzlicher Gruß aus dem verwandten Fürstenhaus gewesen war.

Er lächelte überhebend. In Weimar duldeten die Männer nun einmal nicht, daß der kleine Cupido ihnen über den Kopf wuchs, sondern hielten denselben streng im Zügel.

Unholdes Schnarchen der Schleiereule im Thurm unterbrach seine Gedanken. War es schon so späte Nachtzeit? Er warf einen Blick in den Hof hinab. Alle Fenster der Dornburg lagen dunkel. Tiefe Stille herrschte. Nur aus dem Stübchen des Feuerwächters schimmerte noch Lichtschein; nur der Röhrbrunnen murmelte leise.

Auch für ihn wurde es Zeit, seine Vorbereitungen für die Nacht zu treffen und zur Ruhe zu gehen.

So bestrich er denn seine Haare mit einer Essenz von grünen Nüssen, dieweil es alamode war, schwarz zu sein wie der gefürchtete Spanier. Da — während er, starr in den Spiegel schauend, seine Locken eifrig mit dem Kamme bearbeitete, das Bärtchen berupfte, mit einem über der Lampe glühend gemachten Eisen brannte, bis es sich zum beliebten Maikäferbärtchen krümmte — da meinte er plötzlich nicht mehr seine eigene schöne Person, sondern eine zarte Gestalt zu erschauen, die das vom dunklen, leicht gewellten Haar umschlossene Köpfchen leise schüttelte.

Das fehlte noch, daß die jüngste Hofjungfrau der Herzogin Eleonore, die blasse Trude, sich unterfing, ihn zu tadeln, sei es auch nur in seinen Gedanken.

Er stampfte zornig mit dem Fuße auf, band nun gerade erst recht das Futteral über den Bart und stieg endlich, also angethan, trutzig in seine quadratförmige Bettstatt.

Noch war die Sonne nicht über die bewaldeten Hügel, welche das jenseitige Ufer der Saale begrenzen, aufgegangen, als schon das hausmütterliche Walten der Frau von Tautenburg begann. Nicht einmal Zeit zum Morgensegen gönnte sie sich; sie sang ihn im Gehen und Arbeiten.

„Der Tag vertreibt die finst're Nacht," tönte es in dem Hausflur. „Töffel!" rief sie auf den Hof hinaus, wo ein Stallknecht am Brunnen Wasser für die Tränke schöpfte, „sorge, daß die Pferde des Hofmeisters wohl gefüttert und von elf Uhr an stets reisefertig gehalten werden."

„Ihr lieben Christen, seid munter und wacht," sang sie weiter auf dem Wege zur Küche. „Meister Koch, steckt das Spanferkel zur rechten Zeit an den Spieß und das Schaffleisch zu den Zwiebeln in den Topf, damit unsere Gäste nicht durch spätes Tafeln am Abreiten verhindert werden."

„Und lobet Gott den Herrn!" schloß sie mit schallender Stimme, indem sie wieder die Treppe nach ihrem Wohngemach hinaufstieg.

Dort saß der Schloßhauptmann im flockigen Hauskleid und löffelte seine Morgensuppe.

„Nun habe ich alle Vorkehrungen getroffen," sprach sie, „daß Vetter Achatius erst geweckt wird, wenn er nur noch genug Zeit hat, sich schön zu machen für die Audienz. Mit dem Morgentrunk wird ihm der Befehl der Frau Herzogin gebracht, sich um die zehnte Stunde dazu einzufinden. Und es ist alles beschickt, daß hierauf das Abrücken des Alamodenarren ohne Anstand vor sich gehen kann."

Der Schloßhauptmann lachte.

„Nu, nu! muß ich mein liebes Ehegespons mit einem seiner Sprüchlein strafen? Laß lieber nicht den Gast ins Haus, als wirfst Du ihn zur Thür hinaus."

„Der Gast ist ein hochgefiederter, wohlgesporter, weitgestiefelter Monsieur," schalt sie. „Ich begreife nicht, wie die ernsten Herzöge von Weimar einen solchen an ihrem Hofe dulden mögen."

„Der Vetter hat dem weimarischen Haus von Kindesbeinen an treu gedient," war die Antwort. „In der unglücklichen Schlacht bei Stadt Lohn kämpfte er tapfer mit seinem Herzog Wilhelm und ließ sich mit ihm von dem General Illo in die Gefangenschaft nach Wien führen. Ich bin auch überzeugt, er hat ihn aus derselben lösen helfen. Der Plan, daß Herzog Wilhelm der Kaiserin seine spinnewebfeinen, aus Elfenbein gedrechselten Spinnrädchen und Weifen zum Geschenk sandte, ist gewiß von ihm ausgeheckt worden. Die erhabene Dame hat richtig darauf ihren ‚Nandl' beredet, daß er dem Herzog durch einen Kapuziner die Freiheit verkünden ließ. Vetter Achatius wird mit allen Frauenzimmern fertig, selbst mit einer Kaiserin."

„Um so weniger soll er eine unnütze Löffelei mit unserer Käthe anfangen," antwortete Frau von Tautenburg, und die steife Spitze ihrer Haube nickte nachdrücklich. „Wird der Utz kopfscheu gemacht, so fängt ihn am Ende gar die Hofjungfrau ab, die drüben immer ihre lange Nase hinter ihm her zum Fenster herausstreckt. Und meint mein werther Gespons, daß der Käthe nach dem Buntspecht der graue Holztauber noch gefallen wird? Wenn er auch alles hat, was ein Weib wünschen kann: ein Schloß, fruchtbares Land, Vorrathskammern, darin es aussieht wie im Lande Gosen, wo Milch und Honig fleußt, einen Garten, in welchem sogar Melonen wachsen — —"

„Und auch eine starke treue Hand," unterbrach der Schloßhauptmann ihre Rede, „unter deren Schutz unser Kind in den jetzigen schlimmen Zeitläuften wohl geborgen wäre."

Sie nickte. Dann meinte sie sorglich:

„Wenn ich nur wüßte, wo wir die Käthe heute verbergen könnten, bis der ungebetene Gast abgeritten ist."

Er lachte in sich hinein.

„Auf dem Taubenschlag. Junker Utz schickte vorhin ein Paar Turteltauben in einem Bäuerlein. Da hat sie genug zu thun, um selbige in einem besonderen Gitter unterzubringen. Ja, solch ein Taubenschlag ist eine fürtreffliche Einrichtung." —

(Fortsetzung folgt.)

und kommunaler Systeme der Fall gewesen ist, nach Heraufbeschwörung von Katastrophen jedesmal ein Impuls der Reinwaschung sich bemerkbar macht, immer bei denjenigen, welche in erster Linie berufen sind, für die Verhütung solcher unverantwortlichen Unglücksfälle dasjenige zu thun, was nach menschlichem Ermessen immer nur thunlich ist. Niemand will aber dann schuld haben, jeder hat dann seine Schuldigkeit gethan. Es sei nur an die bekannten Gerichtsverhandlungen in Wien und Paris erinnert! Wie zu alter Zeit bei den Römern, wenn eine Schlacht verloren ging, so besteht leider auch noch bei uns das sogenannte Abwälzungsprinzip, und wie bei diesen, so sehen wir auch heute noch nach vielem Hin- und Herdebattiren den Abschluß so mancher wichtigen Berathung und Verhandlung über Entstehung und Verhütung solcher Unglücksfälle im Sande verlaufen.

Man giebt sich zufrieden, der alte Schlendrian beginnt von neuem, Vetter und Muhme werden beruhigt, die Sache schläft allmählich ein, sie wird wohl wieder einmal angeregt, aufgeschoben und trotz aller Anstrengungen und Bemühungen einiger gewissenhafter Bürger und Feuerwehrkommandanten, Besserung herbeizuführen, kommt sie schließlich ganz in Vergessenheit — es bleibt bei der verlorenen Schlacht.

Erfahren haben wir ja genugsam, daß der Feuerschutz der wichtigste Faktor aller einsichtsvollen Gemeindeverwaltungen sein müßte! Erfahren haben wir in den letzten Jahren noch an den oben genannten grausigen Unglücksstätten, wie Tod und Verderben schrankenlos wüthet, wenn in monate- und jahrelangem Saumseligkeitstaumel nicht dem alten bewährten Sprichworte: „si vis pacem, para bellum“ Rechnung getragen wird.

Daher will ich an dieser Stelle mit eindringlichen Worten zeigen, daß solchen Schreckensscenen überall vorgebeugt werden kann, wenn alle Gemeinden die Verpflichtung in ihrem vollen Umfange erst erkannt haben werden, daß neben so vielen bewährten, für Handel und Gewerbe, Kunst, Industrie und Militär getroffenen Einrichtungen vor allem auch solche zu treffen sind, die nicht nur das Nationalvermögen schützen und erhalten, sondern auch diejenigen Gefahren beseitigen, welche unseren Mitmenschen durch die Elementarmächte erwachsen. Und gerade das Interesse, welches wir solchen gemeinnützigen Institutionen schenken, ist der beste Gradmesser für unsere Gesittung, für unsere Kulturentwickelung. —

Mehr denn je ist ja zum Glück schon unser Auge auf den staunenswerthen Aufschwung unseres heutigen Feuerschutz- und Rettungswesens gerichtet, dem als wirthschaftlichem, Wohlstand erhaltenden Faktor ja nicht mindere Bedeutung zufällt wie allen Wohlstand erzeugenden Bestrebungen unserer Zeit.

Unsere Zeit ist Zeuge großartiger Entwickelung des Berufs- wie Freiwilligen-Feuerwehrsystems; in allen Gauen bilden sich neue Wehren, täglich wächst die Zahl derer, die, hoch wie niedrig, sich in den Wehrverband ihres Heimathortes einzureihen eilen und gegen einen Feind sich rüsten, den nicht Stadtmauer und Thurm, nicht die beste Wehr und Waffe zurückschreckt, wenn derselbe erst einmal gewisse Grenzen überschritten hat: gegen das Feuer, diesen unheimlichen Städtevertilger des Mittelalters, den gefürchtetsten Feind unserer heutigen Theater.

„Gott zur Ehr, dem Nächsten zur Wehr“ — mit diesem Wahlspruche und mit der Macht der Intelligenz ist die Feuerwehr der Neuzeit, deren Werk sich als eine selbstlose Bethätigung der „Religion der Liebe“ offenbart, wohl in der Lage, diesem gefürchteten Feinde mit Muth, Kraft und Selbstvertrauen erfolgreich gegenüber zu treten, wenn es an schnellem Bekanntwerden des Feuers: Feuertelegraphie und telegraphischer Kontrolle —, an der gehörigen Waffe: der Ausrüstung der Feuerwehr mit Geräthen —, an der nothwendigen Munition: dem Wasser —, sowie an einer alle Zeit schlagfertig geschulten, unerschrockenen Mannschaft nicht fehlt.

Ich kann das Thema der Menschenrettung bei Theaterbränden nicht besser behandeln, als daß ich an der Hand von Zeichnungen aus meinem Berufsleben als früherer Inspektionsoffizier der Berliner Feuerwehr und aus meiner jüngsten Praxis in der von mir in den letzten fünf Jahren in Leipzig reorganisierten und geleiteten Berufsfeuerwehr Schilderungen gebe.

Wir befinden uns im Hauptfeuerwehrdepôt. Es ist Nacht! Branddirektor, Offiziere, Mannschaften und selbst die Pferde liegen im Schlummer. Nur die Wache für den Telegraphendienst befindet sich an den Telegraphenapparaten, um die eingehenden Meldungen instruktionsgemäß weiter zu geben; keiner ahnt, daß in der nächsten Minute ihm eine Thätigkeit zufallen kann, welche selbst den nervenstärksten und im Feuerwehrcorps in jahrelangem Dienste ergrauten Feuerwehrmann in Aufregung zu setzen vermag.

Plötzlich geht eine Feuermeldung ein; der in dem Telegraphenzimmer, wo alle Feuermeldungen eingehen, postirte Telegraphist liest ab: „Groß-Feuer“. Er alarmirt das Depôt, indem er die vor dem Apparate angebrachte Alarmkurbel dreht — eine zweite Feuermeldung folgt sofort der ersten; er ahnt nichts Gutes, er fängt an, unruhig zu werden, er traut seinen Augen nicht: „Neues Theater brennt!“ Er weiß nur zu gut, was dies zu bedeuten hat. Meine armen Kameraden! geht es ihm trotz der Eile noch blitzschnell durch den Kopf. Kaum ist er im Stande, diese Meldung, wie die Instruktion vorschreibt, auf dem schon am Telegraphenapparate bereit liegenden, für den Branddirektor bestimmten Meldezettel mit Bleistift zu notiren. Die Hand zittert. Sein Kamerad hilft ihm ablesen — „Brandherd Garderobe“. Im Sturmschritt läuft die am Apparat auf die Depesche wartende Ordonnanz aus dem Telegraphenzimmer zur Thür hinaus, stürzt die wenigen Stufen der Treppe hinunter vor das Hauptfeuerwehrdepôt, woselbst das Rettungscorps, wie unser Bild S. 685 zeigt, schon unter Fackelbeleuchtung in zugweiser Marschbereitschaft steht, und überreicht mir die Depesche. Den Zettel: „Theater, Brandherd Garderobe“ lesen und das Signal zum Abmarsch geben, muß natürlich das Werk eines Augenblickes sein. In voller Stärke wird abgerückt und unterwegs noch das bekannte militärische Signal den Reitern und Fahrern gegeben: „Schenkel ran, Schenkel ran, laßt ihn laufen was er kann.“

Während es im Galopp vorwärts geht, werden die wenigen Minuten Fahrzeit ausgenützt, indem von mir und den Offizieren die auf den Personenwagen sitzenden Mannschaften noch kurz auf die etwa vorzunehmenden Rettungen aufmerksam gemacht und zur Anspannung aller ihrer Kräfte angespornt werden. Noch ist eine Straßenecke zu nehmen; es geht noch eine kurze Strecke bergauf und wir sind an der Brandstätte angekommen. Die einzelnen Züge fahren vorschriftsmäßig an, ich gebe das Signal „Halt!“, darauf „Abgestiegen, Marsch!“

Anstatt aber unser Neues Stadttheater, den Liebling der Leipziger Bürger, in Flammen zu sehen, stand dasselbe düster und dunkel da, wie wir es auf unserem Hauptbilde betrachten können, keine Rauchsäule stieg auf, keine der bekannten Flammenzungen schlug aus den Fenstern hinaus. Was ist das? Feuer ist auf jeden Fall, denn der in der bezüglichen Garderobe angebrachte automatische Feuermelder ist durchaus zuverlässig; er meldet richtig und auf die Zuverlässigkeit meiner im Theater postirten, die Kontrolle Tag und Nacht ununterbrochen übenden Feuerwehrleute schwöre ich. Ein solches Versehen ist bei ihnen noch nicht vorgekommen und kann auch nicht vorkommen.

Aha! Da erscheinen die Väter der Stadt, welche vom Beginn der von ihnen selbst veranlaßten Feuermeldung an uns erwarteten und mit der Uhr in der Hand nun meine Meldung entgegennehmen. Die mit dem städtischen Feuerwehrwesen betraute Kommission der Stadtverordneten, an ihrer Spitze der Oberbürgermeister, wollte sich überzeugen, wie ihre Feuerwehr auf dem Posten, wie schnell sie anrückt, wie sie schlagfertig sei. Sie ließen dieselbe alarmiren, indem sie unverhofft in das Theater bis in die Garderobe gingen, hier den kontrollirenden Feuerwehrmann erwarteten und von diesem dann Feuer melden ließen, gerade so, als ob in der That das Theater in den Garderoben brenne. Nachdem ich die Befehle der Herren entgegengenommen und erfahren hatte, daß es sich um ein Manöver handle, wurden von mir die erforderlichen Signale und Befehle gegeben, die einzelnen Züge begannen unter Führung ihrer Offiziere die ihnen zugetheilte Thätigkeit, die Dampfspritzen antworteten mit grellem Pfiffe auf das ihnen gegebene Signal zum Wassergeben, und die Thätigkeit des Corps begann, wie sie unser Hauptbild darstellt.

Dasselbe zeigt auch eine Massenrettung von Menschen aus den Garderoben, während zugleich mit voller Dampfkraft und dem Aufwande der Kräfte aller Mannschaften die Bekämpfung des fingirten Feuers im Gange ist.

Wir sehen rechtsseitig die Rettung von Menschen vornehmen auf dem sogenannten Reichenberger Rutschtuche, linksseitig durch

Verein bereits 357 Mitglieder, und er vertheilte im Laufe des Jahres 22 840 Exemplare des Journals. Von nun an wuchs die Zahl der Mitglieder beständig, bis sie 1886 1082 erreichte. Während aber die Gesellschaft vor einigen Jahren noch 108 940 Exemplare ihres Journals vertheilen konnte, war sie zuletzt in der Lage, nur etwa 40 000 Exemplare drucken zu lassen; denn sie war in diesem Kampfe gegen die Charlatanerie auch von den Wechselfällen, wie sie ein jeder Krieg mit sich bringt, betroffen worden. Einige der Geheimmittelfabrikanten fühlten sich durch die satirischen Aufsätze des Journals beleidigt, und es war zwei Herren gelungen, ein Urtheil gegen den Verein zu erlangen, welcher ihnen Buße zahlen mußte. „Die niederländischen Richter," schreibt der Gründer des Vereins, „entschieden in der That, daß, wenn man verbürgte Thatsachen zur Belehrung und Warnung des Publikums veröffentlicht, die Ausdrucksweise eine sorgfältig gewählte sein müsse, damit sie den betreffenden Quacksalber nicht beleidige." Das kleine Journal war also in dem Kampfe gegen das Unwesen weniger glücklich, als der Ortsgesundheitsrath zu Karlsruhe; denn im Jahre 1880 haben die deutschen Richter in einem ähnlichen gegen den Vorstand des genannten Rathes, Bürgermeister Schnetzler, angestrengten Processe wie folgt entschieden:

„Es existirt ein gutes Recht, einen Schwindler als einen Schwindler zu bezeichnen, wenn dies zur Verwirklichung eines gemeinnützlichen, auf andere Weise nicht erreichbaren Zweckes und zur Abschaffung eines gemeingefährlichen, vom sittlichen Standpunkt zu verurtheilenden Treibens nothwendig ist." (Vergl. auch Jahrg. 1880 der „Gartenlaube".)

Die Buße, welche der „Verein gegen die Quacksalberei" zahlen mußte, traf seine Finanzen recht empfindlich, und seit der Zeit werden alle Artikel des genannten Monatsblattes vor dem Druck einem Rechtsanwalt vorgelegt, welcher in ihnen alles das streicht, was die Herren Quacksalber beleidigen könnte.

Das Monatsblatt des Vereins findet man in Hunderten von Cafés, Bahnhöfen ꝛc.; es wird Mitgliedern der gesetzgebenden Körperschaften, den Ministern und gegen 300 Zeitungsredaktionen zugeschickt und außerdem durch die Mitglieder nach Kräften verbreitet. Es bekämpft das Kurpfuscherthum und das Geheimmittelunwesen in durchaus wirksamer Weise. Es ist vor allem nicht langweilig geschrieben, ja zum Theil sind die Artikel humoristisch; da in dem lächerlichen Gebaren der Quacksalber oft ein unwillkürlicher Humor sich findet.

Darauf beschränkt sich jedoch keineswegs die Thätigkeit des Vereins. Er nimmt auch einzelne Schwindler aufs Korn und agitirt so lange gegen dieselben, bis sie in Holland ihre Flagge einziehen müssen. Dr. Titus Bruinsma erzählt in dem ersten Heft der „Internationalen Revue der Verfälschungen von Nahrungsmitteln"* ausführlich von einem solchen Duell zwischen dem Verein und einem Geheimmittelfabrikanten.

Im Oktober 1882 tauchte in Holland ein neues Heilmittel auf, welches gegen alle möglichen Leiden helfen sollte. Es hieß „Hopbitter", bestand aus Wasser, in dem einige Bitterstoffe aufgelöst waren, und kostete 5 Franken, während der wirkliche Werth der Ingredienzien 20 Centimes betrug. Gleich beim Erscheinen der ersten Riesenannoncen erließ der Verein Warnungen gegen das neue Heilmittel; aber der Fabrikant verdoppelte nunmehr seine Anstrengungen; von seinem Hauptquartier in Breda sandte er nach allen größeren Städten Agenten, welche Tausende von Broschüren vertheilen mußten, in denen der „Hopbitter" angepriesen wurde. Als dies der Vorstand des Vereins erfuhr, ließ er sofort Tausende kleiner Blätter drucken, in welchen es klar und deutlich zu lesen war, daß die Industrie des „Hopbitter" nur eine elende Schwindelei sei, welche lediglich den Zweck verfolge, Geld zu verdienen. Diese Blättchen sollten überall dort vertheilt werden, wo die Agenten des „Hopbitter" zuvor ihre Broschüren abgegeben hatten. Die Gesellschaft appellirte dabei an den Eifer ihrer Mitglieder in den holländischen Städten, und sie fand auch die eifrigste Unterstützung. Kaum waren hier oder dort die „Hopbitter"-Agenten aufgetaucht, da depeschirte man sofort an das Komité in Leuwaarden, und die Gesellschaft sandte unverzüglich nach den bedrohten Punkten einige tausend ihrer Blättchen, die unter Aufsicht der Mitglieder in denselben Straßen vertheilt wurden, in welchen vorher die „Hopbitter"-Broschüren aufgetaucht waren.

So dauerte der Kampf drei Monate hindurch in Amsterdam, Rotterdam, im Haag, in Utrecht, Leuwaarden, Groeningen ꝛc. 53 000 Blätter ließ die Gesellschaft vertheilen, und der Erfolg blieb auf ihrer Seite. Anfangs 1883 war der „Hopbitter" in Holland unmöglich — war todtgemacht, während der Unternehmer noch einige Jahre später in Belgien gute Geschäfte machte.

Diese Art der Vereinsthätigkeit hat wie jede Selbsthilfe ungemein große Vorzüge. Ihr Hauptverdienst liegt nicht allein in dem Unschädlichmachen einiger Geheimmittel. Dadurch daß sie Mitglieder wirbt und von ihnen Propaganda für die gute Sache fordert, trägt sie unendlich viel zur Klärung der richtigen Anschauungen im Volke bei. Im Großen und Ganzen ist das Geheimmittelunwesen ein betrügerisches Ausbeuten des Volkes, und es ist wahrlich endlich an der Zeit, daß die Gesellschaft sich der Parasiten erwehrt, die durch fremdes Unglück reich werden möchten.

Das Vorgehen des Vereins gegen die Quacksalberei ist nachahmenswerth und auch für die Verhältnisse in Deutschland zu empfehlen. —

G. Falkenhorst.

Die Alpenfee.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Roman von E. Werner.

(Fortsetzung.)

Wolfgang sah bei der kategorischen Erklärung seines Schwiegervaters finster zu Boden; er überlegte die Folgen des Entweder — oder; ja freilich, er war ein guter Rechner gewesen, er wußte ganz genau, daß ihm mit seiner Braut Millionen verloren gingen, der Reichthum, die glänzende Zukunft, für die er alles eingesetzt, um derentwillen er sein Glück verkauft hatte. Jetzt kam der Moment, wo er noch etwas anderes verkaufen sollte, und plötzlich stand jene Stunde am Wolkenstein wieder vor ihm, in der mondbeglänzten Mittsommernacht, wo ihm dieser Moment mit ahnungsvoller Warnung verkündet wurde: Jetzt ist der Preis die Freiheit, einst wird es die Ehre sein!

Nordheim deutete dies Schweigen in seiner Weise; er legte dem jungen Chefingenieur die Hand auf die Schultern und sagte in bedeutend gemildertem Tone:

„Sei vernünftig, Wolfgang! Wir verlieren beide bei einer Trennung und ich wünsche sie am wenigsten, aber ich kann und muß von meinem Schwiegersohn verlangen, daß er Hand in Hand mit mir gehe und mein Interesse zu dem seinigen mache. Du giebst Deine Unterschrift und ich übernehme die Verantwortlichkeit für alles andere. Dann wollen wir beide diese Stunde vergessen und den Gewinn theilen, der auch Dich zum reichen unabhängigen Manne macht."

„Um den Preis meiner Ehre!" brach Wolfgang in leidenschaftlicher Empörung aus. „Nein, beim Himmel, so weit soll es denn doch nicht kommen! Ich hätte es freilich längst wissen können, wohin Deine Grundsätze, Deine Geschäftspraxis führen, denn Du hast Dir wenig Zwang auferlegt, seit Alice meine Braut ist; aber ich wollte nichts sehen und wissen, weil ich Thor genug war, mir einzubilden, daß ich trotz alledem meinen eigenen Weg gehen, meinem eigenen Willen folgen könne. Jetzt sehe ich, daß es keinen Halt mehr giebt auf der abschüssigen Bahn, daß, wer sich Dir verbündet, seine Ehre nicht rein bewahren kann. Ich bin ehrgeizig und rücksichtslos gewesen — ja, ich habe gerechnet bei unserer geplanten Verbindung, wie Du es thatest, und habe ihr schon mehr Opfer gebracht, als ich vor meinem Gewissen verantworten kann, aber zum Betrüger will ich denn doch nicht herabsinken. Wenn Du mir zumuthest, ein Schurke zu werden, um Deines Reichthums willen; wenn die Zukunft, die ich mir erträumte, nur um diesen Preis zu haben ist, so mag sie hinfahren — ich will sie nicht!"

Er hatte sich hoch aufgerichtet und schleuderte mit flammenden Augen dem Präsidenten die Absage entgegen. Es lag etwas Mächtiges, Ueberwältigendes in diesem stürmischen Ausbruch des Mannes, der sich endlich frei machte von all den kleinlichen Banden des Eigennutzes und der Berechnung, die ihn so lange festgehalten hatten, dessen bessere Natur sich endlich Bahn brach und siegreich die Versuchung niedertrat, die sich noch einmal so lockend vor ihm erhob. Er wußte ja, daß bei jenem „Geschäfte" auch für ihn eine Million abfiel; dann war er nicht mehr abhängig von dem Wohlwollen seines Schwiegervaters, dann stand er frei und fesselos da, mit der goldenen Macht in seinen Händen, die ihm all seine Zukunftsträume verwirklichen konnte. Es war nur ein Moment gewesen, wo er zauderte, dann stieß er die Versuchung von sich und rettete seine Ehre!

Der Präsident stand mit tief verfinstertem Gesichte da. Er sah jetzt auch, daß er sich getäuscht hatte, als er in dem kühnen, ehrgeizigen Streber ein gefügiges Werkzeug, eine ebenso gewissenlose Natur wie die seinige zu finden hoffte, aber ein vollständiger Bruch war durchaus nicht nach seinem Sinn. Er verlor am meisten bei der Trennung; in erster Linie ging der Gewinn

* Revue internationale scientifique et populaire des falsifications des denrées alimentaires. Amsterdam. Albert de Lange.

verloren, den ihm nur Elmhorst mit seiner Unterschrift vermitteln konnte, und überdies sagte er sich, daß es gefährlich sei, einen Mann, der so tief in seine Pläne eingeweiht war, als Feind zu entlassen. Das durfte nicht geschehen, der Bruch mußte vermieden werden, wenigstens fürs Erste, bis jener Gefahr vorgebeugt war.

„Wir wollen heute in dieser Angelegenheit nicht das letzte Wort sprechen," sagte er langsam. „Sie ist allzu wichtig und unsere beiderseitige Stimmung ist nicht danach, sie ruhig zu behandeln. Ich komme in acht Tagen nach meiner Bergvilla und so lange hast Du Zeit, Dir die Sache zu überlegen, für jetzt nehme ich Deine übereilte Entscheidung nicht an."

„So wirst Du sie in acht Tagen annehmen müssen," erklärte Wolfgang. „Meine Antwort wird auch dann nicht anders lauten. Laß die Bahn berechnen, nach ihrem Werthe — nach ihrem höchsten Werthe — und ich werde die Bestätigung nicht verweigern; dieser Berechnung versage ich meine Unterschrift, das ist mein letztes Wort. — Leb' wohl!"

„Du willst doch nicht jetzt schon wieder fort?" fragte Nordheim, peinlich überrascht.

„Gewiß, der nächste Kurierzug geht in zwei Stunden und das Geschäft, das mich herführte, ist erledigt. Meine Anwesenheit auf der Bahnstrecke ist unbedingt nothwendig."

Er verneigte sich; es war nicht mehr der vertrauliche Gruß des Verwandten, des künftigen Sohnes, sondern eine kalte, fremde Verabschiedung, die einem Fremden galt, und der Präsident fühlte, was darin lag.

Als Elmhorst in die große Eingangshalle trat, fand er dort zwei Diener, die seiner harrten. Man hatte, ohne erst den Befehl Nordheims abzuwarten, seine Zimmer in Bereitschaft gesetzt und erkundigte sich nun, ob der Herr Chefingenieur noch sonstige Befehle habe; aber dieser wies die beiden Dienstbeflissenen mit einer kurzen Handbewegung zurück.

„Ich danke, ich muß sofort wieder abreisen und kann daher die Zimmer nicht benutzen."

Die Lakaien machten höchst erstaunte Gesichter, das hieß ja, im Sturme kommen und gehen! Sie verbeugten sich indessen unterwürfig und fragten nur, wann der Herr Chefingenieur nach der Bahn zu fahren beabsichtige und ob der Wagen sogleich angespannt werden solle.

„Nein, ich gehe zu Fuße!" sagte Wolfgang ruhig. Sein Blick flog noch einmal durch die prachtvolle, hell erleuchtete Treppenhalle, über die teppichbelegten Stufen, die zu jenen strahlenden Festräumen im oberen Stock führten, dann verließ er das Haus, in dem er sechs Monate lang als Sohn, als künftiger Herr gegolten hatte und dem er jetzt für immer den Rücken kehrte.

Draußen empfing ihn ein dunkler, naßkalter Oktoberabend, der Himmel war sternenlos, die Luft trübe und neblig und der scharfe Wind mahnte an das Nahen des Spätherbstes. Elmhorst zog unwillkürlich den Reisemantel fester um die Schultern, als er mit raschen Schritten vorwärts ging.

Es war zu Ende! Das wußte er mit vollster Gewißheit und er durchschaute auch vollkommen die Absicht Nordheims, der einen plötzlichen Bruch vermeiden wollte, weil er einen Racheakt des einstigen Schwiegersohnes fürchtete, der ihn preisgeben konnte, wenn er wollte. Ein verächtliches Lächeln kräuselte Wolfgangs stolze Lippen — unnöthige Furcht! So niedrig war er nicht! Seine Gedanken flogen zu seiner Braut zurück, wo sie so selten geweilt hatten. Alice würde sicher nicht leiden, wenn die Verlobung gelöst wurde. Sie hatte ohne Widerspruch seine Werbung angenommen, um den Wunsch ihres Vaters zu erfüllen, und würde sich ebenso willenlos dem Machtworte des Vaters beugen, wenn er das eben erst geknüpfte Band zerriß. Von Liebe war ja ohnehin nie zwischen ihnen die Rede gewesen, sie verloren gleich wenig an einander.

Wolfgang athmete tief auf. Jetzt war er wieder frei, die Wahl war ihm zurückgegeben; er konnte ihn noch immer gehen, den einsamen stolzen Weg, nur die eigene Kraft und den eigenen Muth zur Seite, aber die Stimme, welche ihn damals wach gerufen aus dem Rausche der Selbstsucht und des Ehrgeizes, würde ihm nie wieder erklingen, das schöne stolze Antlitz ihm niemals zulächeln! Der Preis gehörte jetzt einem anderen, und was er auch in Zukunft noch erringen und erreichen mochte — sein Glück war doch verscherzt, war verloren für immer!

Der Herbst hatte diesmal in der That den Charakter des Spätsommers. Die Tage waren mit wenig Ausnahmen hell und sonnig, die Luft mild und warm und das Gebirge zeigte sich in jener klaren, duftigen Schönheit, die ihm gewöhnlich erst die spätere Jahreszeit zu geben vermag.

Die Bewohner der Nordheimschen Villa hatten den Bergaufenthalt, der anfangs nur für die beiden Sommermonate berechnet war, bis in den Oktober ausgedehnt. In erster Linie war die Rücksicht auf Alices Befinden dabei maßgebend gewesen, und dann hatte man auch dem Wunsche Ernas nachgegeben, die so lange als möglich in ihren geliebten Bergen weilen wollte. Seit sie Waltenbergs Braut war und eine glänzende Partie machte, hatte sich ihre Stellung im Hause bedeutend geändert; Frau von Lasberg erlaubte sich kein Hofmeistern mehr und der Präsident kam den Wünschen seiner Nichte artig entgegen. Waltenberg selbst, der das Stadtleben mit seinen Formen und Fesseln durchaus nicht liebte, war mit der Verlängerung des Aufenthaltes sehr einverstanden, nur die Baronin seufzte über diese endlose „Verbannung" und tröstete sich mit der Aussicht auf eine um so glänzendere Wintersaison. Jetzt, wo Erna gleichfalls Braut war und Elmhorst jedenfalls für die Wintermonate nach der Residenz kam, wenn seine Thätigkeit als Chefingenieur zu Ende war, mußte das Nordheimsche Haus seinen gesellschaftlichen Ruf rechtfertigen. Es stand zweifellos eine Reihe von Festlichkeiten zu Ehren der beiden Brautpaare in Aussicht, und Frau von Lasberg schwelgte bereits in dem Gedanken an die Hauptrolle, die sie als Vertreterin dieses Hauses dabei spielen würde.

Die beiden jungen Damen saßen in der Veranda an der Seite des Hauses, und das heitere Geplauder, das von dorther klang, kam wirklich aus dem Munde von Alice Nordheim. Es hatte freilich nichts mehr von der gleichgültigen Art, mit der sie sonst zu sprechen pflegte. Die Veränderung, die mit ihr vorgegangen war, grenzte in der That an das Wunderbare; verschwunden waren die krankhafte Blässe, die matten Bewegungen, der müde, theilnahmlose Blick, die Wangen hatten Farbe, die Augen Leben gewonnen. War es die Alpenluft, die hier auf den Höhen so rein und würzig wehte, oder die Behandlung des jungen Arztes, der das Uebel von einer ganz anderen Seite angriff, das junge Mädchen war in den wenigen Monaten aufgeblüht wie eine Blume, die lange im kalten düsteren Schatten gekränkelt und gesiecht hat und die nun plötzlich, wenn man sie in den hellen, warmen Sonnenschein bringt, sich entfaltet in zarter, duftiger Schönheit.

„Mich wundert, daß Dein Bräutigam noch nicht da ist," sagte sie soeben. „Er pflegt doch sonst immer um diese Stunde zu kommen."

„Ernst hat mir geschrieben, daß er heute etwas später eintreffen werde, da er uns eine Ueberraschung aus Heilborn mitbringe," entgegnete Erna, die ihr gegenüber saß und zeichnete; aber sie hob den Blick nicht von der Mappe und ihre Stimme verrieth auch nicht das mindeste Interesse an der verheißenen Ueberraschung.

„Merkwürdig, daß er Dir so oft schreibt, obgleich er Dich täglich sieht!" meinte Alice, die allerdings an solche Aufmerksamkeiten seitens ihres Verlobten nicht gewöhnt war. „Und dabei überschüttet er Dich förmlich mit Blumen; mir scheint nur, Du bist sehr wenig dankbar dafür."

„Ich fürchte, daran trägt Ernst selbst die Schuld," war die ruhige Antwort. „Er verwöhnt mich allzusehr und ich lasse mich nur zu leicht verwöhnen."

„Ja, ich finde auch, daß etwas Uebertriebenes in seinen Huldigungen liegt," warf Alice ein. „Mir kommt seine Liebe immer vor wie ein Feuer, vor dem man sich in Acht nehmen muß, das mehr brennt als leuchtet."

„Er ist nun einmal eine außergewöhnliche Natur," sagte Erna. „Man darf ihn nicht mit dem Maßstabe anderer messen, und das habe ich auch nie gethan. Glaube mir, Alice, man kann viel, kann alles ertragen, wenn man voll und glühend geliebt wird."

Sie legte den Zeichenstift nieder und blickte wie träumend in die Ferne hinaus. Es hatte doch einen eigenthümlichen Klang, das Wort „ertragen“, und es wurde auch durch kein Lächeln gemildert. Ueberhaupt trat der Zug von Ernst und Kälte in dem Gesichte der jungen Braut schärfer hervor und in ihren Augen lag etwas, was sich nicht nennen und beschreiben ließ, aber von Glück sprach es nicht!

In dem kurzen Schweigen, das nun eintrat, hörte man das Rollen eines Wagens, der vorn am Hause vorfuhr. Erna bebte leise zusammen; sie wußte ja, wer kam, wenn man auch von hier aus den Weg nicht übersehen konnte. Langsam schloß sie die Mappe und erhob sich; aber noch ehe sie die Veranda verließ, flog eine junge Dame herein, die sie mit einer stürmischen Umarmung förmlich überfiel und sich dann ebenso stürmisch zu Alice wandte.

„Wally, Du bist es!“ riefen beide wie aus einem Munde.

Es war wirklich Frau Doktor Gersdorf, die vor ihnen stand, rosig, lachend und übermüthig wie gewöhnlich, und hinter ihr wurde Ernst Waltenberg sichtbar, dem man die Freude über die gelungene Ueberraschung ansah.

„Ja, ich bin's leibhaftig!“ sagte die kleine Frau. „Albert hat in Heilborn einen unendlich langweiligen Prozeß zu führen, und da bin ich natürlich mitgegangen. Man muß dem armen Manne seine Dienstreisen doch einigermaßen erträglich machen. Ich gehe überhaupt immer mit, wenn es irgendwie möglich ist. Ich glaube, wenn es ihm einfiele, den Montblanc oder den Himalaya zu erklettern, so würde ich mich aufopfern und mitklettern. Gott sei Dank, daß er nicht daran denkt, denn da oben giebt es keine Prozesse zu führen, und er ist ein entsetzlicher Aktenmensch. Nun, und wie geht es Euch denn hier? Ihr seid ja ganz verschollen für die Residenz! Eigentlich braucht man gar nicht zu fragen, denn Alice blüht wie eine Rose und Erna macht jedenfalls schon Pläne für die Hochzeitsreise. Wohin geht es denn zunächst? Nach den Südseeinseln oder nach dem Nordpol? Ich meinestheils würde mich für die Südsee entscheiden, die Temperatur ist dort angenehmer.“

Und nach dieser aus Fragen und Erzählen gemischten Begrüßungsrede, die ohne jede Pause vorgetragen wurde, warf sich die junge Frau in einen Sessel und erklärte, sie sei so müde, daß sie überhaupt kein Wort sprechen könne.

Ernst war nach der ersten allgemeinen Begrüßung zu seiner Braut getreten und überreichte ihr einen Strauß köstlicher, fremdartiger Blumen, die aus irgend einem Treibhause stammten, farbenprächtige Blüthen, welche einen berauschenden Duft ausströmten.

„Habe ich Wort gehalten?“ fragte er, auf Wally deutend. „Ich hatte schon gestern mit Albert die Ueberraschung geplant und wußte, in dieser Begleitung würde ich willkommen sein.“

„Das bist Du ja doch immer!“ entgegnete Erna, indem sie mit freundlichem Danke den Strauß in Empfang nahm.

„Immer?“ wiederholte er, während ein herber Ausdruck um seine Lippen zuckte. „Wirklich? Bisweilen zweifle ich daran.“

„Aber Ernst, ich bitte Dich!“

Sein Auge begegnete mit leidenschaftlichem Forschen ihrem vorwurfsvollen Blick, und wie zufällig schritt er mit ihr die Stufen hinab, die in den Garten führten.

„Freust Du Dich denn etwa, wenn ich komme?“ fuhr er mit gesenkter Stimme fort. „Mir scheint es oft, als fürchtetest Du meine Nähe, als bebtest Du zurück vor meiner Umarmung, und mehr als einmal glaubte ich ein verstohlenes Aufathmen zu sehen, wenn ich mich von Dir wandte.“

„Ja, Du überwachst jeden Blick, jeden Athemzug und schaffst Dir und mir Pein aus allem, was ich sage oder thue,“ sagte Erna gepreßt. „Du ängstigst mich mit dieser maßlosen Leidenschaft; was soll daraus werden, wenn wir erst vermählt sind?“

„Dann werde ich ruhiger werden,“ entgegnete er mit einem tiefen Athemzuge. „Du sollst nur erst mein sein, ganz mein, kein anderer soll das Recht haben, sich zwischen uns zu drängen, vielleicht lehre ich Dich dann, mich zu lieben; bisher habe ich das vergebens versucht. Du kannst doch lieben, ich weiß es — ihn hast Du anders geliebt!“

Sie entzog ihm mit einer heftigen Bewegung ihre Hand, die er ergriffen hatte.

„Ernst, Du hast mir versprochen —“

„Davon zu schweigen! Ja, ich versprach es, aber ich glaubte nicht, daß es so schwer sei, den Kampf mit einer Erinnerung, mit einem bloßen Schatten aufzunehmen. Ah, ich wollte, er hätte Fleisch und Blut, dann könnte ich mit ihm kämpfen auf Leben und Tod!“

Seine Augen flammten wieder auf in jenem tödlichen Hasse, wie damals, als er erfuhr, daß die Liebe seiner Braut einst einem andern gehört hatte. Erna war bleich geworden, aber sie legte beschwichtigend ihre Hand auf seinen Arm.

„Ernst!“ sagte sie weich und bittend. „Wozu diese ewige Selbstquälerei! Du leidest grenzenlos darunter, ich sehe es und habe unendlich oft schon mein Geständniß bereut. Besitze ich denn gar keine Macht, Dich ruhiger und glücklicher zu machen?“

Es bedurfte nur dieses Tons, um ihn zu entwaffnen; er preßte in stürmisch aufwallender Reue ihre Hand an seine Lippen.

„Du hast die Macht zu allem, wenn Du mit diesem Blick und Ton zu mir redest! Vergieb, wenn ich Dich quäle, es soll nicht wieder geschehen, gewiß nicht!“

Es war ein Versprechen, das hundertmal gegeben und hundertmal gebrochen wurde; Erna lächelte zwar dazu, aber die Blässe lag noch immer auf ihrem Gesichte, als sie sich dem Hause wieder zuwandten.

„Dort scheint eine Othelloscene zu spielen!“ sagte Wally, die trotz ihrer angeblichen Müdigkeit unaufhörlich erzählte und dabei noch Zeit fand, das Brautpaar zu beobachten. „Ernst Waltenberg hat eine gefährliche Aehnlichkeit mit jenem schwarzen Ungethüm. Ich glaube, er könnte auch um nichts und wieder nichts einen Mord begehen, wenn seine Eifersucht gereizt wird; hoffentlich bringt ihm Erna Vernunft bei in der Ehe, denn bis jetzt liebt er sie höchst unvernünftig. Ich erzählte ihm während der Fahrt alle möglichen interessanten Dinge aus der Residenz, aber er hörte nicht einmal zu, er hielt immer nur die Augen auf Eure Villa gerichtet, und als wir vorfuhren, stürzte er förmlich aus dem Wagen, um zu seiner Braut zu gelangen. — Ah, jetzt küßt er ihr die Hand und bittet demüthigst um Verzeihung! Albert hat das nie gethan, selbst während unserer Brautzeit nicht; im Gegentheil, ich mußte abbitten! Er ist leider gar nicht romantisch angelegt, so wenig wie Dein Bräutigam, Alice. Kommt der Herr Chefingenieur denn heute nicht?“

„Ich glaube kaum,“ versetzte Alice, die jetzt endlich auch einmal zu Worte kam. „Wolfgang hat so viel zu thun; er kam auch gestern nur auf einige Minuten, seine jetzige Stellung nimmt ihn ungemein in Anspruch.“

Das klang sehr gleichgültig, viel zu gleichgültig für eine Braut, die es doch fühlen mußte, daß sie vernachlässigt wurde. Alice ahnte allerdings nichts von dem, was vor acht Tagen in der Residenz zwischen ihrem Vater und ihrem Bräutigam vorgefallen war. Wolfgang hatte es jedem, selbst seinem Freunde Reinsfeld verschwiegen; er wollte es dem Präsidenten, dessen Ankunft ja unmittelbar bevorstand, überlassen, wann und wie die äußere Lösung herbeizuführen sei. Einstweilen zeigte er sich so wenig als möglich bei Alice; der Vorwand von Ueberhäufung mit Arbeit und Geschäften, der schon früher sein seltenes Erscheinen hatte decken müssen, that auch in diesem Falle seine Schuldigkeit.

Jetzt erschien auch Frau von Lasberg in der Veranda und begrüßte Wally mit sehr viel Haltung und sehr wenig Herzlichkeit. Die junge Frau wollte bis zum nächsten Tage bleiben, wo ihr Gatte sie abholen sollte, und beide beabsichtigten dann einen Besuch in Oberstein bei Benno zu machen. Uebrigens kam Frau Doktor Gersdorf wie ein Wirbelwind in das stille, vornehme Haus hineingefahren; von dem Augenblicke an, wo sie den Fuß über die Schwelle setzte, hörte jede Etikette auf. Ueberall ertönte ihr helles, frisches Lachen, sie plauderte mit Alice, neckte Erna, stritt sich mit Waltenberg über orientalische Sitten, von denen sie keine Ahnung hatte, und ärgerte vor allen Dingen die alte Baronin nach Kräften, und dabei strahlte sie förmlich vor Glück und Uebermuth.

So war es Mittag geworden und die goldene Herbstsonne lockte unwiderstehlich in das Freie. Waltenberg schlug einen Spaziergang nach einer der nahegelegenen Höhen vor und fand allgemeine Zustimmung; auch Alice, die noch vor wenigen Monaten von allen derartigen Partien völlig ausgeschlossen war, betheiligte sich heut tapfer daran, während Frau von Lasberg selbstverständlich

zu Haus blieb. So stieg die kleine Gesellschaft aufwärts, durch den sonnigen, duftigen Wald, bis sie an den Fuß eines Felskegels gelangte, der sich steil und schroff erhob.

„Hier mußt Du aber zurückbleiben, Alice," sagte Erna mahnend. „Der letzte Theil des Weges ist steil und mühselig und Du hast Deine Kräfte noch zu schonen. — Wirst Du es leisten können, Wally?"

„Ich leiste alles!" erklärte die junge Frau, fast beleidigt durch diese Frage. „Du glaubst wohl, Du und Dein Bräutigam, Ihr wäret allein tüchtige Bergsteiger? Ich nehme es mit Euch beiden auf."

Waltenberg lächelte etwas spöttisch bei dieser gewagten Bemerkung und warf einen vielsagenden Blick auf die feinen Residenzstiefelchen der Dame, mit den hohen Absätzen.

„Nun, für diesmal hat es keine Gefahr, der Felsen ist durch Stufen und Stützen überall zugänglich gemacht," erklärte er. „Uebrigens kann auch dem geübtesten, tüchtigsten Bergsteiger ein Unfall begegnen, das mußte mein Sekretär auf der Geierklippe erfahren. Er kam noch glücklich genug mit einem verrenkten Fuße davon, es hätte schlimmer ablaufen können."

„Ah, der unendlich lange Herr Gronau!" rief Wally. „Wo ist er denn eigentlich geblieben? Ich habe ihn auch in Heilborn nicht zu Gesichte bekommen."

„Er hat sich einen mehrwöchigen Urlaub erbeten, ich erwarte ihn aber in diesen Tagen zurück," entgegnete Ernst, der im Grunde etwas befremdet war über das lange Ausbleiben Veits. Er wußte, daß dieser keine Angehörigen mehr in Deutschland besaß, und konnte sich diese plötzliche Reise nicht erklären; Gronau hatte ihm ja nicht einmal mitgetheilt, wohin er eigentlich ging.

Alice fügte sich gehorsam der Anordnung, und während Waltenberg mit den beiden anderen Damen die Höhe vollends erstieg, blieb sie auf der kleinen Bergwiese am Fuße des Felsens zurück. Es war ein schönes, stilles Plätzchen mitten in der tiefen Waldeinsamkeit, die noch kein Hauch des Herbstes berührt zu haben schien. Die dunklen Tannen und das weiche Moos hatten ihr frisches Grün bewahrt und in den Strahlen der Mittagssonne zerrann der letzte Nebelduft, der noch hier und da zwischen den Bäumen schwebte. Es war licht und warm, wie an einem Frühlingstage.

Alice mochte etwa zehn Minuten lang allein gesessen haben, als sie in einiger Entfernung eine wohlbekannte Gestalt erblickte, den Doktor Reinsfeld, der zwischen den Bäumen sichtbar wurde. Er kam von einem Krankenbesuche, den er auf einem der Berghöfe abgestattet hatte, und war so eilig und so tief in Gedanken versunken, daß er in die Lichtung hinaustrat, ohne die junge Dame zu bemerken, bis sie ihn anrief:

„Herr Doktor, wollen Sie wirklich so vorbeistürmen, ohne Ihre Patientin auch nur anzusehen?"

Benno war aufgefahren bei dem Klange ihrer Stimme und blieb jetzt überrascht stehen.

„Sie hier, gnädiges Fräulein, und so ganz allein?"

„O, ich bin nicht so schutzlos, als Sie glauben!" sagte Alice beinahe muthwillig. „Dort oben ist Herr Waltenberg mit Erna und Wally. Ich bin nur zurückgeblieben —"

„Weil Sie ermüdet sind?" fiel er besorgt ein.

Sie schüttelte lächelnd den Kopf.

„O nein, ich wollte nur meine Kräfte schonen für den Rückweg. Sie haben mir diese Schonung ja zur Pflicht gemacht. Sehen Sie, wie gehorsam ich bin!"

Sie rückte seitwärts und schien zu erwarten, daß der Doktor an ihrer Seite Platz nehmen werde; er zögerte einige Sekunden lang, dann aber folgte er der wortlosen Einladung und ließ sich gleichfalls auf dem moosigen Sitze nieder. Sie waren sich ja nicht mehr fremd und hatten sich in den letzten Monaten fast täglich gesehen und gesprochen.

Alice fuhr unbefangen und heiter fort zu plaudern; es lag eine harmlose, unschuldige Freude in dieser Heiterkeit, die Freude der neu erwachenden Lebenskraft, die sich endlich dem jahrelangen, schweren Druck der Krankheit entwindet und halb schüchtern noch, halb vertrauend dem neuen Dasein entgegenblickt. Man konnte nicht einfacher und kindlicher plaudern als diese junge Millionärin, die so gar nicht geschaffen war für die glänzende Stellung, welche der Reichthum ihres Vaters ihr zuwies. Hier, wo sie auf dem Moosboden des Waldes saß, ohne all den Schmuck und die Pracht, die sie stets nur wie eine Last trug, umspielt von den goldigen Sonnenstrahlen, die auf das weiche lichtbraune Haar und das zarte, von einer leisen Röthe angehauchte Antlitz fielen, war ihre Erscheinung von einer unaussprechlichen Anmuth und Liebenswürdigkeit.

Der junge Arzt zeigte sich dagegen ungewöhnlich ernst und schweigsam; er zwang sich wohl zu einem Lächeln, zu heiteren Antworten, aber man sah es, daß sie ihm nicht von Herzen kamen. Auch Alice bemerkte das endlich, sie wurde ebenfalls stiller, und als zuletzt ein längeres Schweigen eintrat, ohne daß Reinsfeld den Versuch machte, es zu brechen, fragte sie:

„Herr Doktor — was ist Ihnen?"

„Mir?" fuhr Benno auf. „O nichts, durchaus nichts!"

„Ich fürchte eher das Gegentheil, Sie waren so eilig vorhin und sahen so ernst und traurig aus und ich bemerke das nicht zum ersten Male. Schon seit Wochen ist es mir vorgekommen, als bedrücke und quäle Sie etwas, so sehr Sie sich auch Mühe geben, es zu verbergen — darf ich nicht wissen, was es ist?"

(Fortsetzung folgt.)

Eine Fahrt nach Torcello.

Der Erinnerung eines Künstlers nacherzählt von **Karl Konrad.**

Der Frühling des Jahres 1841 zog so heiß wie nur irgend einer seiner Vorgänger über die italischen Gefilde hinweg, die, seinem sengenden Hauche widerstandslos offen, ihm erst an ihrer nördlichsten Schwelle den eisgepanzerten Schild der Alpenwelt vorhalten. Von dort bringt der Nachtwind erfrischende Lüfte in die märchenhafte Lagunenstadt, deren eigenthümlich poesievolles Wasserleben sich niemals heiterer und farbiger entfaltet als im Frühjahr, niemals zahlreichere Scharen fremder Gäste in ihren Zauberbann zieht als eben dann. Auch ich hatte mich mit Pinsel und Palette vor der römischen Hitze in ihre leise plätschernden Kanäle, ihre kühlen Marmorpaläste und geheimnißvoll dämmernden Kirchenhallen geflüchtet, die dem Architekturmaler eine nie zu erschöpfende Fundgrube der köstlichsten Motive darbieten.

Dort verrann der Tag in traulicher Abgeschlossenheit, während die sinkende Sonne mich auf dem kühlgewordenen, musikdurchrauschten Markusplatze mit den deutschen Landsleuten, welchen ich in der unter österreichischer Herrschaft stehenden Stadt zahlreicher als in jeder anderen Italiens begegnete, zusammenführte. Zwischen dem heiteren Völkchen junger Künstler und Litteraten machte ich manche anregende Bekanntschaft; keine unter allen aber gewährte mir ein höheres Interesse als die des Dichters Heinrich Stieglitz, dessen langjähriger Aufenthalt in meiner Vaterstadt Leipzig und seine verwandtschaftlichen Beziehungen daselbst zudem mancherlei Berührungspunkte zwischen uns ergaben. Der Name Stieglitz war damals ein viel genannter. Waren doch erst wenige Jahre entschwunden, seitdem der freiwillige Opfertod einer jungen, schönen, geistvollen und liebenswürdigen Frau, welche die vermeintlich nur schlummernde That- und Schaffenskraft ihres geliebten, in seiner dichterischen Bedeutung von ihr stark überschätzten Gatten durch einen großen, vertiefenden Schmerz aufrütteln wollte — eine That, von einigen als erhabenster Ausdruck reinster und selbstlosester Liebe gepriesen, von anderen als traurige Verirrung eines exaltirten, krankhaft überreizten Gemüthes bedauert — die Augen von ganz Deutschland auf sich und auf denjenigen gerichtet hatte, dem dieses Opfer — leider so nutzlos — gebracht worden war. Denn der Geist des Dichters war seit dem schrecklichen, so tief in sein Leben einschneidenden Ereigniß nur noch größerer Verdumpfung, sein Gemüth noch tieferer Verbitterung anheim gefallen. Eine quälende innere Unruhe trieb ihn fortan

rastlos von Ort zu Ort und ließ ihn, der von Haus aus mit einer reichen Phantasie und echtem dichterischen Feuer begabt war, jede größere Aufgabe fliehen. Durch die Großmuth eines reichen Verwandten, des Petersburger Krösus Baron L. v. Stieglitz, jeder äußeren Sorge enthoben, lebte er nur noch seinen Neigungen, zur Zeit also in Venedig, hier vorzugsweise mit geschichtlichen Studien beschäftigt.

Die äußere Erscheinung des damals 38jährigen Mannes war eine angenehme, wenn sie auch nicht gerade den Dichter und Denker augenscheinlich verrieth. Seine Gestalt war untersetzt und ein wenig zur Korpulenz neigend, sein Antlitz blaß und nicht besonders ausdrucksvoll. Wohl konnte er im Kreise aufgeräumter Landsleute heiter und gesprächig sein, für gewöhnlich aber mahnten ein schweigsames Wesen und ein schwermüthiger Ausdruck in den Augen an das große Leid seines Lebens. Mir schloß er sich seit dem ersten Tage unserer Bekanntschaft enger an und oft durchstreiften wir selbander die alten, zerfallenden Dome und Paläste der Dogenstadt, in welchen er den Spuren der Geschichte nachging, ich nach Motiven für meinen Pinsel suchte. Dabei erzählte er mir mehrfach von der kleinen vergessenen Lagunneninsel Torcello, auf welcher ehedem eine reiche und berühmte Stadt gestanden, deren Reste dem Maler möglicherweise noch reichere Ausbeute gewähren dürften, als dem Geschichtsforscher. Meine Wißbegierde ward schließlich rege und eines Abends, als wir in traulichem Gespräch den heiter belebten Canale grande hinabgondelten, schlug ich vor, am folgenden Tage einen gemeinsamen Ausflug nach dem geheimnißvollen Eiland zu unternehmen.

Die Sonne des 10. Juni schoß glühende Pfeile vom wolkenlosen Himmel herab, die Lagunenwellen schlichen in träger Ruhe zu den Füßen des Dogenpalastes und die Inseln jenseit der Giudecca schwammen in heißem, blaugrauem Dunst. Schon frühzeitig entführte uns eine vierruderige, schwarz ausgeschlagene Gondola unserem Kaffeehause an der Riva degli Schiavoni, an Venedigs Uferpalästen vorbei, hinaus in die blaublitzende Wasserweite. Unter dem melodischen Gesang unserer trotz der Hitze behende rudernden Gondolieri schwanden San Michele, der fluthumrauschte Friedhof der Lagunenstadt, und die städtisch bebauten Inseln Murano und Burano an uns vorüber, tauchten die hohen Glockenthürme Venedigs hinter uns in den blauen Duft der Mittagsgluth, rückte die Küste des Festlandes mit seiner stolzen, den Horizont begrenzenden Alpenmauer scheinbar immer näher heran.

Endlich, nach fast dreistündiger Fahrt, landeten wir am ersehnten Ziele. Das also war Torcello! Wie von einem Märchentraum fühlten wir uns umsponnen, noch ehe wir den Fuß auf die sonnendurchglühten Steinfliesen des Ufers gesetzt hatten. Die Ruhe der Siesta lagerte über dem kleinen, wie ausgestorben erscheinenden Eiland; die warme, stille, von blauen Fliegen leise durchsurrte Mittagsluft trug nur den Schall der Kirchenglocken von Burano undeutlich zu uns herüber und auf den Dächern ärmlicher Uferhütten nisteten einige buntschillernde Tauben. Sonst war weit und breit nichts Lebendes zu sehen, noch zu hören. Wenige Boote standen unbenutzt auf den heißen sandigen Strand geschoben, auf dem oft geflickte Fischernetze zum Trocknen ausgebreitet lagen.

In den verwahrlosten Gassen des kleinen, nur von einigen verarmten Fischern und Winzern bewohnten Oertchens brütete die Sonne — man meinte das Gras wachsen zu hören zwischen den zerbröckelnden Fugen des klaffenden Steinpflasters. Eine wahre Dornröschenstimmung überkam uns, die noch wuchs, als wir vergeblich an den Thüren des alten Domes, dessen graue Mauern sich düster und kolossal über niedriges Hüttengewirr erhoben, rüttelten — die meisten italienischen Kirchen pflegen in den Mittagsstunden geschlossen zu sein — und uns ebenso vergeblich nach einem menschlichen Wesen umschauten, dem das Amt der Schlüsselbewahrung etwa anvertraut sein mochte. Nachdem wir in verschiedene leere und finstere Haushaltungen geblickt, fuhren wir aus der folgenden entsetzt zurück vor einer zahnlosen, hexenartigen Alten, die im unsagbarsten Negligé hinter dem Dunkel eines Kochherdes auftauchte und ob des ungewohnten Anblicks fremder Eindringlinge sprachlos einen Rührlöffel von unglaublichen Dimensionen sinken ließ.

Wir machten uns schon darauf gefaßt, wie Faust und Mephisto bei ihrem Besuche in der Hexenküche bekomplimentirt zu werden, hatten uns jedoch glücklicherweise getäuscht. Die Unholdin begnügte sich, uns mürrisch und mißtrauisch nach unserem Begehr zu fragen. Nachdem wir ihr dieses klar gemacht, drehte sie sich mit merkwürdiger Elasticität auf dem malerisch durchlöcherten Absatz eines anscheinend noch aus den Zeiten des Langobardeneinfalls stammenden Pantoffels um und rief mit schriller Stimme zur Hausthür heraus: „Giuseppina!" Es dauerte auch nicht lange, so trat uns aus einer der Nachbarhütten die Gestalt einer kaum erblühten Jungfrau entgegen, die uns mittelst Schwingung eines mächtigen Schlüssels zu folgen winkte. So betraten wir denn die ehrwürdige Kathedrale, eine dreischiffige, flachgedeckte Basilika, die in ihren Grundzügen bis zum siebenten Jahrhundert, also in die ersten Kindheitstage Torcellos zurückreicht.

Aber so sehr uns auch ihre vielen Sehenswürdigkeiten, ihre herrlichen Marmorsäulen und köstlichen Mosaiken, ihre alten steinernen Fensterläden und namentlich ihr hochmerkwürdiges Presbyterium — im Halbrund stufenweis ansteigende Priesterbänke mit der hochragenden bischöflichen Kathedra in der Mitte — fesseln mochten, noch mehr beinahe beschäftigte uns unsere jugendliche Führerin. Es war ein schlankes, blasses, scheues Mädchen von höchstens 15 Jahren mit lieblichen Gesichtszügen und schwermüthigen schwarzen Augen, in welchen es wie eine Ahnung kommenden Unheils lag. Unsere Fragen beantwortete sie ernst und zurückhaltend; wir erfuhren nur, daß sie eine verwaiste Verwandte des Küsters und bereits mit einem jungen Torcellaner verlobt sei, der sich des reichlicheren Verdienstes wegen nach Venedig als Gondoliere verdungen habe. Mittheilsamer erwies sich die Kleine, wenn es galt, unsere Fragen betreffs der Alterthümer zu beantworten. Aus der Kathedrale führte sie uns in das benachbarte achteckige Baptisterium und schließlich durch malerische Kreuzgänge zur uralten Kirche Santa Fosca, einem seltsamen, byzantinische Einflüsse klar darlegenden Centralbau. Alle diese zu einer Baugruppe verbundenen Heiligthümer zeigen namentlich im Innern eine seltene, von der ewig ändernden Zeit fast unberührt gebliebene Ursprünglichkeit, alle sind sie erfüllt mit düsterem Schweigen und durchweht von den Schauern der Vergangenheit.

Unwillkürlich richtet sich der Blick rückwärts auf die Geschicke der alten, einst so reichen und mächtigen Inselstadt. Schon im siebenten Jahrhundert von den katholischen Bewohnern des Festlandes gegründet, welche sich vor dem vordringenden Schwert der glaubensfanatischen, arianischen Langobarden auf diese damals noch unbebaute Lagunneninsel flüchteten, wuchs sie bald zu einem wichtigen Hafenplatze heran, dessen Name in byzantinischen Chroniken des zehnten Jahrhunderts mehrfach vorkommt.

Aber die Tage ihres Glanzes waren gezählt. Welche Stadt konnte sich damals an den Küsten der Adria neben dem immer stolzer emporstrebenden Venedig, der goldstrotzenden Königin der Meere, behaupten? Auch Torcello mußte seinen Reichthum in die unersättlichen Speicher der Nebenbuhlerin fließen lassen, sein Diadem demüthig am Saum ihres Purpurmantels niederlegen. Seitdem ist es verarmt, verfallen, vergessen, der üppigen Nachbarstadt schon seit Jahrhunderten ein warnendes Beispiel von der Vergänglichkeit irdischer Herrlichkeit vor Augen haltend. Die Weltgeschichte aber übt gerechte Vergeltung. Auch die übermüthige Siegerin mußte sich seitdem manches ihrer schimmernden Prachtgewande entkleiden — möge ihr der zerfetzte Bettlermantel des von allem entblößten Torcello ewig erspart bleiben! —

Ein Gefühl tiefster Wehmuth beschleicht den Wanderer, wenn er sich auf dem alten Forum der Stadt, dem grasbewachsenen, nun ganz in Ruinen liegenden Marktplatze umschaut. Noch zeigt derselbe größtentheils die ursprüngliche Anlage, Reste einer Bogenhalle, in welcher die öffentlichen Angelegenheiten verhandelt, die Gesetze verkündigt wurden, den städtischen Glockenthurm, den alten Bischofsstuhl, vom Volk für den Sessel des Attila gehalten, und die Spuren des frühgothischen Rathspalastes. Vor letzterem erblickt man unter einem regellosen Chaos von Steintrümmern das früher in die Façade eingelassen gewesene Reliefbild des geflügelten Markuslöwen, des Symbols der venetianischen Machtfülle, welches auch die unterjochte Stadt annehmen mußte. Es war eine weihevolle Stunde, die wir bei dem altersgrauen

Steinbilde verlebten, welches, einstmals auf blühendes, städtisches Handelstreiben herabblickend, heute entthront, verwittert und von Blumen und Schlingkraut überwuchert, nur noch gewaltige Erinnerungen heraufbeschwört. Während ich zeichnete, saß Stieglitz träumerisch und wortlos da, die Augen anscheinend ins Leere gerichtet. Als ich vollendet, bat er sich mein Skizzenbuch aus und schrieb auf eines der leeren Blätter das folgende — soviel mir bekannt, hier zum ersten Male zum Abdruck gebrachte — stimmungsvolle Sonett:

„Wo vor dem Drang anstürmender Barbaren,
Verheerender, in blut'gen Schreckensstunden
Des Festlands Söhne ein Asyl gefunden,
Das Ruhmeswiege ward den Enkelscharen,

In jenem Eiland, das vor grauen Jahren
Vorleuchtend mit Venedig war verbunden,
Schau — wie die Säulen Schlingkraut jetzt umwunden,
Die einst glorreicher Banner Träger waren.

Sieh auf des Marktes schuttbedecktem Hügel
Hervor aus bunten Wiesenblumen ragen
Des Markuslöwen Marmorhaupt und Flügel —

Wer hat so lind zu Grabe dich getragen,
Gewalt'ger Wirklichkeit phantastisch Siegel,
Leichnam und Grabstein aus verscholl'nen Tagen?"

Dann machten wir uns auf, um in der dürftigen Trattoria des Ortes unser einfaches Mahl zu genießen. Es sollte einen gar traurigen Abschluß erhalten.

Die Zeit des Vesperläutens war gekommen und noch saßen wir beim vino da Conegliano und den ersten süßen Früchten des Sommers behaglich plaudernd vor der weinlaubüberschatteten Thür unserer Locanda, als vom nahen Campanile der erste Glockenschlag — seltsam dumpf, wie uns schien — ertönte. Allein kein zweiter folgte, alles blieb grabesstumm. Beunruhigt eilten wir sofort über den Platz nach der offen stehenden Thür des Glockenthurmes und schauten in das dämmerige Innere desselben. Welch ein Anblick! Am Boden lag ein junges Mädchen, leblos, aber anscheinend unversehrt, nur auf ihrem blassen, krankhaft geschlossenen Munde stand ein einziger dicker Blutstropfen. Es war Giuseppina, die Küstersnichte, die Verlobte des venetianischen Gondoliers, unsere Führerin durch die Heiligthümer.

Sie war todt. Indem sie ihr tägliches Amt des Vesperläutens verrichten wollte, hatte sie diesmal — flogen wohl ihre Gedanken durch die offenen Luken des Thurmes weit übers blaue Meer nach den Marmorstufen der Piazzetta? — die nöthige Vorsicht außer Acht gelassen und war vom Seile der Glocke, die sie läuten sollte, über das schmale, einen nur unsicheren Standpunkt gewährende Podium hinausgerissen worden. Einen Augenblick hatte sie sich am Seile gehalten — der dadurch an die Glocke schlagende Klöppel hatte jenen einzigen, erschreckend dumpfen Ton hervorgebracht — und war dann, als ihre schwachen Kräfte sie verlassen, in die Tiefe des im Innern ganz hohlen Thurmes — die steinernen Stufen zur Höhe winden sich äußerst schmal an der Innenseite der Umfassungsmauer empor —, hinabgestürzt. So sagte das weinende Kind aus, welches die Unglückliche auf dem verhängnißvollen Gange begleitet hatte und nun jammernd und verstört die steile Treppe herabkam.

Das Ausbleiben des gewohnten Vespergeläuts hatte ein wahres Wunder gewirkt und die Dornröschenstadt im Nu geweckt und mit Menschen gefüllt. Es waren wohl sämmtliche Bewohner des kleinen Ortes, die nun, dürftig gekleidet, aber größtentheils den Ausdruck tiefen Mitgefühls in den Zügen, den Campanile umstanden. Drinnen hatte sich ein schönes junges Mädchen — die ältere Schwester, wie wir erfuhren — laut schluchzend und ihr reiches dunkles Haar zerraufend, über die Todte geworfen. Es war ein herzzerreißendes Bild. Drängte es sich wohl in die Träume des jungen, schwarzlockigen Gondelführers, der jetzt vielleicht gerade, sein schmelzendes „Bella Venezia" singend, schwatz- und schaubegierige Forestieri von Palazzo zu Palazzo ruderte? Flehte er wohl eben zur Santa Madonna della Salute, ihm reichlichen Verdienst zur Beschleunigung seines Glückes zuzuwenden? Malte er sich rosige Zukunftsbilder aus, die ihm sein dunkeläugiges Liebchen zeigten, den Brautkranz auf der klaren Stirn, wie sie an seiner Seite vor den Altarstufen des alten Domes zu Torcello kniete? Armer Bursche! Wie bald wird deine lichte Traumwelt zerrinnen, wie jäh ein rauher Frost den blühenden Liebesfrühling deines jungen Herzens vernichten!

Man hatte inzwischen die Leiche in ein rasch herbeigeschafftes, mit zwei Ruderern bemanntes Boot geladen, um sie zum Begräbniß nach dem nahen Burano zu bringen. Uns aber, die unser Rückweg gleichfalls an Burano vorüberführte, ersuchte man, auf dem dortigen Bezirksgericht die nöthigen Aussagen über den traurigen Vorfall, von welchem wir fast unmittelbar Augenzeugen gewesen, zu leisten.

Die halbstündige Fahrt nach Burano gehörte zu jenen Erlebnissen, deren Eindrücke niemals wieder aus unserer Erinnerung schwinden können. Selten fanden Jugend und Schönheit ein Grabgeleite von wehmüthigerer Romantik. In der großen, uns voran rudernden Barke lag die Leiche; ein weißes Tuch bedeckte die Umrisse des jugendlichen Körpers, welchen die in trostloser Verzweiflung vor sich hinbrütende Schwester mit ihren Thränen netzte. Selbst die rauhen, bärtigen Ruderknechte schienen wehmüthig bewegt; ernst und stumm führten sie das Boot im raschesten Tempo über die stillen, glatten Wellen. In dem langen Silberstreifen, welchen es hinter sich ließ, folgte unsere Gondel mit ihren gleichfalls stillen und traurigen Insassen. Das weite Himmelsrund aber schwamm in Gold und Purpur. Dunkelblau zeichnete sich die Alpenkette vom westlichen Firmament ab, schon zur Hälfte das scheidende Tagesgestirn verdeckend, das mit seinen letzten glühenden Strahlen Meer und Inseln in Feuer tauchte und die leblose weiße Gestalt im Boote überfluthete, die all diesen Glanz nun nimmermehr schauen sollte.

Der traurigen Pflicht in Burano rasch entledigt, setzten wir später am Abend bei langsam aufsteigendem Vollmond unsere Fahrt nach Venedig fort. Noch lag der Bann des eben Erlebten mit schwerem Druck auf uns; wir hatten kaum ein Auge für die berauschende Pracht der Juninacht, die uns auf mondbeglänzter Meeresfläche umwob, für den leuchtend klaren Nachthimmel, der so hehr und feierlich auf uns herniederschaute. Unsere Gondolieri hatten ebenfalls Singen und Scherzen verlernt; eintönig plätscherte ihr Ruder durch die nächtliche Stille.

Endlich stieg Venedig wie ein lichtstrahlendes Feenmärchen vor uns auf. Von der Piazzetta schimmerten Hunderte von Lichtern weit in die Lagunen hinaus, aus den Kanälen tönte der Ruf der Gondelführer und auf dem tageshell erleuchteten Markusplatze wogte bei den schmetternden Klängen der Militärmusik Kopf an Kopf — allüberall der Ausdruck des heitersten Lebensgenusses, der blühendsten Sinnenlust. Und wir hatten eben erst dem Tode in das unerbittlich strenge Auge geschaut, hatten seinen ernsten, mahnenden Hauch verspürt und — verstanden. Welche Kontraste bietet doch oft ein einziger Tag im menschlichen Dasein!

„Es singt und klingt mir im Gemüth
Vom Morgen bis zum Abendroth:
Das Leben ist ein süßes Lied,
Sein bitt'rer Kehrreim ist der Tod."

Der schwermuthsvolle Klang dieser Verse von Paul Heyse — freilich waren sie damals noch nicht gedichtet — giebt am besten die Stimmung wieder, welche mich an jenem Abend beherrschte und lange nicht wieder in mir verblassen wollte. Mehr als ein Menschenalter ist seitdem über mich hinweggerauscht, aber noch schwebt mir das Bild des verfallenen Torcello, der unglücklichen Giuseppina und des schwergeprüften deutschen Dichters, in dessen Gesellschaft ich all das Seltsame gesehen und erlebt, in merkwürdiger Klarheit vor der Seele.

Den letztgenannten sah ich, nachdem ich Venedig bald darauf verlassen, später nochmals in Rom, dann niemals wieder. Ihm ward die träumerische Lagunenstadt zur zweiten Heimath; er verließ sie auch dann nicht, als — acht Jahre nach dem Erzählten — in ihren Mauern, durch orientalische Schiffe hereingeschleppt, die Cholera ausbrach. Es war kein glückliches Leben, welches damals neben tausend und aber tausend anderen dem asiatischen Würgengel zum Opfer fiel.

Allerlei Nahrung.

Gastronomisch-naturwissenschaftliche Plaudereien. Von Carl Vogt.

VI. Was da kreucht.

Es ist ein schon seit langem bekannter Satz, daß die Summe des organischen Lebens in den Polarländern wohl ebenso groß ist wie in den gemäßigten und heißen Zonen, daß aber die Wärme die Mannigfaltigkeit der Formen entwickelt, während in den kälteren Zonen größere Einförmigkeit herrscht. Weder auf den südlichen Kontinenten noch in den südlichen Meeren begegnet man solchen nach Tausenden und Millionen zählenden Herden und Schwärmen von Säugethieren, Vögeln und Fischen, wie man sie in nordischen Gegenden anzutreffen gewohnt ist; aber diese Ansammlungen gehören meist nur einer Art von Thieren an. In den südlichen Gegenden kommen solche Herden nur selten vor, obgleich man einige Krokodile in amerikanischen Strömen oder Antilopen in Südafrika anführen könnte; die Arten kämpfen hier ihren Kampf um das Leben mehr vereinzelt, nicht in Massen geschart.

Nirgends treten diese Gegensätze schärfer hervor als in dem Speisezettel der verschiedenen Völkerschaften. Ich lese in einem in der Londoner Anthropologischen Gesellschaft gehaltenen Vortrage über die Feuerländer: „Die See liefert ihnen ihre Hauptnahrung, die aus Muscheln, Fischen, Vögeln und ihren Eiern, Seehunden, Meerschweinen und anderen Walthieren, überhaupt aus allem besteht, was sie bekommen können. Das Guanaco existirt nur in einzelnen Strichen des Landes, sie jagen es dort im Winter mit Hunden auf dem Schnee. Wenn sie übrige Zeit haben, rösten oder braten sie die Muscheln ganz, die andere Nahrung nur halb; sind sie aber beeilt, so essen sie Fische und Fleisch roh. Das Oel, Fett und der Speck der Seehunde und Meerschweine werden von den Leibern abgeschnitten und selbst dann gegessen, wenn sie schon faul sind. Sie haben wenig oder gar keine vegetabilische Nahrung."

Man braucht nur statt des Guanaco das Renthier zu setzen, so ist es genau der Speisezettel der Eskimos, wie er vor dem häufigen Verkehr mit den Europäern und den von ihnen gebrachten Konserven war. Seehunde und Fische, Fische und Seehunde und zur Abwechselung einige Seevögel und einige Muscheln.

Betrachte man dagegen die reiche Abwechselung des Tisches eines Botokuden, der etwa auf derselben Stufe der Civilisation steht wie der Polarländer, wie dieser alles verzehrt, was er ergattern kann, und sich auch nicht mehr Mühe mit der Zubereitung der Speisen giebt. Abgesehen von der Unzahl der verschiedenen Früchte, Beeren und Knollen der Gewächse, von den eßbaren Kräutern und Blättern, welchen der Polarländer höchstens das Löffelkraut entgegen zu setzen hat, steht dem Botokuden sozusagen das ganze Thierreich in allen seinen mannigfaltigen Formen zur Verfügung. Statt des einen Renthieres oder Guanacos ein halbes Dutzend Hirscharten und dazu fast alle Ordnungen der Säugethiere, Affen, große Fledermäuse, Nagethiere von den kleinen Mäusen bis zu den großen Wasserschweinen, Faulthiere, Tapire, Ameisenfresser, Gürtelthiere — wer zählt und nennt sie alle, die zum Theil, wie die Wasserschweine und Tapire unseren Wildschweinen, die Agutis unseren Hasen nichts nachgeben sollen. Ein in seiner Rückenschale gebratenes Gürtelthier, ein Tatu, soll nach der Versicherung von Autoritäten, welchen ich vollen Glauben beimessen darf, da ich ihren Geschmack in europäischer Küche erprobt habe, noch ein Gericht für Götter sein, die sich schon an Nektar und Ambrosia fast gesättigt haben.

Genau so verhält es sich mit den übrigen Thierklassen. Aber ehe ich auf diese näher eingehe, sei es mir erlaubt, eine Zwischenbemerkung einzuschalten.

Mannigfaltigkeit ist nicht immer Verbesserung; Einförmigkeit schließt nicht nothwendig nur niedere Sorten ein.

Es existirt wohl ein Gegensatz zwischen Wasser und Land in Beziehung auf Genüsse der Nahrung und man kann fast, unbeschadet des Ruhmes unserer gemäßigten Klimate, den Satz aufstellen, daß die Wärme die schmackhafteren Landprodukte, die Kühle die vorzüglicheren Nährstoffe des Wassers erzeugt.

Man kann streiten über mancherlei Anwendungen dieses Satzes; es mag manche Ausnahme geben, aber im allgemeinen wird er wohl seine Geltung haben.

Für das Pflanzenreich ist er wohl unbestreitbar. Unsere Aepfel sind vortrefflich, unsere Birnen ausgezeichnet — sie halten nicht Stand gegen die Königin aller Früchte, die Ananas und tausend andere Erzeugnisse, nach denen die Kolonisten sich sehnen, nachdem sie einmal davon gekostet und sich an das Aroma gewöhnt haben, das ihnen eignet.

Nicht minder gilt der Satz für das Meer und die süßen Gewässer. Es giebt nur wenige Fische im Mittelmeer, welche es an Wohlgeschmack mit den nordischen Stock- und Schellfischen aufnehmen können; die Familie der Forellen, Lachse und Maränen, diese hochadelige Familie ist nur im Norden und den kälteren gemäßigten Zonen heimisch; die Fische des Nils, so mannigfach in ihren Gestalten, munden nur den Arabern und den Fellahs. Vergleicht man zwei verwandte Arten derselben Fischgattung aus verschiedenen Meeren, so wird man stets finden, daß diejenige Art, welche die nordische im Süden vertritt, wenn sie auch vielleicht reicher gefärbt, schöner gestaltet ist, doch hinsichtlich des Geschmackes dem nordischen Vetter weit nachsteht.

Bei manchen Thierklassen lassen sich solche Vergleiche deshalb gar nicht anstellen, weil sie in dem Norden entweder gänzlich fehlen oder so verkümmern, daß sie nicht als Nahrung in Betracht kommen können.

So war es mit den Schildkröten, von welchen wir früher sprachen, so verhält es sich mit den Krokodilen, Eidechsen, Schlangen, Fröschen und Molchen.

Der protestantische Europäer wendet sich im allgemeinen mit Abscheu von allen diesen Thieren ab; der Katholik liebt mit vollem Rechte die Frösche als Fastenspeise, und zwar ißt er im Norden nur die Schenkel derselben, während er im Süden den ganzen abgehäuteten und ausgeweideten Frosch sich schmecken läßt. Wo die beiden Konfessionen einander berühren oder durchdringen, hat der Frosch auch protestantisches Gebiet erobert. Auch die Nationalität spielt mit hinein — unter gleichen Verhältnissen wird der Franzose Frösche essen, der Engländer nicht, und die Anrede jenes englischen Generals ist bekannt:

„Wollt Ihr Engländer, die Ihr alle Tage Roastbeef eßt, Euch von diesen Froschessern schlagen lassen?"

Als ich im Sommer 1835 zum ersten Male als Flüchtling französischen Boden im Elsaß und zwar in Straßburg betrat, wunderte ich mich nicht wenig über die pittoreske Krönung der Festungswälle in den Nachmittagsstunden. In Reihen saßen die Rothhosen auf dem Gesimse und angelten mit langen Rohrstengeln, an deren Schnüren feine Haken mit rothen Läppchen geködert waren, nach den Fröschen in den Festungsgräben. Aber die Straßburger Frösche waren meist sehr gewitzigt; sie saßen reihenweise am entgegengesetzten Ufer des breiten Grabens gegen das Glacis hin, wohin die Soldaten mit ihren Ruthen nicht gelangen konnten, und quakten ihre Verfolger etwas höhnisch an. Die Frösche wußten offenbar sehr wohl, daß die Angler die Thore der Festung nicht passiren durften.

Nicht minder maßlos war mein Erstaunen, als einer meiner Schicksalsgenossen, der die gemeinsame Flüchtlingsmenage zu besorgen hatte, eines Tages mit mehreren Sprenkeln zu je fünfzig Beinpaaren vom Markte kam: „die Froschschenkel seien heute sehr billig gewesen!" Ich unterdrückte mannhaft einige Regung von Ekel, als die Dinge, appetitlich gebraten, auf den Tisch kamen, erinnerte mich einiger Sprichwörter, wie „Prüfet alles und das Beste behaltet!" oder „Was der Bauer nicht kennt, das frißt er nicht", und da ich kein Bauer sein wollte, prüfte ich und war von dieser Zeit für Froschschenkel, nicht nur als galvanische Instrumente, sondern auch als Nahrungsmittel eingenommen.

So weit es in den südlichen Klimaten Erdfrösche von der Größe unserer Teich- und Grasfrösche giebt, wird ihnen auch eifrig nachgestellt; die Ochsenfrösche der Vereinigten Staaten Nordamerikas, die bis zu 300 Gramm schwer werden können, sind von der östlichen Küste bis zu dem Mississippi hin eine gesuchte Jagdbeute, denn man angelt und fängt sie nicht nur in Netzen und Fallen, sondern schießt sie auch, wie die kleineren Entenarten.

Die Kröten aber werden nirgends angerührt und ebenso wenig habe ich gehört oder gelesen, daß die doch sonst so appetitlich aussehenden Laubfrösche, die in den Tropengegenden oft sich in Scharen unter den Dächern der Häuser zusammenfinden und durch den Höllenlärm, den sie machen, eine wahre Nachtplage werden, von den ihres Schlafes beraubten, rachgierigen Bewohnern zur Strafe verzehrt worden seien. Wohl aber giebt es zwei Wassermolche, die zur lokalen Ernährung dienen und beide auch in anderer Beziehung wohl allzuwenig bekannt sind.

Die eine Art ist der japanische Riesenmolch (Cryptobranchus maximus), ein wirklich scheußlich häßliches Thier, das bis anderthalb Meter lang werden kann. Der bekannte Erforscher Japans, Ph. F. v. Siebold, entdeckte das Thier in den südlichen Gebirgsgegenden der Insel Nipon und brachte ein Exemplar, ein Männchen, im Jahre 1820 nach Leyden, wo es, wenn ich nicht irre, noch heute lebt. Siebold besaß ein Pärchen, aber der liebende Gatte fraß sein Weibchen während der Ueberfahrt auf. Das Thier lebt in klaren Gebirgswässern, in Höhen bis zu 1500 Fuß über dem Meere, ist außerordentlich träge, schnappt aber gierig nach Fischen und Würmern. Als Siebold in Japan reiste, war es noch ein beliebtes Wild, dem man mit der Angel eifrig nachstellte, um es auf die Märkte zu bringen. Heute haben Museen und Aquarien die größte Mühe, sich Exemplare zu verschaffen, und es ist mehr als wahrscheinlich, daß das seltsame Thier, dessen Skelett auffallend demjenigen eines in den Oeninger Steinbrüchen gefundenen und von Scheuchzer für ein vorsündfluthliches Menschenkind gehaltenen fossilen Molches gleicht, in nicht langer Zeit wird ausgerottet sein.

Gleiches Schicksal würde vielleicht den Axolotl (Siredon pisciformis) bedrohen, wenn nicht das wissenschaftliche Europa sich ins Mittel gelegt und ihn in großen Mengen gezüchtet hätte und noch züchtete.

Als die Spanier unter Cortez die Stadt Mexiko eroberten, fanden sie den dortigen Markt mit eigenthümlichen Fischen aus dem die Stadt umgebenden See befahren, welche eine schuppenlose, schwarz- und braungefleckte Haut und vier Füße hatten, wie die Eidechsen, deren Zehen aber nagellos waren, wie bei den Fröschen. Das Thier, meint der Chronist Hernandez, habe seinen mexikanischen Namen, welcher Wasserspiel bedeute, von der seltsamen, lächerlichen Gestalt erhalten. Wer einmal einen Axolotl gesehen, wird das dunkel gefärbte Thier mit dem platten, breiten Kopfe, den kleinen Augen, den schwarzen Kiemenbüscheln hinter dem Kopfe, den hellfarbigen, winzigen Füßen, dem plumpen Leibe und breitgedrückten Ruderschwanze sehr häßlich, aber gewiß nicht lächerlich finden. Aber das Fleisch schmeckte gut, ähnlich dem der Aale, und man bereitete den Axolotl wie andere Fische, man kochte, schmorte und briet ihn, stets mit viel Gewürz und spanischem Pfeffer, wie dies in heißen Klimaten üblich. Die Spanier nahmen ihn sofort unter die Fastenspeisen auf, und da der Axolotl nur im See von Mexiko vorkam, richtete man nicht geringe Verheerungen unter ihnen an. Zu Humboldts Zeiten waren sie schon seltener geworden; doch konnte Cuvier an zwei Exemplaren in Weingeist, die Humboldt ihm brachte, feststellen, daß das Thier zwar die Organisation einer Molchlarve habe, aber doch ein fortpflanzungsfähiges Wesen sei. Vor zwanzig Jahren kamen zum ersten Male lebende Axolotls nach Paris, legten Eier, die auskrochen, und einige der Jungen verwandelten sich später in Erdmolche ohne Kiemen, die man schon vorher aus Amerika erhalten hatte. Nun war begreiflicherweise des Versuchens, Züchtens und Pröbelns an dem Thiere, das merkwürdigerweise sich unter beiden Gestalten, als Larve und als Salamander fortpflanzt, kein Ende und heutzutage leben in Aquarien und Teichen Europas ganz gewiß mehr Axolotl als in dem ganzen See von Mexiko. Einer meiner Freunde in Genf hatte ihrer genug gezüchtet, um eines Tages zum Frühstück welche zu verzehren; er fand viele Aehnlichkeit im Geschmacke mit Froschschenkeln.

Mit Hühnerfleisch dagegen vergleichen alle, welche davon gekostet haben, das Fleisch der großen Eidechsen und mit Hühnereiern die Eier derselben. Wenn unsere einheimischen Eidechsen eine Länge von anderthalb bis zwei Metern und ein Gewicht von einigen Kilos erreichten, so würde man ohne Zweifel den Versuch gemacht haben, Eidechsen und selbst Schlangen in die Fastenküche hineinzuziehen, wie es in den südlichen und besonders tropischen Ländern geschehen ist; wer aber möchte Zeit und Mühe mit dem bei uns herumkriechenden Kleinzeug verschwenden, das kaum einen hohlen Zahn zu füllen im Stande wäre?

Krokodile, Alligatoren und Kaimane werden nur an wenigen Orten verspeist. Die Eingeborenen sind nur selten hinlänglich bewaffnet, um eine erfolgreiche Jagd ohne allzu große Gefahr ausüben zu können, und die Europäer nehmen wohl die Häute zu Schuhwerk, verschmähen aber das Fleisch wegen des Moschusgeruches, den es von zwei großen Bisamdrüsen annimmt, die an dem Unterkiefer liegen und deren Inhalt von eingeborenen Afrikanerinnen, Asiatinnen und Südamerikanerinnen gleich hoch geschätzt wird. Die großen Segelechsen und Varane oder Warneidechsen der alten Welt, Amboinas und Ostindiens, werden aber mit eben solcher Vorliebe gejagt wie die Fasanen, welchen sie im Geschmacke ähneln sollen, und Mexikaner wie Brasilianer halten Hunde, welche ebenso auf Leguane und Tejueidechsen dressirt sind wie unsere Vorstehhunde auf Hasen und Feldhühner. Ein mir befreundeter Schweizer, der eine große Plantage in Brasilien besaß, versicherte mir, daß ihm zwischen den Truthühnern, die er dort auf seinem Hofe mästete, und den Tejuechsen, die er im Walde jagte, die Wahl wehe thue.

Die wilden Eingeborenen in Brasilien essen gerne Riesenschlangen und die Australier sogar Giftschlangen, Schwarzottern, welchen sie den Kopf abgehauen haben. Wyder in Lausanne, ein wahrer Schlangenvater, in dessen Zimmern die Nattern dutzendweise herumkrochen, hat mir einmal vor Zeiten eine vortreffliche Suppe vorgesetzt, deren Fleischbrühe aus Vipern gekocht sein sollte. Er sagte dies erst nachher. Ich weiß nicht, ob es wahr war, oder ob er mich nur foppen wollte.

Der Briefträger in der Dichtung.

Der Postillon und sein fernhin tönendes Horn sind in zahllosen Dichtungen gepriesen worden, und die gefeiertsten Lieblinge der Musen haben es nicht verschmäht, beide zum Gegenstande stimmungsvoller Verse zu machen. Ja, der „Urvater der Harmonie", der große Meister Johann Sebastian Bach, hat das Signal des Posthornes sogar für die Musik verwerthet, indem er die großartige Posthornfuge, Fuga all' imitazione di Posta, schuf. Aber auch der Ueberbringer der Briefe — der Schiffe des Gedankens auf dem Ozeane der Entfernungen, wie Stephan sie geistreich bezeichnet — ist von unseren deutschen Sängern gebührend gewürdigt worden. Besonders waren es seine Unermüdlichkeit, sein Pflichteifer, seine unwandelbare Treue in der Ausübung seines mühevollen Berufes, die nicht selten zum Vorwurfe für Dichtungen gewählt worden sind. Und ist dies nicht wirklich ein Vorwurf, der sich vor vielen anderen zu dichterischer Behandlung eignet? Wer jemals die süßen Empfindungen erwiderter Liebe im Herzen getragen hat, der weiß es, mit welcher Sehnsucht der Bote Stephans oft erwartet wird. Ist er doch auf dem Lande und in den kleinen Städten oft genug der Vertraute der Liebenden, der ihre Freude theilt, wenn er die Botschaft des fernen Geliebten überbringt. Und wer die Seligkeit des alten Mütterleins gesehen und mitempfunden hat, welcher der moderne Merkur die Grüße des in fremden Landen weilenden Sohnes bringt, der wird nicht sagen dürfen, daß der Beruf des Postboten des Hauches der Poesie entbehrt. Seht ihn euch an, den wackeren Landbriefträger, wie er in Hitze und Kälte, in Sturm und Regen, in Schnee und Eis munter und unverdrossen dahinwandert und, wenn er an seinem Bestimmungsorte angelangt ist, für jeden ein freundliches Wort hat und von jedem als willkommener Gast froh begrüßt wird!

Es sei uns gestattet, in möglichster Kürze dafür den Nachweis zu führen, daß der Postbote zu Fuß, dieser würdige Vertreter des vaterländischen pflichttreuen Beamtenthums, von den Sängern des deutschen Dichterwaldes ebenso gut verherrlicht worden ist wie der hoch zu Rosse dahertrabende oder stolz zu Wagen einherfahrende Postillon, mit welchem sich der Artikel in Nr. 24, Jahrg. 1885 der „Gartenlaube" so warm beschäftigt.

Die erste poetische Schilderung von dem Leben und Treiben des Postfußboten, die mir bei meiner flüchtigen Nachforschung aufstößt, ist ein Nürnberger fliegendes Blatt aus dem 16. Jahrhundert, das gleich mit den Worten beginnt:

„Ich bin die Post zu Fuß . . .“

Dieses von einem Bilde, das den Postboten mit seinem Stabe und seinem Hunde zeigt, begleitete Gedicht ist betitelt „Der Neue Allamodische Postpot“ und zeigt uns den Vermittler des brieflichen Verkehres dichterisch behandelt, wenn auch von einer nicht gerade sehr rühmenswerthen Seite. Der Merkur des 16. Jahrhunderts denkt nicht viel an sein Amt und seine Pflicht, sondern bringt alles, was ihm auf seinem Wege aufstößt, mit sinnlichen Genüssen in Verbindung. Er sagt von sich selbst:

„Ich bin die Post zu Fuß. Ich trage dieß und daß;
Denck an den kühlen Wein, so bald ich werde naß.
Geh' ich durch einen Thal und höre Vögel singen,
So denck ich zu dem Tisch, da die Schalmeyen klingen.
Ich gehe durch den Wald und mancher Dörner Strauß
Und traure, daß noch weit ist zu deß Wirthes hauß.“

Wie anziehend ist dagegen das Bild, welches uns Fritz Reuter von dem Postboten des 19. Jahrhunderts in seinem prächtigen, tiefempfundenen Gedichte „Großmutting, hei is dod!“ entwirft. Der Briefträger von heutzutage denkt nicht zuerst an den gedeckten Tisch, wo die Schalmeien klingen, oder an den „kühlen Wein“, sondern vor allem an seine Pflicht, und das Vergnügen, den Leuten „unverschnauft zwölf Dutzent Lügen“ zu sagen, wie es weiter in der angeführten Dichtung heißt, würde ihm der Generalgewaltige des Postwesens gar bald verwehren. Ich kenne keine schönere Schilderung von der Unermüdlichkeit, von der Pflichttreue und der Gewissenhaftigkeit des deutschen Postboten, als die Verse des mecklenburgischen Humoristen, welche diesen Beamten geradeswegs als den Sendling des Schicksals selbst darstellen. Doch der Leser höre und urtheile selber:

„As dat Schicksal ut Nacht, so kümmt hei heran, as dat Schicksal ut düstere Firn,
Aewer Feller un Haiden, ümmer tau, ümmer tau; em lücht kein Man[1] un kein Stirn.
Dor is von Wannern[2] in Lust keine Red', dor is de Befehl, dat hei möt,
So girn hei ok woll mit sin Fru un sin Kind an den Aben[3], den warmen, mal set.
Dat helpt em nich: hei möt un hei möt, ümmer tau dörch Storm un dörch Regen;
Hei is de Bad'[4] ut de düstere Nacht, hei kümmt von Schicksals wegen;
In de ledderne Tasch, dor dröggt hei de Kund, dor dröggt hei Freuden und Leiden,
Dor dröggt hei Geburt, dor dröggt hei dat Grawv un de letzten Grüß von de beiden.
Hei drängt sick heran an de Hütt un dat Sloß, sin Schülligkeit is ahn Erbarmen:
Wat dat lacht oder weint, em is dat egal, klappt an bi Riken un Armen.“

Verfolgen wir unsere Spur weiter, so stoßen wir auf ein hübsches Gedicht von H. Döring mit dem Titel „Der Briefträger“, das mit den Worten beginnt:

„Ein jeder Stand hat seinen Frieden,
Ein jeder Stand hat seine Last!
Mich stellt der alte Spruch zufrieden,
Der völlig auf mein Aemtchen paßt.“

In diesem Gedichte finden wir eine treffende Schilderung von dem Leben und Treiben unseres Postboten, wie es sein Los ist, stets im Freien zu hausen, wie er durch Schnee und Regen und heiße Sommersgluthen dahin eilen muß, wohin ihn seine Bestellungen führen, wo unruhige Erwartung seiner harrt und ungeduldige Herzen seiner Ankunft entgegen schlagen.

Aber er ist sich auch bewußt, daß er überall ein willkommener Gast ist; denn

„Es späh'n nach mir viel Augensterne,
Die Hoffnung wächst, die Furcht entweicht,
Wenn aus dem Fenster in der Ferne
Mein Gelb und Roth dem Blick sich zeigt.“

Er freut sich darüber, daß er mit seiner Botschaft das Dunkel über tausend Dinge zu lichten, der Trennung Schmerz zu mildern im Stande ist und daß er, mit Gold in der Hand, dem Uebel des Trübsinns rasch ein Gegengift zu bieten weiß. Aber Eines will ihm nicht behagen, es betrübt ihn,

„Daß oft der Freund aus meinen Händen
Des Freundes Todeslos empfängt.“

Dann zögert sein Fuß, starr blickt das Auge auf das schwarze Siegel, das er zitternd in der Hand hält, und er betet zu dem Herrn der Heerscharen:

„Laß mich, o Gott, doch ja recht selten
Ein solcher Trauerbote sein.“

Ein anderes Gedicht von Nikolaus Becker zeigt uns den treuen Boten als Opfer seines mühevollen Berufes. Fröhliche Landbewohner kehren von der Kirchweihe zurück und finden ihn in einer Schneewehe, vom Todesschlummer umfangen. Um die Schultern hängt seine Ledertasche und nicht weit von ihm liegt sein treuer Begleiter, der Knotenstock, der ihn stützte, wenn er ermüdet von des Tages Last und Hitze den Heimweg antrat. Sein Dienst ist aus; er wird seinen Herrn nicht mehr begleiten. Die Tasche ist leer; denn die Botschaften, welche ihr Träger zu überbringen hatte, sind wohl bestellt. Nur einen Brief noch hält die starre Hand fest an das stille Herz gepreßt; es ist der Brief, den die Liebste an ihn selber geschrieben hat. Zwar sind die Worte fehlerhaft geschrieben und die Schriftzüge sind steif und ungeschickt, aber die Liebe spricht aus ihnen und die Treue, die über das Grab hinaus seiner wehmuthsvoll gedenken wird. Sie haben ihn getröstet, diese liebevollen Worte, und haben stillen Frieden über ihn gebracht, daß er daliegt wie in erquickenden Schlummer versunken. Have pia anima! Er wird hienieden nimmermehr erwachen.

„Grabt ihm ein Grab, daß, wenn vom Hausgesinde,
Vom Küchenherde sie verstohlen schleicht,
Zur Stunde, wo des Tages Strahl verbleicht,
Die Stätte sie für ihre Thränen finde.

Grabt ihm ein Grab! Sein Recht begehrt der Todte;
Die fromme Pflicht, so ihr an ihm gethan,
Er nimmt sie mit auf seiner neuen Bahn
Zum Himmel auf, ein leicht beschwingter Bote.“

Ich habe dem Ernste des Lebens sein Recht gegeben, und der geneigte Leser wird mir erlauben, daß ich zum Schlusse den Humor das Wort ergreifen lasse, der in der postalischen Poesie ein gern gesehener und ständiger Gast ist und auch den bescheidenen Postboten nicht unberücksichtigt gelassen hat. Da ist die Geschichte von dem „oll Postmeister Möller“ und seinem Postboten Johann, die uns Fritz Reuter in launigen Versen erzählt. Auf die Frage des Postmeisters, ob Johann unter den ihm zur Besorgung übergebenen Briefen auch den abgeliefert habe, „de an

Den Johann Krischan Engel wir,
De bi den Snider[1] Block is in de Lihr[2]“,

antwortet der biedere Merkur auf gut mecklenburgisch:

„Ja Herr. Doch mit den ollen Breiw[3]
Dor gung mi dat tauirst[4] ganz eklich scheiw[5];
De Sak, de was sihr bisterig[6].
Denn in de Laagerstrat, dor wahnt hei nich,
Un wahnt en Enn'lang wider an den Strand;
Un wahnt nich rechtsch — ne! linker Hand;
Un wahnt ok nich int drüdde Stock, —
Ne! hei wahnt unnen in en Keller!
Sin Meister is nich Snider Block, —
Sin Meister, de heit Snider Teller;
Hei sülwst[7], hei heit[8] nich Krischan Engel, —
Ne, hei heit Ann'meriken[9] Dürten[10] Rist,
Un't is ok keinen Snider-Bengel —
Ne, Herr, 'ne olle Waschfru is't.“

Da haben wir zugleich ein Beispiel von der berühmten Findigkeit der deutschen Post.

Und hiermit schließe ich meine anspruchslose Darstellung in der Ueberzeugung, den Beweis geliefert zu haben, daß der deutsche Postbote zu Fuße nicht nur der dichterischen Verherrlichung durchaus würdig ist, sondern auch, daß er seine Sänger gefunden hat, die ihn seinem begünstigteren Berufsgenossen, dem Postillon, ebenbürtig an die Seite gestellt haben. Das, was ich in der vorstehenden Skizze zur Erbringung des Beweises mitgetheilt habe, ist gewiß nur ein geringer Bruchtheil von dem, was zur Verherrlichung und zur Idealisirung jenes bescheidenen Staatsdieners in gebundener Rede gesagt worden ist —

Wer suchen will im wilden Tann,
Manch schönes Stück noch finden kann.

Richard Weitphal.

---

[1] Mond. [2] Wandern. [3] Ofen. [4] Bote.

[1] Schneider. [2] Lehre. [3] Brief. [4] zuerst. [5] schief. [6] verworren. [7] selbst. [8] heißt. [9] Annemarie. [10] Dorothea.

Freund Box.

Schilderung von Dr. Karl Ruß. Mit Illustration von C. Gerber.

Da sieh' ihn dir nur an, lieber Leser, den Box, welchen ich im Nachstehenden als ein Wunderthier dir vorführen will. Du schüttelst bedenklich den Kopf und meinst, es sei ein Hund wie alle anderen, ja, dein Nachbar stößt dich mit dem Ellbogen an und flüstert verschmitzt: es ist ein gemeiner Köter von undeutlicher Abkunft. Aber obwohl der Box es allerdings niemals zu einer goldenen oder silbernen Medaille oder auch nur zu einem Ehrendiplom gebracht und überhaupt noch keine Hundeausstellung mit seiner Anwesenheit geschmückt hat, darf ich es trotzdem unternehmen, dein Interesse für ihn zu erwecken, und ich bitte dich, mir von vornherein zu glauben, daß er sich desselben würdig zeigen wird.

Seitdem wir — gleicherweise jeder gebildete Laie wie der Gelehrte — uns nicht mehr darauf beschränken, bloß den Körperbau und die Lebensweise, Ernährung, Fortpflanzung u. dergl. der Thiere ausschließlich zu ergründen, sondern es als interessant genug und wichtig erachten, unsere Aufmerksamkeit auch den Regungen ihres Seelenlebens zuzuwenden und die Thierwelt in diesem Sinne gleicherweise zum Studium zu machen, zeigen uns die Thiere in unserer unmittelbaren Umgebung eine Mannigfaltigkeit von Erscheinungen, die uns mit Staunen und Bewunderung erfüllen, uns aber auch gar viele noch ungelöste Räthsel entgegenstellen.

Züge aus dem Seelenleben der Thiere — das ist nun ein Stichwort geworden, welches einen ungemein fesselnden Reiz für zahlreiche Leute hat. In der That zeigt es sich auch als eine unerschöpfliche Quelle für geistige Anregung, Streben nach Belehrung und damit zu wissenschaftlichem Forschen; aber es birgt auch geradezu seltsame Gefahren. Als ich vor einigen Jahren von der Redaktion der „Gartenlaube" eine große Anzahl von Zuschriften zur Begutachtung und zum kritischen Sichten empfing, mußte ich mit Bedauern mich davon überzeugen, daß, trotz zahlreicher überaus interessanter Züge von geistiger Regsamkeit der Thiere, doch zur Veröffentlichung nur ungemein wenig brauchbar erschien. Man täuscht sich ja so gern selber und hält unendlich zähe fest am lieben Irrthum. Einfach sachgemäße Auffassung und naturtreue Beobachtung ist bei weitem schwieriger, als man gewöhnlich anzunehmen pflegt, und am allerseltensten dort zu finden, wo noch dazu das volle Verständniß für das Wesen des Thieres fehlt. Während auf der einen Seite die Leicht- und Gerngläubigkeit das Gewinnen stichhaltiger Beobachtungen nur zu schwierig macht, kommt auf der andern die rückhaltlose Abweisung alles dessen, was nicht von vornherein in den Rahmen des Alltäglichen, Erklärlichen gehört, kaum minder schroff zur Geltung. Daher ist's denn auch gar schwer, Züge aus dem Seelenleben der Thiere nicht bloß wahrheitsgetreu zu erzählen, sondern auch und noch viel mehr, sie den Lesern glaubhaft erscheinen zu lassen. Dennoch soll mich nichts davon abschrecken, ein reichbegabtes Thier, hier den genannten Hund, nach dem wirklichen Leben zu schildern.

An jedem Morgen beim Aufräumen nimmt der Box, ohne eine Aufforderung abzuwarten, die verschiedenen kleinen Teppiche, einen nach dem andern, in den Stuben auf und trägt sie zur Reinigung nach der Küche hinaus, ebenso holt er auf Geheiß die mannigfaltigsten Haushaltesachen, Staub- und Teppichbesen, Staubtuch u. a. herbei. Alle diese Gegenstände, welche er genau kennt und nie mit einander verwechselt, weiß er sich von ihren Plätzen, an denen sie liegen oder hängen, unfehlbar zu verschaffen, im Nothfall in der Weise, daß er durch Hinaufspringen an der Wand sie hinabwirft.

Sobald jemand von den Hausgenossen von einem Ausgange zurückkehrt, bringt Box ganz von selber die Hausschuhe, und niemals wird er die der einzelnen Familienangehörigen verwechseln, sondern er kennt das, was jedem persönlich gehört, genau.

Des Abends zur bestimmten Stunde, um halb acht Uhr, springt er plötzlich von seinem Ruhelager auf, läuft nach der Küche, bellt das Mädchen an, damit sie von der Hausfrau sich Weisungen zum Einholen fürs Abendbrot erbitte, weil er nämlich weiß, daß er dann mit hinaus auf die Straße gelangen kann.

Oft wird er zur Besorgung von Aufträgen hinausgeschickt, so z. B. von der Wohnung aus nach dem mindestens eine Viertelstunde entfernt gelegenen Geschäft. Dann erhält er aber nicht, wie man es bei anderen Hunden zu thun pflegt, einen Korb ins Maul, sondern ein Zettel oder Brief wird ihm am Halsband befestigt, damit er sich gegen etwaige Widersacher und Störenfriede unterwegs wehren kann. Wenn ihm beim Fortgehen gesagt wird, daß eine Antwort nöthig ist, so wartet er geduldig, bis man ihm diese mitgiebt, während er sonst sogleich wieder fortläuft; selbst Geld muß er in dieser Weise zuweilen bringen. Er hält sich dabei unterwegs gar nicht auf, läßt dann alle andern Hunde außer Acht, während er sich doch sonst gern mit solchen tummelt. Wenn er keinen Auftrag bekommen, so treibt er sich auch wohl längere Zeit auf der Straße umher, und da bleiben Raufereien mit seinesgleichen natürlich nicht aus, und Maulkorb, Halsband und Marke gehen bei denselben nur zu oft verloren. In seinen zehn Jahren ist er bereits fünfmal vom Scharfrichterknecht eingefangen und der Maulkorb hat schon einige zwanzig Mal ersetzt werden müssen; Box ist also auch in diesem Sinne ein theurer Hund geworden.

Eine seltsame Klugheit äußert er in seinem Verständniß für den Sonntag. Während er allmorgendlich pünktlich um $^1/_2$7 Uhr an die Thür des Schlafzimmers kommt und sich durch Schnüffeln — kratzen darf er nicht — bemerkbar macht, gleichsam um zu wecken, verhält er sich am Sonntag, wohl infolge der Stille, ganz ruhig und wartet geduldig, bis allmählich alle Hausgenossen munter werden. Im Verlauf des ganzen Sonntags pflegt er meistens gar nicht zu fressen, wahrscheinlich weil er befürchtet, daß, während er damit beschäftigt ist, die Familie ausgeht und er so um sein größtes Vergnügen kommt. Genau weiß er, daß am Sonntag das Geschäft geschlossen ist, denn wenn es versucht wird, ihn an diesem Tage dorthin zu schicken, so verweigert er den Gehorsam, was sonst niemals geschieht. Dagegen kommt es wohl vor, daß, wenn die anderen zu Hause bleiben, er hinunter läuft, um auf der Straße den Geschäftsführer zu erwarten und diesen auf einem Ausgange zu begleiten.

Spät des Abends, beim Schlafengehen, wenn jeder sich zur Ruhe begiebt, thut dies auch der Box, aber in der Weise, daß er seine Decke von ihrem bestimmten Platz hervorholt und mit derselben wartet, bis jemand kommt. Dann legt er sich behaglich auf seinem Strohsack zurecht und wird zugedeckt.

Für Lob und Tadel ist er ungemein empfänglich. Bei jeder Dienstleistung, die er verrichtet, erwartet er, daß ihm gedankt und er gelobt werde. Wenn man dies aber vergißt, so kommt es vor, daß er bei der nächsten Gelegenheit die betreffende Dienstleistung stillschweigend verweigert, das heißt also ein Paar Hausschuhe nicht herbeiträgt u. s. w.

Als gesitteter, gleichsam gebildeter Hund hat er für eine gewisse Feinschmeckerei ausgeprägten Hang und nachweislich das vollste Verständniß. So darf ihm nur gesagt werden: Box, heute giebt es Hasenbraten, und es ist spaßhaft anzusehen, wie er im Vorgefühl des Genusses, schnuppernd und sich die Nase beleckend, schwelgt — einem Feinschmecker unter den Menschen ähnlich. Rohes Fleisch an sich frißt er gar nicht, wohl aber wenn es geschabt und mit Pfeffer und Salz zubereitet worden. Im übrigen ist er, obwohl stets mäßig und niemals gleich anderen Hunden gefräßig, doch kein Kostverächter, denn er frißt von allem, was ihm vorgesetzt wird, mit einzelnen Ausnahmen; seltsamerweise verschmäht er durchaus Hühnerfleisch, während er Gänsefleisch und jedes andere, gekocht und gebraten, gern annimmt. Leckereien, gleichviel welche, so Zucker, Kuchen u. a., läßt er unberührt, dagegen hat Pfefferkuchen einen besonderen Reiz für ihn.

Zu seinen Liebhabereien gehört das Fahren auf der Eisenbahn. Wenn die Familie bei einem Spaziergang, namentlich Sonntags, in die Nähe eines Bahnhofs gelangt, so läuft er voller Freuden voran, die Vortreppe hinauf, um schwanzwedelnd zur Fahrt einzuladen. Aber auch eine solche in der Droschke macht ihm Vergnügen; nicht selten ist es vorgekommen, daß er auf der Heimkehr von einem ermüdenden Spaziergange, auf dem er sich tüchtig umhergetummelt, in eine entgegenfahrende Droschke gesprungen ist, in der Meinung, jetzt sei es doch viel besser, nach Hause zu fahren, als mühselig zu gehen. Anstatt hinter der Pferdebahn gleich anderen Hunden herzulaufen, schlüpft er, wenn's irgend möglich ist, hinein und verbirgt sich still und regungslos unter dem Sitz.

Ein schöner, fast rührender Zug offenbart sich in seinem Schuldbewußtsein. Hat er etwas Uebles begangen, so kommt er unter den demüthigsten Gebärden, schwanzwedelnd und mit förmlich flehendem Blick zu seiner Herrin, und wird er von dieser abgewiesen, so geht er von einem der Hausgenossen zum andern, ja selbst zu zufällig anwesenden fremden Personen, leckt ihnen die Hände und bittet und bettelt so ausdrucksvoll, daß jeder es versteht, um Fürsprache. Den Ausspruch: „Der Box soll abgeschafft werden", kennt er nach seinem Inhalt genau und ruht dann nicht eher, als bis er endlich die Worte hört: „Na, denn wollen wir nur wieder gut sein".

Billigerweise fragen die Leser nun wohl, wie die Herrin des Box den Hund so abgerichtet oder, wie man zu sagen pflegt, dressirt habe — und seltsam wird ihnen die Antwort dünken, er sei gar nicht abgerichtet. Ein kluges Thier, wie dieser Hund, lernt im fortwährenden Umgang mit gesitteten Menschen nicht bloß alle Gewohnheiten derselben, ihre Lebensweise und alles, was zum täglichen Leben gehört, ganz von selber kennen, sondern er entwickelt auch in so hohem Maß ein eingehendes Verständniß für Handlungen und Vorkommnisse, daß dasselbe dem Uneingeweihten geradezu wunderbar erscheinen kann, während es doch thatsächlich nur ganz natürlich ist. Freilich ist zuzugeben, daß unser Freund Box immerhin eine Ausnahme bildet und es nicht leicht ist, jeden Hund, und sei derselbe auch reich begabt, auf eine solche hohe Stufe der Klugheit zu bringen.

Ventilation häufig verbunden; die in einer Heizkammer erwärmte Luft strömt außerhalb der Röhrenleitung in das Zimmer hinein.

Wie soll nun die Ventilation wirken? Warme Luft ist leichter als kalte und steigt deshalb in die Höhe. Diese bekannte Thatsache erleidet in dem Zimmer aber einige Aenderung. Die durch die Athmung erwärmte Luft steigt allerdings bis zur Decke des Zimmers, wird jedoch hier ebenso wie an den Wänden etwas abgekühlt und sinkt entlang der Wände und als breite Querzone ein Stück herab, um sich dann mit der übrigen Luft zu vermischen. Wird nun Ventilationsluft zu warm oder zu hoch eingeführt, so ist zu fürchten, daß sie, ohne sich mit der durch die Kohlensäure und den gesättigten Wassergehalt schweren Athmungsluft in genügender Weise zu vermischen, wieder entweicht und der Schüler eine an Kohlensäure zu reiche Luft zur Athmung erhält.

Der oft verminderte Wassergehalt der durch die Luftheizung zugeführten warmen Luft entsteht dadurch, daß dieselbe mehr Wasser aufnehmen kann, als sie kalt besaß, und daher, wenn sie nicht bei der Erwärmung über große Wasserbecken streicht, einen trockenen Eindruck hervorbringt; eine direkte Verminderung des Wassergehaltes der Zimmerluft durch die Centralheizung findet nicht statt. Die zu trockene Luft ist ebenso nachtheilig für den Organismus wie eine zu nasse. Im ersten Falle machen sich Kopfschmerzen und Reizung des Athmungsapparates besonders bemerkbar, während durch die zu starke Feuchtigkeit die Verdunstung des Körpers gehindert wird, Beklommenheit und Mattigkeit entsteht. Die relative Feuchtigkeit des Zimmers soll 50 bis 60 Prozent betragen, beträgt sie weniger, so muß für die Aufstellung von Wasserbecken im Zimmer gesorgt sein. Wir messen dabei nicht die Wassermenge, welche die Luft wirklich enthält, sondern drücken in Prozenten aus, inwieweit sie noch nicht vollkommen mit Feuchtigkeit gesättigt ist.

Ueber Heizung und Ventilation seines Zimmers muß der Lehrer aufs genauste unterrichtet sein, denn auf deren zweckmäßiger Einrichtung beruht hauptsächlich das Wohlbefinden seiner Kinder. Ein Thermometer ist in dem Schulzimmer unentbehrlich. Dasselbe darf nicht befestigt sein, weil die Temperaturmessung während der Heizung an verschiedenen Stellen und Höhen des Zimmers vorzunehmen ist.

Es ist bei manchen Centralheizungen leider der Fall gewesen, daß zwischen den Luftschichten zu Köpfen und zu Füßen der Schüler Wärmeunterschiede von über fünf Grad stattgefunden haben. Das Klassenzimmer soll durchschnittlich 16 Grad R. enthalten. Die größte Reinlichkeit der Heizanlagen ist ein strenges Erforderniß, da Staub und Schmutz durch Verbrennung die Luft verunreinigen.

Da die in der Nähe des Ofens und der Heizröhren sitzenden Schüler mehr Wärme als die entfernteren erhalten, so kann der Lehrer dadurch viel verbessern, daß er blutarmen, für größere Wärme empfänglicheren Kindern diese Plätze anweist.

Empfindet der Lehrer, daß schon nach einigen Stunden eine sehr bemerkbare Luftverschlechterung eintritt, so muß er um so sofortige Abhilfe besorgt sein. Auch in den kleineren Schulen beschäftigt sich wohl jetzt fast jeder Lehrer so viel mit Physik und Chemie, daß er eine einfache Kohlensäurebestimmung vornehmen kann, und sollten sowohl hierzu die nothwendigen Apparate als auch zur Feststellung des Wassergehaltes der Luft (Wolpertisches Strohhygrometer) überall vorhanden sein.

Aus unserer obigen Darstellung ergiebt sich von selbst, daß die beste Ventilation durch das geöffnete Fenster geschieht. Durch die Oeffnung nur einiger Fensterflügel und der Thür wird in der Zwischenstunde die Kohlensäureanhäufung innerhalb fünf Minuten auf die Norm zurückgebracht. Während der Stunde muß aber der Lehrer berücksichtigen, daß auch bereits an nur einem geöffneten Fenster Zug stattfindet: nach oben fließt die warme Luft ab, nach unten tritt die kältere herein. Diesen leichten Zug können empfindliche Naturen schon nicht vertragen; Erkältung, selbst Gesichtslähmung schließen sich an. Während der Stunde ist daher ein von den Schülern entferntes und womöglich oberes Fenster zu öffnen. Am Schluß der Schule soll aber eine ausreichende Fensterlüftung eintreten; doch wie wenig geschieht dies! Ich besuchte abends eine größere Anzahl Schulen; bei 60 Prozent war kein Fenster geöffnet, bei 30 Prozent ein kleines Schiebfenster, bei 10 Prozent ein Fensterflügel, nirgends standen die sämmtlichen Fenster offen! Auch bei Landschulen beobachtete ich die gleichen Verhältnisse. Selbst im Sommer, während der Mittagszeit, fanden sich die Fenster meistens geschlossen.

An den Schulfenstern zeigt die moderne Schularchitektur die geringsten Fortschritte; sämmtliche Fenster, auch die oberen, müssen leicht zu öffnen und zu schließen sein und Haken zum Feststellen überall das Offenbleiben ermöglichen. Vorrichtungen sind zu treffen, daß auch in der Nacht die Fenster offen zu halten sind und Regenwasser keinen Schaden stiftet, da in den Sommermonaten nur hierdurch eine gründliche Lufterneuerung möglich ist.

Je größer die Luftdifferenz in Bezug auf Temperatur, Kohlensäureanhäufung und andere Verunreinigungen ist, desto schneller erfolgt die Ausgleichung, wenn plötzlich gute Luft zugeführt wird. Sofort nach Schluß der Schule, im Sommer auch mittags, muß der Lehrer, nachdem die Kinder rasch das Zimmer verlassen haben, durch einige zurückgebliebene sämmtliche Fenster, womöglich auch Thür und Korridorfenster, öffnen lassen, wodurch binnen kürzester Zeit die vollkommenste Durchlüftung erfolgt; selbstverständlich aber darf er weder die Kinder, noch sich der entstehenden Zugluft aussetzen. Das Schließen abends hat der Schulwärter zu besorgen. Vollständig verwerflich ist es, Kinder in der verdorbenen Luft nachsitzen zu lassen; hier muß jedesmal eine genügende Lüftung vorausgehen. Das Gleiche gilt von den jetzt in der Entstehung begriffenen, äußerst wohlthätigen Instituten der Knabenhorte und von den Schulen, welche von Fortbildungsschülern benutzt werden.

Auf die einfachste Weise kann so der Lehrer, besonders mit Beihilfe von nur einige Male vorgenommenen Thermometermessungen an verschiedenen Theilen des Zimmers und Berechnung der Wärmeabnahme vor und nach der Oeffnung von verschiedenen Fenstern in der Zwischenstunde, eine Luft in seinem Klassenzimmer einführen, welche allen Anforderungen an die Gesundheit entspricht und ihm und seinen Schülern die geistige Arbeit erleichtert.

Blätter und Blüthen.

Alarich in Rom. (Mit Illustration S. 680 und 681.) Der Schrecken war in Rom! Es stand — was seit den Zeiten des furchtbaren Afrikaners Hannibal, seit sechshundert Jahren, nicht geschehen war — ein fremder und waffenmächtiger Feind, ein Barbarenheer, vor den Thoren der stolzen Stadt, die noch immer und trotz der Theilung des römischen Reiches in sich die Macht des ganzen Erdkreises umfaßte.

Alarich! Ein Mann, der seit dreizehn Jahren schon vom morgenländischen Konstantinopel bis nach Italien mit sich steigernder Unruhe genannt wurde, der die beiden Kaiser da und dort in Furcht, ihre Reichsminister und ihre Generale in Ungewißheit erhielt, ob er Freund oder Feind sei — Alarich, der junge König der Westgothen aus dem Herzogsgeschlecht der Balten, lagerte vor Rom. Ein zweiter Alexander, war er gleich diesem aus dem Innern der Balkanhalbinsel mit seinen kriegslustigen Scharen ehrgeizig ausgezogen, sich ein Reich zu erobern, und gleich diesem, den die von ihm besiegten Griechen zu ihrem Oberbefehlshaber auf sein Verlangen ernennen mußten, hatte er mit seinem drohenden Gothenschwert dem griechischen Kaiser Arcadius dieselbe Macht- und Ehrenstellung in Ostillyrien abgenöthigt. Nicht befriedigt damit, brach er nach Italien auf, kämpfte 403 mit den altberühmten römischen Legionen bei Pollentia und Verona und errang, wenngleich er in beiden Schlachten geschlagen wurde, doch eine Feldherrnstelle unter dem westlichen Imperator Honorius, welcher ihn sich dadurch zum Freunde zu gewinnen hoffte. In den kriegerischen Erwartungen, die er daran zu knüpfen berechtigt war, sah er sich nach der schmählichen Ermordung Stilichos, des bis dahin allmächtigen Reichsregenten, getäuscht und zog nun an der Spitze seiner gothischen, alanischen und hunnischen Heerscharen unaufgehalten bis Rom, um von dort seine neuen Bedingungen vorzuschreiben. Noch war er mit heiliger Scheu vor dem Unterfangen, die Majestät dieser Kaiserstadt zu erniedrigen, erfüllt, als er sich Rom näherte. Aber schon die ersten Tage der Belagerung belehrten ihn, daß er es nicht mehr mit dem stolzen Rom zu thun habe, welches einst Hannibal zu trotzen vermochte.

Längst entartet war das Geschlecht, das sich von dem Kriegsruhm und den gierigen Eroberungen der Legionen genährt. Verworfene Cäsarenwirthschaft hatte seit vier Jahrhunderten das Ihrige dazu beigetragen, das Volk in Ueppigkeit und Schwelgerei zu entmannen, und schon nach der ersten Belagerung und Einnahme Roms im Jahre 408 war Alarich als König seiner Gothen mitten in diesem faulen Reich der wahre Herrscher, niemand konnte ihm wehren. Er hätte die Schattenherrschaft umstoßen und die seinige dafür aufrichten können, aber er zauderte vor solcher That. Zwar zog er im Jahre 409 abermals vor Rom, das er zwang, den Stadtpräfekten Attalus zum Kaiser auszurufen, der ihn dafür zum Generalissimus des Reichs ernannte. Die halbe Maßregel blieb jedoch ohne Bedeutung, da er bald mit Attalus zerfiel, diesen entthronte und nun im Jahre 410 ein drittes Mal vor Rom rückte, um ihm dasselbe Schicksal

Fig. 1. Portrait of Mrs. Siddons as the Tragic Muse, by Sir Joshua Reynolds, R.A.

Eltern sorgen aufs beste für ihre Kinder: diese erhalten ihre eigenen Truhen und in jeder Truhe liegen soviele Hemden, als das Kind Jahre alt ist. Nie wird man jedoch sehen, daß die Eltern die Kinder, wenn sie den Windeln entwachsen sind, in irgend einer Weise liebkosen. Selbst die sonst allgemeine Sitte, daß die Kinder den Eltern jeden Morgen und jeden Abend „guten Tag“ und „gute Nacht“ wünschen, hat sich bei den norwegischen Bauern nicht eingebürgert; aber selbst wenn ein Sohn oder eine Tochter das Elternhaus verläßt, um in fremde Dienste zu treten, so wird mit jedem Worte gegeizt und nie sieht man die Scheidenden den Eltern die Hand zum Abschiede reichen. Nur wenn die Tochter als Braut das Elternhaus verläßt, reicht sie den Eltern die Hand, aber nicht zum Abschiede, sondern als Zeichen des Dankes für die im Elternhaus gewährten Wohlthaten.

Für die Brautwerbung selbst bedarf es eines Vermittlers, eines älteren Mannes, der als solcher auftritt, die Eltern der Braut besucht, anfangs mit der Frage nicht herausrückt, sondern den Vorwand gebraucht, er wolle ein Ackergeräth ausborgen oder ein Kalb kaufen, und allmählich das Gespräch auf den Gegenstand lenkt. Wenn er bemerkt, daß der Freier willkommen ist, so sagt er, daß er nach einiger Zeit wiederkommen werde. Inzwischen wird dem Mädchen die Sache mitgetheilt, das in der Regel derselben Ansicht ist wie die Eltern, denn die Liebe spielt hier nahezu keine Rolle. Es dauert oft Monate, ehe der Freier Ernst macht; dann wird über alle Bedingungen, Aussteuer, Tragen der Kosten der Hochzeit wieder durch einen älteren Mann verhandelt. Dann findet die Verlobung statt. Was die Gebräuche bei der Hochzeit selbst betrifft, so erwähnen wir nur, daß dieselbe meistens glänzend und prunkvoll gefeiert wird. Zwei Brautjungfern schmücken die Braut, die eine Woche vor der Hochzeit das Elternhaus verlassen hat und, von ihrem Vater geleitet, auf den Hof des Bräutigams gezogen ist. Die Braut sitzt am Festtage mit aufgelöstem, langwallendem, nahezu durchweg goldblondem Haar regungslos mitten unter der geschäftigen Schar der Freundinnen und Basen. Ihre Brust wird mit Spangen und Broschen geschmückt, die, aus Gold und Silber getrieben, oft mit runden Plättchen behangen sind; um den Leib wird ihr ein langer, herrlicher Gürtel aus prächtigen vergoldeten Silberplatten mit den reizendsten Motiven deutscher Renaissance, ein Kunstwerk der altnorwegischen Goldschmiede, geschlungen und die alte zackige hohe Brautkrone, meist aus vergoldetem Silber oder Kupfer, wird ihr aufs Haupt gesetzt.

Im übrigen erinnern die Hochzeitsbräuche an die sonst üblichen; an Fiedlern und Klarinettbläsern, Trommlern und Pistolenschießern fehlt es nicht; die Zahl der Gäste beläuft sich oft auf dreihundert und die Festtafel ist aufs reichlichste ausgestattet. Originell ist, wenn es dann zum Tanzen geht, der Hallung- oder Springdands, der eine besondere Kraft von seiten des Tänzers verlangt. Die Tänzerin bewegt sich dabei gravitätisch um sich herum im Kreise, während der Tänzer sie umkreist und dabei große Sprünge macht. In einem Kirchspiele in Bergen konnte der erste Tänzer, als er 17 Jahre alt war, die Beine vier Ellen hoch, als er 30 Jahre alt war, sie gar fünf Ellen hoch in die Luft werfen. Die Tänzerin muß den Bewegungen ihres Partners folgen, und sowie er wieder auf die Füße zu stehen kommt, ihm mit Geschick stets die Hand als Stütze reichen. In einigen Gegenden Telemarkens macht auch die Tänzerin, vom Tänzer unterstützt, ganz respektable Sprünge. †

Platz am Tisch. Da steht eine junge Hausfrau an der Tafel, die sie für ihre „erste Gesellschaft“ decken soll. Das Eßzimmer ist geräumig, und der Tisch kann durch Einschieben von Koulissenbrettern nach Belieben länger gemacht werden. Wie soll sie ihn decken, wie viel Bretter einschieben, wie viel Platz jedem Gaste an der Tafel einräumen? Das sind Fragen, die ihr durch den Kopf schwirren. Soll sie die Tafel möglichst ausdehnen, um zu zeigen, wie groß ihre Hauseinrichtung ist? Wir wollen ihr helfen und ihr mittheilen, daß es auch „Rathgeber“ für solche Fragen des Lebens giebt und daß sie von der Lektüre einer Reihe sehr anziehender Plaudereien „Im Bürgerhause“ von Cornelius Gurlitt sehr entzückt sein würde. In diesem im Gilbersschen Verlage in Dresden erschienenen Büchelchen sind auch „Tischfragen“ berücksichtigt. Es ist eine alte Regel, daß jede Person, knapp gerechnet, die Breite zweier Teller, also ungefähr 60 Centimeter, für sich braucht; bei mehr als 75 Centimeter Entfernung von der Mitte eines Sitzes zu der eines anderen wird schon der Eindruck des Leeren an der Tafel entstehen.

Das sind einfache, leicht zu merkende Zahlen, welche alle Zweifel beim Tischdecken rasch zu lösen vermögen. — Wir können bei dieser Gelegenheit noch andere „Tischfragen“ berühren. Wie breit soll der Tisch sein? Der Möbelwaarenhändler bietet uns verschiedene Breiten zur Auswahl an. Welche paßt wohl am besten für das Bürgerhaus? Da lautet die Antwort: Tische, die schmäler sind als ein Meter, werden sich zu eng erweisen, aber man sollte nicht über 1,25 Meter Breite hinausgehen, weil alsdann die größere Breite die Unterhaltung in der Gesellschaft und die gegenseitige Bedienung im Familienkreise stört. — Wie viel freien Raum müssen wir hinter der Stuhllehne für die Bedienung lassen? Die Antwort lautet: mindestens 60 Centimeter, und daraus ergeben sich wiederum Anhaltspunkte für die Größe des Eßzimmers. — Ja, das Metermaß wird beim Miethen und Einrichten neuer Wohnungen zu wenig gebraucht, und doch unterstützt es so wesentlich das Auge, und dessen Anwendung ist so sehr geeignet, uns vor allen möglichen Enttäuschungen zu bewahren.

Verwerthung unreifer Weintrauben. Eine schöne Lese reifer Weintrauben ist für den Besitzer ebenso erfreulich, als unreife Trauben für ihn eine Quelle der Sorge und des Aergers bilden, um so mehr, als er vielfach nicht weiß, was er mit denselben anfangen soll. Lassen sich unreife Trauben überhaupt verwerthen? In jedem Jahre wird diese Frage in zahllosen Briefen an uns gerichtet. Sie läßt sich mit Ja beantworten: unreife Weintrauben lassen sich zur Bereitung von Essig verwenden und das Verfahren ist kein sehr schwieriges. Ein bewährter Mitarbeiter unseres Blattes giebt uns die folgende verläßliche Anleitung, welche wir gerne an dieser Stelle abdrucken, weil die Verwerthung nicht zur Reife gediehener Trauben auch von wirthschaftlicher Bedeutung ist.

Um aus unreifen Trauben Essig zu bereiten, zerquetsche man die Trauben mittelst einer Holzkeule. Der mit Wasser und Zucker versetzte, zuvor tüchtig ausgepreßte Traubensaft wird alsdann mit Hefe (am vortheilhaftesten mit frischer Weinhefe, in Ermangelung dieser mit in Wasser zertheilter Preßhefe) sogleich in Gährung versetzt. Auf 100 Liter Traubensaft giebt man 100 Liter Wasser und 17 Kilogramm Zucker. Man läßt die Gährung bei 20 bis 22° C. Wärme verlaufen, trennt die vergohrene Flüssigkeit sorgfältig von der ausgeschiedenen Hefe und kann die erstere entweder in spundvoll gehaltenen Fässern lagern lassen, wodurch sie an Wohlgeschmack gewinnt, oder sogleich zur Darstellung von Essig benutzen. Im letzteren Falle mischt man je einen Theil der vergohrenen Flüssigkeit mit zwei Theilen gutem starken Essig (bedient man sich des feinsten Weinessigs, so erhält man aus unreifen Weintrauben einen vortrefflichen Essig) und füllt das Gemisch auf Flaschen, welche man, sehr gut verkorkt, liegend an einem kühlen Orte aufbewahren muß.

Es kommt vor, daß ein derartig bereiteter Essig nicht klar, sondern trübe ist; meist rührt dies von den Hefetheilchen des Essigs her, welche sich noch nicht völlig abgesetzt haben; auch findet man wohl in einzelnen Fällen, daß sich der Essig durch einen unangenehmen Nebengeruch unappetitlich zeigt. Diese Uebelstände kann man mittelst frisch gebrannter, gröblich gekörnter Knochenkohle (Beinschwarz, auch Spodium genannt) beseitigen. Man rechnet 6 bis 7 Gramm Knochenkohle auf je einen Liter Essig, schüttelt die Flaschen, nachdem die Kohle hinzugegeben worden ist, tüchtig wiederholt um und filtrirt nach vier Tagen den Essig durch ein leinenes Tuch oder ein reines Filzfilter. Der filtrirte Essig ist dann völlig klar, da alle schleimigen Theile desselben sich an das Knochenkohlenpulver abgesetzt haben, gleichwie auch der Essig einen angenehmen Geruch angenommen hat.

Ein neues Werk für Monogrammstickerei. Das eigenthümliche Bestreben unserer Zeit, überall den Stoff zu sammeln und systematisch anzuordnen, hat für das Kunstgewerbe bereits glänzende Früchte getragen und schafft Nutzen in immer weiteren Kreisen, indem auch für die Nebentechnik der feinen Nadelarbeiten mustergültige Vorlagen erschlossen werden. Eine solche schöne, reichhaltige und sehr praktisch geordnete Mustersammlung liegt uns heute vor in dem großen Werke: „Das Stickereimonogramm für Ausführung in Seide-, Gold- und Weißstickerei, entworfen von Frau Elise Bender, Hofkunststickerin in Wiesbaden.“

Sehr richtig führt die Verfasserin den bisherigen Mangel an gut „stickbaren“ Monogrammen an, der trotz der verschiedenen von Künstlerhand gezeichneten Monogrammwerke bestand, eben weil sich durchaus nicht alles gut sticken läßt, was schön gezeichnet aussieht. Der Hauptbedarf, die einfach verschlungenen Buchstaben, aber deckte sich bisher aus den Modezeitungen, wo man aber gewöhnlich gerade die beiden Buchstaben nicht fand, welche man suchte.

Allen diesen Uebelständen hilft das neue Werk ab, welches auf 320 Tafeln in 6000 Monogrammen jede mögliche Zusammensetzung zweier Buchstaben in korrekter und reich verzierter Zeichnung bietet; 6 weitere Blätter enthalten einfache und verzierte Alphabete mit Kronen und Zahlen. Jedes Monogramm füllt in etwa 22 verschiedenen Exemplaren eine ganze Tafel. In der Mitte steht immer ein großes Prunkmonogramm für reichverzierte Kissen u. dergl., auf jeder Seite desselben drei weitere in gleicher Zeichnung, aber in abgestuften Größen, entweder für Tafeltuch, Tischtuch und Servietten oder für Ueberschlagbetttuch, Plumeau und Kissen verwendbar. Derber und einfacher gezeichnet sind die für Hausweißzeug, fein und elegant die Zierschriften für Taschentücher. Das Werk legt auf jedem Blatt Zeugniß ab sowohl für das Stilgefühl der Verfasserin als für den Reichthum ihrer Phantasie.

Industrieschulen und Stickereigeschäften wird es eine hochwillkommene Fundgrube werden, aber auch dem Familienbedürfniß ist durch die Einrichtung Rechnung getragen, daß jedes Blatt mit dem bestimmten Monogramm für 80 Pfennig einzeln gekauft werden kann. Alle denkbaren Bedürfnisse der Ausstattungswäsche finden sich darauf vereinigt; aber auch wo keine „Braut im Hause“, wird der Besitz eines so reichhaltigen Familienmonogramms für fleißige Stickerinnen Gewinn und Freude sein.

Das Werk erscheint lieferungsweise: Probeblätter sind von der Verlagshandlung Hoffmann u. Ohnstein, Leipzig, zu beziehen. Wir können es der allgemeinen Beachtung aufs beste empfehlen. Br.

Vermißten-Liste. (Fortsetzung aus Halbheft 23 des Jahrg. 1887.)

137) Der Bäcker Johann Gustav Karl Rödling, geb. am 3. Januar 1850 zu Apolda, ging im November 1876 von Weimar fort. Im Jahre 1880 ist er in Bremen gesehen worden, und man vermuthet, daß er sich noch dort oder in Oldenburg aufhält. Der Verschollene hat an der linken Hand drei verstümmelte Finger.

138) Ferdinand Püschel, Kaufm., geb. 1822 zu Leipzig, weilte vor etwa 35 Jahren längere Zeit in Triest, in Calcutta und Plymouth. Im Jahre 1869 kehrte er nach Leipzig zurück, verließ die Stadt aber wieder, um nach Dover zu reisen. Seitdem fehlen alle Nachrichten über ihn, und doch wären solche erbtheilshalber sehr erwünscht.

139) Der frühere Matrose Paul Sperling, geb. am 12. Dez. 1848 zu Posen. Den letzten Brief sandte er vom Fort Falkenstein bei Friedrichsort, woselbst er als Matrose diente, am 30. Januar 1876.

140) Der Sprachlehrer, Maler und Pianist Louis Heinrich Gustav O'Kelly, geb. zu Eisenach am 18. April 1838. Das letzte Lebenszeichen von dem Vermißten traf im Jahre 1877 aus Colchester in England ein.

141) Der Seemann Karl Adolph Hermann Grimm, geb. am 8. Febr. 1838 zu Hamburg. Er war an Bord eines Kriegsdampfers; die letzte Nachricht von dem Verschollenen kam im Febr. 1869 aus Rio de Janeiro in Brasilien.

142) Eine Mutter bittet herzlich um Auskunft über ihren Sohn, den Maschinentechniker Gustav Adolf Müller, geb. 24. August 1851 zu Burtehude. Er trat im April 1883 eine Stelle in Medinas bei Tucuman in Argentinien an und arbeitete dann in Cordoba, Buenos Ayres, Rosario,

Frias; sein letztes Schreiben, in dem er angiebt, daß er nach Chile wolle, datirt vom Oktober 1884 aus Mendoza.

143) Der Glaser Ernst Paul Gehre, geb. 13. März 1855 zu Crimmitschau, wanderte im Juni 1879 nach Brasilien aus. Von Antwerpen, wo das Schiff, auf dem sich Gehre befand, anlegte, traf noch ein Brief ein. Seitdem ist nur noch die glückliche Landung des Vermißten in Santos von anderer Seite gemeldet worden.

144) Der Kaufmann Jakob Straßburger, geb. 21. Juni 1862 zu Neilingen in Baden, lebte in Heidelberg; von dort machte er sich vor etwa 11 Jahren auf, um nach Angabe des Bezirkskommandos zur See zu gehen. Er soll dann anderen Mittheilungen zufolge auch verschiedene Male als Matrose die Fahrt nach Indien gemacht haben.

145) Der Tischler Friedrich Wilhelm Jacob, geb. 22. Sept. 1852 in Ebersbach in Sachsen, siedelte nach beendeter Militärzeit nach Hamburg über, von wo er mehrere Male als Feuermann die Fahrt nach Amerika unternahm. Ende März 1881 fuhr er nach Australien, woher er seine Ankunft in Sydney meldete. Seitdem sind alle Nachrichten ausgeblieben.

146) Jean Weber, geb. 19. März 1841 zu Hottingen b. Zürich, Reisetaschenarbeiter, hatte als Werkführer Stellung in London und Glasgow. Den letzten Brief schrieb er mit Datum vom 20. Sept. 1876 aus Dublin (Irland), seitdem hat die betrübte Gattin keine Nachricht wieder erhalten.

147) Der Strumpfsortirmeister Karl Wilhelm Jäger, geb. 12. Dez. 1815 in Oberlungwitz bei Hohenstein in Sachsen, wanderte im Jahre 1867 aus und ließ nichts mehr von sich hören. Einer Mittheilung von anderer Seite zufolge soll der Verschollene sich in St. Katharina in Brasilien aufhalten.

148) Damit an ihn ein kleines Legat ausgezahlt werden kann, wird der Weber Eduard Karl Prasse gesucht, der am 13. Oktober 1841 zu Warnsdorf in Böhmen geboren wurde und sich im Jahre 1879 nach Deutschland wandte.

149) Otto Heinrich Zöllner, geb. 29. September 1852 zu Bautzen, gelernter Kaufmann, unternahm mit der Barke „Pacific" von Brake in Oldenburg aus als Schiffsloch eine Reise, welche die Häfen von Bahia, Rio, Valparaiso und Iquique berührte. Nach Europa zurückgekehrt, verließ Zöllner die Barke in Antwerpen. Die letzte schriftliche Mittheilung wurde der Mutter im Dezemb. 1884 von Falmouth aus.

150) Von seiner tiefbetrübten Mutter wird gesucht der Kaufmann Salmon Jonas, geb. 8. Oktober 1858 zu Weisenheim a. Bg. in der Rheinpfalz; er verließ am 22. Februar 1887 das elterliche Haus, um Weingeschäfte zu machen. Am 24. Febr. 1887 ist er noch in Eichholzheim in Baden gesehen worden, seitdem aber spurlos verschwunden. Jonas hatte dunkelbraunen Schnurrbart und schwarzes Haar.

151) Heinrich Theodor Gronau, geb. 15. Juli 1828 zu Dessau, hat als Kaufmann gelernt und war im Juli 1866 im Spandauer Militär-Choleralazareth als Gehilfe thätig. Im Spätsommer desselben Jahres ging er nach Berlin. Seit dieser Zeit ist von Gronau nichts mehr gehört und gesehen worden.

152) Der Schmiedemeister Josef Langenbacher, geb. zu St. Andrae v. d. Hagenthale in Oesterreich am 15. Juli 1830, reiste im Jahre 1868 nach Wien, hat sich dort am 20. Oktober 1870 zuletzt angemeldet und ist seitdem verschwunden. Des Vorgenannten Sohn hielt in der angeblichen Wohnung dort im Jahre 1883 Nachfrage, aber niemand im ganzen Hause kannte den Verschollenen.

153) Eine Mutter im Alter von 79 Jahren, erwerbsunfähig und lediglich von geringen Unterstützungen lebend, sucht ihren Sohn Karl Robert Schmidt, geb. 14. März 1843 zu Breitenbrunn im Königreich Sachsen. Derselbe war Tischler und ging als solcher auf die Wanderschaft. Später wandte er sich mehr der Bildhauerei zu, in der er 7 Jahre in Wien thätig war, dann fand er in Dresden Arbeit. Im Juli 1879 verließ er die sächsische Residenzstadt wegen dort „gemachter übler Erfahrungen" und siedelte nach Berlin über, woher er 14 Tage später zwei Thaler an seine Mutter schickte. Von da soll ihn eine Strikebewegung nach Hamburg getrieben haben, das er, wahrscheinlich um auszuwandern, verlassen hat. Schmidt war ein strebsamer, intelligenter Arbeiter seines Faches; die Mutter, welche große Stücke auf ihren Sohn hält, lebt der festen Ueberzeugung, daß sie mit Hilfe dieses Aufrufs in der „Gartenlaube" ihren verlorenen Sohn wiederfinden werde.

154) Der Küfergeselle Michael Kohl, geb. 1. Febr. 1862 zu Koblenz, wandte am 14. Dez. 1886 seinem Heimathsort den Rücken. Wohin sich derselbe begeben, der seiner Eltern einziges Kind ist, hat trotz der eifrigsten Nachforschungen und erlassenen Aufrufe nicht ermittelt werden können. Der Vater nimmt in tiefer Betrübniß an, daß, wenn sein Sohn nicht verunglückt ist, derselbe unter Führung eines anderen Namens in die französische Fremdenlegion oder in die holländische Armee eingetreten ist. Ermittelungen bei den deutschen Gesandtschaften in Paris und Rotterdam hatten keinen Erfolg.

155) Der Matrose Julius Wilhelm Ferdinand Wiedekowsky, geb. 18. Januar 1831 zu Wollin in Pommern, schiffte sich im Jahre 1847 von Stettin nach Livorno ein und unternahm später die Reise nach China, wo er seit Jahren in Lotsendiensten stehen soll. Die letzte Nachricht kam im Jahre 1848 von Livorno. Wiedekowsky wird von seiner Schwester gesucht.

156) Der Webermeister Emil Eugen Rudolf Streubel, geboren 24. Sept. 1868 zu Braunau in Böhmen, von Statur mittelgroß, dabei schlank; Haltung nach vorn geneigt, das Gesicht regelmäßig, Augen blau und groß, Brauen schön, das Kopfhaar lichtbraun und sehr üppig, die Vorderzähne des Oberkiefers etwas nach auswärts gebogen, Sprache in leisem Tone, ist verschollen. Als er am 30. August 1885 das Elternhaus verließ, hatte er unter anderem eine silberne Ankeruhr mit Kette und einen goldenen, nicht gravirten Siegelring bei sich. Er gab an, nach Reichenberg fahren zu wollen, um dort Garderobe, Bücher 2c. einzukaufen. Seitdem ist Streubel verschollen. Die Ungewißheit über das Schicksal des jungen Mannes lastet schwer auf der Familie.

157) Der Schreiner und Bergmann Friedrich Wilhelm Steinhauer, geb. 5. Sept. 1853 zu Bergneustadt, Kr. Gummersbach, wollte Pfingsten 1874 nach Mülheim a. d. Ruhr, um in einer Kohlengrube für Tagelohn zu arbeiten. Einige Tage darauf jedoch schrieb er aus Holland in einem Brief, daß er es vorziehe, sich der ihm bevorstehenden Militärdienstzeit durch die Flucht zu entziehen. Seine Mutter, jetzt eine alte und kränkliche Frau, warnte ihn in einem Brief, der aber unbeantwortet blieb. Die letzte Nachricht traf dann vor etwa 11 Jahren aus Holland und Belgien ein, laut derselben wollte der Verschollene nach der Türkei.

158) Ohne daß seine Angehörigen eine Ahnung davon hatten, verließ der stud. phil. Tilemann Wiarda aus Emden am 14. Dez. 1885 Jena. Die bekümmerte Mutter richtet an jeden, der etwas über das Schicksal ihres Sohnes weiß, die herzliche Bitte, der „Gartenlaube" Nachricht zu geben.

159) Der Maschinentechniker Robert Götze, welcher 1. Mai 1856 in Döben bei Grimma in Sachsen geboren wurde und die letzte Nachricht vor etwa 5¼ Jahren aus Baku am Kaspischen Meere dem Seelsorger seines Geburtsortes gegeben hat, wird von seinen Eltern gesucht. „Seine kranke Mutter möchte vor ihrem Ende doch wissen, unter welchem Himmelsstrich ihr Sohn lebt."

160) Nathan Nathan, genannt Ludwig Hauser, geb. 16. Febr. 1854 zu Wollstein in Posen, schrieb vor ungefähr drei Jahren aus Perth (Australien), daß er Inhaber eines Pfandleihhauses und Garderobegeschäftes sei, daß es ihm gut gehe und er beabsichtige, im Jahre 1887 nach Berlin zu kommen. Seitdem fehlt jede Nachricht von Nathan, der sich auch in Berlin noch nicht hat sehen lassen. Die Mutter des Verschollenen hat sich verschiedene Male an das deutsche Konsulat in Perth gewendet, aber nichts in Erfahrung bringen können.

161) Eine ganze Familie gesucht! Ernst Groeßt, Handarbeiter und Bäcker, geb. 16. Juli 1856 zu Berlin, wanderte nebst Frau und Töchterchen im Mai 1883 nach Brasilien aus und hielt sich längere Zeit in Bahia, Para und zuletzt in Rio de Janeiro auf, wo sie „4 Rua da Alfandega" wohnten. Seit beinahe 3 Jahren ist der besorgten Mutter des Mannes, die sich nach einer Mittheilung über ihre Kinder und ihr Enkelchen sehnt, keine Nachricht mehr zugekommen.

162) Carl Gustav Alfred Püschel, geb. zu Niederhermsdorf bei Waldenburg, Regb. Breslau am 26. August 1861, begann seine Laufbahn als Seemann auf der norweg. Bark „Appia"; seine Reisen führten ihn nach Nordamerika, Norwegen, Rangun in Hinterindien, England 2c. Die letzte Nachricht kam aus Philadelphia im August 1881. Der Gesuchte hat sich dann zu wiederholten Malen bei Verwandten um die Adresse seiner inzwischen nach Brasilien ausgewanderten Eltern bemüht, dieselbe aber nicht erhalten können. Die Eltern, die das erst später erfuhren, haben nun der „Gartenlaube" ihren Aufenthaltsort angegeben und bitten ihren Sohn inständigst, ihn da zu erfragen und ihnen baldigst zu schreiben.

163) Am 1. Nov. 1886 verließ die Messerschmiedsfrau Wilhelmine Peter geb. Nölting aus Steinbach in S.-Meiningen, geb. 28. Jan. 1837 zu Großenberkel b. Hameln, ihre Wohnung und ist bis heute noch nicht zurückgekehrt. Sie ist von Statur mittel, die Haare schwarz, Nase spitz, der Mund klein. Die Verschollene war tiefsinnig angelegt und schon früher oft Monate lang von Hause weg, indem sie mit Messern hausirte. Im Dezember 1886 soll sie sich noch in Cassel aufgehalten haben, aber alle Aufrufe in verschiedenen Zeitungen haben sie nicht nach Hause zurückgeführt.

164) Heinrich Tannert, Friseur und Barbier, geb. 11. Juni 1851 zu Trautenau in Böhmen, schloß im Juni 1887 sein Friseurgeschäft, dem er in Zürich vorstand, und sandte noch von dort eine Kiste mit Geschäftsutensilien an seine Kinder ab. Seit dieser Zeit sind keine Nachrichten mehr von ihm gekommen. Schon im Jahre 1884 ging der Verschollene nach New-York und soll sich dort ein Bürgerpapier (?) haben ausstellen lassen, das er später wieder zu gebrauchen hoffte. Mittel kann Tannert bei seinem Weggang von Zürich kaum gehabt haben; trotzdem kam von anderer Seite die Nachricht, der Verschollene habe nach Australien gehen wollen. Nachforschungen dort aber haben festgestellt, daß der Name „Tannert" in den Auswandererlisten nicht vorkommt.

165) Die beiden Brüder, der Maurergeselle Johannes nunmehr 78 und der Schmiedegeselle Georg Schölpple 61 Jahre alt, geb. zu Scharnhausen bei Stuttgart, sind in den Jahren 1844/46 nach Amerika ausgewandert; Johannes nebst Frau und Kindern, Georg noch unverheirathet. Der in Leipzig lebende Bruder bittet dringend um Nachricht über den Verbleib der Verschollenen.

Kleiner Briefkasten.

(Anonyme Anfragen werden nicht berücksichtigt.)

R. in **Oldenburg.** Schornsteine waren im 13. Jahrhundert noch nicht bekannt. Das Feuer unterhielt man gewöhnlich in einer im Hause angebrachten Grube und ließ den Rauch durch eine Oeffnung im Dach abziehen. Bei der leichten Bauart der Häuser in früheren Jahrhunderten waren diese Feuerungsanlagen sehr feuergefährlich und daraus erklären sich die oft drückenden „polizeilichen" Verordnungen, daß Feuer solle abends zu einer bestimmten Zeit ausgethan werden. „Couvre-feu" hieß die Vorschrift in Frankreich. Im Jahre 1068 führte Wilhelm I., der Eroberer, in allen Städten Englands die „Abendglocke" ein, das heißt, er bestimmte, daß beim Läuten der Glocke abends jedes Feuer und Licht bei schwerer Strafe ausgelöscht werde. — Das würden wir uns jetzt nicht gefallen lassen; denn wir streben ja danach, die Nacht womöglich taghell zu erleuchten — ohne Feuergefahr aber! Das ist auch ein Unterschied zwischen der alten und neuen Zeit!

B. in **Detmold.** Es soll in der That neuerdings gelungen sein, Weizen und Roggen zu kreuzen und dadurch eine neue Getreideart zu erzeugen, welche die Vorzüge des Weizens mit der Genügsamkeit des Roggens vereinigt. Die Berichte über jene Versuche sind jedoch mit Vorsicht aufzunehmen. Die Kreuzung wird von den Landwirthen als Mittel zur Veredelung der Getreidearten längst angewandt; dabei werden aber stets nur verschiedene Varietäten einer und derselben Art wie z. B. des Weizens, des Hafers oder der Gerste verbessert. Ausführliches darüber finden Sie in dem Artikel: „Die Veredelung der Getreidearten", „Gartenlaube", Jahrgang 1881 (S. 575).

Halbheft 23. 1888.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Jahrgang 1888. Erscheint in Halbheften à 25 Pf. alle 12—14 Tage, in Heften à 50 Pf. alle 3—4 Wochen vom 1. Januar bis 31. Dezember.

Deutsche Art, treu gewahrt.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(Fortsetzung.)

Eine Hofgeschichte aus dem 17. Jahrhundert von Stefanie Keyser.

Im Residenzhause der Dornburg regte sich früh das Leben. Das Audienzgemach wurde aufgethan. Lakaien stäubten mit langen Binsenwedeln die kostbare Tapezerei ab, welche hinter dem Thronstuhl der Frau Witwe die Wand bedeckte und das sächsische Wappen, den Rautenkranz, darstellte, und rückten den niedrigen Sessel für die junge Herzogin Dorothea neben den Ehrensitz ihrer Mutter. Die Pagen trieben mit einer Räucherpfanne die eingeschlossene Luft hinaus.

Als der Zeiger der Sonnenuhr am Thurm die zehnte Stunde wies, rollte das Hofceremoniell wie ein Uhrwerk ab. Der Zug der fürstlichen Frauen ging nach dem Audienzgemach. Anna Maria in schwarzem Moorkleid, das blasse Gesicht vom Witwenschleier halb verhüllt, ließ sich auf den Thronstuhl nieder, Dorothea, eine weiße Straußfeder in der Hand, nahm ihren Sessel ein. Wie Automaten reihten sich an der einen Seite des Gemaches Hofmeisterin und Hofjungfrauen, übereinstimmend gekleidet, als trügen sie eine Livrei, an der andern der Schloßhauptmann und ein Hofjunker aneinander.

Die Pagen öffneten die Thür. Auf der Schwelle stand, tief sich neigend, Achatius. Dann glitt er unhörbar vor und verbeugte sich abermals.

„Tretet näher, Herr von Krombsdorff," sprach Anna Maria in leisem gnädigen Tone. „Wir sind gewärtig, die Botschaft zu vernehmen, mit welcher unsere lieben Neffen, die Herzöge von Weimar, Euch zu uns gesendet haben."

Zwei Finger der linken Hand am Degengriff, mit der rechten den federgeschmückten Hut gesenkt haltend, hub Achatius seine Rede an:

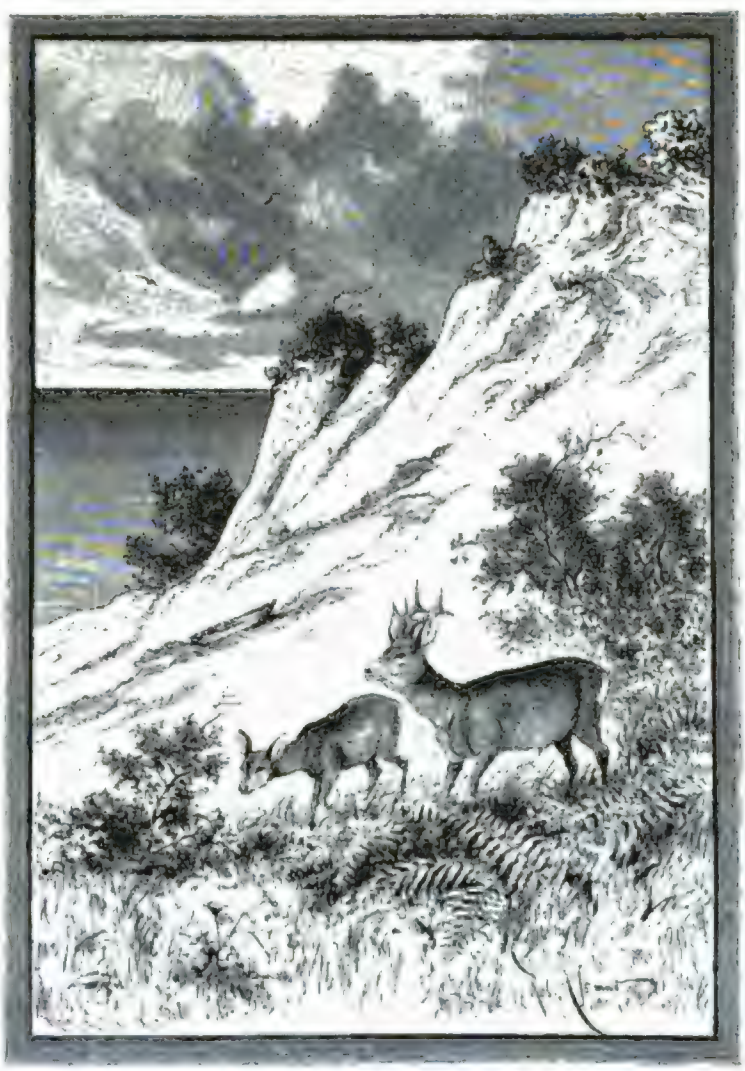
„Eurer fürstlichen Gnaden sendet meine gnädige Herrschaft ehrfürchtigen Gruß und läßt kund thun, daß meine gnädigen Herzöge beschlossen haben, in der Mitte des Wonnemondes eine Sitzung der Fruchtbringenden Gesellschaft in Weimar abzuhalten, und die Frau Herzogin Eleonore gedenkt, zur gleichen Zeit die hoch- und wohlgeborenen Damen zu sich zu laden, welche dem Bund der Tugendlichen angehören. Es ist meiner Herrschaft vornehmlichster Wunsch, bei selbiger Occasion Eure fürstlichen Gnaden einmal wieder zu sehen. Zu mehrerer Aufmunterung hat die Frau Herzogin mir dieses Gesellschaftsbrieflein mitgegeben."

Das Knie beugend, überreichte er dem fürstlichen Fräulein ein von mächtigem Wachssiegel geschlossenes Schreiben.

Dorotheas Augen waren während seiner Rede aufgestrahlt.

Auch über die schwermüthigen Züge der Frau Witwe hatte sich ein Lächeln gebreitet. Voll warmer Anerkennung sprach sie:

„Unsere lieben Vettern von Weimar bleiben immer



Auf der Pürst bei Pofangen. Originalzeichnung von Robert Ahmus.

die ernsten Fürsten, selbst wenn sie gesellige Freuden planen. Sie berufen die Fruchtbringende Gesellschaft, die unter dem Zeichen des Palmbaumes Fürsten, Edelleute und Gelehrte vereinigt, um die deutsche Sprache von fremden Worten zu reinigen, die heimische Dichtung zu fördern. Und sie laden die Tugendlichen, welche das schlichte Walten der deutschen Frauen pflegen und zu Ehren bringen wollen. Ein hochverdienstliches Unternehmen dünkt uns diese Festivität."

Die Lippen der jungen Herzogin schürzte ein muthwilliges Lächeln.

„Den Plan, die Palmgenossen einzuberufen, hat gewiß Herzog Albrecht gesponnen. Fremde Wörtlein ins Deutsche zu zwingen, ist sein liebstes Passeletemps."

Achatius dachte bei sich: Eine erfahrene Dame hätte nicht sogleich den Namen des Kavaliers genannt, der um ihre Holdschaft warb; laut aber sagte er geschmeidig:

„Herzog Albrecht hat allerdings großen Eifer bewiesen, da das Fest geplant wurde. Doch glaube ich nicht, daß Hochderselbe allein an gelehrte Arbeit gedacht hat."

Dorothea erröthete leise, fuhr aber dennoch fort zu fragen:

„So würde unser Vetter einem anmuthigen Zeitvertreib nicht abhold sein?"

Achatius sah sie erstaunt an. Das war eine sonderbare Frage für eine angehende Braut. Doch mit schmeichelnder Stimme sprach er: „Ich glaube, der anmuthigste von allen wird heiß ersehnt."

Ein noch dunkleres Roth flog über ihr Antlitz. Aber in ihren Augen war ein Ausdruck, als folge sie einem weitabgelegenen Gedankengang.

„Warum hat Herzog Albrecht alsdann nicht lieber heitere Spiele in Aussicht genommen?" setzte sie ihr Examen fort.

Holla! Wo wollte das hinaus? Sie wurde dem Hofmeister immer unverständlicher. Mühsam sammelte er sich zu der mit tiefer Verbeugung gegebenen Antwort:

„Weil Hochdemselben jetzo sehr ernst ums Herz ist."

Sie wehte lebhafter, fast ein wenig ungeduldig mit der Feder, als wolle sie damit alle Weihrauchwölkchen, welche aus den Worten des Hofmeisters zu ihr aufstiegen, verjagen, um klaren Blick zu gewinnen. Dann fragte sie wie mit plötzlichem Entschluß:

„Glaubt Ihr, daß Damen und Kavaliere in Weimar zu finden wären, welche geschickt sind, Diskurse über zarte Gefühle zu führen gleich den Schäfern und Schäferinnen in der ‚Astrea'?"

Achatius war gänzlich verblüfft. Sacre Dieu! Das fragte man ihn! Und zu welchem Zweck? Noch mehr auf seiner Hut antwortete er, doppeldeutig gleich einem alten Orakel und jungen Hofmann: „Eure fürstlichen Gnaden werden sich am besten durch eigene Prüfung überzeugen können, daß man in Weimar ebenso gut zärtliche Gefühle zu empfinden und darüber zu sprechen vermag wie an andern Orten."

Die Frau Wittwe hatte schon lange ihre Tochter mahnend angesehen. Jetzt schnitt sie ihr die weitere Rede ab, indem sie die Audienz beendete. „Ueberbringt Eurer Herrschaft Unseren freundlichen Gruß und Dank. Wenn nicht wetterwendische Tage die Wege grundlos machen, gedenken Wir der Einladung Folge zu geben."

Achatius zog sich mit drei zierlichen Reverenzen zurück.

Die Herzoginnen erhoben sich. Ein leiser Wink der Frau Wittwe entließ den Hofstaat.

Die fürstlichen Damen begaben sich allein in das Gemach der Frau Wittwe.

„Was schreibt Ihre Liebden von Weimar?" fragte Anna Maria, auf ihrem hohen Stuhl Platz nehmend.

Dorothea eilte nach einer Fensternische, die sie sich mit der Freiheit eines verzogenen Lieblings eingerichtet hatte. Zwischen Clavicymbel, Stickrahmen und Nähkästchen ließ sie sich nieder, erbrach den Brief und las:

„An die Freudige richtet die Demüthige ihren schwesterlichen Gruß und bittet sie, um ihres Bundesgelübdes willen bei ihr im Rautengärtlein einzukehren. Sie soll finden, was sie sich zum Sinnbild erkiest hat: ein Virginal, das sie meisterlich zu schlagen versteht, und ein Gläslein Wein, von dem die Bibel sagt: Er erfreut des Menschen Herz."

Ein leises silberhelles Lachen kam über die Lippen Dorotheas. „Die gute Eleonore! Es ist ihr heiliger Ernst mit dem tugendlichen Bund. Wer wird diesmal das längste Hemd genäht haben? Nun, ich für mein Theil gedenke, gegen die ehrbare Langeweile mit diesem Hirtentäschlein zu Felde zu ziehen." Sie griff nach ihrem Stickrahmen, über den sich grüne Seide spannte. Ein rosenfarbiges Herz war in dieselbe gestickt, das zierliche Flämmlein zeigte.

„Du willst die alamode Spielerei doch nicht mit nach Weimar nehmen?" sagte die Frau Wittwe. „Wenn mich nicht alles trügt, so ist Herzog Albrecht den französischen Bräuchen gram. Er zog nachdenklich die Brauen empor, als Du bei der Jagdtafel die Silberspitzen trugst, gegen welche die Geistlichen als eine zu große Ueppigkeit eifern, und sah Dich mahnend an, so Du ein französisches Wörtlein fliegen ließest."

„Aber er sah mich doch an, und meine gnädige Mutter hat soeben gehört, er will mich wiedersehen," antwortete Dorothea übermüthig und zog einen Goldfaden durch die Nadel.

„Ja, er will Dich wiedersehen," sprach Anna Maria wie aufathmend. „Nimm nun die gute Stunde wahr! Zeige ihm, daß Du es vermagst, Dich seiner ernsten Lebensführung zu fügen."

Dorothea hob eigenwillig das Köpfchen. „Es wird plaisirlicher sein, ihn zu unsrer heitren zu bekehren."

Die Frau Wittwe schüttelte seufzend das Haupt. „Ein Mann läßt sich nicht durch die Frau umwandeln. Nur aus höchsteigener Entschließung schlägt er zuweilen einen andern Weg ein. Steter Widerspruch aber erzürnt ihn und löscht die Liebe aus."

„Meine gnädige Mutter wolle mir vergeben," erwiderte Dorothea mit heitrer Sicherheit, „wenn ich ihr entgegen die Hoffnung hege, daß durch kleine Disputationen eine wohlmeinende Affektion angefacht wird wie der Funke durch das Blasebälglein." Und sie stickte die Flammen noch einmal so lang und zackig.

Die Gedanken, die hinter der weißen darüber geneigten Stirn ihr Spiel trieben, waren nicht minder funkelnd und aufstutzig. Sie schoben die Warnungen der Herzogin-Mutter bei Seite, wie frisch aufsprießendes Laub das welke der vergangenen Zeit. In der Abgeschiedenheit der Dornburg war der gebeugten fürstlichen Witib die Welt fremd geworden.

O, Dorothea kannte sie besser. Sie wußte, daß die Zeit sich wendete. Wie die Morgenröthe die Gipfel der Berge zuerst küßt, so wurden allgemach die Fürstenhöfe von dem neuen schönen Leben ergriffen, das aus Frankreich stammte.

Eine Reihe heitrer Bilder gaukelte an ihrer Erinnerung vorüber. Wie sie in Altenburg bei ihrem ältesten glücklich verheiratheten Bruder das Ballet der Paysans mittanzte, das ihre Schwägerin dem haushälterischen Gemahl abgeschmeichelt hatte, wie sie in Kassel der reizenden Landgräfin Agnes half, die französische Sprache am Hofe einzuführen, und in Köthen mit der Fürstin Amöna die Académie des vrais amis stiftete. O, und was hatte die alte kurfürstliche Witib ihr hinter dem Faltfächer zugeflüstert, als sie jüngst bei ihr zum Besuch auf der Lichtenburg weilte? Am Hofe der Pfalzgräfin Elisabeth werde jeglicher, der seine Rede nicht mit französischen Worten würze — mit Permission solle es gesagt sein — für einen unverständigen Esel verschrieen. Ueberall waren es die Damen, welche die französischen Bräuche einführten. Und mit Fug und Recht. Denn sie errangen durch selbige die hohe Stellung, die ihnen gebührte.

Während der Audienz war ihr die Offenbarung geworden, daß auch sie zu diesem Werk berufen war. Ihr fiel die Aufgabe zu, in Weimar, das noch im finsteren Thale lag, das neue Licht anzuzünden.

Für das Gewebe, das ihre Gedanken nun zu spinnen begannen, fand sie keine deutschen Worte. Alamode Praktiken, Intriguen und Finessen wirbelten durcheinander wie draußen die weißen Blüthenblättchen im Frühlingswind. Aber immer deutlicher trat aus denselben ein Bild hervor: ein hoher fürstlicher Herr, der sein vergoldetes Rappier gegen einen Schäferstab vertauscht hatte und seufzend mit einem Messerlein ein Madrigal an sie in die Baumrinde schnitt. —

Ihre Zuversicht hatte die Frau Wittwe in ihren eigenen Ansichten schwankend gemacht. Wie alle Menschen, die nicht viel Glück gehabt haben, mißtraute Anna Marie ihrem Urtheil. Und doch lasteten das Hirtentäschlein und die kleinen Disputationen, mit denen Dorothea sich und den Herzog Albrecht erlustiren wollte, wie eine Sorge auf ihr.

Schwerer Gedanken voll trat sie an das andere Fenster.

Es war ein heitrer Frühlingstag. Flaumige Wolken segelten über den blauen Himmel hin. Die Schlehenbüsche an dem

Felsen, der die Dornburg trägt, waren mit weißen Blüthen übersäet. Drunten im Thal glitzerten zwischen den grünen Wiesen die Wellen der Saale und rauschten unter der altersbraunen überdachten Brücke auf, die nach dem von blühenden Kirschbäumen umkränzten Dörfchen Porndorf führte. In den Sonnenstrahlen sprangen übermüthig die Fische aus dem Gestrudel empor, und drüben in der Feldschlucht jagten sich Hasen, machten Männchen und spitzten die langen Ohren.

Auch die Gedanken der Frau Wittwe begannen ein Fädlein zu spinnen, aber nicht in spitzfindiger alamoder Art, sondern nach treuherzigem alten Brauch. Stand ihr Fuß nicht so weich und warm auf dem braunen Bärenfell, das ihr von Herzog Albrecht verehrt worden war? Es hatte dem letzten Bären am Inselsberg angehört und war von ihrem Lieblingsneffen erbeutet worden, auf einer Jagd bei seinem alten Vetter, dem Herzog von Eisenach. Sie schuldete ihm noch ein Gegengeschenk. Jetzt gedachte sie des zur Hasenjagd trefflich abgerichteten Hündleins Kickebusch, das sie von ihrem ältesten Sohn erhalten hatte, weil Hasenbraten ihr Leibessen war. Dies Hündlein wollte sie als seltsame Verehrung dem jungen fürstlichen Herrn durch den Hofmeister senden. Denn in ihrer Jugend hatte man für freundliches Entgegenkommen freundliche Erwiderung gehabt, nicht so lange Verstecken gespielt, bis man sich gar nicht mehr zu finden vermochte. —

Indessen ging Achatius wieder nach der Wohnung des Schloßhauptmanns hinüber. Er schaute zu dem Fenster mit dem Rosmarinsträuchlein auf. Dasselbe war leer. Aber bevor er sich noch weiter nach Käthchen umzusehen vermochte, stand schon ein Diener vor ihm, der meldete, daß der Schloßhauptmann ihn zu einem Imbiß erwarte.

Und nun ging alles wie am Schnürchen von statten, daß Achatius kaum zur Besinnung kam.

Er hatte getafelt, mit dem Schloßhauptmann eine Kanne Wein ausgestochen, sein Staatskleid gegen den Reisecanzug vertauscht — er wußte nicht, wie. Jetzt war sein Felleisen bereits von flinken Händen geschnürt und wurde in den Hof getragen, wo seine Leute schon vorritten.

Dem bedächtigsten Knecht setzte der Schloßhauptmann das Hündlein Kickebusch auf das Pferd. Das fand sich dort schnell zurecht; denn es war gewohnt, mit auf die Jagd zu reiten; man ließ es erst laufen, wenn es an das Aufspüren der Hasen ging.

„Ich danke Euch für die herrliche Traktation," sagte Achatius ganz schwindelig von der schnellen Bedienung zu Frau von Tautenburg.

Da kam Käthchen gesprungen. Noch hing ihr vom Taubenschlag her ein Strohhalm, ein Federchen an Kleid und Haar.

Ihre Eltern erschraken. „Wo hast Du Deine Turteltauben?" fragte ihr Vater.

„O, mit denen hat es gute Weile," erwiderte sie athemlos. „Die fliegen mir nicht davon. Ich habe sie einstweilen wieder in ihren Käfig gesperrt."

Dem Hofmeister ging ein Licht auf. Wartet! dachte er, Ihr sollt Euch und mich umsonst abgehetzt haben. Er nahm eine schwermüthige Miene an, seufzte und sprach zu Käthchen: „Die Stunden, da ich traulich bei Euch weilen durfte, sind fortgelaufen wie Wasserbäche. Bald sitze ich wieder in meinem öden Haus am Schloßplatz seelenallein." Er sah Käthchen herzbrechend an.

„Dann kommt vielleicht endlich Eure Geckerei zur Ruhe," fuhr Frau von Tautenburg dazwischen.

Vor der Hand war dieselbe noch nicht einzudämmen. Er legte die Hand aufs Herz und flüsterte mit bebender Stimme: „Nun geb' ich Euch das ewige Adieu und letzte Bewahr Dich Gott!"

Er schwang sich auf das Pferd. Seine Augen flogen an alle Fenster der Dornburg.

Sie waren von Frauenköpfen besetzt. Da bog sich die rundliche Hofmeisterin heraus; dort lugten, durch die Butzenscheiben ein wenig schief gezogen, die ältlichen Gesichterchen der Hofjungfrauen herab. Selbst aus der Dachluke guckten noch zierliche Kammermägdlein.

Er nahm den Federhut ab, schwenkte ihn rings im Kreis gegen all die Frauen und Mägdlein, die ihre Hälschen nach ihm ausreckten, und ritt davon.

Käthchen stand und sah dem Scheidenden nach. Unter dem Thorgewölbe schaute er noch einmal sich um und warf einen Kuß zurück. Dann war er verschwunden.

Sie lauschte auf die immer ferner klingenden Hufschläge; nun erstarben auch diese. Ach, wenn sie doch eines ihrer Täublein wäre, die sich droben auf dem Dach des Thurmes sonnten! Die konnten ihn noch erschauen, wie er, den Arm in die Seite gestemmt, auf seinem Schecken saß und so keck die Welt über die Achsel ansah.

Der Schloßhauptmann raunte seiner Ehegesponsin zu: „Ich glaube, die Käthe weint."

Sie warf einen Seitenblick nach dem jungen Mädchen. „Stellet Euch, als ob Ihr es nicht sähet. Denn wenn man solchen Liebeshandel erst ausgerufen und benamset hat, dann ist er nimmermehr aus der Welt zu bringen. Er kommt ihr ja jetzt aus den Augen."

Der Schloßhauptmann rückte bedenklich sein Hausbarett hin und her. „Nu, nu! unsere Herrschaft reist nach Weimar und hat befohlen, daß Ihr Euch ihrem Gefolge anschließen sollt!"

Frau von Tautenburg hob die Arme gen Himmel.

„Auch die Käthe? Sollen wir das Lamm dem Wolf in den Rachen treiben? Und sie ist aus allen ihren Fähnchen herausgewachsen. Gott sei Dank, daß der leberfarbene Seidenkamelot noch da liegt. Grethe! lauf nach dem Schneider! Töffel, morgen früh reitest Du nach Jena und holst Goldbrokat zu einem Brustlatz! Suse, ist noch Spikanardiwasser vorräthig zum Besprengen der Gewänder?" Sie stürmte hinter dem Ingesinde her.

Käthchens Thränen waren schnell versiegt. Sie schlug vor Freude die Hände zusammen. „Nach Weimar? Und ich bekomme einen leberfarbenen Seidenkamelotrock? Was wird Vetter Achatius für Augen machen!" —

Vetter Achatius hatte in seinen Gedanken dem Bäschen wirklich das ewige Adieu gegeben. Noch einmal sah er sich nach der Dornburg um. Dort lag das graue Gebäu mitten im Maiengrün. Das runde Haupt der Burglinde schaute über die Ringmauern; an der Mittagseite wehten mit Blüthenquästchen betroddelte Birken; gen Mitternacht zog sich der Hain am Burgberg herab. Nur die uralte Ulme ragte dunkel über die Buchen empor, wie es der Art des finstren Baumes gemäß war, unter dem einst dem Donnergott Opfer geschlachtet wurden. Denn nicht von Rosendornen, sondern vom alten deutschen Gott Torr leitet die Dornburg ihren Namen her.

Der Blick des Hofmeisters suchte nicht das steile Dach über dem Wohngelaß des Schloßhauptmanns. Er richtete sich auf die so hoch herab und so weit in das Land hinausschauenden Fenster des Residenzhauses, hinter denen die schöne Dorothea weilte.

Wie lautete die Lösung des Räthsels, das ihre Fragen ihm aufgegeben hatten? Nachdenklich setzte er seinen Weg fort.

Aber endlich wippte er leichtsinnig mit der Reitpeitsche in die Luft. Ach, hudelt euch weg, ihr grüblerischen Gedanken! Diese Nüßlein zu knacken war Sache des Herzogs Albrecht. Die Sonne hatte sich auf ihren goldenen Wagen gesetzt, der Vögel kleine Kumpanei spazierte tirillirend durch das Feld. Dort pflanzten braune Nymphen grüne Kräutlein in die warme Erde. Wie wäre es, wenn er gleich Pan mit ihnen um die Stauden tanzte?

Kaum noch mit den adligen Insassinnen einer Burg karessirt und nun ein Bauerndirnlein geschwenkt: also changirt ein alamoder Monsieur mit seiner Passion. Ihm gehört ja das ganze Frauenzimmer.

Da tauchte vor seinem innern Auge eine Gestalt auf, schlank und zart, mit einem von dunklem Haar umschlossenen Köpfchen.

Ob ihm die Gertrud von Heilingen auch gehörte?

Diable! Er hatte sie noch gar nicht gewollt. Sie war ihm viel zu langweilig, um ihrer zu gedenken.

Er gab seinem Schecken die Sporen und sprengte an den braunen Nymphen vorüber, ohne sie nur zu sehen.

In langem scharfen Trabe suchte er der langweiligen Erinnerung zu entfliehen. Aber sie saß mit ihm zu Pferde, und als er demselben endlich ein Verschnaufen gönnte, machte sie sich wieder mausig.

Schier unausstehlich dünkte ihn die blasse Hofjungfrau in ihrer großen weißen Schürze, mit der sie allezeit angethan war. Nein! Bei Festlichkeiten, wenn sie in dem Staatsrock von braunem seidenen Vorstatt erschien, den der Herzog Wilhelm den Hofjungfrauen seiner Gemahlin zu Weihnachten geschenkt hatte, entstellte das Vortuch sie nicht. Dafür trug sie alsdann ebenso unabänderlich ein

altes Familienschmuckstück. Dicksatt hatte er das Halsband aus Bernstein, an welchem jedes Glied ein versteinertes Würmlein umschloß. Er vermochte es gar nicht mehr zu ersehen, wenn sie darin an ihm vorüberwandelte mit dem zarten Antlitz und den großen dunklen Augen, die so ernst blickten.

Ihn schaute sie nie an, er mochte ihr nun in den fürstlichen Sälen begegnen, oder zum niedrigen Fenster der Kanzleistube sich hinauslegen, wenn sie abends um sieben Uhr nach der Burgmühle hinüber schritt, wo ihre gänzlich verarmte Mutter einen Gnadensitz von der Herrschaft erhalten hatte.

Welche Zeit mochte es wohl jetzt sein?

Er zog seine schlagende Halsuhr hervor. Fünfmal erklang ihr helles Stimmchen. Und da war der Meilenstein, der ihm anzeigte, daß er noch zwei Wegstunden bis Weimar zurückzulegen hatte.

Aber wahrhaftig! Es fiel ihm nicht ein, durch das Wasserthor des Lustgartens heimzureiten. Was ging es ihn an, daß die andere Hofjungfrau, die blonde Benigna, sich von ihm hatte aufbinden lassen, er kehre durch dasselbe zurück, und nun wahrscheinlich dort herumtrippelte? Er würde durch das Kegelthor einziehen, wenn es auch ein Umweg war und ihn an der Burgmühle vorüber führte. Zum Teufel! Er fürchtete sich wahrlich nicht vor dem kleinen Tugendspiegel.

„Nun Schritt!" befahl er seinem Gefolge. „Vor sieben Uhr brauchen wir nicht in Weimar zu sein, und ich denke nicht daran, meinen Schecken zu Schanden zu reiten."

Als die Tage kamen, an denen die Sitzungen der Palmgenossen und der Tugendlichen stattfinden sollten, machte der Heilersberg, der alte Wetterprophet für die Residenzstadt Weimar, seinem Namen Ehre: klar hob sich sein breiter Rücken vom blauen Himmel ab.

Schon am frühen Morgen waren die Bewohner der Stadt auf den Füßen, um von den fremden Gästen so viel als möglich zu erschauen. Aus dem abgelegenen Rosmaringäßlein sprangen die kleinen Handwerker über die Schrittsteine nach dem Geleitshaus, wo die Einziehenden das Wegegeld entrichten mußten. Wohlhäbige Bürger wandelten auf dem schönen neuen Pflaster der fürnehmen Rittergasse, in welcher die Häuser des auswärtigen Adels lagen, der zu dem Fest erwartet wurde. In der Schloßgasse fanden sich die entferntesten Muhmen und Basen ein, geschmückt mit frisch gestärkten Halskrausen, das schönste Messer an die Gürtelkette gehangen, und nahmen Platz in den Erkern.

Und alles Volk schaute auf und horchte, wenn die Palmgenossen hoch zu Roß einzogen, einander mit ihren Ordensnamen zurufend: „Grüß' Gott, Nutzbarer!" „Schönen Dank, Wohlbekommender!" und die Tugendlichen aus den langen Kutschen, in denen sie saßen, mit Frühlingssternen und Himmelschlüsseln sich Grüße zuwinkten. —

Auch aus einem Fenster der Burgmühle sah ein feines ältliches Frauenantlitz voll Antheilnahme auf die Reiter und Wagen, die über die Kegelbrücke zogen.

Der Schnitt der steifen Haube, die diademartig das schmale Gesicht fest umschloß, und die vornehme Haltung der Frau verriethen, daß sie nicht in die Sippe des Müllers gehörte. Sie zollte auch den mit Säcken heran- und hinwegtrabenden Eseln nicht die mindeste Beachtung.

„Michel," rief sie einem krummen Knecht zu, der vor der Thür an einem Sägebock stand und einen ebenso krummen Weidenstamm klein schnitt. „Ist das dort nicht der Lehnsvetter, der unser Gut bekam, als mein seliger Eheherr starb, ohne Söhne zu hinterlassen? Das Gesinde trägt weiß und blau, die Heilingenschen Wappenfarben. Den wird der Wirth ‚Zum güldnen Ring' arg bezwacken; einem Edelmann berechnet er allezeit achtzehn Pfennige für die Nächtigung."

Der Knecht schaute auf. Dann brummte er:

„Hierher zu fahren, dazu haben sie Geld. Das Alten häuschen, darin Ihr mit der Jungfrau Trude von Rechtswegen einen Sitz hattet, konnten sie nicht wieder ausflicken, als es von den Kaiserlichen bei der Einlagerung zerstört worden war."

„Du mußt nicht immer murren gegen die Fügungen Gottes," verwies Frau von Heilingen. „Er hat alles wohl gemacht. Ohne unsre Noth wäre die fürstliche Herrschaft nicht darauf gekommen, die Trude als Hofjungfrau zu nehmen, und mir hat ihre Gnade dieses sichre Logament in Dero Mühle angewiesen, wo auch Du einen Unterschlupf gefunden hast. Während Du das geschenkte Holz spaltest, solltest Du nur voll Dankbarkeit sein."

Der Knecht brummte etwas in seine alte Weide hinein und sägte weiter.

„Michel," ertönte wieder die Stimme. „Hoffentlich hat der Schneider sein Bedenken über das Hofkleid, welches er für mich machen soll, bei Seite gestellt, und ich bekomme selbiges zur rechten Zeit."

Michel zog die schiefe Schulter noch höher empor. „Der Meister kratzte sich gewaltig hinter den Ohren, als ich ihm Euren Befehl ausrichtete, daß er das Vordertheil von dem alten aschenfarbigen Brokatmäntelchen des seligen Herrn, das Rücktheil aus Eurem Zindelrock machen sollte."

„Das versteht Ihr Leute nicht," sagte mit ruhiger Würde Frau von Heilingen. „Bei Hofe zeigt man sich nicht von hinten."

Der Knecht sägte und brummte weiter.

„Michel," erscholl es wieder über ihm. „Sorge, daß ein paar Steine in den Schmutz der Straße geworfen werden, auf denen ich morgen hinüber schreiten kann, wenn ich zu Hofe gehe."

„Der Quadt ist arg," sagte der Knecht, „solltet lieber zu Hause bleiben."

„Das verstehst Du nicht," belehrte sie ihn von oben herab. „Eine Edelfrau darf sich ihr Recht nicht nehmen lassen, der fürstlichen Herrschaft aufzuwarten. — Vergiß nicht, daß Dein blau und weiß getheilter Mantel wohl ausgebürstet sei, wenn Du mit dem Spieß mir folgst, wie es sich für die alte Frau von Heilingen geziemt."

Jetzt stellte Michel die Säge aus der Hand. „Gestrenge Frau! In dem getheilten Mantel lachen mich alle aus. Itzunder haben die Knechte, Lakaien werden sie genannt, Wämser und Hosen von einer Farbe, und kein Mensch trägt einen Spieß hinterher, sondern abends ein Stablicht voraus."

Frau von Heilingen schaute gelassen und erhaben auf ihren gekränkten Knecht herab. „Laß sie lachen! So bin ich schon zu Hofe gegangen bei der Großfraumutter der jetzigen Herzöge und habe immer mit Ehren bestanden. Und der liebe Gott wird mich schon behüten, daß ich auch ohne Stablicht nicht in den Quadt falle."

„Der liebe Gott soll auch alles machen," rief der Knecht unwirsch.

„Wenn Er will, werden wir auf Engelsflügen getragen," entgegnete sie zuversichtlich und schob mit der schmalen welken Hand geruhig das Fenster zu. —

Auf dem weiten Schloßhof zu Weimar rannte die Dienerschaft durch einander wie Ameisen in einem verstörten Bau.

Plötzlich wandten sich die Köpfe der jungen eilfertigen Mägde nach dem Schloßthor.

Achatius von Krombsdorff schritt durch dasselbe herein.

Die Amme des kleinen Prinzen, eine Thüringer Bäuerin in hoher Bändermütze, lachte ihn an, als sie, das Herrlein auf dem Arm, an ihm vorüber nach dem welschen Garten wandelte.

Er winkte ihr einen Gruß zu, während er seinen Hut vor dem kleinen Prinzen schwenkte. Aber unter den halb gesenkten Wimpern hervor spähten seine Augen scharf an beiden vorüber.

In dem Laubengang, der vor dem Grünen Schloß, der Residenz der jungen Herzöge, sich hinzog, schimmerte etwas Weißes; Achatius lenkte seine Schritte dahin. Es war die hübsche Silberwäscherin mit ihren weißen Messerlüchern, die ihm erwartungsvoll entgegenschaute.

„Goldmägdlein!" flüsterten seine Lippen, während er, ohne eine Miene zu verziehen, an ihr vorübereilte.

Er trat in das Grüne Schloß ein.

Hackenschuhe klapperten über ihm auf der Treppe. Er horchte gespannt. Es war die blonde Benigna, die ihm entgegen kam.

„Ach, Ihr seid es, holde Nymphe?" sprach Achatius mit süßem Ton und enttäuschtem Gesicht.

„Haltet mich ja nicht auf," rief sie, indem sie zugleich stehen blieb. „Die Frau Herzogin hat mich in die Käserei zu Käsemutter entsendet. Ihre fürstliche Gnaden wünschen Schafkäse bei der Tafel morgen zu geben."

„Für den Schafkäse habt Ihr Zeit, für den Schäfer nicht," entgegnete er mit galantem Vorwurf und entschlüpfte auf der Wendeltreppe.

Fröhliches Lachen tönte zum Korridorfenster herein. Er machte Halt und schaute hinaus. Drüben im Rothen Schloß, dem ehemaligen Witwensitz der Großmutter der jetzigen Herren, wurde das Losament für die fürstlichen Gäste hergerichtet.

In den Rosenkammern, wo die Dornburger Herrschaft wohnen sollte, waren die Fenster geöffnet, und die Hofwäscherinnen zogen den Pfühlen in den marmornen Bettstellen die Gewande über. Als sie seiner ansichtig wurden, stießen sie sich kichernd an und lugten nach ihm aus.

Plötzlich verschwanden sie vom Fenster und rannten an ihre Arbeit.

Da war gewiß die Gertrud Heilingen jetzt drüben eingetreten. Der kleine tugendliche Sauertopf!

Er konnte nicht an sie denken, ohne sich zu ärgern. War es denn etwas so Schlimmes gewesen, daß er ihren Weg nach der Burgmühle ein paarmal gekreuzt hatte? Mußte sie ihn darum so streng ansehen? Er hatte sie einmal im Vorübergleiten gefragt: „Habt Ihr Eure Augen nur um zu strafen?“ Seitdem sah sie ihn gar nicht mehr an. Verdammt!

Ein paar Minuten später schlenderte er auf dem Verbindungsgang nach dem Rothen Schloß hinüber. Seine Augen spähten in die Tiefe des dämmerigen Korridors, wo etwas Lichtes auftauchte.

Richtig! Da war die große weiße Schürze. Mit ruhigem Schritt in hofmäßiger Haltung kam Gertrud von Heilingen heran. Achatius mußte plötzlich tief aufathmen. War er zu rasch gegangen? Zum Teufel mit dem beklemmenden Gefühl! In seiner halb lässigen, halb herausfordernden Art trat er ihr entgegen. „Ich wünsche Euch einen gesegneten Morgen,“ sprach er und schloß sich dann, als sei das selbstverständlich, ihrem Wandelschritt an.

„Ich danke Euch,“ sagte sie leise, ohne daß ihr zartes Gesichtchen sich nach ihm wendete. Nur eine feine Rosenfarbe stieg in ihre Wangen, und sie ging rascher vorwärts.

„Warum so eilig?“ fuhr er neckend fort, ohne den Blick seiner muthwilligen Augen von ihr zu wenden. „Kommt doch jeglicher Mensch schließlich nur an dem Ziel an, nach welchem sein Magnet ihn zieht.“

Sie wandte sich unwillig ab. Das wirkte gerade wie Spornstich auf ein feuriges Pferd. Keck fuhr er fort: „Ihr habt gewißlich auch die ‚Astrea‘ gelesen, und da steht geschrieben: ‚Als der liebe Gott die Menschen schuf, berührte er die Seelen der Weiblein mit Magnetstücken und ließ unter diesen alsdann die Männer wählen. Jeglicher muß nun die Frau lieben, deren Magneten er erwischt hat, und sie ist verobligiret, ihm wieder hold zu sein. Dagegen hilft kein Widerstand. Die Stunde kommt doch, da sie unabwendbar zu einander streben.‘“

„Ich habe auch gelesen,“ antwortete sie kalt, „daß es Männer giebt, die von jedem Magnetstein einen Splitter sich angeeignet haben und darum Begehren tragen, alle Frauen an ein Schnürchen zu reihen und hinter sich herzuziehen.“

Seine schlanke Gestalt duckte sich ein wenig; aber er ließ sich nicht aus der Fassung bringen, sondern antwortete dreist: „Vielleicht thut Ihr einem Unschuldigen unrecht. Zuweilen irrt ein Schäfer lange unter den schönen Hirtinnen umher, dieweil er die Rechte nicht finden kann.“

„Nein,“ entgegnete sie gelassen und fest, „dieweil er keine Treue hat. Auch ich wünsche Euch einen gesegneten Morgen!“ Sie verschwand in der Apotheke der Herzogin.

Es geschah dem gewandten Hofmann zum ersten Mal, daß er mit offenem Mund vor einer geschlossenen Thür stand.

„So drehe Deine bitteren Pillulen!“ murmelte er grimmig. Aber wie sie ihn angesehen hatte! So vorwurfsvoll! Und wie das Wort „Treue“ aus ihrem Munde klang! So edel und warm, als käme es aus der tiefsten Tiefe des Herzens.

Er hatte keine Zeit; sich den lieblichen Laut nochmals ins Gedächtniß zurück zu rufen.

Helle Stimmchen ertönten.

„Herr Hofmeister! Herr Hofmeister!“ schallte es im Korridor.

Ein Schwarm von Pagen in Galawämsern, mit goldenen Schleifen auf den Schultern und seidenen Röslein an den Kniebändern, umringte ihn.

„Mein Herzog Wilhelm sendet Euch diese Absagen,“ sprach der eine, mehrere Schreiben überreichend. „Fürst Ludwig von Köthen entschuldigt sich mit einem Todesfall, der Herzog von Altenburg mit Unpäßlichkeit. Die Plätze an der großen Tafel, die morgen stattfinden wird, sollen anders geordnet werden. Aber,“ setzte er flüsternd hinzu, „ein Paar muß doch wohl unverrückt neben einander bleiben: Herzog Albrecht und —“

Achatius unterbrach ihn. „Mein junger Freund, merke Dir: Es giebt Dinge bei Hofe, die nie ausgesprochen, sondern nur errathen werden.“

Er nahm die Schreiben an sich.

„Herr Hofmeister!“ klang es abermals athemlos den Verbindungsgang entlang. Der kleine Conz, Herzog Albrechts Page, jagte erhitzt, mit verwirrten Locken heran. „Wo ist die Sendung aus Erfurt für meinen Herrn?“

„Im kühlen Keller,“ war die Antwort.

„Und das sammetne Hundehalsband mit dem silbernen Namenszug? Kiekebusch soll uns zum Empfang der fürstlichen Damen von der Dornburg begleiten.“

„Der Hundejunge verwahrt es.“

Der schlanke Heinz, Herzog Bernhards Page, hob hochmüthig sein gebräuntes Gesichtchen. „Wegen ein paar Damen rennst Du umher, als stünde eine Battaglia bevor?“

„Monsieur Heinz,“ sprach Achatius mit gezwungenem Lachen, „später wird Dir die Einsicht tagen, daß uns manchmal auch mit einer Dame eine Battaglia bevorsteht. Aber was willst Du?“ wandte er sich an den Pagen der Herzogin Eleonore.

„Könnt Ihr noch dieses Gericht für die Tafel besorgen?“ fragte dieser, auf einen langen Speisezettel deutend, wo ein Wort von der Herzogin Hand frisch geschrieben stand.

„Ein Kavalier vollbringt alles, was seine Herrschaft verlangt,“ sagte Achatius, indem er das Gericht studirte. „An Hänflingen und Butterfaltern ist kein Mangel im Webicht; und ein paar schlanke Libellen sah ich gestern Abend bei der Burgmühle über der Ilm flattern.“

Er hätte die Burgmühle gern wieder verschluckt. Nun war auch ihm geschehen, daß der Mund überging, wovon das Herz voll war — das Herz? nein — morbleu! — die Galle.

Neben ihm schrie es auf: „Die Burgmühle!“ daß er zusammenfuhr. Es war der kleinste Page. „Hilf, Himmel! Mein Herzog Ernst hatte mir befohlen, eine Bibel hinüber zu tragen zu Frau von Heilingen. Die ihrige ist von dem kaiserlichen Volk bei der letzten Einlagerung verbrannt worden. Und ich habe es vergessen.“

„So lauf!“ neckte Eleonorens Edelknabe. „Vielleicht tätschelt Dir die Jungfrau Gertrud wieder die Backen wie neulich, als Du so schön in der Kirche gesungen hattest.“

Eine dunkle Röthe schoß in Krombsdorffs Gesicht.

„Dummer Junge!“ fuhr er den Kleinen giftig an. „Wenn Du Dich tätscheln läßt, wächst Dir kein Schnurrbart.“

Eine Fanfare unterbrach ihn. Die Hoftrompeter, welche von dem hohen Schloßthurm die nahenden fürstlichen Gäste ankündigen sollten, bliesen gen Osten den Gruß. Es war das Zeichen, daß der Reisezug der Dornburger Herrschaft in der Ferne sich zeigte. Die Pagen stoben davon. Achatius flog nach den Gemächern des Herzogs Albrecht.

Die Thür des Vorzimmers wurde aufgethan.

Die befehlende Stimme des Herzogs rief den herbeieilenden Lakaien zu: „Miller! Schaffe sofort das Stammbuch der Fruchtbringenden Gesellschaft in das Archiv zurück! Und Du, Martin, trage den eingesiegelten Brüderthaler zu der Witwe des Sekretarius, die mein Sinnbild als Palmgenoß gestickt hat. Ich lasse ihr meine Zufriedenheit ausdrücken. Der grüne Atlas ist sauber gehalten, der Weinstock ohne Blätter und Trauben so schlicht, wie ich befohlen habe, der Spruch: ‚Es soll noch werden‘ ohne Schnörkeleien.“

Mit raschem klirrenden Schritt trat der Herzog heraus, die hochgewachsene Gestalt knapp umschlossen vom nägleinfarbigen Sammetwams, das trotz des goldenen Posamentes einen schlichten Eindruck machte.

Achatius verbeugte sich tief.

Der Herzog neigte leicht das Haupt. „Ist alles in Ordnung?“ fragte er, im Weiterschreiten die Handschuhe überstreifend.

„Eine Hofjungfrau hat soeben in den Rosenkammern die letzte Umschau gehalten,“ berichtete Achatius ehrerbietig, indem er dem Herzog die Treppe hinab folgte.

Den braunen Schnauzbart des Herzogs kräuselte ein Lächeln. „Was das Frauenzimmer thut, ist Euch allezeit unverborgen,“ erwiderte er mit harmlosem Spott. „Ihr solltet eigentlich im

Palmenorden als Sinnbild das Kräutlein Liebstöckel und den Namen: der Allerwärtsgirrende führen."

Achatius lächelte gehorsamst mit. „Alsdann würde mein alleiniger Trost sein, daß in dieser hochansehnlichen Gesellschaft die Namen oftmals mit den Qualitäten ihrer Träger in Widerspruch stehen. Fürstliche Gnaden heißen der Unansehnliche; die Damen in Frankreich nannten Hochdieselben einen beau Alman."

Herzog Albrecht wehrte mit einer Handbewegung ab. „In Frankreich wedelt die Schmeichelei mit ihrem Fuchsschwanz."

Er trat aus dem Schloß. Ein huldvolle Gruß dankte seinem vor demselben versammelten Gefolge. Dann schwang er sich auf das apfelgraue neapolitanische Leibpferd, und fort ging es auf den Weg gen Dornburg hinaus.

Von der Anhöhe, welche Weimar nach Osten hin umschließt, nahte der Reisezug der Dornburger Herrschaft.

An seiner Spitze ritt der Schloßhauptmann mit den Pagen, Trabanten schlossen ihn; dazwischen schwankten die langen Wagen.

Die erste Kutsche mit den vergoldeten Sparren, unter denen sich blauer Sammet ausspannte, den Engelsköpfchen auf dem Himmel, barg gleich einem Schmuckkästchen den kostbarsten Inhalt, die beiden Herzoginnen. — Der blassen Frau Witwe gegenüber saß Dorothea, halb aus dem Sammetmantel geschlüpft wie ein auskriechender schöner Falter, das steile Filzhütchen mit der dicken Goldschnur tief in die Stirn gerückt. Aber der schirmende Schatten vermochte nicht zu verbergen, wie das feine Korallenroth in ihre Wangen stieg, das der jungen Fürstin eigen war.

Herzog Albrecht sauste im Galopp heran. Auf einen Wink der Frau Witwe hielten die Sattelknechte das perlfarbige Sechsgespann an. Neben dem Wagen zügelte Herzog Albrecht sein Pferd und zog den Hut. Sein edles offenes Antlitz trug den gesammelten Ausdruck, der ihm allezeit eigen war. Unter den hochgeschwungenen Brauen schauten die Augen so klar wie immer. Nur da sein Blick von der Frau Witwe zu der schönen Dorothea hinüber flog, huschte ein leises gut gelauntes Lächeln über die stolzen Züge, als sei er, in Erinnerung an die Dornburger Erlebnisse, gewärtig, sie mit einer Neckerei aus ihrem Hinterhalt hervorbrechen zu sehen. Aber es war sogleich wieder verschwunden, und mit vollkommener höfischer Gravität redete er die Herzoginnen an:

„Eure Gnaden wollen mir die Huld gewähren, Sie allhier im Namen der Gebrüder von Weimar willkommen zu heißen. Wir sagen Ihnen innig Dank, daß Sie den frohen Tag, den Gott uns in der ernsten Zeit schenkt, durch Ihre hohe Gegenwart verschönen."

Anna Maria blickte mit mütterlicher Zärtlichkeit auf ihn. „Auch wir sind erfreut, einmal wieder bei unsern liebsten Verwandten weilen zu dürfen," antwortete sie. „Mir wurde heimisch zu Sinn, als ich den alten Schloßthurm auftauchen sah. Unter seinem Schutz habe ich das erste glückliche Jahr meiner Ehe verlebt. Aber zu so schmerzlich süßem Gedenken ließ meine liebe Tochter Dorothea mir keine Zeit. Sie rief: ‚Herzog Albrecht reitet uns entgegen', als meine schwachen Augen noch nichts zu erschauen vermochten denn ein paar dunkle Punkte in der Ferne."

Ein warmer Blick des Herzogs traf Dorothea. „Eure Gnaden wußten, daß ich mir nicht nehmen lassen würde, Sie als Erster in Weimar zu begrüßen," sprach er.

Ihre Augen begegneten sich, und ein paar Athemzüge lang stockten die förmlichen Reden. Dann fuhr er fort, und es lag ein herzlicher Klang in seiner Stimme: „Meine Worte sind schlicht, und ich habe mir derohalb Fürsprecher erwählt, die holderen Gruß zu bieten vermögen."

Er winkte dem Pagen, der ihm einen verhüllten Gegenstand überreichte. Herzog Albrecht löste den Silberflor, und es zeigte sich ein Strauß von prächtigen Tulipanen, die, noch nicht lange aus Holland eingeführt, als eine große Kostbarkeit galten.

Freudig überrascht nahm Dorothea den Strauß in Empfang. „O die herrlichen fremdländischen Blumen!" rief sie entzückt, sich über dieselben beugend. „Welch schönes Präsent! Scheinen nicht Purpurflammen in diese weißen Blätter zu schlagen? Ist der Kelch hier nicht wie mit goldigem Licht erfüllt?"

„Dafür sind sie dem strahlenden Tagesgestirn zugeeignet," erwiderte Albrecht, in das Anschauen ihres froh bewegten Antlitzes versenkt. „Wie die Sonne über den Himmelsbogen wandelt, so drehen sich die Blumenkelche ihr nach und schließen sich mit ihrem Scheiden."

In Dorotheas Augen funkelte es hinterhaltig. Sie lächelte, seufzte leise und sprach: „Glückliche Sonne! Welch treu ergebener Gefolgschaft darf sie sich rühmen!"

Er horchte auf; aber wie der Eichbaum nicht erschüttert wird, wenn ein muthwilliges Lüftchen in seine Zweige fährt, sondern nur heiter rauscht und flüstert, so erwiderte er frohgemuth, jedoch mit fester Betonung: „Glückliche Blumen! Stät und unbeirrbar geht das Licht, dem sie zugeeignet sind, seine Bahn."

Die Frau Witwe sah mit Schrecken bereits die Disputationen beginnen und unterbrach dieselben, indem sie Befehl zum Aufbruch gab.

Herzog Albrecht lenkte sein Pferd neben den Wagen.

Aber die fürsorgliche Mutter hatte vergeblich den Faden der Unterhaltung abgeschnitten. Wenn auch die Lippen des jungen Paares schwiegen, die Augen sprachen um so beredter. Sein halb lächelnder, halb spöttischer Blick schien zu fragen: Also haben Eure Gnaden dero Spitzfindigkeiten und Häkeleien nicht auf der Dornburg gelassen?

Und ihre übermüthig strahlenden Augen antworteten: O, Wir führen eine ganze Rüstkammer derselben mit Uns.

Auch das Gefolge begrüßte sich nun. Die Kavaliere erneuten alte Bekanntschaft, und das Händlein Kiekebusch bezeigte seine Ehrfurcht dem letzten Knecht.

Im zweiten Wagen ging Käthchens Mündchen wie ein Mühlwerk. „Mein Vetter Achatius meinte schon, ich sei schön im karteknen Röcklein. Und nun bringe ich gar ein leberfarbenes Seidenkamelottkleid mit. Mein Vetter Achatius trägt meine weiß und roth gestreifte Schleife allezeit als Favor bei sich. Mein Vetter Achatius weiß gar nicht, daß ich im Gefolge Ihrer Gnade bin. Was wird mein Vetter Achatius sagen?"

Selbstbewußt drehte sie ihr Gesichtchen hin und her; es war kirschbraun gebrannt von der Sonne, und auf dem Stumpfnäschen tauchten Sommersprossen auf.

Die beiden Hofjungfrauen, neben denen sie auf dem Rücksitz ein winziges Plätzchen einnahm, wurden grünlich vor Aerger, und ihre Mutter trug eine Zornesfalte auf der Stirn. Nur die Hofmeisterin achtete nicht darauf. Sie war einzig beschäftigt, ihr weiß und roth angestrichenes Gesicht durch den Schleier gegen die Sonne zu schützen.

„Ja, das ist eine richtige Stadt," jubelte Käthchen, als die Kutsche durch das bethürmte Thor einfuhr. „Gott sei Dank, daß wir einmal aus dem kleinen Nestchen heraus gekommen sind."

Sie hopste vor Freude auf dem Sitzbrett in die Höhe.

Der Schloßhauptmann, welcher, den Zug ordnend, an den Wagen herangeritten war, sagte: „Nu, nu! Hüpfe nur nicht aus dem Köberchen, Käthe!"

Diese raunte ihm wichtig zu: „Nun wird endlich allen kund werden, wie ein adliger Junker gegen eine adlige Jungfrau sich zu benehmen hat."

Ihr Vater blinzelte sie mitleidig an. „Wer weiß, was alles kund wird," sprach er und begab sich wieder an die Spitze seiner Leute.

Ein buntes Menschengewimmel erfüllte die Straßen. Auf jedem Eckstein bauten sich die Kinder als lebendige Pyramide auf und brachen in ein lautes Ah! aus, als die Engelskutsche mit der schönen Dorothea einfuhr. Die Mauern des Rothen Schlosses, deren Farbe dasselbe seinen Namen verdankt, leuchteten freundlich in der untergehenden Sonne, die schnurgeraden Fensterreihen strahlten, und die übergüldeten Knöpfe blitzten auf den beiden schöngeschwungenen Giebeln und den einem Lerchenschopf ähnlichen Dachluken. — Die Wachen am Portal pflanzten die Hellebarden. Die Engelskutsche hielt. Die Pagen sprangen von ihren Pferden und lehnten das vergoldete Leiterlein an die Kutsche. Ein Schwarm von Kammerjunkern und Lakaien umgab dieselbe.

Herzog Albrecht hatte sich rasch abgeschwungen, trat an die geöffnete Wagenthür und leitete die Frau Witwe herab.

Dann wandte er sich Dorothea zu. Sie setzte den zierlichen perlengestickten Schuh auf die Sprossen, sah ihn schelmisch an und sprach: „An Ihrer festen Hand, Vetter, werde ich gewißlich stät und unbeirrbar die goldene Bahn hinabgleiten."

Lächelnd, doch entschiedenen Tones erwiderte er: „Wenn Eure Gnaden der Führung derselben sich überlassen wollten — sonder Zweifel."

Aber da sie sich nun auf diese feste Hand stützte, fühlte sie ein leises Zittern durch den Stulphandschuh. Es theilte sich ihren Fingern mit, daß der Diamantring, den sie über dem Handschuh am Daumen trug, muthwillige Lichter sprühte. Die Leiter hatte nur wenige Sprossen. Aber das junge Paar sah doch aus, als wäre es ein Stück von Jakobs Himmelsleiter hinabgestiegen.

Auf dem mit Scharlachtuch belegten Weg schritten die Herrschaften, umgeben von Hofleuten und Dienerschaft, in das Rothe Schloß hinein.

Achatius blieb zurück, um das fürstliche Frauenzimmer zu empfangen.

Käthchen lachte ihm mit allen ihren kleinen Mäusezähnchen entgegen, trotz der strengen Blicke ihrer Mutter.

Aber über der Pforte des ehemaligen Witwensitzes war nicht umsonst ein weinender Engel angebracht. Achatius sah sie gar nicht. Sein Blick richtete sich überrascht auf den dritten Wagen, der das Gepäck und die Kammermägdlein enthielt. Welche wunderliche lange verhüllte Stange wurde von ihm abgeladen? Da leuchtete ja Roth und Grün heraus. Feierlich zogen die Kammermägdlein damit ab wie Landsknechte mit der Fahne, zu der sie geschworen haben.

„Mit welchem sieghaften Panier haltet Ihr holden Dornburgerinnen allhier Euren Einzug?“ fragte Achatius die rundliche Hofmeisterin, während er ihr aus dem Wagen half.

Sie bewegte sich so rasch und bemühte sich, trotz ihres ansehnlichen Umfangs so leicht hernieder zu schweben, daß ihr gelbes Damastkleid krachte. „Ich weiß nicht,“ antwortete sie und ließ die Reisemutze herabfallen, daß die reizenden Grübchen in Wangen und Schultern sich zeigten.

Schätzlein! dachte Achatius, hielt sich aber scherzend die Augen zu und flüsterte: „Süße Pomesine! Ach, wer nur einmal an solcher Holdseligkeit sich letzen dürfte!“

Sie sah ihm mit schmelzendem Lächeln nach, während er schon ehrfurchtsvoll vor Frau von Tautenburg sich verbeugte und dem Schloßhauptmann die Hand schüttelte.

Als ihm dieser die andern Hofjungfrauen nennen wollte, sprach er galant: „Eure Namen sind eingegraben in die wachsweiche glatte Tafel meines Herzens.“

Und er sandte ihnen einen so wohlgeschickten Blick zu, daß jede denselben für sich in Anspruch nehmen konnte.

Käthchen stand ganz verdutzt dabei. War es möglich? Vetter Achatius tuschelte mit der Hofmeisterin, der alten dicken, schaute die andern Hofjungfrauen, die dürren Hopfenstangen, zärtlich an? Das kam doch alles ihr zu. Und sie erhielt nur das letzte Zipfelchen eines Grußes. Was sollte das fürstellen?

Vielleicht hatte er sie in der häßlichen Reisemutze nicht erkannt, in welche sie von der Mutter gewickelt worden war. Nun, nur Geduld! Jetzt kam der leberfarbene Rock dran. Durch diesen Gedanken getröstet, trippelte sie hinter ihrer Mutter in das Schloß hinein.

Andere Reisezüge nahten. Wagen auf Wagen rollten durch das Schloßthor, Reiter klirrten herein. Der Hof füllte sich. Leibärzte, die ihr Doktorstüblein hatten verlassen müssen, Kapitäne in Wehr und Waffen, Kammerjunker und Pagen fragten nach ihrem Losament. Die Weimarischen Hofjunker im Galakleid, die Lakaien in Staatslivrei hatten alle Hände voll zu thun. —

Als die Dornburger Herrschaft ein paar Stunden später der fürstlichen Hausfrau einen Besuch abstattete, folgte Käthchen mit aufgehelltem Gesicht dem kleinen Zug. Sie trug das leberfarbene Kleid, den güldenen Brustlatz und duftete nach Spikanardiwasser, das sie selbst hatte brauen helfen, wie ein Wurzgärtlein.

Eine Reihe glänzender Räume that sich vor ihr auf, von dem sanften Licht gelber Wachskerzen erhellt, welche auf hohen Silberleuchtern braunten. Da — im ersten Zimmer — harrte auch schon Achatius. Aber nur, um von dannen zu fliegen und die Herzoginnen in die inneren Gemächer zu führen, während ein Wink seiner Augen die Hofjunker in Bewegung setzte, daß sie dem Frauenzimmer seinen Platz anwiesen; längs der Wand, wie angeputzte Docken wurde dasselbe aufgestellt.

Da glitt Achatius schon wieder an ihr vorüber. Er sah sie abermals nicht. Er geleitete jetzt die Eisenacher Herrschaft.

Aus welch runden klugen Augen die Herzogin Christine schaute! Gerade wie die Eule auf der Dornburg. Käthchen hätte lachen mögen.

„Die Herzogin Christine stellt alles fest,“ flüsterte neben ihr das Strohblümchen, „die Schicksale der Menschen, das Wetter, die Landplagen. Sie liest es mit großen Ferngläsern aus den Sternen und rechnet es dann aus wie andere Frauen einen Handel mit Butter und Eiern. Sie ist so klug wie die heiligen drei Könige zusammen.“

Käthchen verging das Lachen.

Die Hofjungfrauen, welche der übermenschlichen Fürstin folgten, pflanzten sich gleich kernhaften Fichtenzäpfchen vor ihr auf. Sie reckte ihr Köpfchen empor, um über dieselben hinwegschauen zu können.

Jetzt — jetzt sah Achatius nach ihrer Seite.

Ach nein; sein Blick ging an ihr vorüber und er selber abermals zur Thür hinaus, um den Koburger Herzog mit seiner Gemahlin zu empfangen.

„Das ist ein unholder Herr,“ wisperte die blonde Benigna an der andern Seite. „Seine erste Gemahlin, die ihm ein X für ein U gemacht haben soll, hielt er eingesperrt sammt dem hübschen Hofjunker, der ihr dabei geholfen hatte. Er steckt alles ein, sogar die Witze seiner Hofnarren. Horcht! Draußen im Korridor schlagen sie Purzelbäume.“

Die Koburger Hofjungfrauen bildeten eine zweite Mauer zwischen Käthchen und Achatius. Sie war gänzlich zurückgedrängt und mußte sich auf die Fußspitzen heben, wenn sie ihn noch sehen wollte. Ach, welche schönen Kleider trugen die andern — das leberfarbene war gar nichts dagegen. Und wie sie sich hervorzuthun suchten, wenn Achatius vorüber glitt! Wie sie ihn mit den Augen verschlangen!

Dann flüsterten sie mit einander und rühmten, daß das Zöpflein, welches an einer Seite seines Kopfes herabhing, das neueste in der Tracht: ein Alamodezotten sei.

Sie mochten sich nur hüten! Wenn der griesgrämliche Herzog das merkte, sperrte er sie auch ein sammt dem Achatius.

Fast hätte sie es gewünscht. Dann konnte er doch nicht mehr so vor ihnen hin und her gaukeln, als wolle er sagen: haschet mich doch!

Von Zeit zu Zeit sendete er einen Blick nach Käthchens Winkel. Aber ihren Augen begegnete er nicht. Wen suchte er nur da? Neben ihr stand eine Hofjungfrau, mit einem Bernsteinhalsband geschmückt, die ebenfalls zurückgedrängt worden war. Käthe lugte sie eifersüchtig an. Nein, die konnte er nicht meinen. Sie hatte ja nicht einmal rothe Backen und war die einzige im ganzen Gemach, welche ihn nicht ansah. Wie er immer lebendiger wurde, immer zärtlichere Blicke herüber warf, so wurde sie immer unbewegter, immer blasser. Und Käthchen immer röther und heißer. Das Herzklopfen drohte sie zu ersticken.

Wie hatte sie sich über den goldenen Brustlatz gefreut, und welche Pein stand sie nun hinter ihm aus! Aufschreien hätte sie mögen und durfte keine Miene verziehen. Niemand kümmerte sich um ihre Noth. Nur der alte, mit einer kleinen Glatze versehene Papagei, der neben ihr in einem Käfig hockte und ungestört den Gnadenzucker knusperte, welchen er, schon der Günstling der verstorbenen Mutter der Herzöge, nur aus fürstlichen Händen nahm, schaute sie mit seinen großen klugen Augen an. Dann sagte er in dem gütevollen Tone, den er in diesen Räumen gelernt hatte: „Armes Papchen! Ganz allein.“ Sie war ihm ordentlich dankbar für seine theilnehmende Ansprache.

So still es im Vorzimmer zuging, so lebhaft wurde die Unterhaltung im Wohngemach der Herzogin Eleonore geführt.

Summendes Geplauder tönte aus dem Damenkreis, der sich um die zarte Gestalt der fürstlichen Hausfrau versammelt hatte; mit markiger, wohllautender Baßstimme rühmte der stattliche Herzog Wilhelm die Wichtigkeit des Palmordens in jetziger Zeit, da die Worte fremder Völker die deutsche Heldensprache überschwemmten; gemessene Fragen richtete der schmächtig gewachsene blonde Herzog Ernst an die jüngsten fürstlichen Fräulein, die verlegen unter dem Blick seiner nachdenklichen Augen ihre Facinetlein drehten; dazwischen klang es wie durchdringender Kommandoruf von den feinen Lippen des jungen Herzog Bernhard, dessen schmale mandelförmige Augen über die versammelten Fürsten hin blitzten. Durch die verschiedenen Gruppen glitt der alte Hofmarschall Kaspar von Teutleben, das höchste Zeichen seiner Hofwürde, den Stab, in der Hand, beflügelten Schrittes dahin. Seine scharf geschnittenen Züge erschienen wie verklärt. Es war ja sein Ehrentag, wenn die Fruchtbringende Gesellschaft Sitzung hielt. Denn er hatte sie gegründet. (Fortsetzung folgt.)

Dreadful, yet Wonderful Sea

Sea Monster

Sea Monster

Sea Monster

„Ja, fünfhundert Rubel, und Du stehst mir dafür!“

Wir fuhren weiter in der Waldeinsamkeit und deren tiefem Schweigen. Ich sah nach der Uhr.

„Ah Gold! sehr schön,“ meinte der Kutscher. „Hatte mein Herr auch, aber längst todt.“

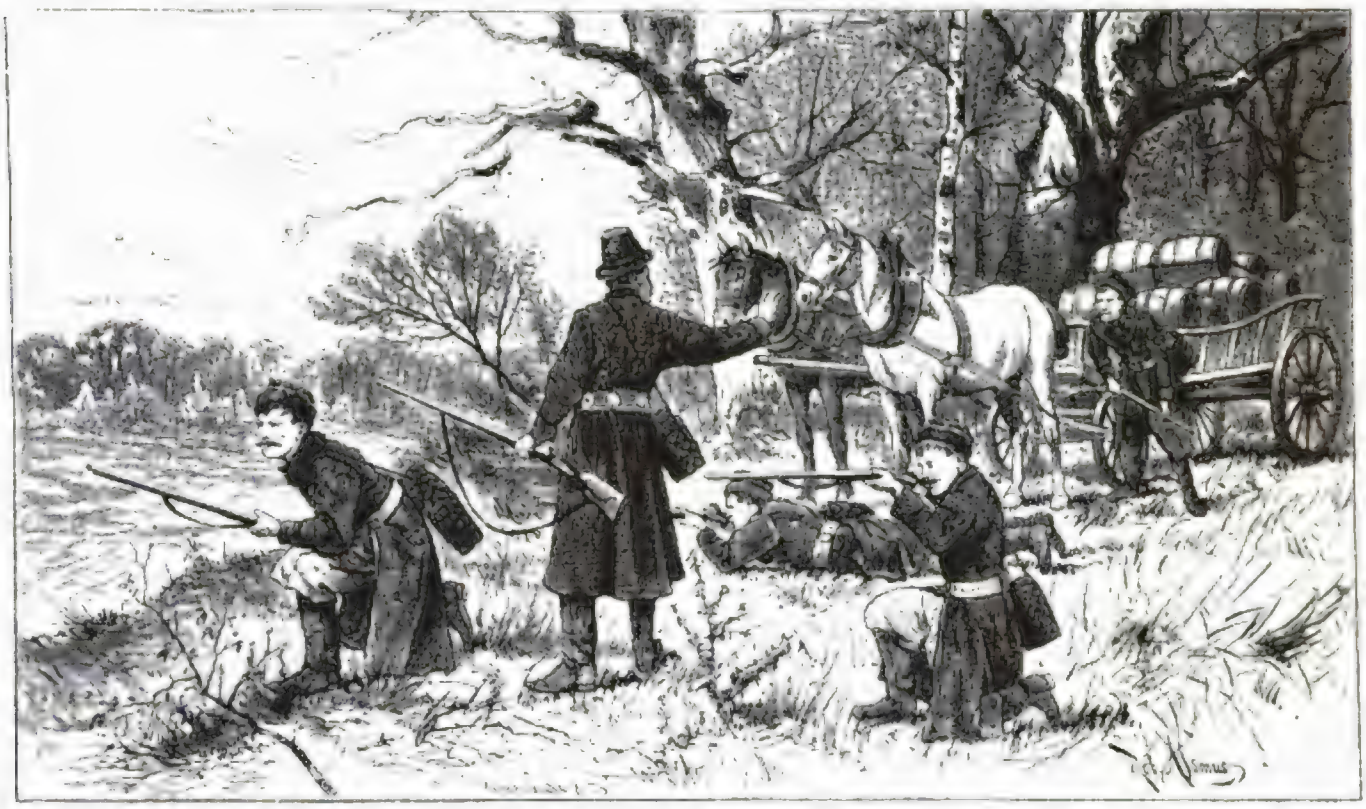
Nach einer Weile des Schweigens fragte er mich, ob ich mich nachts in einem so weiten Walde nicht fürchte, es gebe schlechte Leute in der Gegend, er sei aber ganz ehrlich. Ich antwortete ihm, daß ich mich weder vor Hölle noch Teufel fürchte, ich hätte den Krieg im Jahre 1870 gegen die Franzosen mitgemacht. Das sei etwas ganz anderes, als durch einen Wald zu fahren.

So, dann müßte ich ja schon viel Schreckliches gesehen haben, gab er zur Antwort.

„Ja, ja, Väterchen, ich bin ganz ehrlich,“ fuhr er fort, „nur im Winter schmuggle ich gern.“

die mir dicht am Ohre vorbeipfiff und in eine Tanne schlug. Wir waren jedoch in der Mehrzahl und so nahmen die Russen, nachdem wir einige Flintenschüsse gewechselt, Reißaus. Bevor wir in die Nacht hinauswandern, wird fleißig Wodka (Schnaps) getrunken. Der Wirth läßt es an nichts fehlen, wir rauchen seine Cigarren und warten ab, bis die vorausgeschickten Kundschafter uns Nachricht bringen, ob die Luft rein ist. Zuweilen schicken wir wohl auch einen Scheintransport nach derjenigen Gegend, in welcher wir die Zollwächter auskundschafteten, oder wir leiten sie durch Wacht- und Signalfeuer irre, während wir auf einer entgegengesetzten Seite die Grenze passiren und die pfiffigen Russen auslachen.

Auch auf der Ostsee wird viel ‚gepascht‘, besonders gern bei stürmischem Wetter, wo uns die Wellen decken und die Russen sich nicht leicht hinauswagen. Setzt uns der Zollkutter nach, so



Spiritus-Schmuggler von Zollbeamten überrascht.

„Das nennst Du ehrlich?“

„Nun, man verdient wenigstens etwas dabei. O, da geht es manchmal ganz lustig zu. Wir alle haben Flinten. Meistens werden Zucker, Schnaps, Rum und Cigarren, aber auch Handschuhe geschmuggelt. Im Winter bekommt jeder von uns für den Tag fünf Rubel, im Sommer drei. Es ist zwar wenig, aber doch etwas. Ach, ich bin so arm und mehr als das bißchen Leben kann man ja nicht verlieren.“

Er schwieg. Ich sagte ihm, daß ich kein Russe sei, er möge nur weiter erzählen. Und er fuhr fort:

„Haben wir viele Waaren, so gehen Späher voraus, während der eigentliche Transport theils auf Wagen gefahren, theils auf unsern Schultern getragen wird. Am liebsten sind uns recht dunkle Nächte, in denen man keinen Hund hinaus jagt. Müssen aber die Waaren schnell befördert werden, so schmuggeln wir auch am Tage oder in mondhellen Nächten. Da kommt es freilich vor, daß der eine oder andere im Kampfe gegen die russischen Zollwächter fällt. Dann ist es Gottes Wille. Wir halten alle zusammen; sämmtliche Schmuggler verstehen einander durch besondere Worte und Zeichen, alle sind Freunde und einer deckt den anderen. Das ist aber auch nöthig, denn die Zollwächter haben gute Nasen und schlaue Kundschafter. Sehen Sie, Herr, ich war, während ich im vorigen Winter mitten im tief verschneiten Walde spähte, ob nicht ein russischer Kragen sichtbar sei, selbst einmal nahe dran, von der blauen Bohne getroffen zu werden, werfen wir die Waaren oder Fässer ins Meer. Man kann uns nichts beweisen. Einzelne füllen wohl auch den Schnaps in Schweinsblasen; steht die Gefahr, erwischt zu werden, nahe bevor, so schneidet man die Blasen auf, der Spiritus fließt hinaus und — wir sind ganz unschuldig!“

Ich wußte jetzt, mit wem ich es zu thun hatte. Aus dem Walde schimmerte ein einsames Licht.

„Ein Krug, wir müssen dort wieder füttern!“ sagte mein Kutscher.

Es war gegen Mitternacht, als wir das völlig einsam gelegene Haus, das links am Wege, dicht am Walde, sich erhob, betraten. Ein schmutziges, sehr großes, von Rauch geschwärztes Zimmer, das an Stelle des Lichts mit Kienspänen spärlich beleuchtet wurde, nahm uns auf. Eine abscheuliche Fuselatmosphäre herrschte in demselben. Es ging dort hoch her! Etwa fünfzehn wie Insurgenten kostümirte Männer mit spitzen Hüten, wie sie in Kujawien und Galizien getragen werden, Gürtel um die Röcke, die Beinkleider in den Stiefeln, zechten dort zwischen aufgestapelten Cigarrenkisten, Zuckerhüten und Schnapsfässern. Gewehre standen an die Wände gelehnt. Es waren kräftige Gestalten, einige unter ihnen mit geschwärzten Gesichtern. — Ich sah sogleich, daß ich es hier mit richtigen Schmugglern zu thun hatte. Das laute Gespräch verstummte, als ich eintrat und mir beim Wirth, einem Juden, eine Tasse Kaffee bestellte. Dieser hatte aber nur Schnaps, der abscheulich schmeckte.

Ein Komponist, der eine Oper zu schreiben beabsichtigt, ist ein Mensch, der sich mit musikalischen Heirathsgedanken trägt. Kein ehelustiges Mädchen kann mit größerer Sehnsucht nach einem Lebensgefährten ausschauen, als der Opernkomponist nach einem — Textdichter. Endlich ist das Ziel erreicht, der „Mann“ gefunden und die Verbindung vollzogen, eine Ehe, die allerdings nicht immer „im Himmel“ geschlossen ist.

Mit jener Diskretion, die uns ziemt, ziehen wir einen Schleier über die nun folgenden Flitterwochen oder auch -Monate des glücklichen Paares. Eines Tages hören wir wohl von den Kindern des Hauses: „Bei Xens hat der Storch heute Nacht eine neue Oper gebracht.“

Mit begreiflicher Neugierde eilen die guten Freundinnen und Nachbarinnen herbei, selbstverständlich, um allerlei „Aehnlichkeiten“ an dem Kindlein zu entdecken. Der Komponist, mit dem seligen Lächeln einer jungen Wöchnerin sein Werk betrachtend, denkt indessen nur daran, wer das Neugeborene aus der Taufe heben soll. Er entscheidet sich für das Berliner Opernhaus.

Die Partitur wird bei der Generalintendanz eingereicht; der erste Schritt ins Leben ist gethan. Allein er führt sofort in ein kritisches Fegefeuer; denn über den musikalischen Theil des Werkes sitzt ein Viermänner-Kollegium zu Gericht, während der Regisseur das Libretto auf seinen Goldgehalt zu prüfen hat. Dem Komponisten (er sei denn von hervorragender Bedeutung) bleibt bis zur Entscheidung genügend Zeit, sich in Hoffnungen zu wiegen und — eine neue Oper zu schreiben.

Endlich ist der Tag des Gerichts angebrochen, der Urtheilsspruch gefällt und Triumph! wenn er lautet — die Oper ist angenommen.

Nun werden hundert Kräfte in Bewegung gesetzt, um die Partitur ins Leben einzuführen. Zunächst werden die Stimmen herausgeschrieben, die schwierige Frage der Besetzung geregelt — eine Frage, die schon manchen „Sängerkrieg“ entzündet hat — und die Künstler mit ihren Aufgaben bekannt gemacht. Gleichzeitig werden vom Regisseur mit all den wichtigen Personen, in deren Hände die „Ausstattung“ der neuen Oper gelegt werden soll, Konferenzen abgehalten. Dekorationsmaler, Kostümiers, Garderoben-, Maschinen- und Beleuchtungsinspektoren, Requisiteure, Lieferanten kommen mit ihren Plänen und Entwürfen angerückt, die Entscheidung des Regisseurs heischend, der die Inscenirung der Novität übernommen hat.

Das Werk ist eingeleitet, der ganze artistische und technische Apparat in Thätigkeit versetzt, und nun überlassen wir alle die Herrschaften ihrer mehr oder minder stillen Arbeit, stören auch Chor und Ballet bei ihren Proben nicht und gedulden uns mehrere Wochen oder auch Monate, bis zur ersten Scenenprobe auf der Bühne des Opernhauses.

* * *

„Um 11 Uhr Scenenprobe am Klavier von . . .“ haben wir auf dem schwarzen Brett des Kastellans gelesen. Neugierig wie wir sind, finden wir uns schon um $^1/_2$11 Uhr am äußeren Eingang zur Bühne ein. Wir haben Muße, bis zum Beginn der Probe Beobachtungen anzustellen. Diese beziehen sich auf die in derselben beschäftigten Künstler ersten, zweiten und sechsten Ranges. Zuerst bemerken wir von unserem Posten aus nur Theaterarbeiter, die aus dem nahen Depot Dekorationen und sonstige Ausstattungswunder auf die Bühne schaffen, Herrlichkeiten, die im Lichte des Tages allerdings etwas nüchtern aussehen . . . Gruppen von Chorsängern versammeln sich, welche die Chancen der neuen Oper, die zahlreichen anstrengenden Proben oder die jüngste Verfügung des Generalintendanten besprechen. Die hohe Gestalt dort, die, im Vollgefühl ihres lebenslänglichen Kontrakts, gemessenen Schrittes sich naht, ist der Vertreter der Haremswächter, Priester und Teufel. Schweren Trittes, als müsse er unter der Last seiner Lorbeeren zusammenbrechen, folgt ihm auf dem Fuße der Träger der Heldentenorpartie. Mit jener Herzlichkeit, die nur den Vertretern verschiedener Fächer eigen, begrüßen die Kollegen einander. Die Partitur unter dem Arm, gesellt sich ihnen zu — der Komponist. Mit entzückender Liebenswürdigkeit drückt er „seinen Sängern“ die Hand und erkundigt sich nach ihrem Befinden. Ihr „Befinden“ liegt dem Manne wirklich am Herzen; es ist für den Erfolg seines Werkes geradezu eine Lebensfrage . . . In scharfem Trabe jagt jetzt der Theaterwagen einher. Eine Anzahl Neugieriger umringt denselben. Der Theaterdiener springt an den Kutschenschlag und —

„Es weit das . . . geöffnete Haus
Zwei — Primadonnen auf einmal aus.“

Mit anmuthigem Kopfnicken nach rechts, nach links, schweben die Künstlerinnen hinein in den Theaterraum.

Die Anfangsstunde der Probe ist inzwischen gekommen; vor dem Theater wird es immer lebendiger, und im Moment, wenn die Gestalt des Regisseurs dort an der Ecke der Hedwigskirche sichtbar wird, ist es für das in der neuen Oper beschäftigte Personal an der Zeit, sich auf die Bühne zu begeben.

Wir dagegen verfügen uns in den völlig dunkeln Zuschauerraum. Es macht einen eigenthümlichen Eindruck, diesen Saal, den wir in hellster Beleuchtung zu sehen gewohnt sind, in Finsterniß gehüllt, die Logen, die wir nur im Glanze blendender Toiletten kennen, von grauen Decken verhängt, und die übrigen, sonst so gefüllten Räume völlig verlassen zu sehen. Dort oben auf der Bühne, die hellerleuchtet ist, geht es um so lebhafter zu. Solisten, Choristen, Theaterarbeiter, Inspektoren, Requisiteur, Inspicient, Souffleur, Kapellmeister, Komponist — das wirbelt bunt durcheinander. Wie der Leuchtthurm im brandenden Meere, überall sichtbar der Kopf des Regisseurs.

Da unterbricht die Glocke des Inspicienten den Lärm.

„Anfangen, meine Herrschaften!“ ruft der Regisseur. „Wer nicht in der ersten Scene beschäftigt ist, den bitte ich, sich zurück zuziehen.“

Der Kapellmeister mit der Partitur nimmt links am Klavier Platz. Der Souffleur mit seinem Buch rechts an der ersten Koulisse.

„Bitte, Herr Kapellmeister, die Einleitung,“ wünscht der Regisseur.

Die Oper beginnt mit einem Männerchor. Der leitende Genius, mit dem Regiebuch in der Hand, instruirt die „Ritter“, in welcher Weise sie aufzutreten haben. Mehrfache Unterbrechungen, bis diese „Stützen des Thrones“ sicher geworden. Nun tritt der Held der Oper auf. Auch er muß die höhere Gewalt des Regisseurs anerkennen; denn heute wird zum ersten Mal auswendig gesungen und gleichzeitig zum Gesange agirt. Der liebenswürdige Regisseur macht in der ersten Bühnenprobe gute Miene auch zum bösesten Spiel. Handelt es sich doch zunächst um den rohen Aufbau der Oper, nachdem der Bauplan in seinen Grundlinien festgestellt und das scenische Gerüste aufgerichtet ist. Ein Auftreten, eine Stellung, eine Bewegung, ein ganzes Bild — es wird eben alles aus dem Fundament herausgearbeitet und die Wirkung des Einzelnen in mehrfacher Wiederholung erprobt. Hier und da giebt auch der Komponist seine Meinung kund, da es nun einmal *seine* Oper ist, die an dieser Stätte zur Aufführung gelangen soll. Im ganzen ist aber der Regisseur Herr der Situation und es entgeht uns nicht, wie das Räderwerk dieses großen und komplicirten Apparates auf einen Wink von ihm sich in Bewegung setzt.

Beobachten wir den Lenker dieser „Welt“ in seiner dem Außenstehenden unsichtbaren Thätigkeit, so erkennen wir mit Bewunderung einen kleinen Herrgott, einen Schöpfer en miniature in ihm. Wir sehen seinen Finger in den Werken der Ober- und der Unterwelt, des Schnürbodens und der Versenkung. Alles, was da leuchtet, glänzt, kreucht, fleugt, singt und spielt, ist ihm unterthan.

Der erste Akt ist zu Ende. „Morgen die Fortsetzung!“ ruft der Regisseur.

Wir überspringen mehrere Tage, während welcher die Scenenproben am Klavier aktweise ihrer Entwickelung entgegenreifen, und sehen uns wieder in der sogenannten „Sitzprobe“ im Probesaale des Opernhauses. Zu diesem „sitzenden Stelldichein“, in welchem die Sänger zum ersten Male mit dem Orchester zusammen wirken, scheint sich auch eine ansehnliche Gesellschaft höchst fragwürdiger Dissonanzen ein Rendez-vous gegeben zu haben. Was der Notenschreiber beim Kopiren der Stimmen hinzu- oder auch hinwegkomponirt hat, in dieser Probe kommt es an den Tag; denn alle Irrthümer, die sich in seine Arbeit eingeschlichen

haben, vor dem kritischen Ohre des Kapellmeisters müssen sie heute Revue passiren. „Halt, meine Herren!“ ruft dieser, jeden Augenblick mit dem Taktstock abklopfend. „Hier stimmt's wieder nicht!“

Da fehlen die Hörner, hier macht sich ein „fis“ breit, wo ein „c“ rechtmäßig hingehört; da klappt eine Figur und dort ein Accord in der Begleitung nicht. Die „Sitzprobe“ bietet auch dem Komponisten Gelegenheit, dem Kapellmeister den Kopf recht warm zu machen. Diese Stelle hat er sich so und jene so gedacht; da möchte er in die Partitur noch eine kleine Aenderung, dort eine „wesentliche Verbesserung“ einschalten, und all das müßte wiederum in die Orchesterstimmen übertragen werden. In der „Sitzprobe“ kommen auch alle Wünsche, welche die Solosänger auf dem Herzen haben, zum Ausdruck.

„Bitte, Herr Kapellmeister, meine Arie nur recht diskret begleiten,“ flötet die Koloratursängerin.

„Die Partie liegt mir entschieden zu tief,“ brummt der Bassist mißmuthig, obgleich er heute bereits die glänzendsten Kontratöne „geschmettert“ hat. Im ganzen wird diese Probe von allen daran Betheiligten mehr als „Prüfung“ angesehen, bei der man, in sein Schicksal ergeben, die Rolle des Hiob spielen muß.

Da wir indessen keinen Anlaß haben, die Geduld des Lesers auf die — Sitzprobe zu stellen, so verlassen wir sie und eilen der ersten Orchesterprobe auf der Bühne zu.

* * *

Gelichtet ist das Chaos. Das Schöpfungswerk der „neuen Oper“ ist beim 1ten Tag angelangt. Zwar hat diese Schöpfung etwas länger gedauert als einstens die der Welt, dafür kann man aber auch nicht behaupten, daß in der Opernschöpfung nun „alles gut“ sei. Die kleinen Hilfsgeister der Ober- und Unterwelt, des Podiums, des Schnürbodens und der Versenkung sind in der Zwischenzeit nicht müßig gewesen. Dekorationen, Requisiten und sonstige Ausstattungsherrlichkeiten haben den ihnen gebührenden Platz gefunden. Maschinen- und Beleuchtungseffekte funktioniren bereits ohne sonderliche Stockung, und auch die übrigen Werke der Regie nähern sich mehr und mehr ihrer Vollendung. Die Künstler haben ihre Aufgaben nun erfaßt und feilen nur noch an der gesanglichen und dramatischen Gestaltung ihrer Partien. Der Chor hat das Indiehöhewerfen der Arme verlassen, das eingelegte Ballet das der Füßchen erreicht, während das Orchester auf dem besten Wege sich befindet, aus dem Dunstkreis seiner Dissonanzen sich zu reineren Sphären zu erheben.

Der Regisseur hat inzwischen alle das ihm anvertraute Schifflein umwogenden Fährlichkeiten überwunden. Dem Steuermann gleich führt er von seinem Regietisch aus mit fester Hand das Schifflein aus der Brandung der Probe dem bergenden Hafen der Aufführung zu, nur bisweilen sich erhebend, um diesen oder jenen Künstler vor gewissen Klippen, an denen seine Leistung zu scheitern droht, zu warnen und den Kurs der Fahrt immer sicherer zu gestalten.

Der Soufsleur hat sich heute in seinem Kasten etablirt, und wir vernehmen seine Stimme nicht mehr in der gleichen Lungenstärke wie vorher. In einer Prosceniumsloge sehen wir den Komponisten, welcher, die Partitur vor sich aufgeschlagen, das Orchester kontrollirt. Hier und da ruft er einem Instrumente eine Bemerkung zu oder begiebt sich, wenn dieselbe nicht verstanden wird, zum Kapellmeister hinunter. Freilich ist dieser nur wenig erbaut, wenn ihm vom Komponisten allzu viel „dreingeredet“ wird, denn mit dem Augenblick, in welchem er den Taktstock in die Hand nimmt, sieht er die zu dirigirende Oper als „sein“ Werk an. In der Zwischenpause können wir in der Orchesterprobe zu flüchtigem Besuche auch den Generalintendanten auf der Bühne sehen, eine hohe, schlanke Gestalt von aristokratischem Gepräge, ein Kopf, der selbstbewußt auf stolzem Nacken ruht, mit Augen, die zielbewußt in das Leben schauen, und einem Schnurrbart, der in seinem martialischen Schwunge auf Energie hinzudeuten scheint.

In den verschiedensten, fein abgewogenen Schattirungen die auf der Bühne anwesenden Damen und Herren begrüßend, unterhält sich der Generalintendant vornehmlich mit einigen hervorragenden Künstlern. Die anderen sind sichtlich bestrebt, einen Strahl dieser „Sonne“ auf sich zu lenken.

Der erste Akt ist zu Ende, damit zugleich die erste Orchesterprobe. In einzelnen Akten werden auch diese Proben, je nach der Größe und Schwierigkeit der Oper acht bis vierzehn Tage hindurch, bis zur Vollendung fortgesetzt. Wir können selbstverständlich dem Leser nicht zumuthen, an allen diesen ziemlich gleichmäßig verlaufenden Proben theilzunehmen; wir ziehen es vielmehr vor, ihn zu der nun stattfindenden Generalprobe einzuladen.

* * *

Wie ganz anders ist das Bild, das sich uns heute darbietet! Die „neue Oper“ ist auf der letzten Etappe zu ihrem Ziele angelangt — wir befinden uns in der Generalprobe. Diese repräsentirt gleichsam die erste Aufführung. Der Vorhang ist heruntergelassen, der Zuschauerraum hellerleuchtet wie am Abend und eine aus geladenen Zuhörern (Kritikern, Freunden und Freundinnen des Komponisten, der Künstler, der Musiker ꝛc.) bestehende Versammlung füllt das Haus. Die Stimmung ist eine gehobene, erwartungsvolle, doch minder kritisch geneigt als in der Première.

Das Erscheinen des Kapellmeisters macht dem (genau wie in der Aufführung) gehörseindlichen Stimmen des Orchesters ein Ende. Der Inspicient giebt auf der Bühne das Glockenzeichen, die Ouvertüre beginnt. Bei dem ersten Ton hat der Inspicient die Zeit festgestellt, um danach die Dauer der Akte, der Zwischenakte und — für den Theaterzettel — die Zeitdauer der ganzen Oper bemessen zu können. Beim Aufgang des Vorhangs darf niemand die Bühne betreten, der nicht scenisch auf derselben beschäftigt ist, und auch der Regisseur vermeidet sein Erscheinen, wenn nicht besondere Umstände ihn zu einem persönlichen Eingreifen in die Probe zwingen

Die Sänger haben indessen über ihre Aufgaben die Herrschaft meist vollkommen erlangt, singen und spielen wie in der Première, und selbst das Lampenfieber „klappt“ wie in der Aufführung.

Bezüglich der Garderoben bemerken wir, daß nur die neu angeschafften Kostüme, um deren Wirkungen zu prüfen, in der Generalprobe angelegt werden. Die Solisten sind davon ausgenommen, wenn sie nicht durch schwierige Umzüge, um einer Störung am Abend vorzubeugen, zu einer Probe ihrer Kostüme bei voller Beleuchtung veranlaßt werden. Zur Hilfeleistung der betreffenden Mitglieder sind die erforderlichen Garderobiers ꝛc. selbstverständlich im Hause anwesend.

Gestatten wir uns nun einen Blick dort links nach jener Loge hin.

Die Würde des Generalintendanten kann kaum sichtbarer zum Ausdruck gelangen, als in der Generalprobe. Einem Herrscher gleich sitzt der Chef des Theaters, von seinen Räthen umgeben, in dieser Loge an einem mit Schreibutensilien versehenen Tisch. Da sehen wir in seiner unmittelbaren Nähe den Kanzler des Koulissenreiches, den Regisseur. Ihm zunächst den „Staats“-minister, Kostümier-Professor R., den das „Innere“ repräsentirenden Intendanzrath S., ferner die Vertreter der andern Ressorts: den Dekorationsmaler, die Oberinspektoren der Maschinen, der Beleuchtung, der Garderoben und noch verschiedene Sterne kleineren Ranges, jeder einzelne sein Werk einer letzten Prüfung unterwerfend.

Nach jedem Akte findet zwischen dem Generalintendanten und dem Regisseur ein Meinungsaustausch statt, bei welchem diejenigen Uebelstände, die dem Chef im Verlauf der Probe etwa aufgefallen und von ihm notirt sind, zur Sprache kommen. Die Abstellung dieser Unvollkommenheiten vor der Aufführung bildet den Gegenstand der Erörterung mit den betreffenden, auf dieselben einwirkenden Persönlichkeiten in der Umgebung des Chefs.

Bei größeren Aufzügen, bei Balleteinlagen ꝛc. begiebt sich der Generalintendant ins Parkett, um eine bessere Totalansicht zu gewinnen. Ihm zur Seite ist dann gewöhnlich der Balletmeister. Der Komponist, der natürlich noch überall Mängel erblickt und den Erfolg seines Werkes durch alles Erdenkbare in Frage gestellt glaubt, ist in nervöser Aufregung bald auf der Bühne bei den Sängern, bald im Orchester beim

den Gipfel des Puy de Dôme mit dem Observatorium, daran schließen sich mehrere kleinere Puys, während man in der Ferne den 1886 Meter hohen Pic de Sancy und den gleich hohen Plomb de Cantal sieht, die wie Inseln aus einem Meere aufsteigen. Die sehr gleichmäßig hohe Oberfläche der Wolken ist überaus merkwürdig und Professor Alluard bemerkt, daß bei heftigem Winde diese Oberfläche bisweilen völlig einer bewegten See gleiche, indem trotz der Bewegung das allgemeine Niveau keinen Wechsel erleide.

In Oesterreich besteht ein Hochobservatorium erster Ordnung auf dem Obirgipfel in 2044 Metern Meereshöhe südlich von Klagenfurt. Schon seit 1846 wurden dort Beobachtungen angestellt, aber nur an den Wochentagen, weil die Aufseher Sonntags zu ihren Familien herabstiegen. Erst seit 1878 wurde auf Veranlassung der Sektion Eisenkappel des österreichischen Touristenklubs auf dem Obir ein Touristenhaus nebst einem kleinen Schlafhause aufgeführt und ein Beobachter bestellt, der Sommer und Winter oben ausharren und regelmäßig beobachten mußte. Von da an wurde die Station wichtig für die Meteorologie, besonders da der hochverdiente Direktor Hann in Wien, gegenwärtig wohl der Erste unter den lebenden Meteorologen, die Station auf dem Obir mit selbstregistrirenden Instrumenten ausrüsten ließ.

Meteorologisches Observatorium auf dem Pic du Midi.

Auf diese Weise wird dort oben seit mehreren Jahren von Stunde zu Stunde der Druck der Luft, die Temperatur, die Richtung und Stärke des Windes, ja die tägliche Dauer des Sonnenscheins automatisch aufgezeichnet, ohne daß der Beobachter wesentlich mehr dabei zu thun hat, als die Aufzeichnungen von den Instrumenten abzunehmen und die Apparate von Zeit zu Zeit nachzusehen, damit ihre Thätigkeit nicht stocke. Die Erhaltung der Station und die Versorgung des oben weilenden Aufsehers mit Lebensmitteln geschieht von dem Orte Eisenkappel aus, auch ist eine Telephonverbindung eingerichtet, so daß der in der Wolkenregion weilende Beobachter nicht völlig vereinsamt ist, sondern mit den Menschen unten wenigstens durch die Sprache verkehren kann. Unser Bild (S. 729) giebt den allgemeinen Anblick der Station von einem benachbarten hohen Punkte des Obir aus. Wir fügen noch eine zweite Abbildung (S. 724) bei, welche nach einer Zeichnung des Herrn Berger in Eisenkappel angefertigt ist. Sie stellt den Hochobir im Winter dar, wenn das Beobachtungshaus in den Schneemassen begraben liegt und ein tiefgrauer Himmel über der weißen, öden Fläche liegt. Man sieht, daß von dem Beobachtungshause aus eine elektrische Leitung nach der eigentlichen Spitze des Obir führt. Auf dieser Spitze, in 2140 Metern Höhe, von keiner andern Erhebung überragt, steht das Anemometer, das heißt ein Instrument, um Richtung und Stärke des Windes anzuzeigen, die dann durch den elektrischen Strom nach dem Beobachtungshause übermittelt und automatisch aufgezeichnet werden.

Ein anderes Hochobservatorium besitzt Oesterreich auf dem Sonnenblick in der Goldberggruppe der Hohen Tauern. Dieser Gipfel ragt bis zu 3103 Metern empor, ist also um mehr als die Hälfte höher als der Hochobir und eignet sich dabei durch seine Lage wie kaum ein zweiter in den Alpen zur Anlage eines meteorologischen Observatoriums. Das Hauptverdienst um die Errichtung dieser höchsten Wetterwarte Europas gebührt dem Gewerken Ignaz Rojacher. Dieser, im wahrsten Sinne des Wortes ein „selbstgemachter" Mann, ist der eigentliche Urheber der Sonnenblickwarte, indem er das, was die österreichische meteorologische Gesellschaft längst sehnsüchtig gewünscht hatte, kräftig ins Werk setzte. Der Bau des Observatoriums auf der schwer zugänglichen Höhe bot ganz besondere Schwierigkeiten, namentlich in dem ungünstigen Sommer 1886, aber Rojachers Energie überwand alle Hindernisse. Am 2. September jenes Jahres wurde die Station feierlich eröffnet, und ein Knappe Namens Simon Neumeyer wurde der erste Beobachter. — Unsere naturgetreue, nach einer Photographie dargestellte Abbildung auf S. 728 zeigt uns den schwierigen Aufstieg zum Sonnenblick. Rechts unten sind die Knappenhäuser des Goldbergwerkes von Rojacher sichtbar; von hier zieht sich der Weg auf den Sonnenblick über den Glascher (links) bis zu den unterhalb der Spitze aufsteigenden Felspartien. Ueber diese hinauf gelangt man zu dem im Bilde nur gegen die Spitze zu erscheinenden oberen Gletscher und zu der Hochwarte Sonnenblickhaus.

Die größte Kälte im Februar 1887 war — 32° C. am 9. jenes Monats, die größte Wärme am 5. Januar betrug — 6,2° C. Das sind, wie man sieht, sibirische Verhältnisse. Die mittlere Temperatur der Sommermonate steigt auf nur wenig über den Gefrierpunkt, ja sie bleibt zum Theil noch darunter. Für den Juni beträgt sie — 1,4°, für Juli + 1,2°, für August + 1,0°, durchschnittlich für die Sommermonate + 0,3° C. Sonach kommt die Sommerwärme auf dem Sonnenblick ziemlich jener auf Spitzbergen oder Franz-Josef-Land im arktischen Eismeer gleich.

Die Schweiz besitzt eine Hochstation auf dem Säntis in 2500 Metern Höhe, den man von Appenzell aus leicht erreichen kann. —

Die höchstgelegene Beobachtungsstation im Deutschen Reiche befindet sich seit 1883 auf dem Wendelstein, der von München aus über Bayerisch-Zell bequem zu besteigen ist. Der Berg selbst, dessen Beschreibung in Halbheft 3 des vorigen Jahrganges enthalten ist, erhebt sich bis zu 1860 Metern über die Meeresfläche und trägt auf der höchsten Kuppe, die mittels eines Drahtseiles zugänglich ist, ein großes Kreuz. Da diese Spitze jedoch im Winter nur mit Lebensgefahr erreicht werden kann, so sind die Instrumente der meteorologischen Station in dem 130 Meter tiefer liegenden Touristenhause aufgestellt.

Die nachfolgende Zusammenstellung giebt einen Ueberblick über die hauptsächlichsten Gipfelstationen in Europa, geordnet nach ihrer Höhe über dem Meeresspiegel: Sonnenblick, Salzburg, Hohe Tauern 3103 Meter, Aetna, Sicilien 2900 Meter, Pic du Midi, Pyrenäen 2877 Meter, Säntis, Appenzeller Land 2500 Meter, Monte Cimone, Apennin 2162 Meter, Hochobir, Kärnten 2044 Meter, Mont Ventoux, Cottische Alpen 1960 Meter, Wendelstein,

Südbayern 1860 Meter, Schafberg bei Ischl 1776 Meter, Pic l'Aigual, Cevennen 1567 Meter, Puy de Dôme, Auvergne 1463 Meter, Ben Nevis, Schottland 1418 Meter, Brocken, Harz 1141 Meter.

So sehen wir, daß heute zu Zwecken der Wissenschaft die leisesten Regungen des Luftozeans überwacht werden an Orten, die noch vor 150 Jahren von allen Schrecknissen des Aberglaubens umhüllt waren; und da, wo man vor zwei Menschenaltern noch den Aufenthalt von Drachen und Fabelthieren der seltsamsten Art vermuthete, in Höhen, in denen nach Ansicht der damaligen Alpenbewohner der „kalte Berghunger" den Menschen befiel, dreht sich heute das selbstregistrirende Anemometer und schreibt die Sonne im Dienste der Wissenschaft auf, wie lange sie an jedem Tage leuchtet und wie lange sie hinter Wolken verborgen blieb.

Dr. Klein.

Die Alpensee.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Roman von **E. Werner.**

(Fortsetzung.)

Die weiche Stimme Alices verstand so süß zu bitten und die braunen Augen blickten so fragend und theilnehmend den jungen Arzt an, und doch war Nordheims Tochter die letzte, die den wahren Grund zu Reinsfelds Stimmung erfahren durfte. Sie hatte freilich recht gesehen; Benno litt schon seit Wochen unter dem Druck jenes Verdachtes, den Gronau in seine bis dahin so arglose Seele gepflanzt hatte. Zwar hatte sich nichts gefunden, was ihn irgendwie bestätigte, aber Reinsfeld ahnte, daß Veits plötzliche Abreise und sein langes Ausbleiben damit zusammenhingen, daß dieser die Spur weiter verfolgte. Er faßte sich indessen rasch und erwiderte:

„Es wird mir schwer, Oberstein zu verlassen. So anstrengend meine Praxis auch bisweilen war, und so sehr ich mich nach einem größeren Wirkungskreise sehne, ich fühle es doch jetzt, wie sehr ich verwachsen bin mit den Menschen, deren Freud und Leid ich jahrelang getheilt habe, mit den Bergen, die mir eine zweite Heimath geworden sind. Ich lasse hier so manches zurück, was mir das Scheiden schwer macht."

Sein Auge suchte den Boden bei den letzten Worten, sonst hätte er die Veränderung gewahren müssen, die plötzlich mit Alice vorging. Sie erbleichte und die eben noch so strahlende Heiterkeit ihrer Züge erlosch, während das Sträußchen von Waldblumen, das sie vorhin gepflückt hatte, ihrer Hand entfiel und auf das Moos niedersank.

„Ist Ihre Abreise so nahe?" fragte sie leise.

„Gewiß, ich warte nur auf die Ankunft meines Nachfolgers, der voraussichtlich in acht Tagen eintrifft."

„Und dann gehen Sie — für immer?"

„Ja — für immer!"

Die Frage wie die Antwort hatten einen gleich schweren Klang, dann trat ein Schweigen ein. Alice bückte sich und hob das Sträußchen wieder auf, das sie mechanisch zu ordnen begann. Sie wußte freilich von der Berufung nach Neuenfeld und von der Annahme seitens des Doktors, aber sie hatte geglaubt, er werde wenigstens bis zu ihrer Abreise hierbleiben, und über diese Abreise waren ihre Gedanken nie hinausgegangen. Sie war hier in den Bergen so glücklich gewesen, hatte sich mit ganzer Seele der frohen, sonnigen Gegenwart hingegeben und kaum jemals daran gedacht, daß sie ein Ende nehmen könnte; jetzt wurde sie daran gemahnt, wie nahe dies Ende war.

„Ich kann diesmal ohne Besorgniß gehen," hob Benno wieder an. „Der Gesundheitszustand in meinem Bezirk läßt kaum etwas zu wünschen übrig und Sie, gnädiges Fräulein, bedürfen meiner ja nicht mehr. Bei der nöthigen Schonung, die Sie sich noch eine Zeit lang auferlegen müssen, glaube ich mich für Ihre dauernde Genesung verbürgen zu können. Ich bin sehr glücklich darüber, daß ich meinem Freunde Wort halten und ihm die Braut gesund und lebensfroh wiedergeben kann."

„Wenn ihm überhaupt etwas daran liegt!" sagte Alice leise.

Reinsfeld sah sie betroffen an bei der seltsamen Bemerkung.

„Gnädiges Fräulein —?"

„Glauben Sie denn, daß Wolfgang mich lieb hat? — Ich glaube es nicht!"

Es lag keine Bitterkeit in den Worten, sie klangen nur traurig und ebenso traurig fragend war der Blick, der sich jetzt zu dem jungen Arzte emporhob.

„Sie glauben nicht an Wolfgangs Liebe?" rief er bestürzt. „Aber weshalb hätte er denn sonst —" er brach plötzlich ab und verstummte mitten im Satze. Er wußte ja doch am besten, daß die Liebe bei der Wahl seines Freundes keine Rolle gespielt hatte; er erinnerte sich noch so deutlich jener Stunde, wo der junge Oberingenieur sich mit kalter, kühner Berechnung vornahm, die Tochter des allmächtigen Präsidenten zu gewinnen, des spöttischen Achselzuckens, mit dem er den Gedanken an eine Neigung zurückwies — es war eine Spekulation gewesen, weiter nichts.

„Ich will ja keinen Vorwurf gegen Wolfgang aussprechen, gewiß nicht," fuhr Alice fort. „Er ist stets so aufmerksam, so rücksichtsvoll und so besorgt um mich; aber ich fühle es doch, wie wenig ich ihm bin, fühle, daß, selbst wenn er bei mir ist, seine Gedanken weit fort sind. Ich habe das früher kaum empfunden und wenn ich es empfand, that es mir nicht wehe. Ich war immer so müde, hatte so gar keine Freude am Leben und kam mir stets wie eine Gefangene vor, in der Krankenhaft. Erst als der schwere Druck zu weichen begann, der mir Geist und Körper lähmte, habe ich sehen und unterscheiden lernen. Wolfgang liebt seinen Beruf, seine Zukunft, sein großes Werk, die Wolkensteiner Brücke, auf das er so stolz ist — mich wird er niemals lieben!"

Benno fand nicht sogleich eine Antwort, er war ebenso erschreckt wie überrascht von diesem Urtheil des jungen Mädchens, das er in diesem Punkte für so gleichgültig gehalten hatte, und das nun mit so unerbittlicher Klarheit die Wahrheit durchschaute.

„Wolf ist überhaupt keine leidenschaftliche Natur," sagte er endlich langsam. „Bei ihm überwiegt der Ehrgeiz nun einmal das Gefühlsleben; schon als Knabe war er so und bei dem Manne tritt das noch starrer und schärfer hervor, es ist Charakteranlage."

Alice schüttelte verneinend das Haupt: „Doktor Gersdorf ist auch eine ruhige, kühle Natur, und wie liebt er Wally! Ernst Waltenberg kannte früher kein anderes Glück als seine schrankenlose Freiheit, und was hat die Liebe aus ihm gemacht! Frau von Lasberg sagt freilich, das eine sei Tändelei, die mit den Flitterwochen zu Ende gehe, und das andere Strohfeuer, das ebenso schnell erlöschen würde, wie es aufflammte; die wahre dauernde Liebe sei überhaupt ein Traumgespinnst, eine thörichte Romanidee, die eine kluge Frau von vornherein aufgeben müsse, wenn sie eine glückliche Ehe führen wolle. Sie mag ja vielleicht recht haben, aber es ist eine so trostlose, so niederschmetternde Weisheit — glauben Sie auch daran, Herr Doktor?"

„Nein!" sagte Reinsfeld, so fest und nachdrücklich, daß Alice ihn verwundert anblickte, aber sie lächelte trübe.

„Dann sind wir beide Träumer und Thoren, die jene klugen Leute nicht gelten lassen."

„Und Gott sei Dank, daß wir es sind!" brach Benno aus. „Lassen Sie es sich doch nicht rauben, mein Fräulein, das Einzige, was im Leben Glück zu geben vermag, was das Leben überhaupt erst der Mühe werth macht. Mir hat Wolf freilich stets prophezeit, daß ich damit ein armer Tropf bleiben werde, nach dem niemand fragt — meinetwegen! Ich bin doch glücklicher als er, mit all seinem Selbstbewußtsein und seinen Erfolgen. Er hat ja keine Freude daran, er sieht überall nur die öde, nüchterne Wirklichkeit, ohne Begeisterung, ohne jeden idealen Schimmer. Ich habe ein hartes Leben durchgemacht, bin nach dem Tode meiner Eltern als verwaister Knabe in der Welt herumgestoßen worden, habe als armer Student oft nicht gewußt, wo ich das Brot für den nächsten Tag hernehmen sollte, und habe auch bis jetzt nur eben das Nothwendige gehabt, aber ich tausche doch nicht mit meinem Freunde und seiner glänzenden Zukunft!"

Er ließ sich von seiner Erregung fortreißen und fühlte gar nicht, welche schwere Anklage gegen Wolfgang in seinen Worten lag; aber auch Wolfgangs Braut schien das nicht zu empfinden, denn sie blickte mit leuchtenden Augen zu dem jungen Arzte empor,

der, sonst so schlicht und einfach in seinem ganzen Wesen, jetzt in einer förmlichen Begeisterung aufflammte. Er war sonst scheu und verschlossen, wie alle tiefinnerlichen Naturen, jetzt aber, wo die Schranke einmal gebrochen war, kannte er auch keine Zurückhaltung mehr, sondern fuhr beinahe leidenschaftlich fort:

„Wenn wir beide dereinst die Summe unseres Lebens ziehen, dann ist das Glück doch vielleicht auf meiner Seite, dann gäbe Wolfgang vielleicht all seine stolzen Errungenschaften hin für einen einzigen Trunk aus dem Quell, der mir unversiegbar strömt. Wir armen, verhöhnten und verspotteten Idealisten sind doch die einzig Glücklichen in der Welt, denn wir können lieben aus vollem Herzen, können uns begeistern für alles Große und Gute, können hoffen und vertrauen, trotz aller bitteren Erfahrungen. Und wenn uns alles zusammenstürzt im Leben, dann bleibt uns doch noch das Eine, das nach oben weist, und das trägt uns zu einer Höhe, wohin die anderen nicht folgen können; es fehlen ihnen ja die Flügel, und die sind mehr werth, als all ihre vielgepriesene Lebensweisheit!"

Alice lauschte schweigend, athemlos dieser Sprache, die sie nie gehört hatte in ihrem Vaterhause und die sie doch verstand mit dem Instinkt eines jungen, warmen Herzens, das nach Glück und Liebe verlangt. Und sie wußte nicht einmal, daß der Mann, der so begeistert für den Idealismus, für den Glauben an die Menschen eintrat, eine der herbsten Erinnerungen in Bezug auf Freundesehre und Freundestreue mit sich herumtrug, und daß diese Erinnerung ihrem eigenen Vater galt.

„Sie haben recht!" rief sie, ihm wie zum Danke beide Hände hinstreckend. „Das ist das höchste, das einzige Glück im Leben und das wollen wir uns nicht rauben lassen!"

„Das einzige?" wiederholte Benno, während er, fast ohne zu wissen, was er that, ihre Hände ergriff und festhielt. „Nein, mein Fräulein, Ihnen wird doch noch ein anderes Glück beschieden sein! Wolfgang ist trotz alledem eine groß und edel angelegte Natur, lernen Sie sich nur erst gegenseitig verstehen, dann wird und muß er Sie glücklich machen, oder er wäre es nicht werth, Sie zu besitzen. Ich," hier wurde ihm doch die Stimme untreu, sie bebte in verhaltenem Schmerze, „ich werde ja öfter von ihm und seiner Ehe hören, wir bleiben in Briefwechsel, und dann — erlauben Sie mir vielleicht auch, dann und wann einen Gruß an Sie einzuflechten."

Alice antwortete nicht, aber ihre Augen standen voll heißer Thränen; sie war nicht im Stande, diesen ersten, tiefen Schmerz ihres Lebens zu verbergen, und bei den letzten Worten barg sie mit einem lauten Aufschluchzen das Gesicht in beide Hände.

Benno sah das mit einem Gefühl berauschenden Glückes und berauschenden Schmerzes. Ein anderer hätte vielleicht alles vergessen bei diesem Anblick, der so deutlich sprach, und die Geliebte in seine Arme gezogen; für ihn war sie nur die Braut seines Freundes, der er um keinen Preis der Welt mit einem Liebesworte genaht wäre — er trat langsam einige Schritte zurück.

„Es ist doch gut, daß ich nach Neuenfeld gehe!" sagte er kaum hörbar. „Ich wußte längst, daß es nothwendig war!"

Die beiden hatten keine Ahnung davon, daß sie belauscht wurden. Schon in jenem Augenblick, wo der Doktor die Hände des jungen Mädchens ergriff, theilte sich das Gebüsch am Fuße des Felsens, und Wally, die eine neckende Ueberraschung beabsichtigte, lugte daraus hervor. Ihr muthwilliges Gesicht nahm aber den Ausdruck höchster Verwunderung an, als sie Alice, die sie allein glaubte, in Gesellschaft des Vetter Benno und in einer sehr vielsagenden Vertraulichkeit mit ihm erblickte.

Zu den vielen lobenswerthen Eigenschaften der Frau Doktor Gersdorf gehörte auch eine sehr hervorragende Neugierde. Sie wollte unter allen Umständen wissen, wie dieses verfängliche Zusammensein sich weiter entwickelte. Sie verharrte daher regungslos auf ihrem Lauscherposten und hörte das ganze folgende Gespräch mit an, bis Ernas und Waltenbergs Schritte sich vernehmen ließen, die erst jetzt den Felspfad herabkamen.

Zum Glück besaß die kleine Frau Geistesgegenwart, und überdies hatte sie während ihrer eigenen Brautzeit Alice so nachdrücklich als Schutzgeist in Anspruch genommen, daß sie sich nun auch ihrerseits zu dieser Rolle verpflichtet fühlte. Sie tauchte daher geräuschlos in das Gebüsch zurück und rief dann laut und lustig den Niedersteigenden zu, daß sie ihnen schon weit voraus sei. Das that denn auch seine Wirkung; als alle drei einige Minuten später die Bergwiese betraten, hatte sich das junge Paar gefaßt, Alice saß auf ihrem früheren Platze und Reinsfeld stand ernst und schweigsam daneben. Wally war natürlich grenzenlos überrascht, ihren Vetter Benno hier zu finden, dessen sie sich sofort bemächtigte. Er mußte beichten, sobald sie allein waren, das stand bei ihr fest, und Alice mußte es gleichfalls; als Schutzgeist hatte man Anspruch auf unbedingtes Vertrauen.

Die kleine Gesellschaft trat gemeinsam den Rückweg an, und dabei mußte Benno unausgesetzt seiner jungen Verwandten Stand halten, die ihn mit Fragen und Erzählungen überschüttete. Er hörte mechanisch zu und gab ebenso mechanisch die geforderten Antworten, während sein Blick an der schlanken, zarten Gestalt hing, die wortlos an Ernas Seite ging; er wußte es ja nicht erst seit heute, daß sie ihm das Theuerste auf der ganzen Welt war.

Der Präsident war zur festgesetzten Zeit angekommen, er mußte bis zur Eröffnung der Bahn den Weg noch über Heilborn nehmen und hatte den Doktor Gersdorf von dort mitgebracht, der seine Frau abholen wollte. Der Chefingenieur war an dem Tage „zufällig" nach einer sehr entfernten Strecke der Bahn gefahren und konnte seinen Schwiegervater nicht wie sonst begrüßen. Nordheim wußte sich das zu deuten; allerdings rechnete er jetzt auf keine Nachgiebigkeit Wolfgangs mehr, aber es mußte trotz alledem noch zu einer letzten Auseinandersetzung zwischen ihnen kommen.

Wally hatte unmittelbar nach Tische ihren Gatten in den kleinen Waldpark gezogen, der zu der Villa gehörte, um dort ungestört ihr Herz ausschütten zu können, aber sie machte sehr großartige Vorbereitungen dazu und erging sich in so geheimnißvollen Andeutungen und Winken, daß Gersdorf anfing unruhig zu werden.

„Aber, liebes Kind, so sage mir doch endlich, was eigentlich geschehen ist," bat er. „Ich habe gar nichts Ungewöhnliches bemerkt bei meiner Ankunft; was hast Du mir denn anzuvertrauen?"

„Ein Geheimniß, Albert," versetzte die junge Frau mit großer Feierlichkeit, „ein schweres, tiefes Geheimniß, dessen Bewahrung ich Dir auf die Seele binde. Es haben sich hier ganz unglaubliche Dinge ereignet — hier und in Oberstein."

„In Oberstein? Ist etwa Benno dabei betheiligt?"

„Ja!" Frau Doktor Gersdorf machte eine sehr lange Kunstpause, um ihrer Eröffnung den nöthigen Nachdruck zu geben, dann sagte sie in einem hochtragischen Ton:

„Benno — liebt Alice Nordheim!"

Die Nachricht machte leider nicht den gehofften Effekt, der Rechtsanwalt schüttelte nur den Kopf und sagte mit empörender Gleichgültigkeit:

„Der arme Junge! Gut, daß er nach Neuenfeld geht, da wird er sich den Unsinn hoffentlich bald aus dem Sinne schlagen!"

„Das nennst Du Unsinn?" rief Wally entrüstet. „Und Du meinst, man könne es sich so ohne weiteres aus dem Sinne schlagen? Du hättest es wahrscheinlich gekonnt, wenn ich nicht Deine Frau geworden wäre, Albert, denn Du bist ein herzloses Ungeheuer!"

„Aber ein vortrefflicher Ehemann!" behauptete Gersdorf, der an diese tragischen Ausdrücke seiner Frau schon gewöhnt war, mit philosophischer Ruhe. „Uebrigens lag die Sache bei mir doch etwas anders. Ich wußte, daß Du mir erreichbar warst trotz mancher Hindernisse, und überdies war ich Deiner Gegenliebe gewiß."

„Das ist Benno auch, Alice liebt ihn gleichfalls," erklärte Wally und hatte die Genugthuung, zu sehen, daß ihr Gatte diese zweite Neuigkeit bedeutend ernster nahm, als die erste. Er hörte nachdenklich und schweigsam zu, während sie in ihrer gewohnten lebhaften Weise den ganzen Bericht hervorsprudelte, von dem Zusammentreffen im Walde, von ihrem Lauscherposten im Gebüsche und ihren höchst energischen Bemühungen, Klarheit in die Sache zu bringen, wie sie sich ausdrückte.

„Eine Stunde später hatte ich Benno unter vier Augen," fuhr sie fort. „Er wollte anfangs nicht beichten, durchaus nicht, aber man soll es einmal versuchen, mir etwas zu verbergen,

„Ich habe Dir ja gesagt, Albert, daß ich mich der Sache anzunehmen beabsichtige!“ erklärte die junge Frau großartig. „Ich werde mit Elmhorst sprechen, werde an seinen Edelmuth appelliren, ihm vorstellen, daß er zurücktreten muß, wenn er nicht zwei Menschen unglücklich machen will. Er wird gerührt, erweicht sein, wird die Liebenden zusammenführen und —“

„Eine echte Romanscene spielen!“ ergänzte Albert. „Nein, das wird er nicht thun! Du kennst den Chefingenieur schlecht, wenn Du ihm eine solche Gefühlsseligkeit zutraust. Er ist am wenigsten der Mann, von einer Verbindung zurückzutreten, die ihm den einstigen Besitz von Millionen verbürgt, und wenn er die Liebe seiner Frau dabei entbehren muß, so wird er sich zu trösten wissen. Und was glaubst Du denn, was Nordheim zu der romantischen Geschichte sagen würde?“

„Der Präsident?“ fragte Wally kleinlaut. Sie hatte bei ihren kühnen Entwürfen, wo sie sich schon als segnenden Schutzgeist sah, der die Hände der beiden Liebenden mit der nöthigen Rührung vereinigte, gar nicht daran gedacht, daß Alice noch einen Vater besaß, der ein entscheidendes Wort in der Sache zu sprechen hatte.

„Ja, Präsident Nordheim, dessen eigentliches Werk diese Verlobung ist, und der schwerlich geneigt sein dürfte, sie aufzuheben und die Hand seiner Tochter einem jungen Landarzte zu bewilligen, der bei all seiner Bravheit und Tüchtigkeit doch äußerlich gar nichts in die Wagschale zu legen hat. Nein, Wally, die Sache ist völlig aussichtslos, und Benno hat durchaus recht, wenn er jede Hoffnung aufgiebt. Selbst wenn Alice ihn wirklich liebt — sie hat ihr Jawort einmal gegeben, freiwillig gegeben, und weder der Bräutigam noch der Vater werden sie davon entbinden. Es hilft nichts, sie müssen sich beide fügen.“

Er hätte noch weit mehr Gründe anführen können, ohne seine Frau zu überzeugen. Sie wußte, was ihr eigenes Trotzköpfchen ausgerichtet hatte, als es sich um die Vereinigung mit dem Geliebten handelte, und sah durchaus nicht ein, weshalb Alice das nicht gleichfalls durchsetzen sollte. Sie hörte zwar aufmerksam zu, schnitt dann aber jede weitere Einwendung ihres Mannes mit der diktatorischen Erklärung ab:

„Das verstehst Du nicht, Albert! Sie lieben sich — also müssen sie sich heirathen, und das werden sie auch!“

Und gegen eine solche Logik kam Gersdorf mit seinen Gründen allerdings nicht auf. —

Inzwischen befand sich Alice Nordheim in dem Arbeitszimmer ihres Vaters, das sie sonst nie zu betreten pflegte, und es mußte etwas Ungewöhnliches sein, was sie dorthin führte, denn sie sah bleich und erregt aus und schien, wie sie da am Fenster lehnte, mit einer geheimen Angst zu kämpfen, und doch handelte es sich nur um eine Unterredung zwischen Vater und Kind. Freilich, die Vertraulichkeit und Innigkeit dieses Verhältnisses fehlten hier vollständig. Nordheim, der seine Tochter mit allem Glanze seines Reichthums umgab, hatte doch im Grunde nur sehr wenig Interesse für sie, und Alice hatte das von jeher empfunden, aber bei ihrer gehorsamen geduldigen Fügsamkeit in alles, was der Vater zu beschließen für gut fand, war es nie zu irgend einem Gegensatze zwischen ihnen gekommen.

Jetzt zum ersten Male sollte das anders werden, sie wollte dem Vater mit einem Geständnisse nahen, das, wie sie wußte, seinen vollsten Zorn herausfordern würde. Aber das junge Mädchen war doch nicht so schwach und willenlos, wie es den Anschein hatte; sie fürchtete diesen Zorn, sie zitterte davor und schwankte doch nicht in ihrem Entschlusse.

Da ließ sich im Nebenzimmer der Schritt des Präsidenten hören und gleich darauf seine Stimme:

„Der Sekretär des Herrn Waltenberg? Gewiß, lassen Sie ihn eintreten!“

Alice stand einen Moment lang unentschlossen; der Vater, der von ihrem Hiersein keine Ahnung hatte, kam nicht allein, und sie konnte jetzt, in ihrer angstvollen Erregung, keinem Fremden gegenübertreten. Es handelte sich jedenfalls nur um eine Nachricht oder Bestellung von seiten Waltenbergs, die in wenigen Minuten abgemacht war. Das junge Mädchen schlüpfte also rasch in das anstoßende Schlafzimmer, dessen Thür angelehnt blieb; gleich darauf trat Nordheim ein und hatte sich kaum niedergelassen, als der Gemeldete erschien.

Der Präsident empfing ihn mit vornehmer Gleichgültigkeit. Er wußte, daß Ernst auf seinen Reisen eine Persönlichkeit aufgegriffen hatte, die unter dem Titel eines Sekretärs alle möglichen Vertrauensposten bei ihm bekleidete, interessirte sich aber nicht weiter dafür. Den Namen hatte er entweder nicht gehört oder nicht beachtet, jedenfalls erkannte er den einstigen Jugendfreund nicht wieder. Fünfundzwanzig Jahre sind eine lange Zeit, und ein Leben, wie Gronau es geführt hatte, pflegt den Menschen noch mehr als sonst zu verändern. Der Mann mit dem braunen, tiefdurchfurchten Gesicht und den grauen Haaren hatte keinen Zug mehr von dem frischen, übermüthigen Burschen, der damals in die weite Welt gegangen war, um sein Glück zu versuchen.

„Sie sind der Sekretär des Herrn Waltenberg?“ eröffnete Nordheim das Gespräch.

„Ja, Herr Präsident.“

Nordheim stutzte beim Klange der Stimme, die eine unbestimmte Erinnerung in ihm erweckte. Er richtete einen scharfen Blick auf den Fremden, und während er ihm flüchtig winkte, Platz zu nehmen, fuhr er fort:

„Er kommt also heute vermuthlich nicht? Was bringen Sie mir, Herr — wie ist Ihr Name?“

„Veit Gronau!“ versetzte dieser, indem er ruhig den angebotenen Platz einnahm.

Der Präsident sah sehr überrascht aus; er schien in dem wettergebräunten Gesichte die Züge des einstigen Jugendfreundes zu suchen, aber die Erinnerung, die ihm hier so unvermuthet entgegentrat, schien keine angenehme zu sein, und er war offenbar nicht geneigt, jene Freundschaft jetzt noch gelten zu lassen. Die Haltung, welche er annahm, wies dem Sekretär seines künftigen Verwandten entschieden eine untergeordnete Stellung an.

„Dann sind wir uns wohl nicht ganz fremd,“ warf er hin. „Ich habe in meiner Jugendzeit öfter mit einem Veit Gronau verkehrt —“

„Der die Ehre hat, vor Ihnen zu sitzen,“ ergänzte Veit.

„Das freut mich in der That!“ Die Freude wurde in sehr gemessener Weise ausgedrückt. „Und wie ist es Ihnen in der Zwischenzeit ergangen? Hoffentlich gut, Ihre Stellung bei Herrn Waltenberg ist voraussichtlich eine sehr angenehme.“

„Ich habe allen Grund, zufrieden damit zu sein. So weit wie Sie, Herr Präsident, habe ich es freilich nicht gebracht, aber man muß sich zu bescheiden wissen.“

„Ganz recht! Das Schicksal lenkt die Bahnen der Menschen in sehr verschiedene Richtungen.“

„Und bisweilen übernehmen das die Menschen auch selbst; da kommt es denn freilich darauf an, wer sein Lebensschiff am geschicktesten zu steuern versteht.“

Die Bemerkung mißfiel dem Präsidenten, sie klang ihm zu vertraulich, und er wünschte keine Vertraulichkeit mit dem ehemaligen Jugendgenossen, deshalb sagte er abbrechend:

„Doch wir kommen von dem eigentlichen Grund Ihres Besuches ab. Herr Waltenberg schickt Sie also —?“

„Nein!“ versetzte Gronau trocken.

Nordheim sah ihn verwundert an.

„Sie kommen doch von ihm, in seinem Auftrage?“

„Nein, Herr Präsident. Ich kehre soeben erst von einer Reise zurück. Ich habe Herrn Waltenberg noch nicht wiedergesehen und mich nur in meiner Eigenschaft als sein Sekretär melden lassen, um sofort von Ihnen empfangen zu werden. Ich komme in eigener Sache.“

Der Präsident wurde bei dieser Eröffnung noch um einige Grade kühler und vornehmer, denn er erwartete irgend ein Bittgesuch; aber der Mann, der da so ruhig vor ihm saß und ihn mit den hellen, scharfen Augen so forschend anblickte, sah nicht aus wie ein Bittender, es lag eher etwas Herausforderndes in seinem Wesen, das Nordheim sehr unangenehm berührte.

„Nun, so sprechen Sie!“ sagte er mit merklicher Herablassung. „Unsere Beziehungen liegen zwar sehr weit zurück, indessen —“

„Ja, sie liegen um fünfundzwanzig Jahre zurück,“ schnitt ihm Gronau ohne weiteres das Wort ab. „Und doch möchte ich mir gerade aus jener Zeit eine Auskunft erbitten und Sie um Nachricht ersuchen, was aus unserem gemeinschaftlichen — ich bitte um Entschuldigung — aus meinem einstigen Freunde Benno Reinsfeld geworden ist.“

Die Frage kam so plötzlich und unerwartet, daß Nordheim einen Moment lang verstummte; er war aber hinreichend an Selbstbeherrschung gewöhnt, um auch solchen Ueberraschungen Stand zu halten. Allerdings flog ein argwöhnischer Blick zu dem Fragenden hinüber, dann aber zuckte er die Achseln und erwiderte mit kalter Abweisung:

„Sie muthen meinem Gedächtniß wirklich sehr viel zu, Herr Gronau. Ich kann unmöglich noch jede einzelne Jugendbekanntschaft im Kopfe haben, und in diesem Falle erinnere ich mich nicht einmal mehr des Namens."

„Nicht? Nun, dann muß ich Ihrem Gedächtnisse zu Hilfe kommen, Herr Präsident. Ich spreche von dem Ingenieur Benno Reinsfeld, dem Erfinder der ersten Berglokomotive."

Die Augen der beiden Männer begegneten sich, und in dem Augenblick wußte der Präsident, daß es sich hier um keinen Zufall handelte, sondern daß ein Feind vor ihm stand, und daß in jenen anscheinend so harmlosen Worten eine Drohung lag. Es kam nur darauf an, zu erfahren, ob dieser Mensch, der so urplötzlich aus jahrelanger Verschollenheit wieder auftauchte, in der That gefährlich war, oder ob das Ganze nur auf einen gewöhnlichen Erpressungsversuch hinauslief, der sich auf irgend eine Erinnerung aus alter Zeit stützte. Nordheim schien das letztere anzunehmen, denn er sagte eisig:

„Da sind Sie falsch berichtet, die erste Berglokomotive habe ich erfunden, wie mein Patent es ausweist."

Gronau erhob sich plötzlich, sein dunkles Antlitz färbte sich noch tiefer, man sah es, wie ihm das Blut in die braunen Wangen stieg. Er hatte sich einen ausführlichen Feldzugsplan entworfen und genau überlegt, wie er den Gegner angreifen und in die Enge treiben wolle, bis diesem kein Ausweg mehr übrig blieb; dieser eisernen Stirn gegenüber fielen aber all die klugen Vorsätze zusammen und die Empörung des ehrlichen Mannes gewann die Oberhand.

„Und das wagen Sie mir ins Gesicht zu sagen!" rief er heftig. „Mir, der dabei gewesen ist, als Benno uns seinen Plan vorlegte und erklärte, als Sie ihn lobten und bewunderten! Läßt Ihr Gedächtniß Sie auch da im Stich?"

Der Präsident legte ruhig die Hand an die Klingel.

„Werden Sie sich freiwillig entfernen, Herr Gronau, oder soll ich die Diener rufen? Ich bin nicht gesonnen, in meinem eigenen Hause Beschimpfungen zu dulden."

„Ich rathe Ihnen, die Klingel in Ruhe zu lassen!" brach Veit grimmig aus. „Sie haben die Wahl, ob das, was ich Ihnen zu sagen habe, unter vier Augen oder vor aller Welt verhandelt werden soll. Wenn Sie sich weigern — ich finde überall Gehör."

Die Drohung blieb nicht wirkungslos, Nordheim zog langsam die Hand zurück. Er sah, daß er kein leichtes Spiel haben werde mit diesem energischen entschlossenen Manne, und zog es vor, ihn nicht weiter zu reizen, aber seine Stimme klang noch immer unbewegt:

„Nun wohl, was haben Sie mir zu sagen?"

Veit Gronau trat dicht vor den ehemaligen Jugendgenossen hin und seine Augen sprühten.

„Daß Du ein Schurke bist, Nordheim — weiter nichts."

Der Präsident zuckte zusammen, aber schon im nächsten Augenblick fuhr er auf:

„Ah, Sie wagen es —!"

„O ja, und ich werde noch mehr wagen, denn mit dem einen Worte ist die Sache leider nicht abgethan. Der arme Benno hat sie freilich nicht durchführen können oder wollen, der beugte sein Haupt unter dem Schlage und litt vielleicht mehr durch das Bewußtsein, daß sein liebster Freund ihn verrathen hatte, als durch den Verrath selbst. Wäre ich damals hier gewesen, Du wärst nicht so leichten Kaufes fortgekommen. Gieb Dir keine Mühe mit dieser empörten Miene! Bei mir verfängt das nicht, ich weiß Bescheid und wir sind ja auch allein, Du brauchst Dich nicht zu geniren. Es kommt nur darauf an, was Du antworten wirst, wenn ich Dir die Anklage öffentlich ins Gesicht schleudere."

Er hatte in seiner Erregung den fremden Ton fallen lassen und gebrauchte das alte Du. Nordheim machte keinen Versuch mehr, ihn zur Mäßigung zu zwingen, aber er mußte sich trotz alledem sicher fühlen, denn er verlor seine überlegene Haltung nicht einen Augenblick.

„Was ich antworten werde?" sagte er achselzuckend. „Wo sind die Beweise?"

Gronau lachte bitter auf.

„Ja, das dachte ich mir, daß es so lauten würde! Darum kam ich auch nicht sofort zu Dir, als ich in Oberstein bei dem Sohne Reinsfelds die saubere Geschichte erfuhr, sondern ging der Spur nach. Ich bin in den drei Wochen überall gewesen, in der Residenz, in Bennos letztem Wohnorte, in unserer Vaterstadt sogar."

„Und sind sie gefunden, diese Beweise?" Die Frage klang in vernichtendem Hohne.

„Nein, wenigstens nichts, was Dich direkt überführt; Du hast Dich hinreichend gesichert und Reinsfeld hatte es ja versäumt, seine Erfindung unter gesetzlichen Schutz zu stellen, weil er noch nicht fertig damit zu sein glaubte. Das war damals, als ich in die weite Welt ging und Du die Stellung in der Residenz annahmst. Der gute arglose Benno änderte und besserte inzwischen an seinem Entwurfe und baute glänzende Luftschlösser darauf, bis er eines Tages erfuhr, daß der Plan längst angenommen und mit Geld aufgewogen war; aber das Patent und das Geld hatte ein anderer in der Tasche, sein bester Freund, der sich damit zum Millionär aufschwang."

„Und dies Märchen willst Du der Welt erzählen?" fragte der Präsident verächtlich, indem er, fast unwillkürlich, dem Beispiele Gronaus folgte und zu dem einstigen Du zurückkehrte. „Glaubst Du denn wirklich, daß die Behauptung eines Abenteurers, wie Du es bist, einen Mann in meiner Stellung stürzen kann? Du gestehst es ja selbst ein, daß die Beweise fehlen."

„Die direkten, ja, aber was ich erfahren habe, ist immerhin genug, Dir den Boden heiß zu machen, auf dem Du stehst. Reinsfeld hat es ja auch versucht, zu seinem Rechte zu kommen, natürlich wurde er abgewiesen, wenn man auch hier und da seinen Angaben Glauben schenkte; da verlor er den Muth und gab die Sache auf. Aber sie ist damals wenigstens zur Sprache gekommen, Du hast Dich schon einmal gegen die Anklage vertheidigen müssen, und jetzt hast Du nicht den weichen, unerfahrenen Benno, sondern mich zum Gegner; sieh zu, wie Du mit mir fertig wirst! Ich habe es mir zugeschworen, daß ich dem Sohne meines Freundes die einzige Genugthuung schaffen werde, die hier überhaupt noch zu schaffen ist, und ich pflege Wort zu halten, im Guten wie im Schlimmen. Ich habe als ‚Abenteurer' ja nichts zu verlieren, und ich werde rücksichtslos und erbarmungslos gegen Dich vorgehen, werde aus allem und jedem, was ich in den letzten Wochen erfahren habe, eine Waffe gegen Dich schmieden und den Verdacht, von dem damals nur die engsten Berufskreise wußten, vor aller Welt zur Sprache bringen. Wir wollen doch sehen, ob die Wahrheit so ganz ungehört verhallt, wenn ein ehrlicher Mann bereit ist, Gut und Blut dran zu setzen!"

Es lag eine eiserne Entschlossenheit in den Worten, und Nordheim mochte wohl wissen, wessen er sich von diesem Gegner zu versehen hatte. Er schien einige Minuten lang mit sich zu kämpfen, dann fragte er kurz und leise:

„Wie viel verlangst Du?"

Um Gronaus Lippen zuckte ein spöttisches Lächeln:

„Ah, Du läßt Dich also auf Unterhandlungen ein?"

„Es kommt darauf an! Ich leugne nicht, daß ein Lärm, wie Du ihn zu erheben drohst, mir unangenehm sein würde, wenn ich auch weit entfernt bin, eine Gefahr darin zu erblicken. Wenn Du vernünftige Bedingungen stellst, wäre ich vielleicht bereit, ein Opfer zu bringen. Also — was forderst Du?"

„Sehr wenig für einen Mann Deines Schlages! Du zahlst dem Sohne Bennos, dem jungen Doktor Reinsfeld, die volle Summe, die Du damals für das Patent erhalten hast. Es ist sein rechtmäßiges Erbtheil und ein Vermögen für seine jetzigen Verhältnisse. Ueberdies gestehst Du ihm die Wahrheit ein, meinetwegen unter vier Augen, und giebst dem Todten die Ehre, die ihm gebührt, wenigstens vor seinem Sohne; dann wird dieser von jeder weiteren Verfolgung der Sache abstehen, dafür verbürge ich mich, und ich werde sie gleichfalls ruhen lassen."

„Die erste Bedingung nehme ich an," sagte Nordheim in einem so kühlen Tone, als verhandle er über irgend eine geschäftliche Angelegenheit. „Die zweite nicht! Ihr werdet Euch mit dem Kapital begnügen, das wahrhaftig nicht unbedeutend ist; Ihr theilt es ja doch mit einander."

„Meinst Du?“ fragte Gronau mit bitterer Verachtung. „Freilich, wie solltest Du auch an eine ehrliche, uneigennützige Freundschaft glauben! Benno Reinsfeld weiß nicht einmal, daß ich die Sache hier zur Sprache bringe, daß ich überhaupt Bedingungen stelle, und ich werde Mühe und Noth genug haben, ihn zur Annahme dessen zu zwingen, was ihm von Gott und rechtswegen gehört, ihm allein — ich würde es als eine Schande betrachten, auch nur einen Pfennig davon zu nehmen. Doch nun genug der Erörterungen! Willst Du beide Bedingungen eingehen?“

„Nein, nur die erste!“

„Ich lasse nicht mit mir handeln — das Kapital und das Eingeständniß!“

„Damit ich mich ganz in Eure Hände gebe? Niemals!“

„Gut, dann sind wir fertig! Wenn Du den Krieg willst, so sollst Du ihn haben!“

Damit wandte sich Gronau um und ging nach der Thür; der Präsident machte eine Bewegung, als wolle er ihn zurückhalten, aber es kam nicht dazu, und in der nächsten Minute war es auch zu spät, die Thür hatte sich hinter Veit geschlossen.

Als Nordheim allein war, sprang er auf und begann mit heftigen Schritten im Zimmer auf und nieder zu gehen. Jetzt, wo er sich ohne Zeugen wußte, sah man es, daß ihn die Unterredung keineswegs so gleichgültig gelassen hatte, als er sich den Anschein gab. Seine Stirn war tiefgefurcht und in seinen Zügen stritten Zorn und Besorgniß mit einander; erst allmählich fing er an, ruhiger zu werden, und endlich blieb er stehen und sagte halblaut: „Thor der ich bin, mich so aus der Fassung bringen zu lassen! Er hat keinen Beweis, nicht einen einzigen — ich leugne alles!“

Er wandte sich nach seinem Schreibtische, aber plötzlich schien sein Fuß am Boden zu wurzeln und ein halb unterdrückter Ausruf entfuhr seinen Lippen. Die Thür des Schlafzimmers hatte sich geräuschlos geöffnet und dort auf der Schwelle stand Alice, todtenbleich, beide Hände gegen die Brust gepreßt und die großen Augen auf den Vater gerichtet, der vor ihrem Anblick erschrak wie vor einem Gespenste.

„Du hier?“ herrschte er sie an. „Wie kommst Du hierher? Hast Du etwa gehört, was gesprochen wurde?“

„Ja — ich hörte alles!“ sagte das junge Mädchen, kaum vernehmbar.

Jetzt erblaßte Nordheim zum ersten Male — seine Tochter Zeugin dieser Unterredung! Aber schon im nächsten Augenblick hatte er sich wieder gefaßt, es konnte ja nicht schwer sein, diesem unerfahrenen, urtheilslosen Mädchen, das sich stets seiner Autorität gebeugt hatte, jeden Argwohn zu benehmen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Lehrer als Wächter der Gesundheit.

Von Dr. med. Taube.

III.

Betrachten wir die aus der Schule kommenden Kinder, so erregen in den Städten die Mädchen der weniger bemittelten Stände unsere Aufmerksamkeit. Ihre Haltung ist meistens schlaff, nach vorn gebeugt, die Gesichtsfarbe blaß, während die Knaben stramm und lustig herumspringen. Die Ursache beruht in der größeren Betheiligung der Mädchen schon in den jüngeren Jahren an der Hausarbeit und dem Warten und Tragen der kleineren Geschwister, also der Unmöglichkeit, der frischen Luft in dem Grade theilhaftig zu werden, als es nothwendig und bei den Knaben der Fall ist. Hierzu kommt noch die im Durchschnitt gänzlich ungeeignete und schädliche Weise, in welcher die Kinder ihre Schularbeiten im Hause zu erledigen pflegen.

Während die Schule der Neuzeit bestrebt ist, die Mängel der alten Schulbänke zu beseitigen, geschieht im Hause fast nichts, um den Kindern einen der Gesundheit zuträglichen Sitz herzustellen. Stehend, oder mit abgerücktem Stuhle sitzend, legt das Kind den Brustkasten, wie bei den älteren Schulbänken, fest an den nicht zu hohen Tisch an. Der linke Arm befindet sich unter dem Tische, der ganze rechte auf der Tafelfläche. Der Kopf fällt nach vorn und die Nasenspitze berührt fast das Papier. Der rechte Arm steht hierdurch höher und die Wirbelsäule muß, um diese Haltung herbeizuführen, eine Ausbiegung nach rechts annehmen. Diese Biegung wird noch durch das einseitige Sitzen des Kindes auf nur einem Oberschenkel begünstigt.

Die Wirbelsäule ist ein gegliederter Stab, an dessen oberem Theile die Rippen ringförmig befestigt sind. An der hinteren Fläche der Rippen und besonders an der Stelle, wo sie einen kleinen Winkel bilden, liegt das Schulterblatt, an welches sich vorn das Schlüsselbein anfügt; an dem Schulterblatt hängt der Oberarm. Dieser ganze schwere Schultergürtel ist nur locker, besonders durch Muskeln an dem Körper befestigt. Für das gleichmäßige Körperwachsthum ist die gleichmäßige Belastung der Wirbelsäule eine Grundbedingung. Ein andauernder ungleichmäßiger Druck wird an der gedrückten Stelle das Wachsthum hemmen, auf der freien Seite dagegen die Entwickelung begünstigen. Schon bei einer kleinen Verbiegung der Wirbelsäule müssen die Rippen in Mitleidenschaft gezogen werden.

Beim Stehen pflegen besonders die Mädchen mit dem einen Beine einzuknicken, so daß der Körper nur auf einem Beine ruht und die Wirbelsäule, um das Gleichgewicht zu erhalten, unten sich ausbiegen muß. Anfänglich gleichen sich beim Nachlassen der ungünstigen Haltung diese Biegungen wieder aus; das Kind ist aber im Wachsen; wiederholt sich die Schädlichkeit öfter, so muß bei schwachem Knochenbau und blutarmen Kindern eine Rückwirkung auf die Rippen eintreten. Wenn die Wirbelsäule sich in ihrer Mitte, wie gewöhnlich, nach rechts ausbiegt, werden die Rippen an dieser Seite hinten zusammengedrückt, links dagegen etwas abgeflacht. Schon bei niederen Graden macht sich dieses bemerkbar. Der auch normal vorhandene Rippenwinkel prägt sich stärker aus, das darauf liegende Schulterblatt wird empor- und rückwärts gehoben, es entsteht die bei den Mädchen von der Schneiderin gewöhnlich zuerst bemerkte „hohe Schulter“. Hieran schließen sich später stärkere Formveränderungen der Wirbel und Rippen an.

Die gleiche Benachtheiligung wie die Wirbelsäule erleidet das Auge bei einer unzweckmäßigen Haltung. Die Neigung des Kopfes überfüllt dasselbe mit Blut, das zu nahe angestrengte Sehen bedingt krampfhafte Zusammenziehung der Muskulatur des Augeninnern. Das Auge gewöhnt sich daran, nur Strahlen zu zerlegen, welche aus der unmittelbaren Nähe einfallen; hierdurch gewinnt auch das Wachsthum des Auges eine andere Richtung, der Augapfel verlängert sich mehr, es entsteht das kurzsichtige Auge. Parallele Strahlen, welche von ferneren Gegenständen auf die Linse fallen, vereinigen sich bei diesem Auge schon vor der Netzhaut, das Bild wird trübe und verwaschen, nur aus einander gehende Strahlen aus der Nähe bricht die Linse zu einem reinen Bilde. In den Städten tritt als erschwerende Ursache hinzu, daß das kindliche Auge selten Gelegenheit besitzt, in die Ferne zu sehen. Auch hier bedingen ungünstige Schulverhältnisse allgemeine Verschlimmerungen. Der um die Gesundheitspflege des Auges hochverdiente Professor Cohn fand in Breslau in Schulen, welche in engen Straßen gelegen waren, ziemlich dreimal so viel kurzsichtige Kinder als in freistehenden Schulgebäuden.

In ähnlicher Weise wirkt das schlechte Sitzen auf den Gesammtorganismus ungünstig ein. Die Athmung wird behindert, der Verdauungsapparat gedrückt, Blutarmuth und Nervenschwäche entstehen als Folge. Selbst im Hause ist ein richtiger Sitz beim Schreiben mit Leichtigkeit zu erzielen. Der Stuhl muß etwas unter den Tisch geschoben sein. Der Tisch soll eine solche Höhe besitzen, daß die Schultern nicht gehoben werden, der Oberkörper befindet sich bis an die Magengrube oberhalb der Tischplatte, beide Unterarme bis zu $^2/_3$ auf dem Tische, den unteren Theil des Rückens stützt ein Rollkissen.

Diese Verhältnisse sind bei unseren neuen Schulbänken berücksichtigt. Die gewöhnlich zweisitzige Bank nähert sich soweit der Tafel, daß die Distanz gleich Null ist, die Höhenentfernung zwischen Tafel und Bank (Differenz) ist der Schülergröße

angemessen, sie beträgt nach der Größe der Kinder 20 bis 25 cm. Leider findet man aber häufig noch in derselben Klasse meistens nur die eine Art von Bankhöhe, während gerade beim weiblichen Geschlecht vom 10. Jahre an ganz verschiedene Körpergrößen in der gleichen Klasse vorhanden sind. Die bestgebaute Bank muß dann schädlich einwirken; der Lehrer kann aber durch die oben angegebene Bestimmungsart leicht Abhilfe schaffen, da jede gut eingerichtete Schule 4 bis 6 verschiedene Bankgrößen enthält.

Es ergiebt sich hieraus, wie auch schon früher hervorgehoben wurde, daß die hergebrachte Sitzweise vom Standpunkte der Gesundheitspflege Aenderungen bedarf: blutarme, kurzsichtige, schwerhörige und verschieden große Kinder müssen Plätze nach ihrem körperlichen Zustande erhalten. Falls ungeachtet geeigneter Schulbänke die Kinder eine schlechte Haltung behalten, so ist im Hause die Schuld zu suchen und die Eltern sind dann von dem Lehrer zu benachrichtigen. Dieses sollte auch geschehen, wenn Zeichen von Kurzsichtigkeit auftreten, wenn das Kind die Buchstaben und Zahlen an der Tafel nicht erkennen kann und die Augen zusammenkneift, um sich das Bild deutlicher zu machen. Das Licht soll von der linken Seite auf die Kinder fallen, direktes Sonnenlicht ist zu verhüten, ebenso bei künstlicher Beleuchtung grelle und flackernde Flammen; man erachtet für sechs Kinder eine Gasflamme zum Schreiben und Lesen für ausreichend. Bei Hausarbeiten sind helle Hängelampen, durch welche das Kind nicht gezwungen wird, in das Licht selbst zu sehen, dem Auge am zuträglichsten. Eine jede Beengung des Halses durch enganſitzende Kragen ist durch die infolge dessen eintretende Blutüberfüllung des Auges schädlich. Jeder starke gleichmäßige Druck des Brustkorbs treibt gleichfalls das Blut nach Kopf und Augen. In den oberen Gymnasial- und Realschulklassen tritt oft die „Klemmerkrankheit“ ein. Der Lehrer thut gut, sich die Nothwendigkeit des Tragens eines Klemmers durch einen Arzt bescheinigen zu lassen, und dieser wird, falls das Auge eines Glases bedarf, sicher mehr mit einer Brille einverstanden sein, weil das Klemmerglas sich nicht so zweckmäßig an das Auge anfügt und die Brille zur Schonung der Augen ebenso rasch entfernt werden kann.

Die Schule muß bestrebt sein, zur Erfüllung ihrer Leistungen sich die Gesundheit ihrer Schüler zu erhalten, sie ist daher auch berechtigt, gegen die Kleidung Einspruch zu erheben, falls dieselbe nach allgemeinen Grundsätzen gesundheitsschädlich ist. Dieses ist z. B. bei einem enganschließenden Korsett der Fall. In jeder Schule findet sich eine Nählehrerin, welche in den obern Klassen der höheren Töchter- und weiblichen Fortbildungsschulen eine zu enge Taille kontrolliren kann, und es muß durch die Schule energisch gefordert werden, daß die Mutter wenigstens noch nicht in dieser Zeit der Entwickelung ihres Kindes die moderne Zwangsjacke in Anwendung bringt. Nach körperlichen Uebungen, bei denen das Auge gleichfalls mehr Blut enthält, sollte nicht unmittelbar Schreiben und Lesen folgen. Bei dem Turnen besonders ist hierauf Rücksicht zu nehmen, weil manches Kind hierdurch hochgradig erregt wird. Die nicht seltene Klage der Eltern, daß ihr Kind nach dem Turnen sich äußerst angegriffen fühle, wird von dem Turnlehrer oft für Heuchelei der Kinder gehalten, beruht aber auf Wahrheit. Ein blutarmes, schwächliches Kind, welches zu Hause zu körperlichen Bewegungen keine Gelegenheit besitzt, kann nicht durch zwei wöchentliche Turnstunden zum Herkules herangebildet werden; es wird im Gegentheil oft, wie es auch bei Erwachsenen nach außerordentlichen Uebungen geschieht, durch die ungewohnte Erregung eine Art Turnfieber eintreten, auf welches später Erschlaffung und Muskelschmerz folgt. Dieser Uebelstand kann nur durch Vermehrung der Turnstunden oder, wie ich es öfter bei solchen Kindern mit gutem Erfolge angeordnet habe, durch Freiübungen im Hause gehoben werden. Der Turnlehrer muß vor allem die Eigenart des Kindes berücksichtigen; findet er große Muskelschwäche vor, so ist ein Zettel mit einigen Freiübungen, welche er den Kindern einlernt, schnell zum Ueben im Hause aufgeschrieben. Verständige Eltern werden dafür sicher dankbar sein und für die einviertelstündige tägliche Ausführung sorgen — wohl sicher eine der nützlichsten Schularbeiten, deren Befolgung der Lehrer leicht durch die Zunahme von Geschicklichkeit und Muskelkraft kontrolliren kann. Die dünnen Kletterstangen sollten aus den Turnhallen wegen eines bekannten Nachtheils für die Gesundheit der Knaben beim Erklimmen verschwinden, und der Turnlehrer muß streng darauf sehen, daß der Knotenstrick nur zwischen die Füße oder Kniee genommen wird.

Die Reinlichkeit und Hautpflege der Kinder fordert eine große Berücksichtigung. Namentlich soll die Kleidung der Kinder möglichst staubfrei in die Schule gelangen, denn Nase und Luftröhren behalten den mit der Luft eingeathmeten Staub zurück; die gleiche Reinlichkeit ist bezüglich der gesammten Körperoberfläche zu fordern.

Göttingen hat zuerst hier fördernd durch Errichtung von Schulbädern eingegriffen und schon mehrere Städte, besonders Frankfurt, sind nachgefolgt. Eine Klasse badet innerhalb einer Stunde. Eine gewisse Schüleranzahl wird aus der Klasse entlassen, von diesen entkleiden sich mehrere und gehen unter die Brause; während sie sich abtrocknen, kommen die nächsten an die Reihe; die zurückgebliebenen werden fort unterrichtet. Das Baden geschieht alle vierzehn Tage einmal, auch im Winter. Während im Beginne sich viele Kinder ausschlossen, meldeten sich später immer mehr, so daß zuletzt fast sämmtliche Kinder badeten. Die Lehrer heben die geistige Frische nach dem Bade hervor; Erkältungen sind leicht zu verhüten, Zugluft und zu rasches Verlassen des Klassenzimmers im Winter ist zu vermeiden und das sorgsame Abtrocknen der Haare bei kalter Jahreszeit zu fordern. Die Kosten sind so gering (in Göttingen betrugen sie 780 Mark), daß eine derartige Einrichtung bei jedem neuen Schulbau dringend wünschenswerth ist, denn nicht nur der einzelne wird hierdurch gekräftigt und zu größerer Reinlichkeit angehalten, sondern auch die Gesammtheit der Schüler erhält durch die Verbesserung der Klassenluft den größten Nutzen.

Vom Nordpol bis zum Aequator.

Nachdruck verboten
Alle Rechte vorbehalten

Populäre Vorträge aus dem Nachlaß von **Alfred Edmund Brehm.**

Die innerafrikanische Steppe und ihre Plagen.

Der Norden Afrikas ist Wüste, muß Wüste sein und wird ewig Wüste bleiben. Gegenüber den ausgedehnten, von einer sengenden Sonne durchglüheten Ländermassen zwischen dem Rothen und Atlantischen Meere verlieren die erdumgürtenden Gewässer ihre Bedeutung, kommt das Rothe Meer gar nicht in Betracht, erweist sich das Mittelmeer als viel zu klein, ist selbst der Einfluß des Atlantischen Weltmeeres nur auf einen schmalen Rand längs seiner Küste beschränkt; über so weiten und heißen Flächen muß jedes Wolkengebilde zerstäuben, ohne die lechzende Erde zu befeuchten und zu befruchten. Erst viel weiter im Süden, unfern des Aequators, da, wo auf der einen Seite das Atlantische Weltmeer tief sich einbuchtet, auf der andern das Indische Weltmeer Afrikas Küsten bespült, wo, um mich so auszudrücken, beide Meere über den Erdtheil hinweg sich die Hände reichen, ändern sich die Verhältnisse, indem hier alljährlich zu gewissen Zeiten unter Sturm und Blitz und Donner so ausgiebige Regenmassen herniederstürzen, daß vor ihnen die Wüste weichen und der lebendigeren Steppe Platz machen muß. Daher theilt sich hier das rollende Jahr in zwei von einander wesentlich verschiedene Zeiten: in die belebende und die ertödtende, die der Regen und jene der Dürre nämlich, wogegen in der Wüste einzig und allein die zeitweilig herrschenden Winde von den anderswo wechselnden Jahreszeiten Kunde bringen.

Um die Steppe zu erklären, erscheint mir eine flüchtige Schilderung ihrer Jahreszeiten unerläßlich zu sein. Denn jedes Land spiegelt das Klima wieder, welches in ihm herrscht, und jedes Gebiet ist nichts anderes als ein Ergebniß der streitenden Gewalten seiner Jahreszeiten und kann nur verstanden werden, wenn man diese und ihren Einfluß kennen gelernt hat.

Mit dem Aufhören der Regen beginnt im Innern Afrikas die ertödtende Zeit des Jahres oder der lange und furchtbare Winter, welcher durch seine Gluth genau dasselbe bewirkt, was

der nordische Winter durch seine Kälte zu Wege bringt. Noch bevor sich der bis dahin oft bewölkte Himmel völlig geklärt hat, werfen einzelne der im Frühlinge ergrünten Bäume ihren Blätterschmuck ab, und mit den fallenden Blättern verlassen auch die Wandervögel, welche während des Frühlings gebrütet haben, das herbstende Land, um in anderen Gefilden ihres heimathlichen Erdtheils Zuflucht zu suchen. Die Halme der Brotfrüchte gilben noch vor dem Ende der Regen; die niederen Gräser welken und dürren. Zeitweilig fließende Gewässer versiegen, durch die Regen gefüllte Becken trocknen aus und zwingen nicht allein die in ihnen lebenden Kriechthiere und Lurche, sondern selbst die ihnen eigenen Fische, in feuchten Betten sich einzugraben und hier ein Winterlager zu suchen. Kerbthiere und Pflanzen vertrauen ihren Samen der Erde an.

Jemehr die Sonne scheinbar nach Norden sich wendet, um so rascher rückt der Winter heran. Der Herbst beschränkt sich auf einige Tage. Er bewirkt kein Verwelken und Absterben der Blätter, kein Erglühen in Gelb und Roth, wie bei uns zu Lande, sondern übt durch glühende Winde eine so vernichtende Gewalt, daß jene vertrocknen wie gemähetes Gras im Strahle der Sonne und theils noch grün zu Boden fallen, theils am Stiele zerstieben, daß die Bäume, mit sehr wenigen Ausnahmen, binnen kürzester Frist ihr winterliches Aussehen erhalten. Ueber den vor wenigen Tagen noch im Winde wogenden, mit hohem Grase bewachsenen Flächen wirbelt jetzt Staub auf; in den theilweise oder gänzlich trocken gelegten Flußläufen und Wasserbecken klafft der Boden in tiefen Spalten. Alles Angenehme schwindet, alles Unangenehme tritt bedrohlich hervor: Blätter und Blüthen, Vögel und Schmetterlinge welken, wanderten oder starben; aber Dornen, Stacheln und Kletten blieben zurück, Schlangen, Skorpione und Taranteln feiern die Hochzeit ihres Lebens. Unsägliche Gluth bei Tage, unerträgliche Schwüle bei Nacht sind die Leiden dieser Tage, und gegen das eine wie gegen das andere giebt es kein Mittel der Abwehr. Wer jene Tage nicht selbst erlebt hat, an denen der Wärmemesser im Schatten bis auf fünfzig Grad C. steigt, während deren man fortwährend schwitzt, ohne eher als im kühlen Raume zum Bewußtsein davon zu gelangen, weil die Gluth allen Schweiß verdunsten läßt, während deren eine Staubwolke nach der andern zum Himmel aufwirbelt oder trockener Dunst bleischwer auf einem lastet, vermag nicht solche Leiden sich auszumalen; wer jene Nächte, in denen man sich schlaflos auf dem Lager wälzt, weil die Schwüle verwehrt zu ruhen und zu schlafen, nicht durchseufzt hat, ist außer Stande, die Qual der Menschen und Thiere in gleicher Weise bedrückenden Zeit nachzufühlen. Selbst der Himmel ändert sein bisher selten getrübtes Blau in fahlere Farben um; denn der eben erwähnte Dunst verhüllt oft halbe Tage lang die Sonne, ohne ihr jedoch die Gluth zu rauben; im Gegentheile, gerade wenn der Gesichtskreis mit solchen Dünsten umdichtet ist, scheint die Schwüle noch zuzunehmen. Ohne irgend welche Erquickung für Geist und Leib reihen sich die Tage an einander. Kein kühlender Hauch aus Norden fächelt die Stirne, kein Blüthenduft, kein Vogelgesang, keine Zaubergemälde in leuchtenden Farben und tiefdunklen Schatten, wie das überquellende Himmelslicht der Gleicherländer sonst wohl hervorruft, erfrischt die Seele; alles Lebendige, Farbige, Dichterische ist verschwunden, in todähnlichen Schlaf gesunken, und dieser ist viel zu grausenvoll, als daß er dichterische Gefühle wecken könnte. Mensch und Thier welken, wie früher Gras und Blätter welkten, und mancher Mensch, manches Thier sinkt für immer nieder, wie jene. Vergeblich ringt trotziger Mannesmuth, von der Last dieser Tage sich zu befreien, in Seufzen und Klagen geht der festeste Wille unter. Jede Arbeit ermüdet, jede, auch die leichteste Decke wird zu schwer; jede Bewegung ermattet, jede Verletzung verwandelt sich zur bösartigen Wunde.

Doch selbst dieser Winter muß endlich dem Frühlinge weichen. Grausenvoll aber ist auch dessen Wehen. Derselbe Wind, welcher in der Wüste zum Samum wird, regt, als Herold des Lenzes, seine Schwingen, wühlt in den Ritzen des Bodens, um sogar aus ihnen noch Staub zu entnehmen, wirbelt letzteren in dichten Massen empor, baut aus ihm mauerähnliche Wolken auf und führt diese brausend und heulend durch das Land, wirft sie durch die Fenstergitter der besseren Wohnungen in den Städten wie durch die niedere Thür der Hütte des Eingeborenen und fügt neue Unannehmlichkeiten zu den gewohnten Plagen. Er allein hat endlich die volle Herrschaft errungen und übt sie unumschränkt, als wolle er alles vernichten, was bisher noch widerstand; er aber ist es auch, welcher weiter im Süden regenschwangere Wolken zusammenballt und dem verbrannten Gelände entgegenführt. Bald will es scheinen, als verlöre er mit der sich mehrenden Stärke seine bedrückende Schwüle, als wehe er zuweilen nicht mehr glühend, sondern frisch und erquickend. Es ist keine Täuschung: der Frühling rüstet sich zum Einzuge, und auf des Südsturmes Fittichen rauschen die Wolken einher. Noch kurze Zeit, und sie dunkeln im Süden das Gewölbe des Himmels; noch wenige Tage, und zuckende Blitze erleuchten, allnächtlich fast, die düsteren Schichten; noch einige Wochen, und ferner Donner kündet den belebenden Regen.

Geschäftig regt es sich, wogt und fluthet es in und an allen Strömen, welche vom Süden herkommen. Noch haben sie sich kaum getrübt; aber sie sind lebendiger geworden, denn sie steigen von jetzt an fortwährend und senden in allen tieferen Spalten und Rissen ihrer verschlammten Uferflächen das belebende Naß nach dem Innern des Landes. Und auch die Zugvögel sind bereits wieder eingetroffen und mehren sich von Tag zu Tage. In den oberen Nilländern erschien der Storch, um wiederum Besitz zu nehmen von den alten Nestern auf den kegelförmigen Strohhütten der Eingeborenen, erschien mit ihm der heilige Ibis, um auch heute noch sein vor Jahrtausenden übernommenes Amt zu üben: Bote, Herold und Bürge zu sein, daß der alte Nilgott wiederum seiner Gnade Born und seines Segens Füllhorn über die ihm unterthanen Länder ergießen werde.

Endlich zieht das erste Gewitter heran. Beengendere Schwüle als je liegt über dem todten, verbrannten Gelände. Unheimliche Stille beängstigt Mensch und Thier. Jeder Gesang, fast jeder Stimmlaut der Vögel ist verstummt; sie selbst haben sich im dichtesten Gelaube der immergrünen Bäume geborgen. Aber auch das Leben im Lager des Wanderhirten, im Dorfe, in der Stadt scheint zu ersterben. Besorglich schleichen die sonst so lebhaften Hunde einem stillen, sicheren Ruheorte oder Verstecke zu; alle übrigen Hausthiere gebärden sich ängstlich oder wild; die Rosse müssen gefesselt, die Rinder in ihre Umzäunung getrieben werden. In der Stadt schließt der Kaufmann seine Bude, der Handwerker seine Werkstatt, der Regierungsbeamte seinen Divan; denn jedermann sucht Zuflucht in seiner Behausung. Und dennoch rührt sich noch kein Lufthauch, vernimmt man noch kein Geflüster in den Blättern der wenigen noch Blätter tragenden Bäume. Wohl aber sieht man, wie das Gewitter sich gestaltet und naht.

Im Süden schichtet sich eine dunkle und gleichwohl flammende Wand zusammen, vergleichbar der Feuerwolke über einer brennenden Stadt, einem meilenweit in Flammen stehenden Walde. Brandroth, purpurn, dunkelroth und braun, fahlgelb, grau, tiefblau und schwarz scheinen in ihr einen Farbenreigen zu führen, vermischen und sondern sich, gehen in dem Dunkel auf und treten wiederum grell hervor. Sie liegt auf der Erde und wächst zu dem Himmel empor; sie scheint still zu stehen und rast mit Sturmeseile dahin, verengert von Minute zu Minute den Gesichtskreis mehr und mehr und hüllt alles Vorhandene in undurchdringlichen Schleier. Pfeifendes und sausendes Geräusch geht von ihr aus; auf dem Standpunkte des Beobachters aber ist noch alles ton- und klanglos

Da braust plötzlich, kurz und heftig, ein Windstoß dahin. Starke Bäume beugen sich vor ihm wie schwache Gerten, die schlanken Palmen neigen ihre Kronen tief herab. Dem einen Stoße folgen in stetig beschleunigter Folge andere; der Wind wächst zum Sturme an, der Sturm steigert sich zum Orkan, und dieser wüthet mit beispielloser Gewalt. Sein Toben ist so gewaltig, daß der Schall des ausgesprochenen Wortes das Ohr des Sprechers nicht erreicht, daß jeder Laut übertönt und verschlungen wird. Es rauscht und braust, tost und saust, pfeift und heult, dröhnt und prasselt in den Lüften, am Boden, in den Kronen der Bäume, als ob alle Elemente miteinander im Kampfe lägen, der Himmel einfallen, die Grundfesten der Erde erschüttert würden. Unwiderstehlich trifft der gewaltige Sturm die Kronen der Bäume, reißt die Hälfte der Blätter aller noch belaubten Bäume mit sich fort, bricht mannesstarke Stämme wie sprödes Glas, bemächtigt sich der Krone selbst, rollt, dreht und wirbelt sie wie einen leichten Ball über ebene Flächen hinweg und gräbt

sie endlich, mit den Aesten, als der breitesten Grundlage, nach unten, dem kläglich emporstarrenden Bruchstücke des Stammes nach oben, lief ein in lockere Erde oder Sand, um sie so der vernichtenden Termite zu überliefern. Gierig wühlt er in allen Spalten und Ritzen der Erde, entnimmt ihnen Staub, Sand und Kies, erhebt diese Stoffe bis in die Wolken und führt sie mit solcher Gewalt mit sich fort, daß sie von harten Gegenständen mit vernehmlichem Prickeln und Knattern zurückprallen, verhüllt mit ihnen Himmel und Gelände, wandelt durch sie den Tag zur düsteren Nacht, so daß der geängstigte Mensch im Innern der stauberfüllten Wohnung Laternen anzündet, um an der lebendigen Flamme gleichsam sich selbst wiederzufinden oder doch zu beruhigen.

Doch das Toben der Windsbraut wird noch übertönt. Prasselnde Donnerschläge dröhnen mächtiger als sie und übertäuben ihr Heulen und Brausen. Noch immer sind die Staubwolken so dicht, daß man die Blitze nicht wahrzunehmen vermag; bald aber mischt sich ein bisher noch nicht vernommenes Rasseln unter das Wirrsal der Laute und Geräusche, und damit beginnt die unnatürliche Nacht dämmernder Helligkeit zu weichen. Es ist, als ob schwerer Hagel herniederschlage, und gleichwohl sind es nur Regentropfen, welche jetzt zu Boden fallen und den aufgewirbelten Staub und Sand mit sich nehmen. Nunmehr wird man der Blitze gewahr. Einer folgt so unmittelbar auf den andern, daß man unwillkürlich die geblendeten Augen schließt und nur noch an dem ohne Unterbrechung rollenden Donner das Wetter verfolgt. Der Regen wandelt sich zum Wolkenbruche; von den Bergen rauscht das Wasser in Bächen hernieder, in den Niederungen sammelt es sich zu Seen, in den Thälern fluthet es in Strömen dahin. Stundenlang währt der Niederschlag, aber schon mit Beginn des Regens ermattet der Sturm und frischer kühlender Wind erquickt Menschen, Thiere und Pflanzen. Allmählich verringern sich die Blitze, schwächt sich der Donner, wandelt sich der Wolkenbruch wieder in Regen, dieser endlich in sanftes Rieseln; der Himmel klärt sich, die Wolken zerreißen und strahlend bricht die Sonne zwischen ihnen hervor. Frohlockend verläßt die braune Jugend, nackt, wie sie erschaffen, Häuser und Hütten, um sich in den Gewässern des Frühlings zu baden; nicht minder beglückt entsteigen deren schlammigem Grunde Kriechthiere, Lurche und Fische, und schon in der ersten Nacht nach dem Regen ertönt tausendfach die helle und laute Stimme eines kleinen Frosches, von dem man vorher nichts wahrnehmen konnte, weil er, wie einzelne Krokodile, viele Schildkröten und alle Fische der zeitweilig trocken liegenden See, in der Tiefe der Erde ein Winterlager gesucht hatte und durch den ersten Frühlingsregen ins Leben zurückgerufen wurde.

Allüberall regt sich das erwachende Leben gewaltig. Gierig saugt die lechzende Erde die ihr gespendete Feuchtigkeit ein; aber der Himmel öffnet nach Verlauf weniger Tage wiederum seine Schleusen und erweckt durch das belebende Naß alle noch schlummernden Keime. Ein zweites Gewitter sprengt die Blattknospen aller einem Wechsel unterworfenen Bäume und entlockt dem Boden sprossende Gräser; ein dritter Regenguß ruft Blüthen und Blumen hervor und kleidet das ganze Gelände in saftiges Grün. Zauberhaft, wie er gekommen, wirkt und waltet der Frühling. Was bei uns der Frist eines Monats bedarf, vollendet hier im Verlaufe einer Woche den Kreislauf seines Lebens; was in gemäßigten Gürteln nur langsam sich entwickelt hat, entfaltet sich hier in Tagen und Stunden.

Binnen wenigen Wochen aber ist der Frühling auch wieder vergangen und der kaum von ihm unterschiedene Sommer eingetreten in den Reigen des Jahres, ebenso rasch diesem der kurze Herbst gefolgt, so daß man, streng genommen, nur von einer einzigen, Frühling, Sommer und Herbst in sich begreifenden Jahreszeit sprechen darf. Und wieder steht der ertödtende Winter vor der Thür und verwehrt ununterbrochenes Entkeimen, Wachsen und Gedeihen, wie andere Gleicherländer, dank ihres größeren Wasserreichthums, es ermöglichen. Genügend aber ist dennoch die Menge der hier fallenden Regen, um die starre Wüste zu verbannen und überall da, wo sie sonst herrschen würde, einen mehr oder minder üppigen Pflanzenteppich über den Boden zu breiten oder, mit anderen Worten, anstatt der Wüste Steppe hervorzurufen.

Ich gebrauche das Wort Steppe zur Bezeichnung von jenen dem Inneren Afrikas eigenen Gefilden, welche der Araber „Chala“ oder zu deutsch „frische, grüne Pflanzen erzeugende Gelände“ nennt. Die Chala ist freilich ebenso wenig der Steppe Südrußlands und Mittelasiens, wie der Prairie Nordamerikas, der Pampa oder dem Llano Südamerikas gleich, aber doch der erstgenannten in vieler Beziehung so ähnlich, daß ich kaum der Entschuldigung bedarf, wenn ich ein uns bekannteres Wort dem unbekannten vorziehe. Die Steppe erstreckt sich über das ganze innere Afrika von der Wüste an bis zur Karu, von der Ostküste an bis zu der des Westens, umgiebt alle dort liegenden Hochgebirge und schließt alle auf ihnen wie in den tiefer eingesenkten und wasserreicheren Niederungen sich ausdehnenden Urwaldungen in sich ein, umfaßt alle Länder im Herzen Afrikas, beginnt wenige hundert Schritte jenseit des letzten Hauses der Städte, unmittelbar hinter den letzten Häusern der Dörfer, nimmt die Felder der Ansässigen in sich auf und ernährt und erhält die Herden des Wanderhirten. Wo nach Süden hin die Wüste endet, wo der Wald aufhört, wo ein Gebirge sich verflacht, macht sie sich geltend; wo der Wald durch Feuer zerstört wurde, bemächtigt zuerst sie sich der Brandstelle; wo der Mensch ein Dorf verließ, dringt sie in dessen Weichbild ein, um es binnen wenig Jahren bis auf die letzten Spuren zu vernichten; wo der Ackerbauer seine Felder aufgab, drückt sie diesen in Jahresfrist wiederum ihr Gepräge auf. (Schluß folgt.)

Fortschritte und Erfindungen der Neuzeit.

Das Oelen der See.

Wem sind nicht die Berichte über die kühnen Fahrten der Walfischfänger bekannt? Alte verrottete Schiffe derselben, leck wie Siebe, wagten sich auf das weite Meer hinaus, überstanden die schwersten Stürme und kehrten unversehrt in die Heimath zurück. Wohl waren die Kapitäne derselben erprobte Schiffer, aber besser als andere Seefahrer kannten sie außerdem ein Mittel, das geeignet ist, die Gefahren der stürmischen See zu mildern: die Anwendung des Oeles zur Beruhigung der Meereswellen. Ob lenzend (auf See vor schweren Stürmen mit kleinen [dicht gereften] Segeln laufend) oder treibend, pumpten sie während des Sturmes so viel Oel mit ihrem Bilgewasser aus, daß Brechseen über Deck gar nicht vorkamen.

Gegenwärtig ist das Oelen der See zum Gemeingut aller Seefahrer geworden. Früher war das Bedürfniß nach einem ähnlichen Mittel nicht so sehr dringend. Hölzerne und Segelschiffe waren den Gefahren der Brechseen nicht so sehr ausgesetzt wie eiserne und Dampfschiffe. Sie hatten kleinere Luken und waren zur Hebung der Segelfähigkeit mit größter Sorgfalt beladen, was ihnen eine besondere Stabilität verlieh. Dies ist bei unsern Dampfschiffen nicht immer der Fall, und von vielen Dampfern, die in der Neuzeit spurlos auf der See verschwunden sind, kann man wohl behaupten, daß sie tief weggeladen und schlecht stabilisirt und darum als eine träge unbeholfene Masse widerstandslos der überbrechenden See preisgegeben waren. Dies machte das Bedürfniß nach Mitteln, welche die Wuth der Brechseen mildern, besonders lebendig; man griff zu dem altbekannten Oelen der See, und die verschiedensten Versuche haben den Nutzen desselben über allen Zweifel gestellt.

Es klingt gewiß märchenhaft, daß einige Tropfen Oel genügen sollen, die haushoch daherstürmenden Wogen zu glätten; aber die Thatsache ist unzählige Male beobachtet worden. Die Oelschicht zerstört dabei die Kämme nicht; sie unterdrückt sie nur und verwandelt sie innerhalb des Oelbereiches in eine weniger gefährliche Dünung. Jenseit des Oelbereiches kommen die Kämme wieder zum Vorschein.

Die Art und Weise, wie das Oel am zweckmäßigsten angewandt werden soll, bildete in letzter Zeit den Gegenstand vielfacher Untersuchungen, und auch der Hamburger Nautische Verein hat auf Veranlassung von Georg Duncker im Jahre 1887 ein Preisausschreiben für die beste Arbeit über diese Frage erlassen. Eine der prämiirten Schriften* liegt jetzt im Druck vor und gestattet uns, den vielfachen Nutzen dieser Methode kennen zu lernen.

Wäscht bei anhaltend stürmischer Witterung die See über das Schiff, schlägt sie Ladeluken ein, richtet am Deck Zerstörung an, so ermattet endlich die Mannschaft in dem langen Kampfe mit den Elementen; die Schäden können nicht mehr ausgebessert werden und wie das Schiff wehrlos, so wird die Mannschaft gleichgültig; das gewisse Schicksal, weggeschwemmt zu werden, läßt sie die Gefahr übersehen, daß das Schiff unter ihren Füßen wegsinken könne. Werden dann die Oelbeutel ausgehängt, verwandelt das heraustropfende Oel die vom Sturme gepeitschte

* „Die Verwendung von Oel zur Beruhigung der Wellen“. Von Kap. A. Harlewa. Hamburg 1888, Eckardt und Messtorff

haushoch heranwogende Brechsee in eine harmlose Dünung, die, anstatt über das Schiff hinwegzubrechen, unter demselben hinweggleitet, so kehrt mit dem Gefühl der Sicherheit der Muth der Mannschaft wieder, und die erlittenen Havarien können leicht ausgebessert werden.

Ein Beispiel dafür möge uns ein Auszug aus dem Bericht des deutschen Dampfers „Bohemia" geben, der am 25. Februar 1886 einen orkanartigen Sturm zu bestehen hatte.

Bis Mittag des genannten Tages herrschte orkanartiger Sturm mit Schnee und Hagelböen und einer fürchterlichen Kreuzsee. Die See wusch beständig über Deck von drei Seiten zugleich; das Schiff arbeitete schrecklich. Die Thüren vom Steuerhaus wurden an beiden Seiten eingeschlagen; zwei Boote an Steuerbord und Backbord gleichzeitig voll Wasser geschlagen, und die See drang darüber hin in den Kesselraum; die Kajüten-Skylights wurden demolirt, ein Offizier und ein Mann nicht unerheblich verletzt. „Wir hingen," heißt es nun weiter in dem Bericht, „fünf Oelbeutel an Steuerbordseite aus, desgleichen versahen wir zwei Klosetts an derselben Seite mit Oel zum langsamen Durchsickern; stoppten die Maschine und ließen das Schiff treiben, welches nach West abfiel. Das Schiff nahm jetzt kein Wasser mehr über. Die furchtbar hohe See brach sich, sobald sie die dünne Oelschicht erreichte, häufig nur wenige Fuß vom Schiffe, lief unter dem Schiffe durch und raste auf der andern Seite mit scheinbar unverminderter Kraft weiter. Wir lagen auf diese Weise bis zum folgenden Morgen beigedreht. Obgleich das Schiff in der hohen See mitunter stark überholte, so kam kaum Spritzwasser an Deck."

Aber nicht allein große Schiffe, auch Boote, die sich im schlechten Wetter auf hoher See befinden, können von der Anwendung des Oels den größten Nutzen ziehen. Kapitän Karlowa führt als Beleg dafür folgenden Fall an:

Das englische Schiff „Slivemore" verbrannte im Juni 1885 etwa 800 Meilen von den Seychellen-Inseln. Die Mannschaft rettete sich in die Boote. Am dritten Tage nach dem Verlassen des Schiffes geriethen sie in einen Cyklon, den zu überstehen niemand erwarten konnte. Vor dem Verlassen des Schiffes hatte der Kapitän die Vorsicht gebraucht, die Boote mit Oel zu versehen in der Voraussicht auf einen Nothfall, wie er jetzt wirklich eingetreten war. Ein langer Strumpf, mit Werg gefüllt und mit Oel getränkt, wurde vorn übergehängt, wodurch eine Oelschicht rund um jedes Boot gebildet wurde, welche die hohen Brechseen in unschädliche Dünung verwandelte, auf der die Boote in vollster Sicherheit das schlechte Wetter überstanden. Vor dem Gebrauche des Oels waren verschiedene Seen in die Boote geschlagen und die Insassen hatten für ihr Leben Wasser auszuschöpfen, jetzt kam wenig oder gar kein Wasser hinein, obgleich dieselben tief beladen waren.

Ebenso wichtig ist die Anwendung des Oels bei Rettung der Mannschaften gestrandeter Schiffe, und Rettungsboote werden jetzt in der Regel mit Oel ausgerüstet. Die Seeleute wissen sich dabei manchmal in origineller Weise zu helfen. Der Kapitän des englischen Dampfers „Barrowmore" bemerkte, als er sich am 24. Januar 1885 dem gestrandeten Schiffe „Kirkwood" näherte, daß die See um das Wrack herum bedeutend ruhiger war, und fand in der Folge aus, daß die Mannschaft die in der Ladung befindlichen Kisten mit Lachs entzwei geschlagen und den fettigen Inhalt ins Wasser geschüttet hatte, um die See zu dämpfen. Der „Barrowmore" setzte in das ölige Wasser sein Rettungsboot aus und vermochte 26 Mann zu retten.

Die Fachleute arbeiten jetzt rüstig an der Lösung der Frage, auf welche Weise man am zweckmäßigsten das Oel beim Lenzen, beim Beidrehen, beim Halsen ꝛc. anwenden solle, doch das sind Fachfragen, die einem weiteren Leserkreis ferner liegen. Wir begrüßen in diesen Arbeiten freudig einen neuen Fortschritt, der bestimmt ist, Leben und Gut der Menschen zu schützen, die Gefahren zu mildern, mit denen der kühne Seemann ringen muß.

Blätter und Blüthen.

Zu Auerbachs Keller. (Mit Illustration S. 720 und 721.) Die bekannte Scene in Goethes „Faust", welche uns die Zeche lustiger Gesellen in Auerbachs Keller zu Klein-Paris vorführt, hat in Eduard Grützner einen genialen Darsteller gefunden.

„Mit wenig Witz und viel Behagen
Dreht jeder sich im engen Cirkeltanz,
Wie junge Katzen mit dem Schwanz.
Wenn sie nicht über Kopfweh klagen,
Solang der Wirth nur weiter borgt,
Sind sie vergnügt und unbesorgt,"

sagt Mephistopheles, als er mit Faust in den mit lustigen Studenten bevölkerten Keller tritt. Diese beiden Gestalten im Hintergrunde des Bildes sind mit charakteristischer Schärfe aufgefaßt. Mephisto freut sich, als Cicerone den Faust in diese Welt flotter Lustigkeit einzuführen, wo er ihm vor Augen führen kann, wie leicht sich's leben läßt — und dabei verlacht er mit überlegenem Spott die ewig unbefriedigte Weisheit des tiefsinnigen Forschers. Dieser aber sieht und hört befremdet den übermüthigen Taumel einer berauschten Jugend; man sieht es ihm an, nicht lange wird's dauern, so empfindet er die Lust, wieder abzufahren; das vierblättrige Kleeblatt in der Mitte des Bildes befindet sich aber auf der Höhe des Wohlbehagens. Da ruft der Schmerbauch Siebel:

„Mit offner Brust singt Runda, sauft und schreit,"

und Altmayer hält sich die Ohren zu:

„Weh mir, ich bin verloren!
Baumwolle her! der Kerl sprengt mir die Ohren,"

während Frosch und Brander mit Behagen der kräftigen Losung des Liedersängers folgen. Im übrigen hat der Maler Auerbachs Keller mit stimmungsvoller Detailmalerei ausgeführt. †

Die Eisenbahn im Dienste der Wohlfahrt. Die Staatseisenbahnen werden nicht lediglich von dem Gesichtspunkte des Gelderwerbes geleitet und vermögen daher in erhöhtem Maße allen öffentlichen Interessen gerecht zu werden. Vornehmlich liegen diese Aufgaben auf dem allgemeinen wirthschaftlichen Gebiete, daneben haben sich aber die deutschen Bahnen auch in den Dienst der Wohlfahrt gestellt und mannigfaltige Erleichterungen gewährt, welche sich als Unterstützungen kranker und hilfsbedürftiger Personen kennzeichnen.

In welchem Sinne diese Einrichtungen getroffen wurden, möge aus den nachfolgenden, auch von anderen deutschen Staats- und Privatbahnen angenommenen hauptsächlichsten Bestimmungen der preußischen Staatsbahnen erhellen.

Mittellosen Personen, welchen nachgewiesenermaßen seitens der Vorstände von Kuranstalten der Gebrauch der Bäder oder anderer Kureinrichtungen unentgeltlich oder zu ermäßigten Preisen zugestanden ist, wird für die Reise nach dem Kurort und für die Rückreise in die Heimath die Benutzung der dritten Wagenklasse aller Züge zum Militärfahrpreis (das ist 1,5 Pfennig für den Kilometer) gestattet, wenn sie eine Bescheinigung der Ortsbehörde darüber beibringen, daß ihre Vermögensverhältnisse die Aufwendung der für den Besuch und Gebrauch des Bades erforderlichen Mittel ohne eine Ermäßigung der Eisenbahnfahrpreise nicht erlauben.

Skrophulöse Kinder der ärmeren Volksklassen und deren Begleiter sind bei der Reise nach den für solche Kinder eingerichteten besonderen Heilstätten auf der Hin- und Rückfahrt derselben Ermäßigung auf Grund einer von der Heilanstalt ausgestellten Aufnahmebescheinigung und einer Bescheinigung der Ortsbehörde theilhaftig.

Unbemittelten Zöglingen der unter Aufsicht des Staates stehenden Waisenanstalten, der Provinzial- und anderen Blindenanstalten, der öffentlichen Taubstummenanstalten und den etwa erforderlichen Begleitern der blinden und taubstummen Zöglinge wird für Ferienreisen zum Besuch ihrer Angehörigen auf Empfehlung der betreffenden Anstaltsvorstände ebenfalls der Militärfahrpreis zugestanden. Für jedes Kind, beziehungsweise Zögling, wird nur ein Begleiter zum ermäßigten Fahrpreise befördert und zwar auch bei der Rückfahrt nach dem Orte der Abreise, sowie für die Wiederabholung ihrer Schützlinge.

Die gleiche Vergünstigung genießen, auf Grund der von den Vorständen der Taubstummenanstalten zu ertheilenden Erlaubnißscheine, unbemittelte Taubstumme für den Besuch kleinerer Zusammenkünfte an den Taubstummenanstalten, sowie Taubstumme, welche behufs ihrer kirchlichen Versorgung einzeln die betreffenden Anstalten zu besuchen wünschen; ferner auch die von Vereinen und Behörden in sogenannte Ferienkolonien entsendeten Kinder und die zur Aufsicht beigegebenen Lehrer.

Im Interesse der öffentlichen Krankenpflege werden denjenigen Vereinen und Genossenschaften, sowohl weltlichen als geistlichen, welche sich statutenmäßig in Ausübung freier Liebesthätigkeit der öffentlichen Krankenpflege widmen, Fahrpreisermäßigungen in der Weise gewährt, daß bei Reisen der Vorstandsmitglieder zum Zwecke von Revisionen oder Konferenzen, sowie der Krankenpfleger und Pflegerinnen zur Ausübung der öffentlichen Krankenpflege, zum Wechsel des Wohnorts (Versetzung), zum Gebrauch von Badekuren oder zum Besuch von Bade- und Erholungsorten der Militärfahrpreis, beziehungsweise bei Benutzung der zweiten Wagenklasse der einfache Fahrpreis dritter Klasse erhoben wird.

Endlich sind zu diesen Wohlfahrtseinrichtungen auch die jeweilig bei Unglücksfällen wie Ueberschwemmungen, Feuersbrünsten, Mißernten und dergleichen zugestandenen Frachtnachlässe, beziehungsweise Ermäßigungen, für die an Hilfsausschüsse zu sendenden Liebesgaben zu zählen.

Der Steuertag. (Mit Illustration S. 737.) Steuertage sind auf dem Lande nicht gut angeschrieben und kaum eine Amtsperson ist dort so wenig beliebt wie der Steuereinnehmer, Rentmeister oder wie er sonst heißen mag. Und selbst, daß er sich in entfernteren Bezirken persönlich einfindet, um den Steuerpflichtigen den Weg zum Amte zu ersparen, stimmt ihm die Bevölkerung nicht günstiger, denn an der Hauptsache wird dadurch nichts geändert. Unser Künstler zeigt uns die Herren vom Steueramt in voller Thätigkeit. Was die hübsche junge Witwe mit ihren beiden Kindern, vielleicht das Einzige, was ihr seliger Mann hinterließ, zur Wirthschaft des Staates beisteuerte, ist freilich nicht der Rede werth, dagegen zählt der ihr unmittelbar Folgende eine ansehnliche Anzahl blanker Thaler auf den Tisch, die sein schnurrbärtiges Gegenüber alsbald sauber gerollt in die provisorische Kasse legen wird. Die behäbige Bäuerin erinnert an eines der sieben fetten Jahre Aegyptens, während die Unterthänigkeit des mit dem Amtsdiener Sprechenden eben nicht auf einen hohen Steuersatz desselben schließen läßt.

Kaiser Wilhelm-Denkmal an der Porta Westfalica. In der Provinz Westfalen wurde nach dem Tode Kaiser Wilhelms I. der Gedanke angeregt, zum bleibenden Andenken an den ruhmreichen Herrscher ein einziges mächtiges Wahrzeichen für die ganze Provinz auf einer geschichtlich denkwürdigen und landschaftlich ausgezeichneten Bergeshöhe zu errichten, statt die Kräfte durch viele kleinere Denkmäler in den verschiedenen einzelnen Ortschaften zu zersplittern. Dieser Vorschlag fand Beifall, und heute tritt ein Komitee in Minden mit einem Aufruf an die Oeffentlichkeit, in welchem als geeignetster Platz für das Denkmal die Porta Westfalica empfohlen wird, jenes mächtige Felsenthor, durch welches die Weser im Nordwesten des Reiches das Gebirge verläßt und der Tiefebene sich zu-

wendet. Die Stätte ist reich an geschichtlichen Erinnerungen von den Zeiten Hermanns des Befreiers, Karls des Großen und des Sachsenherzogs Wittekind an bis zu den Tagen, da König Wilhelm zum blutigen Kampfe gegen den Erbfeind auszog. Die Stadt Minden ist mit einer ersten Zeichnung von 20 000 Mark vorangegangen, und es ist wohl zu hoffen, daß dieser erhebliche Betrag auch andere Städte anspornen und dazu beitragen wird, binnen kurzem eine günstige pekuniäre Grundlage für das schöne vaterländische Unternehmen zu schaffen.

* *

Familienchronik. Die Plauderei in Halbheft 20 der „Gartenlaube" über eine gründliche Reform des Photographiealbums war außerordentlich zeitgemäß und man kann wohl nur wünschen, daß die in derselben enthaltenen Vorschläge nicht bloß gelesen, sondern auch wirklich praktisch verwerthet werden mögen. Ich möchte aber einen zweiten „Hausschatz" in Vorschlag bringen, der von einem Photographiealbum unabhängig ist und doch nicht minder werthvoll sein dürfte. Enthält ein Photographiealbum die Bilder der Mitglieder, Freunde ꝛc. der Familie, so möchte ich in dem zweiten Hausschatz eine Chronik aller irgendwie bedeutungsvollen Ereignisse und Begebenheiten im Leben der einzelnen Glieder der Familie, eine Familienchronik mit kurzen Biographien, schaffen.

Gewiß wird niemand der Behauptung widersprechen, daß in vielen Kreisen Nichtadeliger eine große Unkenntniß über das Leben der Vorfahren, der Väter und Mütter, Großväter und Großmütter ꝛc. herrscht. Nur einer geringen Zahl sind vielleicht Episoden aus der Lebensgeschichte der ihnen am nächsten stehenden Anverwandten bekannt, und es ist wohl häufig genug, daß den Kindern selbst das Leben ihrer Eltern ein mit sieben Siegeln verschlossenes Buch ist. Wenn etwa eingewendet wird, daß ja in den Schichten der bürgerlichen Welt der Einzelne zumeist ein ereignißloses bescheidenes Leben führt, welches dem oberflächlichen Anschein nach gar keine Veranlassung gäbe, die bedeutungslosen Vorgänge desselben für die Nachkommen aufzuschreiben, so steht hingegen doch auch wieder fest, daß kein Menschenleben, wie still es auch dahinfließen mag oder mochte, so wenig Lehrreiches bietet, daß ein heranreifender Sohn oder Enkel auch nicht ein Nützliches darin fände, was ihm auf seinem Lebenswege in irgend einer Weise — sei es als aneiferndes Beispiel oder vielleicht als warnendes Exempel — förderlich sein könnte. Und selbst wenn man ganz und gar absehen würde von dem gewissermaßen erziehlichen Charakter derartiger Aufzeichnungen der Väter und Großväter, die nach ihrem Ableben diese ihre Gedenkblätter dem ältesten Sohn oder in Ermanglung männlichen Nachwuchses auf die erstgeborene Tochter vererben könnten, wird unbedingt zugegeben werden müssen, daß diese in Notizenform niedergelegten Aufschreibungen gewiß vom Standpunkte der Familientradition aus Werth haben werden.

Wie oft würde z. B. ein zum Manne herangereifter Sohn oder Enkel, oder selbst der Jüngling gerne in diesen Blättern seines längst verblichenen, ihm vielleicht unbekannten Großvaters oder Vaters lesen; wie oft würde ihn nicht diese oder jene Einzelheit aus dem Leben des ihm so Nahestehenden erfreuen, erwärmen, erheben, vielleicht trösten in einer Stunde der Zweifel, der Trübsal, des Kummers; wie oft würde ihm nicht etwa ein wenn auch noch so einfach und ungekünstelt niedergeschriebener Satz seines Vaters oder Großvaters den Pfad angeben können, den er zu seinem Glücke einschlagen könnte! Wie oft aber auch würde das geistige Bild der geliebten Eltern und Großeltern durch die Lektüre solcher schlicht und einfach niedergeschriebenen aphoristischen Lebenserinnerungen dem Sohne und Enkel wieder in voller Lebenswahrheit und lebendiger Plastik die Züge des Entschlafenen, sein Wesen und Gebaren, all seine guten Eigenschaften oder auch seine kleinen Schwächen, seine Erlebnisse und Erfahrungen vors Auge führen und der Leser würde mit den geschiedenen Lieben ein Stündchen in weihevoller inniger Berührung verbringen! Vielleicht werden sich aber Stimmen erheben, welche sagen, daß unsere Zeit für solche „Sentimentalität" ungeeignet, daß eine also verlebte Stunde einen Zeitverlust bedeute und besser für praktische Zwecke zu verwenden sei. Aber dessen ungeachtet möchte ich behaupten, daß eine solche Stunde, welche uns das Lebensbild eines Vorfahren vor die Seele führt, durch ihre belehrende Wirkung auch praktisch nutzbar werden kann. Ein weiterer Werth derartiger Aufschreibungen mag es sein, daß dieselben in späteren Tagen dem Kulturhistoriker, dem Lokalhistoriker, ja vielleicht mitunter sogar dem Geschichtschreiber selbst nützlich werden können. Können nicht in manchen zweifelhaften Angelegenheiten, in manchen dämmerigen Fällen der Stadt- oder Landesgeschichte vielleicht sonst gänzlich bedeutungslose Familiennotizen Klarheit und Aufschluß bringen, wo sonst von keiner Seite her Licht zu erhalten ist? . . . Wie oft würden unsere heutigen Geschichtsforscher in solchen zweifelhaften Fällen rascher zu voller Aufklärung gelangen, hätten sie derartige Familienchroniken zur Hand, könnten sie aus solchem Borne schöpfen! . . . Und zur Ausführung dieser Idee ist kein schriftstellerisches Talent nothwendig, keine stilistische Gabe erforderlich; nein, selbst der einfachste Handwerksmeister vermag mit wenigen schlichten Sätzen bemerkenswerthe Daten über sein eigenes Leben, über das Leben seines Kindes niederzuschreiben und so den Grund zu legen zu einer „Familienchronik", welche, von den nachfolgenden Geschlechtern weitergeführt, für diese ein „Hausschatz" im edelsten Sinne des Wortes sein würde.

Ernst Keiter.

Bleiche Thierarten. Die Naturforscher suchen noch immer eifrig nach neuen Beweisen für die Begründung der Entwickelungstheorie, deren Grundzüge durch Darwin und seine Schule entworfen wurden, und ihre Bemühungen sind vielfach von Erfolg gekrönt worden. Wenn äußere Einflüsse Arten verändern und neue Thierformen hervorrufen sollen, so muß dies am deutlichsten vielleicht bei denjenigen Thieren zum Vorschein treten, welche durch irgend welchen Zufall aus der Erdoberfläche in die unterirdischen Höhlen und Gewässer eingewandert sind. In solchen Fällen sind die äußeren Einflüsse außerordentlich stark; hier waltet der denkbar größte Unterschied zwischen dem lichten Tag und der ewigen Nacht. Wir wußten längst, daß die Grotten und Höhlen eigenartige Thierformen beherbergen. Der Olm, der Grottenmolch der Krainer Kalksteinhöhlen, dürfte unter ihnen die bekannteste Thierart sein. Er ist bleich und blind und einige Zeit hindurch glaubte man, daß ihm der Gesichtssinn vollständig fehle. Später fand man jedoch, daß unter der Haut desselben ein Auge versteckt ist, welches zwar verkümmert erscheint, aber dennoch die einzelnen Bestandtheile noch genau erkennen läßt; nur die Linse fehlt. Aus diesem Befunde schloß man, daß der Olm einst auf der Oberfläche der Erde gelebt und, nachdem er in die Höhlentiefen hinabgestiegen, die Hautfärbung und das Auge verloren habe. Der Schluß, wie gerecht fertigt er auch scheinen mochte, gab doch zu Zweifeln Anlaß, da keine Verwandten des Grottenmolches unter den lebenden Thieren nachgewiesen werden konnten.

In den letzten Jahren ist es jedoch gelungen, deutlichere Zeichen der Veränderungen von Thierarten unter dem Einfluß des Grottenlebens nachzuweisen, und eine interessante Zusammenstellung der bezüglichen Forschungsergebnisse wurde vor kurzem von der „Naturwissenschaftlichen Wochenschrift" (Berlin, Verlag von Riemann und Möller) veröffentlicht.

In unserer vaterländischen Höhlenfauna sind zwei Arten bekannt, der bleiche und blinde Grottenflohkrebs und die Höhlenwasserasel, welche eine entschiedene nahe Verwandtschaft mit zwei oberirdischen Arten aufweisen, mit dem gewöhnlichen Bachflohkrebse und der gewöhnlichen Wasserassel. Während die beiden oberirdischen Arten sich durch lebhafte Färbung und wohlentwickelte Augen auszeichnen, fehlen den Dunkelbewohnern der Hautfarbstoff und die Gesichtsorgane. Die Forschung hat nun zweifellos ergeben, daß jene Dunkelbewohner von den oberirdischen Verwandten abstammen. Man war in der Lage, Zwischenstufen dieser eigenartigen Umwandlung zu verfolgen, und zwar in den Stollen unserer ältesten Bergwerke. In den alten Stollen von Clausthal im Oberharz wohnen Scharen bleicher Flohkrebse, die hier seit etwa 300 Jahren eingebürgert sein müssen. Der ganze Körperbau und die noch vorhandenen Augenflecke deuten darauf hin, daß sie von den gewöhnlichen Flohkrebsen abstammen. Die Bleichheit haben sie dagegen mit den Höhlenthieren gemein und die Untersuchung der Gesichtsorgane zeigt, daß das Auge und namentlich die Linse verkümmert ist. So nehmen diese Thiere eine Mittelstufe zwischen den oberirdischen Flohkrebsen und dem Grottenflohkrebs ein. Dieselben Erscheinungen sind auch bei der bleichen Wasserasel im „Alten tiefen Fürstenstollen" von Freiberg im Erzgebirge nachgewiesen worden.

Die Wege, welche die Aufklärung nimmt, sind oft wunderbar: so dringt hier aus der ewigen Nacht der unterirdischen Höhlen und Grotten ein heller Lichtstrahl hervor, der uns die Räthsel der Schöpfungsgeschichte zu deuten gestattet.

* *

Der kranke Künstler. (Mit Illustration S. 713.) „Wer malt dies Bild da fertig, wenn ich sterbe? Es ist unmöglich, daß ich vor seiner Vollendung dahingehe!" — Man glaubt dem kranken Künstler, dessen Auge besorgt auf seiner unvollendeten Schöpfung ruht, diesen Gedanken von dem Gesichte zu lesen. Lange hat er an dem Gemälde gearbeitet, seine beste Kraft hat er eingesetzt, um Vollendetes zu schaffen — da ist die Hand erlahmt! Und im Anschauen des Bildes, im Krankenstuhle erkennt er, daß niemand im Stande sein wird, seine Schöpfung zu Ende zu führen. Andere können Anderes, vielleicht Besseres geben, aber nicht das! — — — Doch die Hoffnung ist nicht ausgeschlossen, die Hoffnung auf Genesung! Im Gegentheil: Die sorgende Gattin wird noch nicht Wittwe, das spielende Kind nicht Waise werden, wenn es wahr ist, was man glauben möchte: der Schöpfer dieses prächtigen Bildes hat da ein Stück eigener Erfahrung gemalt.

Das Aalgift. Unter diesem Namen wird in die große Reihe der Gifte gegenwärtig von der Wissenschaft ein neues eingereiht. Es ist furchtbar in seinen Wirkungen und in dem Blute unserer wohlschmeckenden Aale enthalten. Wer hätte daran gedacht, wenn er einen fetten großen Aal aß, daß man aus dem Blute dieses Fisches eine Menge Gift gewinnen könnte, welche wohl genügt, um zehn Menschen zu tödten! Und doch ist die Thatsache wahr. Professor Mosso in Turin hat neuerdings seine interessanten Studien nach dieser Richtung hin veröffentlicht und wir heben aus seinem Bericht das Wichtigste hervor.

In der zoologischen Station in Neapel, von welcher Karl Vogt in früheren Jahren unseren Lesern berichtet hat, befaßte sich Professor Mosso mit Studien über die Zusammensetzung des Fischblutes und wollte vor allem feststellen, warum gewisse Fische, wie z. B. die Aale, in See- und Süßwasser leben können, während andere Seefische in kurzer Zeit absterben, wenn man sie in Süßwasser bringt. Zu diesem Zwecke ließ Professor Mosso Aalblut gerinnen. Es bildete sich dabei wie gewöhnlich der sogen. Blutkuchen und das Blutwasser; das letztere sah gelb aus und hatte einen bläulichen Widerschein. Professor Mosso kostete einen Tropfen dieses Blutwassers. Kaum aber hatte er damit die Zunge berührt, so empfand er schon einen scharfen brennenden Geschmack und hierauf stellte sich eine reichliche Speichelabsonderung nebst deutlichen Schlingbeschwerden ein.

Sowohl das Blutwasser des gemeinen Aales, wie das des Meeraales und der Muräne zeigte dieselben Wirkungen. Es unterlag keinem Zweifel, daß dieses Blutwasser giftige Eigenschaften besitzen mußte. In Turin wurden die Versuche weiter verfolgt und das Blutwasser der Aale tödtete alle Versuchsthiere, denen es ins Blut eingespritzt wurde. Ein Kaninchen z. B., dem man 3 Decigramm Blutwasser einer Muräne unter die Haut einspritzte, erlag der Wirkung in 2½ Minuten; ein Hund, dem ½ Gramm in die Halsader eingespritzt wurde, war in 4 Minuten todt. Die Vergiftungserscheinungen waren derselben Art wie wir sie beim Schlangengift beobachten; mit dem Unterschied, daß das Schlangengift weit energischer wirkt. Glücklicherweise wirkt dieses Fischgift nur dann, wenn es unmittelbar in das Blut gebracht wird, und wir werden darum nach wie vor Aale „nach allen Arten" essen können; denn das Aalgift verliert auch durch die Zubereitung des Fisches in der Küche seine verderbenbringenden Eigenschaften. Besonders wichtig aber ist die Erklärung des Professors Mosso über die Art der Wirkung des

Giftes, da es auch auf die Behandlung des Schlangenbisses einiges Licht wirft. Unsere Leser werden auch als Laien wissen, daß in dem verlängerten Mark sich eine kleine Stelle befindet, welche der „Lebensknoten" genannt wird. Sie ist nur so groß wie ein Stecknadelkopf und bildet das Centrum der Athembewegungen. Durchbohrt man diesen „Knoten" mit einer starken Nadel, so fällt das Thier augenblicklich todt zusammen, da mit einem Schlage die Athembewegungen vernichtet werden. Das Aal- und Schlangengift scheint nun in erster Linie das verlängerte Mark zu beeinflussen und durch die Hemmung der Athmung den Tod zu verursachen. Wird nun künstliche Athmung eingeführt, so kann die Wirkung des Giftes nach der bedenklichen Richtung hin gehoben werden und dem Organismus wird die Möglichkeit geboten, sich nach und nach zu erholen.

Man darf den weiteren Forschungen des berühmten italienischen Gelehrten mit Interesse entgegensehen; vielleicht gelingt es ihm, vollgültige Beweise für die Richtigkeit seiner Auffassung zu bringen und ein Mittel gegen das Schlangengift zu finden.

Frühlingsblumen im Herbst.

„Der Mai ist wieder gekommen,
Nur daß er September sich nennt —"

sagt ein altes Lied von der lauen Luft und dem milden Sonnenschein des schönsten Herbstmonats. Aber es schweigt von den duftlosen starren Blumen, den Astern und Georginen, deren größere Farbenpracht nimmermehr die holde Anmuth der wirklichen Maikinder zu ersetzen vermag. Was indessen die Natur zu verweigern scheint, das hat ihr auf mehr als einem Gebiet der menschliche Geist schon abzulocken gewußt, und so ist auch heute das scheinbar Unmögliche zur Thatsache geworden: im botanischen Garten zu München blühten dieses Jahr Ende September im freien Land dichte Büschel von duftenden Maiblumen, Gruppen von Deutzien und pontischen Azaleen, die letzteren in all den zarten Farben von weiß, gelblich und roth, wie wir gewohnt sind, sie im Frühjahr als ersten Schmuck der Gärten und Anlagen zu sehen. Herr M. Kolb, Oberinspektor des botanischen Gartens, ist es, der nach mannigfachen Versuchen über die Verlängerung des Winterschlafes der Pflanzen (um dadurch deren Blüthezeit entsprechend hinauszuschieben) endlich, und zwar als erster in Europa, das Verfahren gefunden hat, ihre Blüthe in einem bestimmten Zeitpunkt hervorzurufen. Es läßt sich leicht denken, welche Tragweite der an den Frühlingsblumen so gelungene Versuch haben wird, wenn es möglich ist, ihn auch auf Hyazinthe, Iris, Nelke und Rose auszudehnen und dadurch dem großen Blumenverbrauch des Winters theilweise das Material aus einheimischen Quellen zuzuführen. Es ist schon vielfach gegen den einreißenden Blumenluxus geifert worden, und sicher ist er tadelnswerth, wenn er nur prunkhafter Großthuerei den Vorwand liefert. Aber alles, was dazu dient, den bescheidenen Fenstergarten, die kleine Blumenspende an liebe Menschen, den Gratulationsstrauß zum Familienfest zu ermöglichen, ist als idealer Gewinn zu achten, und aus diesem Gesichtspunkte besonders begrüßen wir die schöne Erfindung des Herrn Kolb als eine für ganz Deutschland bedeutungsreiche und erfreuliche.

Deutsche in Venezuela. Eine eingehende Beschreibung dieses südamerikanischen Staates Venezuela, von Dr. W. Sievers (Hamburg, L. Friedrichsen), macht uns mit Land und Leuten aufs eingehendste bekannt; wir wandern mit ihm durch die Hafen- und Hauptstädte, lernen die Städte des innern Landes kennen, steigen auf die Gipfel der Kordillere, über die gefährlichen Paramos, die über die Baumgrenze hinausragenden kahlen, öden, von Winden umstürmten Hochflächen, die allgemein gefürchtet und gemieden sind, weil der allzu jähe Temperaturwechsel, die plötzliche Kälte, die dort eintritt, auf die an die tropische Hitze gewöhnten Konstitutionen verderblich wirkt. Die Schilderungen von Sievers sind lebendig und malerisch und von den Mangrovewäldern und Korallenrissen der Küste bis zu den Savannenregionen und Schneegipfeln der Sierra Nevada folgt man mit Interesse den Wanderungen des Reisenden, der einen offenen Blick für landschaftliche Reize, für die Beschaffenheit der Natur des Landes, für die Volkssitten und Rassenunterschiede besitzt.

Venezuela ist ein im Aufblühen begriffenes Land. Erfreulicherweise ist gegenwärtig der Einfluß der Deutschen ein überwiegender. Auf wissenschaftlichem Gebiete spielen sie eine große Rolle; der Direktor des Museo Nacional in Caracas ist ein Deutscher, Dr. Ernst, der zugleich die Professur für Naturwissenschaften an der Universität bekleidet und auch Oberbibliothekar ist, ein Gelehrter von seltenster Vielseitigkeit des Wissens, in seinem Specialfach, der Botanik, durchaus heimisch und Besitzer einer prachtvollen Privatbibliothek, deren Reichthum an werthvollen Amerikanis das fast neidische Verlangen des Reisenden erregte.

Der deutsche Handel hat in Venezuela über den englischen den vollständigen Sieg davongetragen. Unter den Handelsflaggen ist, abgesehen von der venezolanischen, die deutsche am stärksten vertreten, indem fast ein Drittel des gesammten Tonnengehaltes, 650000 Tonnen von zwei Millionen, auf 524 deutsche Dampfer und 120 deutsche Segelschiffe fällt (1885 bis 1886). In weitem Abstand folgen erst die Engländer mit einem Zwölftel des Tonnengehaltes.

Auch in Bezug auf Eisenbahnen wird deutsches Kapital und deutsche Industrie und Geschäftsleitung in Venezuela bald die erste Rolle spielen. Vor dem Jahre 1883 hatte Venezuela nur eine einzige schmalspurige Eisenbahn, die eigentlich nur zum Frachtverkehr diente, die Bahn von den Kupferminen von Aroa nach dem Hafen Tucacas. Die erste Bahn für Personenverkehr, von der Hauptstadt Caracas nach dem Hafen La Guaira wurde 1883 eröffnet, diejenige von Puerto Cabello nach Valencia im Frühling dieses Jahres 1888.

Soweit reichen die Berichte in dem interessanten Reisewerk von Sievers. Wir können aus bester Quelle versichern, daß Venezuela jetzt auch ein besonderes Interesse für uns Deutsche gewinnt, indem es einer ersten industriellen Firma und zwei hervorragenden Banken gelungen ist, die Konzession für den Bau einer Eisenbahn von Caracas nach Valencia zu erhalten. Es wird demnächst eine große Zahl Eisenbahningenieure nach Venezuela gehen, um den Bau der Eisenbahn mit deutschen Kräften auszuführen.

†

Ein Rekonvalescentenhaus für arme Kinder. In der unweit Wien an der Elisabeth-Westbahn reizend gelegenen Sommerfrische Weidlingau wurde von dem Wiener Bürgerpaar Herzmansky ein Rekonvalescentenhaus gegründet, in welchem Kinder mittelloser Eltern Aufnahme finden, nachdem dieselben von den Wiener Spitälern entlassen worden sind. Hier sollen die armen Kleinen, welche fast stets in noch sehr geschwächtem Zustande in die dürftigen Verhältnisse ihrer Angehörigen zurückkehren und denen zu Hause nicht jene Sorgfalt und auch nicht jene stärkende nahrhafte Kost geboten werden kann, welche sie doch zur vollständigen Herstellung unbedingt bedürfen, wieder Kraft und Frische erlangen. Das stattliche zwei Stock hohe Institutsgebäude, welches aus dichtem Laubwerk aufragt, wendet seine Hauptfront nach Süden und ist von der Straße durch einen schönen Vorgarten getrennt. Eine breite Steintreppe führt auf die im Parterre gelegene Terrasse, von der man in einen geräumigen Saal gelangt, der den Kindern bei unfreundlicher Witterung als Spielraum dienen soll. Dort findet sich eine reiche Auswahl von Spielsachen, Puppen in allen Größen, Bilderbücher und was nur das Herz eines Kindes erfreuen mag. Sogar an einem Herbarium fehlt es da nicht.

In dem Parterre befindet sich auch eine Kapelle, in welcher die Kleinen unter Führung einiger Schulschwestern, welche die Anstalt leiten, ihre Andachten verrichten. Am Ende eines langen Korridors liegt noch die Küche. Im ersten Stockwerke befinden sich die Wohnräume für die Rekonvalescenten und zwar sind dieselben für Knaben und Mädchen getrennt; ferner die Ankleidesäle und zwei große Badezimmer. Eine Neuerung ist in den ungemein praktisch eingerichteten luftigen Schlafräumen eingeführt. An jedem einzelnen der eisernen Bettchen befindet sich ein elektrischer Drücker, damit das in demselben ruhende Kind im Bedarfsfalle sofort die Wärterin oder Pflegerin zu etwaiger Hilfeleistung herbeizurufen vermag. Für die schwächlichen kleinen Bewohner giebt es einen Aufzug vom Parterre aus hinauf in die Schlafsäle.

Allerdings dürfte dieser etwas zuweitgehende Komfort, welcher den Kindern gänzlich unbemittelter Eltern kaum je wieder zu Theil werden dürfte, nicht ganz am Platze sein, wie überhaupt die einfachste und bescheidenste Einrichtung dieses Gebäudes wohl für diese an des Lebens Nothdurft gefesselten Kleinen sicher das Empfehlenswertheste wäre, sollen dieselben nicht später daheim den Mangel allzu bitter empfinden.

Nördlich des Gebäudes liegt ein ausgedehnter Garten mit modernen Anlagen, den ein waldiger Hügel begrenzt, hinter welchem ein kleiner Meierhof eingerichtet ist. Bei dem Eintritt in das Rekonvalescentenhaus erhalten die Kinder Kleider und Wäsche und außerdem noch beim Verlassen desselben aus einem von den Erbauern gestifteten Fonds eine Unterstützung. Vorläufig wurden 24 Kinder in die neue Anstalt aufgenommen, doch soll diese Zahl jährlich um fünf kleine Bewohner vermehrt werden, und zwar so lange, bis der permanente Stand 50 Zöglinge aufweist.

Kleiner Briefkasten.

(Anonyme Anfragen werden nicht berücksichtigt.)

„Heimburg-Verehrer" in Berlin. Die neueste Novelle von W. Heimburg „Onkel Leos Verlobungsring" finden Sie im Gartenlaube-Kalender 1889. Derselbe ist zum Preise von 1 Mark elegant gebunden in den meisten Buchhandlungen zu haben.

R. in Hirschberg. Kreidezeichnungen werden am besten und leichtesten wie folgt fixirt: Man bedient sich eines schwarzen Papieres, dem man einen Ueberzug von Harz giebt. Zu diesem Behufe löst man eine Mischung von Harz (Kolophonium, Geigenharz) und Schellack in starkem Weingeist auf und bestreicht schwarzes Glanzpapier mit Hilfe eines breiten weichen Pinsels mehrmals damit. Unter allen Umständen ist darauf zu sehen, daß zwischen den einzelnen Auftragungen die vorige immer trocken geworden ist, bevor man eine neue Auftragung vornimmt. Das schwarze Glanzpapier erhält auf diese Weise eine anfänglich matte, trübe Oberfläche, welche man durch Erwärmen glänzend machen kann. Kreidezeichnungen, welche auf der gebarzten Seite eines derartigen Papiers vorgenommen werden sind, können nun dadurch für immer leicht und dauerhaft fixirt werden, daß man das Papier mit einem anderen gut geleimten Papier bedeckt, so daß sich die Kreidezeichnungen nach oben und unter dem letzteren befinden; mit einem genügend heißen Platt- oder Bügeleisen fährt man nun mehrmals darüber hin. Hierdurch werden die Kreidezeichnungen, welche bloß locker anhaften, zunächst fester und dichter an die Harzoberfläche des Papiers angedrückt, durch die Wärme wird das Harz selbst geschmolzen und auf diese Weise werden die Kreidezeichnungen haftend gemacht und fixirt. Man entfernt dann nach dem Erkalten vorsichtig das übergelegte Papier und findet die Kreidezeichnung, oder überhaupt jedes mit Kreide hergestellte Bild oder jede Kreideschrift fest haftend, so daß sie, ohne Schaden zu nehmen, aufgerollt, abgerieben und unter Umständen sogar abgewaschen werden können.

F. T. in Wien. Die Erzählung „Der lange Holländer" von Rudolf Lindau erschien im Jahrgang 1887 unseres Blattes.

G. P. in Warschau. Die erste von Ihnen gewünschte Adresse lautet unseres Wissens: Prag, Smichow, Wassergasse; die zweite ist uns unbekannt.

C. J. in Dresden. Sie wenden sich am besten an einen tüchtigen Zahnarzt. Viele praktische Winke finden Sie aber auch in dem sehr instruktiven Buche von Hofrath Dr. Sarnow: „Anleitung zur Pflege der Zähne und des Mundes". Preis geheftet 2 Mark, gebunden 2 M. 50 Pf.

A. W. in Köln. Sie wünschen Auskunft über die größten und kleinsten Völker der Erde. Die durchschnittliche Körperlänge verschiedener Völkerschaften hat von jeher ein besonderes Interesse und dieses leitete zu genaueren Messungen, deren Ergebnisse Bellinger in einer Tabelle zusammengestellt hat. Die größten Völkerstämme bilden nach derselben die Patagonier, die durchschnittlich 180,3 Centimeter lang sind, und an diese schließen sich die Nordamerikaner des Westens mit einer Durchschnittslänge von 177 Centimetern. Die kleinsten Völker der Erde, die sogenannten Zwergstämme, bewohnen Afrika. Die Akkaas in Westafrika messen 137,0 Centimeter, die Buschmänner 137,2 Centimeter und die Akka an den Nilquellen 140,0 Centimeter. Mit anderen Worten hat der kleinste Menschenschlag drei Viertel der Körperlänge des größten und ein Akkaas reicht einem Patagonier nur bis an die Brust. Die Völker des civilisirten Europa wahren, was ihren Buchs anbelangt, die goldene Mitte zwischen diesen Extremen der Menschheit.

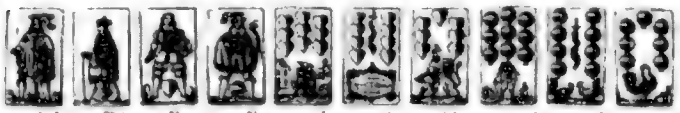
H. B. in K. Angeregt durch unsere früheren Artikel über verschiedene Obst- und Beerenweine, möchten Sie versuchen, Wein aus Brombeeren, die in Ihrer Gegend stark verbreitet sind, zu bereiten, und bitten uns um Angabe einer Quelle, aus der Sie Belehrung über derartige Weinbereitung schöpfen könnten. In erster Linie machen wir Sie auf das treffliche Werk „Die Hebung der Obstverwertung" von Heinrich Semler (Wismar, Hinstorffsche Hofbuchhandlung) aufmerksam. Außerdem ist vor kurzem eine „Anleitung zur Weinbereitung aus Obst, Beeren und Birkensaft" von C. G. L. Quentell (Verlag von Friese und von Puttkamer in Dresden) erschienen, in der Sie das Wissenswertheste auf diesem Gebiete in aller Kürze mitgetheilt finden.

Allerlei Kurzweil.

Skat-Aufgabe Nr. 11.

Von H. Schuhmacher in Hamburg.

Bei einem Bierskat sagt Hinterhand, um nicht im nächsten Spiel herumzufahren, auf folgende Karte:

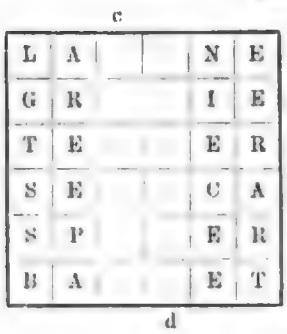


(kr. B.) (p. B.) (c. B.) (car. B.) (c. 9.) (c. 8.) (c. 7.) (car. 9.) (car. 8.) (car. 7.)

Grand an und gewinnt durch eine Finte mit Schneider.
Wie sitzen und fallen die Karten?

Bilder-Rätsel.

Aussäll-Problem.



L	A			N	E
G	R			I	E
T	E			E	R
S	E			C	A
S	P			E	R
B	A			E	T

c

d

Die leer gebliebenen 12 Quadrate sind in der Weise mit Buchstaben auszufüllen, daß die wagerechten Reihen 6 bekannte Wörter ergeben.

Liest man die Buchstaben der Reihe c von oben nach unten, so erhält man den Namen eines deutschen Komponisten. Die Buchstaben der Reihe d, von unten nach oben gelesen, nennen eines seiner Werke.

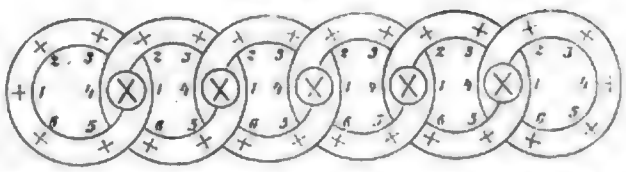
Quadrat-Aufgabe.

Man hat zwei Quadrate von gleicher Größe. Jedes besteht aus gleichviel kleinen Quadraten desselben Umfanges, deren Zahl jedoch 100 nicht erreicht. Zu diesen beiden Quadraten, die man zusammen als Doppelquadrat bezeichnen kann, legt man ein kleines vom Umfange der kleinen, aus denen jedes große besteht.

Aus der nun vorhandenen ungeraden Gesammtzahl kleiner Quadrate sollen zwei von ungleicher Größe gebildet werden.

Welche Quadrate sind es? Und welches sind die nächstfolgenden Quadrate von gleicher Beschaffenheit?

Ring-Rätsel.



Die 31 Kreuzchen obiger Ringe sind durch die gleiche Anzahl Buchstaben, nämlich 3 a, 3 b, 3 e, 1 h, 2 l, 1 m, 2 n, 7 o, 1 p, 4 r, 2 t, 1 u und 1 z so zu ersetzen, daß in jedem Ringe ein bekanntes Wort entsteht und daß die 5 Buchstaben an den Verknotungspunkten eine bekannte Oper nennen. Die Wörter der einzelnen Ringe bezeichnen: 1. eine Insel bei Ostindien, 2. einen biblischen Namen, bekannt aus Ahabs Geschichte, 3. ein Werk Wielands, 4. einen bekannten Historiographen der Neuzeit, 5. einen berühmten Komponisten, 6. einen Gott der alten Griechen.

Auflösung der Damenspiel-Aufgabe auf S. 708:

1. D e 1 — d 2	1. D h 4 — d 8 am besten
2. D e 1 — b 4	2. D d 8 — a 5 am besten
3. D d 2 — e 1	3. D a 5 — d 8 (A)
4. D e 1 — a 5 gewinnt.	
	A
	3. D a 5 — c 7
4. D h 4 — g 3	4. „ h 2 — f 4 †
5. D g 1 — e 3 gewinnt.	

Auflösung des Rätsels auf S. 708: Siegfried.

Auflösung des Rätsel-Sonetts auf S. 708: Handschlag.

Auflösung des Buchstaben-Rätsels auf S. 708: Asien — Nase.

Auflösung des Rösselsprungs auf S. 708:

Hoffe! Du erlebst es noch,
Daß der Frühling wiederkehrt;
Hoffen alle Bäume doch,
Die des Herbstes Wind verheert,
Hoffen mit der stillen Kraft
Ihrer Knospen winterlang,
Bis sich wieder regt der Saft
Und ein neues Grün entsprang. Fr. Rückert

Auflösung des Problems „Die Kombinations-Uhr" auf S. 708:

Man addire die jeweilig von beiden Zeigern berührten Zahlen mit Ausnahme der beiden Fälle, wo — 9 von den größeren Zahlen in Abzug zu bringen ist, beginne damit oben beim 20er, stelle die Resultate der Reihenfolge nach neben einander, wähle für die Zahlen die entsprechenden Buchstaben des Alphabets (i und j getrennt als besondere Buchstaben und man erhält:

20+6,	1+4,	6+3,	4+16,	3+6,	16+3,	6+14,	3+4,	14—9,	4+8,	13—9
26,	5,	9,	20,	9,	19,	20,	7,	5,	12,	4,
z	u	i	t	i	s	t	g	e	l	d

„Zeit ist Geld."

In dem unterzeichneten Verlage ist soeben erschienen und durch die meisten Buchhandlungen zu beziehen:

E. Marlitt's Romane und Novellen.

Illustrierte Gesamt-Ausgabe.

Zweiter Band: „Das Haideprinzeßchen".

Die Band-Ausgabe von **Marlitt's** illustrierten Romanen erscheint **vollständig in 10 Bänden** zum Preise von

3 Mark elegant geheftet, 4 Mark elegant gebunden.

— Vierteljährlich ein Band. —

Inhalt: Bd. 1. **„Das Geheimniß der alten Mamsell".** — Bd. 2. **„Das Haideprinzeßchen".** — Bd. 3. **„Reichsgräfin Gisela".** — Bd. 4. **„Im Schillingshof".** — Bd. 5. **„Im Hause des Kommerzienrathes".** — Bd. 6. **„Die Frau mit den Karfunkelsteinen".** — Bd. 7. **„Die zweite Frau".** — Bd. 8. **„Goldelse".** — Bd. 9. **„Das Eulenhaus".** — Bd. 10. **„Thüringer Erzählungen"** (Inhalt: „Amtmanns Magd", „Die zwölf Apostel", „Der Blaubart", „Schulmeisters Marie").

Bis jetzt erschienen: Band 1 u. 2. Auch in ca. 70 Lieferungen zum Preise von 40 Pf. zu beziehen. (Alle 14 Tage eine Lieferung.)

Bestellungen werden jederzeit in beinahe allen Buchhandlungen angenommen. Wo der Bezug auf Schwierigkeiten stößt, wende man sich direkt an die

Verlagshandlung von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig. Druck von A. Wiede in Leipzig.

„Und was belieben Sie, eine Verkehrung dieser Ordnung zu nennen?“ fragte sie mit leisem Spott.

Er hatte sich unhörbar erhoben und stand nun hoch aufgerichtet vor ihr, auf sein goldenes Rappier gestützt. „Daß die Frau die Herrin, der Mann der Knecht sein soll.“

Seine Haltung und sein Ton waren so entschieden, daß Dorothea unwillkürlich verstummte.

In die eingetretene Stille tönte Eleonorens Stimme von dem Damenkreis herüber:

„Mein Herr hat bestimmt, daß der morgende Tag fröhlicher Festfreude gewidmet sein soll. Erst übermorgen werden die Sitzungen der Palmgenossen und der Tugendlichen stattfinden nach meines Herrn Willen.“

Bei diesen Worten, die wie eine Ergänzung von Albrechts Rede klangen, stieg in Dorotheas Wangen ein heißes Roth.

Der Herzog zwang ein leises Lächeln nieder.

Stühle wurden gerückt. Die Herrschaften brachen auf, um sich in ihre Gemächer zurückzuziehen. Die Verneigung, mit welcher Dorothea Abschied von Albrecht nahm, war von einem drohenden Blick begleitet. Mit vollkommener Ritterlichkeit, aber unerschütterlicher Ruhe beugte er das Haupt vor ihr. Als die letzte im Zuge schlich Käthchen davon. Noch einmal sah sie trübselig zurück nach Achatius, der in der Thür des Vorzimmers stand und die entlassenen Hofjungfrauen seiner Herrschaft an sich vorübergehen ließ.

Er bemerkte auch diesmal Käthchen nicht.

Seine Augen waren wieder in den Winkel, wo Gertrud stand, gerichtet, und er dachte: einmal muß sie doch aus ihrer Ecke herauskommen.

Da schritt sie heran. Unentwegt sah sie an ihrem fein gebogenen Näschen herab.

„Ehrenreiche Jungfrau,“ redete er sie an, „da Ihr meinen Fehler erkannt habt, so erbarmt Euch meiner und helft mir von demselben. Schenket mir eine Perle Eures glückseligen Halsbandes, daß ich sie in mein Zöpflein flechte und allezeit dadurch gemahnt werde, treu zu sein.“

Gertruds Antlitz nahm einen Ausdruck von Empörung an. „Das Halsband ist ein Familienschmuck, der immer nur an Ehrentagen getragen wurde. Er ist zu gut für eine Narrethei.“

„Narrethei nennet Ihr die alamode Galanterie eines Kavaliers?“ fragte er, und seine Augen begannen zu funkeln.

Verächtlich erwiderte sie: „Welch andern Namen verdiente diese Unsitte, welche die Menschen dahin führt, daß sie flunkern, Affenwerk treiben, sich mit Firlefanz behängen wie“ — ihr Blick flog den Korridor entlang, wo die Narren des Koburger Herrn sich tummelten — „wie die, welche bestellt sind, die Leute lachen zu machen,“ schloß sie, todtenbleich, aber gerade aufgerichtet gleich einer Wachskerze.

Achatius fuhr empor, als sei er von einer Natter gestochen. Glühend vor Zorn, mit einer stahlharten Stimme entgegnete er: „Ueber den Hofmeister von Krombsdorff lacht niemand. Wenn er auch einen Alamodezotten trägt, so weiß doch jeglicher, daß es ein rechter Mann ist, der sich mit selbigem behangen hat. Selbst Ihr werdet eher eine Thräne um mich vergießen, als es wagen, mich auszulachen. Das schwöre ich Euch!“

Er drehte sich auf dem Absatz herum und stürmte davon.

Mit trutzigen Schritten stapfte er in sein schönes Haus hinüber, das wie ein treuer Vasall am Weg ins Schloß stand. Er schlug die schwere Thür so wüthend hinter sich zu, daß der Rosenstock an der Pforte bis in die tief schlummernden Knöspchen erschauerte und sich kaum mit den feinen Dörnchen an dem steinernen Wappenschild fest zu halten vermochte.

Und als die Bettmeisterin endlich unter einem der Lerchenschöpflein in ihr Bett kroch, da schallte drüben aus den geöffneten Fenstern noch immer bald ein „Donnerwetter!“ bald ein „Morbleu!“ heraus.

„Mein Herr!“ Das Wort der sanften Eleonore hallte in Dorothea nach. Es ließ sie keine Ruhe in den seidenen Kissen finden.

O, der Hof von Weimar lag wahrlich im finsteren Thal. Wie ein Feldhauptmann seine Fähnlein, so kommandirte Wilhelm die Tugendlichen. Der vielgereiste Bernhard, der nach englischer Sitte bei der Begrüßung das Knie vor ihr beugte, hatte durch einen scharfen forschenden Blick die Adoration seines Grußes wieder aufgehoben, und auch der fromme Ernst bereitete ihr eine Enttäuschung, da er verhieß, ein theures Buch in ihr Losament zu senden. Es war nicht, wie sie hoffte, der zweite Band der „Astrea“, sondern das Gebetbuch, das ihre gemeinschaftliche Großmutter herfürgegeben hatte.

Und Albrecht! Flattirte ein Kavalier also seiner Dame?

Nicht flehend hatte er zu ihr emporgeschaut, sondern gleich einem Herrscher auf sie herab.

Ihre Gedanken hielten bei diesem jüngstvergangenen Augenblick an. Sie sah ihn vor sich stehen, hoch, stolz, auf das vergoldete Rappier gestützt, und, ohne daß sie es wußte, lächelten ihre Lippen. Wie war er doch schön! In jeder Miene, jeder Bewegung ein echter Fürst und Herr!

Sie fuhr hoch auf. War ein böser Zauber in dem Wort mächtig, daß sie seiner nicht ledig werden konnte?

Spät erst schloß sie die Augen. Die Morgensonne schien hell in das Gemach und malte wie ein lustiger Schelm lauter goldene Ringe auf den Fußboden, als sie erwachte. Jetzt waren die finsteren Vorstellungen der Nacht entflohen. Sie lächelte fröhlich dem Morgenlicht entgegen.

O, sie wollte dem rauhen Männerregiment schon ein Grübchen graben, darein es fallen sollte. Wozu kannte sie die alamoden Waffen, mit denen die Schäferinnen ihre Adorateurs gefügig machten, wenn sie dieselben nicht gebrauchte?

Und war etwa der Preis des Kampfes nicht werth?

O, welche Seligkeit mußte es sein, diesen festen Willen zu beugen, diesen strengen Sinn in Weichheit umzuschmelzen, diesen stolzen Mann auf die Kniee zu zwingen! Das wäre ein Sieg, auch einer Astrea würdig.

Heiter wie der junge Maientag, rosig angehaucht, saß sie alsdann auf dem mit Quasten umhangenen Stuhl vor dem Putztisch. Bärbchen, die erste Schmuckjungfrau, bot ihr das Handspieglein.

„Bringe das Pfirsichblüthenwasser zum Kühlen der Wangen,“ gebot sie in dem Flüstertone geschulter Hofdiener dem zweiten Kammermägdlein Aennchen. „Wo ist das Instrumentlein für die Zähne? — Sie glänzen gleich Elfenbein, fürstliche Gnaden. Lange die Phiole herab mit der Essenz, um die Nägel zu glätten! — Sie sehen aus wie Rosenblätter auf Lilien gestreut. Rücke das Kohlenbecken herbei! Lege die Brenneisen hinein! Hilf, Himmel! Die Tischplatte ist auch gar zu klein.“

Aennchen schwebte auf den Fußspitzen hin und her.

Bärbchen rollte an den Wangen ihrer Herrin lange Locken herab und brannte über der Stirn ein leichtes Gekräusel.

Leises Klopfen ertönte an der Thür.

„Die Frau Herzogin läßt zur Eile mahnen,“ berichtete Aennchen, „die Tafelstunde nahe.“

Dorothea machte eine Bewegung mit dem schönen Haupt, als schlage sie die Mahnung in den Wind. Sie wußte aus der „Astrea“, daß man die Schäfer harren und schmachten lassen mußte, wenn sie angefeuert werden sollten.

„Du kannst noch ein paar Steinrosen in die Locken stecken,“ befahl sie. „Nein, nicht so regelmäßig zu beiden Seiten! Das ist nicht alamode. Weiter zurück! Höher hinauf!“

Bärbchen mühte sich, die Herrin zufrieden zu stellen. „Aber Aennchen, was fällt Dir ein?“ ließ sie ihre geheime Ungeduld an der untergeordneten Gehilfin aus. „Warum trägst Du den Rock von violenfarbigem Sammet daher? Meinst Du, Ihre Gnaden gedenken, Abbatissa eines Stiftes zu werden?“

Dorothea lachte über die drollige Zumuthung hell auf. „Nein, so weit sind wir noch nicht.“

Bärbchen ging selbst in die Kleiderkammer. Sie kam mit einem Prachtstück von einem Kleid zurück, unter dessen Last sie fast erlag. Ein Rauschen ging ihm voraus wie eine Meeresfluth. Es war von Silberbliant, mit goldenen Blumen durchwebt, mit Goldposament besetzt. Dorothea lächelte wohlgefällig und schlüpfte unter dem Beistand beider Mägdlein in die steife Hülle.

„Auf das Goldposament eine Reihe von Steinrosen! Die Spangen um die Aermelpuffen!“ befahl sie. „Die Perlen um den Hals! Sie sind zu matt; hängt den Demantstern daran.“

„Tummle Dich!“ raunte Bärbchen. „Der Schloßhof wimmelt schon von ankommenden Gästen, und drüben an einem

Fenster der Festgemächer steht Herzog Albrecht und sieht herüber."

Dorotheas Augen funkelten triumphirend. „Heftet das golddurchwirkte Band an den Rock. Holt die Tulipanen! Nein, nicht in der Hand will ich sie tragen. Knüpft sie an das Band! Macht keine erstaunten Gesichter! Ihr wißt, wir lieben solche nicht bei unsren Dienerinnen. Wir befehlen es also. Auch die holde Schäferin Astrea trägt einen Blumenstrauß am Schäferbändchen."

Sie ließ sich die goldgestickten Handschuhe überstreifen und rauschte endlich davon. Ein ungnädiger Blick der Frau Witwe empfing sie bei ihrem Eintritt. Abbittend, schmeichelnd küßte Dorothea ihr die Hand. Mit einem leisen Seufzer gab die fürstliche Mutter das Zeichen zum Aufbruch, und in aller Unterthänigkeit schlug der Schloßhauptmann einen raschen Schritt an.

Drüben im Rautenkranzgemach waren schon alle Fürstlichkeiten versammelt. Die Dornburger Herrschaften traten als die letzten ein.

Während Herzog Wilhelm mit etwas bedenklich empor gezogenen Brauen die Frau Witwe begrüßte, glitt Dorotheas Blick scheinbar harmlos über die Anwesenden hin. Da stand Herzog Albrecht, nahe der Thür, ganz so, wie sie ihn seit gestern unaufhörlich vor Augen hatte, auf das vergoldete Rappier gestützt. Es war ersichtlich: er hatte ihrer geharrt, und nun begrüßte er sie mit tiefer Verbeugung.

Holdselig lächelnd versank sie auf einen Augenblick in die goldenen und silbernen Wogen ihres Gewandes. Dann aber rauschte sie mit rascher Wendung vorüber.

„Tirho!" lachte der alte Herzog von Eisenach. „Geht der schmucke Vogel dem jungen Jäger durch das Garn? So wollen wir alter Weidmann einmal unser Heil versuchen." Und er vertrat ihr den Weg.

„Mein gnädiger Vetter ist dafür bekannt, daß er scheues Wild zutraulich zu machen versteht," erwiderte sie mit kindlichem Aufblick.

Er schüttelte pfiffig den Kopf. „Mein schönster Edelfalk setzt sich gewaltig in die Fittige, so ihm die Kappe übergezogen werden soll."

„Sperr ihn ein und laß ihn fasten," brummte der Koburger dazwischen.

Dorothea schaute den verdrießlichen Herrn feindselig an. „Streicheln Sie ihn lieber und füttern Sie ihn mit Zuckerbrot," rieth sie.

„Oder geben Sie ihm die Freiheit," sprach Herzog Ernst herzutretend. „Was der Zucht sich nicht fügt, soll man fliegen lassen."

Dorothea wurde dunkelroth, und der Eisenacher Herzog brach in ein Gelächter aus zur Verwunderung der andern jagdverständigen Herren.

Dann warf er einen listigen Blick in die Tiefe des Gemaches. „Aber was müssen wir erleben? Herzog Albrecht hat unser Gemahl förmlich gestellt."

Dorothea blickte sich um.

Bei der Herzogin Christine stand Albrecht halb abgewandt, daß sie nur den stolzen Schnitt seiner Züge zu sehen vermochte.

Und er änderte seine Haltung auch nicht, da sie plaudernd und scherzend sich durch die andren fürstlichen Herren und Damen näher an ihn heranwand.

Aufmerksam hörte er zu, wie die gelahrte Fürstin ihm von den feurigen Schweifen erzählte, welche die Kometen durch die Himmelsräume schleifen, statt auf den goldigen Schlepprock der schönen Dorothea zu achten, der um ihn herumknisterte.

Nunmehr ließ er sie warten — warten, bis das feine Korallenroth in ihre Wangen stieg.

Endlich wandte er sich ihr zu. Und als das junge Paar nun einander gegenüberstand in der Haltung, die dem Fürsten und der Fürstin geziemte, da sah den beiden niemand an, daß sie eben unter dem Schild höfischer Gravität den Spieß gegen einander gefällt hatten.

„Eure Gnaden erweisen den Tulipanen eine hohe Ehre, indem Sie selbige mit sich führen," sprach er mit dankender Neigung. „Und wahrlich," fuhr er lächelnd fort, „die leuchtenden Kelche sind alle erschlossen, obwohl ihre Sonne heute erst so spät aufgegangen ist."

„Die schönen Blumen wägen und markten nicht," erwiderte sie ebenfalls lächelnd. „Treu bleiben sie ihr zugewandt, wann auch sie ihnen erscheinen mag."

„Hätten sie dafür nicht vielleicht verdient, am Herzen getragen zu werden, wie deutsche Frauen mit Blumen thun?" warf er hin.

Sie strich liebkosend an dem Band herab zu den Tulpen. „Ist diese Art der alamoden Schäferinnen, das, was sie lieben, mit sich zu führen, nicht voll Grazia?"

Er sah ihr tief in die goldschimmernden Augen, als wollte er auf dem Grund ihrer Seele lesen. „Fremdes Wort und fremder Brauch. Vergessen Eure Gnaden nicht, daß wir hier sind, um die deutsche Sprache und die deutsche Sitte zu pflegen," sagte er sanft mahnend.

Sie warf das Köpfchen überhebend auf. „Ich bin nicht Palmgenoß."

Er drehte voll guter Laune seinen Schnauzbart. „Darüber wollen wir von Herzen froh sein. Wären Eure Gnaden Mitglied des Palmenordens, so müßte ich Sie jetzt zur Häuselung nach dem Drehstuhl geleiten. Statt solcher Verdrießlichkeit bitte ich um die Huld, Sie zur Tafel führen zu dürfen."

Er bot ihr mit tiefer Verneigung die Hand.

Trompetenfanfaren und Paukenwirbel tönten durch das Schloß. Sie riefen zur Tafel. Eine Bewegung entstand; jeglicher Herr suchte seine Partnerin. Der Zug ordnete sich. Die Pagen öffneten die vergoldeten Flügelthüren.

Unter dem Vortritt des Hofmarschalls und der andern Hofherren schritten die fürstlichen Herrschaften paarweise durch die tief sich neigenden und dann anschließenden Gäste nach dem Bankettsaal.

Es war ein prächtiges Bild, das sich hier entfaltete. Ein Thronhimmel von Purpursammet wölbte sich über der Tafel, um welche die Fürsten in Hermelinmänteln, die Fürstinnen mit Perlenschnüren, Demantsternen und Smaragdkugeln geschmückt, sich reihten; Herren von Adel in bunten Atlaswämsern, hohe Räthe in schwarzer, silbergestickter Amtstracht, Offiziere mit der gelben Feldbinde traten an ihre Plätze; wie schimmernde Gewinde zogen sich die Frauen in gewässerten Moor- und geblümten Brokatröcken, goldene Röslein an den Hauben, um die besondren Tafeln, an denen sie untergebracht waren, damit sie nicht von angehumpten Herren molestirt werden konnten. Und am Tischlein im Winkel, wo die Stühle verkehrt gestellt waren, hockten die rothgekleideten Narren des Koburger Herzogs.

Die goldenen Pokale und krystallenen Becher blitzten auf dem Schenktisch; auf dem Pfeiferstuhl hielten die Musikanten die silbernen, mit Fähnlein und Quasten verzierten Trompeten, die von goldstoffnen Wappendecken behangenen Heerpauken bereit. Schaulustige Bürger Weimars in ihrem besten Sonntagsstaat füllten die Galerie.

Der Hofprediger im Ornat trat den Herrschaften gegenüber und sprach mit aufgehobenen Händen das Tischgebet. Die Finger mehr zum Staat denn zur Andacht in einander gelegt, stand Achatius neben der Stufe, welche zur Fürstentafel empor führte. Die frommen Worte gingen an seinem Ohr vorüber; in ihm kochte nur Groll und Rachegelüst.

„Kaltes Blut," sagte er sich, als das Amen ertönte. Erst kam der Dienst.

Die Pagen netzten den Herrschaften über silbernen Gießbecken die Hände. In anmuthiger Haltung trat Achatius mit der langen Handquehle heran und warf sie so geschickt, daß sie, auseinander flatternd, an den fürstlichen Personen vorüberflog und jegliche ein Stück davon zu fassen vermochte.

Der Hofmarschall lächelte zufrieden. Nicht an jedem Hof verstand man, diese Kunst so vollkommen zu üben.

Achatius war froh, daß seinen zitternden Händen das schwere Stücklein gelungen war.

Unter erneuten Fanfaren nahten in langem Zuge die Lakaien mit dem ersten Gang. Der Schmaus begann. Die fürsichtigen Leute griffen nach den gesottenen Eiern, welche von den Aerzten als Voressen empfohlen wurden; die Leckermäuler hielten sich an die Schnecken. Die Vorschneider, Hof- und Kammerjunker begannen ihr Werk. Achatius that sich abermals herfür. Er zerlegte

den welschen Hahn, der in einer Tunke von Citronen und Wein gegeben wurde, an der langen Gabel in der Luft; dann schüttelte er denselben, und die Stücke fielen wohlgeordnet auf die silberne Schüssel nieder.

Nun durfte er auch an sich denken. Er eilte an den Tisch der Hofmeisterinnen und Hofjungfrauen.

Parbleu! Er wollte zeigen, daß er nicht nur mit Handquehle und welschem Hahn, sondern auch mit dem Frauenzimmer umzuspringen wußte. Er warf einen von Bosheit funkelnden Blick nach Gertrud hin. Sie war wie immer angethan mit dem schlichten Kleid aus braunem Vorstatt, und um den Hals trug sie, auch wie immer, die langweilige Bernsteinkette, die sie gleich einer Rarität ästimirte. Seine Augen wurden dunkel vor Zorn.

Er machte eine so tiefe Verbeugung vor der blonden Benigna, daß sein Alamodezotten ihm über die Augen fiel, und schleuderte ihn dann mit so großer Heftigkeit zurück, als sollte er ausgerissen werden. „Holde Schäferin," redete er sie an, „ein armer Schäfer, den Amor tyrannisirt, sehnt sich danach, sein Herz zu erleichtern. Wißt Ihr keine Occasion dafür?"

Feuerroth stocherte sie unter den Spargeln auf ihrem Teller herum. „Vielleicht," antwortete sie leise, „findet sich dieselbe morgen im welschen Garten, wo die Sitzung der Tugendlichen stattfinden soll."

„Der Schäfer dankt Euch," sprach er mit süßem Lächeln und einer Stimme, welche förmlich die nach Bisam, Haarpulver und Balsam duftende Hofluft durchschnitt. Und so nahe an ihrem Ohr, daß sie meinte, er habe einen Kuß darauf gehaucht, flüsterte er weiter: „Mich dünkt, die Buchsbaumstande, die wie eine Gans formirt ist, sei am angemessensten zu solchem Stelldichein."

Dabei schob er die Augen nach Gertrud Heilingen. Hatte sie gesehen, wie er mit ihrer Gefährtin schön that? Er konnte es nicht ergründen. Blaß, aber gelassen saß sie unter den andern und kümmerte sich nicht um ihn. Nun, er schor sich auch nicht um sie.

Er glitt zu der rundlichen Hofmeisterin hinüber. „Erlaubt, daß ich Euch vorlege," sprach er, sich tief über ihre vollen Schultern neigend, und fischte ein Stück Leber aus der aufgesetzten Schüssel. Leise fuhr er fort:

„Die Leber ist von einem Pfau,
Erhört mich, allerschönste Frau,
Und laßt mich Euer warten —'

Doch wo?" Er stockte einen Augenblick.

„Im welschen Garten," ergänzte sie kichernd und schlug ihn mit ihrem Mückenscheucher auf den Arm.

Er lachte kurz auf. Ein zweites Liebesabenteuer am selben Ort! Warum nicht?

„Wohlan, bei der Bildsäule des Hymen," flüsterte er der galanten Dame zu, ohne die Augen von der Trude abzuwenden.

Aber das war kein Aerger, was leise um den kleinen blaßrothen Mund zuckte. Bei allen Teufeln! das war Verachtung.

Halb toll vor Wuth schlüpfte er, einem gereizten Schlangenkönig gleich, zu den Hofjungfrauen von Eisenach. Ganz gleichgültig war ihm, daß er auch mit jeder von ihnen ein Stelldichein im welschen Garten verabredete, um der älteren eine Zusammenkunft der holden Venus mit dem feurigen Mars zu beweisen und die jüngere um ein Mittel gegen Herzensgebreste zu bitten, das sich von der heiligen Elisabeth her auf der Wartburg verhalten haben sollte. Es kam ja alles auf eins hinaus.

Mit wildem Blick sah er sich nach neuen Opfern um. Da saßen die beiden Koburgerinnen, glühend wie Pfingströslein und lugten ihn an. Er nannte die blonde einen Cherub, die braune eine holde Evastochter so laut, daß Gertrud es hören mußte. Was er mit ihnen weiter sprach, wußte er im nächsten Augenblick nicht mehr. Aber ein anderes Erlebniß war seinem Gedächtniß eingebrannt.

Einen Augenblick hatte er seine Hand auf den Tisch gestützt, und dabei berührten die Spitzen, welche das Handgelenk umkräuselten, die Finger der Trude Heilingen. Da zog sie dieselben zurück, als sei das zarte weiße Gewebe etwas Unreines. An allen Gliedern bebend wich er zurück. Er machte einen Bogen um ihren Stuhl, als säße eine Kröte darauf, und wandte sich an Käthchen, die als jüngste den untersten Platz einnahm.

„Wie habe ich bishero vergeblich danach gestrebt, ein Wörtlein im Vertrauen mit Euch zu sprechen," warf er von oben herab hin. „Das stiefmütterliche Glück stand mir allezeit entgegen."

Da war es vorbei mit Käthchens mühsam bewahrter Fassung. Der aufgespeicherte Jammer brach los, und sie schlug dem falschen Vetter die Fastnachtsmaske von der Nase. „Das stiefmütterliche Glück soll Euch verhindert haben? Das Frauenzimmer ist's gewesen. Ihr habt mit der Hofmeisterin und allen Hofjungfrauen angebändelt. Ueber mich seid Ihr beinahe hinweggestolpert, ohne mich anzuschauen. Und nun zu allerletzt wollt Ihr auch mich noch an der Nase herumführen? Das lasse ich mir nicht gefallen." Helle Thränen in den Augen, drehte sie ihm trotzig den Rücken, ohne sich um das Naserümpfen und Achselzucken des übrigen Frauenzimmers zu kümmern.

Achatius stand wortlos. Der ehrliche Mädchenzorn hatte den alamoden Kavalier auf den Sand gesetzt. Er sah mit einem scheuen Blick Gertrud an. Hatte sie gehört, wie Käthe ihn abkapitelte?

Was war das? Ihr Blick ging an ihm vorüber mit sehnsüchtigem Ausdruck nach einem benachbarten Tisch. Wen suchte sie da? Dem Galan, der sich so von ihr anschauen ließ, wollte er seinen Degen in die Brust jagen. Aber seinen Augen begegnete ein schmales altes Frauenantlitz, das zärtlich und heiter der Trude zunickte. Es war die Frau von Heilingen.

Da dünkte es ihn, als lege sich plötzlich eine kühle, linde Hand auf seine brennende Stirn. Warum — zum Kuckuck — wüthete er denn nur also unter dem Frauenzimmer herum?

Gottlob! Da kam ein neuer Gang und befreite ihn aus der Klemme. Ein Wink der Herzogin Eleonore befahl ihm, eigenhändig eine Pastete, deren Deckel mit kleinen Vogelköpfen verziert war, vor dem Herzog von Eisenach niederzusetzen.

„Wollen Eure Liebden den ersten Angriff auf dieses Gericht machen?" sagte die fürstliche Hausfrau mit schelmischem Lächeln. „Ein Weidmann weiß am besten Bescheid mit solchem Vogelherd."

Der alte Herr schaute ein wenig verwundert drein; aber er that ihr den Willen und lüftete den Deckel. Im nächsten Augenblick warf er ihn lachend auf die Tafel.

Ein Schwarm kleiner Vögel schwirrte auf, Schmetterlinge und Libellen flatterten dazwischen. Die Gäste wehrten sich lachend gegen verscheuchte Spatzen, die dreist wider fürstliche Häupter rannten, gegen bunte Käferlein, die darauf bestanden, sich in Malvasier zu baden.

Mit hundert schelmischen Fältchen in seinem alten Jägergesicht rief der Eisenacher Herr: „Nur einen losen Vogel vermissen Wir in Eurer Gnaden Vexirpastete: den Cupido. Und selbiger wäre bei Unsern drei noch unbeweibten Neffen sehr am Platz."

Herzog Ernst schüttelte sanft das Haupt. „Ich stimme zwar dem Herrn Doktor Luther, christmilden Gedächtnisses, bei, welcher sagt: ‚Es giebt kein lieber Ding auf Erden als Frauenliebe, wem sie kann zugetheilet werden.' Aber meine Zeit ist noch nicht gekommen."

„Die Braut, die ich mir erkoren habe," rief Bernhard stürmisch, „macht mir die Werbung schwer; sie heißt: Viktoria!"

Verstohlene Blicke richteten sich auf Albrecht und Dorothea.

Das junge fürstliche Paar saß allen zur Schau unbewegt auf den hohen Thronstühlen neben einander. Sie hielt ihr vergoldetes Gäbelein in den zarten Fingern, er hatte die Hand mit dem großen blitzenden Siegelring um den Fuß seines Pokals gelegt. Nur eine rasche Röthe, die über beider Antlitz jagte, verrieth, daß sie den Scherz gehört und verstanden hatten.

Albrechts Blick glitt nach seiner schönen Nachbarin hinüber. Wie sie ein paar Athemzüge lang mit gesenkten Wimpern verharrte, trat ein weicher Zug in sein Antlitz; es war, als schwebe ein leises Wort auf seinen Lippen.

Aber im nächsten Augenblick schon durchbrach sie den Bann, hob das Köpfchen und sah ihn neckisch an.

„Den Cupido werden Eure Liebden ablehnen," sprach sie mit ihrer hellen Stimme; „denn er ist ein fremdländischer Gott."

Er hielt ihren schillernden Blick mit den Augen fest. „Eure Gnaden haben das Rechte errathen. Das leichte Liebesgeplänkel, zu welchem der kleine griechische Gott verlockt, ist nicht nach meinem Geschmack. Ich halte es mit einer ernsten deutschen Liebe."

Er sprach die letzten Worte, für sie allein hörbar, in einem innigen Ton. Ihr aber war zu Muthe, als solle sie mit Sanftmuth eingemauert werden. Fast ungestüm rief sie: „Das Deutsche und immer nur das Deutsche heischen Sie und können doch das Schöne nicht entbehren, das aus der Fremde kommt. Sie trinken den feurigen Malvasier, obwohl die Sonne Griechenlands ihn gezeitigt hat.“ Und indem sie die Steinrosen in ihren Locken nach dem Licht drehte, daß sie Strahlen sprühten, fuhr sie fort: „Fühlen sich Ihre Augen offendiret durch diese Diamanten, weil selbige nicht in deutschen Bergwerken gebrochen wurden? Er scheinen Ihnen die sanft leuchtenden Perlen dieses Halsbandes odios, weil nicht biedere Alemannen sie aus dem Schwäbischen Meer fischten? Die herrlichen Tulipanen, die Sie mir ohne Gewissenspein geschenkt haben, entstammen den Niederlanden. Und diese goldigen Orangen wurden aus Welschland eingeführt.“ Sie zog das Majolikakörbchen, das mit dem Nachtisch aufgesetzt worden war, heran. „Welch ein Sprüchlein ziert das Geräth? ‚Nicht mir und nicht Dir, sondern es sei zwischen uns getheilt.‘ Wie plaisant! Thun wir nach dem Wort.“ Sie entnahm dem Körbchen eine überzuckerte Pomeranze und theilte dieselbe. „Warum sollen wir auch nicht von einander annehmen? Sind wir nicht Kinder einer Erde?“

Und mit einem lieblichen Lächeln bot sie ihm die Hälfte der Frucht.

Er empfing sie auf seinem Silberteller mit tiefer Neigung. Aber sein Blick war bei ihrem lieblichen Gaukelspiel immer ernster geworden. „Sie verwechseln äußere Dinge mit innersten Eigenschaften,“ sagte er, leise den Kopf schüttelnd.

„O, auch in Bezug auf unsere Sentiments können wir von den Fremden lernen,“ rief sie. „Wie verstehen es die Franzosen, jeder Regung der Seele nachzugehen, jede Empfindung des Herzens zu zerlegen! Hoch zu loben ist ihr Brauch, die Gefühle in zarten Diskursen zu ergründen, zu klären, zu veredeln, bis jeder Zwiespalt sich ausgeglichen hat.“

„Ein wahres Gefühl läßt sich so wenig zerlegen wie der Sonnenstrahl,“ entgegnete Herzog Albrecht. Jedoch in verändertem entschiedenen Tone, als schiebe er plötzlich alle Disputationen bei Seite, fuhr er fort: „Darin aber stimme ich Ihnen zu, daß eine wahrhaftige ehrliche Aussprache hoch vonnöthen ist zwischen Menschen, die ihre Herzen sich gegenseitig in Verwahrung geben wollen. Wenn Eure Gnaden der selben guten Meinung sind, so bitte ich Sie, huldvoll den Ort dazu küren zu wollen.“

Sie neigte das Haupt, daß der seidige Schleier von Locken einen Augenblick ihre Züge verhüllte. Dann sprach sie leise: „Wenn morgen die Sitzungen unserer Gesellschaften im welschen Garten zu Ende sind —“ sie breitete den Fächer vor ihr Gesicht, sah ihn mit muthwilligen Augen darüber hinweg an und flüsterte: „Wenn Luna lächelt und Philomele klagt, dann harrt Astrea ihres Celadon.“

Und sie lachte wie ein Silberglöckchen.

Er neigte sich tief; aber er lachte nicht mit. In Sinnen verloren blickte er vor sich hin.

Die Tafel neigte sich ihrem Ende zu. Immer lauteres Summen erfüllte den Bankettsaal, je öfter sich die Spitz-, Zucker- und Tellerbärtchen in Flügelgläser und Silberbecher versenkten.

Die jungen Schnarcher und Pocher, die im Vorgemach saßen, fluchten lästerlich, wie es ihnen im Kriegsdienst geläufig geworden war; wohlgenährte Landjunker thaten nach dem Wort: „Wer nicht vertrucknen will, muß sich feucht halten“, und liefen fürwitzig mit ihren Humpen zum Schenktisch; selbst ehrsame Räthe speisten „alla francese“, wobei jeglicher selbst sich zulangte. Und jetzt stieg gar der Hofzwerg des Herzogs von Koburg auf den Tisch des Frauenzimmers und machte Anstalt, in der Marmelade der rundlichen Hofmeisterin sich auf den Kopf zu stellen.

Da hob die große Uhr, auf deren Zifferblatt ein kleiner Sonnengott die Zeit wies, aus und schlug die achte Stunde. Und ein Flötenspiel reihte den majestätischen Choral daran: „Wachet auf, ruft uns die Stimme.“

Eine plötzliche Stille trat ein, als die ernsten Klänge verhallten. Die Tafel wurde aufgehoben. Die Fürstlichkeiten begaben sich nach ihrem Losament.

„Auf Wiedersehen im welschen Garten!“ sagte Herzog Albrecht leise, als er sich von Dorothea verabschiedete.

„Auf Wiedersehen im welschen Garten,“ flüsterte die rundliche Hofmeisterin, da sie, ihrer Herrschaft folgend, an Achatius vorüberstreifte.

Das rothe runde Gesicht des Schloßhauptmanns leuchtete gleich einem Vollmond seiner Herrschaft voraus nach den Rosenkammern. Beruhigt folgte ihm die Frau Wittwe. Die Herzogin Christine hatte ihr mitgetheilt, daß sie ihrem Fräulein Dorothea das Horoskop gestellt und alle Zeichen günstig gefunden habe.

Dorothea ging wie auf Wolken. So würde sie es doch durchsetzen, daß ihr Verlöbniß nicht von einem alten Aktenwurm am grünen Tisch zusammengesponnen wurde, sondern im grünen Garten, beim säuselnden Zephyr, unter webendem Mondstrahl.

Das Köpfchen gesenkt, die letzte wie immer, seit sie in Weimar war, beschloß Käthchen den Zug.

„Auf Wiedersehen im welschen Garten!“ flüsterte es auf dem dämmerigen Korridor, allwo Achatius die Koburger und Eisenacher Herrschaften mit den letzten Reverenzen versorgte.

„Auf Wiedersehen im welschen Garten!“ wisperte es noch über das Treppengeländer, als die Hofjungfrauen der Herzogin Eleonore in ihre Wohnungen hinauf sich begaben, während Achatius in das Erdgeschoß hinab ging, wo er die Reste der Speisen an Arme zu vertheilen hatte.

Ruhig stieg Gertrud neben der zerstreut vor sich hinlächelnden Benigna die Treppe empor. Aber als sie die Thür ihres Stübchens hinter sich geschlossen hatte, da drückte sie einen Augenblick die zitternden Hände auf das beklommene Herz, und ein tiefer Seufzer kam über ihre Lippen. Dann begann sie die Hofkleider abzulegen.

Während sie ihre einzige Schmuckzierde, die Bernsteinkette, von ihrem zarten weißen Hals löste, glitt ihr Blick hinab auf den Schloßplatz. Er war taghell erleuchtet. An der Pforte loderten Pechpfannen, und der Mond stand über den spitzen Giebeln und steilen Dächern der Stadt.

Die Gäste strömten von dannen, mancher Würdenträger schwer auf seinen Knecht gestützt, in wunderlichem Zickzackgang andere. Diener mit Stablichtern leuchteten den nahe wohnenden Frauen voraus, die in zobelverbrämten Mänteln davontrippelten Lange schwerfällige Kutschen fuhren vor und nahmen die auf, welche einen weiten Weg zu machen hatten.

Dort stand halb im Schatten zurück gedrängt eine krumme Gestalt im blau und weiß getheilten Mantel, mit einem kurzen Spieß. Das war der treue Michel, der ihre Mutter abholen wollte.

Also war sie noch nicht in ihr Heim zurückgekehrt. Gewiß wollte sie erst das Getümmel sich verlaufen lassen.

Das Herz des jungen Mädchens zog sich zusammen: wegen des Vorderstückes von Damast und der Rückseite von dünnem Zindel. Sie hatte ja auch nur eine kurze alte Schaube mit einem steifen Pelzkräglein, das wie ein Heiligenschein ihr Haupt umstarrte. Den Fischotter dazu hatte ihr Vater noch auf dem Gut erlegt in fernen schönen Zeiten. Wie war ihre Mutter damals stolz darauf gewesen! Jetzt traute sie sich nicht damit hervor unter die anderen fröhlichen geputzten Menschen, stand im zugigen Portal, wo der Hofmeister dem scheidenden Frauenzimmer Kußfinger nachwarf und die hübschesten Bettelmädchen mit guten Bissen bedachte. Die feinen Lippen zuckten unsäglich bitter.

Da war er ja. Er trat aus dem Portal heraus und winkte einem seiner Diener, die sie an den bunten Dienstkleidern erkannte.

Wie respektvoll flog der Gerufene herbei. Nun eilte er von dannen hinüber nach dem Haus des Hofmeisters. Was war wohl geschehen, daß Achatius so in Aufruhr sich befand? Er stand mit dem Hut in der Hand und redete zu einer von dem Thorpfeiler verborgenen Person

Sieh! Da kamen Leute mit einem Tragstuhl herbei. Der gehörte niemand als dem alamoden Hofherrn. Wer hätte sonst solche Federbüsche auf dem Stuhlhimmel angebracht?

Ah so! Er ließ galant eine Dame nach Hause tragen, während ihr Mütterlein geduldig warten und dann heimgehen mußte.

Da führte er das Frauenzimmer heran.

Ein halb erstickter Schrei drang über ihre Lippen.

Das war die Fischotterschaube. Er führte ihre Mutter an die Thür des Tragstuhles und half ihr sorgfältig hinein.

Dann trat er mit ehrerbietiger Reverenz zurück.

Voll wohlwollender Würde neigte sich die steife Haube, und mit vornehmer Anmuth winkte das kleine alte Fähnlein heraus

Dann ging er zurück, und das Zöpflein an der Seite schwenkte sich lustig. Aber Achatius behielt recht. Gertrud lachte nicht über ihn. Ein heiße Thräne fiel auf das Bernsteinhalsband und glitzerte in dem Mondlicht, daß es schien, als bewege das versteinerte Mücklein die Flügel.

Warm strahlte die Sonne am andern Tag auf den welschen Garten herab. Auch dieses Stückchen Erde beseelte der Lenz, obgleich es anzusehen war, als sei es von einem Baumeister mit Richtscheit und Winkelmaß geschaffen. Auf einem großen Beet am Eingang bildeten Melissen, Salbei und Rautenstauden das sächsische Wappen; ein würziger Duft stieg von den Pflänzlein auf. Die Fichtenpyramiden, deren verfilztes Gezweig dem stachligen Fell eines Igels glich, waren mit maigrünen Tüpflein gesprenkelt. Das aus einem Maßholder gezogene Einhorn hatte ein unziemlich langes, von zarten Fächerblättchen umkräuseltes Horn getrieben; auf seiner Spitze wiegte sich eine Nachtigall und flötete und flötete. Leises Plätschern und Murmeln begleitete den süßen Gesang; das Wasser des Bassins, in die vieleckige Steineinfassung gezwängt wie Spiegelglas in den Rahmen, hatte seine muntere natürliche Sprache nicht verlernt.

Das schmiedeeiserne Thor war weit aufgethan. Unaufhörlich strömten die Mitglieder der Fruchtbringenden Gesellschaft von allen Seiten herzu. Sie trugen um den Hals das Palmgeschmeide, eine am papageigrünen Band hängende, in Gold getriebene Medaille, die den Palmbaum zeigte mit der Inschrift: „Alles zum Nutzen."

In dem Tempel der Flora, wie ein von glattgeschorenen Hainbuchenhecken umzirkelter Kiesplatz genannt wurde, fand sich ein Trupp junger Edelleute zusammen.

„Ob der Verspruch zwischen dem Unansehnlichen und der Freudigen wohl stattgefunden hat?" fragte der eine, aus dessen Wams die Ecke eines Papieres herausschaute.

„Habt Ihr Euch auch mit einem Gedicht zum Verlöbniß gequält?" seufzte ein anderer, der den Fuß der steinernen Göttin als Schreibpult benutzte.

„Wenn nur der Name Albrecht sich gefügiger erweisen wollte in dem neuen heroischen Vers, den der Dichter Opitz den Franzosen abgelernt hat."

„Ich finde auf Dorothee keinen andern Reim als ‚o weh!'" klagte ein würdiger Rath, den Stift kummervoll hinter das Ohr steckend.

Der Herzog von Eisenach, der mit seinem Bruder, dem Koburger Herrn, vorüberging, schüttelte den Kopf. „Sie werden dem jungen Paar noch einen Weidmann setzen. Wahrlich, es ist gerathen, jegliches bevorstehende Ereigniß vor den Palmgenossen geheim zu halten, damit sie nicht einen Ueberfall machen mit einem Lobgedicht oder einer Denksäule."

Der Koburger nickte. „Jetzt schreibt jeder, der Hände hat, und wer lügen kann, hält sich für einen Dichter. Von rechtswegen sollten sie alle eingesperrt werden."

Der Eisenacher Herzog lachte. Das war seines Bruders Allheilmittel.

Auf dem breiten, von Schwibbogen überwölbten Hauptweg wandelte eine Schar Herren heran, in echter Thüringer Art nach je drei Schritten stehen bleibend. Sie hatten den Hofmeister von Krombsdorff in ihre Mitte genommen.

„Was meint der hochwertheste Wohlriechende?" fragte ihn ein wohlbeleibter Herr, behäbig lachend. „Wird wirklich das Buchstäblein ‚c' so viel als thunlich eingeschluckt werden?"

„Wollt Ihr noch mehr einschlucken?" erwiderte Achatius. „Heißt Ihr doch schon ‚der Dicke' und führt einen Kürbis als Bild."

Aber der Dicke ließ sich nicht beirren. „Ich habe vernommen," sprach er und machte abermals Halt, „hinfüro dürft Ihr nicht mehr langgezogen, gleich einem Sprosser, flehen: ‚Liebet mich, holde Herzenskönigin!' sondern müßt befehlen wie ein Rottenmeister: ‚Liebt mich!'"

„Morbleu!" schrie Achatius mit wildem Blick. „Laßt mich in Ruhe! Das Getändel ist mir odios."

Allgemeiner Jubel erhob sich. „Er hat zwei fremde Worte gebraucht. Auf den Drehstuhl! Zur Hänselung mit ihm!"

Der Mehlreiche, wie der Hofmarschall von Teutleben hieß, glitt heran. „Hier darf kein Umstand gebildet werden," flüsterte er. „Die Herrschaften kommen."

Im eifrigen Gespräch nahten die fürstlichen Herren, die heute nur mit ihren Ordensnamen genannt wurden.

„Giebt es denn kein Mittel," ließ sich sichtlich erregt der Unansehnliche vernehmen, „unsrer alten Heldensprache solchen Aufschwung zu verleihen, daß sie die glatten schmeichlerischen Worte der Franzosen in den Staub tritt? Vermögen wir nicht, Männer unter uns zu erziehen, die durch echte Dichtungen die gleißenden Poesien des fremden Volks überstrahlen wie Sterne die Irrlichter? Weiß unser Einrichtender keinen Rath?" wendete er sich an den Geheimerath Hortleder.

Der ehemalige Präceptor der jungen Herzöge, welcher jetzt auf dem ersten Platz des Landes stand, schüttelte die grauen Locken. „Die Sprache wächst mit der Seele des Volkes. Wie diese sich entwickelt, so spiegelt jene es wieder. Da hilft das Schneideln und Drechseln nicht viel. Einst hat die deutsche Sprache Kraft und Wohllaut besessen. In Jahrhunderten, in denen unser Volk daniederlag, hat sie beide verloren. Doktor Luther gab ihr die Kraft zurück, wie die streitende Zeit sie bedurfte. Ich getröste mich: einst, wenn in unsrem Vaterland Frieden geworden ist, wird auch der Wohllaut sich wieder einfinden. Und die Dichter können wir nicht erziehen, die ernennt allein Gott der Herr."

„Aber," fügte der Schmackhafte, wie Herzog Wilhelm hieß, zuversichtlich hinzu, „das soll uns nicht irremachen, an unserer Stelle nach Kräften zu wirken. Der eine pflügt und säet, der andere erntet. So kann der Boden, den wir itzo bestellen, in kommenden Zeiten die Dichter tragen, die das Werk vollbringen, von dessen Herrlichkeit wir nur eine Ahnung haben."

„Amen," sprach feierlich Teutleben.

„Amen," hallte ein Echo mit leisem Klang von der Höhe drüben zurück.

Sie waren am Ende des Bogenganges bei dem blühenden Birnbaum angelangt, unter welchem die Tafel für die Palmgenossen errichtet war; denn die von einer Wespe benagte Birne war das Sinnbild des Schmackhaften, welcher den Vorsitz führte.

Die Herren nahmen ihre Plätze ein. Trabanten und Lakaien besetzten die Zugänge, daß niemand die Sitzung störe.

Die Berathungen begannen. —

Auf dem Lusthäuschen, das in hohe Lindenbäume hinein gebaut war, versammelten sich die Tugendlichen, geschmückt mit den safranfarbigen Ordensbändern. Die erhöhten Plätze nahmen die Fürstinnen ein, eine Stufe tiefer saß das adlige Frauenzimmer.

Ueber die sammetnen und brokatnen Röcke huschten die Schatten der jungen Lindenblätter, als würden sie mit Herzen bestreut.

Andern Antheil nahm das Herz nicht an ihren Berathungen.

„Ich lege den Tugendlichen ein Rezept vor," sprach die alte Gräfin von Gleichen mit ihrer zitternden Stimme zu den Fürstinnen, „wie Löffelgänse am feinsten zu bereiten sind. Und rathe ich jeglicher Hausfrau, den leckern Braten ihrem Gemahl aufzutischen. Es ist eine alte Erfahrung, daß diejenige Frau am treusten geliebt wird, welche den Magen ihres Herrn wacker versorgt."

„Und ich," sagte am Tisch des adligen Frauenzimmers die Braut des jüngsten Palmgenossen, „habe das Sinnbild gestickt, so mein Bräutigam im Orden führt. Es sind Rapunzeln," setzte sie kleinlaut hinzu, „und der Name lautet: ‚der Faselnde am Berge'."

Die Tugendlichen ließen die feine Arbeit stumm von Hand zu Hand gehen und verbargen hinter Windfähnlein und Faltfächern eine Anwandlung zum Gähnen.

Da wurde ein leichter schwebender Schritt auf der schraubenförmigen Treppe vernehmbar, und im nächsten Augenblick trat Dorothea in den Kreis. Sie trug den Schäferstab in der Hand, über der Schulter hing ihr das Hirtentäschlein mit dem brennenden Herzen. Der aurorafarbige Rock war kurz geschürzt, wie bei einem Landmädchen, das Leibchen mit Perlen verschnürt gleich einem Mieder; aus den langen Locken flatterte ein Rosenband.

Die Fächer sanken nieder. Aller Blicke richteten sich auf sie. Dann tönte es laut von allen Lippen: „Astrea!"

„Ja, Astrea," sagte Dorothea und pflanzte ihren Schäferstab auf wie ein Krieger seinen Speer. „Astrea, die kommt, um den Bund der Tugendlichen zu fragen, warum sie sich zu einem solchen vertrockneten Leben kondemniret haben. Sind wir nicht zusammengekommen, um uns ein Plaisir zu machen? Und ist es ein solches, die geknüpften Worten zu beschauen, daran sich die Damen die Augen ruiniret haben? Rezepte aufzuzeichnen, nach denen alles, was kreucht und fleugt, am Spieße gebraten wird? Gestehen Sie es frei! Nicht Kurzweil finden wir dabei, sondern Langeweile."

Beistimmendes Gemurmel ging durch die Reihen der Damen.

„Längst haben die Fürstinnen anderer Höfe erkannt," fuhr Dorothea fort, „daß unsre Ergötzlichkeiten einer Umwandlung hoch bedürftig sind. Und sie haben ein anmuthiges Spiel erfunden, um dem abzuhelfen. Aus dem Roman ‚Astrea' entlehnen Herren und Damen die Namen der Schäfer und Schäferinnen,

die sie in Assektion genommen haben. Das Frauenzimmer geht einher, begleitet von Lämmern, di seidene Schleifen um den Hals tragen. Die Kavaliere folgen demüthig ihren Spuren, den Schäferstab in der Hand, an welchen die Kürbisflasche gebunden ist. Jede Schäferin kürt ihren Schäfer, und dieser ist verobligiret, sie zu adoriren. Er klagt in den Grotten den Najaden sein Liebesleid oder ruft im schön gepflegten Buschwerk mit sehnlichem Verlangen nach seiner Schäferin."

Wie ein Sturm brach die Begeisterung los. „Das ist ein herrliches Spiel, wohl geschickt, die Langeweile aus der Welt zu schaffen."

„Wohlan," rief Dorothea, „wir wollen dieser Landplage von hinnen helfen! Meine Hirtentasche setze ich gegen die gestickten Rapunzeln und die gebratene Löffelgans ein. Stellen Sie Nadel und Kochbuch zur Ruhe und armiren Sie sich mit diesem Stab. Einen Hirtenverein wollen wir gründen, an Diskursen über unsre zartesten Empfindungen uns erlaben. Denn wichtiger als die Verfeinerung unserer Küche und Handarbeit ist die Verfeinerung unserer Sentiments."

Eine allgemeine Erhebung folgte.

Nur die Frau Witwe warnte: „Mich dünkt das ein gefährliches Fürhaben. Denkt an unsre drei Gelübde. Zum ersten: Tugendliches Leben; zum zweiten: Gegenseitige Freundschaft; zum dritten: Weibliche Arbeiten. Wer weiß, wie die Palmgenossen über Schäferspiele denken?"

Aber die gelehrte Herzogin Christine antwortete: „Es liegt in jeder Frauenseele, selbst in der schlichtesten, ein Zug, der über die Alltäglichkeit hinausstrebt. Vielleicht kann ein Hirtenverein eine unschuldige Zuflucht sein für manche Frau, deren Sehnsucht nach einem edleren, höheren Dasein nicht verstanden wird. Und wenn wirklich hier und da die allzu holde Auffassung dieser Welt eine kleine Verwirrung in den Frauenköpfen stiftet, so wird dieses reichlich dadurch aufgewogen, daß auch in manch armes Leben ein Sonnenstrahl der Poesie fällt und die Phantasei wenigstens mit schönen Bildern füllt."

„Ja, wir wollen einen Schäferorden gründen, vieltheuere Schwägerin, und ich werde eine liebevolle Mutter fürstellen," rief triumphirend die kinderlose Herzogin von Koburg.

„Und ich die Nymphe Silvia mit den vergüldeten Stiefelein," trumpfte die Gräfin von Mansfeld, eine sehr unternehmende Dame, auf.

Das jüngste fürstliche Fräulein, welches während der Berathung heimlich Puppenhüte aus Lindenblättern gemacht hatte, zwitscherte dazwischen: „Daß mir nur niemand die hochverständige Schäferin Diana wegschnappt, die Augen wie Feuer und ein Herz wie Eis hat."

„Ich befehle mir den Herzog Bernhard," jubelte ein anderes fürstliches Fräulein auf, das noch bis an die Ohren in einem steifen Halskrägelein steckte.

Und das dritte hob drohend ein Fäustchen. „O, wie wollen wir den frommen Herzog Ernst nach uns schmachten lassen! Warum hat er mit uns gesprochen, als sei er ein Präceptor und wir kleine Schützen!"

Ein Raunen und Flüstern unter dem jüngeren Frauenzimmer wurde endlich in den Worten laut: „Und Ihre fürstliche Gnaden, die Herzogin Dorothea, soll die Astrea sein in unsrem Hirtenverein."

Einige der Damen begannen bereits in den Lindenästen zu knacken, um sich Hirtenstäbe herauszubrechen.

Die Pagen wurden gerufen, und bald schnitzelten auch sie in den Buchengängen. Die bunten Seiden- und Wollenfäden, welche zu den Stickereien mitgebracht waren, dienten dazu, Zweige und Blumen um die Stäbe zu winden.

„Ich werde meinen Schäferstab mit Raute schmücken," sagte die Herzogin Eleonore lächelnd. „Pflückt mir einen Strauß von dem balsamischen Kräutlein, liebe Heilingen."

„Wollet mir den Purpurfaden anknüpfen, Jungfrau Gertrud; ich verstehe keinen Kreuzknoten zu machen," bat die eine Eisenacher Hofjungfrau.

„Wenn Ihr mir doch die Maiglöckchen schenktet, die Ihr vorgesteckt habt; ich möchte meinen Stab damit krönen," wünschte der Cherub.

„Trude, borg' mir Deine Florschleife," heischte Benigna.

Gertrud half, wo es verlangt wurde. Sie selbst trug kein Begehren nach einem Schäferstab. Im Ernst bewarb sich niemand um die Liebe des blutarmen, unscheinbaren Mädchens, und zum leichtfertigen Liebesspiel war sie zu stolz.

Käthchen saß stumm und wand alle von den andern verschmähten Maßliebchen und Butterblümchen zusammen. Es wurde ihr ordentlich wohl dabei. Die kleinen Blumengesichter sahen sie hier in Weimar so vertraut an wie daheim. So gelb, so weiß mit rothen Blattspitzchen schauten sie aus dem Rasen, der die Dornburg umgab, und so saß sie gar oft im Hain, band sich einen Kranz, setzte ihn auf und kam damit auf den Hof. Da stand dann das ganze Ingesinde und schlug die Hände zusammen über die Schönheit.

Ach! Wer doch in dem lieben friedlichen Nestchen wäre, wo es keine Falschheit gab, wo die Leute wußten, welch eine wichtige Person die Käthe war! Ob wohl die Zeit nur endlich wieder kommen würde, da sie zurückkehrte?

„Die Sitzung der Palmgenossen ist zu Ende," verkündigte die Gräfin von Rudolstadt, durch die Zweige lugend. „Dort kommen die Herren."

„So wollen wir ihnen unsren Beschluß zu wissen thun," sagte Christine, einen Diamantstern auf ihrem Stab befestigend.

„Und die Schäfer küren!"

„Und die lieblichen Diskurse anheben!" riefen die Damen durch einander und eilten dem Ausgange zu.

„Wer der Celadon sein wird, darüber brauchen wir uns nicht den Kopf zu zerbrechen," sprach lächelnd die „kinderlose Mutter" und folgte den andern.

Die Schäferinnen stürmten die Wendelstiege hinab. Mit hocherhobenen Köpfen nahten die Palmgenossen vom Birnbaum her, der leise über ihnen seinen blühenden Wipfel schüttelte.

„Ich wähle den stattlichen Grafen von Mansfeld," entschied sich die hochverständige Diana, fürbaß eilend wie beim Haschenspiel.

Aber seine Gemahlin mit den güldenen Stiefelein zürnte sie an: „Jede Frau behält ihren Mann! So ist's Brauch hier zu Lande."

Das andere Fräulein marschirte auf den Herzog Ernst los. Dieser sah verwundert auf die kleine Prinzessin und befahl einem Hofjunker: „Ruft die Gubernantin dieses Fräuleins!"

Bernhard wehrte das Dämchen mit dem hohen Halskräglein lachend ab. „Ich bin Aristander, der schon im Anfang des Romans gestorben ist."

Klagend lief das junge alamode Gesindlein zu seinen Müttern.

Aber auch den älteren Damen ging es nicht besser. Hinter einem kugelrund gezogenen Maßholder zankte sich ein Ehepaar.

„Nur nicht in der Luft herum gegangen! Immer mit den Füßen auf der Erde geblieben!" griesgramte der Herr.

„Das besorgt Ihr weidlich! Heißt Ihr doch der Gemästete und führt einen Scheffel fetter Bohnen als Bild," barmte die Frau.

„Mein werther Bräutigam heißt fortan Damon," flüsterte die kunstfertige Stickerin dem jungen Faselnden zu, der am Bassin die heiße Stirn kühlte.

Dieser aber hob das Haupt. „Der Mann verleiht dem Weibe den Namen, nicht umgekehrt."

Aus einer Grotte säuselte es: „Ich erwenne Euch gnädigst zu meinem Schäfer."

„Das wollet gnädigst abwarten," brummte es dagegen. „Der Mann kürt, nicht die Frau."

„Redet doch nicht so grobianisch."

„Ich rede deutsch."

Nur Frau von Tautenburg war auf Seiten der Palmgenossen. „Ist das ein verrückter Anschlag unseres fürstlichen Fräuleins!" murmelte sie ihrem Ehegesponsen ins Ohr. „Wenn ich die Frau Herzogin wäre!"

Aber der Schloßhauptmann schlug sich auf die Seite der Schäferinnen. „Ich finde nichts Schlimmes dabei," entgegnete er. „In den Spinnstuben der Bauern wird ein Schmätzlein geraubt, bei Hofe werden den Schäfern kleine Freiheiten erlaubt. Ich bin gesonnen, einen galanten Schäfer zu spielen."

Sie rückte ihre Perlenhaube auf Sturm. „Ich verhoffe," sagte sie nachdrücklich, „mein vielwerther Eheherr wird mit mir vereint ein besorgtes Ehepaar in dieser Komödie fürstellen." —

Aengstlich lugte Achatius in jeden Gang, ehe er seinen Fuß hinein setzte. Wie hatte nur sein Sinn sich so gänzlich gewandelt seit dem Augenblick, da die Gertrud Heilingen ihrer Mutter zärtlich zuwinkte! Als er am Abend die alte fürnehme Frau in ihrer ärmlichen Kleidung so geduldig, ohne daß sie einen Augenblick die ruhige Würde verlor, in der zugigen Schloßpforte harren

sah, bis die prutzigen Herren und Frauen den Weg räumten, da wurde es ihm heiß im Herzen; er vergaß seinen gerechten Zorn gegen die Sippe Heilingen und brachte sie zu Ehren. Und als sie ihm dann vertrauensvoll gedankt hatte, wie eine alte hilfsbedürftige Mutter ihrem braven jungen Sohn, da geschah es ihm, daß er auf einmal die jungen Bettelmädchen auszankte und den alten Weibern die Henkeltöpfe füllen ließ.

Gleich einem Alb drückte ihn in der Nacht die Erinnerung an die Stelldichein, die er sich über den Hals gerissen hatte. Wie konnte er ihrer nur wieder ledig werden? Wie kam er an all den Stauden und Grotten vorüber, die er zu zärtlichen Zusammenkünften bestimmt hatte, ohne von den verliebten Nymphen erwischt zu werden?

Ueberall schimmerten die bunten Bänder der Schäferstäbe, überall suchten die Damen ihre Amants zu küren.

Seine Gedanken hielten an. Würde Sie sich auch einen solchen wählen? Gewißlich! Aber wen? Etwa den Sauerhaften, den fürstlichen Rath, dem allezeit ein Aktenstück aus der Brusttasche ragte? Er wollte doch gleich einmal sehen.

Achatius vergaß die Vorsicht und rannte fürbaß.

(Fortsetzung folgt.)

Kaiser Wilhelm II. in Wien.

Wie im Fluge sind die „Kaisertage" verrauscht, welche uns gestatteten, eines der merkwürdigsten Kapitel Geschichte mitzuerleben, ein Kapitel, von dem der Historiker wird sprechen müssen, um die Innigkeit des Verhältnisses zu kennzeichnen, wie es sich zwischen dem Deutschen Reiche und Oesterreich-Ungarn langsam, aber sicher — mit der Tendenz unabsehbarer Dauer — herausgebildet hat. Am 3. Oktober morgens langte Kaiser Wilhelm in Wien an; er verließ die österreichische Hauptstadt oder eigentlich deren nächste Umgebung am 5. Oktober nachmittags, um vorerst mit seinem kaiserlichen Jagdfreunde dem Weidwerk obzuliegen und dann die Fahrt nach Rom anzutreten. Ein kurzer Aufenthalt war es, der erlauchte Gast ging in die Ferne, kaum daß er gekommen; aber die enge Spanne Zeit faßte einen der bedeutsamsten Zwischenfälle der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts in sich. Man übertreibt nicht, wenn man sagt, daß die Augen der ganzen civilisirten Welt auf Wien gerichtet waren, und daß niemand, der für die europäische Lage Herz und Sinn hat, sich unklar sein konnte über die Wichtigkeit des Ereignisses.

Monarchenbesuche von Hof zu Hof sind in unseren Tagen nichts Seltenes. Aber diesmal handelte es sich um mehr als um einen Akt der Höflichkeit, als um einen Zoll, dargebracht der zwingenden Konvenienz. Der Enkel Kaiser Wilhelms I. wollte durch persönliches Erscheinen bekräftigen, daß er unentwegbar hochhalte, was sein erhabener Großvater geschaffen; er eilte in die Arme des kaiserlichen Freundes, der in seiner selbstlosen, nur des Volkes Wohl erwägenden Art sich längst mit Verhältnissen abgefunden hat, welche sich so ganz anders gestalteten, als es zur Zeit seiner Thronbesteigung sich ahnen ließ. Kaiser Franz Josef hat es in hochherziger Weise über sich vermocht, im reifen Mannesalter mit der Vergangenheit abzuschließen und aus einer veränderten Gegenwart heraus an dem Baue der Zukunft zu schaffen. So brachte er Wilhelm I. aufrichtige Freundschaft entgegen; er hat diese auf Wilhelm II. übertragen, und man hörte den Ausdruck seiner wahrsten Empfindungen, als er während des Galadiners im Redoutensaale sein Glas erhob, um auf das Wohl seines lieben Gastes zu trinken. Und nicht nur die Herzen der Herrscher haben sich zusammengefunden, sondern in gleichem Maße auch jene der Völker.

Heute spricht der Kaiser uns allen aus der Seele, wenn er den Gefühlen „herzlich treuer und unauflöslicher Freundschaft und Bundesgenossenschaft" Ausdruck verleiht, wenn er den Allmächtigen bittet, den Freund zu geleiten auf der Bahn, „die er mit jugendlicher Kraft, mit männlicher Weisheit und Entschiedenheit betreten hat." Und wir lauschen mit ungeheuchelter Freude dem Echo solchen Grußes und Wunsches, wenn der edle Hohenzollernsprosse sich darauf beruft, er sei „nicht als Fremder" in Wien erschienen, wenn er von „bewährter und unverbrüchlicher Freundschaft" redet und sich dabei in der Ausführung eines „heiligen Vermächtnisses" begriffen sieht. Die vier Trinksprüche, welche im Redoutensaale gewechselt wurden — zwei auf die Monarchen und ihre Häuser, zwei auf die beiderseitigen Heere, die wackeren Kameraden — waren Zeugnisse unverbrüchlicher Bundesfreundschaft, und in ihnen wurde durch die berufensten Herolde dargelegt, was den Kern der weihevollen Stunde ausmachte.

Niemand, dem es vergönnt gewesen, der grandiosen Kundgebung beizuwohnen, wird jemals den Eindruck vergessen, den sie hervorgebracht. Die Anwesenden hatten Freundschaftsbezeigungen in Form von Toasten erwartet, aber daß diese den Rahmen höfischer Etikette weitaus, wie mit elementarer Gewalt überschreiten würden, das ahnten die wenigsten.

Das Bild, aus welchem die ewig denkwürdige Scene erwuchs, war ein blendend schönes. Der taghell erleuchtete Saal, behängt mit den berühmten kaiserlichen Gobelins, faßte eine Fülle von Farbenreichthum in sich, die Pracht der Damentoiletten, die vielfältigen Nuancen der Uniformen, das Strahlen des Schmuckes, das Glitzern der Orden, der Zierat des mit Lichtschimmer und duftigem Blumenprangen übergossenen hufeisenförmigen Speisetisches, das alles vereinigte sich zu einer die Sinne wahrhaft bestechenden Wirkung, und unter den Schönen die Schönsten waren Kaiserin Elisabeth und ihre anmuthige Schwiegertochter Kronprinzessin Stephanie. Man konnte nicht müde werden, zu schauen, um das unbeschreibliche Bild in sich aufzunehmen.

Aber der Zauber dieses Bildes trat zurück, als Kaiser Franz Josef sich erhob, um seinen Gast zu ehren. Nun sah man niemand als die beiden Kaiser — alles andere verschwand; es war, als hätten sich die übrigen Gestalten verflüchtigt, um den zwei Trägern des historischen Augenblickes Platz zu machen. Rasch aufeinander folgten die Trinksprüche, und kaum hatte Kaiser Wilhelm den seinigen geendet, als Kaiser Franz Josef neuerdings das Wort ergriff und ein Hoch dem „leuchtendsten Muster aller militärischen Tugenden, den preußischen und deutschen Kameraden" brachte — überraschend für jeden Zuhörer, überraschend für den deutschen Kaiser, der, offenbar unvorbereitet, doch ohne Zögern und mit nicht zu verkennender Freudigkeit sogleich antwortete und dankte. Ein dreimaliges Hoch auf die „Kameraden von der österreichisch-ungarischen Armee" schloß seinen Toast.

Die hochbedeutsamen Aeußerungen beider Kaiser riefen in der ganzen auserlesenen Versammlung eine geradezu stürmische Bewegung und Begeisterung hervor, und in dieser mächtig ergreifenden, weltgeschichtlichen Scene hatte der Kaiserbesuch in Wien unzweifelhaft seinen Höhepunkt erreicht. Der fernere Aufenthalt des hohen Gastes in der österreichischen Hauptstadt konnte bestätigen, wie vollgewichtig ernst die an der historischen Tafelrunde gesprochenen Worte gemeint waren — Größeres, Bedeutsameres aber vermochte er kaum mehr zu zeitigen, und wir verstehen daher unseren Künstler und danken es ihm, daß er in seinem trefflichen Bilde gerade diese fesselnde Scene wiedergiebt, auf welche es bei dem ganzen Kaiserbesuch in erster Reihe ankommt.

Ueber die weiteren Festlichkeiten in Wien, über die Besuche, welche Kaiser Wilhelm an den folgenden Tagen Fürsten und bedeutenden Persönlichkeiten abstattete, über die Audienzen, welche er ertheilte, ꝛc. sind unsere Leser aus den Tageszeitungen zur Genüge unterrichtet, und auch der Jagdausflug mit dem kaiserlichen Gastgeber ist ausführlich beschrieben worden, so daß wir es uns versagen können, hierauf näher einzugehen. Aber wenn wir auch von einer Schilderung der ferneren mehr oder minder wichtigen Vorgänge absehen, eines können wir zum Schluß nicht unterlassen, einer Ueberzeugung aus vollem Herzen Ausdruck zu geben, welche in allen Schichten unserer Bevölkerung gleich lebendig ist: Wie viele Huldigungen Wilhelm II. bei seinen Besuchen in St. Petersburg, Stockholm und Kopenhagen, bei dem Großherzog von Baden, dem König von Württemberg und dem Prinz-Regenten von Bayern als Kaiser auch erlebt hat, er darf sicher sein, daß ihm nirgends wärmere Neigung gewinkt hat, daß nirgends Hof und Bevölkerung in der Freude über sein Erscheinen inniger vereint waren als eben in Wien, wo das deutsch-österreichische Bündniß im Palast wie in der Hütte als Schutz und Schirm des europäischen Friedens betrachtet und verehrt wird!

Ferdinand Groß.

Die Campagna bei Rom.

Von Fritz Wernick.

Am 20. September 1870 zog das geeinte Italien in Rom ein, um dasselbe zur Hauptstadt des Königreichs zu machen. Neapel, Turin, Florenz, die bisherigen großen Residenzen, hätten keine der anderen den Vorrang als Hauptstadt gegönnt, nur gegen Rom traten sie freiwillig zurück. Rom, das ewige, das einst Mittelpunkt der ganzen damals bekannten Welt gewesen, mußte auch die Hauptstadt des modernen bürgerlichen Staates werden. Aber die lokalen Verhältnisse, die unüberwindlichen Schwierigkeiten schienen dies zur Unmöglichkeit zu machen.

Mit das schlimmste Hinderniß bot die Umgebung der Stadt. Ein meilenweites Todtengefilde, von giftigen Dünsten unbewohnbar gemacht, ohne andere Ansiedelungen als einige Rohrhütten der Hirten für den Winter, einige Weinschenken auf erhöhten Stellen am Wege, zu denen die Fieberdünste nicht hinaufgelangen, Ruinen außerdem und alte Römergräber, das war alles, was die nahe Umgebung der neuen Hauptstadt zu bieten vermochte. Während der heißen Monate des Sommers konnte selbst ein kurzes Verweilen in der Campagna von Rom tödlich werden; im Winter besserte sich die Luft, da die kältere Witterung das Aufsteigen der Giftdünste niederhielt. In dieser traurigen, nur von Hirten bevölkerten Oede sollte Rom wieder zu früherer Herrlichkeit und Größe gelangen; das schien unmöglich.

Das alte, mächtige Rom hat günstigere Lebensbedingungen gehabt, erst spät und allmählich ist die Campagna verödet. In allerfrühester Zeit ist ja die spätere Weltstadt ein armes Bergnest gewesen, bewohnt von Bauern, Hirten, wilden Gesellen, die gern räuberische Streifzüge in die Umgebung machten. Da lag, wenige Meilen entfernt, eine Menge ähnlicher Dörfer und Städtchen auf natürlichen Erhöhungen des Bodens, deren Bewohner ihre Aecker bestellten, ihre Herden zur Weide trieben, dem damals fruchtbaren Gefilde der Campagna gute Erträge abgewannen, gesund in gesunden Orten wohnten. Rom hat sie nach und nach alle bezwungen. Diese Dutzende kleiner Flecken verschwanden, wurden zerstört oder von Römern kolonisirt — bald hieß die weite, blühende Campagna römischer Ackergrund.

Nun ward die Stadt immer mächtiger und größer, die Zeit der Kaiser kam und mit ihr ein Glanz, eine Pracht, wie die Welt sie bisher nicht gekannt hatte. Da verwandelte der Fruchtacker sich in Lustgefilde. Die Landschaft ist ja von hoher, malerischer Schönheit. Die weite, in sanften Hügelwellen bewegte Campagna wird im Westen vom blauen Meere begrenzt; im Osten umrahmen sie die hohen, röthlichgrauen Kalksteinwände der Sabiner Gebirge, wie dieser Theil des Apennin heißt; da blicken Schneehäupter über die vorderen Ketten, da schieben begrünte Hügel sich am Fuße vor, besiedelt mit Schlössern und Landhäusern der Großen. Dort hat Kaiser Hadrian Lustanlagen geschaffen mit Rennbahnen, Badehallen, Tempeln, Theatern; in den kühlen Thalgründen der Gebirgsflüsse lebten römische Dichter unter dem gastlichen Dache ihrer hohen Gönner. Ein anderes Gebirge schob sich im Süden mitten in die Campagna von Rom. Dort hatte einst unterirdisches Feuer den Boden gehoben, Lavaströme sich über das Gebiet ergossen, das jetzt die römische Campagna heißt. Nun sind die Krater der Vulkane erloschen, feuriger Wein wächst auf dem warmen Boden, an dessen gerundeten, waldbedeckten Bergkuppen ebenfalls Schlösser, Landhäuser, Lustgärten der römischen Großen lagen.

Aber auch das Gefilde zwischen der Stadt und diesen Gebirgszügen wurde damals von dem reichen und üppigen Rom völlig in Anspruch genommen. An den durch die Campagna führenden großen Landstraßen wurden nach damaliger Sitte die Vornehmen in herrlichen Grabtempeln von Marmor bestattet. Zu beiden Seiten dieser Straßen standen Säulen, Urnen, Obelisken, Tempelchen, hohe Thürme, alles mit Bildwerk aus Marmor geschmückt, dicht neben einander. Neunzehn verschiedene Wasserleitungen führten auf hohen Bogenbauten die kühlen Quellen der Gebirge durch die Campagna zur Stadt. Es entstanden Landhäuser mit weiten Gärten, es wurden Rennbahnen für die Wettkämpfe zu Pferde und in Wagen erbaut, die viele Tausende Zuschauer faßten. Der Fruchtacker ward damit zerstört, der Boden sollte keinen anderen Ertrag liefern, sondern den Besitzern und dem vergnügungslustigen Volke nur zur Lust dienen.

Die Herrlichkeit des alten Rom hat nicht ewig gedauert, der heidnische Staat ging zu Grunde, das junge Christenthum eroberte Rom und seine Campagna. In den Katakomben, den höhlenartigen Gängen und Hallen, von denen das mürbe vulkanische Gestein durchzogen war, hatte das Christenthum sich geheim befestigt und ausgebreitet; nun stieg es hervor ans Tageslicht, um Rom in Besitz zu nehmen, dort zu herrschen. Auch die Campagna verwandelte sich damit. Die altrömische Pracht verfiel, die Grabtempel wurden in Kapellen und Kirchen verwandelt, die großen Geschlechter des Mittelalters, die ewig im Kampf miteinander lagen, bauten ihre plumpen Vertheidigungsthürme auf den Fundamenten der Schlösser, umgaben die hohen Grabstätten mit Zinnenmauern, setzten ihre Burgen auf die Vorsprünge des Gebirges, theilten den Boden unter sich und mit der Kirche. Die Campagna von Rom verödete immer mehr. Die Wasserleitungen waren geborsten, ihr Inhalt ergoß sich auf den porösen Boden von Bimstein, Lava, Tuff, der ihn gierig aufsog und, wenn die Sonne brannte, die faulige Flüssigkeit in giftigen Fieberdünsten wieder abgab. Die Feudalherren gaben den Acker, den sie selbst nicht bewirthschaften wollten, an Pächter für ein Billiges; die Kirche, die Klöster und Stiftungen ließen ihn meist gänzlich ruhen; das weite Blachfeld wurde zu einer unendlichen Viehweide, die Wohnstätten verschwanden.

Damals hat die Campagna von Rom den Charakter angenommen, der ihr bis heute eigen ist, den eines weiten Todtengefildes, einer majestätischen Grabstätte der großen Vergangenheit. Im September nach den ersten Herbstregen bedeckt die hügelige Ebene sich mit kurzen Kräutern, mit Gras und Blumen. Bald aber ziehen dann die braunen, malerisch in dunkle Mäntel gehüllten Hirten mit vielen Tausenden von Ziegen, Schafen und Rindern aus dem Gebirge herab, um das endlose Weidegebiet zu bevölkern. Die Luft ist dann reiner geworden, Menschen und Thiere können jetzt hier athmen. Schutz finden jene in irgend einem alten Gemäuer oder in den Höhlen und Grotten des weichen Tuff, aus denen man die Puzzolanerde geholt, die dem Römer, mit Kalk gemischt, einen trefflich festen Mörtel giebt.

Die nächste Wasserleitung hat man angezapft, um einen gemauerten Trog am Rande des Wegs zur Tränke zu füllen. Hier ziehen auch die Campagnolen vorüber, die auf hohen, zweiräderigen, mit Stieren bespannten Karren den Wein aus den Bergen zur Stadt führen, die Eseltreiber, die ihre Lastthiere in langem Zuge heimtreiben.

Es ruht ein melancholischer Zauber, ein feierlicher Ernst auf dieser historischen Landschaft. Alle Vergangenheit hat hier ihre Spuren zurückgelassen. Wenn wir zwischen zertrümmerten Grabdenkmälern die appische Straße entlang schlendern, die südwärts nach Capua und Neapel führt, so blicken wir von ihrer Höhe über die Ruinen einer weiten Rennbahn, welche Maxentius, der letzte heidnische, von Konstantin besiegte römische Kaiser, hat erbauen lassen; die Bogen einer geborstenen Wasserleitung erheben sich aus der Oede, klotzige Kriegsthürme erinnern an das Mittelalter, die Kreuze und Glocken auf kleinen einsamen Kapellen, welche das Christenthum aus antiken Grabtempelchen umgewandelt, an jene Frühzeit des Uebergangs. Undeutbares Ruinengemäuer fesselt den Blick, der aber hinüberschweift zu den herrlichen Gebirgszügen. Auf den Kuppen der Albanerberge erkennt er deutlich die Stammburgen der Colonna und anderer alter berühmter Geschlechter, die Städtchen und Villen, die Reste des antiken Tusculum, denen das heitere Bergstädtchen Frascati zu Füßen liegt. Aus dem Sabinergebirge bricht in tiefer Schlucht der Anio hervor, an den Abhängen breitet Tivoli sich aus. Während schöner sonniger Wintertage zeigt sich die römische Campagna, mit den Hirten, Karrenführern, Eseltreibern belebt, als Landschaft großen Stils.

Steigt aber die Sonne höher, kommen die Monate April und Mai, dann beginnt sie zu veröden. Die Hirten haben die jungen Lämmer und Zicklein als leckere Braten in die Stadt verkauft und ziehen nun mit ihren Herden zurück in die kühleren

gesünderen Berge. Die sengende Sonne tödtet allen Pflanzenwuchs, das modernde Wasser, das sich in unterirdischen Löchern und in dem mürben Gestein gesammelt, beginnt in der Hitze zu verdunsten und jene Pestluft auszuhauchen, welche die furchtbaren Fieber erzeugt, die meist sofort tödlich wirken. Die Campagna der großen italienischen Hauptstadt versinkt in langen Sommerschlaf.

Der moderne Staat wendet alles dran, um sie aus demselben zu erwecken, die Umgebung der Hauptstadt gesund und bewohnbar zu machen. Strenge Gesetze sind zu dem Zwecke erlassen worden. Die weiten, brach liegenden Gebiete, meist im Besitze der Kirche oder dem hohen Feudaladel gehörend, sollen bebaut und besiedelt werden. Der Staat fordert, daß in jedem Jahre damit in kleinen Streifen vorgegangen werde, behält sich jedoch das Recht vor, falls in einer festgestellten Reihe von Jahren dies nicht geschehen, den Landbesitz durch Enteignungsverfahren erwerben und an kleine Leute abgeben zu können. Entwässerungsarbeiten werden geplant, um den schlimmsten Feind der Campagna von Rom, die unterirdischen Wasserpfützen, welche die furchtbaren Fieber erzeugen, zu verbannen. Man nimmt jedoch an, daß schon eine dichtere seßhafte Bevölkerung und die regelmäßige Bebauung des Bodens die Landschaft fieberfrei machen dürfte.

Dann soll die Anpflanzung eines australischen Baumes mithelfen, der in dem römischen Klima sich bereits völlig eingebürgert hat. Der Eukalyptus (Fieberbaum) hat die Eigenschaft, alle Feuchtigkeit aus dem Boden und aus der Luft anzuziehen und sich damit zu mästen. Er verbraucht zu seinem staunenswerth schnellen Wachsthum alle Feuchtigkeit, die seine Wurzeln und Blätter erreichen können, und hat schon manches Besserungswerk unterstützt. In dem Theile der Campagna, der sich südwestwärts zum Meere hinzieht, steht einsam die Abtei der drei Brunnen. Das Haupt des an dieser Stelle geköpften Apostels Paulus, so erzählt die Legende, soll dreimal von der Erde in die Höhe gesprungen sein und an jedem Punkte ist da ein Brünnlein hervorgesprudelt.

Die frommen Väter, die dort beschaulicher Andacht lebten, waren nun genöthigt, in jedem Juni nach der Stadt überzusiedeln, um dem tödtlichen Fieber zu entrinnen. Sie sehnten sich fort aus dieser gifthauchenden Umgebung, und als französische Trappisten den Wunsch aussprachen, die verlassene Abtei zu beziehen, willigten sie gern ein. Diese begannen sofort damit, das ganze Hügelgelände mit Eukalyptus zu bepflanzen, in so weiten Abständen, daß darunter noch Feldfrucht gebaut werden konnte. Die Bäume gediehen und schufen Wunder. Heute nach kaum einem Jahrzehnt ist dieser Theil der Campagna völlig gesund, die Brüder Trappisten bleiben den ganzen Sommer hindurch in ihrer Abtei; kein Fieber zehrt an ihrer Gesundheit, sie bestellen den gewonnenen Acker und destilliren aus den Blattkeimen des fremden Baumes einen bitteren Schnaps, den man von ihnen kaufen kann.

Ob es gelingen wird, auch die tieferen, muldenförmigen Theile der Campagna von Rom derartig zu kultiviren, ob die Bodenarbeiten zur Beseitigung der faulenden Wasser nicht während des Sommers bedeutende Opfer an Menschenleben fordern werden — denn nicht selten fallen die vom Fieber ergriffenen Menschen plötzlich um, um nie wieder aufzustehen — das ist schwer vorherzusagen. Die Landschaft von Rom muß aber eine andere werden, wenn die Hauptstadt des Königreichs nicht ferneren Schäden ausgesetzt bleiben soll.

Der Zauber, den dieses unabsehbare, mit Ruinen bedeckte, von Hirten und Campagnakärrnern allein belebte Gefilde mit den Gebirgen, die es umrahmen, jetzt auf jeden Besucher ausübt, die hohen und ganz eigenartigen Reize dieser einzigen historischen Landschaft werden dann schwinden, wenn Getreideäcker, Dörfer und Gutsgebäude sie bedecken, wenn Eukalyptuswäldchen die Tiefen füllen, auf den Rücken alter Lavaströme neben den Festungswerken, die das neue Italien dort zum Schutze seiner Hauptstadt erbaut, Pumpstationen, Wasserthürme, Dienstwohnungen sich erheben werden.

Doch alle ästhetischen und künstlerischen Liebhabereien kommen nicht in Frage, wenn es gilt, Rom eine gesunde, bewohnbare Umgebung zu schaffen, und wie so manches in der Stadt selbst der neuen Zeit mit ihren Anforderungen hat weichen müssen, so sind auch die Tage der jetzigen Campagna von Rom vielleicht schon gezählt.

Die Alpenfee.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Roman von **E. Werner.**

(Fortsetzung.)

Das war für Deine Ohren nun allerdings nicht bestimmt," sagte Nordheim mit voller Schärfe zu seiner Tochter. „Ich begreife nicht, wie Du Dich so lange verborgen halten konntest, da Du doch hörtest, daß von Geschäftsangelegenheiten die Rede war. Jetzt bist Du Zeugin eines Erpressungsversuches geworden, der an Deinem Vater gemacht wurde, und den ich vielleicht nachdrücklicher hätte zurückweisen sollen. Aber solche kühne Betrüger können auch dem besten Manne gefährlich werden. Die Welt ist nur zu sehr geneigt, an Lügen zu glauben, und wer wie ich fortwährend in großen Unternehmungen steckt, bei denen das Vertrauen des Publikums die Hauptsache ist, darf sich selbst einer bloßen Verdächtigung nicht aussetzen. Eher kauft man sich mit irgend einer Summe los von diesen Menschen, die von solchen Erpressungen leben — doch davon verstehst Du nichts! Geh auf Dein Zimmer und ich bitte mir aus, daß Du das meinige nicht wieder heimlich betrittst."

Die Worte hatten nicht die gewünschte Wirkung; Alice stand noch immer unbeweglich, sie antwortete nicht, regte sich nicht, und dies starre Schweigen schien den Präsidenten noch mehr zu reizen.

„Hast Du nicht gehört?" wiederholte er. „Ich wünsche allein zu sein und im übrigen erwarte ich, daß von dem, was Du hier erlauscht hast, kein Wort über Deine Lippen kommt — jetzt geh!"

Anstatt zu gehorchen, trat Alice langsam näher und sagte leise, aber in einem seltsamen, nervendurchzitternden Tone:

„Papa — ich habe mit Dir zu sprechen."

„Worüber? Doch nicht etwa über jenen Erpressungsversuch?" fragte Nordheim schroff. „Ich habe Dir ja erklärt, wie die Sache zusammenhängt, und Du wirst doch hoffentlich nicht einem Betrüger Glauben schenken."

„Der Mann war kein Betrüger!" entgegnete das junge Mädchen, in demselben bebenden, gepreßten Tone wie vorhin.

„Nicht?" fuhr der Präsident auf. „Und was bin ich denn in Deinen Augen?"

Keine Antwort, nur jener starre, angstvolle Blick, der unverwandt auf dem Gesichte des Vaters haftete. Es lag keine Frage mehr darin, sondern eine Verurtheilung und Nordheim vermochte ihn nicht zu ertragen. Er war seinem Ankläger mit eiserner Stirn entgegengetreten, vor den Augen seines Kindes schlug er die seinigen nieder.

Alice schien nach Athem zu ringen; anfangs versagte ihr die Stimme, aber sie gewann mehr und mehr an Festigkeit, während sie weiter sprach.

„Ich kam hierher, um Dir ein Geständniß zu machen, Papa, Dir etwas zu sagen, was Dich vielleicht erzürnt hätte — davon ist jetzt keine Rede mehr! Ich habe nur noch eine Frage an Dich. Wirst Du dem — dem Doktor Reinsfeld die Genugthuung geben, die von Dir verlangt wurde?"

„Ich werde mich hüten! Es bleibt bei meinem letzten Worte."

„Nun, dann gebe ich sie ihm — an Deiner Stelle!"

„Alice, bist Du von Sinnen?" fuhr der Präsident tödtlich erschrocken auf, aber sie fuhr unbeirrt fort:

„Er braucht das Eingeständniß freilich nicht mehr, denn er kennt die Wahrheit, muß sie längst gekannt haben. Jetzt weiß ich, warum er auf einmal so verändert war, warum er mich immer so traurig mitleidig ansah und nie verrathen wollte, was ihn drückte. Er weiß alles! Und doch hat er mir nur Güte und Mitleid gezeigt, hat alles aufgeboten, mir die Gesundheit zurückzugeben, mir, der Tochter des Mannes, der —" sie brach ab, sie konnte den Satz nicht vollenden.

Nordheim machte keinen Versuch mehr, den Empörten zu spielen, denn er sah, daß Alice sich nicht täuschen ließ, und er sah auch ein, daß er es aufgeben müsse, sie mit Härte einzuschüchtern. Sie hatte einen geradezu unsinnigen Entschluß gefaßt, der ihm verderblich werden konnte; er mußte sich ihr Schweigen sichern, um jeden Preis.

„Ich bin auch überzeugt, daß Doktor Reinsfeld der Sache fern steht," sagte er ruhiger; „daß er vernünftig genug ist, das Lächerliche solcher Drohungen einzusehen. Was aber Deinen tollen Einfall betrifft, mit ihm darüber zu sprechen, so will ich annehmen, daß es Dir damit nicht Ernst war. Was geht diese Angelegenheit denn Dich an?"

Das junge Mädchen richtete sich empor, mit einem unendlich herben Ausdruck, den die kindlichen Züge bis dahin nie gekannt hatten.

„Dich sollte es freilich mehr angehen, Papa! Du wußtest ja, daß der Doktor in unserer Nähe wohnte, daß er sich Tag für Tag abmühte in armseligen undankbaren Verhältnissen, und hast es nicht einmal versucht, gut zu machen, was seinem Vater geschehen ist! Das Leben und die Menschen sind so hart mit ihm umgegangen; als verwaistes Kind ist er in die Welt hinausgestoßen worden, in seiner Studienzeit hat er gedarbt, gehungert vielleicht — und Du hast Millionen verdient mit jenem Gelde, hast Dir Paläste gebaut und in der Fülle des Reichthums gelebt. Thue wenigstens, was Gronau von Dir verlangt, Papa, Du mußt es thun — oder ich versuche es selbst!"

„Alice!" rief Nordheim, schwankend zwischen Zorn und grenzenlosem Erstaunen darüber, daß seine Tochter, dies weiche, willenlose Geschöpf, das nie auch nur einen Widerspruch gewagt hatte, ihn jetzt förmlich zur Rede stellte. „Hast Du denn keine Ahnung von der Tragweite der Sache? Willst Du Deinen Vater in die Hand seines ärgsten Feindes geben, der —"

„Benno Reinsfeld ist Dein Feind nicht!" unterbrach ihn Alice. „Wenn er es wäre, dann würde er das Geheimniß längst benutzt haben, um etwas ganz anderes von Dir zu erzwingen, als was Gronau verlangte — denn er liebt mich!"

„Reinsfeld — Dich?"

„Ja — ich weiß es, wenn er es mir auch nie gestanden hat. Ich bin ja die Braut eines anderen, und er, der alles von Dir erreichen konnte, wenn er forderte und drohte, er geht von hier, ohne ein Wort der Drohung, ohne auch nur Rechenschaft von Dir zu fordern, weil er mir das Furchtbare ersparen wollte, das ich nun doch erfahren habe. Du ahnst nicht, wie weit der Edelmuth dieses Mannes geht — ich kenne ihn jetzt ganz!"

Der Präsident stand wortlos da; auf diese Lösung war er nicht gefaßt gewesen, denn es bedurfte ja keines besonderen Scharfblickes, um zu erkennen, daß Bennos Liebe erwidert wurde. Das leidenschaftliche Aufflammen des jungen Mädchens sprach deutlich genug und wenn Reinsfeld wußte, was geschehen war, und das ließ sich nicht mehr bezweifeln, so gab es in der That nur eine Erklärung für seine Zurückhaltung und sein Schweigen in einer Sache, die ihn doch zuerst anging. Es war ihm schon zuzutrauen, daß er den Vortheil, den jene Kenntniß ihm gab, unbenutzt ließ, nur um die Geliebte vor einer tödlichen Kränkung zu bewahren. Dann war aber überhaupt nichts von ihm zu fürchten, dann war der Vater des Mädchens, das er liebte, sicher vor seiner Rache und vielleicht ließ sich durch ihn auch Gronau zurückhalten.

„Das sind ja überraschende Neuigkeiten!" sagte Nordheim, nach einer kurzen Pause, langsam und das Auge unverwandt auf seine Tochter gerichtet. „Und das erfahre ich jetzt erst? Du sprachest vorhin von einem Geständniß — was hattest Du mir zu sagen?"

Alice senkte den Blick und in ihr eben noch so bleiches Antlitz trat eine glühende Röthe.

„Daß ich Wolfgang nicht liebe, so wenig wie er mich," antwortete sie leise. „Ich habe das selbst nicht gewußt, erst vor wenig Tagen ist es mir klar geworden."

Sie erwartete mit voller Bestimmtheit einen Zornausbruch ihres Vaters, aber nichts dergleichen erfolgte, im Gegentheil, seine Stimme klang in einem ganz veränderten, ungewöhnlich milden Tone:

„Warum hast Du kein Vertrauen zu mir, Alice? Ich werde meine einzige Tochter ja doch nicht zu einer Verbindung zwingen, von der ihr Herz sich abwendet; aber das will überlegt und erwogen sein. Für jetzt fordere ich nur, daß Du keine übereilten Entschlüsse fassest und es mir überläßt, irgend einen Ausweg zu finden. Vertraue Deinem Vater, mein Kind, Du sollst mit ihm zufrieden sein!"

Er beugte sich nieder, um väterlich ihre Stirn zu küssen, aber sie zuckte zusammen und wich mit dem unzweideutigsten Ausdrucke des Entsetzens zurück vor der Liebkosung.

„Was soll das?" fragte Nordheim, mit gerunzelter Stirn. „Du fürchtest Dich vor mir? Glaubst Du mir etwa nicht?"

Sie hob das Auge zu ihm empor, es war wieder derselbe schwere, anklagende Blick wie vorhin und die sonst so weiche Stimme klang in herber, unerbittlicher Entschiedenheit, als sie antwortete:

„Nein, Papa, ich glaube nicht an Deine Liebe und Deine Güte. Ich glaube Dir überhaupt nicht — nie mehr!"

Nordheim preßte die Lippen zusammen und wandte sich ab, stumm winkte er ihr, sich zu entfernen, und stumm und scheu gehorchte Alice, sie verließ ohne ein Wort weiter das Zimmer.

Sie hatte vollkommen recht gesehen, der Präsident dachte auch nicht entfernt an die Möglichkeit einer Verbindung seiner Tochter mit dem jungen Arzte, aber er machte sich kein Gewissen daraus, eine solche Möglichkeit anzudeuten, um für den Augenblick die Gefahr zu beschwören, die ihm drohte. Hier aber hatte er sich doch verrechnet; das junge, unerfahrene Mädchen durchschaute ihn, und seltsam, er, der Mann mit der eisernen Stirn, ertrug das nicht. Er hatte der stolzen Empörung Wolfgangs, dem drohenden Auftreten Gronaus gegenüber seine Fassung bewahrt und neben dem Zorne höchstens noch Furcht empfunden. Jetzt zum ersten Male nahte ihm etwas, das er während seines ganzen Lebens nicht gekannt hatte — die Scham! Wenn die Gefahr auch wirklich abgewandt wurde, er fühlte es doch im tiefsten Innersten, daß er verurtheilt, gerichtet war von seinem einzigen Kinde.

Die Arbeiten an der Bahn wurden mit einer beinahe fieberhaften Thätigkeit gefördert. Es war in der That nicht leicht, Wort zu halten und die Bauten in der gegebenen kurzen Frist zu vollenden; aber Nordheim hatte recht, wenn er erklärte, daß der Chefingenieur weder sich noch seine Untergebenen schone. Elmhorst spornte die Arbeitskraft seiner Leute bis aufs äußerste an, griff überall selbst mit Befehlen und Anordnungen ein und gab seinen Ingenieuren das Beispiel einer Unermüdlichkeit, das sie gleichfalls anfeuerte. Unter seiner Leitung schien sich die Leistungsfähigkeit der sämmtlichen Arbeitskräfte zu verdoppeln, und er erreichte damit wirklich seinen Zweck. Die zahlreichen Bauten auf der ganzen Gebirgsstrecke waren größtentheils schon fertig und an die Wolkensteiner Brücke legte man soeben die letzte Hand.

Wolfgang war von der Fahrt zurückgekehrt, die er heute morgen unternommen hatte. In Oberstein hatte er den Wagen verlassen und fortgesandt, um die letzte Strecke zu Fuße zu besichtigen, und jetzt stand er auf einem Abhange, oberhalb der Wolkensteiner Schlucht, und sah den Arbeitern zu, die wie Ameisen geschäftig auf dem Schienengeleise und an dem Gitterwerk der Brücke wimmelten. Noch wenige Tage, dann war das Werk vollendet, das jetzt schon die allgemeine Bewunderung auf sich zog und im Laufe der nächsten Jahre von Tausenden angestaunt werden sollte; aber der, welcher es geschaffen, blickte so düster darauf hin, als sei ihm jede Freude an seiner Schöpfung genommen.

Er war für heute noch einer Unterredung mit dem Präsidenten ausgewichen und hatte nur durch sein Nichterscheinen bei dessen Ankunft gezeigt, daß er bei seinem Nein blieb; aber es mußte doch noch zu einer letzten Auseinandersetzung zwischen ihnen kommen. Daß der Bruch ein endgültiger war, wußten sie beide; auch Nordheim war schwerlich mehr geneigt, einen Mann, der ihm so offen und verächtlich Trotz geboten hatte, von dem er auch in Zukunft keine Unterstützung seiner Pläne mehr erwarten durfte, zum Schwiegersohn anzunehmen. Es kam nur darauf an, auf welche Art man sich trennte, und das beiderseitige Interesse erforderte, daß es in möglichst schonender Form geschah. Darüber allein hatten sie sich noch zu verständigen, und das sollte morgen geschehen.

Ein Hufschlag, der dicht hinter ihm ertönte, weckte Elmhorst aus seinen Gedanken, und sich umwendend, gewahrte er Erna von Thurgau auf einem der Bergpferde, welche man für den Gebirgsaufenthalt angeschafft hatte. Sie hielt sichtlich überrascht an, als sie den Chefingenieur erblickte.

„Sie sind schon zurück, Herr Elmhorst? Wir glaubten, Ihre Fahrt würde Sie den ganzen Tag in Anspruch nehmen."

„Ich bin früher mit der Besichtigung fertig geworden, als ich glaubte," versetzte Wolfgang. „Aber Sie werden für den Augenblick Ihren Weg nicht fortsetzen können, gnädiges Fräulein, dort unten wird gesprengt; doch es kann nicht lange dauern, die Leute müssen in zehn Minuten fertig sein."

Die junge Dame hatte das Hinderniß bereits bemerkt; der Weg, der den Abhang hinunter und in einiger Entfernung an der Brücke vorüberführte, war durch Wachen abgesperrt und eine Anzahl von Arbeitern war um einen riesigen Felsblock beschäftigt, der augenscheinlich gesprengt werden sollte.

„Ich habe keine Eile," erwiderte sie gleichgültig. „Ich wollte ohnehin auf meinen Verlobten warten, der mich bat, vorauszureiten, da er ganz unerwartet mit Herrn Gronau zusammentraf. Ich möchte aber doch keinen zu großen Vorsprung haben."

Sie lockerte die Zügel und schien ihre Aufmerksamkeit gleichfalls den Arbeitern zuzuwenden. Die letzte Nacht hatte einen völligen Umschlag der Witterung gebracht; ein kalter Regensturm hatte all die sonnige, duftige Schönheit ausgelöscht. Jetzt lag der Himmel grau und schwer über der Erde, die Berge standen wolkenumhüllt und in den Wäldern brauste der Wind — es war über Nacht Herbst geworden.

„Wir werden Sie doch heute abend sehen, Herr Elmhorst?" brach Erna endlich das Schweigen, das schon mehrere Minuten gedauert hatte.

„Ich bedaure sehr, daß es mir nicht möglich ist, zu kommen. Ich habe gerade heute abend noch Dringendes zu erledigen."

Es war der alte Vorwand, der ihm schon so oft hatte dienen müssen, und er fand auch keinen Glauben mehr, denn Erna sagte mit merklicher Betonung:

„Sie wissen vermuthlich nicht, daß mein Onkel heute vormittag angekommen ist?"

„Doch, ich weiß es und habe mich bereits bei ihm entschuldigen lassen; ich werde ihn morgen sprechen."

„Aber Alice scheint nicht wohl zu sein. Sie leugnet das zwar und will durchaus nicht zugeben, daß nach dem Doktor Reinsfeld gesandt wird; aber sie sah vorhin, als sie aus dem Zimmer ihres Vaters kam, so bleich und angegriffen aus, daß ich erschrak."

Sie schien eine Antwort zu erwarten, aber Elmhorst schwieg und blickte angelegentlich nach der Brücke hinüber.

„Sie sollten sich doch heute frei machen und nach Ihrer Braut sehen," mahnte Erna in vorwurfsvollem Tone.

„Ich habe nicht mehr das Recht, Alice meine Braut zu nennen!" sagte Wolfgang kalt.

„Herr Elmhorst!" Es lag eine schreckensvolle Ueberraschung in dem Ausrufe.

„Ja, mein Fräulein! Es haben sich zwischen dem Präsidenten und mir Meinungsverschiedenheiten ergeben, die so schroff und tiefgehend waren, daß ein Ausgleich unmöglich wurde. Wir sind darauf beiderseitig von der geplanten Verbindung zurückgetreten."

„Und Alice?"

„Sie weiß noch nichts davon, wenigstens nicht durch mich. Es ist möglich, daß der Vater ihr die Sache mitgetheilt hat, und jedenfalls wird sie sich seiner Entscheidung fügen."

Die Worte kennzeichneten mehr als alles andere diese seltsame Verbindung, die eigentlich nur zwischen Nordheim und seinem Schwiegersohne bestanden hatte. Alice war verlobt worden, als das Interesse der beiden es erforderte, und jetzt, wo dieses Interesse aufhörte, wurde die Verlobung aufgehoben, ohne die Braut auch nur zu fragen; man erachtete es als selbstverständlich, daß sie sich fügte. Auch Erna schien keinen Zweifel daran zu hegen; aber sie war bleich geworden bei der unerwarteten Nachricht.

„Also ist es doch dahin gekommen!" sagte sie leise.

„Ja, es kam dahin! Ich sollte einen Preis zahlen, der mir zu hoch war, bei dem ich die Augen nicht mehr frei hätte aufschlagen können. Es galt ein Entweder — oder — und ich habe meine Wahl getroffen."

„Das wußte ich!" rief das junge Mädchen aufflammend. „Daran habe ich nie gezweifelt!"

„Also das wenigstens haben Sie mir zugetraut!" sagte Wolfgang mit unverhehlter Bitterkeit. „Ich glaubte es kaum."

Sie antwortete nicht, aber ihr Blick begegnete dem seinigen wie mit einem Vorwurfe; endlich fragte sie zögernd:

„Und — was nun?"

„Nun stehe ich wieder da, wo ich vor einem Jahre stand. Der Weg, den Sie mir einst so begeistert priesen, liegt offen vor mir, und ich werde ihn ja auch gehen, aber allein — ganz allein!"

Erna bebte leise zusammen bei den letzten Worten; aber sie wollte sie augenscheinlich nicht verstehen und fiel rasch ein:

„Ein Mann wie Sie ist nicht allein. Er hat sein Talent, seine Zukunft, und diese Zukunft liegt so weit und groß vor Ihnen —"

„Und so öde und sonnenlos wie die Bergwelt dort!" ergänzte er, indem er auf die herbstliche, wolkenumschleierte Landschaft deutete. „Doch ich habe kein Recht, mich zu beklagen. Es trat mir ja auch einst entgegen, das sonnige, leuchtende Glück, und ich wandte ihm den Rücken, um einem anderen Ziele nachzujagen. Da breitete es seine Flügel aus und zog fort, weit fort in unerreichbare Ferne, und wenn ich auch jetzt mein Leben hingeben wollte, es kommt doch nicht zu mir zurück. Wer es einmal verscherzt hat, dem entflieht es auf immer!"

Es sprach ein dumpfer, qualvoller Schmerz aus diesem Schuldbekenntniß; aber Erna hatte kein Wort der Erwiderung darauf und auch keinen Blick für die Augen, welche die ihrigen suchten. Bleich und starr schaute sie in die nebelumhüllte Ferne hinaus. Ja freilich, jetzt wußte er, wo sein Glück und sein Heil lag — jetzt, wo es zu spät war!

Wolfgang trat an die Seite des Pferdes und legte die Hand auf den Hals desselben.

„Erna, noch eine Frage, ehe wir für immer scheiden! Ich werde nach der letzten Unterredung, die ich morgen noch mit Ihrem Onkel haben muß, selbstverständlich sein Haus nicht mehr betreten und Sie ziehen weit fort, mit Ihrem Gatten — hoffen Sie glücklich zu werden an seiner Seite?"

„Wenigstens hoffe ich, ihn glücklich zu machen."

„Ihn! Und Sie selber?"

„Herr Elmhorst —"

„O, Sie brauchen die Frage nicht so streng abzuwehren," unterbrach er sie. „Es birgt sich kein eigensüchtiger Wunsch mehr dahinter. Ich habe mein Urtheil ja schon aus Ihrem Munde empfangen, in jener Mondnacht am Wolkenstein. Sie wären mir doch verloren, auch wenn Sie noch frei wären, denn Sie vergeben es mir nie, daß ich um eine andere warb."

„Nein — niemals!" Das Wort klang in herbster Entschiedenheit.

„Ich weiß es, und eben deshalb möchte ich Ihnen noch eine letzte Warnung zurufen. Ernst Waltenberg ist kein Mann, der eine Frau, der Sie beglücken kann; seine Liebe wurzelt nur in dem Egoismus, der der Grundzug seiner ganzen Natur ist. Er wird nie danach fragen, ob er ein geliebtes Wesen quält und martert mit seiner Leidenschaft, und wie werden Sie es ertragen, an der Seite eines Mannes zu leben, dem all das Streben und Ringen, all die Ideen, für welche Sie sich begeistern, nur todte Begriffe sind? Ich habe endlich gelernt einzusehen, daß es noch etwas anderes, besseres giebt als dies ‚Ich', das auch mir einst das Höchste war, wenn ich die Lehre auch theuer bezahlen mußte — er wird es nie lernen!"

Ernas Lippen zuckten, das alles wußte sie ja längst und wußte es besser als jeder andere; aber was half das, es war auch für sie zu spät.

„Sie sprechen von meinem Verlobten, Herr Elmhorst," sagte sie mit ernster Zurechtweisung, „und Sie sprechen zu seiner Braut — ich bitte, kein solches Wort mehr!"

Wolfgang verneigte sich und trat zurück.

„Sie haben recht, gnädiges Fräulein, aber es war ein Abschiedswort, und das dürfen Sie immerhin verzeihen."

Sie neigte stumm das Haupt und machte Anstalt, umzukehren, als Waltenberg am Rande des Waldes erschien, gleichfalls

zu Pferde, und in raschem Trabe näher kam. Er und der Chefingenieur begrüßten sich mit jener kalten Höflichkeit, die zwischen ihnen zur Gewohnheit geworden war, seit sie beinahe täglich miteinander verkehren mußten. Sie wechselten einige Worte über das Wetter, über die Ankunft des Präsidenten, und jetzt bemerkte auch Ernst, daß der Weg gesperrt war.

„Die Leute lassen sich unverantwortlich lange Zeit," sagte Wolfgang, der froh war, daß er eine Gelegenheit fand, das Gespräch abzubrechen. „Ich werde dafür sorgen, daß sie sich beeilen, in wenigen Minuten können Sie passiren."

Er eilte den Abhang hinunter und nach der betreffenden Stelle, aber bei den Sprengversuchen schien irgend etwas nicht in Ordnung zu sein, und der Ingenieur, der die Sache leitete, trat heran, um dem Chef Bericht zu erstatten. Dieser zuckte ungeduldig die Achseln, gab einige Befehle und trat dann mitten unter die Arbeiter, wahrscheinlich, um die Vorbereitungen zu besichtigen.

Inzwischen hielt Waltenberg auf dem Abhange neben seiner Braut, die jetzt fragte:

„Du hast also mit Gronau gesprochen?"

„Ja, und ich habe ihm mein Befremden nicht verhehlt, ihn hier zu finden, ohne daß er mich in Heilborn aufgesucht hat, ohne daß ich überhaupt von seiner Rückkehr weiß. Statt aller Antwort erbat er sich eine Unterredung für heute abend; er habe mir Wichtiges mitzutheilen, das in gewisser Hinsicht auch mich angehe. Ich bin doch neugierig, was er mir zu sagen hat, denn bloße Geheimnißkrämerei ist seine Sache nicht. — Sieh nur, Erna, wie dunkel und drohend es sich über dem Wolkenstein zusammenzieht! Wir werden doch nicht ein Wetter bekommen auf unserem Spazierritt?"

„Für heute wohl kaum," meinte Erna mit einem flüchtigen Blick nach dem dichtumschleierten Berge. „Vielleicht morgen oder übermorgen. Die Sturmperiode, die unsere armen Aelpler so fürchten, scheint diesmal früher im Anzuge zu sein als sonst, wir hatten heute nacht bereits eine Probe davon."

„Es muß doch etwas sein an der Zaubermacht Eurer Alpenfee," sagte Ernst halb scherzend. „Dieser Wolkengipfel, der seinen Namen mit Recht führt, denn er entschleiert sich ja fast niemals, hat es mir förmlich angethan. Es winkt und lockt mich immer wieder von neuem mit geheimnißvollem, unwiderstehlichem Reiz, den Schleier dieser stolzen Eiseskönigin zu heben und den Kuß zu erzwingen, den sie bisher noch jedem versagt hat. Wenn man versuchte, die Hochwand von dieser Seite —"

„Ernst, Du hast es mir versprochen, den tollkühnen Gedanken ein- für allemal aufzugeben!" fiel Erna ein.

„Sei ruhig, ich halte Wort. Ich versprach es Dir ja damals beim Sonnwendfeuer."

„Beim Sonnwendfeuer!" wiederholte das junge Mädchen leise, wie traumverloren.

„Erinnerst Du Dich noch jenes Abends, wo ich Deinem Verbote, Deiner Bitte wich? Der Aufstieg zum Wolkenstein war beschlossene Sache bei mir und ich hätte ihn um jeden Preis erzwungen, aber vor Deinen bittenden Augen, vor Deinem: ‚Ich ängstige mich!' sank all mein Trotz zusammen. Hättest Du wirklich um mich gezittert, wenn ich damals ungehorsam gewesen wäre?"

„Aber Ernst, welche Frage!"

„Nun, verpflichtet warst Du nicht dazu, ich war ja damals noch nicht Dein erklärter Bräutigam." In Waltenbergs Stimme klang wieder der alte, quälende Argwohn. „Du hättest Dich wahrscheinlich auch um Sepp oder um Gronau geängstigt, wenn einer von ihnen das Wagniß unternommen hätte. Ich meine jene bebende Angst, mit der man nur um das Geliebte zittert, vor der alles andere versinkt und verschwindet, die mich blind und besinnungslos in die Gefahr treiben würde, wenn ich Dich darin wüßte — Du freilich hast diese Empfindung wohl nie gekannt."

„Wozu denn solche Schreckbilder heraufbeschwören!" sagte Erna halb unwillig. „Ich habe Dein Wort, also keinen Grund, mich zu ängstigen, und das bloße ‚Wenn' zu erörtern —"

Ein lautes, donnerähnliches Krachen unterbrach sie. Dort unten flogen Erde und Steine empor und der mächtige Felsblock sank, in drei Theile gespalten, mit dumpfem Falle zu Boden, aber zugleich gab sich eine schreckensvolle Bewegung kund. Die sämmtlichen Arbeiter stürzten von der Brücke fort und nach jener Stelle, wo eben noch der Chefingenieur mit seinen Untergebenen gestanden hatte. Man konnte nicht unterscheiden, was eigentlich geschehen war, man sah nur einen dichten Menschenknäuel, aus dem wirres, angstvolles Rufen ertönte.

Aber mitten durch das alles drang ein Schrei, wie ihn nur die Verzweiflung, die Todesangst auspressen kann; und als Ernst sich umwandte, sah er seine Braut hoch aufgerichtet im Sattel, aber bleich wie eine Todte, die starren Augen nach der Unglücksstätte gerichtet.

„Erna!" rief er, aber sie hörte nicht, sondern gab dem Pferde die Zügel. Das Thier, erschreckt von dem Lärm, scheute und wollte nicht vorwärts; aber ein rücksichtsloser Hieb mit der Gerte zwang es zum Gehorsam, und in der nächsten Minute jagten Roß und Reiterin wie auf Tod und Leben den steilen Abhang hinunter, gerade auf den Menschenknäuel zu.

Dieser stob auseinander bei dem ungestümen Nahen; einige der Arbeiter, die da glaubten, das Pferd sei scheu geworden und durchgegangen, fielen ihm in die Zügel und hielten es auf. Erna schien das kaum zu bemerken, ihr Blick suchte in Todesangst nur eins — Wolfgang! und jetzt sah sie ihn, aufrecht und unverletzt in der Mitte des Kreises.

Aber auch er hatte sie gesehen, als sie diesen Kreis durchbrach; er sah den Blick, der ihn suchte, das tiefe, tiefe Aufathmen, als sie ihn lebend gewahrte, und da brach es aus seinen Zügen hervor wie ein Strahl leidenschaftlichen Glückes. Seine Todesgefahr hatte ihr endlich das Geheimniß entrissen, er wurde doch geliebt!

„Die Angst war unnöthig, der Herr Chefingenieur ist ja unverletzt," sagte Ernst Waltenberg, der seiner Braut unmittelbar gefolgt war und jetzt, einige Schritte entfernt, außerhalb des Kreises hielt. Aber seine Stimme hatte einen seltsam fremden Klang; aus seinem Antlitz schien jeder Blutstropfen gewichen zu sein und in den dunklen Augen, die unverwandt auf den beiden hafteten, glühte ein unheimliches Feuer. Erna schrak zusammen und Wolfgang wendete sich rasch um; es bedurfte nur eines Blickes, um ihm zu zeigen, daß er von dieser Stunde an einen Todfeind hatte; gleichviel, es galt, sich zu fassen vor all den fremden Zeugen.

„Die Sache hätte sehr schlimm ablaufen können," sagte er mit erzwungener Ruhe. „Die Sprengung versagte anfangs ganz und ging dann zu früh los, ehe wir uns in Sicherheit bringen konnten. Wir sprangen glücklicherweise noch im letzten Moment seitwärts, aber zwei der Leute sind verletzt worden, anscheinend nur leicht. Wir anderen sind wie durch ein Wunder der Gefahr entgangen.

„Aber Sie bluten ja auch, Herr Elmhorst!" rief einer der Ingenieure, indem er auf die Stirn seines Chefs deutete, von der einzelne Blutstropfen niederrannen. Wolfgang zog sein Taschentuch hervor und drückte es auf die Wunde, die er jetzt erst bemerkte.

„Das ist nicht der Rede werth; einer der auffliegenden Steine wird mich gestreift haben. Sehen Sie nach den Verwundeten, sie müssen sofort verbunden werden! — Gnädiges Fräulein, ich bedaure, daß der Vorfall Sie erschreckt hat —"

„Mein Pferd wenigstens hat er erschreckt," fiel Erna mit schneller Geistesgegenwart ein. „Es scheute und jagte davon, ich konnte es nicht halten."

Der Vorwand klang sehr glaubhaft und wurde auch von all den Umstehenden geglaubt; er erklärte vollkommen das stürmische Erscheinen der jungen Dame, ihre sichtbare Angst und Aufregung. Es war ein Glück, daß man das scheue Pferd noch rechtzeitig aufgehalten hatte.

Nur zwei ließen sich nicht täuschen, Wolfgang, dem jene angstvollen Minuten eine Gewißheit gegeben hatten, die jetzt freilich zu spät kam, die er aber doch um keinen Preis hingegeben hätte, und Ernst, der noch immer an seinem Platze hielt, ohne das Auge von den beiden zu wenden; es lag ein bitterer Hohn in seiner Stimme, als er antwortete:

„Dann hätten wir ja ein zweites Unglück haben können! Hast Du Dich jetzt erholt, Erna?"

„Ja!" versetzte sie tonlos.

„So wollen wir unseren Weg fortsetzen! — Auf Wiedersehen, Herr Elmhorst!"

Wolfgang verneigte sich mit kalter Gemessenheit, er verstand vollkommen, was dies „Auf Wiedersehen!" bedeutete; aber er wandte sich ruhig zu den beiden Verwundeten, deren Verletzungen sich in der That als ungefährlich herausstellten; auch seine eigene Wunde war nur leicht, ein Steinsplitter hatte ihm im Vorüberfliegen die Stirn gestreift. Der ganze Vorfall schien unerwartet glücklich vorübergegangen zu sein.

Aber es schien nur so, denn wer Waltenbergs Gesicht sah, mußte doch anderer Meinung werden. Er ritt stumm an der Seite seiner Braut, ohne ein Wort zu sprechen, ohne sich ihr ein einziges Mal zuzuwenden; das dauerte Minuten, dauerte eine Viertelstunde lang, bis Erna es nicht mehr zu ertragen vermochte.

„Ernst!“ sagte sie halblaut.

„Du wünschest?“ fragte er.

„Laß uns umkehren, ich bitte Dich! Das Wetter wird drohender und wir können den Rückweg ja über die Bergstraße nehmen.“

„Wie Du befiehlst.“

Sie wandten die Pferde, um auf einem anderen Weg zurückzukehren, und wieder trat jenes Stillschweigen ein. Erna wußte nur zu gut, daß sie sich verrathen hatte; aber sie hätte den wildesten Ausbruch der Eifersucht ihres Verlobten leichter ertragen als dies dumpfe Brüten, das etwas Furchtbares hatte. Sie zitterte freilich nicht für sich, aber eben deshalb sollte und mußte es zu einer Erklärung kommen, sobald man das Haus erreicht hatte.

Doch ihre Absicht wurde vereitelt, vor der Thür der Villa half ihr Ernst zwar vom Pferde, stieg aber sofort wieder in den Sattel.

„Du willst wieder hinaus?“ fragte sie betroffen.

„Ja — ich muß heute noch ins Freie!“

„Bleib', Ernst, ich wollte Dich bitten —“

„Leb' wohl!“ unterbrach er sie kurz und schroff, und ehe sie noch einen weiteren Versuch machen konnte, ihn zurückzuhalten, sprengte er bereits davon und ließ sie allein mit einer namenlosen Angst, die ihr das Herz zusammenpreßte, sie wußte ja nicht, was er plante.

Als Ernst den Wald erreicht hatte, mäßigte er den Lauf seines Pferdes und ritt langsam dahin unter den dunklen Tannen, in deren Wipfeln der Herbstwind brauste. Er wollte keine Erklärung, brauchte keine mehr; er wußte ja alles, alles! Aber mitten durch den Sturm, der in seinem Inneren wühlte, brach eine wilde, glühende Genugthuung; der Schatten, der ihn so lange gequält und gemartert, hatte endlich Fleisch und Blut gewonnen; jetzt konnte er mit ihm kämpfen — und ihn vernichten!

Es war Abend geworden, Elmhorst befand sich in seinem Arbeitszimmer mit dem Doktor Reinsfeld, der vor einer halben Stunde gekommen war, und man sah es an den Mienen beider, daß der Gegenstand ihres Gespräches ein tiefernster war, Benno besonders schien sehr erregt zu sein.

„So steht die Sache!“ schloß er jetzt eine längere Auseinandersetzung. „Gronau kam unmittelbar nach der Unterredung mit dem Präsidenten zu mir und ich habe vergebens versucht, ihn von seinem Entschluß abzubringen. Ich gab ihm zu bedenken, daß es ihn seine Stellung bei Waltenberg kosten wird, der ein solches Vorgehen gegen den Oheim und Vormund seiner Braut nicht dulden kann; daß er keine direkten Beweise in Händen hat, daß Nordheim alles dran setzen wird, ihn als Lügner und Verleumder hinzustellen — umsonst! Er warf mir mit den bittersten Worten Feigheit und Gleichgültigkeit gegen das Andenken meines Vaters vor; Gott weiß es, daß er mir damit unrecht thut, aber — ich kann nicht mit einer Anklage auftreten!“

Wolfgang hatte schweigend zugehört, nur um seine Lippen spielte ein unendlich bitteres und verächtliches Lächeln. Es war hohe Zeit gewesen, daß er sich von dem Bündniß mit diesem Manne losmachte, er zweifelte auch nicht einen Augenblick daran, daß Gronau die Wahrheit gesprochen hatte.

„Ich danke Dir für Deine Offenheit, Benno,“ sagte er. „Es wäre sehr verzeihlich gewesen, wenn Du gar keine Rücksicht auf mich genommen und Dich nur als Sohn Deines Vaters gefühlt hättest. Ich weiß, was Du mir mit diesem Vertrauen giebst.“

Benno schlug die Augen nieder bei diesem Danke, denn er war sich bewußt, ihn nicht verdient zu haben. Es war ja nicht der Freund gewesen, den er schonen wollte, als er jene Entdeckung begraben zu sehen wünschte.

„Ich konnte keinen Schritt in der Sache thun, das begreifst Du,“ entgegnete er leise. „Ich muß Dir das überlassen, Du wirst mit Deinem Schwiegervater reden —“

„Nein!“ unterbrach ihn Wolfgang kalt.

Reinsfeld sah ihn erstaunt an.

„Du willst nicht?“

„Nein, Benno; Gronau hat ihm ja offen und rückhaltlos den Krieg erklärt, wie Du sagst; er ist also vorbereitet und übrigens hat sich meine Stellung zu ihm vollständig geändert. Wir haben uns ein für alle Mal getrennt.“

Der Doktor fuhr in grenzenloser Ueberraschung auf.

„Getrennt? Und Deine Verlobung mit Alice —?“

„Ist aufgehoben! Erlaß es mir, Dir das ‚Warum‘ ausführlich auseinander zu setzen. Nordheim hat sich auch mir von der Seite gezeigt, von der Du ihn jetzt kennen gelernt hast; er stellte mir Bedingungen, die ich nicht für vereinbar mit meiner Ehre hielt, und darauf bin ich zurückgetreten.“

Reinsfeld starrte ihn noch immer ganz fassungslos an; er begriff nicht, wie der Mann, der einst alles an diese Verbindung gesetzt hatte, mit solcher Ruhe von dem Scheitern seiner Pläne sprechen konnte.

„Und Alice ist frei?“ stieß er endlich hervor.

„Ja,“ sagte Wolfgang befremdet. „Aber was hast Du denn? Du bist ja ganz außer Dir.“

Benno sprang in heftiger Bewegung auf.

„Wolf, Du hast Deine Braut nie geliebt, ich weiß es ja, sonst könntest Du auch nicht so ruhig, so kalt von ihrem Verlust sprechen. Ich glaube, Du fühlst es nicht einmal, was Du mit ihr verlierst, Du wußtest ja auch nie, was Du an ihr besaßest.“

Die Worte klangen in so leidenschaftlichem Vorwurfe, daß sie alles verriethen. Elmhorst stutzte und heftete einen halb erstaunten, halb ungläubigen Blick auf das Gesicht des Doktors.

„Was soll das bedeuten? Benno, wäre es möglich — Du liebst Alice?“

Der junge Arzt hob die ehrlichen blauen Augen, in denen kein Falsch war, zu dem Freunde empor.

„Du brauchst mir keinen Vorwurf daraus zu machen. Ich bin Deiner Braut mit keinem Worte genaht, das ich nicht vor Dir vertreten kann; und als ich die Unmöglichkeit einsah, meine Liebe zu bekämpfen, da entschloß ich mich zum Gehen. Glaubst Du denn, ich hätte jemals die Stellung in Neuenfeld angenommen, von der ich argwöhnen muß, daß sie von der Hand des Präsidenten kommt, wenn mir ein anderer Ausweg geblieben wäre? Aber ich hatte keine Wahl, wenn ich von Oberstein fort wollte.“

In Wolfgangs Zügen malten sich die widerstreitenden Empfindungen, welche diese Entdeckung in ihm hervorrief. Er hatte freilich seine Braut nie geliebt, aber das Geständniß Bennos berührte ihn doch seltsam und es lag etwas wie Bitterkeit in seiner Stimme, als er antwortete:

„Nun, ich stehe Dir ja jetzt nicht mehr im Wege, und wenn Du Hoffnung hast, Deine Liebe erwidert zu sehen —“

„So wäre es doch umsonst!“ fiel Reinsfeld ein. „Du weißt ja jetzt auch, was zwischen unseren Vätern vorgefallen ist, das trennt mich und Alice für immer!“

„Wie Du nun einmal geartet bist, vielleicht! Ein anderer würde es im Gegentheil benutzen, um Nordheim zu einer Einwilligung zu zwingen, die er freiwillig niemals geben würde. Du wirst das freilich nicht thun, wie ich Dich kenne.“

„Nein, niemals!“ sagte Benno gepreßt. „Ich gehe nach Neuenfeld und werde Alice nicht wiedersehen!“

Sie wurden unterbrochen durch die Meldung, daß Herr Waltenberg da sei und den Herrn Chefingenieur zu sprechen wünsche. Elmhorst erhob sich sofort und auch Reinsfeld machte Anstalt aufzubrechen.

„Gute Nacht, Wolf!“ sagte er, ihm treuherzig die Hand bietend. „Wir bleiben doch, was wir uns stets gewesen sind, trotzalledem — nicht wahr?“

Wolfgang erwiderte fest und warm den Händedruck.

„Ich komme morgen zu Dir — Gute Nacht, Benno!“

Er geleitete ihn bis zu der Thür, durch welche in demselben Augenblicke Waltenberg eintrat; man wechselte einen Gruß und einige gleichgültige Worte, dann ging der junge Arzt, und die beiden anderen waren allein.

Ernst schien auf seinem stundenlangen, einsamen Ritt die Selbstbeherrschung zurückgewonnen zu haben; er war äußerlich wenigstens kalt und ruhig, nur in seinen Augen glühte noch immer jenes unheimliche Feuer, das nichts Gutes verhieß.

„Ich störe Sie hoffentlich nicht, Herr Chefingenieur?“ sagte er, indem er langsam näher trat.

„Nein, Herr Waltenberg, ich habe Sie erwartet,“ lautete die ruhige Antwort.

„Um so besser, dann kann ich mir die Einleitung ersparen. Ich danke!“ unterbrach er sich, als Elmhorst ihm mit einer Handbewegung zum Sitzen einlud. „In unserem Falle sind diese Höflichkeitsformen überflüssig. Ich brauche Ihnen nicht erst zu sagen, weshalb ich Sie aufsuche. Wir fassen wohl beide den Vorfall von heute nachmittag anders auf, als die Fremden, welche Zeugen davon waren, und ich habe einige Worte mit Ihnen darüber zu reden.“

„Ich stehe ganz zu Ihrer Verfügung,“ erklärte Wolfgang mit eisiger Höflichkeit.

Ernst kreuzte die Arme und seine Stimme gewann einen Anflug von Hohn, als er fortfuhr:

„Ich bin mit Baroneß Thurgau verlobt, wie Sie ja wissen, und bin nicht gesonnen, meiner Braut eine so stürmische Theilnahme an der Gefahr eines anderen zu gestatten — doch das werde ich mit ihr selbst ausmachen. Für jetzt wünsche ich nur zu wissen, inwiefern Sie daran betheiligt sind. Lieben Sie Fräulein von Thurgau?“

Die Frage klang dumpf und drohend, aber Wolfgang zögerte nicht mit der Antwort. „Ja!“ sagte er einfach.

Ein Blitz tödlichen Hasses zuckte aus den Augen Waltenbergs und doch sagte ihm dies Geständniß nichts Neues. Er wußte es ja aus Ernas eigenem Munde, daß sie einen anderen geliebt hatte, aber er glaubte, diesen anderen im Grabe, unter den Schatten suchen zu müssen. Jetzt stand er lebend vor ihm, der Mann, der keiner reinen und großen Liebe fähig gewesen war, der eine Erna dem elenden Mammon geopfert hatte, und stand so hochaufgerichtet, die Stirn so stolz erhoben, als brauche er sie vor niemand auf der Welt zu beugen. Das reizte Ernst nur noch mehr.

„Und diese Liebe datirt vermuthlich nicht erst von heut oder von gestern?“ fragte er. „So viel mir bekannt ist, verkehrten Sie schon jahrelang im Hause des Präsidenten, bevor ich nach Europa zurückkehrte, bevor Baroneß Thurgau gebunden war.“

„Ich bedaure, eine solche Erörterung ablehnen zu müssen,“ erklärte Wolfgang in demselben eisigen Tone wie vorhin. „Ich werde Ihnen Rede stehen auf jede Frage, zu der Sie ein Recht haben; examiniren lasse ich mich nicht.“

„Das glaube ich!“ rief Waltenberg mit bitterem Auflachen. „Sie würden auch schlecht bestehen bei diesem Examen, als — Bräutigam von Alice Nordheim!“

Elmhorst biß sich auf die Lippen; das traf seine verwundbare Stelle; aber schon in der nächsten Minute hatte er sich gefaßt.

„Vor allen Dingen, Herr Waltenberg, ersuche ich Sie, diesen Ton zu ändern, wenn Sie überhaupt wünschen, daß wir das Gespräch fortsetzen. Ich dulde keine Beleidigungen, das sollten Sie nachgerade wissen, und von Ihnen dulde ich sie am wenigsten.“

„Es ist nicht meine Schuld, wenn die Wahrheit Sie beleidigt,“ gab Ernst hochmüthig zurück. „Widerlegen Sie meine Worte und ich bin bereit, sie zurückzunehmen. Bis dahin erlauben Sie mir wohl, mein eigenes Urtheil über einen Mann zu haben, der eine junge Dame liebt oder zu lieben vorgiebt, während er sich gleichzeitig um eine reiche Erbin bewirbt. Sie können doch unmöglich Achtung verlangen für eine solche Erbärm —“

„Genug!“ fiel ihm Wolfgang mit mühsam beherrschter Stimme ins Wort. „Es bedarf keiner Beschimpfung, um Ihren Zweck zu erreichen. Ich errathe vollkommen, was Sie hergeführt, und werde Ihnen nicht ausweichen. Dergleichen Worte aber verbiete ich Ihnen — ich bin in meinem Hause!“

Er stand todtenbleich, aber ungebeugt vor dem Gegner. Dieser Elmhorst hatte nun einmal etwas Imponirendes, selbst in der Art, wie er die verdiente Verachtung zurückwies; es war ihm nicht beizukommen damit, das fühlte Ernst, wenn auch widerwillig genug.

„Sie sprechen ja in sehr hohem Tone!“ sagte er mit herbem Spotte. „Schade, daß Ihre Braut nicht Zeuge dieser Unterredung ist, vielleicht würden Sie ihr gegenüber nicht so selbstbewußt auftreten.“

„Ich habe keine Braut mehr!“ erklärte Wolfgang kalt.

Waltenberg trat aufs äußerste betroffen einen Schritt zurück.

„Was — wollen Sie damit sagen?“

„Nichts! Ich theile Ihnen nur eine Thatsache mit, um Ihnen zu zeigen, daß die Voraussetzung, auf welche hin Sie mich beleidigten, nicht mehr zutrifft, denn ich war es, der zurücktrat.“

„Und wann? Aus welchem Grunde?“ Die Frage klang in athemloser Hast.

„Darüber bin ich Ihnen wohl keine Rechenschaft schuldig.“

„Vielleicht doch, denn wie mir scheint, wird hier auf meine Großmuth gerechnet. Darin täuschen Sie sich aber. Ich gebe Erna niemals frei und sie selbst wird diese Freiheit auch nie von mir erbitten, das weiß ich. Sie giebt nicht heute ihr Wort, um es morgen wieder zu brechen, und sie ist viel zu stolz, sich einem Manne nachzuwerfen, der das Geld ihrer Liebe vorzog.“

„Hören Sie doch endlich auf, die alte Waffe zu brauchen, sie hat ihre Spitze verloren,“ sagte Wolfgang finster. „Was wissen Sie, der in der Fülle des Reichthums aufgewachsen ist, dem nie die Entbehrung, nie die Versuchung nahte, von dem Kämpfen und Ringen eines Emporstrebenden, der sich um jeden Preis freie Bahn schaffen will, von dem glühenden Ehrgeiz, der ein großes Ziel vor Augen hat! Ich bin der Versuchung erlegen, ja; aber jetzt habe ich mich frei gemacht und biete Ihnen und Ihrem Tugendhochmuth die Stirn. Sie wären auch unterlegen, wenn Ihnen das Leben Glück und Genuß versagt hätte, Sie zuerst! Aber Sie hätten sich vielleicht nicht daraus emporgerissen wie ich, denn leicht ist das wahrlich nicht.“

Es lag eine so zwingende Wahrheit in den Worten, daß Ernst davor verstummte. Er, dem der schrankenlose Genuß eine Lebensbedingung war, hätte schwerlich vor der Versuchung bestanden; aber eben weil er das fühlte, haßte er um so mehr den Mann, der Sieger geblieben war in dem schwersten Kampfe, in dem Streite mit sich selbst.

„Und nun gehen Sie hin und halten Sie Ihre Braut fest an dem gegebenen Worte,“ fuhr Wolfgang bitter fort. „Sie wird es nicht brechen und sie wird mir nicht verzeihen, was geschehen ist, darin haben Sie recht. Ich habe meine Schuld mit meinem Glücke bezahlt. Erzwingen Sie sich die Hand Ernas, ihre Liebe werden Sie sich nie erzwingen, denn die gehört mir — mir allein!“

„Ah, Sie wagen es —!“ fuhr Ernst wie ein Rasender auf, aber Wolfgangs Blick begegnete mit kühnem, stolzem Triumph dem seinigen, in dem es unheilverkündend glühte.

„Nun, weshalb wollen Sie denn sonst mit mir rechten? Daß ich Ihre Braut liebe, ist doch wohl keine Beleidigung; daß ich geliebt werde, können Sie nicht verzeihen — ich weiß es freilich auch erst seit heute!“

Waltenberg sah aus, als hätte er sich am liebsten auf den Gegner gestürzt, um das Wort zu rächen, das er nicht mehr Lügen strafen konnte; seine Stimme klang halb erstickt vor Leidenschaft, als er antwortete:

„Nun, dann werden Sie es begreifen, daß ich die Liebe meiner Braut mit keinem anderen theilen will, wenigstens mit keinem, der mir lebend gegenübersteht!“

Elmhorst zuckte nur die Achseln bei dieser Drohung.

„Soll das eine Forderung sein?“

„Ja, und ich denke, wir machen die Sache so rasch als möglich ab. Ich werde Ihnen morgen Herrn Gronau schicken, um das Nöthige festzustellen, und ich hoffe, Sie sind einverstanden, wenn wir noch an demselben Tage —“

„Nein, das bin ich nicht,“ unterbrach ihn Wolfgang. „Ich habe morgen keine Zeit, auch übermorgen nicht.“

„Keine Zeit für eine Ehrensache?“ brauste Ernst auf.

„Nein, Herr Waltenberg. Ich habe überhaupt keine große Achtung vor dieser ‚Ehrensache‘, die darin besteht, daß man einen Mann, den man haßt, möglichst bald aus der Welt zu schaffen sucht. Aber es giebt Fälle, wo man gegen seine Ueberzeugung handeln muß, um nicht in den Verdacht der Feigheit zu gerathen. Ich bin also bereit. Aber wir Männer der Arbeit haben noch eine andere Ehre als die kavaliermäßige, und die meinige erfordert, daß ich mich nicht der Möglichkeit aussetze, niedergeschossen zu werden, bevor die Aufgabe, die ich übernommen habe, erfüllt ist. In acht bis zehn Tagen wird die Wolkensteiner Brücke fertig sein. Ich will selbst den Schlußstein legen, will mein Werk vollendet sehen, dann stehe ich zu Ihrer Verfügung, nicht eine Stunde früher, und Sie werden sich diesen Aufschub gefallen lassen müssen.“

Es lag eine beinahe verächtliche Ueberlegenheit in der Art, wie das Verlangen gestellt wurde, und hier wurde es einem Manne gestellt, der überhaupt kein Verständniß dafür hatte. Er hatte ja nie gearbeitet, nie ein Werk geschaffen, das er liebte und vollendet sehen wollte, sondern immer nur gethan, wozu

Wunsch und Laune ihn trieb. Jetzt trieb es ihn zur Vernichtung des Feindes oder zum eigenen Untergange — gleichviel, danach fragte er nicht; aber warten zu müssen, tagelang, seine Rachsucht zu zügeln, das schien ihm ein Ding der Unmöglichkeit.

„Und wenn ich diese Bedingung nicht annehme?“ fragte er scharf.

„So nehme ich Ihre Forderung nicht an — Sie haben die Wahl.“

Ernst ballte in verhaltener Wuth die Hand, aber er sah, daß er sich fügen mußte; wenn der Gegner sich ihm stellte, so hatte er auch das Recht, den Aufschub zu verlangen.

„Es sei!“ sagte er, sich gewaltsam bezwingend. „Also in acht bis zehn Tagen! Ich verlasse mich auf Ihr Wort.“

„Das hoffe ich! Sie werden mich bereit finden.“

Noch ein stummer, feindseliger Gruß von beiden Seiten, dann trennten sie sich. Ernst verließ das Gemach und Wolfgang trat langsam an das Fenster.

Draußen warf der Mond, der nur hin und wieder zwischen den jagenden Wolken sichtbar wurde, sein ungewisses Licht auf die Umgebung. Jetzt trat er auf einen Moment klar hervor, und in seinem Schein blinkte die Brücke auf, das große, kühne Werk, das seinem Schöpfer eine so stolze Zukunft verhieß. Und in demselben Mondesstrahle schritt der Mann dahin, der ihm den Tod geschworen hatte, dessen Hand sicher nicht fehlte, wenn es galt, den Todfeind zu treffen. Wolfgang täuschte sich darüber nicht; er schloß jetzt ab mit den Zukunftsträumen, wie er schon mit dem Glücke abgeschlossen hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Betrachtungen zur deutschen Kegelei.

Im Jahrgang 1885 (Nr. 25) brachte die „Gartenlaube“ den Artikel „Die edle Kegelei im Malkasten zu Düsseldorf“, in welchem der Wissenschaft der Vorwurf gemacht wurde, sie habe sich mit der Kegelei noch viel zu wenig beschäftigt. Dem gegenüber wird es wohl von allgemeinem Interesse sein, nicht nur den Ursprung des Spieles, soviel es möglich ist, aufzuklären, sondern auch auf die hohe Bedeutung des Kegels für das deutsche Volksbewußtsein überhaupt hinzuweisen.

Der Ursprung des Spieles ist mit Sicherheit in den Waffenspielen unsrer Vorfahren zu suchen. Die ursprüngliche Waffe derselben war der Keil, ein Wort, das etymologisch dasselbe ist wie Kegel, sowie die davon gebildeten Ableitungen Keule und Kugel. Diese Waffe, ursprünglich aus gehärtetem Holz verfertigt, zur besseren Handhabe auch wohl eingekerbt, war in ihrer Gestalt ganz unserem Kegel ähnlich. Sie war zugleich eine Hieb- und Wurfwaffe und behielt diese Funktionen auch in ihrer späteren Ausbildung als Streitkeil, Streitaxt, Streitmeißel, Ango und Framea bei. Alle diese waren aus Stein, zumeist Feuerstein, Granit und Hornblende, später aus Bronze, zuletzt und zwar vorzugsweise bei den nordischen Stämmen aus Eisen verfertigt. Die fränkische Framea war mit einem Riemen zum Zurückziehen versehen; der Wurf des Geschosses reichte bei seiner Schwere ungefähr dreißig Schritte, nach andrer Ueberlieferung „zwei Meereswellen weit“. Wie sehr diese Waffe den Deutschen eigenthümlich gewesen ist, geht aus einer Aeußerung des Isidor hervor, nach welcher sie bei den Galliern Teutone genannt wurde.

Die Trefflichkeit dieser Waffe und die Sicherheit ihrer Handhabung war an stete Uebung gebunden, auch in Friedensläuften. Seneca sagt in einem seiner Briefe: wenn er in Germanien geboren wäre, würde er sofort als Knabe die Framea schwingen, und an andrer Stelle: „Wer ist muthiger als die Germanen? wer stürmt gewaltiger? wer liebt leidenschaftlicher die Waffen, in denen sie geboren und erzogen sind, auf welche sich ihre einzige Sorge erstreckt, während alles andere sie nicht kümmert?“ Es ist nun sehr wahrscheinlich, daß aus solchen Treffübungen unser Spiel hervorgegangen ist, indem der beste Wurf mit einem Gewinne verbunden war; haben wir doch in den späteren Schützenspielen etwas dem ganz Aehnliches.

Scharfsinnig hat nun Jakob Grimm, welcher zuerst den Ursprung des Spieles aufdeckte und wissenschaftlich begründete, auf eine Anwendung des Spieles bei den Opferungen hingewiesen, bei welchen die Gebeine der geopferten Menschen oder Thiere das Material desselben bildeten. Er geht davon aus, daß der Oberarm des Menschen sowohl wie der Knochen des Vorderschenkels des Thieres, insbesondere des dem Deutschen heiligen Pferdes, der Keil, die Erweiterung desselben Knochens, der Schulter zu, Kugel genannt wurde. Diese Bezeichnung hat sich, was den thierischen Körper anbetrifft, noch vielfach erhalten, und auch auf den Menschen angewandt findet sich noch in Sachsen und Bayern die Wendung: den Arm oder Fuß auskegeln d. i. ausrenken. Es ist bemerkenswerth, daß auch die Bezeichnung „Bolzen“ einem Knochen und einer Waffe in gleicher Weise beigelegt wird. Grimm behauptet, jenes Festspiel habe darin bestanden, die Kegel der getödteten Opfer aufzustellen und mit der abgeschlagenen Kugel danach zu werfen. Eine Erinnerung daran hätte sich, wenn Grimms Gewährsmann recht berichtet, in der Gegend von Leipzig bis in die neueste Zeit erhalten. Denn bei Wurzen und Eythra soll man sich die Kegel und die Kugel selbst dadurch verfertigt haben, daß man die herausgeschälten Knochen der Vorderfüße eines getödteten Pferdes als Kegel benutzte und sich die über dem Hufe befindliche Kugel von einem Drechsler abrunden ließ.

Es hat jene Sitte ihren Ursprung vielleicht in den der siegreichen Schlacht sich anschließenden Opferungen, bei denen Haß und Siegesfreude in dem Werfen nach den Gebeinen der getödteten Kriegsgefangenen zu feierlichem Ausdruck kamen. In Berücksichtigung dieser Sitte ist wohl die mittelalterliche Wendung zu verstehen: „Dein bein (d. h. wäre gut) dasz man mit schlüg der Keulen.“ Die gefallenen Feinde werden im Mittelalter des öfteren mit Kegel bezeichnet, und noch Schärtlin sagt in einem seiner Briefe: „Wan der Luft, als wir das dorf anzündeten, nit so gar wider uns gewest wer, sollt es auch noch mehr Kegel geben haben.“ Sollte nicht auch die moderne Bezeichnung der Kegelwürfe wie Carré, Bataillon, Grenadier eine dunkle Ahnung von dem kriegerischen Ursprung des Spieles sein?

Jedenfalls scheint sich dann später die Ausübung des Spieles an besondere Orte und Feierlichkeiten gebunden zu haben. Eine Erinnerung daran hat sich in Hildesheim ziemlich lange bewahrt. Denn Letzner berichtet in seiner historia Caroli magni, 1603, es wäre jeden Sonnabend nach Lätare auf dem kleinen Domhof zu Hildesheim ein Bauer erschienen, welcher auf zwei je einen Klafter lange Klötze zwei andere kegelförmig zugespitzte Hölzer gesetzt habe, nach denen dann die Buben und das Gesinde warfen. Er fügt sehr bezeichnend hinzu: Unter diesen Kegeln sind die heidnischen, teuflischen Götzen zu verstehen, welche die christlich gewordenen Sachsen niedergeworfen haben. In Halberstadt bestand noch ziemlich lange die Sitte, nach Götzenbildern zu werfen, und in Großkeula, dessen Name vielleicht mit dem Kegel in Beziehung steht, schnitt man bei Hochzeiten im Gemeindebackhause Kegelkuchen zu. Möglich ist es, daß Orte wie Kellheim, Kellberg und Keula dem Spiele den Namen verdanken.

Während sich nun die Praxis des Kegelspielens bis auf den heutigen Tag allgemein erhalten hat, lebte die mündliche Tradition vornehmlich in Form der Sagenbildung weiter. Dem kriegerischen Geist der Deutschen entsprechend wurden ihre Götter zum Krieg und zu den Waffen in enge Verbindung gebracht. Dem Wodan war der Speer, daher die Esche und im weiteren Sinn der Wald, dem Ziu das Schwert, dem Thor der Keil und daher der Fels überhaupt heilig. Der letztere, der Gott des Gewitters, in dessen langem rothen Barte, Keil und rollenden, von Ziegen gezogenen Wagen sich auch äußerlich die drei Momente der Naturerscheinung darstellen, war der Patron des Kegels. Noch heute zeigt man oft auf dem Lande den Teufelskegel oder Donnerkeil, und noch vielfach hat sich im Volksbewußtsein die Beziehung zwischen Gewitter und Kegel erhalten. So sagt man beim Gewitter im Elsaß: sie kegeln droben, oder: die Engel kegeln, oder: Petrus kegelt. In Leipzig sagt man: der liebe Gott kegelt. In diesem Sinne ist wohl auch die Darstellung über der alten Sakristei zu Annaberg in Sachsen zu verstehen, wo die Engel nach aufgestellten Kegeln schieben. Das Licht des Christenthums verdrängte dann allerdings die nationalen

Götter, vermochte jedoch nicht zu verhindern, daß das anhängliche Volk fortfuhr, an ihre Macht als die in Berge entrückter Wesen zu glauben. In alten, an vielen Orten Deutschlands wiederkehrenden, vornehmlich an den Kult des Thor sich anschließenden Sagen hat sich nun eine fortlaufende Tradition des Kegelspieles angeschlossen, gleichsam als hätte der naive Volksglaube keine bessere Verkörperung für die elementare Gewalt und kriegerischen Thaten ihrer alten Götter und Vorfahren finden können. Besonders reich in dieser Beziehung ist die thüringische Sagenbildung; vielfach sind hier die Stätten solcher unterirdischen und nächtlichen, von Riesen geübten Kegelspiele. Auch in dem Kyffhäuserberg, wo die Sage den rothbärtigen Thor zum Kaiser Barbarossa verklärt hat, muß der Ziegenhirt, dem es vergönnt war, in den Berg einzudringen, den Rittern des Kaisers die Kegel aufsetzen. Nebst Thüringen ist dann besonders der Odenwald und das Riesengebirge reich an solchen Sagen.

Als uralt und den arischen Völkern eigenthümlich erscheint die Schlachtaufstellung in der Kegelform. Die Inder besaßen sie und meinten, sie sei ihnen nach göttlichem Willen durch die Gesetze Menus anbefohlen worden; auf ihr, der Phalanx, beruhten die Erfolge der Macedonier und ihres großen Königs Alexander. Am treusten aber bewahrten die Germanen jene Schlachtform, in welcher sich das kraftvolle Vordringen so bedeutend ausprägt. Sie hatten selbst das Bewußtsein von dem hohen Alter dieser Formation; Saxo Grammaticus erzählt, Odin habe sie den norwegischen König Hadding gelehrt. In dieser Schlachtform, dem sogenannten Eberkopf, von welchem General von Peucker in seinem vortrefflichen Werke über das deutsche Kriegswesen in den Urzeiten urtheilt, daß sich in ihm die ganze moralische Stärke des deutschen Nationalcharakters vereinigte mit der bedeutenden mechanischen Kraft einer großen Masse, haben die Deutschen das römische Reich Jahrhunderte lang angegriffen, dasselbe wieder und wieder erschütternd, bis es unterlag; in dieser Form sind die Angelsachsen im neunten Jahrhundert den Dänen und noch im elften den Normannen entgegengetreten. Innerhalb dieser Formation standen die Kämpfenden nach Geschlechtern und Familien geordnet; die vorderste Stelle aber, die Spitze, die Firste, war dem Tapfersten und Stärksten vorbehalten. Wahrscheinlich ist aus dieser Thatsache der Name „Fürst" hervorgegangen.

In der Natur stellte sich unseren Vorfahren die Kegelgestalt unmittelbar in den emporragenden Bergen dar, wie sie ja auch noch gegenwärtig als Kegel bezeichnet werden. Hier war daher eine vornehmliche Stätte ihrer Götterverehrung, und zwar besonders der des Thor. Auch hier war der Ehrenplatz die Firste, hier war die Stelle, wo die Opfer gebracht wurden.

Aber auch in ihren Bauten zeigt sich das Bestreben der Deutschen, die Kegelform äußerlich darzustellen. Es tritt das nicht nur in ihren Grabdenkmälern hervor, von denen die sogenannten Kegelgräber, in Form von Kugelausschnitten oder ovalen Kegeln aufgeschüttet, unbestritten germanischen Ursprungs sind, sondern auch vor allem in ihrem Hausbau. Es ist das mächtige, schroff ansteigende Dach, was von den ältesten Zeiten her das deutsche Haus charakterisiert hat. Die Firste, das Ende der beiden vorderen gewaltigen Balken, krönte das Haus, hier wurden die Kopfskelette geopferter Pferde aufgehängt, eine Sitte, welche sich in manchen Gegenden noch insofern erhalten hat, als hier die Giebelbalken vielfach in geschnitzte Pferdeköpfe auslaufen.

Die hier dargebotene Arbeit kann nur den Anspruch einer lückenhaften Skizze machen, aber ihr Zweck würde erreicht sein, wenn es ihr gelänge, die Anregung dazu zu geben, das Material zur Geschichte der deutschen Kegelei, des nationalsten unserer Spiele, wie es in der Ueberlieferung, Sitte und Litteratur erhalten ist, zu sammeln, damit auf diese Weise einmal eine erschöpfende Darstellung des Themas ermöglicht werde. **M. Zeisiger.**

Vom Nordpol bis zum Aequator.

Nachdruck verboten
Alle Rechte vorbehalten.

Populäre Vorträge aus dem Nachlaß von **Alfred Edmund Brehm.**

Die innerafrikanische Steppe und ihre Plagen.

(Schluß.)

Unfreundlich, eintönig und wechsellos erscheint die Steppe dem, welcher sie zum ersten Male betritt. Eine weite, oft unabsehbare Ebene liegt vor dem Auge; nur ausnahmsweise erheben sich aus ihr hier und da einzelne Bergkegel, noch seltener einigen letztere sich zu Gebirgszügen. Oefter reihen sich wellenförmig niedere Hügel an flach eingesenkte Thäler; zuweilen verschlingen sie sich zu wundersamen, netz- oder maschenartig verlaufenden Höhenzügen, welche zwischen ihnen eingetiefte Kessel einschließen oder umgeben, in denen während der Regenzeit Lachen, Teiche und Seen entstehen, wogegen während des Winters der lettige Boden durch Tausende von Spalten zerklüftet wird. In den tiefsten und längsten Niederungen findet sich an Stelle jener stehenden Gewässer ein „Chôr" oder Regenfluß, das ist ein Wasserbette, welches ebenfalls nur während des Frühlings theilweise, unter besonders günstigen Umständen auch wohl und dann binnen wenigen Stunden bis zum Rande gefüllt wird und nunmehr nicht allein strömt, sondern wie eine bewegliche Mauer rauschend und donnernd zur Tiefe braust, keineswegs immer aber in einen wirklichen Fluß mündet. Mit alleiniger Ausnahme solcher Wasserbecken deckt überall eine verhältnißmäßig reiche Pflanzenwelt den Boden. Gräser verschiedenster Art, von niederen, auf dem Boden kriechenden Pflänzlein an bis zu übermannshohen getreideartigen Halmengräsern, bilden den Hauptbestandtheil der Pflanzen der Steppe; Bäume und Sträucher, insbesondere verschiedene Mimosen, Adansonien, Dompalmen, Christusdornen und andere verdichten sich hier und da, zumal an den Ufern der erwähnten Gewässer, zu Hainen oder Waldsäumen, sind übrigens aber so spärlich zwischen den weite Flächen gleichmäßig überziehenden Gräsern eingesprengt, daß sie sich nur an wenigen Stellen zu einem dürr bestandenen Walde einen. Nirgends zeigen diese Bäume die Ueppigkeit des Wachsthums wie in den wirklichen Stromthälern, welche den Segen des Frühlings bewahren durften, sind vielmehr oft krüppelhaft, mindestens niedrig und ihre Kronen sperrig, und bloß ausnahmsweise klettert eine Schlingpflanze zu ihren Wipfeln empor. Sie alle leiden unter der Strenge des langen, glühenden Winters, welcher ihnen kaum gestattet, das eigene Dasein zu fristen, und fast alle Schmarotzerpflanzen von ihnen abhält, wogegen die Gräser in dem wenn auch kurzen, so doch wasserreichen Frühlinge üppig aufschießen, blühen und Samen reifen lassen, somit alle Bedingungen zu fröhlichem Gedeihen vorfinden. Gerade sie aber tragen wesentlich dazu bei, der Steppe das Gepräge der Eintönigkeit aufzudrücken; denn sie gleichen, so niedrig sie sind, viele Gegensätze aus und wirken insbesondere auch durch die Gleichmäßigkeit ihrer Färbung ermüdend.

Nicht einmal der Mensch ist im Stande, Abwechslung in dieses ewige Einerlei zu bringen, weil seine Felder, welche er mitten im Graswalde anlegt, von fern gesehen diesem so gleichen, daß man Getreide und Gras nicht von einander unterscheiden kann, und die runden, kegelförmig bedachten Hütten, welche er mit schwachem Pfahlwerke stützt und mit Steppengras überkleidet, mindestens während der Zeit der Dürre, so wenig von der umgebenden Fläche sich abheben, daß man schon sehr nahe gekommen sein muß, wenn man sie wahrnehmen soll. Einzig und allein die Jahreszeiten verändern das sonst so gleichmäßige Bild, ohne ihm jedoch viel von seiner Eintönigkeit zu nehmen.

Unfreundlich ist auch der Empfang, welchen die Steppe dem Wanderer bereitet. Auf hohem Kamele sitzend, reitet man durch das Gefilde. Irgend ein Wild verlockt zur Jagd und verleitet, in den Graswald einzudringen. Da erfährt man, daß zwischen den anscheinend so glatten Gräsern Pflanzen wachsen, welche sich noch weit furchtbarer machen als die Dornen der Mimosen. Auf dem Boden wuchert die „Tarba", deren Samenkapseln so scharf sind, daß sie die Sohle leichter Reitstiefeln durchschneiden; über ihn erhebt sich der „Essel", dessen Kletten sich in alle Kleiderstoffe fast unlösbar einfilzen; noch etwas höher strebt der „Askanit" empor, unter den drei genannten die furchtbarste Pflanze, weil seine feinen Stacheln bei der geringsten Berührung

sich lösen, durch alle Kleiderstoffe dringend in die Haut bohren und hier Eiterbeulen verursachen, welche zwar an und für sich sehr klein sind, ihrer außerordentlichen Menge halber jedoch überaus lästig werden. Alle drei Pflanzen verwehren jeden längeren Aufenthalt, jedes weitere Vordringen im Grase und werden zur Qual für Menschen und Thiere, lassen auch bald begreiflich erscheinen, weshalb jeder Eingeborene eine feine Greifzange als eines seiner allerwichtigsten Werkzeuge fortwährend mit sich führt, weshalb, wie bei den Affen, der größte Liebesdienst, welchen einer dem andern erzeigen kann, darin besteht, ihm die feinen, kaum sichtbaren, aber nadelscharfen Stacheln aus der Haut zu ziehen. Daß auch die meisten übrigen Pflanzen der Steppe, insbesondere fast sämmtliche Bäume und Sträucher, mit mehr oder weniger hinderlichen Dornen und Stacheln bedeckt sind, nimmt denjenigen nicht Wunder, welcher irgendwo in Afrika ein Dickicht zu durchdringen versuchte oder nur einem Baume sich näherte.

Noch unangenehmere Erzeugnisse der Steppe bringt die Nacht zur Geltung. Auch die Nacht muß man oft zum Reisen benutzen, wenn kein Dorf zu erreichen ist, und dann im Freien lagern und nächtigen. Ein hierzu geeigneter sandiger, von jenen quälenden Pflanzen freier Platz am Wege, den man zieht, ist endlich aufgefunden, das Reitthier entbürdet und gefesselt, eine einfache Lagerstatt errichtet, das heißt der Teppich über den Boden gebreitet und ein mächtiges Feuer zum Schutze gegen Raubthiere angezündet worden. Die Sonne geht unter, die Nacht lagert wenige Minuten später über der Ebene; das Feuer beleuchtet das Lager und seine Umgebung. Da wird es hier wie im Lager selbst lebendig und rege. Angezogen durch die Strahlen der Flammen rennt und kriecht es heran, einzeln, selbander, zu zehn, zu hundert. Zunächst erscheinen riesige Spinnen, welche mit ihren acht Beinen fast ebenso viel Raum überdecken wie ein Mann mit seiner gespreizten Hand; unmittelbar darauf, unter Umständen gleichzeitig mit ihnen, finden Skorpione sich ein. Die einen wie die anderen laufen beinahe unheimlich rasch auf das Feuer zu, über Lagerteppiche und Decken hinweg, zwischen den zur einfachen Abendmahlzeit aufgestellten Tellern durch, kehren, sobald die strahlende Wärme des Feuers sie zurücktreibt, wieder um, lassen sich nochmals von der Flamme anlocken und vermehren dadurch das bedrohliche Gewimmel; denn diese Spinnen sind ihres gefährlichen oder doch sehr schmerzhaften Bisses halber kaum weniger gefürchtet als die Skorpione, auch, wie diese zum Stechen, jederzeit zum Beißen bereit.

Unmuthig greift man zu dem zweiten Werkzeuge, welches einem der kundige Geleitsmann vor der Reise als ebenfalls unentbehrlich aufgedrungen, zu einer langschenkeligen Feuerzange nämlich, packt so viele der ungebetenen Gäste, als man erlangen kann, und wirft sie ohne Gnade in das knisternde Feuer. Dank der vereinigten Anstrengungen aller Reisegenossen hat binnen kurzer Frist der größte Theil des höllischen Gezüchtes seinen Tod in der Flamme gefunden; der Zuzug wird schwächer, und so viel als möglich ebenfalls und in gleicher Weise überwältigt; man athmet auf — aber zu früh! Wiederum neue und noch unheimlichere Gäste nahen dem Feuer: Giftschlangen, welche ebenso wie jene Spinnenthiere von dem Scheine der Flammen herbeigezogen werden. Der Naturforscher erkennt in ihnen, mindestens in der am zahlreichsten sich einstellenden Art, höchst beachtens- und theilnahmswerthe Thiere, denn es ist die sandgelbe Hornviper, die berühmte oder berüchtigte Cerastes der Alten, die auf vielen ägyptischen Denkmälern abgebildete Fi, dieselbe Giftschlange, durch deren Giftzähne Kleopatra sich den Tod gab; der ermüdete Reisende aber verwünscht sie in den Abgrund der Hölle. Das ganze Lager wird lebendig, sobald ihr Name von einem der Reisenden genannt wird; jeder greift, bei weitem rascher und ängstlicher als früher, zur Zange, schreitet, wenn er des Giftwurmes ansichtig wird, vorsichtig an diesen heran, packt ihn hinten im Genicke, kneipt die Zange fest zusammen, damit er nicht entrinne, wirft ihn mitten in das lodernde Feuer und verfolgt mit boshafter Freude seinen Untergang. An manchen Stellen der Steppe können diese Schlangen einen in gelinde Verzweiflung versetzen. Dank ihres dem Sande bis auf jedes Körnchen gleichenden Schuppenkleides und ihrer Gewohnheit, bei Tage oder während ihrer Ruhestunden bis auf die kurzen, als Fühler dienenden Hörner in den Sand sich einzuwühlen, sucht man in den Tagesstunden meist vergeblich nach ihnen: sobald aber die Nacht hereinbricht und das Lagerfeuer strahlt, sind sie zur Stelle und schlängeln und züngeln um einen herum.

Zuweilen erscheinen sie in erschreckender Anzahl und halten den ermüdeten Reisenden bis gegen Mitternacht wach; denn alle, welche im Bereiche der Strahlen des Feuers geruht haben oder bei ihren nächtlichen Streifzügen in jenen gelangen, scheinen der Flamme zuzukriechen. Und wenn man endlich, ermüdet und schlaftrunken, die Zange aus der Hand und sich selbst zur Ruhe legt, weiß man nie, wie viele von ihnen in später Nacht noch über einen hinwegkriechen, erfährt aber nicht allzuselten des Morgens beim Aufnehmen der Teppiche, daß solches der Fall gewesen, indem man eine oder ihrer mehrere unter den Falten des Teppichs versteckt und beim Abheben desselben in den Sand sich eingraben sieht. Gerade in der Steppe war es, wo sich mir die damals noch von niemand getheilte Ueberzeugung aufdrängte, daß, mit wenigen Ausnahmen, alle Giftschlangen, mindestens alle Vipern und Lochottern, Nachtthiere sind.

Mit den bisher genannten sind noch keineswegs alle belästigenden Thiere der Steppe aufgezählt. Eines von ihnen, zu den kleinsten aller zählend, erregt zwar nicht Besorgniß für das Leben, wohl aber solche für das Eigenthum des in der Steppe lebenden oder sich aufhaltenden Menschen. Dieses Thier ist die Termite, ein unserer Ameise ähnlicher Kerf, welcher trotz seiner geringen Größe mehr Unheil anrichtet als die gefräßige Heuschrecke, deren Auftreten auch heute noch zur Plage werden kann, welche empfindlicheren Schaden verursacht als eine verwüstend in die Felder einfallende Elefantenherde, denn sie gehört zu den allgegenwärtigen und ununterbrochen schadenden Thieren. Was das Pflanzenreich erzeugt, verfällt ihrem scharfen Zahne, was der Kunst- und Gewerbfleiß des Menschen aus ihm zugänglichen Stoffen schafft, nicht minder. Hoch über den Graswald der Steppe erheben sich ihre kegelförmigen Erdbauten, auf dem Boden dahin wie an den Bäumen empor verlaufen ihre Gänge und Verbindungswege. Zur Nachtzeit oder im Dunkel beginnt und vollendet sie ihr vernichtendes Werk. Zunächst überzieht sie den Stoff, welchen sie in Angriff nimmt, mit einer alles Licht abhaltenden Erdkruste, und nunmehr geht sie an ihre Arbeit, deren Zweck und Ende stets Zerstörung ist. Alle am Boden liegenden oder an Erdwänden hängenden Gegenstände sind am meisten gefährdet. Der achtlose Reisende legt, von der herrschenden Schwüle bedrückt, eines seiner Kleidungsstoffe neben sich auf den ihm als Lagerstätte dienenden Boden und findet am anderen Morgen, daß es siebartig durchlöchert, unbrauchbar gemacht, mit einem Worte vernichtet ist; der noch nicht mit dem Lande vertraute Naturforscher birgt seine mühsam gesammelten Schätze in einer Kiste, versäumt aber, diese auf Steine und dergleichen Gegenstände, welche den Boden der Kiste von dem Erdboden entfernt halten, zu stellen, und sieht sich nach wenigen Tagen seiner Sammlungen beraubt; der Jäger hängt sein Gewehr an eine Lehmmauer und bemerkt zu seinem Aerger, daß das zerstörungssüchtige Kerbthier binnen kürzester Frist in den Kolben bereits tiefe Rillen genagt hat. Der Baum, welchen die Termite sich ausersieht, ist verloren, das Sparrwerk der Wohnung, in welchem sie sich eingenistet, der Vernichtung geweiht. Vom Boden bis zu den höchsten Zweigen hinauf leitet sie an jenem ihre zum Verderben führenden Wege, durchfrißt Stamm, Aeste und Zweige und giebt ihn dann dem ersten Sturme preis, welcher das ertödtete und haltlos gewordene Wabenwerk in alle Himmelsrichtungen zerstäubt; an den Erdwohnungen oder dem Pfahlwerke der Wohnungen steigt sie empor, durchlöchert alles Holzwerk und bewirkt binnen kurzem den Einsturz der Behausung; unter dem gestampften Fußboden oder Estrich der besseren Häuser gräbt sie sich tausendfach verzweigte Gänge und bricht aus ihnen gelegentlich zu Millionen hervor, um nunmehr oben verderbenbringend zu wirken. So und noch vielfach anders auftretend, wird sie zu einer der ärgsten Plagen Innerafrikas, insbesondere der Steppe.

Böte diese nicht auch noch andere, anziehendere und für die Wissenschaft bedeutungsvolle Erscheinungen dar: der Naturforscher würde sie ebenso gern meiden wie der handeltreibende Reisende, welcher nur ihre abstoßenden, nicht aber auch ihre fesselnden Seiten kennen lernt.

einen Werth hatte, ob es noch nicht fällig oder bereits verfallen oder abgerufen oder herabgesetzt war, in welchem Theil des Reiches seine Zahlstätte lag, und mußte Verzeichnisse, sogenannte Bordereaux anfertigen, um die widerhaarigen Summen zusammenzubringen. Wie gut hat es unsere Generation mit dem blanken Golde, mit den einfachen festen, gleichartigen Reichsbanknoten gegen das schmutzige übelriechende Gezettel jener noch gar nicht fernen Zeit!

Das ist nun alles anders geworden. Der allermodernste Mensch — ob arm oder reich, ist in diesem Punkte gleich — hat überhaupt kein Geld mehr im Hause. Das Depositen- und Checkwesen, welches in England schon seit Jahrzehnten den schwerfälligen Geldverkehr völlig abgelöst hat, fängt an, sich auch bei uns einzubürgern. Wie die Fürsten und „Hohen Herren" kein Geld, sondern ihren Sekretär, Kammerdiener, Kurier um sich haben, der alle Ausgaben für sie leistet und ihre Finanzen verwaltet, so gewöhnt sich auch hier zu Lande nach und nach der Besitzende daran, eine Kassenführerin zu besitzen: seine Bank! Zu Hause hat man nur das Allernöthigste in Baarem — es verlohnt keinen Geldschrank mehr, man hat sein Checkbuch. Die Diebe sind ganz unglücklich über diese Reform. Wie ich höre, sollen sie eine Petition an den Reichstag um Aufhebung des Depositen- und Checkverkehrs vorbereiten und ihr Gesuch damit begründen, daß derselbe sie in ihrem Gewerbebetriebe beeinträchtige.

Die Sorge, wie man sein großes Geld aufhebt, notabene wenn man welches aufzuheben hat, wäre also aus dem Sinn; es erübrigt die Frage nur bezüglich des Kleingeldes. In England bezahlt man schon ganz kleine Rechnungsbeträge durch einen Check, der dann auf die krümmsten Beträge lautend von Hand zu Hand weitergeht, bis er an die Zahlstelle gelangt und verschwindet. Doch man kann selbst dort das Trammaybillet nicht mit einer Anweisung auf die Bank begleichen und so ist die kleine Münze für die Ausgaben der Stunde nicht ganz ausgeschlossen. Aber diese gilt als so nebensächlich, daß man sich nicht die Mühe giebt, einen besonderen Behälter für sie herzurichten. Der Engländer und Franzose trägt sein Geld in der Westen- oder Seitentasche. Wie Fürst Bibinnof in der Posse „Die Nachbarinnen" zieht er die Goldstücke mit einem nachlässigen Griff des zweiten und dritten Fingers heraus. Auf der Reise kann man oft die Herren der Erde von jenseits des Kanals und des Oceans beobachten, wie sie mit der großen Hand in die rechte Tasche des Beinkleids fahren und dem Wirthe oder Kaufmann eine ganze Sammlung von Gold, Kupfer und Silber, eine Auswahl aller Münzsorten, deren Vaterland sie durchflogen, in der muldenförmig gehöhlten Rechten zur Auswahl vorhalten. Dieses dem fremdesten Menschen entgegengebrachte Vertrauen ist so überwältigend für einen Deutschen, daß es sicher niemals mißbraucht wird. In Wirklichkeit ist es nicht so weit her damit, denn der Engländer und Amerikaner, der den Kontinent bereist, ist meistens viel reicher, als es hier zu Lande Sitte ist, und die Preise sind so klein im Verhältniß zu denen, die er von zu Hause gewohnt ist, daß er mit einem gewissen bedauernden Lächeln auf die armen Deutschen sieht, die sich sorgfältig ihr Guthaben aus dem Füllhorn seines Handtellers herausklauben.

Der Deutsche hat viel zu viel Respekt vor dem Gelde, um es so unachtsamer Weise in der Tasche zu tragen. Er hält es für eine Versündigung, mit ihm achtlos umzugehen, und so führt er einen wenn auch nicht feuer-, doch diebessicheren Miniaturgeldschrank bei sich — den Beutel, die Börse, das Portemonnaie.

Der alte mit der Schnur zugebundene Lederbeutel hat sich, wie manche Nationaltracht und Sitte, aus den Städten nach dem flachen konservativen Lande geflüchtet, aber in der Metamorphose zur Ledertasche mit blankem Stahlbügel ist er aufs neue zu Ehren gekommen. Die Marktfrau, der Pferdebahnkontroleur, die Verkäufer am Milchwagen — sie alle haben diese Patronentasche an der Seite, deren Inhalt so viel Heil und Unheil schon über die Welt gebracht hat. Eines aber ist aus der Blüthezeit der Beutel geblieben, das praktische Wort des unpraktischen Jago: „thue Geld in deinen Beutel!"

Dem Beutel folgte die Börse. Sie florirte in der Zeit der perlengestickten Klingelzüge und Serviettenbänder — in der Zeit, in der man noch nicht zu $^{9}/_{10}$ angefangene Kunstwerke vom Laden als „eigene" Handarbeiten verehrte. Sie hat bekanntlich wie ihre Schwester „der Giftbaum" zwei Seiten. Sie hat eine gefällige behäbige Form und es dauert immer so hübsch lange, bis man sie aus der Tasche herausgezogen, die Ringe zurückgeschoben und das passende Geldstück aus dem schmalen Mundstück herausgesucht hat. Bis ein Bettler seine Gabe erhalten, kann er verhungert sein. Damals überwog auch noch das Kupfer, welches heute eigentlich nur in der Gestalt von Cuivre poli salonfähig ist. Der Dreier, der übergroße dicke Vierpfennig, das goldglänzende Zwei- und Einpfennigstück — „Du alte Kupferherrlichkeit, wohin bist du verschwunden?"

Verschwunden mit der in ihren Formen so festgegründeten, gegen jede Neuerung argwöhnischen Zeit, welche eher das Umwerfen von Thronen ins Auge faßte, als die kleinste Abänderung in der eingewohnten Hausordnung. Die neue Zeit brachte das Portemonnaie, das in seinem geschlossenen schneidigen Wesen in schnellstem Tempo fast zur Alleinherrschaft gelangt ist. Wenn ein neuer Heinrich IV. den Wunsch ausgesprochen hätte, daß jeder seiner Unterthanen ein Portemonnaie in der Tasche haben solle, so wäre dieser kühne Wunsch ihm schon heute erreicht. Die Industrie hat sich des Artikels in einer großartigen Weise bemächtigt und man ist in Stand gesetzt, bereits für wenige Pfennige ein Fabrikat aus Leder und Stahl sich einzuthun, dessen Schloß gewöhnlich viel zu solide ist für den winzigen Inhalt. Eine erstaunliche Mannigfaltigkeit herrscht in Form und Stoff und Größe. Von der großen unbiegsamen Ledertasche mit Abtheilungen für die verschiedenen Münzen bis zum Perlmutterschälchen in Miniaturausgabe mit Crême-Atlasfältchen. Von den unzerreißbaren aus einem Stück bis zu denen, die in Stücke reißen, sobald man nur den ernsten Gedanken hat, sie in Verwendung zu nehmen, ist eine ununterbrochene Kette, und sowohl die Antilope von den Gletschern des Atlas, wie der Alligator vom Saume des Mississippi muß seine Haut zur Herstellung des Portemonnaie zu Markte tragen.

Aber eine neue Frage drängt sich nun heran: wo hebt man sein Portemonnaie auf? Die Sitte unserer knappanliegenden Gewandung läßt nur Taschen zu, welche ein solides Portemonnaie bald durchzureiben das Bestreben hat. Je voller gespickt, desto schneller geht dies vor sich. Das Portemonnaie ist unzerreißbar — die Tasche leider nicht. Ueberall geniert es. Seit vielen Jahren experimentire ich, in welcher Tasche ich es am besten unterbringe, und bin noch zu keinem andern Ergebniß gelangt, als daß ich wegen jedes Nickels alle meine zwölf Seiten-, Innen- und Außentaschen — so viel hat mancher Herr im Ueberzieher zu seiner Verfügung — durchstöbere, ehe ich an die richtige gelange. Noch schlimmer sind aber die Damen dran. Ich habe eine unbegrenzte Verehrung für alles, was das weibliche Geschlecht angeht. Ich finde ihre extremsten Moden entzückend, aber wenn ich die krampfhaften Anstrengungen sehe, welche eine Dame in vollem Staat machen muß, um zu ihrer Tasche zu gelangen, dann kann ich mich des ketzerischen Gedankens nicht entschlagen, daß hier eine Verbesserung nicht undenkbar wäre. Ich wohnte einmal einer meist aus Damen bestehenden Trauerversammlung bei und ich bin wahrhaftig kein frivoler Mensch, aber als die Rede zu ihrer wirksamsten Stelle kam und sämmtliche Damen sich wie gothische Figuren zu krümmen und zu schlängeln begannen, um durch Mantel und Oberkleid nach den Taschentüchern zu greifen, da hatte ich Mühe, den der Situation angemessenen Ernst zu bewahren. In Anbetracht dieser Schwierigkeit stecken die Damen ihr Geldtäschchen gewöhnlich in den Muff oder tragen es in der Hand, was mir gar nicht gefallen will. Das Händchen, in welchem die Geschicke der Männer ruhen, sollte nicht zu solchem Dienste mißbraucht werden. Ich fände statt dessen viel hübscher die Einführung des Gretchentäschchens, das sich so graziös an den Gürtel schmiegt und aus dem sich so mildthätig spenden läßt. Aber die äußeren Taschen sind, bei Männern und Frauen, nach innen getreten, wie in dem neuen Haushalt der große behäbige Eichenschrank sich unsichtbar in die Wand geschoben hat.

Und wir brauchen diese Wandschränke in unseren Kleidern. Es ist beinah tragisch, was ein Herr comme il faut heutzutage alles zu tragen hat. Wir wollen einmal zählen:

1) seine Brieftasche, 2) ein Visitenkartenetui, 3) Bürstchen und Kamm, 4) Haus- und Sekretärschlüssel, 5) sein Taschentuch, 6) eine Zeitung, in der Pferdebahn zu lesen, 7) ein Taschenmesser, 8) ein Handspiegelchen, 9) eine Cigarrentasche, 10) sein Pferdebahnbillet, 11), 12), 13) was er zufällig zu sich gesteckt hat.

Ist er aber auf der Reise, so kommen wir auf das Doppelte. Da treten hinzu: der Bädeker, das Taschenteleskop, ein Trink-

becher, eine Hausapotheke, ein Eßbesteck, ein Pedometer, ein Migränestift, ein Skizzenbuch, ein Gummikragen, ein Schreib- und ein Nähnecessaire — und da hätten wir bald die Hauptsache vergessen — das Portemonnaie.

Wenn ein alter Weiser die Worte sprechen konnte: omnia mea mecum porto, so ist es damals eben noch keine Kunst gewesen, „seine ganze Habe bei sich zu tragen." Das Leben stellte noch nicht die Ansprüche an den Bürger wie unsere Zeit, und dabei hatte die Toga Falten so weit, daß sie „Krieg und Frieden" unter ihnen verbergen konnten.

Bis heute scheint mir das Problem noch nicht völlig gelöst, wie man am sichersten und bequemsten sein Geld bei sich führe. Vielleicht wird das Bedürfniß einmal ein Geschlecht züchten, welches den Beutelthieren ähnlich zum Tragen seines Schatzes besondere Muskelvorrichtungen auf die Welt bringt. Dann will ich mich gern zufrieden geben.

Unsere sagenumrankten Steine.

Ein Mahnwort an unsere Behörden.

Wieder wanderte ich nach tagelanger Eisenbahnfahrt mutterseelenallein meinem Heimathdörfchen zu, und wieder schwelgte ich in glücklichen Träumen aus goldenen Tagen der Kindheit. Sage und Volkslied, Sitte und Brauch, kurz: die ganze liebe Heimath, der Hansjochenwinkel der Altmark, wurde vor meinem geistigen Auge um so lebendiger, je weiter ich in Wirklichkeit wieder einmal in sie hinein kam.

Aber war sie denn auch wirklich noch die alte, diese Heimath um mich her? Jene kleinen altehrwürdigen, strohbedachten Bauernhäuser, wohin waren sie doch gekommen? Moderne Zwitterbauten von Stadt- und Landwohnungen standen an ihrer Stelle und schauten unbeholfen neugierig um sich wie hoch aufgeschossene Kinder, die noch nichts erlebt haben. Und der Wald und große Strecken Gestrüppbodens, wo waren sie nur geblieben? Sie waren dem Pfluge des emsigen Landmannes gewichen. Ja, sie war eine andere geworden, die traute Heimath, als sie ehedem war, da ich als Bauernjunge hier durch Flur und Feld, durch Wald und Wiese streifte; da ich hinter dem mächtig großen Kachelofen hervor Großmütterleins Spukgeschichten und ihren Sagen lauschte; da ich schüchtern mein dünnes Kinderstimmlein hineinmischte in jene Weisen, welche in der Spinnstube erklangen, und die ich seitdem nimmer und nirgend wieder vernommen.

„Dir werden sie geblieben sein, deine Lieder sowohl wie deine Sagen, du Land des zähen, knorrigen Volksstammes wendisch-deutscher Herkunft!" tröstete ich mein trauernd Gemüth, und in übermüthigem Scherzen setzte ich hinzu: „Denn wo diese schweigen, da werden die Steine reden". Kannte ich sie dereinst doch alle gar gut, jene Steine, welche, von Volkssagen umrankt, hierorts seit uralten Zeiten in Feld und Wald zerstreut lagen.

Gleich rechts am Wege mußte ja schon einer derselben zu finden sein, der Dahrendorfer Lenekenstein, jene aus dem Hannöverschen ins Preußische herübergeholte Braut, die an dieser Stelle für alle Ewigkeit in Stein verwandelt liegt. Doch was ist eine Ewigkeit für uns sterbliches Geschlecht! Die ewige Dauer des Lenekensteins war wenigen Scherben gewichen, die vom Zerstückeln desselben das einzige, aber auch das beredte Zeugniß ablegten. —

Später stand ich dann wieder an der Stelle, an welcher der Teufelstein von Holzhausen lag; aber auch dieser war vom gewinnsüchtigen Besitzer zerschlagen und zum Stallbau abgefahren. Wie lange, und jene Sage vom goldenen Sarge oder von der goldenen Wiege unter ihm, aus dem heraus allnächtlich des Teufels Gold vom Berge weithin sichtbar brannte, wird verklungen sein. Niemand wird dann mehr zu berichten wissen vom Schäfer Krone, der den Schatz hob und nach Hamburg verkaufte und dem dafür der Gottseibeiuns den Hals umdrehte; oder vom Pferdehirten, der nachts um die zwölfte Stunde am Steine im Aschenhaufen feurige Kohlen glimmen fand und darüber hinwegstrich, um nach der Weise von Leuten mit hartschwieligen Händen eine glühende Kohle zu haschen, damit die Pfeife anzuzünden. Als unser Hirt jedoch nach einer zweiten Kohle langen wollte, ertönte plötzlich der warnende Zuruf, es bei dem einen Griffe bewenden zu lassen. Andern Morgens aber, als der Pferdehirt wiederum zur Stelle kam, waren alle Kohlen, die er beim Aufrühren des Aschenberges gestreift hatte, in blitzblanke Goldklümplein verwandelt. So der geheimnißreiche Mund der Volkssage.

Und wieder stand ich am Markauer Lenekenstein, der — nebenbei bemerkt — in Nr. 19 der „Gartenlaube" von 1882 abgebildet ist. Die mit dem Steine verbundene Sage erzählt von Schön-Lenchen aus Bonese, das den Sohn des reichen Schulzen von Markau heirathen sollte und ihn durchaus nicht wollte, weil es heimlich sich mit dem Knechte des Nachbarn versprochen hatte. Auf der Hochzeitsfahrt erklärte sie dann an der Markauer Feldmarkgrenze, diese nicht überschreiten, sondern lieber „auf der Stelle zu einem Stein" werden zu wollen. Und indem sie vom Wagen sprang, ging sofort ihr Wunsch in Erfüllung; sie wurde zu einem mächtigen Steine, an dem man noch lange zwischen elf und zwölf Uhr in mondhellen Nächten die Brautperlen am Halse glänzen sehen konnte.

Der Stein stand allerdings noch an Ort und Stelle, aber seine Brüder, die um ihn herum im Kreise gelegen hatten und die für den späteren Forscher von so großer Bedeutung sind, waren zerkleinert und abgefahren. „Warte nur, balde" wird auch der Lenekenstein selber verschwunden sein. — Und das alles geschieht in einem Landstriche, der, wörtlich genommen, steinreich ist, in dem ein erratischer Block nur ganz verschwindenden Werth hat, da es deren in Hülle und Fülle giebt; geschieht dort unter den Augen der Behörde, unter den Augen von Alterthumsfreunden. Ja, die Behörde hat sogar später selber im eigenen Interesse zum Bau einer Kreischaussee von jenen Lenekensteinen verwendet. „Wenn das geschieht am grünen Holz, was soll man vom dürren sagen!" —

Vor zwei Jahren habe ich meine Stimme an einer Stelle, deren Einfluß und guten Willen ich wohl überschätzte, um behördlichen Schutz für die kärglichen Reste sagenumrankter Steine im Hansjochenwinkel der preußischen Altmark erhoben: mir ward das Loos eines Predigers in der Wüste. Ich lasse meine Stimme heute an dieser Stelle laut werden; möchte man mich doch hören, ehe es gänzlich zu spät ist. Nur die Behörde kann in dieser Sache mit Erfolg nachhaltig wirken, und es ist Ehrenpflicht für sie, es zu thun, es endlich zu thun. Sind ja doch nicht einmal alle unsere Hünengräber vor dem Untergange gesichert worden! So ist man z. B. im Begriff, das im Jahrgang 1882 der „Gartenlaube" (Nr. 41) abgebildete „Hünengrab" bei Borne in der Magdeburger Börde um 50 Pfennig die Fuhre abzufahren. Freilich nützen Verfügungen, von oben her in bester Absicht erlassen, so lange nicht nachhaltig, bevor nicht Jahr für Jahr ihre Ausführung an untersten Stellen strengstens überwacht wird. Auch auf dem Wege der Belehrung, namentlich durch Presse und Schule ließe sich bei der Landbevölkerung sicherlich vieles erreichen. — Wie viele Volkssagen in deutschen Landen noch immer an Steine anknüpfen, davon zeugt unter anderem eine Sammlung von Steinsagen, die in der Zeitschrift für volksthümlich-wissenschaftliche Kunde „Am Urdsbrunnen" auf meine Veranlassung vorgenommen worden ist, davon zeugen für die Altmark im besondern des hochverdienten Temmes „Volkssagen aus der Altmark". —

Möchte mein Mahnruf diesmal gehört werden, nicht nur in der Altmark, sondern im weiten deutschen Vaterlande: das ist mein Herzenswunsch! —

Wilhelm Meyer-Markau.

Blätter und Blüthen.

Frühstücksaustheilung an arme Kinder in den Schulen während der Wintermonate. Auf das in Halbheft 21 dieses Jahrgangs veröffentlichte Gedicht von Emil Rittershaus sind uns zahlreiche Zuschriften aus unserem Leserkreis (zum Theil mit Beifügung von Geldbeträgen) zugekommen. Wir haben aus denselben zu unserer Freude ersehen, daß das schöne Gedicht, wie es aus dem Herzen kam, auch vielen zu Herzen gegangen ist. Die meisten dieser Zuschriften enthalten nun aber eine und dieselbe Aeußerung: „Wir fühlen, daß da geholfen werden muß, wir wollen von Herzen gern helfen, aber wie greifen wir die Sache am besten an? Der einzelne kann ja wohl in seiner allernächsten Umgebung sich nach darbenden Kindern umsehen und dieselben mit Frühstück versorgen; aber wäre es nicht besser, wenn sich überdies noch Gleichgesinnte zusammenthäten und gemeinschaftlich in weitem Umfange zu helfen suchten?" Auf diese Fragen ertheilt der Verfasser des Gedichtes, Herr Emil Rittershaus in Barmen, die nachfolgende Antwort:

Der Bitte für arme Kinder in Halbheft 21 der „Gartenlaube" lasse ich noch die nachstehenden praktischen Winke folgen: Um jenes Unternehmen ins Leben zu rufen, ist es natürlich zuerst nothwendig, ein Komitee zu bilden, welches mit den Schulinspektoren, Lehrern und Armenpflegern in Verbindung tritt, um sich zu vergewissern, daß die Gaben auch stets an die richtige Stelle kommen. Würdigkeit oder Unwürdigkeit der Eltern oder Kinder können nicht in Betracht gezogen werden, einzig und allein die Bedürfnißfrage! Nur dort soll man helfend eingreifen, wo wirkliche Armuth vorhanden ist, wo die Eltern nicht in der Lage sind, den Kindern ein solches Frühstück verabreichen zu können, wie die heranwachsende Jugend es braucht. Hat man die Zahl der unterstützungsbedürftigen Kinder ermittelt, so ist es nicht schwer, festzustellen, welche Kosten aufzubringen sind, um die Sache ins Leben zu führen; dann ist es an der Zeit, durch Rundgänge bei den Mitbürgern sich Jahresbeiträge zu sichern, damit die Einrichtung sich dauernd als lebensfähig erweist.

Die Frühstücksaustheilung muß in der Schule selbst (oder in einem derselben nicht zu ferne liegenden geeigneten Lokal) geschehen, und zwar eine Viertelstunde vor Beginn des Unterrichts, damit die Schulordnung nicht gestört werde. Unsere Lehrer und ihre Angehörigen werden in menschenfreundlichem Sinne gerne dazu die Hand bieten, und hier ist auch ein Feld, wo unsere Gattinnen und Töchter sich hilfreich zu erweisen vermögen. Wie das schon längst in den Volksküchen Brauch ist, können sie sich hierbei betheiligen, die sorgfältige Reinigung der Blechbecher besorgen lassen und durch freundliche Worte an der rechten Stelle segensreich wirken. Ich weiß sehr wohl, daß es viele Mühe kostet, ein solches Amt zu übernehmen, aber werkthätige Menschenliebe erfordert nun einmal wirkliche Opferwilligkeit!

Daß Milch und Brot von durchaus guter Beschaffenheit sein müssen, ist selbstverständlich.

Die Waldhexe.

(Mit Illustration S. 769.)

„Die Hexe kommt!“ Voll Schrecken, bang und bleich
Duckt sich die Schar der Kleinen ins Gesträuch,
Wenn sie im Walde naht, die finstre Alte. —
Ihr kennt das Hüttlein an der Rothwandspalte,
Das wie ein morsches Nest am Abgrund schwebt,
Von Waldgerank und Todeldunst umwebt,
Dort haust sie, einsam wie ein Uhu haust,
Vom Volk gemieden. Selbst den Förster grauft,
Wenn er des Nachts am Kreuzpfad ihr begegnet,
Daß er, ein Sprüchlein murmelnd, fromm sich segnet;
Denn schier unhörbar, meint er, schritt ihr Fuß. —
Wohl dreizehn Jahre hat sie Dank und Gruß
Nicht einem mehr gegönnt; seit man im Tann
Am Hochstein fand erschlagen ihren Mann,
Den Waldwart, hingestreckt in blut'ge Lache —
Es war ein Graus! Noch schreit das Blut um Rache!
Den rothen Berndt sprach der Gerichtshof frei
Ob mangelnder Beweise. Keck vorbei
An ihrem Zeugenstuhl mit Hohngelächter
Schritt er zum Saal hinaus, der reiche Pächter.
Fest, aufrecht hinter ihren Gitterstäben
Stand sie, die Faust geballt in Wuth und Beben,
Den Blick gewandt nach ihm voll Hasseslammen —
„Frei war er! Frei!“ Erschöpft brach sie zusammen.
Dann schritt sie heim, starr, wortlos, ohne Klage.
Vom Leben aber wandt' seit jenem Tage
Ihr Herz sich ab und schloß der Welt die Thür —
Wohl zahlt den Zins, den Schoß sie nach Gebühr —
Doch nie mehr sah man sie im Kirchlein knie'n
Und nie hat sie den Spruch der Welt verzieh'n.
Der Pfarrherr sprach: „Die Rache steht bei Gott!“
„Nein, Herr!“ rief sie, „hier muß er aufs Schafott!“
Und als der Graf das Gnadenbrot ihr bot,
Sprach sie: „Herr Graf, mir thut nur eines Noth —
So lang' die Bluttat nicht an ihm gerächt,
Will ich nicht Gnade, Herr — ich will mein Recht!“
Dann ging sie. Nur das Hüttlein nahm sie an,
Das einst aus Trümmern hier erbaut ihr Mann;
Drin lebt sie dorffern, freundlos, winterhart,
Vom Schnee umbaut, in Grimm und Gram erstarrt.
Der Amtmann meint, daß Wahn ihr Hirn umstrickt;
Doch wer ins strenge Auge ihr geblickt,
In ihres Antlitz' Runen las, der weiß,
Daß hier ein Geist noch lodert hell und heiß.
Der Wald nur ist ihr Freund. Sein fromm' Gethier,
Selbst Reh und Häslein flieh'n nicht mehr vor ihr;
Oft dünkt ihr fast, als lausche er vertraut,
Spricht sie mit ihrem Gott geheim und laut.
Kaum von der Kreatur des Wald's geschieden,
Lebt sie dahin in seinem Bann und Frieden,
Verwittert selbst schon wie ein greiser Baum —
O spinne um sie deinen stillen Traum,
Gieb ihr ein Grab, o Wald, in kühler Erde,
Daß endlich Ruh' auch diesem Herzen werde!

Julius Lohmeyer.

Was sollen wir lesen? Eine wohl aufzuwerfende Frage bei der Ueberfülle der alljährlich veröffentlichten Erscheinungen des Buchhandels, bei der großen Menge der Zeitungen, Tages- und Wochenblätter, der Monatszeitschriften. Diese Frage zu beantworten, wenigstens im Hinblick auf die im Buchhandel erschienenen Werke, ist schon oft versucht worden, indem man kleine Kataloge der Weltlitteratur oder der neuesten vaterländischen Litteratur zusammengestellt hat, um alles Lesenswerthe dem Publikum, das in Bezug auf Lektüre einen Rathgeber vermißt, zu empfehlen.

Dies hat auch neuerdings Anton E. Schönbach in seiner kleinen Schrift „Ueber Lesen und Bildung“ gethan. Natürlich sind alle derartige Verzeichnisse lückenhaft und auch in denjenigen Schönbachs fehlen namhafte Schriftsteller und Dichter, die in allen Litteraturgeschichten der Gegenwart eine eingehende Würdigung gefunden. Auch wird mit einer solchen trocknen Aufzählung, welche trotzdem die Geschmacksrichtung des Autors schwerlich verleugnen kann, dem Bedürfniß des Lesepublikums weit weniger gedient, als grade durch jene Litteraturgeschichten, aus denen ja die Leser zugleich das Charakterbild der Autoren und den Inhalt ihrer Werke kennen lernen. Ein Spaziergang auf blumenreicher Wiese ist jedenfalls dem Durchblättern eines trockenen Herbariums vorzuziehen. Was ein solches Verzeichniß wie auch dasjenige von Schönbach empfiehlt, mag großentheils empfehlenswerth sein, aber in den Auslassungen liegt eine stillschweigende Kritik, die man oft verwerfen muß, oder eine Unkenntniß, die bei dem zu tadeln ist, welcher sich zum Führer der andern aufwirft.

Im übrigen enthält das Schriftchen über den Bücherkauf in Deutschland und über das Bibliothekwesen viele treffende Bemerkungen. An sich kaufen die Deutschen nicht gern Bücher, und Leute, welche ohne Bedenken ein gutes Stück Geld ihres Jahresetats dem Amüsement einräumen, feilschen mit sich selbst um einige Pfennige, wenn sie dieselben auf ein Buch wenden wollen, und entschließen sich im letzten Augenblicke am liebsten dazu, es jemand abzuborgen. Bei der Lektüre selbst überwiegt der stoffartige Reiz. Wir zweifeln nicht, daß es damit von Tag zu Tag besser werden wird, und namentlich was den Ankauf von Büchern, was den Werth betrifft, den man auf eine kleinere oder größere Privatbibliothek zu legen hat, wird sich gewiß auch bei uns in Deutschland allmählich eine Wendung zum Besseren zeigen, so daß wir jener Schwarzseherei nicht länger Recht zu geben brauchen. †

Ein Künstlerjubiläum. Am 4. Oktober feierte in Leipzig ein Künstler seinen achtzigsten Geburtstag, der auf seinem Gebiete bahnbrechend gewirkt hat, der ehrwürdige Senior der Aquarellmalerei, **Karl Werner**. In der Musenstadt Weimar am 4. Oktober 1808 geboren, studirte er auf der Akademie und Universität in Leipzig, dann in München, wo er hauptsächlich Landschaften mit Architektur malte. Zwanzig Jahre lang hielt er sich dann in Italien auf, wo seine Kunst sich in gleicher Richtung schöpferisch zeigte. Die Architektur und Geschichte der italienischen Städte wirkten in hohem Maße anregend auf dieselbe, namentlich Venedig, die Marmorstadt der Lagunen, bot ihm reiche Ausbeute; wir erwähnen hier nur seine großen Bilder „Venedig in seinem Glanze und seinem Verfall“, „Der Dogenpalast mit einer Scene aus Shakespeares ‚Kaufmann von Venedig‘“, „Der Triumphzug des Dogen Contarini“, und auch den benachbarten Lagunenstädten gewann er Vorlagen für seine Bilder ab, wie sein in Halbheft 22 unseres Blattes aufgenommenes Bild „Der Markuslöwe von Torcello“ beweist. Von einer Reise nach Spanien 1857 brachte er sein schönes Bild „Der Löwenhof der Alhambra“ mit. Die Hauptstoffquelle für seine Aquarellmalerei bot ihm indeß der Orient, boten ihm die Reisen von 1862 und 1864 nach Aegypten, Syrien und Palästina. Wie viele Stätten des heiligen Landes hat er uns lebensvoll und stimmungsvoll vorgeführt! Eine Londoner Ausgabe dieses Albums umfaßt 30 Blatt mit Text. Obschon Werner seinen festen Wohnsitz in Leipzig genommen, so war er doch nach wie vor häufig auf längeren Reisen abwesend; 1875 in Griechenland, 1877 bis 1878 im Sudan, 1881 in Skandinavien. Seit 1882 bekleidet er ein Lehramt an der Leipziger Akademie.

Werner ist ein Meister der Aquarellmalerei und hat zuerst gezeigt, daß dieselbe an Kraft und Glanz der Farbe mit der Oelmalerei wetteifern kann. Auch in den äußern Maßen, in der Größe dieser Aquarellbilder hat er einen solchen Wettkampf nicht gescheut. „Wasser thut's freilich nicht“ — sagte der eine Festredner bei der Jubiläumsfeier mit Bezug auf Luthers Ausspruch — „es muß auch Geist bei dem Wasser sein.“ Und diesen Geist hat Werner in allen seinen Schöpfungen bewährt. Der ausnehmend produktive, bei hohen Jahren noch unermüdlich schaffende Künstler hat die deutsche Aquarellmalerei der französischen und englischen ebenbürtig hingestellt und übertrifft beide noch mit Bezug auf die Präcision der Zeichnung.

Wünschen wir, daß der würdige Nestor der Kunst noch lange seine geistige Jugendfrische bewahren möge! †

Zwei neue Berliner Theater. Die deutsche Reichshauptstadt nimmt von Jahr zu Jahr an Umfang und Bevölkerung zu, kein Wunder, daß sie auch in Bezug auf das Theaterleben sich in ungeahnter Weise entfaltet. Neben dem Schauspielhause hat ein Theater gleicher Tendenz, das Deutsche Theater, bisher erfreuliche Erfolge zu verzeichnen, und nun ist diesen beiden Bühnen eine neue doppelte Konkurrenz erwachsen: am 11. Sept. ist das Lessing-Theater, am 16. das Berliner Theater eröffnet worden; beide wirken mit schauspielerischen Kräften ersten Ranges, und wenn das erstere mehr ein das Konversationsstück pflegendes Salontheater, das letztere ein Volkstheater für die große Tragödie und das Schaustück werden will, so treten sie doch beide mit gleichen Ansprüchen neben das Hoftheater und das Deutsche Theater und wollen wie diese berufener Dichtung im ernsten und heiteren Genre ein Asyl gewähren. Daneben bestehen zahlreiche Bühnen fort, welche mehr oder weniger eine Specialität pflegen, sei es die großen Ausstattungsstücke mit Ballet oder die französischen Dramen von der Seine, das derbere Lustspiel, den Schwank und die Operette.

Der Theatersinn der Berliner Bevölkerung ist so regsam, daß man wohl annehmen darf, dem gesteigerten Angebot werde eine gesteigerte Nachfrage entsprechen. Der Wetteifer der Bühnen kommt dem Publikum zugute, aber auch der dramatischen Litteratur, die bisher, an einer oder zwei Thüren zurückgewiesen, für Berlin gleichsam todtgeschwiegen wurde. Jetzt ist für mannigfache Richtungen und Talente freier Spielraum geschaffen und Werke, die aus irgend welchen Rücksichten von der einen Bühne zurückgewiesen wurden, bei der andern wegen irgend einer Geschmacksverschiedenheit der Direktion keine Annahme fanden, dürfen jetzt darauf rechnen, an dieser oder jener Stätte der Kunst das Licht der Prosceniumslampen zu erblicken. Die bestehenden Bühnen aber werden sich mehr als früher vor jeder Einseitigkeit oder Engherzigkeit hüten müssen, denn die Erfolge der Konkurrenten mit abgewiesenen Dramen würden ihnen doch das peinliche Gefühl einer in aller Stille erlittenen Niederlage nicht ersparen.

Das Lessing-Theater ist am 11. September mit einer Aufführung von „Nathan der Weise“ eröffnet worden. Ein von dem Direktor Dr. Oskar Blumenthal gedichteter Prolog, den Frau Claar-Delia sprach, hob besonders hervor, daß das Haus der modernen Muse geweiht sein solle. Die Aufführung eines Lessingschen Dramas galt gewissermaßen dem Schutzheiligen des Hauses, welches die Pflege der Klassicität sonst nicht zu seinen Aufgaben zählt. Den „Nathan“ spielte Herr Possart; er ist nicht bloß die hervorragendste künstlerische Kraft des Lessing-Theaters, er führt auch, wie lange Jahre in München, die Oberregie und wird nächst dem Direktor die Seele des ganzen Unternehmens sein. Eine Salondame wie Frau Claar-Delia, der für später gewonnene treffliche Charakterspieler Herr Adolf Klein, der den Derwisch im „Nathan“ mit glänzendem Erfolg spielte, werden nebst jüngeren Kräften die künstlerischen Träger des Unternehmens sein.

Der Theaterbau selbst, unter der Leitung der Architekten von der Hude und Hennicke, unter der technischen Leitung des Regierungsbaumeisters H. Weiß entstanden, hat alle Erfordernisse und Errungenschaften der Neuzeit auf diesem Gebiete berücksichtigt. Das Theater liegt frei, überall zugänglich; die Grundform ist der des Königlichen Schauspielhauses nachgebildet; das Vestibül enthält als Hauptzierde die schöne Eberleinsche Gruppe, einen Genius, die Büste Lessings kränzend. Die Korridore sind bequem, die Garderoben ebenfalls. Für je eine Gruppe von Parkettbänken ist eine besondere Thür angebracht; das Foyer macht mit seiner Ausschmückung in weißen und matten Farben und Gold einen vornehmen Eindruck; dasselbe gilt von der in leichtem Rokoko gehaltenen Dekoration

des Zuschauerraums in Blau, Weiß und Gold; die Wände sind mit röthlich-braunen Tapeten bekleidet. Um das Parkett zieht sich ein halbkreisförmiger sehr breiter Wandelgang. Elektrisches Licht durchstrahlt alle Räume; für die Feuersicherheit sind nicht nur durch einen eisernen Vorhang, sondern auch durch zahlreiche höchst bequeme Ausgänge ins Freie die besten Vorkehrungen getroffen worden.

Doch eine Merkwürdigkeit bietet das Lessing-Theater: es hat kein Orchester, weder ein hoch-, noch ein tiefgelegenes. Es ist so ausschließlich der Schauspielkunst, dem recitirenden Drama gewidmet, daß auch alle musikalisch-dramatischen Mischgattungen ausgeschlossen sind. Für das moderne Konversationsstück soll hier eine Stätte geschaffen werden, welche von Hause aus auch jenes höhere Drama ausschließt, das eine pomphafte Inscenirung verlangt, deren Effekt mehr oder weniger durch Orchesterwirkungen erhöht wird.

Das „Berliner Theater", dessen Scepter Ludwig Barnay schwingt, ist am 16. September eröffnet worden. Das frühere Walhallatheater, dem Dienst der heiteren Operettenmuse geweiht, ist in fast allen seinen Theilen vollständig umgebaut worden, so daß es nach jeder Richtung hin den Eindruck eines prächtigen Neubaus macht. Die Bühne wurde tiefer gelegt und durch Anbau an den Seiten und Ausbau nach hinten bedeutend vergrößert, ebenso erhöht durch Aufsetzen eines Stockwerkes. Obermaschinenmeister Lautenschläger in München hat dieselbe mit allen Einrichtungen versehen, welche die neueste Zeit erfunden und welche eine Bühne für die Aufführung großer Schaustücke geeignet machen. Die Fassade ist prächtig und künstlerisch durchgeführt. Was die inneren Einrichtungen betrifft, so sind zunächst die Treppen, Korridore und Eingänge nach allen Seiten hin bedeutend vergrößert und verbreitert worden. Das Vestibül ist geschmackvoll, prächtige Foyers befinden sich im Souterrain; das Logenhaus ist gänzlich neu gemalt und dekorirt; das Parkett ist erhöht, das Orchester tiefer gelegt, und wenn es geräumt werden muß, werden elegante Orchestersauteuils die Stelle der Musikerpulte einnehmen. Das Haus und die Bühne sind durchweg elektrisch beleuchtet.

Der Leiter, der am Steuerruder des neuen Bühnenschiffs steht, hat sich in Deutschland als dramatischer Künstler einer hervorragenden Stellung zu erfreuen, wie er auch als Vorkämpfer der Bestrebungen des Schauspielerstandes für die Wahrung seiner berechtigten Interessen in erster Linie genannt wurde. Es ist Ludwig Barnay, dem die „Gartenlaube" bereits vor Jahren einen eingehenden Artikel widmete (Jahrgang 1878, Nr. 1). Sein energisches Darstellungstalent hat er besonders in den großen Aufgaben der Tragödie bewährt oder in der Darstellung eigenartiger Schauspielhelden wie „Graf Waldemar". So wird auch das von ihm geleitete Institut seinen Schwerpunkt in der großen Tragödie suchen und damit eine Volksbühne im wahren Sinn des Wortes werden; denn was man auch hierüber fabuliren mag: wahrhaft volksthümlich ist heutigen Tages das große Trauerspiel Shakespeares, Schillers und ihrer Nachfolger, wenn auch das eigentliche Theaterpublikum im engeren Sinn sich mehr dem leichteren Genre der Bühnendichtung zuneigt. Freilich, eine Darstellung mit hervorragenden und würdigen Kräften ist die Bedingung für den Erfolg der großen Tragödie; sonst bleibt ja den Gleichgültigen oder denen, die gegen die Erzeugnisse des dichterischen Genius blasirt sind, die willkommene Ausrede, daß die unwürdige Darstellung des Großen und Würdigen jeden Genuß verkümmere und unmöglich mache. Daß ein Volkstheater höheren Stils auch die andern dramatischen Gattungen pflegen wird, ist selbstverständlich.

Die Künstlerschar, die sich um die Fahne des neuen Bühnenleiters sammelt, rekrutirt sich zum Theil aus glänzenden Namen des neuen Theaters. Da ist Klara Ziegler, die imposante, mit den schönsten Mitteln ausgerüstete Heroine unserer Bühne; da ist Friedrich Haase, der ausgezeichnete Meister der Kabinetsmalerei und der großen Charakterzeichnung in der Tragödie; da ist Hedwig Niemann-Raabe, die vortreffliche Schauspielerin, die aus dem Fache der Naiven zu den Heldinnen des Rührdramas übergegangen ist, und diese beiden letzteren bürgen dafür, daß auch das Schauspiel zu seinem Rechte kommen wird; da ist Kainz, der jugendliche Liebhaber, der durch sein Feuer zündende Wirkungen ausübt.

Die Eröffnungsvorstellung brachte den Schiller-Laubeschen „Demetrius"; die Aufnahme war eine begeisterte; von namhaften Künstlern, den sogenannten stars, wirkte Klara Ziegler als Marfa mit. Die Hoheit ihrer Erscheinung, die Modulationsfähigkeit ihres klangvollen Organs brachten besonders den schwunghaften Monolog Schillers zu zündender Geltung. Die Inscenirung von seiten des Direktors Barnay fand die wärmste Anerkennung.

Hoffentlich nimmt die Direktions- und Regiethätigkeit den Künstler Ludwig Barnay nicht so in Anspruch, daß er außer seinen bekannten Glanzrollen auch neue einzustudiren vermag, um dem Repertoire der Gegenwart nicht bloß an seinem neuen Theater eine Stätte zu bereiten, sondern ihm auch durch sein hervorragendes künstlerisches Talent festen Halt zu geben. †

Das Opfer einer Epidemie. Wer von uns hat nicht im Herbst todte Fliegen an den Fensterscheiben beobachtet? Rings um das an der Glasscheibe festklebende Insekt sehen wir einen nebelartigen Hof, und über dieses Gebilde habe ich von verschiedenen Leuten gar wundersame Erklärungen gehört. Nach dem einen war die Fliege an Brechdurchfall zu Grunde gegangen, nach dem andern war jener Hof weiter nichts als der „festgewordene Fliegenathem". Ja, es waren einmal keine Gelehrten, die mir jene Erklärungen gaben. Die todte Fliege an der Fensterscheibe ist ein kleines, aber interessantes Studienobjekt, und die neuere Forschung hat sich auch mit ihr befaßt. Hier in aller Kürze ihr Gutachten über diesen Fliegentod.

Nicht nur die Menschen müssen das unsichtbare Geschlecht der mikroskopischen Spaltpilze, die man gewöhnlich Bacillen nennt, fürchten, auch die Insekten werden von diesen winzigen Feinden verfolgt. Die Seidenraupen werden von zwei Spaltpilzen befallen, und die Seidenzüchter kennen wohl diese Krankheiten des Seidenwurms. Auch unsere Stubenfliege, die ja mitunter ansteckende Krankheiten verbreiten soll, hat unter den Mikroorganismen ihren besonderen Feind. Ein Schimmelpilz ist es, der in der Wissenschaft den Namen Empusa Muscae führt, ein Verwandter des Pilzes, der das Brot in unseren Speisekammern schimmlig macht. Die Sporen der Empusa Muscae fallen namentlich im Herbst auf die Fliegen; sie treiben hier sozusagen Wurzel, jenes vielverzweigte, fadenförmige Pilzgebilde, das man Mycel nennt. Dieses Mycel wächst in den Fliegenkörper hinein und schwächt die Fliege, daß sie sich irgendwo setzt und zu Grunde geht. In der todten Fliege reift der Schimmelpilz und sendet nach außen Sporen, welche auf der Fensterscheibe jenen „festgewordenen Fliegenathem" bilden.

Die Fensterscheibe wird von anderen Fliegen besucht; diese laufen über die Todten hinweg und die Sporen dringen in die Höhlungen des Körpers, zwischen die Bauchringe ꝛc. hinein; die Fliege ist angesteckt und muß zu Grunde gehen. So entstehen auch unter den Stubenfliegen wahrhaftige Epidemien!

Anna Sachse-Hofmeister. (Mit Porträt S. 741.) Eine Sängerin in des Wortes echter Bedeutung ist es, deren Bild diese Zeilen begleiten, eine Sängerin von seltener künstlerischer Universalität, gleich geeignet für klassische und moderne Musik.

Anna Sachse-Hofmeister wurde am 26. Juli 1852 in dem weinberühmten Gumpoldskirchen, einem beliebten Ausflugsorte der Wiener zur Zeit des „Heurigen", als die Tochter des dortigen Schullehrers geboren, der zugleich das Amt des Regens chori in der Kirche innehatte und mit Vorliebe der Pflege klassischer Musik oblag. Beim Gottesdienste, oft schon zur Frühmette, erklang das silberhelle Stimmchen des Kindes mit seinem reinen Wohllaut vom Orgelchor herab. Nachdem das Mädchen der musikalischen Lehre des Vaters entwachsen, sorgte derselbe für fernere Ausbildung, und so trat Anna Hofmeister in die — Violinklasse des Wiener Konservatoriums ein. Gesangliche Studien wurden nur nebenher bei der Lehrerin Passy-Cornet betrieben, bis die sich immer mehr entwickelnde stimmliche Begabung den Sieg über die Kunstfertigkeit im Geigenspiel davontrug und Hofkapellmeister Proch mit der Ausbildung der vielversprechenden Novize für die Bühne betraut wurde. Dieser Studiengang erklärt viele gerühmte Vorzüge der Künstlerin, insbesondere eine glockenreine Intonation und den wohlgebildeten und durchaus schlackenfreien Ton des Organes.

Im Jahre 1871 finden wir die blutjunge Sängerin, nachdem sie als Leonore im „Troubadour" in Olmütz eine Probe ihres Talentes abgelegt, als engagirtes Mitglied am Stadttheater zu Würzburg. Die Begabung unserer Künstlerin wie ihre stattliche Bühnenerscheinung wiesen sie so gebieterisch auf die Rollen des hochdramatischen Faches hin, daß sie als Anfängerin schon dieselben Rollen wie heute als Primadonna der Berliner Oper sang.

Ihre Laufbahn war rasch und glänzend; nachdem sie schon 1871 in den Verband des Stadttheaters zu Frankfurt am Main getreten, hatte sie am Schlusse des bis 1876 verlängerten Kontraktes bereits die Wahl zwischen Dresden und Berlin.

Sie zog die Berliner Hofbühne vor, um dann nach zweijähriger Thätigkeit am Opernhause nach Dresden überzusiedeln, wo ihr die Generaldirektion nach ihrer Verheirathung abermals einen glänzenden Kontrakt bot. Hier bezeichnete das Engagement der Frau Sachse-Hofmeister im Verein mit den Künstlern Marcella Sembrich und Emil Götze, welche damals in Dresden ihre ersten theatralischen Versuche machten, einen Glanzpunkt der Oper. Dasselbe war in Leipzig der Fall, wohin die Sängerin nach Lösung ihres Dresdener Kontraktes übersiedelte, wo sie 1880 bis 1882 im Verein mit der unvergeßlichen Frau Reicher-Kindermann das Publikum zur Begeisterung hinriß. Die in diese Zeit fallende Vorführung des Nibelungenringes von Richard Wagner im Berliner Viktoriatheater brachte der Künstlerin, welche bei diesen Aufführungen mitwirkte, neben ihrem äußeren Erfolge als Sieglinde einen doppelten Triumph ein: einmal das Wiederengagement an der Berliner Hofoper, an Stelle der scheidenden Frau Mallinger, andererseits aber die persönliche Bekanntschaft mit Richard Wagner, der sie als die „Sieglinde seiner Träume" bezeichnete und es lebhaft bedauerte, daß sie das Anerbieten, die Sieglinde 1876 in Bayreuth zu singen, krankheitshalber hatte ablehnen müssen.

Anna Sachse-Hofmeister umfaßt in ihrem Repertoire alle Rollen des hochdramatischen Faches, von besonderer Bedeutung aber ist es, daß neben vollendeter Wiedergabe Wagnerscher Gestalten wie Elsa, Elisabeth und Sieglinde ꝛc. ihr insbesondere auch die Rollen des klassischen Repertoires und großen Stiles in vollendeter Weise gelingen, ohne daß sie sich schauspielerischer oder stimmlicher Uebertreibungen schuldig macht; ihre Hauptrollen neben den oben erwähnten: Fidelio, Euryanthe, Rezia, Donna Anna, Aida ꝛc. werden von dauerndem Eindruck bei jedem bleiben, der für das künstlerisch schöne Maßhalten Sinn hat.

„Gut Ding will Weile haben". Der Transport der Fische in Eispackung ist uns jetzt sehr geläufig und erscheint ganz selbstverständlich, und doch ist diese Methode, welche uns erlaubt, selbst in heißer Jahreszeit frische Fische aus entfernten Gegenden zu genießen, in Europa ziemlich neu. Die ersten Versuche dieser Art wurden in den vierziger Jahren in Amerika angestellt und von dort aus brach sich diese Neuerung Bahn durch die ganze civilisirte Welt. Wir verstehen darunter die Welt, welche unserer europäischen Kultur unterthan ist; denn in einer anderen Kulturwelt, in der chinesischen, war jene Art des Fischversandes längst bekannt. Die „Deutsche Fischerei-Zeitung" hat jüngst ein interessantes Zeugniß dafür ausgegraben. Sie erinnert an das Buch „Der Wunderreiche Ueberzug unserer Nider-Welt, Nürnberg, 1680", in welchem Erasmus Franciscus berichtet, daß die Chinesen ihre Fische in Süden mit Eis transportiren. Erasmus Franciscus schlug damals vor, diese Versendungsmethode in Europa einzuführen; aber „Gut Ding will Weile haben", erst nach 200 Jahren ist sein Gedanke zur Wirklichkeit geworden. Möge dies vielen verkannten Erfindern und Projektemachern zum Trost gereichen! ∘

Winterabende in Sibirien. Die Sitte, seinen Bekannten in seinem Hause einen „Abend" zu geben und ihnen, wie bei uns, die „Salons" oder mindestens die „gute Stube" zu öffnen, herrscht in gewissem Sinne selbst „weit hinten" im asiatischen Rußland, in Sibirien. Wenn die Zeit des Winters eintritt, spielen auch in den Dörfern des weiten Steppenreiches die sogenannten „Abende", die „Wieczorki", eine nicht unbedeutende Rolle. Der Reihe nach versammeln sich nämlich in jedem geräumigen und gastfreundlichen Hause auf dem Lande die jungen und alten Leute beiderlei Geschlechts und es liegt der männlichen Jugend ob, bezüglich der Wahl des Zusammenkunftsortes für jeden einzelnen „Abend" genaueste Ordnung einzuhalten und das „Einladen" zu besorgen. Wenn sich die Dunkelheit herniedergesenkt und alles mit ihren nächtlichen Schleiern bedeckt hat, dann begeben sich einige junge Bursche, welchen dieses Amt zugefallen ist, ins Dorf, um für den Abend „einzuladen".

Der Trupp der „Einlader" geht der Reihe nach zu jedem Hause, bleibt vor demselben stehen und klopft ans Fenster. Diesen Moment haben die jungen Mädchen in jedem Hause schon voll Sehnsucht und in großer Ungeduld erwartet, so daß sie ihre Freude über das endliche Erscheinen der „Einlader" kaum unterdrücken können. Nachdem das Klopfen am Fenster aufgehört hat, fragt der Hausvater aus der Stube, vom Tische weg, bei dem er sitzt, wer draußen sei und was es gebe. Nun antwortet einer der jungen Leute, so zu sagen der Anführer, mit dem stereotypen Spruche: „Gott helfe den Hauswirthen!"

Jetzt ist es an dem Hausvater, die draußen Stehenden zu einem Besuche einzuladen, und er ruft ihnen zu: „Ich erbitte mir Euere Gnade, tretet bei mir ein!" worauf der Sprecher der kleinen Deputation auf der Straße erwidert: „Wir danken! Wir können nicht! Haben keine Zeit! Aber wir bitten Euch und Euere Familie, den heutigen ‚Abend' bei ... (es wird das Haus genannt, in dem der „Jour" diesmal stattfindet) zuzubringen."

Nachdem der Hausvater noch seinen Dank für die Einladung kurz ausgesprochen und sein Erscheinen zugesagt hat, ziehen die Bursche zum Nachbar und die „Einladung" wiederholt sich in der gleichen Weise.

In jenem Hause, in dem diesmal der „Abend" stattfindet, ist mittlerweile der größte Wohnraum bereits leer gemacht worden und nur längs der Wände hat man Bänke und Stühle aufgestellt. Die Besucher erscheinen immer zahlreicher und bald ist das Lokal mehr als gefüllt. In einer Ecke haben sich die Burschen zusammengesetzt, welche mit dem heimathlichen Instrument, der „Bandurka" oder „Balalajka" vertraut sind und nationale Lieder zur Begleitung mit diesem Musikinstrument singen. Daß alsbald auch ein flottes Tänzchen, wie sie in jener Gegend üblich sind, beginnt, in welchem die hübschen Mädchen in ihrer besseren Haustracht sich voll freudiger Lust im Arme der schmucken Bursche drehen, ist selbstverständlich. Der Hausvater läßt, je nach seiner Wohlhabenheit und dem Grade der Gastfreundschaft, Erfrischungen umherreichen, welche aus Branntwein und kaltem Fleisch, aber auch aus Likören, aus Thee, Tschaj und gewähltem Imbiß bestehen können. Die „Bandurka" oder „Balalajka" ist eine Art Guitarre, und in ärmeren Häusern oder in Ermangelung eines solchen regelrechten Instrumentes, verfertigen sich die gewandten Burschen zur Noth aus weißem flachen Holz eine solche „Bandurka" und ziehen vier Saiten darauf. Nach dem alten europäischen Sprichworte, daß „dem Tänzer bald gepfiffen" ist, tanzt man auch zu den wenig rhythmischen Klängen dieser Parodie einer echten „Balalajka".

Solch ein „Abend" währt meist bis spät nach Mitternacht. Wenn sich auch die „Alten" schon verloren haben und heimwärts gegangen sind, die jungen Leute geben sich herzhaft noch dem Tanzvergnügen hin und oft erst in den Morgenstunden geleiten die Burschen ihre Mädchen nach Hause.

Welch hohes Pflichtgefühl unseren unvergeßlichen Kaiser Wilhelm I. beseelte, ist noch in unser aller frischer Erinnerung. Noch im höchsten Greisenalter, in welchem andere kaum mehr das Zimmer verlassen, setzte er sich, unbekümmert um die Witterung, den Strapazen der Truppenbesichtigungen aus, wohnte stundenlang zu Pferde den Manövern bei und unternahm zu diesem Zwecke oft weite und anstrengende Reisen. Denselben hohenzollernschen Diensteifer zeigte auch sein großer Ahnherr Friedrich II., der ebenfalls noch in seinen letzten Regierungsjahren ohne Rücksicht auf Alter und Gesundheit die Pflichten seines hohen Berufes erfüllte.

Eines Abends im Spätherbste erklärte er, am anderen Morgen den Uebungen der Potsdamer Garnison beiwohnen zu wollen, während der Nacht aber trat Sturm, Kälte und Schneegestöber ein, weshalb der Leibarzt dem greisen Könige rieth, sich wenigstens eines geschlossenen Wagens zu bedienen, wenn er bei dem rauhen Wetter nicht lieber ganz fern bleiben wolle.

„Wie kann Er mir so etwas zumuthen!" rief Friedrich ärgerlich, „soll ich mich nicht lieber wie ein altes Weib in einer Portechaise tragen lassen? Wenn Krieg wäre, müßte ich doch fort, da gäb es kein Besinnen!"

„Eure Majestät könnte sich auch dann eines Wagens bedienen," wagte der Arzt zu bemerken.

„Das versteht Er nicht," versetzte der König streng, „wenn ich fahre, fährt die ganze Armee!"

Und eine Viertelstunde später saß der greise Held zu Pferde. M. L.

Des Jägers Freude. (Mit Illustration S. 765.) An einem sonnigen, windstillen, nicht zu kalten Wintertage sind wir auf dem Felde zur Hasensuche. Zur Linken geht mit würdigem Schritt Nimrod, der „ferme" Gebrauchshund. Kaum giebt es ein unweidmännischeres Jagen, als die Suche auf Hasen ohne einen solchen Begleiter.

Jetzt sind wir auf einem Sturzacker, da sitzt der Hase gern. Richtig! Dort auf 100 Schritt, viel zu weit zum Schuß, geht schon einer los — „der Bursch muß anderes Wetter im Kopfe haben, sonst hielte er wohl besser" — denkt der Jäger. Nimrod bleibt stehen, hebt den Kopf höher und sieht ruhig Meister Lampe nach. Dieser stellt sich auf die Hinterläufe, besieht sich Jäger und Hund aus sicherer Entfernung, rekognoscirt dann das Feld vor sich und hoppelt „mit der Blume schnirzelnd" (das Schwänzchen auf und ab bewegend) gemüthlich weiter. Es ist ein Rammler; schade, daß es zu weit war. Jetzt steht einer auf 20 Schritt auf — es knallt — und mit dreimaligem Purzelbaum tritt er seine Reise ins Jenseits an. Noch bevor Nimrod bei ihm ist, wird wieder einer hoch — aber ziemlich weit. Die Schroten sausen ihm um den Kopf, die Wolle stiebt — aber Lampe ist scheinbar gesund und flüchtig geht er ab. Nimrod, apporte! Der brave Hund versteht seinen Herrn — über den verendeten Hasen hinweg geht's dem kranken nach. Immer näher kommt er demselben — nur noch wenige Schritte trennen beide — da sieht Lampe, daß er verfolgt wird, und jetzt strengt jeder seine Kräfte an. Den einen treibt die Todesangst, den andern die Jagdleidenschaft — und beides sind sehr scharfe Sporen. In wildem Wettlauf geht's dem nahen Buschwald zu. Schon ist Nimrod seinem Opfer fast zum Greifen nahe — ein Sprung — aber Lampe duckt sich — und der Hund schießt weit über ihn hinweg. Wieder hat der Hase einen Vorsprung gewonnen und beide verschwinden in den dichten Büschen. Das sind lange, erwartungsvolle Minuten — banges Hoffen, eine der vielen süßen Foltern, die das Jagen würzen. Endlich — endlich trabt er aus den Büschen — den Hasen im Rachen — „Nimrod, bist ein braver Kerl — des Jägers Freude!" K. Brdt.

Der Ursprung des Trinkgeldes, dieses modernen Unfuges, der trotz aller Dämme, die man ihm entgegenzusetzen sucht, immer mehr um sich greift, läßt sich bis in die Zeiten des klassischen Alterthumes verfolgen, wo diese Gabe freilich nicht, wie leider oft heut zu Tage, in Folge einer mehr oder weniger offenen Pression, sondern lediglich als eine Erkenntlichkeit für freundliches Entgegenkommen gewährt wurde. In der Zeit vom 17. bis 23. Dezember feierten die alten Römer ihre Saturnalien, Feste zur Erinnerung an die paradiesische Einfachheit, wie sie zur Zeit der Regierung des heidnischen Gottes Saturn geherrscht haben sollen. Während dieser Zeit ruhte alle Arbeit, Freiheit und Gleichheit herrschte allerwärts, die Sklaven wurden ihrer Fesseln entledigt und aßen mit ihren Herren an einem Tische, die Wohlhabenden übten unbegrenzte Gastfreundschaft und allerhand öffentliche Spiele und Schaustellungen fanden statt. Das wichtigste aber war, daß — wie zu unserem heutigen Weihnachten — Familienglieder sowohl wie Freunde und Bekannte sich gegenseitig beschenkten, anfangs nur mit Rosen und anderen Blumen, später mit werthvolleren Dingen und nicht selten sogar mit Kostbarkeiten, Schmucksachen und sonstigen Luxusgegenständen. Die Sklaven, welche diese Geschenke überbrachten, erhielten von den Empfängern einen Trunk, einen Becher Wein, womit der Geber geehrt werden sollte, dessen Boten man gastfreundlich empfing. Später traten an Stelle dieses Labetrunkes Geschenke anderer Art, und endlich erhielten die Ueberbringer Gaben an Geld, damit sie sich selbst etwas zum Trinken kaufen konnten. Von den Saturnalien ist die Sitte, sich zu beschenken, auf unsere Zeit gekommen, aber auch die Unsitte des Trinkgelderunwesens, die in unseren Tagen leider eine Ausdehnung gewonnen hat, daß sie zu einer oft recht empfindlichen Belästigung geworden ist. M. L.

Kleiner Briefkasten.

(Anonyme Anfragen werden nicht berücksichtigt.)

C. P. in Klosterneuburg. Jedes Huhn, welches Läuse hat, wird an allen Stellen, wohin es mit Schnabel oder Fußkralle nicht gelangen kann, besonders an Schultern und Nacken, an einem Tag mit Insektenpulvertinktur, am andern mit verdünntem Glycerin (1 : 10) bepinselt. In Zwischenräumen von zwei Tagen wird dies drei- bis viermal ausgeführt. Insgleichen muß der Stall gründlich gereinigt werden. Alle Schlupfwinkel, irgend welche Ritzen an den Sitzstangen, Wänden ꝛc., wo die Milben oder Hühnerläuse über Tag sich verstecken und auch ihre Brut ablegen, müssen mit heißem Wasser ausgebrüht, die Stangen, Wände und Dielen mit heißer Lauge abgescheuert, dann mit Thran ausgepinselt und darüber muß Insektenpulver geblasen werden. Nach dieser Säuberung werden alle Ritzen mit Cement verstrichen, dann die Wände mit Kalkmilch, welcher etwas Kelcexintenablochung zugesetzt ist, ausgeweißt. Den Fußboden des Stalls bestreuen Sie mit Torfgruß oder Gerberlohe, welche an jedem Morgen vom Unrath gesäubert werden muß, und schließlich gewähren Sie den Hühnern irgendwo einen Haufen trockenen, saubern Sand zum Baden. Uebrigens sei noch bemerkt, daß die sonst gebräuchlichen Mittel: bloßes Einstreuen von Insekten- oder Schwefelpulver ins Gefieder und in die Nester nicht ausreichend sind, das Bepinseln der Sitzstangen oder gar der Hühner selber mit Petroleum, Benzin u. dergl. aber für das Geflügel selbst leicht ebenso schädlich werden kann wie für das Ungeziefer.
Dr. Karl Ruß.

Melanie W. in L. Das Wort „Ballade" hat allerdings mit der Bezeichnung „Ball" für eine festliche Tanzgesellschaft das gemein, daß beide von dem mittellateinischen ballare (tanzen) hergeleitet sind. Ballade nannte man ursprünglich ein lyrisches Gedicht, welches zur Begleitung des Tanzes gesungen wurde.

C. S. in B. In unserem Artikel über das Eichendorff-Denkmal in Neisse (in Halbheft 20 des lauf. Jahrg.) haben sich einige Irrthümer eingeschlichen: Meister Seger ist kein geborener Neisser, sondern aus Neurode in der Grafschaft Glatz, und hat die Büste nicht nach „einem jüngeren Vorbilde", sondern nach den ihm von der Tochter des Dichters zur Verfügung gestellten Photographien, Bleistiftzeichnungen und Lithographien modellirt. Eine Büste hat bisher nicht existirt. Der Zweig, welcher sich um den Namen des Dichters schlingt, besteht aus einem Gefüge von Eichen- und Lorbeerblättern.

A. R. in Bingen. Der Torgauer Zweigverein des allgemeinen deutschen Sprachvereins hat ein einfach ausgestattetes Druckblatt herausgegeben, welches etwa 1500 der am häufigsten gebrauchten Fremdwörter nebst Verdeutschungen enthält und für den geringen Preis von 10 Pfennigen (in Briefmarken) auch an Nichtmitglieder des Vereins abgegeben wird. Das kurze Verzeichniß wird Ihnen und allen willkommen sein, welche den Grundsatz: „Kein Fremdwort für das, was deutsch gut ausgedrückt werden kann" an ihrem Theile durchführen helfen wollen. Die Versendung des Druckblattes besorgt Herr Amtsrichter Bruns zu Torgau.

D. L. in Elberfeld. Das letzte Werk von Dr. Friedrich Hofmann ist seine Gedichtsammlung: „Nach fünfundfünfzig Jahren", welche Sie zum Preise von 5 Mark 25 Pf. gebunden mit Goldschnitt durch jede Buchhandlung beziehen können.

R. B. in Nordhausen. Infolge des Artikels „Der Kuckuck brütet" in Halbheft 13 des laufenden Jahrgangs der „Gartenlaube" ist uns von Naturfreunden eine große Zahl interessanter Zuschriften zugegangen, in welchen die Darlegungen unseres Artikels durch Mittheilung ähnlicher Beobachtungen vielfach ihr Bestätigung finden. Auch von Ihren Mittheilungen haben wir mit Interesse Kenntniß genommen und sagen Ihnen unseren besten Dank.

J. K. in Dresden. Für die freundliche Uebersendung von 20 Mark — infolge des Gedichtes „Eine Bitte für arme Kinder" von Emil Rittershaus — danken wir Ihnen herzlich. Wir haben den Betrag an Herrn Emil Rittershaus in Barmen gesandt, der denselben für den in dem Gedichte angegebenen Zweck verwenden wird.

M. P. in Leipzig. Das in Halbheft 22 unseres Blattes enthaltene Vollbild „Feuerverhütung am Theater" wurde nach einer Zeichnung von Arthur Krüger auf Holz übertragen von Paul Wagner.

K. K. in K. Die Skizze „Friedrich der Große in Kamenz" von Rudolf von Gottschall steht in Nr. 33 der „Gartenlaube" Jahrgang 1886.

Co. Wir bedauern, für das Gedicht keine Verwendung zu haben.

Allerlei Kurzweil.

Schach-Aufgabe Nr. 12.

Von J. Berger in Graz.

SCHWARZ

WEISS

Weiß zieht an und setzt im dritten Zuge matt.

Vexir-Bilderräthsel.

Die richtige Zusammenstellung der in diesem Bilde versteckt befindlichen Buchstaben ergiebt den Namen eines deutschen Klassikers

Räthsel-Sonett.

Voll Schmerz wird Eins und Zwei entbehren
Ein jeder, welchem liegt daran,
Noch schneller als mit Roß und Bahn
Ins theure Heim zurückzukehren.

Die Dritte schuf des Ritters Ehren,
Doch wem sie jetzt noch droht zu nah'n,
Sei Fürst er oder Unterthan,
Sucht ihrer sich mit Recht zu wehren.

Das Ganze wünsch' ich deiner Seele,
Daß es bei keinem Schmerz ihr fehle
Und sie mit muthigem Vertrauen

Durch seine Kraft sich aufwärts schwinge,
Um aus der Höh' die Erdendinge
In ihrem wahren Werth zu schauen.

M. Paul.

Buchstaben-Räthsel.

Im Kranze deutscher Städte
Such' mich mit O S T;
Im Schatten deutscher Wälder
Weil' ich mich E H B. A. St.

Auflösung des Bilder-Räthsels auf S. 740:

Viele Hunde sind des Hasen Tod.

Metamorphosen.

Durch Veränderung, Auslassung oder Hinzufügung je eines Buchstaben ohne Umstellung der übrigen ist mittelst je acht Zwischenstufen, deren jede einen besonderen Begriff in richtiger Schreibart bilden muß, zu verwandeln:
1. Schuld in Sühne, 2. Mühe in Lohn, 3. Zorn in Milde, 4. Wasser in Wein, 5. Wolf in Lamm und 6. Zink in Gold.
Beispiel: Zobel, Hobel, Hebel, Hebe, Rebe, Rabe, Wabe, Wache, Wachs, Dachs.

Auflösung des Aussüll-Problems auf S. 740:

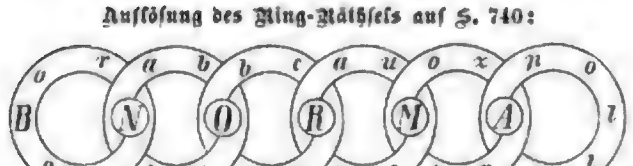
c

L	A	**W**	**I**	N	E
G	R	**A**	**Z**	I	E
T	E	**G**	**N**	E	R
S	E	**N**	**E**	C	A
S	P	**E**	**I**	E	R
B	A	**R**	**R**	E	T

d

Wagner — Rienzi.

Auflösung des Ring-Räthsels auf S. 740:



Auflösung der Quadrat-Aufgabe auf S. 740:

Die beiden großen Quadrate sind folgende:

Nach Hinzufügung eines kleinen Quadrates □ sind 73 kleine vorhanden, aus denen die beiden nachstehenden Quadrate gebildet werden.

Das größere hat 64, das kleinere 9 Quadratfelder.

Die beiden nächstfolgenden Quadrate von gleicher Beschaffenheit haben je 144 Quadratfelder. Durch Hinzufügung eines kleinen Quadrates erhält man 289 Quadrate, welche in die beiden Quadrate 225 und 64 zerlegt werden können. In diesem Falle bilden die beiden großen Quadrate wiederum ein Quadrat, dessen Seite 17 Felder hat.

Auflösung der Skat-Aufgabe Nr. 11 auf S. 740:

Im Skat liegt: rD, rZ.

Verhand: eD, eO, gD, gK, g9, g8, g7, rK, sD, sK.
Mitelh.: eZ, eK, e9, e8, e7, gZ, gO, sZ, sO, rO.

1. gD, gO, sW,
2. rW11 rK, rO.

Die beiden Gegner werfen ihre blanken r ab, in der Meinung, daß sie darauf keinen Stich machen können, und bekommen nunmehr nur noch 28 Augen in Schellen (car.).

In dem unterzeichneten Verlage ist erschienen und durch die meisten Buchhandlungen zu beziehen:

Gartenlaube-Kalender für das Jahr 1889.

14¼ Bogen 8° mit zahlreichen Illustrationen. Preis elegant gebunden 1 Mark.

Der **Gartenlaube-Kalender 1889** enthält neben zahlreichen statistischen, volkswirtschaftlichen, historischen und genealogischen haus-, garten- und landwirtschaftlichen Notizen und Tabellen eine stattliche Reihe belehrender und unterhaltender Artikel, sowie **Erzählungen** und **Humoresken** von W. Heimburg, M. Lilie, Oskar Justinus, E. Peschkau, B. Renz, R. v. Gottschall u. a., und eine Menge vorzüglicher Illustrationen von F. Defregger, G. Hahn, R. Püttner u. a.

Der **Gartenlaube-Kalender** ist zum Preise von 1 Mark in den meisten Buchhandlungen zu haben. Wo der Bezug auf Hindernisse stößt, wende man sich direkt an die Verlagshandlung

Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig. Druck von A. Wiede in Leipzig.

Er taumelte entsetzt rückwärts zum Tempel hinaus.

Da sah er sich von der ganzen Schar der holden Schäferinnen umringt.

„Ich erneune Euch zu meinem Schäfer Amindor!“

„Wollt Ihr nicht mein Thyreis sein?“ „Nein, mein Lycidas?“ riefen sie durcheinander.

Auch Käthchen hatte sich dazu gesellt. Den Maßliebchenstab in der kleinen festen Hand, sah sie ihn finster an: „Gebt mein Favor wieder her! Es war eine ganz neue Schleife.“

Achatins schaute sich vergeblich nach einem Ausweg um.

Sie standen wie Wachtposten mit ihren Schäferstäben um ihn im Kreise.

Da seufzte er tief auf und sprach: „Der braune Abend ist herabgesunken und Frieden waltet auf der stillen Flur. Tugendseligste Nymphen! Hochedelgeborene Schäferinnen! Gebet auch Ihr für itzo Frieden. Und gestattet, daß ich, um Euch allen zu dienen, den Tanz aufführe, der aus Frankreich kommt und Galliarde benamset wird.“

Und er schob sie eigenhändig ein wenig zurück, indem er ihnen die zarten Finger bittend drückte.

Dann warf er sein leichtes Mäntelchen aus rother Seide von der Schulter und stand nun in ihrem Kreis, hoch, schlank und im weißen Atlas seiner Kleidung schillernd gleich der Silberpappel drüben an der murmelnden Ilm.

Mit süßem Ton sang er in das Wellenrauschen, das Flüstern der Blätter die Tanzweise und hob die künstliche Galliarde an.

„Eine Stunde lieben ist lange Frist,
Ein Augenblick genugsamb ist,“

klang es in die Ohren der Frauen. Aber sie ließen sich nicht bange machen. Es bebte etwas in der Stimme, was den leichtfertigen Worten widersprach und was jede auf sich bezog.

Wie zierlich waren die Pas, welche die feinen Füße des Tänzers auf dem Rasen ausführten!

Triumphirend lächelte Benigna, als er ihr voll Zierd und Wohlanständigkeit eine Capriola darbrachte. Aber da war er schon wieder vor der rundlichen Hofmeisterin, warf ihr einen kecken Kußfinger zu, und nun sang er aufmunternd vor dem verdrießlichen Käthchen: „Sa! sa!“

Wem galt der Blick, der so sehnsüchtig hinüberflog in den dämmerigen Buchengang? Keine dachte mehr daran, ihn mit ihrem Stab einzuhegen.

Da hob er sich plötzlich mit einem leichten Satz, flog wie eine Feder aus dem Kreis hinaus und war im nächsten Augenblick hinter der Buchenwand verschwunden.

Dort wandelte Gertrud von Heilingen dem Schloß langsam zu. Er eilte ihr nach.

Diantre! Er hatte sich also abgehetzt, daß ihm das Herz bis in den Hals schlug. Er mußte erst Athem schöpfen; sonst versagte ihm die Stimme. Aber wie die stille Gestalt näher und näher kam, wurde es immer toller mit dem Herzschlag. Es blieb ihm nichts übrig, als fast athemlos sie zu begrüßen.

„Wer ist würdig genug von Euch befunden worden, um Euer Schäfer zu sein?“ fragte er mit stockender Stimme, und seine Augen suchten unruhig hinter allen Büschen.

Sie erwiderte leise: „Ihr seht, daß ich keinen Schäferstab trage; ich gehöre nicht zu den Hirtinnen und habe derohalb den Dienst meiner Gefährtin Benigna übernommen, in der Apotheke das Magenwasser für die morgen wieder Abreisenden bereit zu stellen.“

Sie ging dabei ruhig weiter; sie war blaß wie immer, nur die sinkende Sonne hauchte eine zarte Röthe über ihr stilles Gesichtchen. Sie war also noch frei, und sie sprach auch milder zu ihm denn sonst. Er hätte sich ihr so gern als Schäfer angetragen; aber sie wollte keine Hirtin sein.

„Ach!“ rief er schmerzlich. „Ihr verschmäht auch diesen anmuthigen Zeitvertreib! Ihr seid so kalt wie die steinernen Würzlein in Eurem Halsband.“

Da sah sie zu ihm auf mit ihren großen dunklen Augen. „Scheltet die steinernen Würmlein nicht,“ sagte sie mit trauriger Stimme. „Sie hatten auch ein Recht, sich im Sonnenschein ihres Lebens zu freuen wie Ihr. Aber ihr Schicksal war, abgeschlossen zu werden im durchsichtigen Kerker von allem, was Luft und Freude heißt. Da sind sie starr und kalt geworden.“

Sie neigte das Haupt gegen ihn, und er schmiegte sich in die grüne Wand, daß sie ungehindert vorüber gehen konnte.

Er folgte ihr nur mit dem Blick, wie sie still dahin schritt.

Wie klagend war der Ton ihrer Stimme gewesen! Noch nie hatte sie ihn einer so sanften Rede gewürdigt. Es dünkte ihm, als sei er ihr plötzlich nahe gekommen.

Ein leiser Wind flüsterte durch die Gänge. Den rosigen Abendhimmel, der sich darüber spannte, überwallten lichte Wölkchen wie Engelsflüglein.

Ihm war so weich, so schmerzlich selig zu Muthe. Einst, da er als Jüngling durch diese Gänge wandelte, hatte er so gefühlt. Wie lange Zeit war seitdem vergangen, wie bunt waren die Erlebnisse, die sie ihm ausgefüllt hatten!

Und nun kamen ihm, dem Vielerfahrenen, diese längst vergessenen Empfindungen des jungen Pagen wieder.

Der kühle Kopf versank in Träumerei und vergaß, das junge warme Herz im Zügel zu halten. —

Auch um die schöne Schäferin Astrea spann der Maiabend seinen Zauber, während sie die einsamen Wege an der Ilm suchte.

Die Sonne ging zu Gnaden. Noch im Scheiden breitete sie ihren lichten Mantel über den Himmelsbogen aus und streute goldige Flocken durch das mattgrüne Laub der Weidenbäume, auf die leise dahin treibenden Wellen des Thüringer Flüßchens.

So ringelten sich die Bäche durch die französische Landschaft, in welcher Celadon und seine Astrea daheim waren. In solchen still hingleitenden Wellen beschaute sich der treue Schäfer und sang dazu auf seiner Pfeife:

„Hört auf einmal, mir zuwider zu sein,
Eh daß ich sterb', zartes Jungfräulein.“

Aber nicht sehnsuchtsvolles Flötenspiel ließ sich vernehmen. Majestätische Klänge verhallten in ernstem Summen über ihrem Haupte; die Glocken der Kirche zu St. Peter und Paul, darin die jungen für den evangelischen Glauben und das Vaterland deutscher Nation gefallenen Herzöge schliefen, riefen zu einer Beichtkirche.

Nicht weiche Liebesklagen drangen an ihr Ohr. Vom steinernen Wachthäuschen herüber schallte das Kriegslied:

„Nun seid getrost, Ihr frommen Knecht,
Fürs Vaterland nur mannlich fecht!“

Gestört in ihrem süßen Sinnen wandte Dorothea sich ab und den schweigenden Taxusgängen zu, die vor ihr die dunklen Pforten öffneten. Der Zephyr strich lautlos an den hohen glatt geschorenen Nadelwänden hin. Tiefe Stille umfing sie. Aber da, wo ein anderer Pfad, lauschiger noch als der, welchen sie ging, sich abzweigte, kam es her wie ein sanft ersterbender Seufzer. Ihr Herz schlug hochauf. Sie folgte dem leisen Ton. Aber sie hatte sich getäuscht. Auch dieser Weg lag wie ausgestorben vor ihr. Nirgends war Der zu erblicken, den sie im welschen Garten erwarten wollte. Sie ging immer rascher; aber sie fand kein Ende. Neue Wege durchkreuzten den ihrigen.

Wo war sie? Ueberall schlängelten sich dunkle Gänge in dämmerige Tiefen hinein. Aufs Gerathewohl eilte sie weiter. Eine unerklärliche Angst überfiel sie.

Jetzt — endlich trat sie auf einen freien Platz heraus. In der Mitte desselben erhob sich ein Obelisk aus Thüringer Schriftgranit. Seine Spitze war von der untergehenden Sonne roth angestrahlt, während die Taxuswände bereits im Schatten lagen und gleich einem schwarzen Kranz ihn umgaben. Sie war in den Irrgarten gerathen.

Wohin sollte sie sich wenden? Rathlos blieb sie stehen.

Ging da nicht jemand? Ja, es war keine Täuschung. Und sie kannte diesen festen raschen Schritt. Ihr Herz klopfte, daß sie meinte, die Schläge bis in die Spitzen ihrer Locken zu fühlen.

Um die dunkle starre Wand bog im nächsten Augenblick Herzog Albrecht.

Sie sah ihm gespannt entgegen. Wie anders erschien er ihr heute als am Tage ihrer Ankunft! Das gut gelaunte Lächeln war verschwunden; ein Zug unbeugsamer Festigkeit lag um seine Lippen. Die klaren braunen Augen glitten mit unwilligem Blick an ihrer phantastisch geschmückten Gestalt herab. Mit kurzer, förmlicher Reverenz begrüßte er sie.

„Also es ist wahr,“ sprach er, und seine Stimme bebte wie von unterdrücktem Zorn, „die deutschen Tugendlichen haben sich in französische Schäferinnen verwandelt?“

Es war, als schnüre ihr eine plötzliche Furcht das Herz zusammen. Aber sie überwand die Schwäche, lehnte ihr Köpfchen

anmuthig an den Schäferstab und sagte mit holdseligem Lächeln: „Und wir sind der Dienste unserer getreuen Schäfer gewärtig."

Sein Blick zuckte verächtlich auf den bebänderten Schäferstab herab. „Ich führe eine Stütze, die zuverlässiger ist als dieses Spielzeug," entgegnete er, auf das goldene Rappier an seiner Seite deutend.

Sie zwang sich zu einem scherzhaften Ton. „Eine Waffe wäre ein wunderliches Attribut für einen Celadon."

„Für den Schwächling allerdings," entgegnete Herzog Albrecht wegwerfend.

Das Lächeln erstarrte auf ihren Lippen.

„Einen Schwächling," rief sie vorwurfsvoll, „nennen Sie den Schäfer, der lieber stirbt als verschmäht lebt?"

„Ein Mann, der sich wegen der Launen seiner Geliebten ertränkt, statt ihr dieselben abzugewöhnen, verdient keinen andern Namen," sprach er schroff. „Ein rechter Mann stirbt für seinen Glauben, sein Vaterland, seine Ehre, in der Erfüllung seiner Pflicht."

„Pflicht," wiederholte sie und zog unmuthig die Brauen zusammen, „das ist ein hartes, ungalantes Wort."

„Ja, hart ist die Pflicht, hart wie unsere Zeit," entgegnete er fest. „Aber wir haben uns dem Gesetz, das sie vorschreibt, zu beugen." Und er setzte die Spitze seines Rappieres so fest auf, als drücke er sein fürstliches Siegel unter seinen Ausspruch.

„Eure Liebden geben dem Gespräch eine Wendung," sagte sie mit bebenden Lippen, „welche ihresgleichen nicht hat in den Diskursen alamoder Kavaliere."

„Ich stehe nicht hier als alamoder Kavalier und französischer Schäfer, der süßliche Diskurse führt," entgegnete er rasch, und seine hohe Gestalt schien noch zu wachsen, „sondern als deutscher Fürst, als Herzog von Sachsen, der eine Fürstin gleichen Stammes um eine ernste Aussprache gebeten hat."

„Und warum darf nicht auch das Ernste in schöne schmeichelnde Form sich kleiden?" fragte sie, und ihre Augen begannen zu flammen.

„Weil ein sächsischer Herzog itzunder zu solchen Tändeleien keine Zeit hat," antwortete er mit unerschütterlicher Festigkeit. „Er muß auf der Wacht stehen, um die Unabhängigkeit deutscher Fürsten zu behaupten gegen den hispanisch gesinnten Kaiser, ererbte heilige Sitte, sinnvollen alten Brauch und die Muttersprache rein zu bewahren, auf daß diese werthvollsten Schätze einst ungeschädigt den Glücklicheren überliefert werden, die nach uns kommen. Und dasselbe Streben muß er fordern von der Gemahlin, die er seinen Erblanden als Fürstin giebt." Er hielt einen Augenblick inne. Dann fuhr er langsam, als wäge er jedes Wort, mit tiefem Ernste fort: „Das alles heischt die Pflicht von ihm, und er kann keinen Buchstaben davon ablassen, wenn er auch darob das Glück, das er heiß ersehnt, verloren geben müßte."

Dorothea richtete sich hoch auf. Sie fühlte das Diadem auf ihrer Stirn.

„Auch Wir haben eine hohe Meinung von Unserem fürstlichen Beruf," entgegnete sie, den flammenden Blick zu seinen streng auf sie niederschauenden Augen erhebend, „wenn auch eine andere als Eure Liebden. Sie richten ein steiles Gerüst von Pflichten auf, an welchem alles verkümmert, was flüchtig ist wie der Duft, fein wie der Aether, zart wie der Schmelz. Wir aber gedenken, die Anmuth und die Schönheit zu pflegen. Wir haben Uns gerettet in das Land der Poesie und nicht danach gefragt, ob ein Deutscher oder ein Franzose den Weg dahin gewiesen hat."

Der Herzog war unter ihren Worten erbleicht. Aber er schwieg.

Es war todtenstill.

Dorotheas Augen irrten unsicher umher. Die Schriftzeichen des Obelisken starrten sie an, als habe eine Hand hier Worte eingegraben, die unentzifferbar für sie waren. Auf der Spitze erlosch das letzte Roth. Mit fast erstickter Stimme sprach sie: „Es wird Zeit zur Heimkehr. Die Sonne neigt sich."

„Sie ist untergegangen," erwiderte er leise. Und mit schwerer Betonung setzte er hinzu: „Aus *diesen* Irrgängen vermag ich Sie zurückzuführen." Mit dem abgezogenen Federhut deutete er ihr den Weg an, der aus dem Labyrinth führte.

Zwischen den schwarzen Wänden eilte das junge Paar in heiterer Festtracht mit todernsten Mienen dahin. Nur das Knirschen des Kieses unter den hastigen Schritten ließ sich vernehmen; aber jedes meinte, das andere müsse das Pochen seines Herzens hören.

Ueber den Buchen des Wedichts stieg der Mond empor, und in langgezogenen Tönen hob die Nachtigall ihr Abendlied an. Luna lächelte, Philomele klagte — und am Ausgang des Irrgartens trennten sich mit tiefen höfischen Reverenzen Albrecht und Dorothea.

Auch über die übrige Gesellschaft war eine Verstörung gekommen. Die Schäferinnen standen auf der einen Seite, die Palmgenossen auf der andern. Statt feiner Diskurse über wohlmeinende Affektionen hatte es derben Zank gesetzt. Es gab bei den Damen rothgeweinte Augen und bei den Herren Zornesadern auf den Stirnen.

Selbst Herzog Wilhelm, der allezeit einen Ausgleich zu finden wußte, war verlegen. Er mochte seiner Gemahlin die Bitte nicht gänzlich abschlagen, als weiser Sylvander zärtliche Reden mit ihr zu führen, und die Damen nicht kränken, die seine Hofstatt mit ihrem Besuch erfreut hatten. Aber er wollte auch nicht die französischen Spiele an seinem deutschen Hof einführen.

Die Schäferinnen riefen nach ihrer Astrea, daß sie ihnen helfe, die widerspenstigen Schäfer zum Gehorsam zu bringen.

Statt ihrer trat die blasse Frau Witwe aus einem dunklen Cypressengang hervor und sprach mit müder Stimme: „Unsere Tochter hat sich eine starke Verkühlung im welschen Garten zugezogen und sich in die Rosenkammern zurückbegeben."

Da verstummten die Schäferinnen erschrocken. Denn von der Herzogin von Koburg bis herab zum letzten Hofjungfräulein errieth im selben Augenblick jede, daß Herzog Albrecht ebenfalls es verweigert hatte, den Celadon zu spielen, und daß ein wohlgeschmiedeter Plan gescheitert sei.

Es wußte niemand mehr, wo ein und aus.

Da trat der Einschläfernde, ein alter Rath vom Schöppenstuhl in Jena, hervor und sprach: „Nach wohl erwogenen Dingen gebe ich anheim, zu entscheiden, ob die Zeit nicht zu kurz bemessen ist, um diese hochbedenkliche Sache mit allen Difficultäten nach Nothdurft zu berathen, und schlage vor, selbige für jetzt ad acta zu legen und das Urtheil auf gelegenere Zeit zu verlagen."

Alles athmete auf. Wenn man die gelahrte Rede auch nicht gänzlich verstanden hatte, so viel war aus selbiger hervorgegangen, daß die Sache auf die lange Bank geschoben werden sollte. Und da man in alten gemüthlichen Zeiten beschwerliche Dinge gern auf solcher unterbrachte, so zeigten sich Schäferinnen und Palmgenossen zufriedengestellt und begaben sich, müde von Freud und Leid, in ihre Losamente.

In den Rosenkammern wurde eingepackt. Die Kammermägdlein der Frau Witwe wickelten bestürzt den Schäferstab in undurchsichtige Hüllen. Bärbchen, welche das Hirtentäschchen herbeitrug, schnickte mit den Fingern, als hätte sie sich an dem flammenden Herzen verbrannt; Aennchen, die den verwelkten Tulpenstrauß in den Silberflor hüllte, stieß einen tiefen Seufzer aus. Die Tantenburgischen falteten ihre Staatskleider zusammen.

„Du hast recht gehabt, Käthe," sprach der Schloßhauptmann, „es ist in Weimar kund geworden, wie ein adliger Junker einer edlen Jungfrau gegenüber sich benehmen muß. Nu, nu! hänge Dein Mäulchen nur nicht zu tief herab, Du könntest darauf treten."

„Wer recht nach Gesundheit tracht', kein Bitterniß der Arznei acht'," setzte die Frau Mutter hinzu. „Aber gieb Dich zufrieden. Bei dem Johannisbier, wenn Du Dich mit dem Junker Utz schwenkest, wirst Du mehr Spaß haben."

„Ach der!" erwiderte Käthchen trotzig, „der tanzt Kreisseisel, und was eine Galliarde ist, weiß er gar nicht."

„Larifari!" entgegnete die Mutter. „Im heiligen Ehestande helfen zierliche Tanzbeine nichts. Ich will niemand rathen, mit seinem Schühlein zu diesem Werk zu schreiten, sondern es wolle sich jeglicher wohlweislich mit einem Paar tüchtigen Nägelstiefeln versehen."

Käthe biß die Zähne zusammen, damit sie nicht laut aufschrie. Nägelstiefel! Und vor ihren Augen wirbelten schmale Rösleinschuhe in anmuthigen Pas in der Luft herum.

Was ein armes Mädchenherz tragen kann, ohne zu brechen!

Wie einen Sargdeckel schlug sie die Truhe über dem Leberfarbenen zu.

Das war ein verdrießliches Erwachen am andern Morgen. Die Herren schauten mürrisch drein, die weiland Tugendlichen sahen müde und abgespannt aus.

So ist's nun einmal der Welt Lauf an Abschiedstagen, zumal in unsicheren Zeitläuften, vollends nach einem lustigen Fest und in Sonderheit, wenn die Gäste zur guten Letzt in einem Streit auseinander gefahren sind.

In den Familienhäusern des auswärtigen Adels wurden die langen Reisekutschen gepackt. In den Sitzkästen verwahrte man das Palmgeschmeide; denn der Deutsche saß allezeit gern auf seinen Schätzen. Unter die Sparren des Wagens steckten die Damen die bebänderten Schäferstäbe. Der Widerspruch der Männer sänftigte sich zu einem Gebrumme, als die Frauen wie sonst auch mit Safran, Ingwer und Kardamom sich versahen. Es war das tröstliche Zeichen, daß sie ihre Ehegesponsen vorderhand verschonen wollten mit der grünen Brunnenkresse, welche die Schäfer in ihrem Liebeskummer aßen.

Auch im Grünen Schloß wurde zur Abreise gerüstet.

Die fürstlichen Gäste versammelten sich allmählich im Rautenkranzgemach zum Abschiedstrunk.

Im Vorzimmer stand Achatius, die schlanke Gestalt ein wenig geduckt, daß er zwischen den andern Hofjunkern verschwand. Das sonst so hochfahrende Gesicht trug einen bescheidenen Ausdruck; über die kecken Augen waren die dunkel umsäumten Lider sittig niedergeschlagen. Er sprach nicht, bewegte sich nicht, als verhoffe er, hierdurch aus dem Gedächtniß der andern sich selbst zu löschen.

Aber wie schmal er sich auch machte, unsichtbar wurde er doch nicht. Er war und blieb der Zielpunkt für die Augen des gesammten weiblichen Hofpersonals.

Selbiges deutete sich alles zum Vortheil. Jede Hofjungfrau meinte, daß ihn der Schmerz über ihre Abreise also danieder schlage. Und jede erachtete es als Pflicht, dem schüchternen Hofmeister aufzuhelfen und Trost zu spenden.

„Habt Ihr eine Spinne verschluckt, Herr Hofmeister?" lachte die Eva. „Seid Ihr mit dem linken Fuß zuerst aufgestanden?" neckte der Cherub. „Warum so traurig?" fragte selbstgefällig die Freundin des Mars. „Wir werden uns ja wiedersehen," tröstete die rundliche Hofmeisterin.

In die Enge getrieben, machte er eine allgemeine Verbeugung und verschanzte sich hinter dem Schenktisch. Statt seiner nahten dem Frauenzimmer die Lakaien und boten auf silbernen Kredenztellern den nach großen Schmausereien heilsam befundenen Salbei und Wermuthwein dar.

Drinnen im Gemach tauschten die fürstlichen Personen die letzten Abschiedsgrüße aus. In die Reiseschaube gehüllt, saß Anna Marie müde in einem Armstuhl und harrte auf das Vorfahren der Kutsche. Als Christine ihr ein Lebewohl bot, zuckten ihre Lippen bitter.

„Es trifft nichts mehr ein, was geweissagt wird," sagte sie leise, „nicht das Gute, nicht das Schlimme. Leider! Ich wollte, die Welt wäre untergegangen, wie vor ein paar Jahren prophezeit wurde."

Christine sah sie verwundert an. „Damit müssen wir uns geduldigen bis zum Jahre 1643, wo wieder eine Konjunktion einflußreicher Gestirne dem Schiffe Argo gegenüber stattfindet. Da kann leichtlich die Sintfluth anheben."

„Wer weiß, was wir bis dahin zu leiden haben," seufzte Anna Marie. „Eurer Liebden Wissenschaft ist sonder Trost."

Christine schüttelte leise das Haupt. „Ist es kein Trost, zu sehen, wie die Sterne unbeirrbar den Weg gehen, der ihnen vorgeschrieben ist von Anfang? Erkennen wir nicht daraus, daß sich erfüllt, was droben beschlossen wurde, trotz aller Zwischen- und Wechselfälle des Erdenlebens?"

Neben ihrer Mutter stand Dorothea in stolzer Haltung, aber mit blassen Wangen, die Zeugniß ablegten von der schlaflos verbrachten Nacht.

Wie Nebelgestalten gingen alle an ihr vorüber: Eleonore, die ihr so beklommen die Hand drückte, Wilhelm, über dessen offenes Gesicht eine leichte Röthe der Befangenheit glitt, der alte Hofmarschall von Teutleben, welcher bei seiner tiefen Reverenz ihr ein so unbewegtes Antlitz zeigte, als habe er ein unsichtbares Visir herabgeschlagen.

Mechanisch neigte sie sich gegen die Abschiednehmenden und sprach die üblichen Worte. Ihr Blick flog verstohlen immer wieder hinüber, wo Albrecht, von ihr abgewendet, in einem Kreis von Herren stand. Wie fest und kalt klang seine Stimme!

Da ertönte die erste Fanfare. Es wurde zum Aufbruch geblasen.

Kutsche auf Kutsche fuhr vor. Zuerst zog der alte Herzog von Koburg von dannen, seine Gemahlin trotz ihrer Schäferinnenwürde unabänderlich auf dem Rücksitz, er auf dem Ehrenplatz.

Da der Wagen der Hofjungfrauen sich in Bewegung setzte, ließ sich herzzerreißendes Weinen vernehmen. Dann folgte die Eisenacher Herrschaft. Der Herzog schwang sich auf das Pferd, Christine stieg ein. Auf den Rücksitz wurden Pergamentrollen gelegt. Darauf war die Stunde der Geburt von allen denen verzeichnet, welche sie darum ersucht hatten, ihnen das Horoskop zu stellen. In dem Narrenkästlein, wie der Platz an der Rückseite der Kutsche genannt wurde, saßen die Hofjungfrauen und wehten mit ihren Tüchlein, bis der Hofmeister ihren Blicken entschwunden war.

Dorotheas Herz klopfte zum Zerspringen unter dem Sammetmantel. Noch immer hatte Albrecht kein Wort an sie gerichtet.

Nun fuhr der Wagen mit den Engelsköpfchen vor.

Und jetzt — jetzt trat er endlich heran. Er neigte sich tief vor den beiden fürstlichen Damen.

Dann — ein jäher Schrecken durchzuckte ihr Herz — bot er der Frau Witwe die Hand, um sie zu geleiten.

Zu ihr trat Herzog Ernst. Sie reichte ihm ihre eiskalten Finger. Gemessen schritt der junge Fürst neben ihr die Treppe hinab. Gewaltsam hielt sie sich aufrecht. Mit hoch erhobenem Haupt saß sie neben ihrer Mutter.

Diese winkte Frau von Tautenburg heran auf den Rücksitz. „Fahrt mit Uns," sagte sie matt, „auf daß Wir einen Beistand bei Uns haben. Unsere Hofmeisterin ist zu gesprächsam."

Die Thür wurde geschlossen. Herzog Ernst trat zurück. Die Pferde zogen an.

Aber — Dorothea athmete auf — Herzog Albrecht schwang sich auf sein apfelgraues Roß. Er gab ihnen wie beim Empfang das Geleite. Ihr Herz wollte nicht an ein Scheiden für immer glauben, hielt noch eine leise Hoffnung fest, er werde im letzten Augenblick eine Versöhnung anbahnen.

Die Gefährte wankten durch die Gassen von Weimar davon. Und wieder stürzten die Bewohner der Stadt an die Fenster, brachen die Kinder in laute Ausrufe der Bewunderung aus, wo die Engelskutsche vorüber kam.

Dorothea achtete nicht darauf. Nur der Hufschlag des Pferdes neben ihr drang an ihr Ohr; sie harrte nur des Augenblicks, da Albrecht ein Wort an sie richten würde.

Da rollte die Kutsche wieder zu dem Stadtthor hinaus, durch welches sie so triumphirend vor drei Tagen eingefahren war. Dumpf dröhnend ging es über die Zugbrücke des Grabens und nun langsam auf der Landstraße gen Dornburg weiter.

Der Morgen war trübe und feucht. Ueber der Ilm qualmten Nebel. Die Blumen am Weg neigten die Köpfe unter dem Thau, die Gräser hingen voll schwerer Tropfen.

Scheu, schüchtern streifte Dorotheas Blick den stummen Begleiter.

Aber seine Augen begegneten den ihrigen nicht mehr. Den Blick geradeaus gerichtet, die Lippen herb geschlossen, ritt Albrecht neben dem Wagen.

Jetzt waren sie an der Stelle, wo er sie begrüßt hatte. Und wie damals hielten Reiter und Wagen an.

„Es ist an der Zeit, Abschied zu nehmen," sprach er. Es war, als versage ihm die Stimme. Aber er zwang die Bewegung nieder und fuhr fort: „Noch einmal sage ich Euren Gnaden im Namen der Gebrüder von Weimar Dank, daß Sie unserer Einladung huldvoll gefolgt sind. Möge Gottes Segen Sie heute und fürder auf allen Ihren Wegen begleiten!"

Mit matter Stimme erwiderte die Frau Witwe:

„Auch Eure Liebden sollen in den Schutz des Allerhöchsten befohlen sein."

Dorothea neigte stumm das Haupt.

Niemand sprach das Wort: Auf Wiedersehen!

Das Sechsgespann zog an. Den Hut in der Hand, ließ Albrecht den Wagen an sich vorübergehen.

Aber jetzt richteten ſich ſeine Augen auf Dorothea, und ein Blick voll Schmerz und Anklage traf ſie und hielt ſie feſt, bis die Engelskutſche vorübergerollt war.

Dann drückte er den Hut über die Stirn, warf ſein Pferd herum und jagte nach der Stadt zurück.

Dorothea ſah ihm nach.

Dort verſchwand er hinter dem Feldrain, wo die Lerche jubelnd in die Luft ſtieg. Wie mochte ſie nur ſo freudig ſingen?

Langſam rollte der Wagen den jenſeitigen Abhang hinab. Weimar entſchwand; noch lugte die Spitze des Schloßthurmes hervor. Dorotheas Augen klammerten ſich daran. Nun war auch dieſe verſchwunden. Raſſelnd, knackend bewegte ſich der Reiſezug in das von kleinen Wäldern unterbrochene Hügelland hinein. Der Schloßhauptmann ritt an der Spitze und zeigte ſeiner gnädigen Herrſchaft Tümpel, Löcher und Steinblöcke im Wege an, damit ſie ſich auf die Stöße vorbereiten konnte.

Dorothea ſeufzte nicht wie Anna Maria, und ſie betete auch nicht, wie Frau von Tautenburg an beſonders gefährlichen Stellen that. Sie ſaß in düſtres Sinnen verſunken.

Auch im zweiten Wagen ging es anders zu auf der Rückfahrt denn bei der Ankunft.

Die rundliche Hofmeiſterin war es jetzt, die den Vetter Achatius als ihr Eigenthum in Anſpruch nahm; ſie ſah ſo lange zum Fenſter hinaus, als noch ein Naſenſpitzchen von ihm zu erſchauen war. Dann fiel ſie in einen kleinen Dämmerſchlummer.

Käthe, die damals das große Wort geführt hatte, ſaß kleinlaut in ihrem Eckchen. Die Hofjungfrauen zahlten ihr heim, was ſie an Neid und Mißgunſt auf dem Herwege gelitten hatten.

„Ei, Käthe, Dein Vetter hat Dich ſehr kurz valedizirt,“ meinte die Langnaſige höhniſch. „Ich dachte, er wäre Dir gut.“

Dabei rutſchten alle fürſorglich auf die rechte Seite; denn dieſes Rad lief auf hohem Rain hin, das andere bewegte ſich in einem Schlammbettlein.

„Der Hofmeiſter wird eine gute Partie thun,“ ſagte das Strohblümchen ſchadenfroh. „Er heirathet die blonde Benigna der Herzogin Eleonore. Sie ſchrieb täglich Briefchen an ihn. Benigna hatte kein Geheimniß vor mir.“ Wie alle, die ſelbſt keine Eroberungen zu verzeichnen haben, brüſtete ſich das Strohblümchen mit den Erfolgen anderer.

Dabei ſchoben ſie ſich insgeſammt in die andere Ecke des Wagens, da nun dieſe Seite auf ein Steinriff ſtieg, während die vorher hochgehenden Räder an einem Abhang hinliefen.

„Laßt Euer thörichtes Gerede,“ ſagte die Hofmeiſterin. „Achatius von Krombsdorff iſt ein Mann von Erfahrung. Er erkieſt ſich kein grünes Früchtlein, ſondern eine ſüße Pomeſine.“ Sie lachte ſchelmiſch in ſich hinein.

Die Kutſche fiel mit den Vorderrädern in ein tiefes Loch, während die Hinterräder über einen Stein ſprangen. Die Damen prallten gegen die Wagendecke und ſetzten ſich dann in die Mitte des Gefährtes.

„Was wird der Junker Utz dazu ſagen,“ höhnte die Langnaſige, „wenn ihm zu Ohren kommt, wie ehrbare Mägdlein ſich nicht geſchämt haben, dem Hofmeiſter für und für mit goldenem Bruſtlatz in den Weg zu laufen und an offener Tafel ihm zu Leibe zu gehen? Ja, ja! Manchmal legen ſich die klügſten Leute eigenhändig Schadorte.“

Sie waren ſelbſt an einem Schadort angelangt. Die Pferde des zweiten Wagens, darin die Kammermägdlein ſaßen, bekamen eine muthwillige Neigung zum Durchgehen. Mit Macht rannten ſie fürbaß und ſtracks auf die Kutſche der Hofjungfrauen zu. Ein Stoß erfolgte, und die Deichſel erſchien zwiſchen den ſchreckensbleichen Geſichtern der Hofmeiſterin und der älteſten Jungfrau. Ein zweiter Ruck und die Wagen neigten ſich krachend auf die Seite und fielen um

Ein grauenvoller Wirrwarr entſtand. Die Vorſpänner ſchrieen und ſchlugen auf die Pferde. Das verunglückte Frauenzimmer jammerte aus dem Wagenkaſten. Die Engelskutſche hielt. Frau von Tautenburg bog ſich heraus.

„Hilf, Himmel! Unſre Käthe!“

Der Schloßhauptmann trabte eiligſt zurück, ſprang vom Pferde und zog ſeine Tochter heraus.

Sie war ganz weich auf ihre Peinigerinnen gefallen. Er ſetzte ſie auf den Wegrain.

Käthe hatte nun doch eine Urſache zu weinen. Sie machte tüchtig Gebrauch davon.

Ihr Vater wandte ſich der Hofmeiſterin zu.

„Ach, wenn Herr Achatius mich ſo liegen ſähe!“ klagte dieſe.

„Seid froh, daß es nur die kleinen Fröſche ſehen,“ antwortete Herr von Tautenburg und rang ihre Reiſemütze aus, die ſich in einem Pfuhl voll Waſſer geſogen hatte.

Benignas Freundin war auf den Mund gefallen und hielt ihn nunmehr feſt zu; die andere Hofjungfrau kühlte ſich die geſchrammte Naſe mit einem Wegebreitblatt.

Der Wagen war zertrümmert.

„Wie kommen wir nun fürbaß?“ fragte der Schloßhauptmann rathlos. „Bis zum nächſten Ort nach Hilfe zu reiten, wird ſehr lang dauern und höchſtens ein Miſtkarren zu beſchaffen ſein.“

Da zeigte ſich auf dem Weg ein Reiter; eilig ſprengte er näher, gefolgt von einem Knecht.

„Gott ſei Dank, Junker Utz!“ rief der Schloßhauptmann.

Utz war im Nu an der Unglücksſtätte und vom Pferd. Seine Augen ſuchten und fanden Käthchen. Die aber legte nun vollends die Arme über das Geſicht. Er ſah den Schloßhauptmann angſtvoll fragend an.

„Sie iſt nur erſchrocken,“ tröſtete dieſer. „Aber wo kommt Ihr her?“

„Es muß mir geahnt haben, daß Euch ein Unfall bevorſtand,“ antwortete Utz. „Immer mußte ich an Euch denken und es zog mich ordentlich an den Haaren fort. Das halte der Teufel aus, ſagte ich, ließ die Knechte das Erbſenfeld allein beſtellen und ritt Euch entgegen. Na! und da finde ich richtig die Beſcherung.“

Seine Augen muſterten dabei das ganze Häuflein Reiſende und er athmete ſichtlich auf; es war nirgends ein alamoder Monſieur zu erſchauen. „Gott ſei Dank, daß ſich nichts ereignet hat als ein Wagenbruch.“

Dann wandte er ſich den in einander gefahrenen Fuhrwerken zu. „Die Pferde abgeſträngt!“ befahl er den Kutſchern. „Angefaßt!“ herrſchte er den Trabanten zu.

Er ſelbſt legte mit Hand an. Ein Ruck ſeines ſtarken Armes, und die Deichſel war frei. Der Wagen der Kammerkätzchen ſtand bald wieder reiſefertig auf ſeinen vier Rädern. Aber er faßte nicht viel mehr, als ſchon darin ſaßen.

Da erhob Frau von Tautenburg in der Engelskutſche ihre Stimme:

„Mit Eurer fürſtlichen Gnaden Erlaubniß mache ich hier Platz und ſteige hinter meinem Eheherrn aufs Pferd. Sein ſtarker Ramskopf trägt uns beide. Die Frau Hofmeiſterin und eine Jungfrau können meine Stelle einnehmen. Nun ſind noch zwei Frauenzimmer unterzubringen.“

Junker Utz ſah Käthchen an. „Auch auf meinem Rothſchimmel wäre noch ein Platz,“ ſagte er treuherzig. „Er hat einen ſanften Gang.“

Käthchen ſaß unbeweglich, die Hände vor den Augen; das blonde Haarbüſchchen fiel darüber. Aber die Hofjungfrau mit dem Wegebreitblatt auf der Naſe erhob ſich und trat zu dem Junker.

„Ich nehme Euer Anerbieten an.“ Sie ſtieg auf einen Meilenſtein und mit Hilfe der Knechte hinter dem enttäuſchten Utz auf das Pferd. Der Schloßhauptmann ſtopfte an ihrer Stelle nicht allzu ſanft ſeine Käthe in den Wagen der Kammermägde, hob ſeine Ehegeſponſin zu ſich auf den Ramskopf, und nun ging es wieder fürbaß.

Nachdem Frau von Tautenburg ſich zurecht geſetzt hatte, ſeufzte ſie: „Iſt das eine Fahrt! Alles geht in die Brüche: Heirathen, Wagen, Arme, Beine.“

Ihr Eheherr begütigte: „Nu! nu!“

Beſorgt flüſterte ſie ihm ins Ohr: „Iſt der Utz freundlich mit ſeiner Partnerin?“

Der Schloßhauptmann lugte aus und drückte pfiffig ein Auge zu: „Er macht ein Geſicht ſo gleichmüthig, als habe er einen Haferſack aufgeladen.“

„Spricht ſie auf ihn ein?“ forſchte die Frau weiter.

„Bei dieſem Trab wird es ihr ſchier vergehen,“ entgegnete er und ſetzte ſeinem Ramskopf ebenfalls die Sporen ein, auf daß auch er Ruhe bekam.

Niedergedrückt, zerschlagen und zerstoßen kehrten die Bewohnerinnen der Dornburg heim. Die Damen des Gefolges sahen gänzlich deformirt aus, da sie aus den Kutschen und von den Pferden kletterten. Die Herzoginnen verschwanden lautlos in ihren Gemächern, ohne nur einen Augenblick die tief hereingezogenen Reisemützen zu lüften.

Käthchen verschmähte das Warmbier, das ihre Mutter heute wie bei allen Heimsuchungen kochte. Sie schloß sich ein und weinte die ganze Nacht in ihr großes, blaugewürfeltes Kopfkissen. Müde und verdrießlich begab sich am andern Morgen die Familie an ihr gewohntes Tagewerk. Der Schloßhauptmann wollte auf die Felder reiten, seine Ehegespons in den Wirthschaftshof besichtigen, Käthe, wieder im karteknen Röcklein, ihre Tauben füttern.

Da standen auf einmal alle drei wie vom Donner gerührt. Wer kam dort durch das Thor herein geschritten, feierlich geschmückt mit scharlachenem Wams und einem Hut, von dem die Feder bolzgerade emporstieg wie der Pappelbaum drüben neben seinem schönen Herrenhaus? Junker Utz! Zwei Diener folgten ihm, in die Farben seines Wappens gekleidet.

„Gott sieh' uns bei!" brummte der Schloßhauptmann für sich. „Der sieht aus wie ein Freier. Zu ungelegenerer Zeit konnte er sich auch nicht aufmachen."

Frau von Tautenburg faßte sich rasch, ging dem Gast freundlich entgegen und nöthigte ihn zum Eintritt, während ein verstohlener Wink Käthchen gebot, ihr zu folgen.

Dieser fiel das Herz bis in die Fußspitze. Sie hörte noch, wie Utz sagte: „Ich habe, seit Ihr verreist seid, nicht geschlafen, und mir schmeckt kein Bissen und kein Trunk. Solcherlei Sorgen, wie mich quälen, will ich mir lieber vom Halse schaffen."

Und er verschwand mit ihren Eltern geruhig und selbstbewußt in der Hauspforte.

Käthchen sah sich um gleich einem gescheuchten Wild. Flugs wischte sie dem Taubenschlag zu, das dünne Leiterlein hinauf, schlüpfte durch die Thür und saß zwischen ihren Täubchen. Neugierig guckten die brütenden Täubinnen aus ihren Nestern auf sie herab, und die Tauben kamen heran, ob Krumen oder Körner für sie gestreut würden.

Wie gut hatten es die Thierlein! Die Schopftaube, die sich so zärtlich mit dem schlanken Feldflüchter schnäbelte, durfte sich paaren, wie es ihr Herzchen befahl. Niemand zwang sie, mit dem dicken Kropftauber dort ein Nest zu bauen. Er war zwar ein gutes Thier, der Kropftauber. Er fraß ihr aus der Hand und hatte auch ein schneeweißes Weibchen gefunden mit Lätzchen an den Füßen. —

„Käthe, wo bist Du?" tönte die Stimme ihrer Mutter aus dem Haus, dann im Flur, dann immer näher und näher — jetzt auf dem Hof.

Es half nichts; sie mußte antworten.

„Komme sogleich herunter!" rief die Mutter mit gedämpfter Stimme hinauf. „Junker Utz freit um Dich."

Da hub ein großes Jammern im Taubenschlag an. „Ach, Frau Mutter, laßt mich in Ruhe; ich mag ihn nicht."

Die Mutter versuchte nachzuklettern; aber die dünnen Sprossen knickten ein; sie mußte davon abstehen. „Wirst Du herunter steigen?" stieß sie leise hervor.

„Nein!" kam es dennoch kläglich herab.

Ein paar Mägde liefen herzu. Da ging die Mutter mit feuerrothem Gesicht wieder in das Haus. Bald darauf sah Käthe von ihrem Versteck aus den Junker Utz aus der Thür treten.

Ihr Vater begleitete ihn und sprach eifrig auf ihn ein. „Lieber Nachbar und Freund! Bei der Bitte um Bedenkzeit muß es sein Verbleiben haben. Dieselbe ist einer fürsichtigen Jungfrau wohlanständig und noch von keinem Freier bemäkelt worden."

Der Utz ging mit einem betroffenen Gesicht davon.

Unter Käthchens Versteck fanden sich die Eltern zusammen.

Die Mutter hob die Hände auf. „O weh über diesen Taubenschlag! Das ist nun die fürtrefflichste Einrichtung, auf die mein Eheherr so große Stücke hält."

Der Schloßhauptmann aber sagte gemächlich: „Nu, nu!" hielt seinem Töchterlein die Leiter und führte dann beide in die Wohnstube. Dort begann alsbald Frau von Tautenburg den drauenden Spruch aufzusagen: „Wer verachtet der Mutter zu gehorchen, dem werden die Raben die Augen am Bache aushacken und es werden ihn die jungen Adler fressen."

Glücklicherweise raschelten horchende Mägde vor dem Schlüsselloch herum. Die Hausfrau mußte ihre Strafreden nach dem Vorplatz verlegen. Der Schloßhauptmann aber nahm seine Tochter zu sich auf die Fensterbank, wo all das Unheil angerichtet worden war, das die Familie jetzt ausessen mußte.

„Nun sag' einmal, Kleine," fragte er vertraulich, „was ist Dir denn eigentlich nicht recht an dem Utz?"

Käthchen nestelte sich in ihres Vaters Arm wie ein halbflügger Vogel unter den Flügel des Alten und vertraute ihm klagend und schluchzend an: „Ach, Herr Vater, ich liebe ihn nicht."

„Was verstehst Du kleiner Nestling davon?" flüsterte er.

„O, das verstehe ich wohl," versicherte Käthchen; „wenn Junker Utz mich ansieht, geht es mir nicht durch und durch, und wenn er seufzt, denke ich: gewiß ist ihm der Leibgurt zu eng. Ach, und ich weiß doch, wie hübsch es aussehen kann, wenn ein edler Herr schmachtende Augen macht, und wie wohl und weh uns ums Herz wird, wenn er zitternde Seufzer ausstößt." Sie schluchzte laut auf.

Aber der Herr Vater sah nicht eine von schwerem Herzeleid heimgesuchte Jungfrau in ihr; er streichelte sie wie ein auf die Nase gefallenes Kind.

„Solche überirdische Fürstellungen hat nur der Umgang mit Deinem leichtfertigen Vetter in Dir erweckt, welcher ein ausgeseimter Frauenknecht ist. Siehst Du denn nicht ein, daß ein treues Herz mehr werth ist als heuchlerische Augenverdrehungen, daß ein wahres Wort eine honigsüße galante Redensart aufwiegt?"

Sie schwieg ein Weilchen. Dann brach sie in Thränen aus. „O je! Daß aber auch gar nichts im Leben sich recht zusammenfindet! Warum hat der Vetter Achatius nicht das treue Herz vom Junker Utz? Warum sieht der Junker Utz nicht aus wie der Vetter Achatius? Ach, der alte Schloßvogt da drüben unter der Burglinde hat recht: Es ist eine unvollkommene Welt hienieden."

Und sie vergoß heiße Thränen über die mißrathene Schöpfung.

Ihr Vater zog sich seufzend auf die Ofenbank zurück und zerbrach sich den Kopf darüber, wie das Werk zu verbessern: der Utz dem Achatius ähnlich zu machen sei. —

Auch im Residenzhaus hob das Leben wieder seinen gewohnten Gang an, als sei niemals die Herrschaft fröhlich zu einer Lustreise, ja zu einer Brautfahrt ausgezogen und in großer Verdrießlichkeit heimgekehrt.

Dorothea rang mit der ganzen Kraft ihrer stolzen Seele gegen den Eindruck, den die erlebte Enttäuschung auf sie und andere hervorgebracht hatte. Wie sonst saß sie an ihrem Putztisch, das Spieglein in der Hand. Aber das Leibgeräth des Frauenzimmers warf ein Bild zurück, das ihr nicht gefiel. Sie suchte dem Mangel abzuhelfen, indem sie immer neuen Schmuck anlegte. Doch kein Juwel gab ihr das frühere heiter strahlende Aussehen zurück, keine Spitze vermochte die heiße Scharlachgluth zu dämpfen, in welche das feine Korallenroth ihrer Wangen hinüberspielte, kein noch so sorgfältig gebranntes Lockengekräusel die kleine trotzige Falte zu verhüllen, die zwischen ihren Augenbrauen lag.

Die Kammermägdlein thaten stumm und betreten ihren Dienst. Als dem unerfahrenen Aennchen einmal das Wort „Weimar" entfuhr, sah Bärbchen die Gefährten an, als habe sie den Gottseibeiuns genannt.

Auch die holde Musika pflegte Dorothea wie früher. Sie ließ sich vom kurfürstlichen Kapellmeister in Torgau das Präambulum kommen über Melodien des neuen Singspiels „Daphne". Doch einmal sprang unter ihren unsteten Fingern eine Saite, ein andermal zerknickten die Rabenkiele, mit denen diese gerissen wurden.

Dann wieder befahl sie ihre Damen unter das Dächlein, um aus der „Astrea" vorlesen zu lassen. Und der Schäferroman hatte ebenfalls seine Zauberkraft verloren. Er entrückte sie nicht mehr nach den blumigen Auen am Ufer der Loire; ihre Augen gingen nicht mehr in die Weite hinaus. Sie blieben drunten an den Weinbergen haften, wo emsig geschneitelt wurde, auf daß alle Sonnenstrahlen den Trauben zu gute kamen. In den grüngoldigen Duft, der auf den Rebstöcken lag, versank ihr Blick, und ohne daß sie es wußte, flüsterten ihre Lippen den Wahlspruch des Unanschnlichen: „Es soll noch werden!"

Die Hofjungfrau hielt im Lesen inne und sah die junge Herzogin fragend an, ob sie etwas zu befehlen habe.

Dorothea erhob sich. „Es ist schwül heute," sprach sie. „Wir wollen ein andermal fortfahren."

An ihrer Mutter fand sie keinen tröstlichen Beistand. Die Frau Witwe verbarg ihre Bekümmerniß nicht, daß sie zu vielen unerfüllten Wünschen abermals einen solchen gelegt hatte.

Dorothea versuchte anfänglich, Gespräche in alter Weise anzuknüpfen. Aber Anna Maria blieb ernst und einsilbig, wenn ihre Tochter von den Fackeltänzen bei fürstlichen Hochzeiten erzählte, die sie früher mitgemacht hatte.

Dagegen hielt sie mit dem Hofprediger, der zur Tafel geladen worden war, eine lange Zwiesprache über „die Hochzeit des Lammes", in welche recht bald einzugehen sie ersehnte.

Dorothea meinte, solche Reden nicht anhören zu können. Sollte denn wirklich das ganze Leben abgeschlossen sein? Kam denn nicht wenigstens ein Trompeter, der Nachrichten von der früher so schreibseligen Freundin Eleonore brachte? Jetzt hatte dieselbe nur einmal ein Brieflein gesendet, in demselben aber Albrechts Namen sorgfältig vermieden.

Sie trat an das Fenster, von dem aus man den Weg nach Weimar überschauen konnte. Aber kein schwarz-gelber Dienstrock leuchtete in der sinkenden Sonne; nur Landleute zogen mit Karren und Herden heimwärts. Dorotheas Augen folgten der Landstraße durch die Kornfelder, die schon silbern schimmerten, wenn der Wind über sie hinstrich. Wo der Weg am Horizont den Augen entschwand, glühte das Abendroth, als sei da der Eingang zu Licht und Leben.

Ein leiser Seufzer weckte sie aus ihrer Versunkenheit. Als sie sich zurück wandte, begegnete sie den müden Augen ihrer Mutter, in deren Blick geschrieben stand: Du hoffst umsonst.

Und ihr Herz zog sich krampfhaft zusammen. Es wurde allgemach so still in den fürstlichen Gemächern, daß an einem heißen Tag die rundliche Hofmeisterin einnickte und im Traume von Achatius von Krombsdorff sprach, ein glückliches Ereigniß für die regungslos auf ihren Schemeln sitzenden Hofjungfrauen, die einmal kichern konnten. —

Das waren trübselige Tage alleweile auf dem grauen Bergschloß. Einförmig ging die Zeit hin und geräuschlos wie der Schatten auf der Sonnenuhr am Thurm.

Was war aus den Hoffnungen und Wünschen geworden, welche in den beiden jungen Mädchenherzen gekeimt hatten, als die grünen Halme auf der Saalwiese sproßten? Sie waren geknickt, wie drunten im Wiesengrund das hohe saftige Gras, die von Schmetterlingen umflatterten rothen Kleehäupterchen, die Sankt Johannissterne vor der Sense zu Boden sanken.

Die Heuernte war da. Würziger Geruch erfüllte das Thal. Bis zur Dornburg und dem neuen Herrenhaus des Stadtgutes herauf tönte der fröhliche Sang der Mähder, welche die langen Schwaden wendeten und endlich zu hohen Schobern thürmten.

Dann zogen eines Tages die Rindergespanne, welche das Heu einfahren sollten, aus dem Gut hinab. Junker Utz ritt auf seinem Rothschimmel nach, um darüber zu wachen, daß die Fuder richtig geladen würden, damit sie weder in der holperigen Schlucht das Gleichgewicht verloren, noch unter dem Hofthor hängen blieben.

Vor den kleinen Fenstern des Hauses, welches der Schloßhauptmann bewohnte, tummelte er sein Rothroß weidlich. Aber kein blondes Mägdlein ließ sich hinter den runden Scheiben blicken; nur die würdige Hausfrau nickte mit ihrer emporgesträubten Haubenkrausel heraus. Es stand klärlich auf seinem Gesicht zu lesen, daß es einen jungen Mann wenig beglückt, wenn er fürnehmlich alten würdigen Matronen wohlgefällt.

Nachdenklich ritt er weiter. Es war doch wunderbar, wie lange Bedenkzeit die Jungfrau Käthe brauchte, ehe sie ihre Einwilligung dazu gab, sich von ihm heirathen zu lassen. Nirgend vermochte er ein Hinderniß für die Verlobung zu erspähen. Selbst der Alamodegeck aus Weimar, der ihr für einen Abend den Sinn verstört hatte, war nicht mehr im Wege. Er heirathete nun die rundliche Hofmeisterin. Sie selbst hatte es ihm vertraut, als sie gestern bei ihm anfragte, ob er fürkommenden Falles ihr seinen Vorrath an seinen Flaumfedern verkaufen könne. Er hatte es abgelehnt; denn er brauchte sie selbst fürkommenden Falles. Aber aus Freude über die gute Nachricht verehrte er ihr einen großen Büschel Pfauenfedern zu einem prängischen Wedel.

Unter solchen Gedanken erreichte er seine Wiese. Mitten in dem balsamischen Futter standen die mächtigen Stiere. Er ließ die Stränge von ihren Jochen lösen, eingedenk des Bibelwortes: Du sollst dem Ochsen, der da drischt, das Maul nicht verbinden; und er lachte nachsichtig, als die übermüthigen Mägde einen mürrischen Knecht in einen Heuhaufen warfen. Fröhliche Leute arbeiten besser denn verdrießliche. Mit Zufriedenheit sah er dann zu, wie die starken Thiere an den rothgestickten Stirnbändern sonder Beschwerde die hoch aufgebauschten Fuder den steilen Weg hinauf zogen.

Als tüchtiger Landwirth hielt er seine Gedanken auf die Arbeit gerichtet, solange er zu schaffen hatte. Nun, da er sich zum Heimweg wandte, kehrten sie zu seinem beabsichtigten Ehewerk zurück. Er wollte doch einmal den Schloßhauptmann in die Seite stoßen, auf daß die Sache fürbaß ging.

Drüben auf der herrschaftlichen Wiese trabte sein zukünftiger Schwiegervater auf seinem Ramskopf zwischen den Arbeitern herum. Da konnte er ihn gleich abfangen und ihm seine Meinung sagen über diese unnöthige Zimperlichkeit.

An dem Eingang zur Schlucht wartete er auf den Schloßhauptmann. Dann begannen Ramskopf und Rothschimmel neben einander empor zu klimmen.

„Sagt einmal, wie steht es mit meiner zukünftigen Braut?" fragte Utz ohne Umschweife.

Der Schloßhauptmann drehte verlegen an einem Knopf seines Wamses. „Ich vertraue, daß noch alles gut wird," antwortete er. „Habt nur Geduld! Sie ist noch gar jung."

„Ach jung," murrte Utz. „Meine Mutter war sechzehn Jahre alt, da sie sich verehelichte. Das ist kein Grund, mich hinzuhalten. Ihr und Eure Frau Eheliebste kennt mich genugsam; und das ist die Hauptsache."

Der Schloßhauptmann drehte unruhig weiter. „Das ist nicht die Hauptsache," antwortete er. „Ich habe in Weimar vernommen, daß das Frauenzimmer insgesammt itzunder verlangt, daß das Mannsvolk ihm zu Gefallen lebt und ihm aufwartet. Die jungen Herren von Adel bringen dort jeden Tag einen neuen Brauch auf. Heute beugen sie ein Knie mit Knixen, morgen küssen sie zur Huldigung die eigenen Fingerspitzen."

Utz blickte dem Schloßhauptmann mit ehrlichem Zorn in das Gesicht. „Dazu bringt mich kein Mensch, daß ich einen Knix mache wie das Frauenzimmer. Und kein vernünftiger Mann verlobt sich, um die eignen Fingerspitzen zu küssen."

Der Schloßhauptmann drehte verzweifelt. „Wer weiß auch, wie es ausfiele! Aber gut wäre es, wenn Ihr noch ein wenig abgehobelt würdet. Mich dünkt das Beste, Ihr thut eine zeitlang Dienst bei der Frau Herzogin. Sie bedarf mitunter noch eines Hofjunkers und wird gern auf den Vorschlag eingehen, da Ihr so nahe zur Hand wohnt."

„Bleibt mir mit dem Hofdienst vom Halse!" knarrelte Utz trotzig in seinen weißblonden Schnurrbart. „Wozu bin ich ein Freiherr?"

Jetzt riß dem Schloßhauptmann der Knopf und der Geduldsfaden zugleich. „Adelig sind Eure Ahnen geworden und Freiherren, dieweil sie durch ihre edle Art über den ungehobelten Pöbel empor ragten und sich frei machten von dörflicher Tölpelei. Wollt Ihr unverehelicht bleiben, so möget Ihr auf Eurer Scholle sitzen wie der Puhahn in seinem Felsenloch. Gedenkt Ihr aber ein Weib heimzuführen, müßt Ihr lernen, das Amt eines Familienhauptes würdig fürzustellen. Sonst wird eine adelige Jungfrau Euch nicht das Kränzlein reichen, sondern einen Korb aufstucken."

Utz sah erschrocken den Schloßhauptmann an.

Gott sei Dank! Obgleich er mit seiner Rede daher polterte, zeigten sich doch die Schelmenfältchen an dem einen Auge.

Da seufzte Utz tief auf und sagte gutmüthig: „Nun, wenn Ihr meint, daß es mir in den heiligen Ehestand hilft, so ich eine Hofschranze werde, will ich's versuchen."

Der Schloßhauptmann nickte versöhnt. „So ist's recht. Ein kluger Mann findet sich in alles. Gleich morgen werdet Ihr zum ersten Male Dienst thun können. Die Gräfinnen von Rudolstadt und Mansfeld wollen unsrer Frau Herzogin die Visite geben, und Hochdieselbe wird eine Mahlzeit anpräsentiren."

Dann schüttelten sie sich die Hände, und jeder ritt in sein Hofthor ein.

Nun war noch ein zweiter Sorgenstein auf das Herz des Junkers gewälzt. Die Ellbogen, müde von der Arbeit, auf den Tisch gestemmt, das Haupt in die Hände gestützt, saß er vor seinem Mittagstisch, und es schmeckte ihm abermals kein Bissen. Bald darauf wurde er zur Aufwartung befohlen. Da schlief er

wiederum die ganze Nacht nicht. „Warum bleiben nur die Frau Gräfin von Rudolstadt und die Mansfeldin nicht daheim sitzen? Warum wählen sie auf ihrem Zuge gerade die Dornburg zu einem Ruhestündlein?“ brummte er, während er das Staatskleid anlegte.

Trotz alles freiherrlichen Bewußtseins war seine Beklommenheit so groß, daß er bei dem Gang über den Schloßhof das Rosmarinstäudlein für Käthchen hielt und demselben eine umständliche Reverenz machte. Seine ersten kräftigen Schritte in dem Flur des Residenzhauses hallten laut in dem weiten Raume wieder. Unwillkürlich hob er sich auf die Zehen. Der Gruß, den er mit voller Stimme dem Schloßhauptmann beim Eintritt in das Vorzimmer bot, erstarb ihm auf der Zunge. Es herrschte eine so feierliche Stille daselbst. Was war das nur?

Er kannte alle, die an den Wänden aufgereiht standen, sogar recht genau. Hatte die Hofmeisterin ihm nicht ihr Herzensgeheimniß anvertraut? War die Hofjungfrau nicht mit ihm nach Haus geritten? Und wie oft hatte er ein Auge zugedrückt, wenn die Pagen in seinen Kirschen hausten gleich den Spatzen!

Aber — vollbrachten es die stillen abgeschlossenen Räume, der feine Duft des Räucherwerkes, die feierliche Tracht? Sie stellten sich ihm ganz anders dar als sonst: stolz, unnahbar. Selbst der gemüthliche Schloßhauptmann erschien ihm in dem goldgestickten Galakleid fremd.

Dieser merkte seinem Schützling die Beklommenheit an und suchte ihm Muth einzureden. „Ihr habt ein neues schönes Wams und einen alten guten Namen; damit kommt Ihr bei jedem vernünftigen Hof fort. Und wenn Ihr nicht wißt, was Ihr sagen sollt, macht nur eine tiefe Reverenz; die gilt allda oft mehr als die klügste Antwort.“

„Ist das der Hofdienst,“ flüsterte Utz nach einem Veilchen hinter der vorgehaltenen Hand dem Schloßhauptmann zu, „daß man dasteht wie die Störche, wenn sie Rath halten?“

„Einen Storch,“ war die ebenso leise gegebene Antwort, „braucht Ihr Euch nicht gerade zum Muster bei Eurer Aufwartung zu nehmen.“

Aber im nächsten Augenblick wurde dem Junker klar, was Hofdienst war. Trompeten schmetterten auf dem Burgweg, die Pagen flogen, der Schloßhauptmann zog ihn an den Aermelpuffen sich nach.

Und nun mußte sein sonst so gerader Rücken sich unaufhörlich bücken. Bald schritt er mit dem Schloßhauptmann vorwärts, bald rückwärts. An seinen Augen ging die fremde Herrschaft vorüber. Er wußte nicht, wie ihm geschehen war. Desto besser wußte es die rundliche Hofmeisterin. Sie steckte sich verstohlen die Falten des Rockes fest, welche der Junker ihr abgetreten hatte. Der Gedanke an den Pfauenfederbüschel war ihm ein Trost. Und wie gut war es, daß er die Pagen hatte in den Kirschen sitzen lassen, denn als er mit ausgespreizten Ellbogen ein venetianisches Glas umstieß, brachten diese die Scherben unbemerkt bei Seite.

Es wurde ihm siedend heiß als Vorleger beim Mahl. Was thut ein Mann mit geronnener Milch über Reiskörnlein? Wie traktirt man die riesige Papierkrause am gebratenen Hahn?

Als er nach gethanem Dienst mit dem väterlichen Freund an der Tafel der Hofleute Platz nahm, war ihm der Hunger gänzlich vergangen.

„So ist's recht,“ raunte der Schloßhauptmann ihm zu, „ein Hofmann wird von der Gnade satt.“

Und welche wunderliche Gespräche wurden geführt! Zuerst begriff er alles ganz gut. Die Damen unterhielten sich von der Sorge, daß der Kaiser alle eingezogenen geistlichen Güter wieder zurück verlangen wolle. Es war glaublich, daß die Frau Gräfin von Rudolstadt nicht schlafen konnte wegen des gefährdeten Klostergutes Paulinzelle, und die Herzöge von Altenburg sich wehrten, Heusdorf und Bürgel wieder herzugeben. Ein wie kitzliger Punkt der Geldkasten überall und allezeit gewesen ist, wußte Utz. Auch was sie von der wieder näher drohenden Kriegsgefahr flüsterten, verstand er. Er hatte schon längst der Sache nicht mehr getraut. Der Platz in seinem Keller war ausersehen, wohin er seine besten Schätze vergraben wollte, und ein Augsburger Feuerrohr von ihm gekauft worden, um Haus und Herd vertheidigen zu können gegen eindringendes Kriegsvolk.

Aber was die Schäferei damit zu schaffen haben sollte, blieb ihm unbegreiflich. Die gräflichen Gnaden erklärten ganz ernsthaft, daß man nicht darauf rechnen dürfe, Schäfer zu finden in diesen schlimmen Zeiten. Nun ja! Es war ja ein verantwortlicher Dienst; die Thiere durften nicht an Stellen geführt werden, wo giftiges Gekräut wuchs. Jedoch für so hochwichtige Leute erachtete er die Schäfer nicht und hatte nie Mangel an solchen verspürt.

Und nun vollends die Schäferinnen!

Welch eine verwahrloste Wirthschaft war das, wo die Weiber hüteten! Denen gehorchte ja nimmer ein richtiger Schäferhund. Er vertraute nur seine Gänse einer Hirtin an. Und welches Wesen machten sie davon! Die Gräfin von Mansfeld meinte seufzend, daß der Schäferbund auf der langen Bank einschlafen müsse, darauf der Rath vom Schöppenstuhl in Jena ihn geschoben habe.

Dummes Zeug! Der Schöppenstuhl verurtheilte Hexen und Mörder; aber er schor sich nicht um widerspenstige Schäfer. Denen ließ ein adeliger Herr selbst die gebührenden Hiebe aufzählen.

Aber war der Herzogin Dorothea ein Knöchlein von den gebratenen Finken in den Hals gekommen, daß sie so purpurroth wurde? Und niemand klopfte ihr hilfreich in den Rücken. Die Damen schienen es in der Ordnung zu finden, daß das fürstliche Fräulein erstickte.

Dann brach der Besuch wieder auf. Abermals bückte sich Junker Utz; wieder zog er vorwärts und rückwärts, und wieder vollbrachte er eine That: er stieß mit seiner Hutfeder die langnasige Hofjungfrau in das Auge, daß sie an dem Tag nichts mehr zu erschauen vermochte.

Gottlob! Da ritten die gräflichen Gnaden ab. Das letzte wappengestickte Fähnlein, das die Pferde der Damen auf den Schweifen trugen, verschwand in der Thorwölbung.

Nachträglich schob Utz vorsichtig mit den Fußspitzen die langen Röcke aus dem Wege, drückte die Ellbogen an und hielt den Hut gesenkt. Der Schloßhauptmann nickte wohlgefällig. Das Unheil, das Utz über andere gebracht, hatte ihm genützt.

„Wollt Ihr bei meiner Hausehre einen Trunk auf den Schrecken thun?“ fragte er gemüthlich, da sie entlassen waren.

„Ich danke Euch,“ erwiderte Utz. „Aber mein erstes Werk ist, daß ich den engen Halskragen ablege. Er hätte mich traun erwürgen können.“ Er drückte dem Schloßhauptmann kräftig die Hand und begab sich sporenstreichs heim.

Pfiffig vor sich hinblinzelnd, ging auch Herr von Tautenburg nach Haus.

Die Abendtafel war gedeckt. In der Küche sollten Karauschen aus der Saale. Frau und Tochter trugen Essigflasche und Pfefferbüchse herbei und zeigten Gesichter, die mit dem Inhalt der Gefäße wetteiferten. Aber er war zu vergnügt, um sich von der schlechten Laune anstecken zu lassen. Er schob Käthchen den Canarizucker in den Mund, den er wie üblich von der fürstlichen Tafel mitgebracht hatte, hüllte sich in sein Hauskleid und nahm Platz vor seinen tellerrunden Karauschen.

„Nun,“ plauderte er, das Fleisch von den Gräten lösend, „der Utz macht sich ganz gut als Hofjunker. Er hat auch der Hofjungfrau, die so hübsch mit ihm auf seinem Rothschimmel saß, gehörig in die Augen gestochen.“ Er lachte wie ein Kobold.

Seiner Ehehälfte fiel die Gabel aus der Hand. Er wollte sie über seinen Witz aufklären — da zog Käthe seinen Blick auf sich.

Mit offenstehendem Mündchen und großen Augen starrte sie ihn schier entsetzt an. Botz Wetter!

Mit verzweifelt pfiffigem Augenblinzeln fuhr er fort: „Schade, Käthe, daß Du ihn mit einem Korbe heimschicken willst. Das schöne Sprüchlein über seiner Hauspforte, das den Ein- und Ausgehenden Glück und auch den Vorüberwandelnden Gottes Geleit wünscht, wird sich anders an Dir erfüllen, als wir verhofften. Die Hofjungfrau wird die Einziehende, Du wirst die Vorüberwandelnde sein und zusehen, wie sie den Kühen die Glocken anhängt, die Utz Deinetwegen angeschafft hat. Sie wird ihr scharfkantiges Näschen, an welchem bishero jeglicher Ehering vorüber gezogen ist, hoch in die Luft recken, wenn sie aus dem Thurm des stattlichen Schlößchens auf Dich herabsieht.“

Er hatte den Fisch aufgespeist, unbekümmert darum, daß Frau und Kind keinen Bissen hinab gebracht hatten. Nun sprach er geruhig sein Tischgebet und schickte sein Töchterlein mit einer Gutenacht zu Bett. Der Herr Vater hatte gut reden, Käthe konnte nicht schlafen. Unaufhörlich warf sie den blonden Kopf auf dem Kissen hin und her. Zu schwere Gedanken mußte er verarbeiten.

O, wie wahr sprach der alte Schloßvogt: es gab keine Gerechtigkeit in der Welt. Sie sollte den Vetter Achatius nicht heirathen, und die Hofjungfrau sollte den Junker Utz bekommen, das schöne Gut, den Hühnerhof und die weißen Kühe mit den Glocken. Die Hoffärtige sollte ernten, was für sie gesät war. Ach, wer doch sterben könnte und in einem weißen Kleide daliegen! Dann käme der Junker Utz herüber mit seiner verwelkten Braut und bereute, daß er die Hochmüthige genommen, welche die kleine Käthe immer über die Achsel ansah. Aber nun half es nichts, Käthe war mausetodt. Und bei dieser friedlichen Vorstellung sanken ihr die Augen zu, und sie schlief wie ein Rätzchen in die schwüle Nacht hinein. —

Tiefes Dunkel umhüllte die Dornburg. Nur die Fenster der Herzogin Dorothea schauten hell gleich schlaflosen Augen in die Nacht hinaus. Nicht schnell genug hatten die Kammermägde den duftigen Talatharock, die Schmuckzierden abstreifen können. Dann winkte Dorothea ihnen ungeduldig Entlassung. Mit vor Eile zitternden Fingern rafften sie die schweren Bettvorhänge, zündeten die Kerzen auf dem Betpult an und verschwanden.

Dorothea beachtete die Vorbereitungen zu ihrer Abendandacht gar nicht. Ihre Gedanken jagten durch ihr glühendes Haupt, während sie sonder Ruhe und Rast im Gemach auf und ab wandelte.

Welch ein qualvoller Tag lag hinter ihr!

Nicht die Gleichgültigkeit, mit welcher die Gäste das Schäferspiel hatten fallen lassen wie einen Mummenschanz, war es gewesen, die ihr Herz zuschnürte. Das bedauernde Achselzucken der Gräfinnen über den zu so ungelegener Zeit gestifteten Bund, die bedeutungsvollen Blicke ihrer Mutter sah sie kaum. Was wog das alles gegen die furchtbare Erkenntniß, die sich ihr aufdrängte, nicht mehr zurückweisen ließ: für werthlosen Flitter, für Luftgebilde, inhaltlos wie bunte Seifenblasen, hatte sie ihr Lebensglück aufs Spiel gesetzt und — verloren!

Ach, schon lange dämmerte diese Einsicht in ihr. Schon damals, als des Kaisers Eingriff in die Rechte der evangelischen Fürsten wie ein drohender Windstoß vor dem Gewitter in die trügerische Ruhe hinein fuhr; dann bei der Nachricht, daß Gott im hohen Norden der lutherischen Sache einen Kämpen erweckt habe und leises Waffenklirren an den verwandten Höfen der Botschaft antwortete.

Die sächsischen Fürsten standen auf der Wacht gegen den Papst und den hispanisch gesinnten Kaiser. Sie waren bereit, zu sterben für Glauben und Vaterland.

So hatte er gesprochen im welschen Garten; sie meinte die ernste Stimme noch zu hören. Jetzt verstand sie seine Strenge. Aber eine heiße Gluth stieg in ihre Wangen bei dem Gedanken, daß die kurz geschürzte, bebänderte Schäferin, die damals den Antheil an der Sorge der harten Zeit so leichtfertig abwies — sie gewesen war, die deutsche Fürstin.

Und was half es ihr, daß sie sich sagte, auch sie habe für eine gute Sache gekämpft, für einen würdigeren Platz der Frau? Wer hätte Zeit gehabt, über einen solchen zu disputiren, während gestritten werden mußte um Glaubensfreiheit und das tägliche Brot?

Hatte eine der Gräfinnen danach Verlangen getragen? Sie bangten nur um das Leben ihrer Herren, wenn die Kriegsfurie wieder entfesselt würde; sie flehten einzig zu Gott um Erhaltung der Stätte, an der sie walteten: des häuslichen Herdes.

Auf welchen Irrweg war sie von dem französischen Roman geführt worden! Verwöhnt und verzärtelt hatte sie die Sprache desselben, daß ein aufrichtiges Wort sie herrisch dünkte; eines Serviteurs hatte sie begehrt, und ihr schwankender Sinn bedurfte doch eines Führers; Mißverständnisse hatte sie ersehnt, von süßen Schmerzen geträumt — o, nun war der wirkliche Schmerz über sie gekommen, und sie erkannte, daß er kein süßer Gespiel, sondern ein harter Zuchtmeister ist.

Ihre Thränen begannen zu fließen. Könnte sie doch ihr Leben für immer schließen wie dort das unselige Buch. Waren doch beide gleich verfehlt. Aber ihre Tage spannen sich weiter — trostlos, öde. Wie leere Blätter lagen sie vor ihr, seitdem der Name, den das Schicksal gnädig für sie hineingezeichnet hatte, von ihrer frevelnden Hand ausgelöscht worden war.

Was vermochte die Stelle auszufüllen?

Die Pflicht!

Wer rief das Wort? Sie kannte den Klang der Stimme. So feierlich hatte sie es schon einmal sprechen hören. Ach, es war ihr treues Gedächtniß gewesen.

Aus weiter Ferne, für immer von ihr getrennt, lenkte der hochgesinnte Mann ihren strauchelnden Fuß auf den rechten Weg, wie er sie damals aus dem Irrgarten geführt hatte.

Die Pflicht!

An diesem Wort, das sie einst hart und ungalant genannt hatte, richtete sie sich allmählich auf. Ja, es war in ihre Hand gegeben, ihr altes Leben zu beschließen und ein neues zu beginnen. Sie wollte ihre Pflicht thun als deutsche Fürstin, wie er sie that als deutscher Fürst.

Die Kerzen auf dem Betpult waren tief herabgebrannt. Bevor Dorothea sie löschte, zog sie aus den Andachtsbüchern das kleine Gebetbuch ihrer Großmutter hervor. Ihr Blick fiel auf eine Stelle, welche die nun längst in Staub zerfallene Hand vorgestrichen hatte:

„Herr, ich bin der Thon, Du bist der Töpfer und Werkmeister."

Draußen graute der Tag. Der frische Thüringer Wind, der so kühl und spröde an den Felsen und Wäldern wird, daran er sich unablässig stößt, rauschte wie munterer Morgengruß um den alten Opferbaum des Donnergottes; zwischen den Erlen am Saalufer verschwanden die Nebelgestalten mit ihren weißen dünnen Armen und winkenden Schleiern; in Porndorf bespannten die Bauern den schweren deutschen Pflug, und drüben am Wiesenrain kroch der alte Hirt aus seiner Bucht und zog den Schafpelz über die Ohren.

Als der erste Sonnenstrahl die Zinnen der Dornburg traf, da wirbelte ein zartes Rauchwölkchen aus dem Schornstein über der Wohnung des fürstlichen Fräuleins. Rosig angehaucht, kräuselte es sich und verwehte in der klaren Luft wie ein flüchtiger Traum.

* * *

An einem der nächsten Tage ließ Frau von Tautenburg Seife kochen. Unter ihrer Aufsicht mußte Grethe im Wirthschafshof Asche in den Laugenkorb schaufeln.

Da schimmerte es bunt aus dem grauen Häuflein. Sie zog ein Endchen verkohlte gewirkte Borte heraus, daran noch Goldleder hing und das winzige Zipfelchen eines rosenfarbigen Herzens, das nun in Wahrheit verbrannt war.

Frau von Tautenburg kannte die Haderlümpchen. Gewichtig nickte ihr würdiges Haupt. Schade, daß die Läuterungen, welche die Menschen erfahren, so selten zu einer Zeit kommen, da sie dieselben zu nützen vermögen auf ihrer Erdenwallfahrt.

Dann schritt sie in die Stube, hielt ihrem Töchterlein den Fund vor die Augen und sprach: „Solches ist das Ende der Alamodenarrethei. Das kommt davon, wenn den Kindern nicht zu rechter Zeit durch den Sinn gefahren wird."

Käthe hörte es kaum. Sie stand am Fenster und lugte verstohlen nach dem Weg hinab, der ins Saalthal führte.

Dort ritt Junker Utz auf seinem Rothschimmel heran. Wie das Wunderthier Chamäleon schaute sie zugleich nach zwei verschiedenen Seiten: nach dem Reiter und dem Fenster der Hofjungfrau. Da steckte die Zudringliche wahrhaftig die lange Nase heraus.

Na warte! Käthchen zeigte sich auch.

Der Utz traute erst seinen Augen nicht. Dann zog er den Hut tief vor ihr. Sie mußte gestehen: er hatte es ganz hübsch gelernt bei seiner Aufwartung als Hofjunker.

Und sie machte ein steifes Knixchen.

Da schaute er sich noch einmal um nach ihr.

Wie er roth geworden war! Es fiel ihm nicht ein, nach der dürren Hopfenstange hinzublicken. Die mochte nur das Fenster zuschieben. Sie aber wollte wacker aufpassen, daß der Hofjungfrau der Spaß verdorben würde.

Da hatte sie viel zu thun; denn nach dem Heu wurde der weißgelbe Roggen, dann der rostfarbige Weizen eingeheimst. Und der Utz ließ es sich nicht nehmen, jeglichen Wagen auf dem fährlichen Weg unter der Dornburg hinweg zu geleiten.

Und über der neuen Sorge um den Junker Utz entschwand der alte Gram um den Vetter Achatius. Wer hätte das gedacht?

Ja, wer hätte das gedacht?

Diese Frage legte sich jeglicher Bewohner der Dornburg jetzt vor: die Frau Witwe, so oft ihr schönes Kind an dem Klavicymbel sich niederließ und die zarten Finger so ernste Accorde suchten; das Frauenzimmer, wenn es mit dem fürstlichen Fräulein unter dem Dächlein saß, statt des Schäferromans die Noth-,

Bitt- und Bethränen Flehender las und an Stelle seidener Hirtentäschlein warme Schauben und Röcke für arme Unterthanen nähte; und die Kammermägdlein, als der welsche Händler, der heuer wie in jedem Herbst die Dornburg heimsuchte, seinen goldgewässerten Moor und die Silberspitzen wieder einpacken mußte, weil das fürstliche Fräulein kein Begehren danach trug.

Wer hätte das gedacht? fragte auch er verdrießlich. Die Kammermägdlein suchten ihn damit zu trösten, daß er zum Schloßhauptmann berufen sei.

Er aber klagte: „O, Frau von Tautenburg! Nix Brokat, immer Kartek."

Mißmuthig wanderte er hinüber nach der Wohnung des Schloßhauptmanns und begann seinen ehrenwerthen Kartek auszubreiten. Aber diesmal rief Herr von Tautenburg: „Nix Kartek! Legt uns Damast und Goldposament vor!"

Der geschmeidige Welsche fand sich sofort darein. Vor den Augen der beiden Tautenburgerinnen entfalteten sich Prachtstoffe in allen Farben des Regenbogens.

Der Schloßhauptmann lugte aus seinen zugekniffenen Augen Käthen an. Die schaute unverwandt auf einen karmoisinfarbigen Damast. Schüchtern hielt sie eine breite Silberborte darauf. Es war ein herrlicher Anblick.

Ihr Vater raunte ihr zu: „Dieses Zeug würde ich Dir zum Brautkleid erwählt haben, wenn Du den Junker Utz genommen hättest. Nunmehro wird sich die Hofjungfrau dasselbe kaufen."

Käthe sah ihn hinterhältig an und ging zur Thür hinaus.

Er blinzelte pfiffig hinter ihr her, legte nun Beschlag auf den Stoff, kaufte auch noch seinem Ehegemahl einen sammetnen Rock und einen Schürzeneinsatz von Atlas, der mit goldenen Wespen gestickt war.

Der Händler zog vergnügt ab. „Nur Sammet und Seide Nix Kartek!" —

Käthchen war indessen nachdenklich zum Burgthor hinaus in den schattigen Hain gewandelt. Ruhe und Kühle umfing sie. Das Schreien und Peitschenknallen der Erntearbeiter tönte nur gedämpft herein in die Laubhallen, einzelne Sonnenlichter zitterten auf den schon falb sich färbenden Waldgräsern.

In ihre Gedanken verstrickt, schritt sie weiter und stand plötzlich unter der alten Ulme, die nun schon seit Jahrhunderten auf die Freude und das Leid der Menschenkinder herabschaute. Sie setzte sich zwischen die starken bemoosten Wurzeln und stützte ihr gedankenschweres Köpfchen sorgenvoll in die Hand.

Unter allen Leiden der Jugend ist eines der schwersten, daß sie so oft nicht weiß, was sie will. Also erging es auch Käthchen. Sie wollte ja das schöne Gut, den Hühnerhof und das karmoisine Kleid.

Und auch den Utz?

Das war es ja eben, was sie nicht wußte. Nur eines stand fest: Wenn die Hofjungfrau ihn heirathete, so war dieses das größte Unglück, welches auf Erden geschehen konnte.

(Schluß folgt.)

Zum vierzigjährigen Regierungsjubiläum des Kaisers von Oesterreich.

Vierzig Jahre sind verflossen, seitdem Kaiser Franz Joseph I. den österreichischen Thron bestiegen, vierzig Jahre so ereignißreich, so reich an wechselvollen Geschicken, daß manches Jahrhundert in der Geschichte einzelner Reiche nicht solchen Wandel und Wechsel aufweisen kann. Doch mitten in der Brandung, in den hochgehenden Wogen des Aufstandes und drohender Kriegsgefahr lag das Steuer des Reichs fest in des Kaisers Hand, der mit unermüdlicher Kraft und Treue für das Wohl seiner Völker sorgte und, wenn ein Unglück die Waffen seines tapferen Heeres traf oder des Reiches Umfang verminderte, um so mehr den innern Ausbau förderte und über seine weiten Gebiete die Segnungen der Civilisation und wachsende Wohlfahrt zu verbreiten suchte.

Als am 2. Dezember 1848 nach der Thronentsagung seines Oheims, des damaligen Kaisers Ferdinand, und der Verzichtleistung seines Vaters Franz Karl auf die Nachfolge der achtzehnjährige Kaiser die Zügel der Regierung ergriff, da drohte das alte, an Ehren und Siegen reiche Oesterreich aus den Fugen zu gehen; der magyarische Aufstand war noch unbezwungen, und Italien suchte das Joch der Fremdherrschaft abzuschütteln. Doch siegte Oesterreichs guter Stern.

Um des Reiches Zusammenhalt zu sichern, wurden alle Zugeständnisse der Verfassung vom 4. März 1849 wieder zurückgenommen: an die Stelle der Verfassung trat das frühere uneingeschränkte Regiment. In den nächsten Jahren bereiste der Kaiser alle seine Kronlande, Böhmen, Steiermark, Italien, Galizien, Ungarn, Kroatien, um sich mit der Eigenthümlichkeit der Völkerschaften, mit den Bedürfnissen der Länder durch persönliche Anschauung und Kenntniß vertraut zu machen. So ernst erfaßte der junge Monarch seine Aufgabe; denn wenn irgend ein Reich nicht bloß aus dem Kabinet des Fürsten heraus regiert werden kann, so ist es das vielsprachige Oesterreich, welches eine genaue Kenntniß seiner Völkerstämme, ihrer Sitten und Sprachen seitens des Monarchen verlangt.

Schmerzliche Erfahrungen blieben indeß dem Herrscher dieses großen Reiches nicht erspart; die Napoleonische Politik, welche Frankreichs gebietende Weltstellung durch die Schutzherrschaft über andere Völker wahren wollte, unterstützte Italien im Kampfe gegen Oesterreich; die Schlachten bei Magenta und Solferino gingen verloren, so tapfer auch das Heer focht, an dessen Spitze sich in der letzten Schlacht der Kaiser selbst gestellt hatte.

Franz Joseph kam dann mit Napoleon bei Villafranca zusammen, unterzeichnete dort am 11. Juli 1859 die Präliminarien, denen im November der Züricher Frieden folgte. Oesterreich verlor die Lombardei. Um so mehr galt es, im Innern des Reiches Kraft zu stärken; hochherzig beschloß der Kaiser, den einzelnen Ländern sowohl wie auch dem ganzen Reiche eine Verfassung zu geben, welche des Volkes Antheil an der Reichsgesetzgebung sichern sollte. Angekündigt durch das Diplom vom 20. Oktober 1860, wurde die neue Verfassung des österreichischen Kaiserstaats am 26. Februar 1861 publicirt. Die Landtage traten bald darauf zusammen und am 1. Mai wurde der Reichsrath eröffnet.

In der Thronrede sagte der Kaiser: „Ich halte fest an der Ueberzeugung, daß freie Institutionen unter gewissenhafter Wahrung und Durchführung der Grundgesetze der Gleichberechtigung aller Völker des Reichs, der Gleichheit aller Staatsbürger vor dem Gesetze und der Theilnahme der Volksvertreter an der Gesetzgebung zu einer heilbringenden Umgestaltung der Gesammtmonarchie führen werden." Und weiterhin heißt es: „Ich will dieses Werk, den Grundsätzen einer offenen und freisinnigen Politik gemäß, in allen Theilen des Reichs einer gleichmäßigen Entwicklung entgegenführen, und zwar nach Recht und Billigkeit und mit Rücksicht auf die Vergangenheit der einzelnen Königreiche und Länder sowie mit gleicher Liebe und Sorgfalt für jede der vielen edeln Nationen, welche unter dem Scepter meines Hauses brüderlich vereinigt sind."

Dieser schönen Worte mag man am Jubeltage des Kaisers freudig gedenken; es sind strahlende Perlen seiner Krone.

Die Schwierigkeiten der großen Aufgabe verhehlte sich der Kaiser nicht, und in der That regte sich bald in Ungarn und Kroatien der Widerspruch; der ungarische Landtag protestirte in einer Adresse an den Kaiser; er wurde aufgelöst und eine Art von Militärdiktatur in Ungarn eingeführt. Mehrere Jahre dauerte die Spannung zwischen den beiden Ländern; der ungelöste Zwiespalt fand erst ein Ende, als der Kaiser im Juli 1865 die Reichsverfassung sistirt, im Februar 1867 das ungarische Staatsrecht anerkannt hatte und am 8. Juni 1867 als König von Ungarn feierlich gekrönt worden war. Die Ausgleichsgesetze, die der ungarische Reichstag ausgearbeitet, waren von dem auf Grund der Februarverfassung wieder zusammenberufenen österreichischen Reichsrath angenommen worden, und so stand jetzt Ungarn neben Oesterreich. Zwei Ministerien, zwei Parlamente, über ihnen aber ein gemeinsames Reichsministerium, welches den Delegationen der beiden Reichstage verantwortlich war — so bestimmten es die Staatsgrundgesetze vom 2. Dezember 1867.

Das Bestreben des Kaisers, eine Reform des Deutschen Bundes durch freie Vereinigung der Fürsten durchzuführen (Aug. 1863), scheiterte daran, daß der wichtigste Bundesstaat, Preußen, sich von demselben fernhielt. Der Kaiser selbst hatte die Verhandlungen des Fürstenkongresses in Frankfurt mit parlamentarischer Gewandtheit geleitet. Der Widerspruch Preußens gegen die von

Oesterreich geplante Bundesreform hinderte nicht, daß beide Staaten zusammen ihre Heere in den Krieg gegen Dänemark schickten zur Befreiung des meerumschlungenen, stammverwandten Schleswig-Holstein; doch nach erfochtenem Siege traten Irrungen hervor, die durch die Begegnung des Kaisers Franz Joseph mit König Wilhelm I. in Salzburg im August 1865 ausgeglichen zu sein schienen, aber doch zu heftigerem Ausbruche des innern Zwiespaltes zwischen den beiden Staaten und zuletzt zum Kriege von 1866 führten. Die Niederlage bei Königgrätz hatte den Austritt Oesterreichs aus Deutschland und außerdem den Verlust Venetiens zur Folge, trotz der Siege, welche die österreichische Landmacht bei Custozza, die Seemacht bei Lissa über die Italiener erfochten. Um so erfreulicher war es, daß Kaiser Franz Joseph, nach den freundlichen Begegnungen mit Kaiser Wilhelm I. in Gastein und Salzburg, die sich seit 1871 alljährlich wiederholten, zu dem engen Bündniß zwischen Deutschland und Oesterreich 1879 in staatsmännischer Würdigung der großen Bedeutung desselben seine Hand bot. Daß dieses Bündniß noch fest und unerschüttert dasteht, das haben noch jüngst die Kaisertage in Wien bewiesen, der ebenso glänzende wie herzliche Empfang, welcher dem jungen Kaiser Deutschlands, Wilhelm II., bei seinem Besuche in der Donaustadt seitens des Hofs und der Bevölkerung zu theil geworden. Wir verweisen auf die Schilderung dieser bedeutungsvollen Festtage, die wir in dem Artikel „Kaiser Wilhelm II. in Wien" (Halbheft 24) brachten. Nach den Bestimmungen des Berliner Kongresses von 1878 war Oesterreich die Verwaltung von Bosnien und der Herzegowina zugefallen; es hatte auf der Balkanhalbinsel festen Fuß gefaßt und so seinen Machtbereich nach Süden wesentlich erweitert. Die deutsche Politik ist hier fördernd den großen Intentionen des Kaisers entgegen gekommen.

Dieser kurze geschichtliche Ueberblick, der nur Hervorragendes streifen konnte, zeigt uns, wie ereigniß- und thatenreich das Leben des Herrschers war, der jetzt das 58. Lebensjahr vollendet. Er hat durch eine weise Politik der österreichisch-ungarischen Monarchie zu einer imponirenden Machtstellung im Herzen Europas verholfen, sie zu einer starken Bürgschaft des europäischen Friedens und des siegreichen Kulturfortschrittes gemacht. Jedoch der rastlose Fleiß des pflichtgetreuen Regenten wurde, noch mehr als durch die oft drangvollen politischen Ereignisse, durch die Fürsorge für die innern Angelegenheiten, für die Wohlfahrt seiner Völker in Anspruch genommen. Welche gewaltigen Fortschritte Oesterreich unter seiner Regierung gemacht, das wird die Kulturgeschichte in ihren Jahrbüchern verzeichnen: zahlreiche Schulen und Bildungsanstalten jeder Art, Institute für Hebung des Verkehrs und des landwirthschaftlichen Betriebs, ein immer weiter ausgebautes, immer größere Länderstrecken umfassendes Eisenbahnnetz, die außerordentliche Vermehrung der wirthschaftlichen Erzeugnisse, die Blüthe von Handel und Gewerbe, das alles legt, wieviel auch der schöpferischen Volkskraft zugerechnet werden muß, Zeugniß ab für eine weise und fürsorgliche Regierung, welche die freie Entfaltung derselben gefördert und in die rechten Bahnen gelenkt hat.

Vermählt ist Kaiser Franz Joseph I. seit dem 24. April 1854 mit der Prinzessin Elisabeth, der Tochter des Herzogs Maximilian von Bayern, die am 24. Dezember 1837 geboren wurde. Die anmuthige, schöne, ritterliche Kaiserin von Oesterreich ist bekanntlich eine leidenschaftliche Reiterin, welche vor den Gefahren einer englischen Fuchsjagd nicht zurückschreckt, muthig und kühn, vorleuchtend den glänzenden Reitervölkern, die des Kaisers Scepter beherrscht. Aus dieser Ehe stammen drei Kinder: Gisela, geboren den 12. Juli 1856, seit 1873 mit dem Prinzen Leopold von Bayern vermählt, der Kronprinz Rudolf, geboren am 22. August 1858 und die 1868 geborene Erzherzogin Marie Valerie. Bekannt ist die Liebe zu den Naturwissenschaften, die den österreichischen Thronfolger auszeichnet. Zeugniß dafür legt das große, unter seiner Leitung herausgegebene Werk ab: „Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild", zu dem er selbst die schwunghafte Einleitung geschrieben. Als gewandter Schriftsteller hat er sich bewährt in seinen Reiseschriften: „Eine Orientreise", „Fünfzehn Tage auf der Donau", „Jagdreisen in Ungarn". Der mit der belgischen Prinzessin Stephanie seit 1881 vermählte Kronprinz ist eine glänzende Hoffnung für Oesterreichs Zukunft; seine Ehe ist mit einer Tochter gesegnet, der anmuthigen, jetzt fünfjährigen Erzherzogin Elisabeth.

Am vierzigjährigen Jubeltage der kaiserlichen Regierung aber vereinigen sich alle Völker Oesterreichs, wie verschieden auch sonst ihre Sprachen sein mögen, in der einen Sprache, die das Herz diktirt, in den heißen Segenswünschen für ihren geliebten Kaiser, dessen ganzes Leben voll unabläßiger Sorge für seines Reiches Wohl war und der noch lange walten möge als die Vorsehung seiner Völker zu ihrem Heil. †

Der deutsche Kaiser in Italien.

Von Woldemar Kaden.

„Italia, wir steh'n zu Dir!' so rief der junge Kaiser —
„Nun grünet neu zu Ehr' und Zier, ihr alten Lorbeerreiser!"

Die Blumen und Blätter, die dem gen Rom fahrenden Kaiser über den Weg gestreut und in Sträußen und Kränzen gereicht wurden, sind längst verwelkt und verweht; verklungen sind die Hymnen und Serenaden, das Beifallsjauchzen italienischer Begeisterung, die Salutschüsse der Kanonen von Kastellen und Panzerschiffen; die leuchtenden Fahnen Deutschlands und Italiens, die der frische kecke Herbstwind so lustig ineinanderflocht und die vereint von den stolzen Kriegsschiffen der italienischen Marine in Neapels Golf flatterten, sind zusammengerollt und geborgen worden; verlaufen auch hat sich nach stürmischer Brandung und lang nachdauernder Fluthung der Strom, das Meer der Völker, die aus den Gebirgen Kalabriens und der Basilikata, aus der lombardischen und apulischen Ebene, dem Gartenland Toskanas, von der Aetna-Insel und allen andern Inseln des schönen Landes, gekommen waren, den Kaiser zu schauen, ihn Hand in Hand zu sehen mit ihrem geliebten Herrscher, und, freudig überzeugt von dem Ernste, von der Herzlichkeit des Bundes, nun zurückgekehrt sind in ihre Städte und Dörfer, in Paläste und Hütten, um den Heimgebliebenen zu erzählen, daß sie mit eigenen Augen ihn erblickt, ihn, der Italien als Friedensfürst erscheint.

Auch der Kaiser selbst, nur schwer sich losreißend von all dem Lieben und Schönen, was ihm hier Fürst und Volk des Sonnenlandes entgegenbrachten, ist über die Alpen heimgekehrt in die Arme seiner Lieben, empfangen als ein Geliebter auch vom gesammten germanischen Volk.

Auf Wiedersehen! war sein Scheidegruß in Neapel und in Rom. Auf Wiedersehen! rief ihm das italienische Volk zurück, dem er durch ein stolzes Kaiserwort seine theure Kapitale für unabsehbare Zeiten gesichert. „. . . . . und wenn Dich im heimischen Norden droben der graue Tag wieder ernst und kalt empfangen wird, wenn Mühe und Sorge und Kummer in dunklen schleppenden Gewändern wieder in Dein Gefolge treten — dann erinnere Dich der warmen gluthfarbenen Sonnentage in unserem Süden, wo das Leben wohnt, erinnere Dich des Volkes, das Dir nicht bloß in flüchtigem Tagesrausch zujubelte, das Dich schon lange vorher, schon in Deinen Vätern liebte und ehrte und Dich heute feiert in dem Bewußtsein, Dich zur Seite ihres Königs zu sehen mit dem Gelöbniß, Freud' und Leid mit ihm, mit uns zu theilen, mit uns und ihm Eins zu sein in den hohen Aufgaben, die Eurer Völker warten." . . .

So, oder ungefähr so dürfte der Auszug aller Ansprachen, Reden, Trinksprüche, Hymnen und Gedichte lauten, die in diesen hohen Zeiten allüberall laut wurden. — —

Die Chronik der jüngsten italienischen Ereignisse zu schreiben, ist nicht Aufgabe der „Gartenlaube", die diese nothwendig den Tagesblättern überlassen muß; noch immer aber hat dieselbe in ihren Annalen in großen Zügen die Thatsachen markirt, die einer großen civilisatorischen Idee entspringen und das Ergebniß sind weisheitsvoller Vorbereitungen, die in einer Verbindung enden, durch welche ganze große Völker endlich in den Stand gesetzt werden, Hindernisse, die sich ihnen bislang als unüberwindbar auf ihrem zur Höhe aufschreitenden Wege entgegenstellten, zu über-

winden. Unendlich viel bedeutet heute für Italien die Verbindung mit einer großen ſtabilen Macht mit wahlverwandten Intereſſen; und welche Bedeutung kann ſie für unſer umdrohtes Vaterland nicht vielleicht ſchon in nächſten Zeiten gewinnen!

Ein Akt der Geſchichte hat ſich abgeſpielt. —

Sympathiſch, wie dem italieniſchen Volke die vornehme und menſchenfreundliche Dynaſtie der Hohenzollern, iſt dem Volke Deutſchlands ſeit langem die in Italien hochverehrte, freiheitliebende und -fördernde „Caſa Savoia“. An der Wiege beider aber ſaß ein gemeinſames Geſchick. Bis 1415 waren ſie beide einflußloſe Feudalweſen; in dieſem Jahre erſt verlieh Kaiſer Sigismund dem Savoyer den Herzogstitel, gleichzeitig dem Hohenzollern die Mark Brandenburg mit der Kurfürſtenwürde. In dreihundert darauffolgenden Jahren ſuchen Savoyer und Hohenzollern in Kraft die Grenzen ihrer Staaten zu erweitern, und 1701 giebt es ſo den erſten König von Preußen, und nur wenig Jahre ſpäter einen König von Sardinien, ſo daß nun beide Häuſer ihren gebührenden Platz unter den Mächten Europas einnehmen.

1866 verbindet das Land, dem die Caſa Savoia vorſteht, ſich mit Deutſchland, ein erſter Schritt nach dem durch die politiſche Einigkeit zu erreichenden Ziele. 1870 wird das große Hinderniß der italieniſchen und der deutſchen Einheit, Frankreich, überwunden, Victor Emanuel ſteigt aufs Capitol und Wilhelm ſetzt zu Verſailles die deutſche Kaiſerkrone ſich aufs Haupt.

Von da ab ſind Savoyen und Hohenzollern, ſind Deutſchland und Italien geeinigt, „verbunden“, wie der junge Kaiſer vor dem verſammelten Reichstage am 25. Juni 1888 erklärt, „durch die gleichen geſchichtlichen Beziehungen und gleiche nationale Bedürfniſſe der Gegenwart. Beide Länder wollen die Segnungen des Friedens feſthalten, um in Ruhe der Befeſtigung ihrer neugewonnenen Einheit, der Ausbildung ihrer nationalen Inſtitutionen und der Förderung ihrer Wohlfahrt zu leben.“

Sie beide aber werden, ſowie ſie einig ſind im Bebauen der Felder des Friedens, auch eine treue Waffenbrüderſchaft halten, wenn die Verhältniſſe ſie aufs Schlachtfeld drängen, und zu dieſem Zwecke, damit der waffenkundige Fürſt, der junge deutſche Kaiſer die Stärke ſeines ſavoyiſchen Verbündeten kennen lerne, führte dieſer ihm vor Rom, bei Centocelle, ſein herrliches Heer vor, ließ er in Neapels herrlichem Golfe ſeine ſtolze Flotte an ihm vorüberfahren.

Nur einmal erſt — das iſt aber ſchon lange her und ſteht auf einer vergilbten Seite der Geſchichte geſchrieben — fanden Preußen und Piemonteſen als Waffenbrüder ſich zuſammen auf dem Schlachtfelde, das war im Jahre 1706, wo Prinz Eugen ſie nebſt den Oeſterreichern (eine alte Tripelallianz!) gegen die Turin belagernden 70000 Franzoſen des Herzogs von Orleans zum Siege führte.

Das andere Mal . . .? Niemand lüftet den Schleier, hinter dem hervor es blutroth ſchimmert, aber der Kaiſer hat die Ueberzeugung gewonnen und hat dieſer vor dem italieniſchen Kriegsherrn, vor deſſen Heer- und Flottenführern lauten freudigen Ausdruck gegeben: die vereinten Waffen werden unter allen Umſtänden bewährt erfunden werden.

Rom hatte zum Empfange des Friedensfürſten viel gethan, dabei aber freilich nichts geſchaffen, was würdig geweſen wäre der kunſtgewandten Gegenwart und ſeiner großen klaſſiſch-künſtleriſchen Vergangenheit. Sein Feſtapparat auf Straßen und Plätzen entſprach durchaus nicht ſeiner Größe, zu welcher zwei Jahrtauſende Geſchichte es erhoben; — aber was auch wäre das Herrlichſte, das Erhabenſte geweſen im Vergleich mit dem wogenden Meere römiſcher und neapolitaniſcher Volksbegeiſterung, das über die Dächer, über die Thürme hinaufſchlug, in dem alles andere, Fahnen und Ranken und Triumphbögen unterging, das mit ſeinem Brauſen den Donner der Kanonen ſelbſt verſchlang, und aus dem einzig und allein, von vielen hunderttauſend Augen geſucht, die leuchtende Geſtalt des Kaiſers wie eines antiken Sagenhelden hervorragte!

Erſchüttert bis in des Herzens tiefſte Tiefen, bleich und ſtumm, nahm er die Huldigungen, wie ſie ein nordiſches Volk nicht zu bringen vermag, entgegen; eines freien Volkes Huldigungen, das verſtändnißinnig zu ihm und dem ernſtblickenden, gleichermaßen tief erregten König an ſeiner Seite emporſah.

Und das traditionelle Wetterglück des alten Hohenzollern war auch dem Enkel treu, heute, da er zum zweiten Male über die Alpen kam. Im letzten Frühlinge, da er ſeinen Vater in deſſen dunkelſten Stunden zum Troſte in San Remo beſuchte, lagen Land und Meer im Trauergewand und Sturm und Regen waren ſeine Begleiter.

Heute empfing ihn die Sonne Italiens mit ihrem hellſten Schein; was ſie berührte, wurde zu Gold. Der ärmſte Schmuck in Zweig und Blatt blitzte und glitzerte wie köſtliches Metall; die Roſen wurden zu Rubinen, die armen Fähnchen zu Seide und Goldbrokat.

Aber am herrlichſten ſtrahlte das Meer. In ihm berauſchte die Sonne ſich und berauſcht kehrten die Blicke von ihm zurück. Auf dieſem glänzenden Meere aber vollzog ſich das glänzendſte Schauſpiel, das dieſer Golf, den einſt die Purpurſegel der Herren der Welt durchkreuzten, je geſehen.

In Caſtellamare, zwiſchen dem Veſuv und dem Kap der Minerva, erwartete die italieniſche Flotte, eine der ſchönſten und beſtgeführten der Welt, in den anweſenden Schiffen allein 150000 Pferdekräfte repräſentirend, erwarteten ungezählte andere Dampfer, Schiffe, Yachts, Boote und Barken die vereinten, auf die ſchöne „Savoia“ ſteigenden Herrſcher zur Taufe und zum darauffolgenden Stapellauf des Koloſſalpanzerſchiffes „Umberto II.“ Alles vollzog ſich in größter Ordnung und höchſter Begeiſterung. Aber ſo prächtig dieſes Schauſpiel auch war, übertroffen bei weitem ward es durch die darauffolgende Flottenſchau vor Neapel. Durch ſie ward auch der Kaiſer zu rückhaltloſer Bewunderung hingeriſſen; durch eigene Augen überzeugte er ſich, daß Italien zu einer Seemacht erſten Ranges ſich emporgeſchwungen.

Siebenundvierzig Schiffe, darunter die weltbekannten Rieſen „Lepanto“, „Italia“, von je 18000 Pferdekraft, der „Duilio“, „Etna“, „Veſuvio“, „Stromboli“, „Tripoli“ und wie dieſe Seeungeheuer ſonſt heißen mögen, manövrirten vor dem deutſchen Kriegsherrn, deſſen Streben es iſt, auch Deutſchlands Seemacht immer würdiger zu geſtalten, in bewundernswerther Weiſe. Wie luſtige Delphine ſchäumte die Schar der Torpedoboote durch die blaue Fluth und jene Koloſſe bewegten ſich gleich zierlichen Tänzern.

Heer und Flotte Italiens hatten die große Probe beſtanden, und Italiens Name wird fortan mit Achtung, mit höchſter Achtung von dem Kaiſer genannt, in aller Welt anerkannt werden.

Der Geſchichtsforſcher erinnert ſich mit Lächeln der Zeit, nicht jener, wo ein deutſcher Kaiſer im Büßerhemd und barfuß von einem Papſte gedemüthigt ward, ſondern einer früheren, wo Deutſchland ungeſtraft zur See beleidigt werden konnte.

Es war im Jahre 968. Im Palaſt des Nicephorus Pholas zu Konſtantinopel gab es einen harten Wortſtreit. Liudprand, Biſchof von Cremona und Abgeſandter des deutſchen Kaiſers Otto I., ſtand vor dem zornmüthigen Griechenkaiſer, der ihn und ſeinen deutſchen Herrn in ſchroffſter, frechſter Barbarenweiſe beleidigte.

„Sage Deinem Herrn, daß er in Ermangelung einer Flotte keine Herrſchaft auf dem Meere ausübt. Ich allein habe eine Flotte, ich habe Seeleute, und kommt mich die Luſt an, ſo werde ich mit ihnen ſeine Meerſtädte angreifen und ſie in Steinhaufen verwandeln . . .“

Und was iſt heute der Orient? —

Und nun kam die Abreiſe. Himmel und Sonne hatten ihre Schuldigkeit gethan und hüllten ſich aufs neue in ihr Herbſtgewand.

Es war ein ernſter, grauer, doch weicher Tag, der 18. Oktober, der Geburtstag ſeines unvergeßlichen Vaters, an dem der Kaiſer Pompeji beſuchte, um durch einen Blick in jene ſchweigende Vergangenheit das durch die überwältigende Herrlichkeit der letzten Tage berauſchte und erregte Gemüth zu ſammeln.

Ob er beim Anblick der in Ruinen liegenden Tempel und Häuſer an unſere blonden Vorfahren dachte, da dieſe bei römiſchen Herren noch verachtete Thürſteherdienſte verſahen und jenen Kaiſern als Leibwache dienten?

Die Nachkommen der alten italiſchen Völker, der König Humbert, deſſen Bruder Amadeo, der Kronprinz ſtanden ihm zur Seite als Freunde, als herzlich Verbündete; hoch über ihren Häuptern dampfte der Veſuv, ein Opferaltar, und drüben an der Station „Pompeji“, wo der Kaiſer den Zug beſtieg, um gen Norden zu fahren, ſchmiegten die deutſchen und italieniſchen Fahnen ſich eng ineinander und das dichtgeſcharte Volk ſchrie:

„Evviva la Germania! Evviva l'Italia, per sempre!“

Des alten Heerbanns Heilruf bei Kaiser Wilhelms II. Romfahrt.

Wie von rothem Nordlicht glühend,
Voll von sagenhaftem Glanz
Steigt zum Himmel, Strahlen sprühend,
Hoch empor der Alpen Kranz.
In den eiserstarrten Lüften
Tönt's wie kriegerisch Geschrei;
Von den Firnen, aus den Klüften
Wallt es scharenweis herbei.

Hoch auf knochenstarken Rossen,
In der Eisenfaust den Speer,
Von dem Panzer fest umschlossen,
Ein verscholl'nes Ritterheer;
Blaue Augen, blonde Bärte,
Deutscher Nibelungen Bild,
Wogt es wie auf Kriegesfährte
Zum ronkalischen Gefild.

Wieder hallt es hart und eisern,
Wieder stellt sich Hauf bei Hauf
Mit den alten Heldenkaisern
Deutschlands alter Heerbann auf.
Hundertjähr'ger Gräber Schollen
Huben sie mit freud'ger Macht,
Und wie fernen Donners Rollen
Schallt ihr Heilruf durch die Nacht.

Hoch in seiner Treuen Mitten,
Einem Barbarossa gleich,
Kommt ein junger Fürst geritten
In das heil'ge röm'sche Reich,
Ernst und mild, fest und entschieden,
Jeder Zoll ein echter Held:
Kaiser Wilhelm trägt den Frieden
In die kampfesmüde Welt.

Naht ein Feind dem deutschen Volke,
Steht, ein unbesiegter Wall,
Seines Heeres Wetterwolke,
Wie die Lohe um Walhall;
Doch dem Freund mit inn'gem Grüßen
Reicht der Kaiser Hand und Mund:
Deutschland und Italien schließen
Einen festen Völkerbund.

Und die deutschen Geisterscharen,
Die für ihrer Kaiser Ehr'
Einst gen Rom gezogen waren,
Schwingen ihre rost'ge Wehr,
Und, laut schallend, in die Schilde
Rufen sie wie Sturmgebraus
Im ronkalischen Gefilde
Ihren neuen Kaiser aus.

R. Ey.

Die Alpenfee.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Roman von **E. Werner.**

(Fortsetzung.)

Doktor Reinsfeld saß in seiner Wohnung und schrieb eifrig. Es mußte vor der Abreise doch noch so manches geordnet und aufgezeichnet werden für den Nachfolger, der im Lauf der nächsten Woche eintreffen sollte und mit der Wohnung auch deren Einrichtung übernahm. Groß war die Habe des jungen Arztes ja allerdings nicht, aber sein Blick streifte doch bisweilen mit einem wehmüthigen Ausdruck die einfache, fast dürftige Umgebung. Er war hier so glücklich und — so unglücklich gewesen.

Draußen fuhr ein Wagen vor und hielt gerade vor dem Doktorhause. Benno hielt mit Schreiben inne, um hinauszublicken, und sprang dann überrascht auf, denn er gewahrte die zierliche Gestalt der Frau Doktor Gersdorf, die sich aus dem Schlage beugte. Die vornehme Verwandte, deren Bekanntschaft er einst so gefürchtet hatte, war ihm in der letzten Zeit eine so tapfere kleine Freundin geworden und hatte sich mit solchem Feuereifer seiner Liebe angenommen! Er hatte das freilich zurückgewiesen und zurückweisen müssen; aber er war ihr doch von ganzem Herzen dankbar dafür.

Mit einem frohen Willkommen auf den Lippen trat er an den Wagen, schrak aber plötzlich zusammen, denn neben der jungen Frau erblickte er noch eine andere Dame, die sich blaß und scheu in die Ecke drückte — Alice Nordheim!

„Ja, ich komme nicht allein," sagte Wally, die höchst zufrieden war mit dem Effekt ihrer Ueberraschung. „Wir sind auf einer Spazierfahrt begriffen und kamen durch Oberstein, da wollten wir doch nicht so ohne weiteres vorbeifahren. Nun, Benno, freuen Sie sich denn gar nicht über den Besuch?"

Reinsfeld stand noch immer ganz fassungslos da. Eine Spazierfahrt bei diesem kalten, regnerischen Wetter! Und weshalb kam Alice mit? Weshalb zitterte sie so, als er ihr aus dem Wagen half, und vermied es, ihn anzusehen? Er brachte kein Wort über die Lippen; aber das war auch nicht nöthig, denn Frau Doktor Gersdorf füllte die Pause hinreichend aus. Sie sprach unaufhörlich, bis man im Zimmer war, und da fing sie erst recht an.

„So, nun sind wir hier! Du hast es ja gewollt, Alice, und nun siehst Du aus, als ob Du am liebsten davonlaufen möchtest! Warum? Ich werde meinem Vetter doch einen Besuch machen können und Du bist ja in meiner Begleitung, unter dem Schutze einer verheiratheten Frau, dagegen darf selbst Deine gestrenge Frau Oberhofmeisterin nichts einwenden. — Uebrigens braucht Ihr Euch gar nicht zu geniren, Kinder! Ich weiß alles, ich bin vollkommen auf der Höhe der Situation und finde es ganz natürlich, daß Ihr Euch aussprechen müßt. Also fangt nur an!"

Sie setzte sich in den Armsessel, den der Doktor soeben verlassen hatte, und machte Miene, der Sache in aller Feierlichkeit beizuwohnen; aber vorläufig trat nur eine unendlich lange Pause ein. Alice stand auf der einen Seite des Zimmers und Benno auf der andern, keines von beiden sprach ein Wort, und als das einige Minuten gedauert hatte, fing die junge Frau an, sich zu langweilen.

„Ach so, Ihr wollt allein sein!" sagte sie. „Nun meinetwegen, ich werde in das Nebenzimmer gehen, um dafür zu sorgen, daß Ihr ungestört bleibt — wenn ich vor der Thür stehe, kommt sicher kein Mensch hinein."

Ohne eine Antwort abzuwarten, ließ sie dem Wort die That folgen und schloß geräuschlos die Thür hinter sich, hatte aber dann nichts Eiligeres zu thun, als sich am Schlüsselloch zu etabliren. Zu ihrem großen Mißvergnügen machte sie jedoch die Entdeckung, daß die alte, festgefügte Eichenthür keinen Laut hindurch ließ, und aus dem, was das Schlüsselloch ihr zeigte, wurde sie auch nicht klug. Die beiden da drinnen schienen noch immer nicht anzufangen. Trotzdem harrte Wally mit Selbstverleugnung aus auf ihrem Posten, sie hatte sich nun einmal in den Kopf gesetzt, ein Schutzgeist zu sein, und wenn sie in dieser Eigenschaft den ganzen Tag hier stehen sollte.

Leider ließ sie bei diesem lobenswerthen Vorsatze den Umstand außer Acht, daß das Zimmer noch eine zweite Thür hatte, die in einen kleinen Nebenraum und von dort in das Gärtchen führte, und überdies hatte sie keine Ahnung davon, daß gerade zu derselben Stunde sich Veit Gronau in Begleitung Saids und Djelmas dem Doktorhause näherte.

Ernst Waltenberg war gestern Abend nicht nach Heilborn zurückgekehrt, obgleich er seinem Sekretär eine Unterredung zugesagt hatte. Erst heute morgen war ein Bote von ihm gekommen mit der Nachricht, daß er sich für einige Tage in dem kleinen Wirthshause von Oberstein einquartiert habe und daß man ihm die beiden Diener mit den nothwendigsten Sachen nachschicken solle. Das war denn auch unverzüglich geschehen und Veit hatte sich gleichfalls mit auf den Weg gemacht. Da das Fahren auf dem steilen und unbequemen Gebirgswege aber nicht gerade zu den Annehmlichkeiten gehörte, so hatten sie es vorgezogen, die letzte Strecke zu Fuß zu machen, während der Wagen mit dem Gepäck langsam nachfuhr.

Said und Djelma waren nicht sehr erbaut von dem Einfall ihres Gebieters, tage- und vielleicht wochenlang in dem kleinen Bergwirthshause zu bleiben, das nicht die mindeste Bequemlichkeit bot, während man in Heilborn eine schöne, behagliche Wohnung hatte. Sie zeigten sehr mißvergnügte Gesichter und der Neger erlaubte sich die wehmüthige Bemerkung:

„Master Hronau, der Herr gar nicht mehr ist zu begreifen!"

„Ganz natürlich, und er wird noch viel unbegreiflicher werden, wenn er erst verheirathet ist!" sagte Veit mit grimmiger

Genugthuung. „Freut Euch nur auf die ‚herr schöne Geschichte', das habt Ihr davon! Nun, mich geht es nichts mehr an, ich werde wohl die längste Zeit bei Euch gewesen sei; jetzt seht zu, wie Ihr allein mit ihm fertig werdet."

Der Afrikaner und der Malaue horchten entsetzt auf bei diesen Worten. So sehr Master Hronau sie auch hofmeisterte und gelegentlich ausschalt, sie hingen doch mit Leib und Seele an ihm, und der Gedanke, daß er sie verlassen könne, war ihnen unfaßbar. Sie begannen daher, mit Bitten und Klagen auf ihn einzustürmen, und trieben ihn mit ihren Fragen so in die Enge, daß Gronau heimlich seine Uebereilung verwünschte.

Er hatte sich längst selbst gesagt, was Benno ihm zu bedenken gab, daß es um seine Stellung bei Waltenberg geschehen war, wenn er wirklich mit einer Anklage gegen den Präsidenten auftrat. Trotzdem hielt er den Entschluß mit der ganzen Hartnäckigkeit seines Charakters fest. Gerade weil sich der Sohn seines alten Freundes so unverzeihlich lau und zaghaft zeigte, hielt er es für seine Pflicht, an dessen Stelle einzutreten. An sich selbst dachte er dabei nicht im mindesten; er war es gewohnt, sich von einer Lebensstellung in die andere zu werfen und nicht viel nach der Zukunft zu fragen, er kümmerte sich einzig und allein um die Gegenwart.

Das konnte er nun freilich den beiden Dienern nicht auseinandersetzen; aber er war nicht um einen Vorwand verlegen, und als sie ihm wieder mit der Frage nach dem Warum zu Leibe gingen, erklärte er:

„Weil die Unbegreiflichkeit des Herrn Waltenberg immer toller wird! Was ist das nun wieder für ein Einfall, sich bei solchem Wetter in dem elenden Bergneste hinzusetzen! Wahrscheinlich ist er seiner Braut noch nicht nahe genug, oder er hat Eifersuchtsmucken im Kopfe und will sie nicht aus den Augen lassen. Das wird wohl überhaupt chronisch bei ihm werden, wenn er erst Ehemann ist, und das kann ich nicht mit ansehen."

„O, Master Gronau gar nicht mag die Damen," sagte Said betrübt, denn er theilte keineswegs diese Abneigung, sondern schwärmte für die künftige gnädige Frau.

„Nein, denn wo die Damen anfangen, da hört die Gemüthlichkeit auf, bei den Männern wenigstens!" grollte Veit, der selten eine Gelegenheit vorbeigehen ließ, seiner Frauen- und Ehefeindschaft Luft zu machen. „Wenn sie verliebt sind, werden die klügsten Leute verrückt."

„Verr — rückt!" wiederholte Djelma, indem er sich Mühe gab, das R möglichst energisch zu schnarren, aber der arme Junge hatte kein Glück mit seinem Lerneifer; er erntete auch diesmal statt des gehofften Lobes nur Scheltworte.

„Du hast eine verwünschte Manier, Dir gerade die Worte zu merken, die Du nicht nachsprechen sollst!" fuhr ihn Gronau an. „Wenn unsereins verrückte Streiche macht, so ist das eben Verrücktheit; wenn Herr Waltenberg sie aber macht, so ist das Genialität und man findet es ungeheuer poetisch. — Da kommen wir endlich wieder auf die Fahrstraße! Ihr könnt dort auf den Wagen warten, ich will inzwischen nur auf einen Augenblick bei dem Doktor Reinsfeld eintreten, mit dem ich ein paar Worte zu reden habe."

Der Fußweg, den sie eingeschlagen hatten, führte gerade an dem Gärtchen des Doktorhauses vorüber; Gronau durchschritt dasselbe und öffnete die ihm wohlbekannte Hinterthür. Er war bei dem letzten Zusammensein mit Benno sehr heftig geworden, hatte ihm seine Zurückhaltung in den bittersten Worten vorgeworfen, und seine Gutmüthigkeit litt es nicht, daß ein solcher Mißklang bestehen blieb. Er kam jetzt, halb in der Absicht, sich zu entschuldigen, und halb in der Hoffnung, den Doktor noch nachträglich zu einer Theilnahme an seinem Vorhaben zu bestimmen. Da der Nordheimsche Wagen an der Vorderseite des Hauses hielt, so hatte er keine Ahnung von dem Damenbesuche, sonst hätte er wahrscheinlich davor die Flucht ergriffen.

Frau Doktor Gersdorf stand inzwischen aufopfernd auf ihrem Posten am Schlüsselloch, der ihr leider sehr wenig zu sehen und gar nichts zu hören erlaubte; freilich nahm das Gespräch da drinnen eine ganz andere Richtung, als sie vorausgesetzt.

Benno, der vergeblich darauf wartete, daß Alice sprechen sollte, nahm endlich selbst das Wort.

„Sie wollten zu mir, gnädiges Fräulein — wirklich?"

„Ja, Herr Doktor," war die leise, mit bebender Stimme gegebene Antwort.

Reinsfeld wußte sich das nicht zu deuten. Alice war ihm in der letzten Zeit stets so unbefangen und zutraulich genaht. Seit jenem Zusammensein im Walde war es freilich vorbei mit der Unbefangenheit; aber das erklärte doch nicht diese seltsame Veränderung, die mit ihr vorgegangen war. Sie stand bleich und zitternd da und schien eine förmliche Angst vor ihm zu hegen, denn sie wich zurück, als er ihr näher trat.

„Sie fürchten sich — vor mir?" fragte Benno vorwurfsvoll.

Sie machte eine matt verneinende Bewegung.

„Nein, nicht vor Ihnen, aber vor dem, was ich Ihnen zu sagen habe — es ist so furchtbar!"

Reinsfeld sah sie noch immer verständnißlos an; aber plötzlich kam ihm wie ein Blitz die Erkenntniß der Wahrheit.

„Um Gotteswillen, Sie wissen doch nicht etwa —?"

Er vollendete nicht, denn Alice hob jetzt zum ersten Male das Auge zu ihm empor, so trostlos, so verzweifelt, daß es keiner anderen Antwort mehr bedurfte, der eine Blick sagte ihm alles. Er trat rasch zu ihr und faßte ihre Hand.

„Wie ist das möglich? Wer ist so grausam gewesen, Sie damit zu quälen?"

„Niemand!" versetzte das junge Mädchen mit sichtbarer Anstrengung. „Ein Zufall — ich hörte eine Unterredung meines Vaters mit Gronau —"

„Und Sie glauben doch nicht, daß ich daran betheiligt bin?" fiel Benno stürmisch ein. „Ich habe alles versucht, Gronau zurückzuhalten, habe jede Theilnahme meinerseits verweigert."

„Ich weiß es — um meinetwillen!"

„Ja, um Ihretwillen, Alice! Und deshalb brauchen Sie auch nichts von mir zu fürchten. Es war nicht nöthig, daß Sie kamen, um mein Schweigen zu erbitten, ich hätte ohnehin geschwiegen."

„Ich kam nicht deshalb," sagte Alice leise. „Ich wollte Sie um Verzeihung bitten, um Vergebung für —"

Ein lautes Aufschluchzen erstickte ihre Stimme; da fühlte sie sich plötzlich von Benno umfaßt. Sie war ja nicht mehr Wolfgangs Braut, er beging keinen Verrath mehr an dem Freunde, wenn er die Geliebte einmal wenigstens in die Arme schloß; aber er wagte es nicht, sie zu küssen, während sie im fassungslosen Weinen an seiner Brust lehnte.

Gerade in diesem Augenblick öffnete Veit Gronau die Seitenthür und blieb ganz entsetzt auf der Schwelle stehen. Er hätte eher des Himmels Einfall erwartet als einen solchen Anblick; aber er besaß leider nicht das diplomatische Talent der Frau Doktor Gersdorf, geräuschlos zu verschwinden und zu thun, als habe er nichts gesehen; die Ueberraschung entriß ihm im Gegentheil ein langgezogenes „Ah!"

Die beiden fuhren erschrocken auf. Alice entwand sich in tödlicher Verlegenheit den Armen Bennos, der nicht viel mehr Geistesgegenwart zeigte, während der Störenfried noch immer groß und breit auf der Schwelle stand und in seiner Bestürzung gar keine Anstalt machte, sich zurückzuziehen. Endlich faßte sich das junge Mädchen so weit, um in das Nebenzimmer zu Wally zu flüchten, während der Doktor mit finster gerunzelter Stirn dem ungebetenen Gaste entgegentrat.

„Ich habe Sie wirklich nicht erwartet, Herr Gronau; das ist ja ein förmlicher Ueberfall!"

Seine Stimme klang in ungewohnter Schärfe; aber Gronau schien das durchaus nicht übelzunehmen. Er trat näher und sagte mit dem Ausdruck höchster Befriedigung:

„Das ist etwas anderes! Das ist etwas ganz anderes!"

„Was denn?" rief Benno gereizt; aber Veit klopfte ihm statt aller Antwort freundschaftlich auf die Schulter.

„Warum haben Sie mir das nicht gleich gesagt? Jetzt begreife ich es, warum Sie durchaus nicht gegen Nordheim auftreten wollten, und jetzt finde ich das auch in der Ordnung, ganz in der Ordnung."

„Ich werde auch nicht dulden, daß ein anderer es thut," erklärte Reinsfeld, dessen Gereiztheit durch diesen gemüthlichen Ton nur noch gesteigert wurde. „Ich gestehe keinem das Recht zu, sich hineinzumischen, auch Ihnen nicht, Herr Gronau."

„Fällt mir auch gar nicht mehr ein!" sagte Gronau ruhig. „Gut, daß ich bei Herrn Waltenberg noch keinen Lärm geschlagen habe, jetzt bleibt die Sache natürlich unter uns. Sie haben sie ja viel gescheiter angefangen als ich, Doktor, und da lassen Sie

sich geduldig von mir ausschelten, ohne mir ein Wort zu sagen? Ich habe Ihnen diese Gescheitheit wahrhaftig nicht zugetraut."

„Halten Sie mich etwa einer niedrigen Berechnung fähig?" fuhr Benno auf. „Ich liebe Alice Nordheim."

„Habe ich gesehen!" bestätigte Veit. „Und sie läßt es sich gefallen — bravo! Jetzt gehen wir dem Herrn Präsidenten ganz anders zu Leibe, jetzt fordern wir nicht etwa das gestohlene Kapital, sondern seine sämmtlichen Millionen mit der Hand seiner Tochter. Wie gesagt, Benno, Sie sind unglaublich gescheit gewesen, eine glänzendere Genugthuung konnten Sie sich gar nicht schaffen und damit würde auch Ihr Vater im Grabe zufrieden sein."

„Ja, so sehen Sie die Sache an," sagte Reinsfeld mit schmerzlicher Bitterkeit. „Alice und ich fassen sie ganz anders auf. Was Sie gesehen haben, war nur ein Abschied, eine Trennung für ewig."

Veit machte bei dieser Erklärung ein Gesicht, als habe man ihm unversehens eine Ohrfeige versetzt.

„Trennung? Abschied? Doktor, ich glaube, Sie sind nicht recht bei Verstande!"

Der junge Arzt war sonst die Höflichkeit und Geduld selbst, bei dieser derben Einmischung aber in die zartesten Angelegenheiten seines Herzens verlor er die Geduld so vollständig, daß er sogar einen Versuch machte, grob zu werden.

„Ich wiederhole Ihnen, Herr Gronau, daß ich mir Ihre Einmischung verbitte!" rief er heftig. „Glauben Sie etwa, daß ich den Mann, der meinem Vater das angethan hat, selbst Vater nennen könnte? Freilich, Sie kennen und verstehen nicht solche ideale Gründe."

„Nein, von dem Idealen verstehe ich gar nichts," gestand Veit; „aber desto mehr vom Praktischen, und hier ist die Sache so klar und einfach wie nur möglich. Sie haben das Mittel, Nordheim zur Einwilligung zu zwingen, also wird er gezwungen; Sie lieben seine Tochter, also wird sie geheirathet. Alles Uebrige ist Unsinn — Punktum!"

„Ganz meine Meinung!" sagte eine Stimme von der Thür her, und Frau Doktor Gersdorf, die die letzten Worte gehört hatte, trat ein und bemächtigte sich mit gewohnter Entschiedenheit des Gespräches.

„Herr Gronau hat recht, die Sache ist so klar und einfach wie nur möglich," wiederholte sie. „Sie werden Alice unter allen Umständen heirathen, Benno — Punktum!"

Der arme Reinsfeld, der sich jetzt von zwei Seiten angegriffen sah, mochte wohl fühlen, daß er hier mit seinen idealen Gründen nicht durchkam. Er ermannte sich daher zu einem Gewaltstreich und erklärte:

„Ich will aber nicht! Und darüber habe ich doch wohl allein zu entscheiden."

„Und das will nun ein Liebhaber sein!" rief Gronau, indem er in heller Verzweiflung die Hände zum Himmel emporhob. Wally aber griff die Sache viel praktischer an und zähmte den Widerspenstigen in anderer Weise.

„Benno!" sagte sie vorwurfsvoll; „da drinnen sitzt die arme Alice und weint, als ob ihr das Herz brechen sollte! Wollen Sie denn nicht wenigstens den Versuch machen, sie zu trösten?"

Das Mittel wirkte, der ganze Trotz Bennos sank zusammen. Er zögerte noch eine Minute, aber nur eine einzige, dann stürzte er in das Nebenzimmer.

„So, jetzt wird er vorläufig nicht wiederkommen," sagte die junge Frau, indem sie die Thür hinter ihm schloß. „Jetzt wollen wir die Geschichte in die Hand nehmen, Herr Gronau!"

Veit sah etwas betroffen aus bei diesem Vorschlage. Er hatte zwar nichts gegen eine Bundesgenossenschaft einzuwenden, daß sie aber weiblichen Geschlechtes war, ging gegen seine Grundsätze. Wally ließ ihm jedoch keine Zeit, sich darüber zu beunruhigen, sondern fuhr fort:

„Den Doktor können wir dabei nicht brauchen und Alice auch nicht. Er glaubt sich zur Entsagung verpflichtet, weil der Chefingenieur sein Freund ist, und er wäre im Stande, sein ganzes Leben in Neuenfeld zu verseufzen, während Alice als Frau Elmhorst am gebrochenen Herzen sterben würde — aber daraus wird nichts, das leide ich nicht!"

Sie trat so nachdrücklich mit dem Fuße auf, daß Veit unwillkürlich auf denselben hinblickte, und er konnte nicht umhin, die Bemerkung zu machen, daß es ein zierliches, allerliebstes Füßchen war, das so energisch den Boden stampfte. Er wußte nun freilich, daß die Entsagung Bennos andere Gründe hatte; aber da er das nicht verrathen durfte, so zog er es vor, die junge Frau in ihrem Irrthum zu lassen.

„Ja, gnädige Frau, der Doktor ist, was man so einen Idealisten nennt," sagte er, „und denen ist von der vernünftigen Seite nicht beizukommen. Es sind hochachtungswerthe Menschen, aber etwas verrückt sind sie alle."

Wally schien derselben Meinung zu sein, sie nickte ernsthaft mit dem Kopfe und bemerkte mit Selbstgefühl:

„Ich und mein Mann, wir sind gar keine Idealisten, Herr Gronau, wir sind ganz vernünftige Menschen."

Gronau machte eine respektvolle Verbeugung, welche die Vernünftigkeit von Herrn und Frau Doktor Gersdorf unbedingt anerkannte, und die letztere war davon so befriedigt, daß sie ihn freundschaftlichst einlud, neben ihr auf dem Sofa Platz zu nehmen, damit man die Angelegenheit in aller Gemüthlichkeit besprechen könne.

Veit entsetzte sich einigermaßen bei dieser Zumuthung, aber ablehnen konnte er sie doch nicht. So nahm er denn auf der äußersten Ecke Platz und ließ all die Erörterungen, Vorschläge und Fragen über sich ergehen. Zu einer Antwort kam er allerdings nicht; er staunte nur darüber, daß jemand so unendlich viel sprechen könne! Aber unangenehm war ihm das eigentlich nicht; im Gegentheil, er fühlte sich ganz behaglich in dem Redestrome, der ihn umrauschte und umplätscherte. Dazu gestikulirten zwei kleine, rosige Hände unaufhörlich vor seinem Gesicht und ein zierliches Köpfchen, mit krausen schwarzen Ringellocken, neigte sich im Eifer des Gespräches immer näher zu ihm. Er fing schließlich an, die Situation ganz annehmbar zu finden, und da ihm keine Zeit zu einer Antwort gelassen wurde, so begnügte er sich, verschiedene Male mit dem Kopfe zu nicken, und sah sich inzwischen seine Bundesgenossin sehr gründlich an, wobei er die Entdeckung machte, daß das weibliche Geschlecht, so ganz in der Nähe betrachtet, doch viel von seinem Abschreckenden verlor.

Endlich versiegte auch Wallys Redestrom, sie schöpfte Athem und forderte ihren Zuhörer auf, nun endlich auch seine Meinung zu sagen.

„O, ich bin einverstanden, ganz einverstanden!" versicherte dieser, in der Ueberzeugung, daß ein Protest ihm doch nichts helfen würde.

„Das freut mich," sagte die junge Frau. „Es bleibt also dabei, Sie setzen Benno den Kopf zurecht und ich werde den Chefingenieur auf mich nehmen und ihn zum Zurücktreten veranlassen. Mein Mann hat es mir zwar verboten, aber man muß den Männern gegenüber immer ‚ja' sagen und dabei das Gegentheil thun von dem, was sie wollen. Ist es einmal geschehen, dann fügen sie sich ganz geduldig."

„O, thun sie das immer?" fragte Gronau, betroffen über diesen Einblick in die Behandlung der Ehemänner.

„Immer! Und es ist auch stets zu ihrem Besten. Uebrigens finde ich es sehr dankenswerth, daß Sie sich so angelegentlich mit dem Glücke und der Heirath meines Vetters beschäftigen. Warum sind Sie denn eigentlich noch Junggesell, Herr Gronau?"

„Ich?" Veit machte ein höchst verblüfftes Gesicht bei dieser Frage, deren Zweck er vorläufig noch nicht errieth, aber er sollte nicht lange im Unklaren darüber bleiben, denn Wally fuhr mit Nachdruck fort:

„Ein Junggesell ist etwas Trauriges, etwas Frevelhaftes sogar! Diese Menschensorte müßte eigentlich von Staatswegen verboten werden. Das habe ich Benno auseinandergesetzt, gleich das erste Mal, als ich ihn sah. Hier an dieser Stelle habe ich ihm erklärt, daß ich mich seiner annehmen und ihn möglichst bald verheirathen werde, und ich halte Wort."

Jetzt machte Gronau einen Versuch, entsetzt aufzuspringen: er schien zu fürchten, daß „diese Stelle" auch ihm verhängnißvoll werden könnte, aber Frau Doktor Gersdorf hielt ihn fest.

„Bitte, bleiben Sie sitzen, wir sind noch nicht fertig. Sie sind mir noch Antwort auf meine Frage schuldig."

Die kleine Hand zog den riesigen Mann sehr energisch auf das Sofa nieder und ebenso energisch klang die Wiederholung der Frage:

„Warum sind Sie Junggesell?"

„Ich habe ja weder Haus noch Herd," stotterte er. „Ich bin seit Jahren von Land zu Land gezogen."

„Das hat Herr Waltenberg auch gethan, und Fräulein von Thurgau reicht ihm doch die Hand," entgegnete Wally schlagfertig. „Wohin gehen Sie zunächst?"

„Nach — nach Hinterindien!" erklärte Veit, der auf diese Weise los zu kommen hoffte.

Die kleine Frau machte ein etwas bedenkliches Gesicht.

„Das ist sehr weit und da wird es schwer halten, Ihnen eine ordentliche Frau zu verschaffen, aber ich werde sehen, was sich thun läßt."

„Ach nein, gnädige Frau, thun Sie das lieber nicht!" bat Veit in wahrer Herzensangst.

„Was meinen Sie damit, Herr Gronau? Ich will doch nicht hoffen, daß Sie eine Abneigung gegen die Frauen oder gegen die Ehe haben?"

Die Frage klang sehr scharf und das vom Eifer des Gespräches geröthete Gesichtchen nahm einen so strafenden Ausdruck an, daß der Sünder keine Erwiderung wagte, sondern nur zerknirscht das Haupt senkte. Das stimmte Frau Doktor Gersdorf etwas gnädiger.

„Wie gesagt, ich werde mich auch Ihrer annehmen," versicherte sie, „aber erst muß mein Vetter verheirathet werden."

„Ja, das ist die Hauptsache, das muß zuerst geschehen!" rief Gronau mit einem Enthusiasmus, der die junge Frau entzückte. Sie ahnte ja nicht, daß es nur der Aufschub war, der ihn so sehr begeisterte.

„Und bis dahin sind wir Bundesgenossen und Mitverschworene," sagte sie feierlich. „Schlagen Sie ein!"

Dem braven Veit wurde es ganz eigen zu Muthe. Er konnte dies zierliche, rosige Händchen, das sich ihm entgegenstreckte, doch unmöglich drücken und schütteln und mußte gleichwohl ein Zeichen des Einverständnisses geben. Einige Sekunden zögerte er noch, dann aber geschah das Unerhörte, Veit Gronau beugte sich nieder und drückte seine Lippen auf jene rosigen Finger, etwas ungeschickt zwar, aber es war doch zweifellos ein Handkuß, der mit Genugthuung aufgenommen wurde. Wally fand, daß dieser Bär anfing, menschlich zu werden; aber während sie sich noch darüber freute, sprang er plötzlich wie von der Tarantel gestochen auf.

„O diese Schlingel! Diese gottlosen Schlingel!"

„Was ist denn? Was giebt es?" fragte die junge Frau erschrocken; aber jetzt gewahrte sie auch die Veranlassung dieses Ausbruches, ein schwarzes und ein braunes Gesicht, die sich draußen an die Fensterscheiben drückten, so eng, daß ihre Nasen ganz platt erschienen, und vier schwarze Augen, die mit brennender Neugierde in das Zimmer starrten.

„Wartet, ich werde Euch spioniren lehren!" rief Gronau, indem er wüthend nach dem Fenster eilte, worauf die beiden Gesichter blitzschnell verschwanden.

„So lassen Sie die Leute doch hereinschauen," sagte Wally ruhig. „Aber jetzt müssen wir abbrechen, ich muß nachsehen, ob das Liebespaar da drinnen noch immer bei der ewigen Trennung ist. Auf Wiedersehen, Herr Gronau!"

Sie neigte graziös den Kopf und ging in das Nebenzimmer, während Veit durch die Hinterthür das Haus verließ und Anstalt machte, den beiden Neugierigen eine derbe Strafpredigt zu halten. Aber es kam nicht dazu, denn Said grinste ihm voller Freude entgegen:

„O, Master Gronau hat jetzt auch eine Dame!"

„Und eine sehr schöne!" fügte Djelma ebenso vergnügt hinzu.

„Was? Bildet Ihr Euch etwa ein, daß die Geschichte da drinnen mich anging?" fuhr Gronau entrüstet auf. „Ich habe mit der Dame ja nur Heirathspläne gemacht!"

Das unvorsichtige Wort war kaum heraus, als er es auch schon bereute, denn die Wirkung war eine sensationelle. Said fuhr drei Schritt zurück und sein Genosse stand wie versteinert da, während sie beide das Wort: Heirath wie aus einem Munde wiederholten.

„Gleich heut?" fragte Djelma, während der Neger bedenklich einwarf:

„Aber Missis Gersdorf ja schon ist verheirathet!"

„Gerechter Himmel, jetzt glauben diese beiden Schafe, daß ich selbst heirathen will!" rief Veit verzweiflungsvoll und bemühte sich, ihnen klar zu machen, daß die besagten Pläne ja einem ganz anderen, einem Wildfremden gegolten hätten, aber vergebens. Die beiden hatten es mit eigenen Augen gesehen, wie ihr Mentor eine Viertelstunde lang im vertraulichen Gespräche mit einer Dame verweilte und ihr schließlich die Hand küßte. Sie beharrten steif und fest auf ihrem Glauben, daß er diese Dame heirathen wolle, und begannen die Frage zu erörtern, ob man sie gleichfalls mit auf die Reise nehmen werde und ob Master Gersdorf damit einverstanden sein werde.

Veit sah endlich die Unmöglichkeit ein, diese afrikanische und indische Begriffsverwirrung zu heben. Allerdings ging er dabei auch nicht mit der gewohnten Energie zu Werke, denn er fühlte sich in gewisser Hinsicht schuldig. Er, der abgesagte Ehefeind, hatte sich mit schmählicher Verleugnung all seiner Grundsätze in ein Komplott eingelassen, dessen Zweck war, den Doktor Reinsfeld in das Ehejoch zu zwingen! Und wenn der besorgt und aufgehoben war, dann kam er selbst dran, das hatte ihm Frau Doktor Gersdorf ja bereits angekündigt!

„Gott bewahre mich vor diesem Kobold!" murmelte er wüthend. „Ich glaube, wenn die Sache noch eine halbe Stunde länger gedauert hätte, ich wäre in der That auf irgend eine Weise verheirathet worden, ohne zu wissen wie!"

Im Wolkensteiner Gebiet herrschte seit drei Tagen ein Unwetter, wie es selbst hier in den Bergen für unerhört galt. Die Stürme, die sonst erst im November einzutreten pflegten, waren diesmal einige Wochen früher losgebrochen und tobten nun mit entfesselter Gewalt. Dazu strömte der Regen Tag und Nacht, in einzelnen Thälern waren Wolkenbrüche niedergegangen, die Ströme und Bäche stiegen mit reißender Macht, zerrissen ihre Ufer, überflutheten die ganze Umgebung, die Verbindung mit Heilborn war unterbrochen, der Verkehr selbst mit den nächsten kleinen Ortschaften nur mit Mühe aufrecht zu erhalten und die Gefahr stieg von Stunde zu Stunde.

In der Nordheimschen Villa hatte man bereits die Vorbereitungen zur Abreise getroffen, sie aber wieder aufgeben müssen, denn bei diesem Wetter war an Reisen nicht zu denken, und doch sehnten sich alle fortzukommen, denn es lag wie ein drückender Bann auf dem ganzen Hause.

Alice hatte sich für unwohl erklärt und verließ seit mehreren Tagen ihre Zimmer nicht. Es war ein Vorwand, um dem Zusammensein mit dem Vater zu entgehen, den sie nach jener Entdeckung scheute und fürchtete; aber der Präsident hatte jetzt andere Sorgen im Kopfe. Er hätte vielleicht die Scheu seines Kindes gar nicht bemerkt, so wenig wie er das seltsam gespannte Verhältniß zwischen Erna und Waltenberg bemerkte.

Sein altes Glück, das ihm sein Lebelang treu geblieben war, schien ihm jetzt auf einmal den Rücken zu kehren, es war, als ob eine feindselige Macht all seine Entwürfe durchkreuze, seine Pläne vernichte und alles, was er unternahm, in das Gegentheil verkehre.

Der mit so kühner, sorgfältiger Berechnung entworfene Plan, dessen Gelingen ihm einen Gewinn von Millionen verhieß, war gescheitert, und gerade an der Stelle gescheitert, wo er es am wenigsten erwartete. Der Mann, den er unlösbar an sich und seine Interessen gekettet zu haben glaubte, sagte sich im entscheidenden Augenblicke los von ihm und machte damit die Ausführung unmöglich. Nordheim wußte sehr gut, daß, wenn der Chefingenieur, sein künftiger Schwiegersohn, jener Abschätzung die Bestätigung versagte, sie überhaupt gar nicht vorgelegt werden durfte. Die Sache fiel unbedingt mit der Weigerung Elmhorsts, der dem nochmaligen Versuche, ihn umzustimmen, ein eisiges Nein entgegengesetzt hatte. Es war eine kurze, herbe Unterredung gewesen, sie drückte das Siegel auf die schon beschlossene Trennung.

Darauf war Wolfgang zu seiner Braut gegangen und über eine Stunde bei ihr geblieben. Den Inhalt des Gespräches erfuhr niemand, auch der Vater nicht; das junge Mädchen verweigerte mit ungewohnter Entschiedenheit jede Auskunft darüber, aber die Trennung war hier wenigstens keine feindselige gewesen. Denn als Elmhorst das Haus verließ, um es nicht wieder zu betreten, winkte ihm Alice vom Fenster aus einen Gruß nach, so warm und innig, wie sie es nie während der ganzen Verlobung gethan hatte, und er grüßte ebenso zurück.

Nordheim war nicht der Mann, der das Scheitern eines jahrelang gehegten und vorbereiteten Planes gleichgültig ertrug, und zu dem Groll darüber gesellte sich noch die Sorge über die Drohung Gronaus, die er im Anfange unterschätzt hatte. Jetzt bereute er es, den Jugendgenossen, dessen rücksichtslose Energie er

kannte, nicht wenigstens beschwichtigt und hingehalten zu haben. Wenn auch die direkten Beweise fehlten, es ließ sich aus so manchem eine Waffe schmieden, die gefährlich, ja verderblich werden konnte, und Veit hatte das sicher aufgespürt. Es war ein Fehler gewesen, ihn als Feind gehen zu lassen, ein Fehler, der sich vielleicht noch schwer rächte.

Für den Augenblick freilich trat selbst das in den Hintergrund vor einem nahen, drohenden Verlust, der bei dem Präsidenten alle anderen Sorgen zurückdrängte. Die Gebirgsbahn, die in wenig Tagen vollendet sein sollte, war durch den Ausbruch des Hochwassers aufs äußerste gefährdet. Von allen Punkten kamen bedrohliche Meldungen, eine schlimme Nachricht jagte die andere. Der Schaden war schon jetzt ein bedeutender; wenn der Sturm anhielt und das Wasser noch weiter stieg, konnte er unabsehbar werden und Nordheim war mit Summen betheiligt, deren Verlust selbst einem Manne von seinem Reichthum verhängnißvoll werden konnte.

Im Salon befanden sich Erna und Wally, deren Abreise sich gleichfalls verzögerte. Der Prozeß, der Gersdorf nach Heilborn führte, war mit einem Vergleich beendigt worden, dessen notarielle Feststellung den Rechtsanwalt noch einige Tage länger aufhielt. Seine Frau war entzückt darüber, denn sie hielt in ihrer Eigenschaft als Schutzgeist ihre Anwesenheit im Nordheimschen Hause für unbedingt nothwendig, mußte sich aber zu ihrer großen Enttäuschung bald genug überzeugen, daß es hier durchaus nichts zu schützen gab.

Der Chefingenieur war zurückgetreten, seine Verlobung mit Alice aufgehoben, das war jetzt auch der Familie kein Geheimniß mehr, aber die beiden hatten das ganz unter sich allein abgemacht, und Alice verweigerte mit hartnäckiger Verschlossenheit selbst der Jugendfreundin jede nähere Erklärung. Benno zeigte sich ebenso unzugänglich und schien an dem unsinnigen Gedanken einer Trennung festzuhalten, und was das Schlimmste war, kein Mensch verlangte den Rath und die Hilfe von Frau Doktor Gersdorf, die begreiflicherweise entrüstet war über diese Undankbarkeit.

„Das habe ich nun von meiner Menschenliebe!“ sagte sie in der übelsten Laune. „Jetzt sitze ich hier wie auf einer wüsten Insel mitten im Ocean, abgeschnitten von aller Welt, getrennt von meinem Manne, jeden Augenblick in Gefahr, fortgeschwemmt zu werden. Albert wird aus einem der wüthenden Gewässer meine Leiche auffischen und als trostloser Wittwer nach der Stadt zurückkehren. Ob er wohl jemals wieder heirathen wird? Es wäre entsetzlich, ich würde es ihm im Grabe nicht verzeihen; aber die Männer sind zu allem fähig!“

Erna, die am Fenster stand und in den Sturm und Regen hinausblickte, hörte kaum auf das Geplauder; sie war mit ihren Gedanken ganz wo anders.

„Wir sind ja hier nicht gefährdet, Wally,“ entgegnete sie gepreßt. „Das Haus in seiner hohen Lage ist sicher; aber ich fürchte, in Oberstein sieht es bedrohlich aus, dort — und auf der Bahn!“

„O, die wird der Chefingenieur retten,“ erklärte die junge Frau zuversichtlich. „Man hört es ja von allen Seiten, daß er sich wie ein Held benimmt und das beinahe Unmögliche leistet. Wir haben diesem Elmhorst doch unrecht gethan! Er hat Alice freigegeben, trotzdem er mit ihrer Hand Millionen verliert, und jetzt setzt er alles dran, Deinem Onkel die Bahn zu erhalten, obgleich sie sich feindselig getrennt haben. Gestehe es nur, Erna, Du hattest auch ein Vorurtheil gegen ihn.“

„Ja — ich hatte es!“ sagte Erna leise.

„Da kommt Dein Bräutigam!“ rief Wally, die zu ihr getreten war. „Aber wie sieht er aus! Das Wasser fließt ja förmlich von seinem Regenmantel, er hat wahrhaftig in diesem Wetter den Weg von Oberstein gemacht. Ich glaube, er geht durch Feuer und Wasser, um eine Stunde bei Dir zu sein. Aber das hört auf in der Ehe, mein Kind; glaube einer erfahrenen Frau, die schon vier Monate verheirathet ist. Mein Herr und Gemahl sitzt ganz ruhig in Heilborn bei seinen Akten und wartet, bis der Weg zu mir frei ist. Dein romantischer Ernst scheint freilich aus anderem Stoffe gemacht zu sein; aber was hat er denn eigentlich? Seit drei Tagen geht er herum wie eine leibhaftige Wetterwolke und läßt Dich dabei nicht einen Moment aus den Augen, wenn er bei Dir ist. Es ist förmlich beängstigend, Euch beide anzusehen, und es ist auch irgend etwas vorgefallen zwischen Euch, das redest Du mir nicht aus. So sei doch endlich einmal offen gegen mich, Erna, schütte Dein Herz aus, mir kannst Du unbedingt vertrauen, ich bin verschwiegen wie das Grab.“

Sie legte betheuernd die Hand auf die Brust, aber Erna, anstatt sich in ihre Arme zu werfen und zu beichten, erwiderte nur den Gruß ihres Bräutigams, der soeben vom Pferde stieg, und sagte dann abweisend:

„Du täuschest Dich, Wally, es ist nichts vorgefallen, durchaus nichts.“

Frau Doktor Gersdorf wandte sich ärgerlich ab, auch hier brauchte man keinen Schutzgeist; diese Menschen hatten eine merkwürdige Art, alles mit sich allein abzumachen. Die kleine Frau begriff das nicht, ihr war die Mittheilung ein Lebensbedürfniß, und beleidigt über diesen Mangel an Vertrauen rauschte sie zur Thür hinaus.

Kaum war sie fort, so trat Waltenberg ein. Er hatte Hut und Mantel bereits abgelegt, aber sein Anzug trug trotzdem die Spuren des Wetters, gegen das keine Hülle schützte. Er näherte sich seiner Braut und begrüßte sie mit der gewohnten ritterlichen Artigkeit; aber es lag etwas Eisiges in dieser Begrüßung und in seinem ganzen Wesen, dem das Glühen der dunklen Augen seltsam widersprach. Wally hatte nicht so unrecht, er glich in der That einer finsteren Wetterwolke, die drohendes Unheil in ihrem Schoße birgt.

Erna trat ihm mit sichtbarer Befangenheit entgegen, sie hatte diese Ruhe und Kälte fürchten gelernt.

„Nun, wie sieht es draußen?“ fragte sie hastig. „Du kommst von Oberstein?“

„Ja, aber ich habe einen Umweg machen müssen; denn auch die Bergstraße ist schon überfluthet. Oberstein selbst scheint ziemlich sicher zu sein; aber die Bewohner haben vollständig den Kopf verloren, alles jammert und rennt in sinnloser Angst durch einander. Doktor Reinsfeld thut das Möglichste, sie zur Vernunft zu bringen, und Gronau unterstützt ihn dabei nach Kräften; aber die Menschen gebärden sich wie die Unsinnigen, weil sie ihr bißchen Hab und Gut bedroht glauben.“

„Dies bißchen Hab und Gut ist aber alles, was sie besitzen,“ warf das junge Mädchen ein. „Ihre und ihrer Familien ganze Existenz ruht darauf.“

Ernst zuckte gleichgültig die Achseln.

„Nun ja, aber was ist das gegen die ungeheuren Verluste, welche die Bahn erleidet! Eben als ich in das Haus trat, kamen wieder neue Meldungen an den Präsidenten, nichts als Hiobsposten. Es scheint so ziemlich alles auf dem Spiele zu stehen.“

„Aber es wird ja mit Anspannung aller Kräfte gearbeitet! Sollte denn das alles vergebens sein?“

„Ja, der Chefingenieur kämpft wie ein Verzweifelter mit den Elementen,“ sagte Ernst mit einer Art wilder Genugthuung. „Er vertheidigt sein geliebtes Werk auf Leben und Tod, aber solchen Katastrophen ist keine Menschenkraft gewachsen. Das Wasser steigt fortwährend, die Dämme halten nicht mehr Stand, auf der unteren Strecke sind die Brücken bereits fortgerissen. Die ganze Natur scheint ja in Aufruhr zu sein.“

Erna schwieg, sie trat wieder an das Fenster und ihr Blick irrte hinaus in den wogenden Nebel, der jeden Ausblick hinderte. Auch die Bahnstrecke, die sich unterhalb der Villa hinzog, war heute nicht sichtbar, nur das Brausen der entfesselten Fluth drang herauf. Dort unten kämpfte Wolfgang an der Spitze seiner Leute und kämpfte vielleicht vergebens.

„Nun, die Wolkensteiner Felsenbrücke bleibt jedenfalls stehen,“ fuhr Waltenberg fort. „Herr Elmhorst sollte damit zufrieden sein und sich nicht so unsinnig preisgeben, wie er es bei jeder Gelegenheit thut. Feig ist er nicht, das muß man ihm lassen, er geht immer mitten hinein in die Gefahr; aber es ist eine Thorheit, sein Leben einzusetzen, um irgend einen bedrohten Damm zu retten. Er leistet Tollkühnes an der Spitze seiner Ingenieure und Arbeiter, die ihm blindlings folgen. Sie sollen sich nur in Acht nehmen, daß er sie nicht mit in das Verderben reißt.“

Es lag eine kalte, berechnende Grausamkeit in der Art, wie er seiner Braut die Gefahr des Mannes, den sie liebte, immer und immer wieder vor Augen führte; sie wandte sich um und streifte ihn mit einem schweren, vorwurfsvollen Blick.

„Ernst!“

„Du befiehlst?“ fragte er, ohne den Blick zu beachten.

„Warum verweigerst Du eine offene Aussprache, die ich so oft schon herbeizuführen suchte; Du willst ja keine Erklärung.“

„Nein, ich will sie nicht — laß uns darüber schweigen!"

„Weil Du weißt, daß Dein Schweigen mich mehr quält als alle Vorwürfe, und weil es Dir Freude macht, mich zu quälen."

Die Augen des Mädchens flammten; aber der leidenschaftliche Ausbruch begegnete einer Eiseskälte.

„Wie Du mich verkennst! Ich will Dir eine peinliche Auseinandersetzung ersparen."

„Wozu das? Ich fühle mich nicht schuldig; ich werde Dir nichts verhehlen und ableugnen —"

„So wenig wie bei unserer Verlobung!" unterbrach er sie schneidend. „Du warst ja auch damals sehr aufrichtig — bis auf den Namen! Du ließest mich geflissentlich in dem Irrthum, den ich allerdings selbst verschuldete."

„Ich fürchtete —"

„Für ihn — natürlich! Ich begreife das vollkommen; aber beruhige Dich; es kommt mir wirklich nicht so genau auf die Zeit an, ich kann warten."

Erna zuckte zusammen bei dem seltsamen, vieldeutigen Worte.

„Warten — worauf? Um Gotteswillen, was meinst Du damit?"

Er lächelte mit derselben kalten Grausamkeit wie vorhin.

„Wie schreckhaft Du geworden bist! Sonst pflegtest Du muthiger zu sein; aber freilich, eins giebt es, das Dich in besinnungslose Angst treiben kann, das habe ich gesehen."

„Und dies Eine läßt Du mich täglich und stündlich büßen! Das ist eine unedle Rache, Ernst, ich werde Dir keine Antwort, kein Bekenntniß verweigern, wenn Du fragst; aber stehe mir endlich Rede. Du hast Wolfgang Elmhorst gesprochen seit jenem Vorfall?"

Es verging eine volle Minute, ehe Ernst antwortete; er schien jeden Zug in ihrem Gesichte zu studiren.

„Ja!" sagte er endlich langsam.

„Und was ist geschehen zwischen Euch?" Ihre Stimme bebte in verhaltener Angst, so sehr sie sich auch Mühe gab, sie zu beherrschen.

„Verzeih', das geht wohl nur uns beide allein an; aber Du darfst Dich durchaus nicht beunruhigen. Ich habe bei Herrn Elmhorst jedes nur wünschenswerthe Entgegenkommen gefunden, wir sind im besten Einvernehmen geschieden."

Er betonte jedes Wort scharf und hohnvoll, und dieser Hohn brachte Erna aufs äußerste. Sie hatte bisher stumm und wehrlos alles ertragen, um ihn nicht noch mehr gegen Wolfgang zu reizen, sie wußte es ja, daß diesem allein seine Rache galt; jetzt aber richtete sie sich auf in voller Empörung.

„Ernst, geh' nicht zu weit, Du könntest es bereuen. Noch bin ich nicht Dein Weib, noch kann ich mich losreißen —"

Sie vollendete nicht, denn Waltenbergs Hand legte sich plötzlich auf die ihrige mit so eisernem Drucke, als wollte er sie zerbrechen.

„Versuche es!" zischte er; „der Tag, an dem Du Dich von mir trennst, ist der letzte seines Lebens."

Erna erbleichte, der Ausdruck seines Gesichtes erschreckte sie noch mehr als seine Drohung. Jetzt, wo er die Maske der Kälte und des Hohnes fallen ließ, lag etwas Tigerartiges darin, und in seinen Augen sprühte es so wild und furchtbar, daß sie unwillkürlich zusammenschauerte. Sie fühlte es, er würde dem Worte die That folgen lassen.

„Du bist entsetzlich!" sagte sie leise. „Ich — füge mich!"

„Das wußte ich!" rief er mit einem herben Auflachen. „Der Grund ist zwingend für Dich."

Er gab langsam ihre Hand frei, denn in diesem Augenblick trat Wally ein, die nun ausgeschmollt hatte und wissen wollte, wie es in Oberstein stehe, was ihr Vetter Benno mache und wie es drunten auf der Bahn aussehe; sie hatte wie gewöhnlich tausend Fragen und Erkundigungen.

Waltenberg antwortete mit voller Artigkeit; er war wieder ganz Herr seiner selbst und man sah es ihm nicht an, daß er eben noch eine Tigernatur verrathen hatte.

„Wenn es den Damen Vergnügen macht und sie den Regen nicht scheuen, können wir ja hinunter reiten," sagte er am Schlusse seines ausführlichen Berichtes.

„Vergnügen?" rief Wally, die trotz all ihres Uebermuthes doch ein warmes Mitgefühl für fremdes Leid besaß. „Wie können Sie im Angesichte eines solchen Unglücks nur davon sprechen!"

„Ja, gnädige Frau, der einzelne kann da wirklich nicht helfen," versetzte Ernst achselzuckend. „Aber ich versichere Ihnen, der Anblick ist hochinteressant."

Erna äußerte kein Wort des Vorwurfes, aber es wandelte sie ein Grauen an vor diesem krassen Egoismus. Dort unten setzten Hunderte Kraft und Leben ein, um ein großes, kühnes Werk zu retten, an dem sie jahrelang gearbeitet hatten, die ungeheuersten Summen standen auf dem Spiele und daneben bangten auch die armen Aelpler noch um ihren dürftigen Besitz. Ernst hatte auch nicht ein Wort des Bedauerns dafür, ihm war das nur „hochinteressant" und neben diesem Interesse empfand er höchstens noch Genugthuung darüber, daß die Schöpfung seines Feindes vernichtet wurde.

Und dieser Mann wollte sie an seine Seite zwingen für ein ganzes langes Leben, sie sollte ihm angehören mit Leib und Seele; und wenn sie sich aufbäumte und versuchte, die Kette zu zerreißen, die sie in einem Moment der Ueberraschung, halb willenlos auf sich genommen hatte, dann drohte er ihr mit dem Tode dessen, den sie liebte, und machte sie wehrlos damit. Das Mittel war gut gewählt, all ihr Trotz, all ihre Widerstandskraft sank zusammen vor dieser Angst.

Da hörte man im Nebenzimmer die Stimme des Präsidenten, der hastig und laut dem Diener einen Befehl gab und gleich darauf selbst eintrat, bleich und aufgeregt, nur mit Mühe seine Fassung bewahrend. Die letzten Meldungen ließen das Schlimmste befürchten, er wollte selbst hinunter und sehen, wie es stand. Waltenberg erklärte sofort, sich ihm anschließen zu wollen, und wandte sich dann an seine Braut so ruhig, als sei nicht das Geringste zwischen ihnen vorgefallen.

„Willst Du uns nicht begleiten, Erna? Wir reiten nach den am meisten bedrohten Stellen, und Du bist ja furchtlos genug."

Erna zögerte einige Sekunden, dann willigte sie hastig ein. Sie mußte sehen und wissen, was da unten geschah, und wenn es das Schlimmste war. Nur nicht länger hier oben ausharren, in den wogenden Nebel blicken, der alles verschleierte, und die Meldungen hören, die von Stunde zu Stunde beängstigender klangen! Es ging nach den am meisten bedrohten Stellen; dort war Wolfgang, sie sah ihn wenigstens!

Wally, die nicht begreifen konnte, wie man sich in solchem Wetter in das Freie wagen könne, blickte ihnen kopfschüttelnd nach, als sie davonritten; auch der Präsident war zu Pferde, denn auf dem gänzlich aufgeweichten Wege kam der Bergwagen nicht vorwärts; selbst die Thiere arbeiteten sich nur mühsam durch den tiefen Schlamm. Die kleine Gesellschaft ritt in drückendem Schweigen dahin, nur Waltenberg machte hin und wieder eine kurze Bemerkung, die kaum beantwortet wurde. Sie nahmen ihren Weg zunächst nach der Wolkensteiner Brücke.

Der Wolkenstein hatte sein Haupt noch dichter als sonst verhüllt; schwere Wetterwolken umlagerten seinen Gipfel und zogen an seinen Wänden hin, wilde Gletscherbäche stürzten von seinen Eisfeldern nieder und die Stürme umtobten ihn Tag und Nacht. Die Alpenfee schwang das Scepter über ihrem Reiche, die wilde Herrscherin des Gebirges zeigte sich in ihrer ganzen furchtbaren Macht.

Die Herbststürme waren ja so oft verhängnißvoll geworden, mehr als einmal hatten sie Hochwasser und Lawinengefahr gebracht; manches Dorf, mancher einsame Berghof hatte das schwer empfinden müssen, aber eine solche Katastrophe war seit einem Menschenalter nicht eingetreten. Seltsamerweise verschonte sie diesmal größtentheils die Ortschaften; die Fluthen und Stürme bedrohten nur die Bahn, die sich, dem Laufe des Stromes folgend, durch das ganze Wolkensteiner Gebiet zog und mit ihren zahlreichen Brücken und Bauten nur zu viele Angriffspunkte bot.

Der Chefingenieur hatte gleich beim ersten Ausbruch der Gefahr mit gewohnter Umsicht und Energie seine Maßregeln getroffen. Die ganzen Arbeitermassen wurden aufgeboten, um die Bahn zu schützen; die Ingenieure waren Tag und Nacht auf ihrem Posten, Elmhorst selbst schien sich zu verzehnfachen und überall zugleich zu sein. Er flog von einer bedrohten Stelle zur anderen; ermuthigte, befahl, feuerte an und gab dabei rücksichtslos seine eigene Sicherheit preis. Sein Beispiel riß alle fort; was Menschenkräfte nur leisten konnten, das wurde geleistet, aber all die Menschenkraft erwies sich als ohnmächtig den entfesselten Elementen gegenüber.

Seit drei Tagen und Nächten strömte der Regen wolkenbruchartig; all die tausend Wasseradern, die sonst so harmlos und

silberhell von den Höhen niederrannen, tobten und stürzten wie Wildbäche in das Thal nieder, die Bäche wurden zu reißenden Strömen, die durch die Wälder brachen und Tannen und Felstrümmer mit sich fortrissen, und alles strebte dem Bergstrome zu, dessen Fluth stieg und stieg und ihren wilden Wogenschwall immer wieder von neuem gegen die Bahndämme warf. Sie konnten diesem unaufhörlichen Ansturm endlich nicht mehr widerstehen, hier wurden sie überfluthet, dort zerrissen; das nasse, zerwühlte Erdreich hielt nirgends mehr zusammen und riß weichend das Mauerwerk mit sich.

Auch die Brücken hielten nicht mehr Stand, eine nach der anderen erlag dem Ansturm der Wogen, die man vergebens zu theilen und zu brechen versuchte. Infolge der unaufhörlichen Regengüsse gingen überall Erd- und Felsstürze nieder; eins der Stationsgebäude wurde dadurch völlig vernichtet, die anderen schwer beschädigt. Dazu tobte der Sturm in den Lüften und erschwerte das Arbeiten im Freien übermäßig. Wenn der Chefingenieur nicht an ihrer Spitze gewesen wäre, die Leute hätten längst die Arbeit aufgegeben und thatenlos dem Verderben zugeschaut, dem sie doch nicht wehren konnten.

Aber Wolfgang Elmhorst führte den Kampf durch bis aufs äußerste. Schritt für Schritt, wie er sich einst diesen Boden erobert hatte, vertheidigte er ihn jetzt. Er *wollte* nicht unterliegen, *wollte* sein Werk nicht preisgeben; aber während er mit verzweifelter Energie kämpfte und alles daransetzte, es der Vernichtung zu entreißen, klangen ihm immer wieder die letzten Worte des alten Freiherrn von Thurgau in den Ohren:

„Nehmt Euch in Acht vor unseren Bergen, die Ihr so hochmüthig zwingen wollt, daß sie nicht herabstürzen und all Eure Bauten und Brücken wie Splitter entzweibrechen. Ich wollte, ich könnte dabei stehen und es mit ansehen, wie das ganze verfluchte Werk in Trümmer geht!“

Die düstere Prophezeiung schien sich jetzt zu erfüllen — nach Jahren. Man hatte Wälder und Felsen durchbrochen, Ströme bezwungen und das ganze weite Bergesreich unter die eiserne Fessel gebeugt, die es den Menschen dienstbar machen sollte, man hatte sich so stolz gerühmt, die Alpensee besiegt und unterworfen zu haben, und jetzt, unmittelbar vor der Vollendung des Werkes, erhob sie sich von ihrem Wolkenthrone und schüttelte zürnend das Haupt. Jetzt kam sie hernieder in Sturm und Verderben und vor diesem Sturmesathem sank all das stolze Menschenwerk in Trümmern zusammen. Da half kein Muth und keine Energie, kein Ringen der Verzweiflung; die wilde Elementargewalt zertrat in wenigen Tagen all die Spuren, die der Menschengeist in jahrelanger, mühevoller Arbeit geschaffen hatte, und trieb hohnlachend ihr Spiel mit denen, die geglaubt hatten, ihre Herren zu sein — ein furchtbares, todbringendes Spiel!

Freilich die Wolkensteiner Brücke stand noch fest und sicher, wo alles andere wankte und stürzte. Selbst der weiße, kochende Gischt, den die wild schäumende Ache emporschleuderte, drang nicht bis zu ihr, die sich oben in schwindelnder Höhe hinzog. Und so furchtbar es in den Lüften tobte, der Sturm brach sich an den Eisenrippen des mächtigen Baues. Auf seinem Felsengrunde ruhte er, wie für die Ewigkeit geschaffen, und bot all den Unheilsmächten Trotz.

Das Stationsgebäude, das der Chefingenieur einstweilen bewohnte, war seit dem Ausbruch der Katastrophe das Hauptquartier gewesen, wohin sich alle Berichte und Meldungen wandten, von wo all die Befehle und Maßregeln ausgingen. Man hatte diesen Theil der Bahnstrecke bisher für sicher gehalten, da sie hier eins der schmalen, tief eingeschnittenen Seitenthäler kreuzte, die Wolkensteiner Schlucht überbrückte und sich dann auf steilen, hohen Abhängen wieder dem Bergstrome zuwandte, der an dieser Stelle einen weiten Bogen machte. Das Hochwasser, das der unteren Strecke so verhängnißvoll geworden war, konnte die obere nicht erreichen; aber jetzt waren die Wildbäche vom Wolkenstein losgebrochen und die Schlamm- und Geröllmassen, welche sie mit sich führten, drangen bis zur Brücke vor. Die Gefahr mußte auch hier dringend sein, denn Elmhorst selbst war zur Stelle und leitete persönlich die Arbeiten. (Fortsetzung folgt.)

Weihnachtsgeschenke.

Zeitgemäße Betrachtungen von **Emil Peschkau.**

Das schöne, poesieverklärte Fest mit seinem Tannenduft und seinem Lichterglanz nähert sich wieder; aber in die kindliche Vorfreude, die wir schon empfinden, in die selige Gebestimmung, die uns in nachdenklichen Stunden beschleicht, drängen sich auch wieder die alten Sorgen: Was schenken wir unseren Lieben? Was kaufen wir unseren Freunden? Wie bewältigen wir am besten die Pflichtgeschenke, denen wir uns nicht entziehen können? Mancher arme Teufel, der froh wäre, wenn er seinem kleinen Mädchen ein Paar tüchtige Schuhe auf den Weihnachtstisch stellen könnte, wird bitter lächeln, wenn er von unseren „Sorgen“ hört — und doch sind es Sorgen, und wir athmen erleichtert auf, wenn wir das Kapitel erledigt haben.

Freilich — wenn ich mir die Sache recht überlege, so scheint es mir, daß wir an diesen „Sorgen“ doch nur selber schuld sind. Diese Sorgen sind eine Art Zeitfrage, und so nebensächlich sie auch scheinen mögen, sind sie doch in gewissem Sinn charakteristisch für die Gegenwart. Man hat früher anders geschenkt als jetzt — man hat vor allem weniger geschenkt! Man hat sich darauf beschränkt, seinen nächsten Angehörigen eine Freude zu bereiten, man hat wenig geschenkt, aber Solides, Tüchtiges, man hat nicht nach dem Seltsamen gejagt, nach Flitter und Tand, nach blendenden Ueberraschungen, und man hat, wo immer man schenkte — ehrlich geschenkt! Heut zu Tage aber wüthet ein wahrer Schenktaumel, wir benutzen auch die Weihnachtszeit, um einander Sand in die Augen zu streuen, die gesellschaftliche Lüge droht sich alles Ernstes auch des lieblichen Festes zu bemächtigen, das wie ein heiliges Idyll unangetastet in dem Sturm unserer Tage steht.

Das Weihnachtsfest ist das Fest des Herzens, das Fest der Liebe, und das Schenken soll nur ein Ausdruck dieser Liebe sein. Es giebt aber Kreise, in denen das Schenken schon eine Art unangenehmen Geschäftes geworden ist. Immer größer wird die Anzahl derer, die man beschenken muß, und die Oberflächlichkeit und Leichtfertigkeit, mit der man das „Geschäft“ nun schon besorgt, wird endlich zur Gewohnheit und wirkt auch auf das Gebiet jener Geschenke zurück, die man wirklich mit Liebe giebt. Ich kenne Eltern, die selbst ihren Kindern Sand in die Augen streuen — nicht weil es ihnen an Liebe fehlt, sondern weil ihnen das gedankenlose, oberflächliche Schenken eben zur Gewohnheit geworden ist, weil sie keine Empfindung mehr haben für die schöne Idee des Weihnachtsgeschenkes, kein Verständniß für die ethische Bedeutung desselben.

Es ist recht schade, daß es keine statistischen Aufzeichnungen über die Weihnachtsgeschenke giebt — das wäre ebenso lehrreich als belustigend zu lesen. Das massenhafte Schenken, wie es jetzt Mode geworden ist, hat ja nicht bloß seine ernste, sondern auch seine drollige Seite. Wer viel Bekannte besitzt, kann sich die erheiterndsten Sammlungen anlegen und er wird mit der Zeit ein ganzes Museum zusammenbekommen: ein Zimmer für Cigarrentaschen und ein anderes für Pantoffeln, eines für Papiermesser und eines für Thermometer, eines für Spazierstöcke und eines für Zündhölzchenbehälter ꝛc. Unter dem Einfluß der Mode hat sich eine förmliche „Weihnachts-Industrie“ entwickelt, gegen die ja so weit nichts einzuwenden ist, als es sich um solide, einigermaßen nützliche Erzeugnisse handelt. Aber ein ernstes Wort verdient das Auftauchen einer Schundfabrikation im Großen, der Erzeugung von Geschenkgegenständen, die billig sind und hübsch aussehen, aber ihren Dienst versagen oder in Trümmer gehen, sowie man sie verwenden will.

Das Weihnachtsgeschenk soll ein Ausdruck der Liebe sein — beschränken wir es deshalb auf diejenigen, die wir wirklich lieb haben. Wozu diese „Pflichtgeschenke“ an Hinz und Kunz, da Hinz und Kunz doch ebenso gut wissen wie wir — wo man billigen, werthlosen Tand kauft. Und wenn wir unseren Lieben etwas schenken, dann vergessen wir wieder nicht, daß das Geschenk ein Ausdruck der Liebe ist, daß es ein Werthstück sein muß. Kein Werthstück, das für hundert Mark erstanden ist, sondern ein Gegenstand, der, wie geringfügig er auch sein mag, doch solid und tüchtig ist und für den Beschenkten Werth besitzt. Wir belügen uns nur selbst, wenn wir glauben, mit einer blendenden Ueberraschung Erfolg zu erzielen. Es ist wenigstens sehr wahrscheinlich, daß auch der Beschenkte des Pudels Kern sehr bald entdecken wird und daß er ein einfaches Taschenmesser, das er zehn Jahre lang benützt, einer prächtig aufgetakelten Standuhr, deren Werk schon nach drei Tagen den Dienst versagt, vorzieht.

Also nochmals und nochmals: Beschenken wir nicht so viele und schenken wir nicht so vielerlei! Entheiligen wir nicht das schöne Fest durch Lüge und Täuschung! Geben wir nur dort, wo uns das Herz dazu drängt, und dann lassen wir uns von unserem Verstand ernstlich berathen. Dann werden die Sorgen für die Weihnachtsgeschenke gleich viel geringer werden und was übrig bleibt an Sorge, ist nur die Sorge der Liebe und auch die ist köstlich. Es mag ja recht praktisch sein, seiner Frau ein paar Goldstücke als Weihnachtsgeschenk auf den Tisch zu legen — auch das ist eine Neuerung, die anfängt Verbreitung zu gewinnen — aber wer das thut, verräth ebenso wenig Sinn für die ideale Bedeutung des Weihnachtsfestes wie jene andern, die den fabriksmäßig erzeugten Tand und Flitter geschäftsmäßig verschenken. Das Weihnachtsfest ist das Fest der Liebe und diese muß uns aus allem entgegenleuchten, was den Namen Weihnachtsgeschenk verdienen soll.

Karoline von Linsingen.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Aus dem Leben einer schwergeprüften Frau. Nach ihren Briefen und Aufzeichnungen.*

Von **Schmidt-Weißenfels.**

Im Frühjahr 1790 schickte der König Georg III von England seinen dritten Sohn, William Heinrich Herzog von Clarence, nach seinem hannöverschen Kurfürstenthum, damit er dort, fern den Verführungen des Londoner Hoflebens, eine Zeit lang seinen Aufenthalt nehme. Die besorgte königliche Mutter, eine geborene Prinzessin von Mecklenburg, hatte ihrem jungen, heißblütigen Liebling dafür einen besonderen Hofstaat theils hannöverscher, theils englischer Edelleute ausgewählt, deren Ergebenheit wie Trefflichkeit des Charakters sie geeignet erscheinen ließen, die Umgebung und Gesellschaft des Königssohnes zu bilden. Unter diesen Ehrenkavalieren genoß namentlich der Generallieutenant von Linsingen, Chef eines hannöverschen Infanterieregiments, ein oft und gern gesehener Gast des englischen Hofes, das Vertrauen der Königin, während der junge Lord Dutton durch innige Freundschaft mit Prinz William verbunden war. Der eine sollte bei diesem die Stellung eines Mentors, der andere die eines treuen Kameraden einnehmen.

In der Stadt Hannover wurde der Sohn des Landesherrn mit allen ihm gebührenden Ehren von seiten des dort lebenden Adels aufgenommen. Feste über Feste fanden ihm zu Ehren statt und auf denselben wurde ihm alles vorgestellt, was zur vornehmen Welt des Landes gehörte. Vom Anfang seines Aufenthaltes in Hannover gewann sich auch der Herzog durch die Schönheit seiner Jünglingserscheinung, durch seine feurige Lebenslust und die edle Art seines Benehmens die lebhafte Verehrung dieser Gesellschaft und zumal der jungen Damen, die in der gefühlvollen Ueberschwänglichkeit ihrer Zeit für ihn schwärmten.

General von Linsingen hatte seine sehr zahlreiche Familie, die sonst in Lüneburg wohnte, während seines außerordentlichen Dienstes beim Prinzen William nach Hannover kommen lassen. Gleich nach seiner Ankunft ließ sich der letztere bei derselben einführen, zumal er von seiten seiner Mutter einen Brief und eine brillantengeschmückte Tuchnadel an die zweite Tochter des Hauses zu übergeben hatte.

Die Ursache dieser Auszeichnung für Fräulein Karoline von Linsingen war zunächst in der Freundschaft der Königin für den Vater zu suchen und dann auch in der Theilnahme, die sie seit Jahren gerade für diese seine Tochter hegte, ohne sie jemals gesehen zu haben. Aber er hatte ihr früher von ihren kindlichen Reizen und auffälligen Eigenthümlichkeiten ihres Wesens, poetischen Zügen und seltsam frühreifen Kundgebungen ihres Geistes so viel erzählt, daß die Königin begierig wurde, dies Mädchen zu sehen, und sie ihm das Versprechen abnahm, es einmal mit nach London zu bringen. Sie drang auch beharrlich auf Erfüllung desselben, seitdem Karoline älter geworden war; doch der General wurde davon immer wieder durch seine Frau und deren Mutter abgehalten, welche nicht nur die Erziehung Karolinens im adeligen Fräuleinstift erst vollendet wissen wollten, sondern deren Natur auch für zu zart hielten, um den Aufregungen eines großen Hoflebens ohne Besorgniß ausgesetzt werden zu können. Die Königin mußte sich daher mit den dankerfüllten Briefen begnügen, welche das Stiftsfräulein an sie richtete, und sie sandte ihm darauf ihre geistreichen und gütigen Antworten, in denen sie dasselbe immer wieder in ihre unmittelbare Nähe zu locken versuchte.

Karoline war inzwischen zweiundzwanzig Jahre alt geworden und hatte das Stift verlassen. Sie war hochgewachsen und von eigenartiger Schönheit, elfenartig zart im Gliederbau und doch eine imponirende Erscheinung von weichen Linien und schwellenden Formen. Aschblondes Haar umrahmte ihr feines, weißes und matt leuchtendes Gesicht, dessen rosig angehauchte Wangen noch die sammetweiche Rundung der Kindheit bewahrt hatten. Stirn, Nase und der Mund mit begehrenden, frischrothen Lippen waren von vollendeter Regelmäßigkeit; aus ihren blauen, mit langen Wimpern besetzten Augen blitzte es wie elektrisches Funkenspiel.

Prinz William stand ihr bei der ersten Begegnung im Hause und in Gegenwart ihres Vaters und ihrer Geschwister mit einer Befangenheit gegenüber, die sonst ganz und gar nicht in seinem Wesen lag. Er war blöde wie ein ungeschickter junger Mann, der zum ersten Mal einer eleganten Dame in einem Salon allein gegenüber steht, er, der doch gewohnt war, sich in großen Hofgesellschaften zu bewegen. Wenn er seine hellen seelenvollen Augen auf sie richtete, fühlte er sich wie unter einem magischen Bann, und während sie, ihre erste Schüchternheit vor dem hohen Herrn bemeisternd, in anmuthvoller Bescheidenheit zu ihm sprach, brachte er kaum einen zusammenhängenden Satz hervor. Er war froh, als er wieder von ihr sich entfernen konnte und mit seinem Freunde Dutton das Haus des Generals verließ.

Draußen faßte ihn freilich ein heftiger Aerger, eine so klägliche Rolle vor einem Mädchen gespielt zu haben, dem er doch, als es vor ihm erschien, die lebhafteste Huldigung hätte erweisen mögen. Und schließlich beschäftigte ihn kein Gedanke mehr, als sobald wie möglich eine Gelegenheit zu suchen, mit Karoline wieder zusammenzutreffen und nachzuholen, was er bei ihr versäumt.

Es wurde ihm leicht, solche Gelegenheit zu finden. Auf den Festen, die ihm gegeben wurden, sah er auch Karoline wieder. Er sprach mit ihr, befangen, aber doch in der selbstbewußten Art, die ihm seine Stellung gestattete. Er tanzte mit ihr, wie entrückt dem Boden, berauscht von dem Duft, den er um sie spürte. Er hätte, als der Tanz zu Ende, ihre Hand, seine Hand nicht loslassen mögen und er hielt sie in der That, als sei er daran mit der seinigen gefesselt. Erschöpft wie nach einer schweren Anstrengung fühlte er sich, als er sich endlich aus Schicklichkeit von ihr getrennt. Aber eine unwiderstehliche Macht trieb ihn bald wieder in ihre Nähe und sie zu neuem Tanze aufzufordern, um noch einmal die ungekannte Seligkeit zu durchleben, die er genossen, während sie im Tanz von seinen Armen umfangen war und ihr schönes Haupt sich dicht an seine Schulter geneigt hatte. Einen Zauber übte sie auf ihn aus, den er sich nur mit einer leidenschaftlichen Liebe zu ihr erklären konnte.

„Richard! Richard!“ sagte er in stürmischem Ungestüm zu dem jungen Lord Dutton, indem er ihm vertraulich gestand, wovon nach dem ersten Ball sein Herz und sein Kopf voll waren. „Das muß wohl eine wahre Liebe sein, wie sie die Dichter verherrlichen, wie sie ein Petrarca für seine Laura fühlte, und von der ich noch keine Ahnung gehabt, trotzdem ich schon manches schöne Mädchen zu lieben geglaubt. Aber das war ja nichts Aehnliches; es waren leichte Brisen gegen diesen Sturm. Es ist eine Raserei, Freund, und ich weiß nicht, wie dies enden soll. Fliehen wäre das Beste. Doch warum fliehen vor dem Glück? Denn es ist trotz allem ungeheuren Aufruhr in mir ein unaussprechliches Glück.“

„Beruhige Dich, William!“ antwortete ihm Dutton. „Es sind erste Eindrücke einer allerdings merkwürdig lieblichen und berückenden Erscheinung. Wenn Du sie öfter siehst, wird der Zauber seine Macht verlieren. Eine Hexe ist sie ja doch nicht.“

„Aber ich bin von ihr wie behext.“

Er brauchte sie nicht zu sehen, um dies insofern an sich zu spüren, als es ihm unmöglich war, ohne den Gedanken an sie und die heftigste Sehnsucht nach ihrem Anblick einen Tag zu verleben, floh er auch selbst mit der heitersten Gesellschaft in die Wälder zu wilden Jagden. Immer sie, deren Bild ihn umschwebte, deren Athem er, wo er auch war, zu fühlen vermeinte! Und wenn er es vermochte, suchte er die Begegnung von neuem mit ihr. Es war auch, als komme sie ihm entgegen, ohne doch im geringsten die sittige Zurückhaltung eines wohlerzogenen Mädchens zu verleugnen. Aber ein Blick, den sie beide tauschten, und es entstand eine Anziehungskraft des einen auf den andern, der sie nicht zu widerstehen vermochten. Sie flogen gleichsam zu einander, und es konnte in der Gesellschaft bald nicht mehr übersehen werden, daß der Prinz in den Banden der Leidenschaft für Fräulein von Linsingen sei und diese Leidenschaft ihm erwidert werde. Trotzdem war zwischen beiden noch kein Wort von Liebe gesprochen worden. Mit einer Willenskraft, zu der er die höchsten Anstrengungen aufbot, hielt der Prinz mit der Aeußerung dessen gegen Karoline zurück, was er für sie empfand. Aber was bedurfte es auch der Worte? Wenn sie sich sahen, so lasen sie gegenseitig in ihrer

* Herausgegeben und mit einer Einleitung versehen von „ * „ (Leipzig, Duncker u. Humblot 1880).

Seele und deren Geheimniß, daß eine die andere zu ihrer völligen Ergänzung ersehne, wurde ihnen bald offenbar.

Der General hatte in seiner Ehrfurcht vor dem Königssohn nicht gewagt, gegen ihn Vorstellungen wegen der zu erkennbaren Leidenschaft für seine Tochter zu erheben, und ebenso wenig besaß er die Energie, sie aus dem gefährlichen Bannkreis dieser Leidenschaft zu entrücken. In der hohen nervösen Erregung, die er an Karoline wahrnahm, befürchtete er das Schlimmste, wenn er durch ihre Entfernung einen Gewaltstreich gegen sie ausführte, der ihr Herz treffen mußte. In seiner Besorgniß wandte er sich aber freimüthig an seine königliche Freundin in London und rieth ihr, durch Zurückberufung des Prinzen das in ihm entfachte Feuer noch rechtzeitig verglimmen zu lassen. Die Antwort der Königin wollte die Angelegenheit nicht als so ernsthaft aufgefaßt haben; vielmehr drückte sie eine gewisse Freude darüber aus, daß ihr Sohn durch eine Liebe zu solchem Mädchen von leichtsinnigen Verbindungen abgehalten würde.

Linsingen fühlte dadurch sein Gewissen auch beruhigt; es blieb wolkenloser Himmel über den Liebenden und sie fanden unbehindertes Wiedersehen, das ihren Herzensbund festigte. Respekt und Etikette ließen überall, wohin auf einem Gartenfest oder in Ballsälen der Prinz seine Schritte lenkte, freien Raum um ihn und, wenn er es haben wollte, um ihn und Karoline, mit der er Zwiesprach suchte. Seine in die Seele bohrende, lange schweigende Leidenschaft konnte endlich nicht mehr in Zaum und Zügel bleiben. Sie brach wie eine gewaltsam zurückgehaltene Fluth desto ungestümer hervor, als die Schranke gefallen. Seine Geständnisse und seine Schwüre überraschten das Mädchen nicht, noch setzten sie sie in Verwirrung, sondern sie riefen volle Erwiderung von ihren bebenden Lippen. Kein Bedenken auch, kein Ernüchtern danach, nur bei jeder Gelegenheit neu wiederholte Schwüre, daß sie beide für das Leben sich angehören wollten. Der Prinz war auch sogleich entschlossen, seinen Schwur zu erfüllen. Vor seiner Begeisterung dafür verstummten Lord Duttons freundschaftliche Versuche besonnener Vorstellungen. Er selbst wurde von dieser Begeisterung angesteckt und empfand in der Nähe Karolinens etwas von dem, was William den „unentrinnbaren Zauber" nannte. Einen neuen, ihm nicht minder zugethanen Freund hatte der Prinz in dem jüngeren Bruder Karolinens, Ernst, gefunden, der seine Schwester wie ein höheres Wesen verehrte und in seinem feurigen Ungestüm entzückt über Williams Absicht war, sich mit Karoline zu vermählen. Diese selbst gab dazu ihre Einwilligung in der traumhaften Seligkeit, in der sie unter der Liebe Williams lebte, und ein junger schottischer Priester Namens Parsons erklärte sich aus Ergebenheit für den Prinzen, in dessen Gefolge er war, zur Vollziehung der Ehe bereit. Alles wurde im tiefsten Geheimniß dazu vorbereitet und der Aufenthalt in Pyrmont, wo der Geburtstag Williams festlich begangen werden sollte, zur Ausführung des Planes bestimmt.

Mehr als ein Jahr war bereits verflossen, seit der Herzog von Clarence sich im hannöverschen Lande befand, und in den heißen Augusttagen war es, daß er nach dem reizvollen Bade von Pyrmont sich begab. Sein älterer Bruder, der Herzog von York, wollte ihn dort besuchen; große Gesellschaften sollten gegeben werden. William aber lebte nur der Erwartung, dort seine heimliche Ehe mit Karoline einzugehen. Dutton und Ernst trafen mit Parsons alle Vorbereitungen dazu, und der Prinz selber fand auf seinen Ausritten in die Umgebung zufällig eine einsam gelegene Waldkapelle, die ihm für die Trauungsfeier geeignet erschien. In der Frühe seines Geburtstages, am 21. August, ehe noch die Gesellschaft von Pyrmont aus dem Schlafe war, sollte die Vermählung vollzogen werden.

Am Abend zuvor besuchte die ganze feine Welt des Badeorts die Theatervorstellung. „Don Carlos" wurde gegeben. Der Prinz William wohnte mit Karoline und all seinem Gefolge der Aufführung bei. Er konnte sich in der Aufregung, in die ihn die nahe Erfüllung seines so stürmisch ersehnten Glücks versetzte, kaum beherrschen. Seine trunkenen Blicke hingen an den Augen der Geliebten, die nicht minder bewegt war. Jedes von der Bühne herabfallende Wort, das sie auf sich und ihr Verhältniß zu William beziehen konnte, erhöhte den Schlag ihres Herzens.

Zum Glück waren Lord Dutton und Ernst neben ihnen, um sie zu rechter Zeit in dem Selbstvergessen, das über sie kam, dadurch zu beschützen, daß sie durch eine Bewegung die Blicke der Gesellschaft auf sich und von den unvorsichtigen Liebenden ablenkten.

Für den Abend war Tanz angeordnet, Karoline kehrte in ihre Wohnung zurück, um dafür Toilette zu machen. Sie kleidete sich ganz in Weiß; ihr einziger Schmuck war ein grüner Kranz mit Perlen durchflochten und das Ordenskreuz ihres Fräuleinstiftes, das sie nur bei feierlichen Gelegenheiten zu tragen pflegte. Auf dem Balle stellte sich ihr der inzwischen angekommene Herzog von York vor, der, locker in seinen Sitten und an Eroberungen galanter Art gewöhnt, ihr den Hof zu machen Lust hatte. Aber Prinz William drängte ihn hastig ab und stellte ihm Karolinens ältere Schwester Julchen vor, die er zum Tanz sich auch erkor und nach englischer Sitte für den ganzen Abend als Tänzerin behielt.

Der Etikette gemäß führte der General seine Tochter Karoline dem Prinzen William zu. Der ehrwürdige, gütige Greis legte lächelnd, als wolle er ihnen ausdrücken, wie glücklich er sie damit mache, ihre Hände in einander. Sie zitterte unter dem Geheimniß, das sie vor ihm verbarg, und verwirrt beugte sie sich nieder, um ihres Vaters Hand zu küssen.

„Du giebst mich ihm für das Leben!" hauchte sie hin und ihr leuchtendes blaues Auge hob sich so sprechend auf ihn, daß er, wie ihre Gedanken errathend, in Rührung zu ihr sagte:

„Wären doch Eure Wünsche zu erfüllen! Aber es geht ja nicht."

Er wandte sich ab.

„Es geht ja nicht!" klang es in ihren Ohren nach, und in ihrem Herzen antwortete es jubelnd darauf: „In wenig Stunden wird es sich dennoch erfüllen!"

Und gleichwohl wirkte es traurig nach, was ihr Vater zu ihr gesprochen.

Der Prinz bemerkte den leisen Schatten, der auf ihr Antlitz gefallen. „Karoline!" rief er aus und preßte mit Ungestüm ihre Hand heimlich an sich. „Was ist Dir? In Deiner Seele liegt etwas, was ich noch nicht kenne. Fühlst Du Reue? Hast Du Bangen, Mißtrauen, trübes Ahnen?"

„Nein, nein, William," erwiderte sie ihm. „Es muß ja alles gut werden!"

„Ja, bei Gott! Kann mein Schwur und Wille es bewirken, so wirst Du glücklich werden, wie Du es erträumst, indem Du mir vertrauest. Du wirst glücklich werden, Karoline, weil ich es durch Dich werde, einzig durch Dich nur werden kann."

In diesem Augenblick trat der Herzog von York mit sonderbarem Lächeln zu dem Paare heran und sagte zu seinem Bruder:

„Aergert Dich etwas, William? Du bist ja so aufgeregt. Ei, ei, ich glaube, Fräulein von Linsingen ist schuld daran! Ah, mein Fräulein, wie reizend sind Sie! Könnte man sich das Bild der Unschuld vollkommener denken?"

Da blitzte es wild auf in Williams Auge, und eben sollte ein zorniges Wort den Spötter treffen, als Karolinens Bruder zum Glück dazwischen kam und den Prinzen fragte, ob der Tanz beginnen solle.

Dieser nickte und sofort spielte die Musik. York schwang übermüthig seine Dame im Reigen, und auch William schwebte mit Karoline dahin. Aber er grollte noch in hervorgestoßenen Worten seinem Bruder und sie hatte Mühe, ihn so weit zu beruhigen, daß sein Benehmen nicht größeres Aufsehen erregte, als bei einigen Personen schon geschehen war.

York indessen schien es boshafterweise darauf abgesehen zu haben, sich eifersüchtig auf seinen Bruder wegen dessen Tänzerin zu zeigen. Nach dem Tanz äußerte er so laut, daß William und Karoline es hören mußten, zu Julchen:

„Könnte man nicht wähnen, daß mein Bruder sich stolz wie ein Bräutigam am Arme Ihrer Schwester fühle? Sehen Sie doch! Und wie verschämt sie erglüht! Ah, das ist ja reizend!"

Der Prinz zog, um nicht seinem Jähzorn zu verfallen, schnell die in der That tief erröthete Geliebte mit sich zu der offen stehenden Thür des Saales, welche in die Allee des Parkes hinausführte. Jeder Herr geleitete wohl während der langen Pausen, die zwischen den Tänzen stattfanden, seine Dame in die würzige und erquickende Luft des Parkes, so daß auch die Entfernung des Prinzen nicht auffallen konnte. Er freilich entzog sich dem Gewühl und lustwandelte abseits mit seiner Braut; der Zorn in seiner Brust verhallte bald und das seligste Entzücken hielt beide umfangen.

Ernst und Dutton hielten sich als getreue Eckarts in ihrer Nähe. Der Prinz rief sie unter einer alten Linde heran und in der Ueberschwänglichkeit seiner Gefühle drückte er sie an sein Herz und ließ sie schwören, treu in aller Weise zu ihm zu halten, zu ihm und seinem Weibe.

„O," rief er, „denkt immer an diese Stunde, wenn Ihr straucheln solltet! Ich kann es nie im Arme dieses Engels; aber Ihr beiden — wenn das furchtbare Schicksal mir einst dieses Weib entreißen sollte, dann seid mir Posas, und ich will Euch der dankbarste Carlos sein!"

Er kniete im Dunkel der breiten, tief hängenden Blätterkrone nieder und hob die schönen, großen Augen zum Sternenheer, als rufe er die göttliche Macht zur Zeugin seines Eides an. Dann sprang er auf, drückte die Geliebte an sich und schritt mit ihr in einen Seitenweg.

„Wenn es möglich wäre, Theure," zitterte es noch aus seiner heißen Brust heraus, „daß Trennung jemals uns beschieden sein sollte, dann ist Kummer, Elend und Jammer unser Los, so lange wir leben. Glaube mir, Karoline, wir werden uns ewig lieben, auch dann; weil es zwischen Dir und mir nur eine Liebe giebt, die sich in einem ewig dem anderen entgegensehnt."

Innig umschlungen blieben sie schweigend eine Weile stehen.

Bald nachdem sie den Ballsaal wieder betreten, trennte sich die Gesellschaft. Als Karoline dann zu Hause ihren Eltern „gute Nacht" gesagt, sah sie den Vater in sein Zimmer gehen, um dort irgend etwas vor Schlafengehen noch zu besorgen. Sie eilte ihm nach.

„Vater!" flüsterte sie bewegt ihm zu. „Noch einmal: gute Nacht!"

Der General schüttelte wie vorwurfsvoll sein graues Haupt gegen sie.

„Wie aufgeregt Du bist, Karoline! Es ist nicht gut für Dich, so viel Feste und Bälle mitzumachen. Besser auch," setzte er seufzend hinzu, „der Prinz wäre fort von hier. Ich hoffe wenigstens, daß Du die von ihm vorgeschlagene Morgenpartie Deinerseits unterlassen wirst."

Karoline erschrak leicht.

„Das geht nicht, Vater; es ist fest abgesprochen. Wie würde der Prinz sich gekränkt fühlen, käme ich nicht mit Ernst zum Rendezvous!"

Wieder seufzte der Greis, und seine Tochter besorgt betrachtend, entgegnete er sanft:

„Es wäre Dir gewiß dienlicher, wenn Du lange schliefest, als so früh wieder auf den Füßen zu sein, um die Sonne aufgehen zu sehen. Bedenke, daß morgen das Geburtsfest des Prinzen gefeiert wird und der Tag also auch Dir wieder viel Anstrengung kostet."

Sie erwiderte nichts darauf, sondern ging mit gesenktem Haupte in ihr Schlafzimmer, sich dem kurzen Schlummer bis zu der Zeit zu überlassen, da Ernst nach der Verabredung sie wecken lassen sollte. Unter dem Vorwand, den Sonnenaufgang sehen zu wollen, gedachten die Geschwister, um vier Uhr fortzureiten. Zur Hochzeit!

Karoline schlief wenig und hatte in unruhigen Träumen dabei einen Kampf mit ihrem Gewissen zu bestehen. Es war bald nach drei Uhr, als sie emporfuhr aus diesen Aengsten und sitzend auf ihrem Bett sich sammelte und nochmals mit sich zu Rathe ging. Doch es gab kein Schwanken mehr in ihr. Noch war draußen kaum ein bleicher Streifen am Himmel, der den neuen Tag ankündigte; aber sie sah eine glänzende Sonne strahlen hinter den aufgethanen Pforten ihrer Zukunft, welche sie an der Hand Williams durchschreiten sollte. Es war ein entzückend schöner Traum, der sie wachend umfing. Sie zündete die Kerze an und kämmte vor dem kleinen Spiegel ihres Waschtisches das Haar, das in langem Gewirr über ihre Schultern fiel. Sie ordnete es sorgsam, sie träumte weiter und sah im Spiegel holdseliges Lächeln ihre Züge verklären.

Unten im Hof, wohin ihr Fenster ging, hörte sie die Stimme des Bruders, der pünktlich auf Posten war. Er befahl, die Pferde zu satteln. Sie legte die letzte Hand an ihre Kleidung, und als Ernst bald darauf in ihr Zimmer kam, fand er sie zu seiner Verwunderung reisefertig. Sie empfing ihn in fieberhafter Unruhe, so daß er zärtlich seinen Arm um ihre Schultern legte und sie um Fassung und Muth bat.

„Ja, ja," rang es sich aus ihrer Brust. „Ich komme, ich komme, Ernst. Die Sonne geht auf!"

Sie stand wie angewurzelt trotz alledem.

Er senkte seine leuchtenden Blicke in ihre geweiteten, starrenden Augen und beugte sich nieder, einen Kuß auf ihre Lippen zu drücken. Da wandte sie sich zurück und wehrte ihm mit ihrer Hand. Er verstand sie und lächelte. An diesem Tage war sie heilig; auch der Bruderkuß wäre ein Raub an dem Geliebten gewesen, in dessen wartende Arme sie eilen wollte. Sie stürzte über die Schleppe ihres Reitrocks weg förmlich die Treppe hinunter. Unten scharrten die Pferde und wieherten in die frische, sich goldende Morgenluft. Georg, der treue Diener des Generals, hielt sie an den Zügeln. Kaum im Sattel, sprengte sie auch im Galopp davon, Ernst bald neben ihr mit seinem feurigen Renner, Georg dahinter.

Nach einer halben Stunde scharfen Rittes waren sie im Walde zur Stelle und Karoline glitt vom Pferde in die Arme des ihrer schon harrenden Prinzen. Er führte sie in ein Bauernhaus, in dessen Nähe auch die Kapelle sich befand. Die Leute dort waren von Ernst am Tage zuvor auf den Besuch vorbereitet worden. Parsons und Lord Dutton kamen von dorther dem Brautpaar entgegen. Der Prinz geleitete Karoline zu dem Zimmer, in dem sie ihre Toilette machen sollte. Er kniete da vor ihr nieder, schaute sie minutenlang sprachlos an und verließ sie darauf.

Bald konnte sie in dem Gemach den Geliebten im bräutlichen Schmuck empfangen, den er für sie hierher hatte bringen lassen. Es war ein feines, blendend weißes Kleid und ein goldener, sehr breiter Gürtel mit Diamantenschloß. Er umarmte sie mit Ungestüm, und immer noch kam kein Wort von seinen Lippen; wortlos war auch sie; weihevoll bewegt und beglückt waren sie beide.

Ernst trat herein und hielt einen Kranz von frischer, blühender Myrthe in seiner Hand, den William sogleich ergreifen wollte, um ihn der Braut ins Haar zu drücken. Doch der Bruder wollte ihn nicht hergeben.

„Nein," rief er in freundschaftlichem Streit und barg den Kranz hinter sich vor dem andringenden Räuber. „Ihr hattet beide dies schöne Sinnbild vergessen, ohne das keine Tochter unseres Hauses getraut werden darf. Theurer Prinz, gehört es denn mit ihr nicht auch Ihnen? William, Bruder," setzte er ganz erschüttert hinzu, „Du giebst ihr heute alles, führst sie in einen Himmel voll Seligkeit. O, laß mich doch etwas für das holde Wesen thun, das ich Dir heute ganz übergebe, das ich mir raube, Dir anvertraue."

Er sprach wie der Vertreter seines und ihres Vaters, und der Prinz ließ dies Recht gelten, führte ihn zu der Braut, aus deren Augen Thränen der Rührung perlten, und ließ ihn den Kranz in ihre Locken setzen. Sie hatte knieend diesen Schmuck hingenommen. Der Prinz und Ernst hoben sie auf, dann gingen sie mit ihr aus dem Hause hinüber nach der Kapelle, wo an dem würdig hergerichteten Altar der schottische Priester, Lord Dutton, Georg und des Prinzen Leibdiener Jackson ihrer warteten. Dort kniete das Brautpaar nieder und erhielt den priesterlichen Segen. Laut und feierlich beantwortete William die letzte Frage vor der Schließung des ehelichen Bundes, aber so heftig zitternd wie sie. Als sein Weib nach allen Vorschriften der schottischen Hochkirche trat sie an seinem Arm aus der Kapelle in die von der Früh sonne durchfunkelte, einsame Waldnatur, und vor allen Zeugen, nachdem er ihnen gedankt, sagte er da zu ihr:

„Unser Bund ist ewig. Wenn auch das Schicksal uns kalt umschatten sollte, Du bist mein, ich bin Dein treuer Gatte. Erhalte Dich mir; mein Leben lebt in Deinem heißgeliebten Leben."

Sie mußten eilen, um noch rechtzeitig und in passender Kleidung in Pyrmont zu erscheinen, wo bei der Tante des Prinzen, der Herzogin von Braunschweig, vormittags Kour stattfinden und er die Glückwünsche der Gesellschaft entgegennehmen sollte. Auf verschiedenen Wegen begaben sich die Neuvermählten nach der Badestadt zurück. Karoline erschien dann in dem kleinen Zuge der erlesenen Gäste, die sich der Herzogin vorstellten. Als sie William neben seinem Bruder in allem Glanze seines Standes stehen sah, zog ein Krampf ihr Herz zusammen. Sie, die sich so ehrerbietig vor ihm verneigte, war sein Weib, stand ihm auf der Welt am nächsten und ihr Platz hätte neben ihm sein müssen. Aber mit Wonne erfüllte sie wieder, wenn sie selbst regierende Fürsten und Fürstinnen ihm huldigen sah, der Gedanke, daß sie die Seine war und dermaleinst vor aller Welt es sein würde.

Dermaleinst! Davon hatte sie mit ihm, er mit ihr bisher nicht viel gesprochen, wie das Geheimniß ihrer Ehe und wann es den beiderseitigen Eltern enthüllt werden sollte; nicht mehr, als daß sie zuerst dem General, ihrem Vater, sich entdecken wollten, um dann unter seiner schützenden Fürsprache die Verzeihung des Königs und der Königin zu erringen. In Wahrheit flogen ihre Gedanken noch nicht über das beseligende Glück hinaus, sich anzugehören, ihre Seelen durch einen Priesterspruch un-

an. Karoline hütete sich auch wohl, sie ihnen durch eine Erklärung zu nehmen, welche ihr Geheimniß bloßgestellt haben würde, bewahrte aber im übrigen ihre stille, mädchenhafte Zurückhaltung. Für sie hatte dies Umwerben etwas Komisches, während der Prinz es allmählich doch lästig fand und eine Eifersucht darüber in ihm aufstieg, die zu unterdrücken ihm häufig sehr schwer wurde.

Auch in diesem Sommer nahm der Prinz seine Sommerfrische in dem Modebade Pyrmont und mit ihm natürlich die Familie des Generals. Bald jährte es sich, daß er mit Karoline vermählt war, und er dachte nun daran, bei günstiger Gelegenheit sich dem Vater seiner Gemahlin endlich zu entdecken, um der ewigen Verstellung und der eifersüchtigen Regungen gegen die jungen Freunde der Familie überhoben zu sein.

Eines Nachmittags machte eine Gesellschaft von Herren und Damen dem Prinzen William zu Gefallen einen größeren Spazierritt in den schönen Sennerwald. Auch Karoline und Lord Dutton, Alten und Busche waren dabei. Ihr wurde gar seltsam zu Muth, als die Kavalkade den Weg einschlug, den sie fast ein Jahr zuvor zur heimlichen Trauung in der alten Kapelle zurückgelegt. Es war das erste Mal, daß sie wieder in die Nähe dieser ihr heiligen Stätte kam. Der Prinz hatte es seit seinem Aufenthalt in Pyrmont vermieden, mit ihr sich dahin zu begeben; es sollte nach seinem Wunsche erst an seinem Geburtstage, dem Tage ihrer Trauung, geschehen. Warum jagte er jetzt, allen voran, dahin?

Kurz vor der Kapelle hielt er und sprang vom Pferde, was eine Aufforderung für seine Begleitung war, dasselbe zu thun. Er leistete Karoline den Ritterdienst, sie herabzuheben, und führte sie dann bis zur Thür. Da der Schlüssel fehlte, lief er selbst, ihn aus dem nahen Bauernhause zu holen. Er schloß hastig auf, stürzte in der Kapelle gegen den Altar und küßte in Ekstase die Stufe desselben. Die ihm nachfolgende Gesellschaft gerieth darüber in hohes Erstaunen. Karoline ihrerseits erblaßte und fühlte sich einer Ohnmacht nahe. Lord Dutton sah es, eilte zu ihr und sagte laut, um die Umstehenden über die Ursache ihrer Bewegung zu täuschen:

„Nein, die müssen wir wieder suchen!“

Er zog sie dabei mit sich zur Thür.

„Was denn? Was denn?“ fragten ihn Alten und Busche zusammen, sichtlich erschrocken über den Anblick, den ihnen Karoline bot.

„Fräulein von Linsingen,“ log Dutton weiter, „hat unterwegs ihre Brillantnadel verloren.“

„O, die müssen wir wiederfinden!“ riefen die beiden jungen Herren und eilten auch sogleich hinaus, um sich auf ihre Pferde zu werfen und den Waldweg mit spähenden Augen abzureiten.

Inzwischen war der Prinz wieder ruhiger geworden, hatte sich vom Altar fortbegeben und war zu Karoline getreten.

„Reiten Sie nicht neben einander!“ warnte der besorgte Freund, der beobachtet hatte, welches Aufsehen der ganze Vorgang bei den Zuschauern machte. „Schon zu viel haben Sie verrathen, mein Prinz.“

William ließ sich bereden und trennte sich von Karoline, die an Lord Duttons Seite inmitten der Kavalkade heimritt. Bald trafen sie auf die beiden Herren, die in vollem Eifer nach der Nadel suchten.

„Verzeihen Sie,“ sagte Karoline, ihr Pferd anhaltend, „es war ein Irrthum. Ich habe die Nadel gar nicht angesteckt gehabt.“

Nun wandten sich die zwei zu der von ihnen Geliebten, ritten gleich Dutton neben ihr, scherzten und geriethen in einen Uebermuth, der Karoline höchlich verstimmte. Vor ihrer Wohnung sprangen die lustigen Herren flugs vom Pferde, um ihr beim Absteigen zu helfen. Aber ihnen zuvor kam der Prinz, mit gerötheten Antlitz, funkelnden Augen, bebend vor Zorn; er riß Karoline beinahe vom Pferde, indem er mit heißem Athem ihr zuflüsterte:

„O, laß heute von keiner anderen Hand Dich berühren, als von der meinigen!“

Er konnte seine Leidenschaftlichkeit nicht so beherrschen, daß Alten und Busche, die unweit von ihm standen, sein Gebahren nicht hätten auffällig finden müssen. Sie sahen sich fragend an, dann den Prinzen, dann Karoline, die vor Verlegenheit bis in die Schläfen erröthet war. Sie sah, wie der Puder in den Haaren Williams, weil er sie beim Absteigen ungestüm an sich gedrückt, ihr dunkelgrünes Reitkleid mit weißen Flecken bedeckt hatte, und eilte in ihr Haus, um dies den Augen der übrigen zu Pferde haltenden Gesellschaft so viel als noch möglich zu verbergen.

Wunder konnte es nach diesen Scenen nicht nehmen, daß die Zeugen derselben ihre Gedanken darüber gegenseitig äußerten. Es ging den Abend ein Gewisper und Gezischele durch die Gesellschaft; die Herren von Alten und v. d. Busche bezähmten sogar ihren Aerger so wenig, daß sie als Gäste des Generals selbst vor dem Prinzen und Karoline ihre Glossen machten. Der Prinz vernahm einige Worte des Herrn von Alten zu seinem mitleidenden Freunde, die ihm anzüglich erschienen und ihn derartig in Aufregung versetzten, daß er zu Lord Dutton lief und mit diesem wegen einer Forderung an Alten sprach. Karoline hatte es bemerkt und ahnte, was da im Werke. Sobald es ohne Aufsehen geschehen konnte, eilte sie zu dem Prinzen und Dutton, um den ersteren zu bitten, nichts zu übereilen, wenn ihm ihr Leben lieb sei. Auch Dutton beschwor seinen Freund, sich zu beruhigen und von seinem Vorhaben abzustehen, um Karolinens Ruf nicht durch einen solchen Skandal zu kompromittiren. Dies entschied. Er warf nur einen stolzen, strafenden Blick auf Herrn von Alten, als dieser ihm wieder in den Weg kam, und der junge Mann mochte ihn zu deuten wissen.

Unmöglich konnte jetzt mit der Enthüllung des Geheimnisses vor dem General noch gezögert werden, da die Gerüchte, die von Mund zu Mund gingen, auch zu ihm und seiner Familie gedrungen sein mußten. Nach einer leidenschaftlichen Erneuerung ihrer Schwüre, wozu sie bei einem Alleinsein im Zimmer des Generals, der ausgegangen war, eine glückliche Gelegenheit fanden, entschloß sich der Prinz, den verhängnißvollen Schritt zu thun und sich dem General zu vertrauen.

In demselben Moment kam dieser zufällig auch nach Hause. Er hatte eine fast verstörte Miene und beim Anblick der bestürzt vor ihm Stehenden schwoll die Ader auf seiner Stirn.

„Ich treffe Eure königliche Hoheit gerade recht,“ redete er ihn bei aller schuldigen Ehrerbietung mit Strenge an, „um endlich aus väterlichem Pflichtgefühl die Bitte an Sie zu richten, den Umgang mit meiner Tochter gänzlich zu vermeiden.“

„Zu spät,“ fiel ihm der Prinz hier ins Wort und seine Blicke baten um Verzeihung. „Wir sind vermählt, unauflöslich.“

„Ist es möglich!“ stammelte der Greis entsetzt.

Seine Tochter fiel ihm zu Füßen und hob ihre Hände flehend zu ihm empor. Thränen rollten über ihre bleichen Wangen.

„Seit einem Jahr bereits,“ setzte William hinzu.

„Prinz! Prinz! Was haben Sie gethan!“

„Was mir mein Herz gebot. Es wird ewig für Karoline schlagen. Vernichtung droht nur allem Endlichen, meiner Liebe nicht. Kein König wird mich von diesem meinem Weibe reißen können.“

„O mein Vater!“ schluchzte sie. „Ich bin eins mit ihm. Ohne ihn müßte ich vergehen.“

„Nein, nein!“ fuhr der General auf. „Diese Ehe ist ungültig, sie muß getrennt werden, Du mußt ihr entsagen.“

„Dann verantworten Sie die Folgen!“

Mit diesen wild ausgestoßenen Worten stürmte der Prinz aus dem Zimmer.

„O mein Gott! Was wird geschehen?“ schrie sie und wollte hinter ihm hereilen.

„Halt!“ gebot der Vater, der todtenblaß geworden war. Er griff nach seinem Hut und verließ das Zimmer, dessen Thür er abschloß, um Karoline gefangen zu halten.

Von furchtbarer Ahnung erfaßt, eilte er nach den Zimmern, die William in demselben Hause bewohnte. Die Thüren standen offen; der Prinz hatte nur einen Vorsprung von einigen Minuten. Und hierher war er in der That geflohen. Die Ahnung des Generals betrog ihn auch nicht. Er fand den Prinzen, wie er eben eine Pistole emporrichtete, um sie auf sich abzufeuern. Mit einem Satz fiel der Greis in den Arm des Verzweifelten; der im selben Augenblick krachende Schuß traf nicht mehr den Prinzen, sondern abgelenkt streifte er die rechte Hand des Retters. Der junge Mann stand beschämt vor seinem Mentor, aus dessen Wunde das Blut auf den Boden tropfte. Dienerschaft brach schreckensbleich herein; die Frau des Generals stürzte aus ihrer Wohnung herzu und vor ihrem Gemahl auf die Kniee, jammernd unter Händeringen:

„Ein Zweikampf! Du und Prinz William! Und Du getroffen!“

„Ruhig!“ sagte der Greis, der sich gefaßt hatte und die Pistole in seiner Hand hielt. „Eine Unvorsichtigkeit meinerseits, nichts weiter! Redet keinen Unsinn, das bitte ich mir aus! Am besten, es wird überhaupt nicht weiter von dieser Sache gesprochen. Die Pistole ist zufällig losgegangen und die Schramme an meiner Hand ist nicht der Rede werth.“

(Schluß folgt.)

Präsident Simson.

Am Geburtstage Luthers und Schillers, am 10. November, erblickte Eduard Simson in Königsberg im Jahre 1810 das Licht der Welt. Ueberaus früh reifte der Hochbegabte in behaglichen Verhältnissen, unter der Fürsorge und in der geselligen Häuslichkeit feingebildeter Eltern. Kaum sechzehn Jahre alt, schied er an der Spitze der Abiturienten vom Gymnasium mit einer vollendeten griechischen Ansprache an den großen feierlich geladenen Kreis der Hörer. Unter diesen befand sich der Mann, welcher den Studenten der Rechte Simson in den nächsten Jahren am meisten an sich fesseln sollte: Eduard Albrecht, damals selbst erst 25 Jahr alt, aber als Verfasser der heute noch als klassisch anerkannten Schrift „Die Gewere" bereits ordentlicher Professor des deutschen Privat- und Staatsrechts an der Universität Königsberg und weithin berühmt. Was sich beide junge Männer damals, was sie sich 22 Jahre später als Mitglieder des Frankfurter Parlamentes gegenseitig wurden und verdankten, haben beide oft dem Verfasser dieser Zeilen später mit rührenden Worten ausgesprochen.*

Gerade an Albrechts scheinbar herber Sprödigkeit, seiner eigenthümlichen Gedankenschärfe und schneidenden Kritik fand des jungen Simson weiche Empfindung und feurige Begeisterung den geeignetsten Lehrmeister.

Drei Jahre lag Simson den Studien in seiner Vaterstadt ob. Mit achtzehn Jahren erwarb er hier den Doktorhut beider Rechte. Dann suchte er die berühmtesten Hochschullehrer des damaligen Preußens auf: Savigny in Berlin und Niebuhr in Bonn. Beide nahmen ihn freundlich auf, besonders Niebuhr, an den er gut empfohlen war.

Und ein seltsames Ereigniß brachte ihn dem gefeierten Gelehrten, dem Begründer der neuen deutschen Geschichtswissenschaft, besonders nahe.

Das Wintersemester 1829 auf 1830, das Simson in Bonn verlebte, war äußerst kalt. Der junge Doktor bekämpfte die Kälte und wohl auch die Schlafslust bei seinen nächtlichen Studien mit selbst eingekauftem und eigenhändig zubereitetem Kaffee, den er beim Einkauf in der inneren Brusttasche eines langen weichen Gewandes barg, in das er sich sowohl beim Ausgehen, als bei seinen nächtlichen Studien hüllte. In der äußeren Seitentasche steckte stets ein seidenes Taschentuch.

An einem sehr kalten Februarabend des Jahres 1830 hatte der junge Doktor eben wieder Kaffee eingekauft und seine Studirlampe angezündet, als Feuerlärm und der Ruf der Sturmglocke durch die stille Stadt hallte. In der Richtung von Niebuhrs Haus war der Nachthimmel blutig geröthet. Sofort eilte Simson an die Brandstätte — wirklich brannte Niebuhrs Haus. Eben führte man den alten Mann, der mit 37 Jahren noch die Freiheitskriege mit geschlagen und mit Ernst Moritz Arndt der hereinbrechenden Reaktion muthig getrotzt hatte, wie gebrochen die Treppe hinab. Verzweifelt und vor Kälte bebend, nur von einem dünnen Röckchen bekleidet, stammelte er nur: „Meine Manuskripte! Meine Manuskripte!" Unerkannt in der allgemeinen Verwirrung, warf Simson dem verehrten Lehrer rasch den eigenen warmen Mantel über und verschwand dann, selbst vor Kälte schlotternd, aus dem Brandkreis, eben als das gastliche benachbarte Haus Bethmann-Hollwegs sich Niebuhr öffnete.

Wenige Tage später veröffentlichte die „Bonner Zeitung" Niebuhrs rührenden Dank, in dem Simson zu seinem Schrecken den Worten begegnete: „.... insbesondere danke ich auch dem mir völlig unbekannten edeln Manne, der mir in der Unglücksnacht den eigenen Mantel umwarf. Er möge mir bei Abholung des Mantels den persönlichen Dank ermöglichen und sich als Eigenthümer kennzeichnen durch Benennung der in den Taschen befindlichen Gegenstände."

Wer sich „als Eigenthümer" nicht „kennzeichnete", war Simson — das verrätherische Pfund Kaffee in der inneren Rocktasche fiel ihm jedoch mit Centnerlast auf die Seele. Monate blieb er unerkannt. Aber auf einem Frühlingsspaziergange des Jahres 1830 an der Seite des Sohnes Bethmann-Hollwegs wurde er von diesem doch plötzlich entlarvt, da aus Simsons Tasche ein Zwillingsbruder jenes seidenen, E. S. gezeichneten Taschentuches schaute, das in dem herrenlosen Mantel steckte, nach dessen Eigenthümer Niebuhrs Forscherauge seit Monaten vergeblich ausspähte. Sofort ward Simson dem Meister verrathen und dieser hielt ihn fortan wie den eigenen Sohn.

Nach Paris, wohin Simson nach der Julirevolution des Jahres 1830 zog, gab ihm Niebuhr die wichtigsten Empfehlungen an die Lehrer der Sorbonne mit und noch bedeutsamer waren für den jungen Liebling des Meisters Niebuhr fleißige Briefe.

Im Jahre 1831, 21 Jahre alt, kehrte Simson als Privatdocent der heimathlichen Hochschule nach Königsberg zurück. Zwei Jahre später finden wir ihn daselbst schon als außerordentlichen Professor. Mit 24 Jahren ist er bereits Mitglied des Tribunals der Provinz Preußen.

Wenn sein politisches Wirken seiner ursprünglichen Absicht, akademischer Lehrer zu werden, durch seine häufige Entfernung von der alma mater Albertina hinderlich ward, so hat er doch dem Lehrstuhl der Hochschule erst dann entsagt, als er 1860 als Vicepräsident des Appellationsgerichts nach Frankfurt an der Oder versetzt wurde.

Von dem Präsidentenstuhl dieses Gerichtshofes ward er dann 1879 auf den höheren des deutschen Reichsgerichts berufen.

Wahrlich, eine glänzende, unvergleichliche Laufbahn!

Und dennoch ist fast noch glänzender und bedeutsamer die Rolle gewesen, die Eduard Simson in den öffentlichen Angelegenheiten seines Staates und Volkes gespielt hat. 1842 begann er diese öffentliche Thätigkeit bescheiden genug als Mitglied der Stadtverordnetenversammlung in Königsberg — aber das war in jenen Jahren immerhin schon ein Posten, auf den ganz Deutschland blickte, denn Königsberg war damals nächst Berlin und Breslau die geistig regsamste und politisch schneidigste preußische Stadt. Königsberg sendet Simson im Frühjahr 1848 ins Frankfurter Parlament. Hier wird der noch junge Mann sofort in das Bureau des Hauses gewählt, hier steigt er allmählich zum Präsidenten der Nationalversammlung empor, von allen Parteien bewundert wegen der unvergleichlichen Geschicklichkeit und Gerechtigkeit seiner Amtsführung. Die wichtigsten Sendungen nach der preußischen Hauptstadt werden ihm anvertraut. An der Spitze der Kaiserdeputation verkündet er Friedrich Wilhelm IV. von Preußen im Frühjahr 1849 die Wahl zum Deutschen Kaiser — bekanntlich vergeblich!

Unter schwerem körperlichen und seelischen Leid sah Simson durch die Ablehnung der deutschen Kaiserkrone seitens seines Königs das Frankfurter Verfassungswerk scheitern. Aber sein unerschütterliches Pflichtgefühl und sein hochgemuther Idealismus hielten ihn treu und fest bei der nationalen Fahne auch in Deutschlands trübsten Tagen. 1849 schon hatte er sich ins preußische Abgeordnetenhaus wählen lassen und ward hier Mitglied des Ausschusses, welcher die preußische Verfassung berieth. 1850 ließ er sich auch in das Erfurter Parlament senden, auf das die besten Männer Deutschlands die letzten Hoffnungen einer deutschen Verfassung setzten, und auch dieses Parlament ernannte Simson zu seinem Präsidenten.

In dieser amtlichen Stellung traf er in höchst merkwürdiger Weise in scharfer persönlicher Begegnung zusammen mit dem Gewaltigsten unserer Tage — mit Bismarck.

Dieser war Schriftführer des Hauses und damals noch ganz befangen in seiner Jugendliebe zum alten Oesterreich, die ein Menschenalter später in dem deutschen Bündniß mit dem verjüngten Oesterreich eine so schöne reife Bestätigung des Sprichwortes erfahren hat: „Alte Liebe rostet nicht". Der junge, damals fünfunddreißigjährige Bismarck, Deichhauptmann von Schönhausen,

---

* Eduard Albrecht, neben Dahlmann der Führer und das juristische Haupt und Gewissen der berühmten „Göttinger Sieben", die dem verfassungsbrüchigen König Ernst August von Hannover Eid und Pflicht weigerten und deshalb von Göttingen 1837 vertrieben wurden, fand an der Universität Leipzig Anstellung, der er bis 1876 als eine der vornehmsten Zierden angehörte. Er hinterließ sein sehr bedeutendes Vermögen, da er kinderlos starb, der Universität Leipzig in feinsinnigster Stiftung. Der erste Entwurf einer deutschen Reichsverfassung floß im Frühjahr 1848 aus seiner Feder, das Urbild der heutigen Reichsverfassung noch mehr als der 1849 vom Frankfurter Parlament beschlossenen. Mir war der ehrwürdige Mann der bedeutendste Lehrer und ein wahrhaft väterlicher Freund! Der Verfasser.

THE GREAT EXHIBITION OF 1851.—THE CRYSTAL PALACE AT SYDENHAM.

Copyright, 1894, by Scientific American, Inc.

All rights reserved.

[Entered at Stationers' Hall, London.]

PUBLISHED WEEKLY.

TERMS, $3.00 A YEAR.

Subscribers in Great Britain and Ireland will be supplied by the publishers hereof at the rate of $3.00 per annum, payable in advance.

Subscribers in Canada will be supplied by the publishers hereof at the rate of $3.00 per annum, payable in advance.

Subscribers in France will be supplied by the publishers hereof at the rate of $3.00 per annum, payable in advance.

Subscribers in Germany will be supplied by the publishers hereof at the rate of $3.00 per annum, payable in advance.

Subscribers in Australia will be supplied by the publishers hereof at the rate of $3.00 per annum, payable in advance.

Subscribers in Mexico will be supplied by the publishers hereof at the rate of $3.00 per annum, payable in advance.

Subscribers in Spain will be supplied by the publishers hereof at the rate of $3.00 per annum, payable in advance.

Subscribers in Switzerland will be supplied by the publishers hereof at the rate of $3.00 per annum, payable in advance.

Subscribers in Belgium will be supplied by the publishers hereof at the rate of $3.00 per annum, payable in advance.

Subscribers in Japan will be supplied by the publishers hereof at the rate of $3.00 per annum, payable in advance.

Subscribers in Russia will be supplied by the publishers hereof at the rate of $3.00 per annum, payable in advance.

Subscribers in Austria will be supplied by the publishers hereof at the rate of $3.00 per annum, payable in advance.

Subscribers in Italy will be supplied by the publishers hereof at the rate of $3.00 per annum, payable in advance.

Subscribers in Portugal will be supplied by the publishers hereof at the rate of $3.00 per annum, payable in advance.

Subscribers in Sweden will be supplied by the publishers hereof at the rate of $3.00 per annum, payable in advance.

Subscribers in Norway will be supplied by the publishers hereof at the rate of $3.00 per annum, payable in advance.

Subscribers in Denmark will be supplied by the publishers hereof at the rate of $3.00 per annum, payable in advance.

Subscribers in Holland will be supplied by the publishers hereof at the rate of $3.00 per annum, payable in advance.

Subscribers in Turkey will be supplied by the publishers hereof at the rate of $3.00 per annum, payable in advance.

Subscribers in Egypt will be supplied by the publishers hereof at the rate of $3.00 per annum, payable in advance.

Subscribers in India will be supplied by the publishers hereof at the rate of $3.00 per annum, payable in advance.

Subscribers in China will be supplied by the publishers hereof at the rate of $3.00 per annum, payable in advance.

Subscribers in Brazil will be supplied by the publishers hereof at the rate of $3.00 per annum, payable in advance.

Subscribers in Chile will be supplied by the publishers hereof at the rate of $3.00 per annum, payable in advance.

Subscribers in Peru will be supplied by the publishers hereof at the rate of $3.00 per annum, payable in advance.

Subscribers in Argentina will be supplied by the publishers hereof at the rate of $3.00 per annum, payable in advance.

Subscribers in Uruguay will be supplied by the publishers hereof at the rate of $3.00 per annum, payable in advance.

Subscribers in Paraguay will be supplied by the publishers hereof at the rate of $3.00 per annum, payable in advance.

Subscribers in Bolivia will be supplied by the publishers hereof at the rate of $3.00 per annum, payable in advance.

Subscribers in Ecuador will be supplied by the publishers hereof at the rate of $3.00 per annum, payable in advance.

Subscribers in Colombia will be supplied by the publishers hereof at the rate of $3.00 per annum, payable in advance.

Subscribers in Venezuela will be supplied by the publishers hereof at the rate of $3.00 per annum, payable in advance.

Subscribers in Costa Rica will be supplied by the publishers hereof at the rate of $3.00 per annum, payable in advance.

Subscribers in Nicaragua will be supplied by the publishers hereof at the rate of $3.00 per annum, payable in advance.

Subscribers in Honduras will be supplied by the publishers hereof at the rate of $3.00 per annum, payable in advance.

Subscribers in Salvador will be supplied by the publishers hereof at the rate of $3.00 per annum, payable in advance.

Subscribers in Guatemala will be supplied by the publishers hereof at the rate of $3.00 per annum, payable in advance.

Subscribers in Cuba will be supplied by the publishers hereof at the rate of $3.00 per annum, payable in advance.

Subscribers in Porto Rico will be supplied by the publishers hereof at the rate of $3.00 per annum, payable in advance.

Subscribers in Hayti will be supplied by the publishers hereof at the rate of $3.00 per annum, payable in advance.

Subscribers in Jamaica will be supplied by the publishers hereof at the rate of $3.00 per annum, payable in advance.

Subscribers in Trinidad will be supplied by the publishers hereof at the rate of $3.00 per annum, payable in advance.

Subscribers in Barbados will be supplied by the publishers hereof at the rate of $3.00 per annum, payable in advance.

Subscribers in Martinique will be supplied by the publishers hereof at the rate of $3.00 per annum, payable in advance.

Subscribers in Guadeloupe will be supplied by the publishers hereof at the rate of $3.00 per annum, payable in advance.

Subscribers in St. Thomas will be supplied by the publishers hereof at the rate of $3.00 per annum, payable in advance.

Subscribers in St. Croix will be supplied by the publishers hereof at the rate of $3.00 per annum, payable in advance.

Subscribers in St. Kitts will be supplied by the publishers hereof at the rate of $3.00 per annum, payable in advance.

Subscribers in Antigua will be supplied by the publishers hereof at the rate of $3.00 per annum, payable in advance.

Subscribers in Dominica will be supplied by the publishers hereof at the rate of $3.00 per annum, payable in advance.

Subscribers in St. Lucia will be supplied by the publishers hereof at the rate of $3.00 per annum, payable in advance.

Subscribers in St. Vincent will be supplied by the publishers hereof at the rate of $3.00 per annum, payable in advance.

Subscribers in Grenada will be supplied by the publishers hereof at the rate of $3.00 per annum, payable in advance.

Subscribers in Tobago will be supplied by the publishers hereof at the rate of $3.00 per annum, payable in advance.

Subscribers in Curaçao will be supplied by the publishers hereof at the rate of $3.00 per annum, payable in advance.

Subscribers in Surinam will be supplied by the publishers hereof at the rate of $3.00 per annum, payable in advance.

Subscribers in Guiana will be supplied by the publishers hereof at the rate of $3.00 per annum, payable in advance.

Subscribers in Liberia will be supplied by the publishers hereof at the rate of $3.00 per annum, payable in advance.

Subscribers in Abyssinia will be supplied by the publishers hereof at the rate of $3.00 per annum, payable in advance.

Subscribers in Morocco will be supplied by the publishers hereof at the rate of $3.00 per annum, payable in advance.

Subscribers in Algeria will be supplied by the publishers hereof at the rate of $3.00 per annum, payable in advance.

Subscribers in Tunis will be supplied by the publishers hereof at the rate of $3.00 per annum, payable in advance.

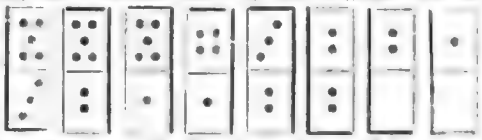
Subscribers in Tripoli

Allerlei Kurzweil.

Domino-Aufgabe.

A, B und C nehmen je 8 Steine auf. Vier Steine mit zusammen 20 Augen bleiben bis zum Schluß der Partie verdeckt im Talon. Die Summe der Augen auf den 8 Steinen des B ist um 16 größer als auf denen des C.

A hat:

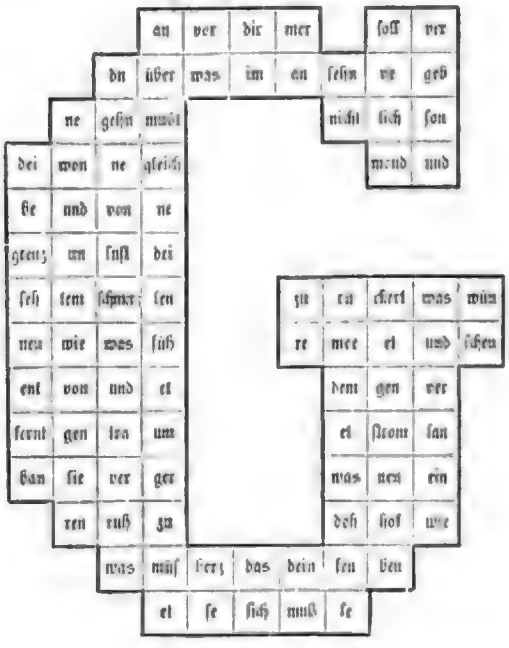


A setzt seinen Doppelstein aus. B, C und A setzen an. B setzt einen Doppelstein. C, A und B setzen an. C setzt einen Doppelstein. A setzt an. B und C passen. A setzt an. B und C setzen an. A sperrt die Partie mit einem Stein, auf dem sich 2 Augen befinden.

Die Summe der Augen auf den Steinen, welche A übrig bleiben, beträgt 7, auf denen, welche B noch behält, 30, und auf denen, die C übrig behält, 17.

Wie waren die Steine vertheilt? Welche Steine wurden gesetzt?

Königspromenade.



Buchstaben-Räthsel.

Was mit dem T dir nennt einen ständ'gen Begleiter,
Suchst mit dem B du als Landschaft nicht weit von dem Rhein.

Auflösung der Metamorphosen auf S. 772:

1. Schuld,	2. Mühe,	3. Born,	4. Wasser,	5. Wolf,	6. Zink.
Schund,	müde,	Born,	Asser,	Golf,	Zinn,
Bund,	Made,	Bonn,	Esser,	Gold,	Kinn,
Band,	Ade,	Bann,	Messer,	hold,	Kind,
Bann,	Alle,	Band,	Messe,	Huld,	kund,
Bonn,	Ahle,	Wand,	Meise,	Hull,	Hund,
Bonne,	Ahne,	Wald,	Reise,	Hall,	Huld,
Bohne,	Ahn,	Wild,	Reis,	Halm,	Held,
Bühne,	Lahn,	mild,	rein,	Hamm,	Geld,
Sühne.	Lohn.	Milde.	Wein.	Lamm.	Gold.

Auflösung des Räthsel-Sonetts auf S. 772: Flügelschlag.

Auflösung des Buchstaben-Räthsels auf S. 772: Rostock, Rehbock.

Bilder-Räthsel.

Räthsel.

(Gleichlautende Wörter mit verschiedenartiger Bedeutung.)

1. Gern leih' ich geist'gem Schaffensdrang mein Licht,
   Doch ungern sieht man meines Wirkens Spuren.
   In and'rem Sinne kennt ein alt Gedicht
   Als Flüchtling mich auf herbstlich leeren Fluren.

2. Da, wo's an mir gebricht, geht alles bald zu Grunde
   Im größten Reiche wie im kleinsten Haus.
   Doch mit dem Fortschritt ist's auf einmal aus,
   Sobald mein Ruf ertönt aus machtgewohntem Munde.

3. Wer mich entbehrt, der kämpft sich schwer durch's Leben.
   Und dann soll ich, was er nicht kann, ihm geben.

4. Der Künstler sucht's, es sucht's der Krieger Schar,
   Dort macht es Freud', hier aber bringt's Gefahr.

5. Erwünschte Ruhestätte müder Glieder,
   Tön' ich doch auch vom Lärm der Waffen wieder.

6. In Krieg und Frieden tritt es uns entgegen,
   Dort blut'ge Saat, hier gold'ner Erntesegen.

7. Dem Schiffer dient es, Klippen zu vermeiden,
   Dem Staate hilft's, daß er nicht Noth muß leiden.

8. Einst war ich jeder Größe kleinster Theil,
   Ein König selbst hat sich nach mir geschätzt;
   Mein Namensbruder herrschet noch anjetzt
   Zum Tort den Einen, Andern wohl zum Heil.

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 12 auf S. 772:

1. S d 2 — b 1	K f 2 — e 2
2. S b 1 — c 3 †	K (4 Felder)
3. T a 1 — d 1 oder f 1 matt.	
1.	K f 2 — e 1
2. S b 1 — c 3 †	K g 1 × h 2 (f 2)
3. L d 4 — e 3 (T f 1) matt.	
1.	beliebig (z. B. K f 3)
2. S b 1 — c 3	. . . . . (. . . K f 4)
3. T matt.	

S a 6 hat den Zweck zu zeigen, daß der schw. K. auf f 2 verbleiben kann und doch in gleicher Art mattgesetzt wird.

Nicht geht: 1. S d 2 — f 1 K f 2 — g 1! 2. S f 1 — g 3 † K g 1 × h 2. 3. Kein matt

Auflösung des Vexir-Bilderräthsels auf S. 772: „Lessing".

Erklärung: Das L bildet den Randbeschlag des Buches, das E eine Verzierung des Lyrasockels; die beiden S werden durch die links und rechts an den Larven herabhängenden Bänder dargestellt; das I bildet die Verzierung des Dolchgriffes; das N liegt versteckt in der rechten Wand des Lyrasockels und das G bildet die Randverzierung des Lyrakörpers.

In dem unterzeichneten Verlage ist soeben erschienen und durch die meisten Buchhandlungen zu beziehen:

In der Alpenschutzhütte.

Novellenkranz von Johannes Proelß.

Inhalt: 1. Eingeregnet. — 2. Wanderzauber. — 3. Hochgefreit. — 4. Die Geschichte der Maiersleute. — 5. Der Götzler. — 6. Im ewigen Eise. — 7. Heimkehr. — 8. Im Sonnenschein.

8°. Elegant broschiert 3 Mark. Elegant gebunden 4 Mark.

Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig. Druck von A. Wiede in Leipzig

The Gardeners' Chronicle
A WEEKLY ILLUSTRATED JOURNAL OF HORTICULTURE

Deutsche Art, treu gewahrt.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten

Eine Hofgeschichte aus dem 17. Jahrhundert von **Stefanie Keyser.**

(Schluß.)

Käthchens Blick lief an dem schwarzbraunen rissigen Stamme der alten Ulme empor zu dem hohen Wipfel, der leise und feierlich rauschte. Einst sollten hier weise Frauen Rath ertheilt haben. Das Volk schlich noch jetzt nächtlicherweile herauf und band an seine Zweige in Leinenläppchen seine Leiden. Und es ging die Rede, daß die alte Ulme immer helfe. Konnte sie nicht auch ihr beistehen? Sie verdiente ja sonst nichts weiter, als umgehauen und zu Klaftern geschlagen zu werden.

Der Wind rauschte stärker in dem Wipfel — ein Krachen folgte und ein langer dürrer Ast fiel herab. Aber auch von der andern Seite wurde ein Rauschen und Knacken vernehmbar. Sie bog sich vor.

Da kam ja der Junker Utz durch das Gebüsch geschlichen. Vorsichtig stieg er in seinen hohen Stiefeln über die Brombeerranken, leise bog er die Haselstauden auseinander und lugte hinauf nach der Dornburg, wo die Fenster von Käthchens Stübchen herabschauten. Aber es war dort gar nichts zu sehen. Da wandte er sich und kam langsam des Weges daher. Sein ehrliches Gesicht sah nachdenklich und traurig aus. Er seufzte tief auf. Dieser Seufzer kam nicht vom engen Leibgurt, sondern geradeswegs aus dem Herzen.

Und jetzt stand er vor ihr. Er schrak zusammen und starrte sie an. „Wie kommt Ihr hierher?“ fragte er.

Einen Riesen zittern zu sehen, macht kleinen Leuten allezeit Vergnügen. Käthchen lächelte unter ihrem Haarbüschchen vor und sagte: „Das frage ich Euch. Ich wohne ja hier — gleich da oben.“ Sie deutete nach dem Fensterlein, das er eben bespäht hatte.

„Ich dachte — ich hatte — ich wollte einmal hinab und nach meinen Weinbergen sehen,“ stotterte er.

„Da reitet Ihr doch immer, Junker,“ quälte sie ihn.

Er stotterte weiter: „Ich — ich habe mein Pferd vergessen.“

„Da müßt Ihr also wieder heim,“ bedauerte sie schelmisch. Sie wandten sich zur Rückkehr. Da prasselte und rauschte es hinter ihr her im Gras.

„Ein langer Ulmenast hat sich an Euren Rock gehakt, Jungfrau Katharine,“ sagte Utz. „Man nennt das einen Freier. Wollt Ihr ihn los sein?“

„Ach ja!“ erwiderte sie.

Er wurde roth. Doch bückte er sich und löste den dürren Ulmenzweig von Käthchens Rockſaum. Da er sich wieder aufrichtete, schauten seine Augen sie treuherzig, aber voll tiefen Ernstes an.

Und siehe! der Blick ging ihr durch und durch.

„Sagt aufrichtig,“ sprach er mit bebender Stimme, „soll ich Euch den langen ungefügen Freier vom Hals schaffen?“

Sie griff zögernd nach dem Ulmenast. „Er gäbe doch vielleicht einen ganz guten Stab ab,“ flüsterte sie.

„Ein solcher würde er werden,“ sagte Utz warm und fest. „Ein treuer Stecken und Stab, darauf Ihr Euch Euer Leben lang stützen dürfet.“

„Dann schafft ihn nicht fort; ich will ihn lieber behalten,“ sagte Käthchen leise.

„Den Stab allein?“ sprach Utz nun lachend und bog sich herab, daß er ihr in die Augen sehen konnte.

„Nein, auch den Freier,“ hauchte sie verschämt.

Da gab er ihr einen herzlichen Kuß.

Dann gingen sie nach der Dornburg zurück. Käthchen neigte sich nicht dankend gegen die alte Ulme, die ihr helfend den langen Freier angehangen hatte. Die Jugend hat viel zu viel mit sich selbst zu schaffen, als daß sie Zeit hätte, an Erkenntlichkeit zu denken. Erst viel später, wenn die Stürme des Lebens durchgekämpft sind, mahnt das Gewissen an manch vergessenes ‚Hab Dank‘.

In der Dämmerstunde dieses Tages saß das Brautpaar fröhlich auf dem Fensterbänkchen. Utz behing seine Braut mit goldenen Ketten, und diese dachte: Die Welt ist gar schön, und wenn der lahme Schloßvogt sagt, sie sei ein Jammerthal, so ist er ein griesgrämlicher Greis.

Auf der Ofenbank durfte endlich der Schloßhauptmann einmal ruhig schnarchen.

Da schlich Frau von Tautenburg in das Geheimstüblein ihres Ehegesponsen.

Sie holte aus seinem Schreibschrank einen Stoß Papierbogen, dicke, graue, mit faserigen Rändern versehene, und legte sie auf den großen Tisch, pflanzte ein mächtiges Tintenfaß auf, füllte es bis an den Rand und langte endlich ein halbes Mandel Federn hervor, die der Küchenschreiber hatte frisch schneiden müssen. Sie streifte die Pulsärmel auf und setzte die Haube ab. Sie wollte schreiben und das — sie wußte es — kostete allezeit einen tüchtigen Schweiß.

„Die stille Abendstunde,“ sprach sie für sich, „kann ich nicht besser nützen, als indem ich meinem würdigen Vetter den Aerger heimzahle, den er uns eingerührt hat, und ihm für immer die Lust zu einem Besuch auf der Dornburg versalze.“

Sie setzte sich vor das Schreibzeug. „Vorerst zeige ich ihm die Verlobung unserer Jungfrau Tochter an, auf daß er sieht, es kräht kein Hahn mehr nach ihm. Nunmehro kann es losgehen!“

Und die großen Buchstaben quollen förmlich aus der Feder:

„Ich will Euch nicht verhalten, daß sich auf der Dornburg eine wunderbarliche Veränderung zugetragen hat. Itzo würde das fürstliche Fräulein nicht den Namen ‚die Freudige‘ führen. Nimmer schallt mehr der leichtfertige Mimi aus Hochdero Fenster, sondern das Leiblied ihres in Gott ruhenden Vaters: Erhalt uns, Herr, bei Deinem Wort. Der welsche Händler, dessen beste Kundin Itzo war, hat sich diesmal an unserer Armuth erholen müssen; die Hochzeitskleider waren sein einziger Verdienst auf der Dornburg. Wie ein bescheidener Viol ist die junge Herzogin anzuschauen, und gleich diesem duftet ihr Verdienst in der Stille, bei Armen und Kranken, in der Schule und in der Kirche. Sie hat geruht, sich dahin zu äußern, daß ihr Sinn nach nichts mehr stehe in dieser Welt, denn nach dem stillen Plätzlein einer Abbatissa im Stift Quedlinburg. Und als schickliche Vorbereitung zu dieser Würde hat sie den Alamodeteufel gründlich ausgetrieben, wie solcher Ausgeburt der Hölle gebührt. Im Feuer wurden verbrannt der Schäferroman, das Hirtentäschlein, der Schäferstab.

Darumb ist jeglichem alamoden Monsieur zu rathen, daß er sich der Dornburg fern halte, dieweil ihm hier der Prozeß gemacht, er elendiglich zu Asche verbrannt, und diese in die Winde gestäubt wird.“

Sie unterschrieb und siegelte den Brief.

Dann überantwortete sie ihn der Botenfrau, welche zwischen Dornburg und Weimar ging, und diese legte ihn zu dem andern Schreiben, das ihr die Frau Hofmeisterin an die Weimarer Hofmeisterin mitgab.

Hatten die kommenden Ereignisse ihre Schatten auf die stille Dornburg vorausgeworfen, so sah man ihnen in Weimar schon klarer in die Augen.

Nicht mehr durften die Bewohner der Stadt des Einspruchs festlich geschmückter Gäste gewärtig sein. Dagegen sprengte eines Morgens Herzog Bernhard mit seinem waffenklirrenden Gefolge zum Thore hinaus; er zog ab, um der Belagerung von Herzogenbusch durch den Prinzen von Oranien beizuwohnen und neue Kriegserfahrungen zu sammeln. Ein andermal wurden in stiller Nachtstunde Hufschläge vernommen. Dann munkelte es, Herzog Wilhelm sei fortgeritten, nur von einem Kapitän und etlichen Leibgardisten begleitet; es gelte geheime Rüstungen. Die Staatskutschen hatten Ruhe in ihren Schuppen; schlicht war der Wagen, in welchem Herzog Ernst mit dem Superintendenten zu Kirchenvisitationen fuhr, auf daß die evangelische Lehre lauter und rein erhalten werde.

Zur Zeit weilte nur Herzog Albrecht in Weimar und führte die Zügel der Regierung. Er empfing Botschaften und fertigte Kuriere ab, richtete und schlichtete, wie es einem Fürsten geziemte. Aber, wenn er den getreuen Unterthanen sich zeigte in der Kirche oder auf dem Gang zur Rathsstube, meinten sie, er sehe so gestreng aus wie ein Steinbild. Nie mehr spielte der gute Humor um seine Lippen, seit das Ehewerk an einem geheimen Pflöcklein sich gestoßen hatte und gescheitert war.

Aber so viel sich auch verändert hatte, Frau von Heilingen war die Alte geblieben.

„Michel!“ rief sie in die Küche hinab, wo ihr Knecht der Müllerin Rüben putzen half. „Es ist ein frischer Morgen; heize den Ofen!“

Michel verschwand mit Scheiten, Gabel und Blasebalg im Ofenloch, und bald that prasselnd und knackend die alte Weide den letzten Dienst ihres Erdenlebens.

Auf dem Sorgenstuhl, dem einzigen ansehnlichen Zimmergeräth, das sie aus dem Zusammenbruch feudaler Herrlichkeit gerettet hatte, nahm Frau von Heilingen Platz und zog das Spinnrad heran.

Nach einem langen bewegten Leben ist der Mensch nicht verlassen, wenn er auch einsam ist. Die Erinnerung wacht auf und läßt längst verschollene Stimmen ertönen, längst verblichene Bilder aufleuchten. So erging es auch der stillen Frau. Das leise schnurrende Rad erzählte ihr von der Zeit, da sie die ersten Hemdchen darauf spann für die Söhne, welche der Herr ihr gegeben und wieder genommen hatte; es erinnerte sie daran, mit welcher Freude sie dereinst das feine Garn abhaspelte, das so sonderlich gut gerathen und alsdann der nur das Sterbekleid ihres Eheherrn geworden war. Jetzt [illegible] der seidigste Flachs, den sie je auf dem Stammgut gebaut [illegible], am Rockenstab. Sie spann ein Stück Leinwand für [illegible] Trude, das Nesthäkchen, welches ihr allein übrig geblieben war. Und als sie an das letzte liebe ihr angehörende Wesen dachte, schloß sie ihr Sinnen mit dem innigen Wort: „Der Name des Herrn sei gelobt.“

Die alte Stiege knarrte. Da kam sie. Rasch eilte sie herein, ein feines Roth auf den Wangen. Die Mutter blickte erstaunt die Athemlose an.

Da sagte sie, eifrig bemüht, ihre Aufmerksamkeit von sich abzulenken: „Ich komme zu ungewohnter Zeit, lieb Mütterlein. Wir haben heute in der Apotheke Brustkuchen gebacken, und die Frau Herzogin hat mir befohlen, Euch dieses Stück zu bringen für vorkommende Gebreste.“

„Ihro Gnade hat eine milde Hand,“ sprach Frau von Heilingen „Gott sei Dank, daß ich jetzo dergleichen nicht bedarf. Aber Du selbst solltest ein Stücklein nehmen; Du bist ja ganz engbrüstig.“

„Ach nein,“ entgegnete Gertrud verlegen, „ich bin nur so gelaufen.“

„War der Spitz hinter Dir her?“ fragte Frau von Heilingen.

„Ach nein,“ erwiderte abermals Trude, während sie sich mit ihrem Mantel am Ofenhaken zu schaffen machte. Endlich, da ihre Mutter sie erwartend ansah, kam es leise von ihren Lippen: „Der Hofmeister von Krombsdorff war einmal wieder beihanden.“

„Vor dem brauchst Du nicht davon zu laufen,“ sagte geruhig ihre Mutter, das angehaltene Rad wieder in Schwung bringend. „Das ist ein Mann nach altem Schrot und Korn, der ohne Laune Ehre giebt, dem Ehre gebührt.“

„Mein Mütterlein irrt in der großen Güte ihres Herzens,“ entgegnete Trude beklommen; „der Hofmeister ist ein alamoder Kavalier. Meine Gefährtin im Hofdienst, Benigna —“

„Laß Dir von ihr nichts weismachen,“ unterbrach sie Frau von Heilingen. „Alle Tage läuft sie ihm hier in den Weg. Er geht oft in die Mühle; ich denke mir, der Müller hat zu stark gemetzt bei dem Mehl für den fürstlichen Haushalt. Da kommt sie bald aus der Stadt gestelzt, als sei sie vom pflastertretenden Spazierteufel besessen; bald im Hauskleid vom Badhaus her gewippt. Aber er ist ein rechtschaffner Junker. Ich muß gestehen, er weiß zu verschwinden wie ein echter Hofschalk.“

Gertrud schüttelte kummervoll den Kopf. „Ich habe gesehen, welche Geckerei er bei der großen Festivität getrieben hat, die im Mai allhier stattfand.“

„Zur Geckerei gehören immer zwei,“ entschied ihre Mutter.

Gertrud seufzte: „Ach nein, es war ein halbes Dutzend.“

Frau von Heilingen spann gelassen weiter. „Es giebt Männer, an denen das Frauenzimmer hängt wie die Mücken an unserem Honigtopf, ehe die Kroaten die Bienenkörbe zerstört hatten.“

Gertrud schüttelte traurig den Kopf. „Ich fürchte —“

„Man muß nicht immer fürchten, man muß auch hoffen,“ sagte Frau von Heilingen getrost.

Ein Zischen auf der Ofenplatte, dem ein würziger Duft folgte, unterbrach sie.

„Da mahnt es mich,“ lächelte sie und ging nach der Röhre, um die in derselben bratenden Aepfel zu wenden. „Die sind von dem Borstorfer Baum vor unserem ehemaligen Haus. Der machte auch immer lange Wasserreiser, statt zu blühen. Dein seliger Vater wollte ihn umhauen und eine Frühbirne dahin setzen lassen. Aber ich sagte: ‚Das ist die Art dieser edlen Bäume, daß sie lange Faselhänse bleiben, ehe sie Früchte bringen. Dafür sind es dann auch Borstorfer. Habt Geduld!‘ Und richtig! Welche Prachtäpfel sind das! Die Sippe hat sie mir vom Gut geschickt,“ fuhr sie schlau lächelnd fort. „Seit man dort weiß, daß ich ein Ohr am Hof besitze, hat man immer etwas für mich übrig.“

Sie legte die Aepfel in ein zinnernes Mülderchen, setzte dieses einladend vor Gertrud hin und brach selbst eine dampfende Frucht auf.

Mit einem fast liebevollen Blick sah Gertrud auf die gebratenen Aepfel nieder. Sie stammten von dem Baume, unter dem sie als Kind mit ihrer Docke gespielt hatte. Sein Wipfel war es gewesen, der ihr am längsten nachschaute, als sie mit ihrem kleinen Habeigen auf dem Wägelchen fort fuhren. Bäume wachsen nicht nur in die Erde, auch in das Herz. Und dem schönen frischen Apfelbaume sollte sie den Mann vergleichen, vor dem sie sich immer ängstlich hütete, je schwerer es ihr wurde, ihn zurückzuweisen?

Noch unruhiger und beklommener, als sie gekommen war, ging sie wieder. Einen scheuen Blick warf sie hinüber nach den Weiden, von welchen der Herbstwind die schmalen Blätter herabwehte. Die schlanke Gestalt, die vor einer Stunde dort gestanden hatte, war verschwunden. Vielleicht gab er es doch endlich — endlich auf, ihr nachzustellen, um ihre Liebe zu werben von früh bis spät, wie er jetzt es that.

Wenn sie zum Dienst in die Gemächer der Herzogin Eleonore sich begab, begegnete sie ihm auf dem Korridor und mußte seinen ehrfurchtsvollen Morgengruß entgegennehmen. In der Kirche stand er neben ihr im Gebetstüblein, und sie vernahm den tiefen Seufzer, der auf dem Weg nach den Lippen erstickt wurde und dennoch ihr Herz beklemmte. Und wenn sie im Vorgemach ihrer Herrschaft harrten, er an der Spitze der Hofherren, sie als letzte des Frauenzimmers, da suchten die großen vorwurfsvollen Augen sie, und das leise bittere Lächeln seiner Lippen sagte: Wie lange willst Du mich noch quälen?

Vielleicht war er dieser Mühen überdrüssig geworden und gönnte ihr endlich Ruhe.

Ruhe! Sie wollte aufathmen bei dem Wort. Aber sie vermochte es nicht. Ruhe sollte sie finden, wenn er hinfüro an ihr vorüber glitt kalt, höflich, fremd?

O, ihre Mutter hatte recht gehabt: es war ihm Gewalt gegeben über alle Frauenherzen. Wie war es möglich, daß auch sie sein Bild nicht aus ihrer Seele tilgen konnte, die doch wußte, sie reizte ihn nur, weil sie ihm Widerstand leistete?

Sobald sie seinen Künsten erlegen war, würde es ihr gehen, wie es jetzt der blonden Benigna ging: er würde sie fliehen.

Ein heißes Roth färbte ihre Wangen. Dann richtete sie sich auf. Nein, so weit mußte ihre Kraft ausreichen, um dieser tiefsten Demüthigung zu entgehen.

Als sie im Grünen Schloß anlangte, tönte ihr eine kräftige Kinderstimme schon im Korridor entgegen. Der kleine Prinz geruhte ungnädigst zu schreien. Die Thür seiner Stube öffnete sich; die Amme stürzte mit angstrothem Kopf heraus und sah sich nach Beistand um. Sie winkte eilig Gertrud heran.

Drinnen tänzelte die erste Wärterin das Herrlein und klagte: „Der Prinz ist nicht zur Vernunft zu bringen.“

Auf dem Tisch stand die kleine Silberschüssel mit der Suppe, lag das goldene Löffelchen, beide so schön geformt, als hätten Zwerge das Geräth für das fürstliche Kind geschmiedet. Die Spur der Brühe auf dem Tischtuch zeigte, daß dasselbe sich kräftig geweigert hatte, sein Mahl zu verzehren. Sein groß blumiges grünes Wämschen saß schief, und an den goldenen Ketten, die sich von der runden Schulter nach dem goldgestickten Ledergürtel zogen, arbeiteten die kleinen Grübchenfäuste, um sie abzureißen.

Die Amme sang ihm vor: „Eia popeia!“ Er zauste sie dafür tüchtig an den langen Bändern ihrer Mütze. Die Wärterin holte eine kunstvoll in einander gefügte Elfenbeinkugel aus einem kleinen Schreine, wo allerhand Spielzeug stand. Sie stammte von Herzog Wilhelms eigener kunstfertiger Hand. Das Söhnlein warf sonder Ehrfurcht die Kugel der aufgeregten Wärterin an den Kopf.

Gertrud nahm den kleinen Herrn auf den Schoß, hielt sanft die herumwirthschaftenden Händchen fest und sprach leise, beruhigend auf ihn ein. Er strampelte aus allen Kräften.

Da mußte sie plötzlich aufsehen. In der halb geöffneten Thür stand der Hofmeister von Krombsdorff, blaß, sonder Prunk gekleidet wie jetzt immer, und schaute sie unverwandt mit seinen düsteren Augen an. Als er ihr fruchtloses Bemühen mit dem Prinzen sah, lachte er spöttisch. Sie erschrak und sah weg. Im nächsten Augenblick war er verschwunden. Sie athmete wieder auf und bemühte sich weiter, den ungebärdigen Prinzen zu beschwichtigen.

Da hörte sie wieder den flüchtigen Schritt, und da trat er in das Zimmer. Er trug eine schuhhohe Docke in der Hand, die einen Trommelmann darstellte. Den Staub davon abblasen, ein Uhrwerk im Innern aufziehen und das Spielzeug vor den Prinzen stellen, war das Werk eines Augenblicks.

Nun schnurrte der kleine Automat grimmig, bleckte die Zähne, drehte den Kopf und trommelte, während ein kleiner schwarzer Hund aus dem Kober auf- und absprang.

Und siehe! der Harm des kleinen Prinzen legte sich. Er hörte auf zu schreien, schaute aufmerksam dem Trommelmann zu und — lachte endlich.

„Herzog Bernhards Spielzeug thut noch einmal seine Schuldigkeit," sagte Achatius, ohne Gertrud weiter zu beachten. „Aber," fuhr er in befehlendem Tone, zu der Amme gewendet, fort: „das Süpplein ist kalt und halb verschüttet. Laßt sofort eine frische Milch kochen! Nehmt auch den Löffel mit! Daß mir das Geschirr ordentlich von der Silberwäscherin gereinigt wird! Und," sprach er zu der ersten Wärterin, „gedenket Ihr, den Prinzen in solch zerzaustem Anzug zu der Frau Herzogin zu bringen? Suchet ein anderes Wämslein in der Kleiderkammer aus! Vergeßt nicht, ein wohlgestärktes Kräuschen einzuheften!"

Beide gehorchten eiligst und eilten hinaus.

In der gewohnten hofmäßigen Haltung trat Achatius dicht neben Gertrud und, ohne eine Miene zu verziehen, sprach er mit leiser durch das Trommeln verdeckter Stimme: „Achtet wohl darauf, Jungfrau von Heilingen: alle Mittel müssen am rechten Ort angewendet werden, sollen sie helfen. Die Elfenbeinschnitzereien thaten ihre Schuldigkeit, als der junge ritterliche Herzog selbige der schönen Kaiserin verehrte. Und ich weiß ein anderes Herrlein, das Ihr glücklich machen könntet, wenn Ihr seine Hand in Eurer hieltet und sanft zu ihm sprächet."

Sie mußte die Augen abwenden. Das schmerzliche Lächeln, das sein schmales Gesicht nur matt erhellte, schnitt ihr in die Seele. Aber sie faßte sich gewaltsam.

„Das Herrlein wird gut thun, auf solches Glück zu verzichten," sprach sie, und ihre Stimme klang wie eine zu hart angeschlagene Saite. „Der Mensch muß gar manchem entsagen, was er nun einmal nicht haben kann."

Das Uhrwerk war abgelaufen; er zog es eilig wieder auf. „Ihr habt Euch seit Monaten bestrebt, mir solches klar zu machen," entgegnete er bitter. „Und ob Ihr auch meiner lachen solltet, ich verhehle Euch nicht, daß mein Herz zerrissen ist von Eurer starren Kälte. Aber sagen muß ich Euch doch: All Eure Sittsamkeit, Euer Stolz, Eure unnahbare Würde, sie erscheinen mir geringe Tugenden gegen die höchste im Diadem der Frau, gegen die hingebende Liebe."

„Hingebende Liebe!" wiederholte Gertrud fast schrill, und da der Trommelmann wieder nachließ im Schnurren, zog nunmehr sie ihn mit fliegenden Fingern auf. „Hingebende Liebe! Wie oft ist es hingeworfene Liebe!"

Er wurde todtenbleich. „So verächtlich erscheine ich Euch?" fragte er mit tonloser Stimme. Und leidenschaftlich fuhr er fort: „Spricht nichts, nichts in Eurem Herzen für mich? Ist nicht ein Plätzlein in Eurer Seele, dahin sich ein milderes Gefühl für mich versteckt hat? Und wenn es auch nur ein schwacher Funke Mitleid ist, laßt ihn mir zu gute kommen; ich flehe Euch an."

Er stand vor ihr, die schlanke biegsame Gestalt demüthig gebeugt, mit den Augen in ihrem Blick sich festsaugend.

Und mit einem weichen zitternden Ton, wie er ihn noch nie von ihr gehört hatte, sprach sie: „Laßt es genug sein der Qual! Auch ich flehe Euch an."

Da schwieg er. Der sanfte Ton hatte eine Gewalt über ihn, der er nicht zu widerstehen vermochte.

Die Wärterinnen kamen zurück. Und jetzt gernhte das Prinzlein, seine Suppe zu verzehren, indem es über den vorgehaltenen Löffel hinweg nach dem schnurrenden Trommelmann schaute. Es sah auch mit gnädigen Augen das wohl geglättete neue Wämschen an.

Der Hofmeister hatte nichts mehr in der fürstlichen Kinderstube zu schaffen. Er ging davon. Und nun rief ihm der alte Papagei aus dem Vorzimmer in gütevollem Tone nach: „Armes Papchen! ganz allein!" Achatius drückte die Hände zu Fäusten zusammen.

Als er aus dem Schloß trat, fand er den Hof belebt von fremden Trompetern. Sie hatten Briefschaften aus Koburg und Eisenach an die Herzöge von Weimar gebracht. Der Page Conz verschwand eben mit denselben im Portal. Einen Augenblick tauchte bei der Nennung der Namen in der Erinnerung des Hofmeisters eine Reihe niedlicher Schäferinnen auf, die mit ihren Stäben ihn einhegten. Und er mußte denken, wie tief unter ihm die Irrthümer jener Zeit lagen. Aber er dachte nicht, daß, wer Irrthümer säet, Erfahrungen erntet.

Auch ihm überreichte ein Lakai ein großes Schreiben. Die Botenfrau von der Dornburg, welche es gebracht hätte, sitze noch in der Schloßküche und thue sich gütlich an Kalbskopf mit aufgestreutem Ingwer. Ob der Herr Hofmeister nicht diesmal etwas mitzugeben habe?

Achatius winkte hastig abwehrend. Mißtrauisch schaute er die Aufschrift an. Nein, es waren nicht die flüchtigen Buchstaben der rundlichen Hofmeisterin. So grimmige Zeichen malte gewißlich nur Frau von Tautenburg.

Er erbrach und las die Epistel. Ein wehmüthiges Lächeln kam auf seine Lippen. Gottlob, die kleine Käthe und der Junker Utz hatten sich wieder zusammen gefunden. Dieser Schuld war er wenigstens ledig.

Und er hatte eine Leidensgefährtin auf der Dornburg: die schöne Dorothea. Wie er sich einst rühmte, den galanten Schäfer spielen und jegliches Frauenzimmer ködern zu können, so vermaß sie sich in ihrem Uebermuth, den Herzog Albrecht in einen Celadon umzuwandeln. Ein Schäferspiel wollten sie beide tragiren; das tragische Ende war gekommen.

„Herr Hofmeister!" schallte es aus dem Korridor. Conz kam gelaufen. „Ihr sollt Euch sogleich zu meinem Herrn verfügen."

Achatius folgte ihm auf dem Fuße. Geschmeidig glitt er in das Zimmer des Herzogs Albrecht.

Der fürstliche Herr stand neben seinem Schreibtisch, auf welchem verschiedene erbrochene Briefe lagen. Mit einem unwilligen Blick maß er den tief sich verbeugenden Hofmeister.

„Wir hören üble Dinge von Euch," sprach er streng. „Zum ersten haben wir hier einen Brief von unsrem Vetter in Eisenach bekommen. In der Nachschrift schreibt uns Seine Liebden: ‚Da Unsre liebe Gemahlin gern ihre Wissenschaft denen zu gute kommen läßt, welche ihrem Schutze anvertraut sind, so bitten Wir, Uns kund zu thun, wann Euer Hofmeister von Krombsdorff geboren ist. Unsre Gemahlin wünscht, ihm das Horostop zu stellen, um zu erfahren, welche Unsrer Hofjungfrauen er zu freien gedenkt. Denn leider scheinen sie beide auf ihn zu lauern wie zwei Füchslein auf einen wohlschmeckenden Trappen. Die eine rühmt sich eines Kniefalls, die andre behauptet, er werde nächstens ein Mittel gegen Herzensgebreste bei ihr holen.'"

Albrecht ließ den Brief sinken und schaute den Hofmeister an.

Stumm, betroffen stand Achatius vor dem jungen Fürsten.

Dieser griff nach einem zweiten Schreiben. „Auch unser Vetter in Koburg beklagt sich über Euch," sprach er und las: „‚Und müssen Wir Euer Liebden kund thun, daß durch Euren Hofmeister von Krombsdorff eine arge Unruhe in Unsrem Frauenzimmer angerichtet worden ist. Beide Hofjungfrauen behaupten, jeden Augenblick die Werbung des Hofmeisters erwarten zu dürfen. Die eine pocht darauf, daß er sie seinen Cherub genannt, die andere, daß er sie zu seiner Eva erkoren habe. Und sind sie also verzankt, daß Wir sie vernünftigerweise in die Custodi bringen wollten, welche gerechte Strafe Unsre Gemahlin abgewendet hat.'"

Abermals sah Herzog Albrecht den Hofmeister fragend an.

„Der heidnische Gott Cupido hat sein arges Spiel getrieben," murmelte Achatius verwirrt.

„Ihr werdet selbigem Gott fleißig nachgeholfen haben," zürnte Albrecht. „Was hat es damit auf sich, daß die Hofmeisterin von der Dornburg bei der Hofmeisterin unsrer Schwäherin anfragt, wo ihr herzallerliebster Bräutigam, der Herr Achatius von Krombsdorff, weile? Er antworte nicht auf ihre Briefslein, und sie habe doch den Verlobungskuß von ihm empfangen."

Achatius wich voll Schrecken zurück. „Gott soll mich bewahren!" rief er, die höfische Haltung vergessend. „Vielleicht ist

die ehrwürdige Frau mit einer Schwachheit des Hauptes behaftet. Ein Schmätzlein ist kein Eheversprechen."

„Und," fiel Albrecht mit hartem Tone ihm in die Rede, „wie konnte es geschehen, daß der Hofmarschall von Teutleben in Euren Rechnungsbüchern ein Brieflein der Jungfrau Benigna fand, darin sie Euch Vorwürfe macht, daß Ihr nicht zur Buchsbaumgans gekommen seid? Verantwortet Euch ernstlich wegen der Leichtfertigkeiten, deren man Euch beschuldigt, bei unsrer Ungnade."

Bei jedem Punkt war Achatius mehr zusammengeknickt. Da hatte er nun hingebende Liebe in Fülle. Er wünschte sie in das Pfefferland. Mühsam sammelte er sich. Dann sprach er gefaßt und ruhig: „Fürstliche Gnaden wissen, daß die alamoden Bräuche an vielen Höfen zur Herrschaft gekommen sind. Ich bin mit ihnen vertraut worden, seit ich unter Christian von Braunschweig die Welt kennen lernte. Ich habe gemeint, daß es keine Gefahr mit sich bringe, wenn dieselben bei uns eingeführt würden. Wie in dem Schäferroman habe ich mancherlei Diskussionen über die Liebe gepflogen, geseufzt und geschmachtet, wie es einem Celadon zukommt. Es mag dabei mancher Exceß in der angenehmen Redensart mit untergelaufen sein. Aber hat das Frauenzimmer nicht seinen gläsernen Rath, von dem es erfahren kann, daß zuweilen seine Augen mehr trübe blinzelnden Lichtlein denn Sternen und Vergißmeinnicht gleichen? Ich gebe zu, daß auch die Seufzer erheuchelt waren. Aber das Frauenzimmer weiß, daß der Schäfer vor den Augen der Welt einer Schäferin huldigt, die seinem Herzen gleichgültig ist, um seine wahre Liebe zu verhehlen. Also habe auch ich gethan. Hat das Frauenzimmer meine Reden falsch verstanden, so wollen fürstliche Gnaden einen Milderungsgrund darin sehen, daß ich zum Schäfer zu ungeschickt bin, und daß deutsche Frauen auch zu den Schäferinnen verdorben sind, indem sie jede Diskussion über die Liebe nur als eine Vorbereitung für die Ehe betrachten. Derohalb bitte ich unterthänig um gnädige Strafe."

Herzog Albrecht hatte unbewegt zugehört. Nur bei Erwähnung der Schäfer war es, als zögen sich seine Brauen noch strenger empor.

Dann erwiderte er kalt: „Strafe habt Ihr allerdings zu gewärtigen. Es ist kein leichtes Vergehen, die Schwachheit vertrauender Frauen, die auf die ritterliche Gesinnung der Männer angewiesen sind, auszunutzen, sie auf Irrwege zu führen und dann im Stich zu lassen. Französische Leichtfertigkeit darf nicht an unserem Hofe eingeführt werden. Auch sind wir unseren fürstlichen Verwandten Genugthuung schuldig für die Unbill, welche ihrem Frauenzimmer von Euch zugefügt worden ist. Ihr werdet den Hof zu meiden haben."

Achatius war zu Tode erschrocken. Aber nicht die Kränkung seines Stolzes und Ehrgeizes schlug ihn danieder. Er hatte nur den einen Gedanken, daß er Gertrud fürder nicht mehr sehen sollte.

War denn zu den vielen Teufeln, welche die Welt erfüllten, auch noch ein Briefteufel gekommen? Und hatte der Fürst der Hölle denselben gegen ihn losgelassen? Mit dem Schreiben der Frau von Tautenburg hatte er angehoben.

Da zuckte plötzlich durch den sündigen Höflingskopf eine Erleuchtung. Er richtete sich auf und sprach: „Ja, ich gestehe es offen ein, ich bin ein leichtsinniger Schelm gewesen, und ich bereue es tief; denn es ist eine große Verwandlung mit mir vorgegangen."

„In so kurzer Zeit?" entgegnete Albrecht verächtlich. „Glaubt nicht, uns zu erweichen, indem Ihr den reuigen Sünder spielt."

Mit niedergeschlagenen Augen antwortete Achatius: „Es sind nicht alle Menschen mit festem Sinn begnadet; es giebt auch schwankende Herzen. Aber warum soll es nicht möglich sein, daß diese doch sich endlich auf den rechten Weg finden? Von meiner niedrigen Person sehe ich ganz ab. Doch ich vermag ein erhabenes Beispiel anzuführen. Fürstliche Gnaden, auch ich habe einen Brief erhalten."

Er zog das Schreiben der Frau von Tautenburg aus seinem Wams und überreichte es dem Herzog.

Dieser nahm es erstaunt in Empfang. Als er Dornburg las, wandte er sich ab, dem Fenster zu, daß ihn der Sammetbehang halb verdeckte, und begann zu lesen.

Und er las und las. Als längst der Inhalt des ganzen Schreibens ihm bekannt sein mußte, war er noch nicht über die erste Seite hinaus. Es waltete so tiefe Stille im Zimmer, daß das leise Knistern eines umgewandten Blattes dem gespannt lauschenden Ohr des Hofmeisters nicht entgangen wäre. Aber er vernahm nichts.

Achatius wußte, an welchen Zeilen die Augen des Herzogs haften geblieben waren, an den Worten: die Herzogin Dorothea wünsche und erhoffe nichts mehr als das stille Plätzlein einer Abbatissa des Stiftes in Quedlinburg.

Und je länger es still blieb in der Fensternische, je leichter schlug das Herz des jungen Hofmannes.

Endlich wendete sich Albrecht ihm wieder zu. Doch blieb er im Schatten.

Aber — täuschte sich Achatius? Lag nicht eine leise Röthe auf dem sonst so ernsten Antlitz? Strahlten nicht die klaren braunen Augen in lichtem Glanz?

Mit einem tiefen Athemzug und seltsam veränderter milder Stimme sprach der Herzog:

„Vorerst müssen wir Eure Angelegenheit zu schlichten suchen. Ich glaube, es ist das Beste, Ihr trefft eine Wahl unter dem Frauenzimmer, das Anspruch auf Euch erhebt. Da macht Ihr doch wenigstens an Einer das begangene Unrecht wieder gut."

Aber Achatius erwiderte mit finster gefalteter Stirn: „Fürstliche Gnaden wollen jede Strafe über mich verhängen. Ich will sie als eine verdiente tragen. Aber eine von diesen hingebenden Nymphen zu heirathen vermag ich nicht."

„Ich will nicht verhoffen, daß Ihr einen Widerwillen gegen den heiligen Ehestand hegt," sagte der Herzog.

Stürmisch erwiderte Achatius: „Bei meiner Seele Seligkeit: nein. Gott weiß es, daß ich kein Glück erstrebe, als das einer christlichen Ehe, nichts ersehne als die Liebe einer Frau, die ich liebe — ach, die ich liebe mehr als mein Leben."

„Und wie heißt sie?" fragte Albrecht theilnahmsvoll.

Ohne zu zögern, wenn auch tief erröthend, antwortete Achatius: „Gertrud von Heilingen."

Albrecht glaubte nicht recht gehört zu haben. „Gertrud von Heilingen? Die Einzige, um die ich Euch nie herumflattern sah?"

Achatius neigte sich demüthig zustimmend. „Die es mir nie gestattet hat."

„Nun, so wollen wir sie um ihre Meinung befragen," entschied der Herzog.

Achatius fuhr zusammen. „Sie hat mich mit grausamer Strenge behandelt," sagte er zaghaft.

Herzog Albrecht blickte nachdenklich. „Die Strenge ist in der Hand von uns fehlbaren Menschen wie ein zweischneidig Schwert. Sie verletzt den, der sie übt, oft so schwer wie den, welchen sie trifft."

„Aber sie hatte ein Recht, mich zu verurtheilen," klagte Achatius.

Der Herzog lächelte mild. „Wozu hätten wir das schöne Wort ‚Vergebung', wenn es nie gesprochen werden sollte?" Dann fuhr er ernst fort: „Was aber Eure Entfernung vom Hofe betrifft, so befehlen wir, daß Ihr Euch für etzliche Zeit nach Reinhardsbrunn begebt. Alldort zeigen sich Wölfe. Ihr habt sonst den Schäfer gespielt; nun möget Ihr der Hirt sein, der unsre geplagten Unterthanen von dem Raubzeug befreit. Die Antwort der Jungfrau von Heilingen werden wir Euch senden."

Achatius war entlassen. Mit tiefer Verbeugung zog er sich zurück. Das Blut sauste ihm in den Schläfen, daß er nicht sah, noch hörte, während er nach seinem Haus hinüberstürmte.

Er, der so viel Herzklopfen kalten Blutes über Frauen verhängt hatte, meinte jetzt, unter den eigenen Herzstößen ersticken zu müssen. Nicht die Verbannung ängstigte ihn mehr; auch nicht — es war schrecklich! — die Gewissensbisse über all das Frauenzimmer, welches er dahin gebracht hatte, daß es sich anhing wie Kletten.

Aber Gertrud! Was würde sie sagen zu seiner Werbung? Er meinte, den Blick voll Stolz und Reinheit zu sehen, mit dem sie ihn zurückwies, und glaubte in die Erde sinken zu müssen vor Scham. Nie, nie konnte er sich wieder vor ihr sehen lassen. Nun, Gott sei Dank! Es gab wieder Kriegsaussichten. Herzog Ernst dachte daran, sich unter die Fahne Gustav Adolphs zu stellen, wenn dieser den Evangelischen zu Hilfe kommen würde. Dann folgte er demselben wie einst dem Herzog Wilhelm ins Feld und ruhte nicht, bis er todt geschossen oder gestochen war.

Bei diesem Entschluß besänftigte er sich. Doch stand ihm der Athem still, als die Hausglocke ging und der kleine Conz mit der Bestürzung fürstlicher Dienerschaft bei hereinbrechender Ungnade ein Brieflein überbrachte und eilig wieder davon flog.

Bis in die Lippen erbleichte Achatius, während er das Siegel erbrach. Dann erstarrte sein Blick. Er las noch einmal laut sich selbst vor: „Die Jungfrau von Heilingen erwartet Euch

um sieben Uhr bei ihrer Mutter, damit Ihr bei selbiger Eure Werbung anbringen könnt. Sie ist gesonnen, Euch zu ihrem ehelichen Gemahl zu nehmen."

Noch stand Achatius regungslos. Dann wischte er eine Thräne aus den Wimpern. Es war doch zu arg, daß ein Mann, der mehr als einmal Pulver gerochen hatte, weinte wie ein Kind. Er faltete die Hände, jetzt nicht zum Staat, sondern zu feierlichem Gelöbniß. Er wollte es ihr vergelten, so lange ein Athemzug in seiner Brust war.

Dann aber brach seine heißblütige, leichtbeschwingte Natur wieder durch. Ein Pfiff rief die Diener herbei, die Glocke die Beschließerin. Das Ingesinde eilte herein. Sie fanden ihn, wie er das herrliche Bild Meister Kranachs, die Venus, die mit einem rothen Sammethut bekleidet war, von der Wand hob.

„Schafft mir auf der Stelle das Weibsbild von hinnen in die fernste Rumpelkammer! Ja so! Dahin kommt sie ja auch, wenn sie in dem saubern weißen Schürzchen ihren Umgang hält. Zum Haus hinaus also!"

„Aber," entgegnete der Diener, „sie hat so viel Geld gekostet."

„Fort!" rief Achatius, mit beiden Händen wehrend.

„Aber —"

„Fort!" schrie sein Herr, mit dem Fuße stampfend, „oder ich werfe Dich selbst mit hinaus."

Der Diener enteilte.

„Mein Staatswams!" befahl der Hausherr aufathmend. „Den Hut mit der langen Feder."

Athemlos brachte der Leibknecht das Verlangte.

„Welcher Firlefanz hängt da noch? Zum Teufel mit den Favors! Frau Beschließerin, kommt mit der Schere!"

Die dicke Beschließerin wackelte eilig herbei und trennte Schleiflein und Quästchen, den „Galanten" und den „Schäler" ab.

Zehnmal schaute er in den Spiegel, aber nicht, um den Bart zu zwirbeln, sondern nur, um zu sehen, ob auch kein Alamodezotten auf die Nase fiel. Die Locken konnte er freilich nicht aus seinem braunen krausen Haar kämmen.

Auf dem Schloßthurm schlug die bestimmte Stunde. Er flog davon, am Rothen Schloß vorbei. Jetzt hörte er schon neben sich die Ilm rauschen, jetzt Mühlengeklapper. Da schimmerten die beiden Fenster durch die Nacht, hinter denen er erwartet wurde. Mit lachenden Lippen, mit blitzenden Augen stürmte er die Treppe hinauf, an der Michel mit einem Oellämpchen leuchtete. Die Thür wurde ihm aufgethan, und er trat gebückt durch die niedrige Pforte.

Da stand sie vor ihm in der großen weißen Schürze; denn sie hatte häuslich gewaltet. Das zeigten die Weinkanne und die Gläser auf dem gedeckten Tisch.

Frau von Heilingens Sorgenstuhl war zu oberst daran geschoben und die Dame hatte fürnehmem Brauch gemäß zu der feierlichen Stunde ihr Kleid mit dem Brokatvorderblatt angelegt; und es paßte wieder, denn auf dem unscheinbaren Zindel saß sie. Würdevoll hielt sie das Fähnlein in der Hand.

Und nun sollte der redegewandte Hofmeister sprechen, wie es schicklich war. Und nun blieb der allezeit Zungenfertige stecken.

„Hochehrenreiche Frau!" er stockte schon. „Tugendselige Jungfrau" erschien ihm in diesem Augenblick zu geziert und „geliebtes Mädchen" zu sagen getraute er sich nicht.

Er schwieg; nur die großen sprechenden Augen flehten.

Aber wunderbar! Sein Verstummen rührte Gertrud mehr, als die schönste Rede es gethan haben würde. Ein leises weiches Lächeln, das ein liebliches Grübchen auf der jugendlich gerundeten Wange bildete, trat in das feine Gesicht.

Auch die würdige Frau von Heilingen konnte seinem Blicke nicht widerstehen; sie half ihm aus der Noth. Mild beruhigend sagte sie: „Unsre gnädige Herrschaft hat uns schon kund gethan, weshalb Ihr kommt. Ihr wollt um Gertruds Hand werben und, wenn Ihr die Zusage empfahen, um meinen Segen bitten."

Achatius kniete nieder. Diese Aeußerung tiefster Demuth entsprach allein der Zerknirschung seines Herzens.

Frau von Heilingen aber ließ sich durch solch absonderliches Gebahren nicht irremachen. Sie sah ein, sie mußte dem schüchternen Mann unter die Arme greifen, wenn er vom Fleck kommen sollte. Nachdem sie also für ihn bei sich selbst angehalten hatte, fuhr sie in ihrer Eigenschaft als Brautmutter fort: „Wir freuen uns, daß Ihr das gute Zutrauen zu uns heget, und haben beschlossen, Euren Antrag anzunehmen. So reicht Euch denn die Hände!"

Es war das erste Mal, daß Achatius diese seine Hand berührte; er that es so zart, als fürchte er, ein Fingerchen zu zerbrechen.

Bittend schaute er sie dabei an. Einen Augenblick sah sie in das schöne ihr zugeneigte Antlitz. Aber die Zeit, da Achatius, mit spitzen Lippen Küsse hauchend, als Herr waltete und Schmätzlein wie Gnaden vertheilte, war vorüber.

Gertrud schlug die Wimpern nieder, und Achatius küßte ihre Hand. Dann saßen sie beisammen und besprachen die nächste Zeit.

Die Mutter nahm getrost im Geiste bereits Besitz von der großen Stube im Erdgeschoß des Hauses mit dem Rosenstock und billigte ihres Schwiegersohnes Bestimmung, daß der treue Michel bei den Hausknechten mit untergebracht werde, aber auch hinfüro die blau und weißen Farben zu tragen habe.

„Für jetzt gehe ich nach Reinhardsbrunn und halte Wolfstreiben," sprach Achatius. „Wenn aber die Weihnachtszeit kommt, dann will ich anfragen, ob das Christkind in seiner Gnade mir Unwürdigem eine liebe Hausehre bescheren will."

Gertrud sah ihn mit einem warmen Blick an: das war aus keinem Schäferroman zusammengestoppelt.

„Und mich," sagte sie, „werdet Ihr bereit finden, als Euer getreues Weib Euch in Euer Haus zu folgen."

Vom Schloßthurm tönte die neunte Stunde, Herrn Achatius viel zu früh. Aber er folgte der Mahnung. Tief neigte er sich vor der Schwiegermutter.

Gertrud leuchtete ihm zu der steilen Wendeltreppe.

Er ging. Als er schon ein paar Stufen hinab war, sah er noch einmal zurück, halb lächelnd, halb betrübt.

Da setzte sie das Lämpchen auf die Erde, schlang beide Arme um seinen Hals und flüsterte: „Gott geleite Euch, mein liebes Herze!"

Und nun bekam Herr Achatius doch seinen Verlobungskuß.

Unter dem funkelnden Sternenhimmel ging er heim. Aus den Häusern tönten fromme Weisen. Jeglicher Hausherr sang mit Familie und Ingesinde den Abendsegen. Das alte Kampflied Luthers stieg auf wie immer in bedrängter Zeit.

So würde auch er hinfüro mit seinem lieben Weibe allabendlich singen: „Eine feste Burg ist unser Gott." Der heilige Weihnachtsabend würde ihn nicht mehr als Nachtschwärmer sehen. Am häuslichen Herd würde er sitzen, während seine Frau die Lichter an der Tanne anzündete, die er nun so manches Jahr nicht gesehen hatte. Und da er jetzt an seiner Thür stand und dem guten Mond gerade ins Gesicht sah, da trug er dem alten Freund aller Liebenden noch einen Gruß an sein Herzgespiel auf. Denn, bei Gott! er war ein deutscher Mann!

Es gab in der nächsten Zeit viel Thränen unter dem Frauenzimmer, das in Weimar so fröhlich mit Achatius geschäkert hatte.

Der Text der Predigten, die ihm gehalten wurden, war derselbe, ob sie nun aus dem Mund der sanften Eleonore, der brünetten Herzogin von Koburg oder der Sternenkundigen von Eisenach kamen. Ja, der Hofprediger der Dornburg, der gerufen werden mußte, um der Hofmeisterin den Kopf zurecht zu setzen, ließ sich gleichermaßen vernehmen: „Nicht umsonst ist die Frau zur Hüterin der Sitte bestellt. Darum rächt sich an ihr eine Verletzung derselben strenger denn am Manne."

Nachdem sie sich ausgeweint hatten, putzten sich die Eisenacherinnen wieder für das Jagdfest auf der Wartburg, die Koburgerinnen beredeten Kirmeßfahrten nach benachbarten Edelsitzen, Benigna lugte hinter dem jüngsten fürstlichen Rath, dem Sauerhaften, her, und die Hofmeisterin zählte alle unvermählten Junker und alle Witwers an den Fingern zusammen, die im Umkreis von zwei Meilen zu erreichen waren.

Auch die langnasige Hofjungfrau hatte Trost gefunden in einem Klatsch, den sie verbreitete; in selbigem war der Frau von Tautenburg die Rolle der Burgkatze, dem Junker Utz die eines unschuldigen weißen Mäusleins zugetheilt.

Denn nicht umsonst sagt der weise Salomo: „Ein jegliches Ding hat seine Zeit: Weinen und Lachen, Klagen und Tanzen, Lieben und Hassen."

Ob die jungen Herzen jauchzten, ob sie klagten, die Jahreszeiten gingen ihren ruhigen Gang. Der Hain bei der Dornburg färbte sich roth und gelb. In den Weinbergen schallte fröhlicher Gesang; die Knechte und Mägde trugen große Körbe voll grüner

und blauer Trauben aus dem Saalthal herauf. Die Schwalben umschwärmten in Scharen das graue Gebäu und ließen die Wanderpfeife ertönen.

Bei dem Schloßhauptmann wurde eifrig zur Hochzeit Katharinas mit dem Junker von Hagenest gerüstet. Die Leinwandweben in der Eichenholztruhe waren zerschnitten und mit künstlichen gedoppelten Nähten zu allerhand Gewanden wieder zusammengefügt worden. Dann verfertigte der Hofschneider der Frau Witwe das karmoisine Brautkleid; und saß derselbe im Thurmgemach auf demselben Tisch, wo vor wenigen Monden Achatius seine Bartfutterale ausgebreitet hatte; denn also geht es zu auf diesem Wandelstern, der Erde benamset ist.

Frau von Tautenburg hatte in dieser Zeit als den für ihren Gemüthszustand passendsten Abendsegen den Gesangbuchvers erkiest: „O, wie gar viel Gaben muß der Hausstand haben."

Und bei all der Arbeit kam der würdigen Frau auch noch zum öfteren fremder Einspruch über den Hals, wie das immer geht, wenn der Haushalt gerade auf dem Kopfe steht.

Eben flatterte die Brautwäsche im Hof und Frau von Tautenburg lobte den Utz wegen des schönen Sonnenscheins, den seine Ehrbarkeit herfürgezaubert hatte — da schallte Hufschlag durch das Thorgewölbe. Ein Trompeter aus Weimar ritt ein mit Briefen an die fürstlichen Damen. Unter den hochgehaltenen Leinen und dem scheltenden Geschnatter sämmtlicher Mägde wurde das staubige Pferd hinweggeführt. War so lange kein Bote von dort gekommen, so konnte er auch jetzt wegbleiben.

Dann, als sie die neuen Betten ausgebreitet hatte, um sie zu sonnen, fiel mitten hinein, gleich einer verstörenden Karthaunenkugel, der Hofmarschall von Teutleben aus Weimar. Nun, er war ein geriebener Hofmann, der mit feinem Lächeln sagte, es könne ihn kein besseres Vorzeichen empfangen. Sie verstand zwar nicht, wie er das meinte; aber sie hatte keine Zeit, an der Spitzfindigkeit herum zu klauben. Sie mußte ihren Eheherrn rufen lassen, dieweil der Hofmarschall dringend um eine geheime Unterredung mit der Frau Witwe bat.

Dann wurde auch noch eine stattliche Hoftafel seinetwegen anbefohlen. Waren so große Umstände nöthig für den Diener des Herzogs, der das fürstliche Fräulein — man mochte es drehen und wenden, wie man wollte — doch hatte sitzen lassen? Er hätte die Herzogin Dorothea gar nicht zu sehen brauchen. Statt dessen wurde derselben die Qual auferlegt, mit ihm zu Tische zu sitzen.

Der alte Herr war ja freilich des Lobes voll gewesen, als er mit heiteren Mienen aus dem Residenzhaus zurückkehrte. Er behauptete, das fürstliche Fräulein noch nie so schön gesehen zu haben, wie jetzt in dem violenblauen Sammetrock. Er nannte ihre Bläße fürnehm, rühmte ihre Milde — und schien sichtlich erfreut durch die gnädige Gesinnung, die sie ihm erwiesen hatte. Und dabei konnte er, ganz entgegen dem Vetter Achatius, gar nicht die Zeit erwarten, da er wieder auf seinem Pferd saß, um stracks nach Weimar zurückzutraben.

Auch Frau von Tautenburg war froh, als er fort war. Nun würde ja endlich Ruhe werden.

Gott bewahre! Jetzt lebte plötzlich die Frau Witwe wieder auf. Frau von Tautenburg gönnte ja hochderselben alles Gute. Sie freute sich, daß die bedrückte Stimmung, die immer nach gescheiterten Heirathen eintritt, allmählich sich verzog. Aber ob die Herrschaft nicht immer die Dinge am verkehrten Ende anfaßte?

Als das hoch zu wünschende Ehewerk im Gang war, hatte sie die Hände in den Schoß gelegt und selbiges durch ihr übermüthiges Fräulein verfahren lassen. Und nun auf einmal war sie die Thatkraft selbst. Sie setzte ihren Kopf darauf, daß die Prunkgemächer abgestäubt, die Purpurpolster der Wandbänke ausgeklopft wurden. Sie ließ die kostbare Tapezerei mit dem Türkenzug aufhängen und in allen Gastgemächern Betten aufschlagen.

Trotz all dieses Ungefährs wurde endlich doch der Polterabend glücklich erreicht.

In ihrem Stüblein stand Käthe vor dem Spiegel, durchstach die blonden Haare mit kleinen silbernen Schwertern, zog den neuen zeisiggrünen Rock an und legte die rothe Korallenkette um den Hals. Zuletzt hing sie an dieselbe das schwere goldene Kreuz, das ihr die Herzogin Dorothea heute eigenhändig überreicht hatte. Und während sie an dem Glanz sich freute, der von dem ernsten Symbol ausging, spürte sie in ihrem Herzen gegen die erhabene Geberin das herablassende Mitleid, mit welchem Bräute auf ihre noch unversorgten Schwestern niederzusehen pflegen.

Frau von Tautenburg beaugenscheinigte die lange Reihe von Hochzeitskuchen, die auf den Köpfen des sämmtlichen Ingesindes aus dem Backhaus in die Vorrathskammern einzogen. In der Küche loderten helle Feuer, bereiteten Koch und Küchenmägde den Schmaus für den Abend und trugen geheimnißvoll alles seit Wochen angesammelte schadhafte Geschirr herbei.

Da kam abermals ein Kurier aus Weimar in die Quere. Gottlob! er hielt sich nicht lange auf. Eiligst jagte er, mit einer kurzen Antwort der Frau Witwe versehen, wieder davon.

Aber nun regte es sich auch im Residenzhaus. Die Pagen trugen Befehle vom Witwengemach hinauf in das Gestock, wo die Hofmeisterin und die Hofjungfrauen wohnten, und hinab in die Gesindestube. Die Lakaien mußten die Galalivrei anziehen, die Damen in ihre Staatsröcke schlüpfen. Auch der Schloßhauptmann wurde zur Frau Witwe berufen. Als er heimkam, ließ er sein Galakleid bereit legen. Aber auf die feinen Fragen seiner Hausehre antwortete er nur mit einem schlauen Augenblinzeln.

Der Herzogin Dorothea war von ihrer Mutter die Weisung geworden, sie solle sich bereit halten, noch am heutigen Tage einen vielltheuren Gast empfangen zu helfen.

Sie fragte nicht, wer es sei. Ihr war es gleichgültig, ob ein Graf von Rudolstadt oder Gleichen vorsprach. Sie saß in ihrem kleinen Zimmer, dessen Fenster, halb beschattet von der Burglinde, in den Hof blickten, und schaute mit wehmüthigem Lächeln auf das frohe hochzeitliche Treiben.

Wie viel Freude gab es doch in der Welt! Und wie verschieden fielen die Lose der Menschen! Der treufeste Herr von Hagenest vergab Käthchen, daß ihr Herz zuerst an dem leichtfertigen Hofmeister gehangen hatte. Voll Sicherheit hatte die junge Braut vor ihr gestanden in dem Bewußtsein, es fertig gebracht zu haben, daß ein edler Herr sie von früh bis spät als seine Perle und wahre Krone pries.

Die Glückliche! Wie schwer war es dagegen an ihr geahndet worden, daß sie in übermüthiger Jugendlust für einen Schemen, den Celadon, geschwärmt hatte! Sie blieb allein im Frühlinge des Lebens.

Wie hatte sie noch vor wenigen Monden gelacht bei dem Gedanken, daß sie Abbatissa werden könnte! Nun stand es vor ihr, dieses Geschick. Gleich ihrer ältesten Stiefschwester würde sie, das Stiftskreuz auf der Brust, durch die düsteren Gänge in Quedlinburg schreiten, die vor Einsamkeit hallten, ohne Theil an dem frischen Menschenleben, das draußen fluthete, in Wahrheit nun lebendig eingemauert.

Und es war das Beste so. Sie verstand die Menschen ja doch nicht mehr. Nicht das leichtlebige Pärlein da drüben, nicht das lustige Völklein drunten — nicht einmal mehr die gnädige Mutter. Das hatte sich deutlich gezeigt, als vor einigen Wochen endlich einmal ausführliche Briefe von der Herzogin Eleonore ankamen. Es war ja auch ihr lieb gewesen, daß die sanfte Freundin sich wieder näherte. Sie schrieb so offen und herzlich wie in früherer schöner Zeit. Auch den Herzog Albrecht nannte sie wieder, und Dorothea hatte eine wehmüthige Genugthuung empfunden, als sie las, er sei sehr verändert; der sonst immer zu einem heitren Wort Bereite verhalte sich jetzt allezeit ernst und schweigsam. Aber sie begriff doch nicht, daß die Frau Witwe über den an dieselbe gerichteten Brief, den Dorothea nicht zu lesen bekam, sich also freute, daß sie jetzt von der Hochzeit des Lammes nicht mehr zu sprechen beliebte.

Und vollends unergründlich blieb ihr die Heiterkeit ihrer Mutter nach Teutlebens Vorsprechen. Sie hatte nicht gefragt und ihre Mutter nicht geäußert, um was die geheime Berathung sich drehte. Wahrscheinlich um einen neuen Tausch von Gütern der Altenburgischen und Weimarischen Herrschaft, denn der Hofmarschall hatte von einem demnächstigen Besuch bei ihrem Bruder in Altenburg gesprochen.

Das Wiedersehen mit dem alten Diener, der einst schon ihr und ihrem Gemahl aufgewartet hatte, schien die Frau Witwe gänzlich in die Vergangenheit zurückversetzt zu haben. Unermüdlich plauderte sie von ihren Erinnerungen; und sie konnte so froh lächeln, wenn sie erzählte, wie Herzog Albrecht, da er noch ein kleines Krabbelchen war, ihr einst einen wohlsingenden Hänfling verehrt und mit solchem Geschenk ihr Herz gewonnen hatte.

Sie war so verstrickt in ihre schöne Jugendzeit, daß sie heute sogar den Ring hervorgesucht hatte, den sie bei ihrem Verlöbniß empfing.

Handtreue nannte man solche Ringe. Und während die blasse Fürstin an dem Funkeln der Diamanten und Rubinen sich erfreute, die in der Sprache der Edelsteine feurige Liebe und Beständigkeit in Glück und Leid bedeuteten, sprach sie: „Es ist das Beste bei Verlöbnissen, wenn alles in hergebrachter Weise verläuft. Kluge Menschen haben nicht umsonst die Formeln gefunden, in denen die ernstesten Ereignisse des Lebens sich vollziehen."

Wie hatte die Mutter es nur übers Herz bringen können, so zu ihr zu reden? Ob wohl alle Menschen so empfanden, wenn sie alt wurden? Ob sie wohl auch einmal die Tulipanen hervorsuchte und darüber lächeln konnte?

Sie schüttelte den Kopf. Aber die Erinnerung an die Blumen wollte nicht mehr weichen. Sie erhob sich und entnahm dem Geheimfach einer mit Perlmutter ausgelegten Spinde ein Päckchen Silberflor. Als sie es mit bebenden Fingern öffnete, lag ein vertrocknetes Häuflein von Blumenleichen in ihrer Hand.

Wie hatten sie in Farbenpracht geprangt, die Herzblätter dem Licht geöffnet, da Er sie in ihre Hand legte! Nun waren die Häupter geneigt, die Kelche für immer geschlossen. Sie wandten sich nie wieder der Sonne zu. Sie waren verblüht, verwelkt, vergangen wie seine Liebe. Es stieg heiß in ihre Augen. Durch den Thränenflor vermochte sie nichts mehr zu erschauen.

Da tönte plötzlich weither der Ruf: „Kiekebusch, wo kommst Du her?" Und ein anderer antwortete näher: „Wahrhaftig, da ist Kiekebusch." Und nun scholl es unter ihren Fenstern: „Hei Kiekebusch!" Die Kammermägde im Nebenzimmer riefen hinab: „Je Kiekebusch!" Und das Rufen ging weiter: „Das Hündlein Kiekebusch ist wieder da."

Dorothea fuhr auf und blickte hinab. Das Jugesinde der Burg lief zusammen, und der kleine Kiekebusch sprang im Kreis umher, am dicken Koch empor, leckte den letzten Knecht in das herabgebeugte Gesicht und war vor Freude schier außer sich.

Draußen vor dem Thore aber tönte das Pflanzen der Hellebarden und eine Stimme, welche sprach:

„Bei Ihrer fürstlichen Gnaden, der Frau Herzogin Anna Maria fragt Seine fürstliche Gnade, der Herzog Albrecht von Sachsen-Weimar an, ob Hochdieselbe ihn empfangen will."

Zitternd sank Dorothea auf den Fenstersitz nieder. Wie durch einen Schleier sah sie Lakaien, Pagen, den Schloßhauptmann laufen.

Dann schmetterten Trompeten, klirrte Hufschlag. Ein glänzender Zug ritt ein. Voraus blasende Trompeter, Pagen in Gala, der Hofmarschall von Teutleben im Staatskleid und — war es möglich? — Herzog Albrecht im goldgestickten Wams. Hinter ihm ein glänzendes Gefolge; allen voran im schwarzen silberverbrämten Amtskleid ein gelahrter Rath vom Schöppenstuhl in Jena, dem ein Diener mit einem Felleisen voll dicker Folianten nachritt.

Was konnte das bedeuten? So kamen nach deutschem Fürstenbrauch die Freier, um zu werben.

Sie gedachte nicht daran, wie sie dereinst diese Sitte mißachtet hatte; sie drückte die Hände auf das hochaufschlagende Herz. Jetzt nannte sie auch den gelahrten Rath nicht mehr einen Aktenwurm; er war ihr ein glückverheißendes Zeichen mehr. Es ging ihr plötzlich ein Verständniß auf für alle Vorgänge der letzten Zeit, und sie sah dieselben im wohlgefügten Zusammenhang, einem festen Ziele zustrebend. Aber auszudenken vermochte sie nichts.

Der Page der Frau Witwe erschien mit der Botschaft, das fürstliche Fräulein werde in den Prunkgemächern erwartet.

Athemlos flogen ihre Kammermägde herbei mit Perlen und Demantsternen. Sie hielt geduldig still und vergaß, in das Spieglein zu schauen. Dann ging sie in dem dunklen Sammetkleid, auf dem das edle Gestein glitzerte wie Thautropfen auf einem Viol, gemessenen Schrittes hinüber.

Die Vorzimmer waren erfüllt mit dem Gefolge der fürstlichen Herrschaften. Der Page öffnete die Thür zum Staatsgemach und schloß sie wieder hinter ihr.

Die Frau Witwe saß auf dem Thronstuhl mit gerötheten Wangen, sanft leuchtenden Augen. Und Herzog Albrecht stand vor ihr und neigte sich lebhaft sprechend voll Ritterlichkeit ihr zu.

Jetzt erhob er das Haupt und wendete sich. Sie standen einander gegenüber und blickten sich an. Und die Augen hafteten in einander, und die Seelen fragten durch sie: Bist Du es wirklich?

War die ernste Fürstin, die in so stiller beherrschter Haltung vor ihm stand, die freudige Dorothea?

War der junge Fürst mit dem sanften Zug über den Brauen, dem weichen Lächeln der unbeugsame strenge Albrecht?

Und doch! Du bist's! antworteten sich selig die Augen.

In feierlicher Haltung trat der Herzog hierauf vor und sprach, zu Dorothea gewandt:

„Aus eigenem tiefinnersten Wunsch und mit Zustimmung der beiden Häuser von Weimar und Altenburg stehe ich hier und werbe um Eurer Gnaden Hand. Ich gelobe vor Ihnen und Ihrer gnädigen Mutter, Sie hoch und theuer zu halten als meinen höchsten Schatz, Sie zu schützen und zu stützen, in treuer Liebe Ihnen zu eigen zu sein, bis der Tod uns scheidet. Und bitte ich Eure Gnaden, mich mit huldvoller Antwort zu versehen."

Dorothea verbeugte sich tief vor der Frau Witwe. Diese gab durch ein Neigen des Hauptes die Erlaubniß zur Antwort. Und mit zitternder Stimme erwiderte Dorothea:

„Mit Einwilligung meiner gnädigen Mutter gebe ich Eurer fürstlichen Gnaden mein Jawort."

Es dämmerte ein Leuchten in den topasfarbigen Augen auf; Albrecht wußte nicht, war es eine Thräne, die mühselig zurückgehalten wurde, oder das alte schelmische Lächeln, das ihm erschien wie Duft und Schmelz, unnütz und doch unentbehrlich. Einen Augenblick hielt sie inne. Dann fuhr sie in innigem Tone fort: „Und gelobe ich, Sie als meinen Herrn allezeit hoch zu halten und Ihnen eine gehorsame Gemahlin zu sein."

Ein gerührtes Lächeln spielte um seine Lippen.

Da erhob sich die Frau Witwe, nahm aus dem kleinen Kästchen, das neben ihr auf einem Kredenztisch stand, den Ring mit den Rubinen und Diamanten und sprach: „Nachdem Sie beiderseits in das Verlöbniß gewilligt haben, mögen Sie zur Bekräftigung dessen die Ringe gegen einander wechseln."

Sie tauschten die Handtreue aus. Mit einem warmen Druck umfaßte seine Hand ihre Finger.

Und nun schwiegen beide. Keines fand ein Wort mehr, nicht die junge Fürstin bei all ihrer höfischen Kunst, nicht der Herzog trotz seines stolzen, unerschütterlichen Herrenbewußtseins.

Auf ein Zeichen der Herzogin Anna Maria wurden die Thüren geöffnet und das Verlöbniß dem Hofstaat kundgethan.

Da war nun die Werbung vor sich gegangen, ganz wie Dorothea damals unter dem Dächlein ein solches Ereigniß voll Spott geschildert hatte.

Ach, sie dachte nicht an jene Zeit. Selig stand sie neben ihrem Bräutigam und nahm die Bücklinge des Hofstaates in Empfang.

Die Liebe hatte die starre Form belebt.

„Juchhe, Hochzeit!" tönte es vom Hof herauf. Dazwischen lustiges Gekrach. Alle alten Scherben polterten zusammen. Dazu hoben die Stadtpfeifer von Dornburg im Hochzeitshause an zu blasen und zu fiedeln.

Es war nicht der französische Tanz Mimi, sondern ein echter deutscher Walzer, der mit dem ersten Takt in die tiefste Tiefe zu tauchen scheint, um in den zwei folgenden leichtfüßig empor zu wirbeln. Da entließ die Frau Witwe lächelnd das Gefolge, auf daß es den deutschen Polterabend mitzufeiern vermochte und das junge Paar Zeit zu einer vertraulichen Aussprache fand.

Sie standen unter dem Dächlein Hand in Hand. Die Gelöbnisse, die sie austauschten, waren ernst wie die Zeit, in der ihnen beschieden war, über die Erde zu wallen.

Und in die leisen Reden Dorotheas mischte sich kein französisches Wörtlein mehr. So wenig im Gebet der Mensch von einem andern Volk die Worte borgt, so wenig redet wahre Liebe in fremder Zunge.

Der Sonnenblick, der eine kurze Frist dem geplagten deutschen Volk geleuchtet hatte, erlosch. Die finstern Wolken zogen sich wieder zusammen. Aber in den Wettern, die herniederbrachen, blieb die Liebe der lichte Strahl, der den jungen Paaren leuchtete, bis an ihnen das Wort sich erfüllte des einzigen Dichters ihrer Zeit, der in die Unsterblichkeit, das heißt, in die Litteraturgeschichte sich hineindichtete, das Wort des Martin Opitz: „Ein jedes Ding verstäubt."

Karoline von Linsingen.

Nachdruck verboten
Alle Rechte vorbehalten

Aus dem Leben einer schwergeprüften Frau. Nach ihren Briefen und Aufzeichnungen.

Von **Schmidt-Weißenfels.**

(Schluß.)

Prinz William reiste nach England. Er wollte seinen Eltern beichten und ihre Einwilligung zu der Ehe mit Karoline von Linsingen erstreiten. Siegesgewiß nahm er Abschied von ihr, hundertmal betheuernd, daß er ihr seinen Schwur halten und sie bald als seine Gattin öffentlich begrüßen werde. Sie glaubte ihm und seiner Liebe; aber es war doch Trauer in ihrem Herzen. Die Trennung erfüllte sie mit düsteren Besorgnissen. Es war ein Wendepunkt ihres Lebens, sie sah jetzt plötzlich die Wirklichkeit, die sie bangen machte.

Der General hatte die Entscheidung dem Könige anheimgestellt. Er selbst wollte nicht mit rauher Hand in das Liebesglück der beiden eingreifen; aber er fürchtete im Stillen, daß seine Tochter schwer werde büßen müssen.

Um sie unter den obwaltenden Umständen allen peinlichen Begegnungen zu entheben, reiste er mit ihr von Pyrmont ab und brachte sie nach dem stillen Driburg. Sie kam als eine Kranke dort an, und wie der fieberhafte Zustand, in den sie nun verfiel, verlaufen würde, war unberechenbar. Ein Arzt und Georg, der Diener, hüteten und pflegten sie, außer ihrem Vater. Wildes Phantasiren brach häufig bei ihr aus; aber es war nicht nur das einer schwer Kranken, sondern traumhafte Gesichtserscheinungen in ihrem magnetischen Zustand waren dabei. Sie sah William, die königliche Familie im Schlosse zu Windsor, Scenen darin mit ihm über sie, seine Gemahlin; sie sprach gleichsam mit hinein, liebeglühend und doch bereit, ihm zu entsagen, weil es von ihm seitens des Königs gefordert wurde. Wenn sie dann aus diesem Zustand des Hellsehens erwachte, so griff eine Erschöpfung ihres Körpers und Geistes Platz, in welcher sie regungs- und wortlos mit wunderbar großen und glänzenden Augen tagelang im Bette lag, wie wartend, wie ersehnend, daß die Visionen von neuem kämen, von denen ihr nur dunkle Erinnerungen zurückblieben. Was sie sah und worüber sie derartig sich ausließ, spielte sich aber in der That im Schlosse zu Windsor zur selben Zeit ab. Prinz William hatte sich vertrauensvoll seiner Mutter zuerst entdeckt. Sie war erschrocken, doch sie zürnte ihm nicht. Sie erkannte theils ihre Mitschuld daran, daß das Liebesspiel ihres Sohnes mit Karoline, zu dem sie ja förmlich ermuntert hatte, so ernste Bedeutung und geheiligte Gebundenheit erhalten; theils konnte sie ihre merkwürdige Theilnahme für des Generals Tochter auch in diesem Fall nicht verleugnen; sie würde daher ihren Segen zu der Heirath gegeben haben. Doch der König! Bei seinem halsstarrigen Charakter und seiner strengen Denkart, bei seiner durch Wahnsinnsanfälle gesteigerten Reizbarkeit war nicht zu erwarten, daß er die Thatsache einer solchen Ehe seines dritten Sohnes ruhig hinnehmen werde, nachdem er eine ähnliche seines Erstgeborenen vor Jahren verflucht.

Die Königin übernahm es gleichwohl, für ihren William beim Vater ein gutes Wort einzulegen. Aber es kam, wie sie vorausgesehen. Der König war außer sich, erging sich in den härtesten Ausdrücken über seinen Sohn und auch gegen den abwesenden General von Linsingen, erklärte die Ehe für null und nichtig, und es war seine Art nicht, seinen Sinn zu ändern. Nicht, daß er hierbei den geistesgestörten Mann zeigte, seine Gründe waren unwiderleglich vernünftig. Das liederliche und verschwenderische Leben des Prinzen von Wales, seines ältesten Sohnes, und dessen heimliche Ehe mit der Witwe Fitzherbert* hatten so böses Blut im englischen Volke gemacht, daß man sogar forderte, derselbe solle der Nachfolge auf dem Thron für unwürdig erklärt werden. Vom zweiten Sohn, dem Herzog von York, versprach man sich ebenfalls nicht viel Gutes, wogegen Prinz William wegen seines freimüthigen Charakters und weil er im Dienst der Flotte das Zeug zu einem Seehelden bewiesen hatte, ungemein populär war. So war er der Liebling der königlichen Familie, so war er auch bereits der Liebling des englischen Volkes, und für die Zukunft der Dynastie rechnete man daher unter den obwaltenden Umständen schon auf ihn. Durch eine Mißheirath seinerseits mußte man besorgen, daß er in den Augen des Volks starke Einbuße erleide und die dynastischen Interessen vollends zu Schaden bringe. Georg III. hatte einen sehr begreiflichen Ingrimm darüber, daß in seinem Hause solche unebenbürtigen Heirathen Mode werden zu wollen schienen. Er kündigte seine Entschließung dem Sohne an, aber Prinz William schwur, niemals in eine Scheidung zu willigen, lieber sich von seinem Vater enterben und verstoßen zu lassen. Es gab die heftigsten Scenen. Die Mutter sah endlich keinen anderen Ausweg, als sich an den General von Linsingen zu wenden, um seine Tochter zu bestimmen, ihren Rechten auf den Prinzen großherzig zu entsagen.

So blieb die Angelegenheit in der Schwebe, bis anfangs November ein Brief von Lord Dutton, der in Hannover zurückgeblieben war, an William eintraf und ihm von der Erkrankung Karolinens und ihrem Aufenthalt in dem stillen Städtchen Driburg meldete. Jetzt hielt es den Prinzen nicht länger bei den Seinen. Er sagte seiner Mutter, daß, wolle man ihn nicht zum Aeußersten treiben, er zu der Geliebten zurückkehren müsse. Die kluge Frau, auch voller Mitgefühl für ihn und Karoline, erachtete es fürs Beste, nachzugeben und des Königs Widerspruch gegen diese Reise damit zu beheben, daß sie als Zweck derselben eine gütliche persönliche Auseinandersetzung ihres Sohnes mit seiner Gemahlin wegen ihrer Entsagung vorschützte. Sie verlangte dies auch ausdrücklich von William und gab ihm Briefe sowohl an den General wie an Karoline mit, die so schonend als möglich ihnen die Nothwendigkeit einer Trennung der Ehe zu Gemüth führen sollten, wofür Karoline das Opfer der Entsagung um des Glücks des Königssohnes in der Zukunft willen bringen und damit den höchsten Beweis ihrer Liebe geben möge.

Der Prinz eilte auf den Flügeln seiner Sehnsucht nach Driburg und trat mit dem General an das Bett Karolinens. In diesem Wiedersehen vergaßen sie die Welt.

William hatte die ihm mitgegebenen Briefe übergeben. Der General las das an ihn gerichtete Schreiben in der Stille seines Zimmers und als er eine Gelegenheit fand, ohne des Prinzen Anwesenheit mit seiner Tochter zu sprechen, wagte er, ihr den Inhalt mitzutheilen. Sie hörte es ruhig an und lächelte schmerzlich. Dann nahm sie ihren Brief der Königin hervor und las ihrem Vater folgende Stelle daraus vor:

„Ich baue als edles Weib fest auf das Herz eines anderen edlen Weibes; ich schicke Ihnen noch einmal meinen Sohn, ohne Furcht, denn ich weiß, Sie werden ihn mit Treue den mütterlichen Händen, seinen Pflichten und seinem Vaterlande zurückgeben."

Ihr Vater schüttelte mit feuchtem Auge sein graues Haupt.

„Was wirst Du thun, mein armes Kind?" fragte er sie dann und forschte in ihrem durchleuchteten, bleichen Gesicht.

„Das Rechte, mein guter Vater," antwortete sie ihm sinnend. „Ja, das Rechte!"

Mehr sagte sie nicht, und mit dem Prinzen sprach sie so wenig ein Wort darüber, wie er über die an sie gestellte Zumuthung seiner Eltern. Den ganzen Tag, einen nach dem andern, verbrachten sie in ihrem Liebesglück, als sei es unbedroht. Der General hatte nicht den Muth, sie daraus zu reißen. Oft sah er ihnen zu, wie sie Hand in Hand in wonneseligem Schweigen bei einander waren, und ahnend, daß die Prüfung nicht ausbleiben könne, seufzte er kummervoll: „Gott, gieb ihnen Kraft und Stärke!"

Drei Wochen blieb der Prinz in Driburg. Dann kam Lord Dutton aus Hannover; er hatte einen Befehl des Königs erhalten, William sofort zur Rückreise zu nöthigen und ihn zu diesem Behufe bis zum englischen Kriegsschiff zu geleiten, das ihn von Stade an der Elbmündung nach England bringen sollte. Der Prinz mußte sich nun wohl von Karoline trennen, die er in der Schwäche einer Schwerkranken gefunden und die in der Zeit seiner Anwesenheit von Tag zu Tag merkwürdig wieder erblüht war. In all ihrer lieblichen Schönheit, die Formen wieder gerundet, mit schwellenden Lippen und rosigen Wangen stand sie vor ihm, in süßer Scheu und mädchenhaftem Bangen. Und so von ihr scheiden! Er preßte sie stürmisch an sich und sie ließ ihr Haupt an seiner

* Vergleiche den Artikel „Die Frau eines Thronfolgers" in Halbheft 1 des Jahrgangs 1887 der „Gartenlaube".

Brust ruhen. Er bat sie, stark zu sein, ihm zu vertrauen, ihm allein, durch nichts sich bestimmen zu lassen, ihre Einwilligung in eine Scheidung, wie es des Königs Wille sei, zu geben.

Still und ohne einen Einwand hörte sie ihm zu.

„Nein, theures Weib," fuhr er in flammender Beredsamkeit fort, „der Sturm darf uns nicht schrecken. Ich halte das Steuer in fester Hand und so theilt unser Lebensschiff die brausenden Wogen. Wir kommen ans Ziel, in den Hafen. Und wie glücklich werden wir unser Dasein gestalten!"

Er jubelte seiner erträumten Zukunft entgegen, mit ihr von der glänzenden Höhe seines Standes in die idyllische Friedseligkeit eines Privatlebens sich zu flüchten, und er schwor es, wenn man sich dem widersetze, jedes Band zu zerreißen, das ihn an Eltern, Verwandte und das Vaterland knüpfte, um sich dem Glück seiner Liebe, um sich der einzig Geliebten hinzugeben fürs ganze Leben.

Da kamen ihr Vater und Dutton herein. Traurig, als sei es eine Todesbotschaft, meldeten sie, daß der Wagen zur Abreise bereit stehe. Eine furchtbare Anstrengung hielt sie aufrecht in seinen Armen. Mit mühsam errungener Fassung erwiderte sie sein bebendes Lebewohl. Bewußtlos fast lag sie an seiner Brust, die Augen geschlossen.

„Karoline! Karoline!" rief er sie leidenschaftlich zu sich.

Sie schlug die Augen auf und sah, daß der Schatten einer Ahnung in den seinigen war, einer Furcht vor dem Kommenden. Nur einen Moment; dann entwand er sich ihr, hoffnungsselig lächelnd, und ging. Aber er breitete noch einmal seine Arme gegen sie und eine unwiderstehliche Macht trieb sie, sich hineinzustürzen. Der Stern auf seiner Brust drückte schmerzhaft ihre Stirn dabei. Sie schreckte zurück; sie starrte auf diesen harten Metallstern. Ein glühendes Küssen noch, und er flog zur Thür hinaus.

Sie war allein. Eine gräßliche Einsamkeit, in der sie schauderte. Sie hörte die Pferde sich in scharfem Trabe entfernen, den Wägen schnell dahinrollen. Ihre Kraft brach und sie sank auf einem Sofa zusammen.

„Vorbei!" schluchzte sie. „Es ist vorbei!"

Als ihr Vater, der dem Prinzen das Geleit bis vor das Haus hatte geben müssen, wieder hereintrat, fand er sie leblos auf dem Sofa. War es nur Ohnmacht, oder wirklich der Tod? Der verzweifelnde Mann beugte sich über sie.

Kein Athmen, kein Schlag ihres Herzens. Er rief nach Hilfe, nach dem im Hause wohnenden Arzte. Man brachte Essenzen, Salze; der Arzt horchte an ihrer Brust und vernahm in Staunen um die Erstarrte ein unheimliches Knistern, auch ein Pochen im Sofa. Er bestrich ihr kaltes Antlitz — und, gottlob! sie schlug die Augen auf und bewegte sich. Eine lange Ohnmacht war es, aus der sie endlich erstand.

Er war fort, der mit seiner Gegenwart einen magischen Zauber auf sie ausgeübt, wie sie auf ihn. Vorbei, vorbei! hatte sie im Herzensschrei ausgestoßen, als er sie verlassen. Das Rechte zu thun, hatte sie sich vorgenommen, als sie den Brief der Königin an sie gelesen, und ihr Entschluß war gefaßt unter all den Liebesbetheuerungen, die sie mit dem Prinzen austauschte. Ihn lieben, das war ein höheres Gesetz als ihr Wille; ihn ewig lieben, das war ihr Glaube, ihre Religion. Aber auf seinen irdischen Besitz verzichten, um seinem Aufsteigen zum Throne kein Hinderniß zu sein, seiner Person entsagen, um das höchste Opfer für ihn zu bringen — das war das Rechte, was sie thun mußte. Ihr Ideal sollte er bleiben — den Menschen, der es verkörperte, wollte sie aufgeben, festen Sinnes, unbedingt, um alles für ihn und für sich klar zu machen.

So erklärte sie ihrem Vater ihren Entschluß, so schrieb sie selbst der Königin ihre Entsagung der Rechte an den Herzog von Clarence. Vorbei! Jeden Brief, den sie seit der Trennung von William aus London erhielt, sandte sie unerbrochen zurück. Lord Dutton, der wieder nach Hannover zurückgekehrt war und den der Prinz gleichsam zu seinem Gesandten bei ihr bestellt hatte, versuchte, ihr dann Briefe desselben aufzunöthigen und, des Schwures in jener Augustnacht eingedenk, ein getreuer Posa seines Carlos zu sein. Aber auch des Freundes Vermittelung war umsonst. Karoline wies ihn sanft und bestimmt zurück.

„Dutton," sagte sie zu ihm, „erschweren Sie meine Prüfung nicht. Sprechen Sie seinen Namen nicht mehr aus zu mir; schreiben Sie ihm, daß er keine Briefe mehr an mich richte. Ich erbitte es von seiner Liebe. In meinem Herzen lebt er weiter, aber für die Welt ist er mir ein Todter, muß er es sein."

Und der junge Lord ehrte ihren Willen, suchte er gleich, wo er nur konnte, ihr zu nahen und um sie zu sein.

Derweil betrieb die Königin in London unter ihres Gemahls strenger Aufsicht die gerichtliche Scheidung. Bei ihrer Kenntniß des Charakters Georgs III. war unmöglich anders zu handeln, und wenn sie die Angelegenheit in der Führung behielt, so war sie wenigstens im Stande, dabei so schonend als möglich zu verfahren. Der König hatte einen besonderen Gerichtshof für den Fall eingesetzt und demselben die Entsagungsurkunde Karolinens und die Zustimmung ihres Vaters übergeben. Das mußte genügen, denn mit Prinz William war in keiner Weise über die Sache zu reden. Er weigerte sich mit aller Entschiedenheit seines heftigen Charakters, in die Scheidung zu willigen und durch die Entsagungsurkunde Karolinens sich bestimmen zu lassen. Er wußte, daß die Arme von seiner Mutter bedrängt worden war und aus Liebe zu ihm das Opfer zu bringen sich entschlossen haben mußte. Seine Proteste, nahm sie dieselben auch nicht an, erhielt er auch alle seine Briefe an sie ungelesen zurück, hielt er dafür desto trotziger gegen seine Eltern aufrecht. Er hoffte unerschütterlich, zu siegen und dem geliebten Weibe doch die allein würdige Stellung an seiner Seite zu verschaffen, sobald die Verhältnisse sich nur günstig dafür gestalteten. Und dies konnte ja jeden Tag möglich sein. Der König litt immer wieder von Zeit zu Zeit an Geistesstörung und seine grenzenlos starrsinnige Politik erhielt mehr und mehr Züge eines Despotismus, der in England verhängnißvoll werden konnte. Man sprach daher schon wieder von Einsetzung einer Regentschaft. Wurde dieselbe dem Prinzen von Wales übertragen, so konnte William sicher sein, daß ihm sein Bruder nicht wehren würde, zu thun, was er selber gethan. Lebte der doch noch immer, trotz Fluch und Grimm des Vaters darüber, in seiner Ehe mit der schönen Fitzherbert. Zeit gewonnen, war also für ihn alles gewonnen.

Das Gericht handelte unterdessen nach dem Gebot des Königs. Eines Tages erhielt Prinz William das Urtheil einfach zugefertigt. In seiner Wuth zerriß er das Aktenstück und warf die Fetzen davon ins Feuer. Das Urtheil hatte keinen Werth für ihn. Aber diese Entscheidung regte ihn so sehr auf, daß er in dem Ungestüm seines Wesens sich durch ein wildes Genußleben zu betäuben suchte. Eine unglückliche Liebe ist leicht geneigt, in einer anderen Ersatz und wenigstens den Trost des Mitgefühls zu erstreben. William kannte seit der Zeit, daß er wieder in London lebte, die anmuthige junge Schauspielerin Dora Jordans. Jetzt übertrug er seine vom Ziel gewaltsam abgelenkte Leidenschaft auf sie. Aber weder der König noch die Königin beunruhigten sich deshalb; ein solches loses Verhältniß des Prinzen hatte nicht die folgenschwere Bedeutung einer Ehe, wie mit Karoline von Linsingen, und war unter Umständen sogar von Werth. Am liebsten hätte die Königin nun auch Karoline anderweitig gebunden gesehen, um die ihr dornenvolle Angelegenheit dadurch völlig ausgetragen zu wissen und keine Rückschläge mehr befürchten zu brauchen. Sie meinte es in dieser Hinsicht gut und aufrichtig mit der Tochter ihres alten Freundes und suchte auf diesen, nachdem er von dem richterlichen Scheidungsspruch unterrichtet worden, dahin einzuwirken, daß er eine andere Vermählung Karolinens vermittle, wofür sie so zartfühlend als möglich ihre Erkenntlichkeit in Aussicht stellte.

Karoline errieth diese Absichten, wie edel sich ihr Vater auch in seinen Versuchen benahm, sie schnell einer Wiedervermählung geneigt zu machen; sie ahnte, daß er hierbei die Wünsche der Königin von England befolgte. Das Mißtrauen aber, welches diese damit gegen ihre freiwillige und großherzige Entsagung verrieth, empörte sie. Sie dachte auch nicht daran, einem der Bewerber um ihre Hand, deren es noch verschiedene gab, Gehör zu schenken. Die beiden früheren Verehrer von ihr, Alten und von dem Busche, waren freilich infolge der Entdeckung des Liebesverhältnisses zwischen Karoline und Prinz William zurückgetreten und auch nicht mehr die täglichen Gäste im Hause des Generals, aber nicht minder vornehme Partien waren es, die sich, trotz der Gerüchte über ihre unglückliche Liebe, Karoline darboten. Lange glaubte man, daß Lord Dutton auch zu diesen Bewerbern gehöre, und Karoline begünstigte sogar durch ihr Benehmen gegen den Mitwisser ihres Geheimnisses diese Täuschung über seine Absichten, weil sie dadurch andere Freier zurückhielt.

War es die Energie des Willens, welche Karoline für die Trennung von William aufgeboten hatte, sie erstarkte auch körperlich

sichtlich, während doch die seelische Heimsuchung geeignet gewesen wäre, eine so zarte und sensitive Natur völlig zu zerrütten. Erst nach Jahr und Tag ergriff die still wuchernde Krankheit ihrer Seele auch den Körper. Ein schleichendes Fieber zehrte an ihr. Somnambule Zustände stellten sich dazu ein, die ihre Umgebung in Erstaunen und Furcht versetzten. Immer mehr griff die Schwäche um sich und niemand bezweifelte, daß sie bald durch den Tod erlöst sein werde.

Rathlos standen die Aerzte um ihr Krankenbett. In der That, sie sahen nur ihre Auflösung vor ihren Augen sich langsam vollziehen. Der Athem wurde schwächer und hörte dann auf. Bleich, regungslos lag sie da, das rührende Bild einer edlen Dulderin, die ausgelitten. An ihrem Todtenbett weinten Vater und Mutter, die Geschwister, die Freunde des Hauses. Die Anzeige ihres Hinscheidens wurde an Prinz William gesandt und an ihren Bruder Ernst, der zur Zeit den Feldzug in Frankreich mitmachte.

Man bahrte sie auf und bedeckte ihren offenen Sarg mit Blumen und Kränzen. Das feierliche Begräbniß sollte am Mittag stattfinden. Einer der Aerzte, der junge Doktor Meineke, hatte sich vorher in das Todtengemach begeben, um noch einmal die Verklärte zu betrachten. Seit ihrem Tode war er voller Unruhe, als mahne ihn sein Gewissen an eine Schuld. Er hatte den letzten Blick der Sterbenden gesehen und wie über diese großen, hellen, eigenthümlich aufblitzenden Augen plötzlich die Lider sich zum Verschluß gesenkt. Warum, hatte er sich nachträglich gefragt, waren diese Augen nicht, wie immer bei Sterbenden, gebrochen, ehe sie sich schlossen? Dann erinnerte er sich seltsamer Erscheinungen in den letzten Nächten vor ihrem Tode, während er allein bei ihr gewacht. Im Bett der Kranken hatte er ein Knistern vernommen, ein Rauschen, während sie doch unbeweglich dalag. Es war dann still geworden; nachher aber vernahm er an der Wand, wo das Bett stand, wieder ein Rauschen und Scharren, ein Klopfen sogar, wie schwache Hammerschläge, bis er sich mit seinem Gesicht über die Schlummernde beugte, sein Athem unwillkürlich sie anhauchte. Dann hörte das gespenstische Geräusch auf. Doch da er keine vernünftige Erklärung für das Vernommene fand, so grübelte er nicht weiter darüber nach. Erst am Tage, der für die Beerdigung bestimmt war, kamen diese Erinnerungen wieder über ihn und beschäftigten ihn so lebhaft, daß er sich zu der Leiche begab, um seine aufgestiegenen Zweifel darüber zu beschwichtigen, ob sie denn wirklich todt sei. Und indem er sie lange aufmerksam betrachtete, glaubte er es nicht mehr.

Er ließ die anderen Aerzte rufen, ältere und erfahrene Herren, und sprach ihnen von seiner Vermuthung, daß hier ein Fall von Scheintod vorliegen könne. Sie lachten ihn aus, untersuchten nochmals die Leiche und erklärten, daß sie sich überzeugt hielten, eine Todte vor sich zu haben. Er wandte sich trotzdem mit seinem Widerspruch an den General, und erschrocken bestimmte derselbe, daß die Beerdigung unter solchen Umständen um einen Tag verschoben werden solle. Aber vierundzwanzig Stunden später befand sich die Leiche noch in dem selben Zustande. Kein Lebenszeichen an ihr war zu bemerken. Doktor Meineke bat gleichwohl abermals um Aufschub des Begräbnisses. Mehr als tags zuvor war er in Unruhe, und es konnten seine Gedanken sich nicht von dem eigenthümlichen Eindruck loslösen, den der letzte Blick der Sterbenden und sein Funkensprühen auf ihn ausgeübt. Ja, wie er durchdringend seinen Blick auf ihre geschlossenen Lider heftete, so war ihm, wie er einmal unter der einbrechenden Dunkelheit noch bei ihr wachte, als leuchteten diese Funken durch die Augendecken.

Ungläubig gegen seine fort und fort erhobenen Zweifel an dem wirklichen Tode Karolinens, that man doch aus Gewissensangst seinen Willen und verschob die Beerdigung von einem Tage immer wieder zum andern. Alle Mittel, die man Meineke anwenden ließ, eine Wiederbelebung zu ermöglichen, waren und blieben erfolglos. Und dennoch wurde er in seinem Glauben nicht wankend, denn kein Zeichen von Verwesung stellte sich ein. Er verließ das Zimmer, in dem der Sarg mit der blumengeschmückten Todten sich befand, nicht Tag noch Nacht. Oft hielt er seine schauerliche Wacht allein, und dann richtete er laute Worte an das starre, bleiche Gesicht im Sarge, wie ein Beschwörer. Die Sache erregte Aufsehen in Hannover; die Freunde und Bekannten der trauernden, in Bangen gehaltenen Familie liefen herzu, um ihre Neugier am Anblick der unentstellt Aufgebahrten zu befriedigen, und die Behörde wollte endlich auf die Proteste des jungen Arztes nicht länger Rücksicht genommen wissen. Ueber zwei Wochen hatte man es gethan.

Und in dem Augenblick, wo auf ihren Sarg der Deckel gehoben werden sollte, trotz einer letzten, auffällig inständigen Bitte Meinekes dagegen, sah er den langsamen Aufschlag ihrer Augen. Mit dem freudigen Schrei „Sie lebt!“ stürzte er auf sie zu.

Und mit einem aus Freude und Entsetzen gemischten Gefühle sahen die Anwesenden, wie sich Glied um Glied der Todesbraut wieder belebte; wie sie sich endlich, unterstützt von dem triumphirenden jungen Arzt, in ihrem weißen Kleide emporrichtete und die Blumen dabei von ihrem Haupte niederfielen.

„Ja, ich lebe!“ kam es nun von ihren Lippen — „Ich lebte, als Ihr mich für todt hieltet, und hörte alles, was Ihr an meinem Sarge sprachet. Er, er ist mein Retter!“ Dabei leuchteten ihre Augen hell auf gegen den Arzt, der sie in seinen Armen hielt und trunkenen Blickes dies von ihm dem Tode abgetrotzte Leben betrachtete, dessen erster Laut ein Dank an ihn war.

Der Sarg wurde nun schnell mit dem Bett vertauscht und Doktor Meineke behandelte die vom Tode Erstandene weiter. Er galt nun alles im Hause, und Karoline sah in ihm denjenigen, dem sie wie ihrem Herrn über Leben und Tod gehörig geworden sei. Sie hatte während ihrer Todtenstarre, die einem hypnotischen Zustande entsprach, mit vollem Bewußtsein alles gehört, was um sie und über sie gesprochen worden, ohne fähig zu sein, eine Muskel zu rühren. Es war danach nicht erstaunlich, daß sie Meineke eine willenlose Hingebung für ihre Rettung bezeigte. Als nach einigen Wochen Karoline vollständig genesen war, bat er sie um ihre Hand, und sie nahm seine Werbung an. Von ihrem früheren Ehebunde wußte er nichts und erfuhr er auch nichts. Für ihn war sie nur diejenige, die vom Tode auferstanden, die er einem neuen Leben zurückgegeben, und diese die Seine nennen zu dürfen, beglückte ihn.

Auch sie war glücklich durch seine Liebe und Werbung. Eine stille Heiterkeit kam über ihr Gemüth und eine Freude an dem neugewonnenen Leben, in welchem sich der wackere bürgerliche Mann als ihr Führer angeboten.

Niemals, seitdem die gerichtliche Scheidung ausgesprochen, hatte der Prinz wieder den Versuch erneuert, Karoline einen Brief von sich zukommen zu lassen. Als er ihre Todesnachricht erhielt, hatte er brieflich dem General von Linsingen seinen Schmerz darüber in leidenschaftlichen Ausdrücken bezeigt. Dann war ihm durch Ernst, mit dem er in freundschaftlicher Verbindung geblieben, mitgetheilt worden, daß seine Schwester nur einem Scheintod verfallen gewesen, durch den Doktor Meineke gerettet worden sei und sich nun mit ihm aus Dankbarkeit verheirathen werde.

Der Prinz gerieth über diese Nachricht außer sich. Trotz seines dauernden Verhältnisses mit Dora Jordans, in dem er Ersatz für die zerstörte Verbindung mit Karoline gesucht, betrachtete er diese noch immer als das ihm gehörige Weib, mit dem sich zu vereinigen ihm auch noch als Hoffnung vorschwebte. Nun aber riß ihn die Furcht hin, sie an einen anderen verlieren zu sollen, und er schrieb ihr einen leidenschaftlichen Brief, in dem es u. a. hieß:

„Ich habe Antwort von Ernst. In wenigen Worten, die kalt dastehen wie der Tod, und die er, den Tod erwartend, auf den Vorposten bei Valenciennes nur mit Crayon mir schreibt. Hoffend, meine Nachrichten wären falsch, fragte ich den treuen, wahren — Deinen, meinen Bruder. ‚Sie ist,‘ schreibt er, ‚entschlossen, sich nicht der Konvenienz zu opfern, sich dem Manne zu geben, der ihr das Leben rettete, dem einzigen, der nach Ihrem Verlust ihr Herz erwärmen konnte, und der sie mit einer Leidenschaft liebt, die nur der Ihrigen nachsteht.‘ — Sie ist entschlossen, so sagt der, der Dich nach Deinem William allein kennt. Ich weiß, was das heißt. Du liebst nicht jenen Mann, drei Jahre tödten Deine Liebe nicht. Du bist nur dankend, willst nicht zwei Unglückliche machen und vergißt mein Elend. Kannst Du das? Bedenke den Ahnenstolz der Deinen, Deiner Landsleute, laß mich Dich fortreißen. — Mein Wort gab ich, nicht Dir zu schreiben; nicht breche ich es heute, mach mir diesen Vorwurf nicht; denn für das Unerhörte gab ich es nicht. — Hier liegt Deine Entsagung, dieser furchtbare Beweis Deiner Liebe für mich; hier liegt Dein Brief an meine Mutter, den Du vor drei Jahren schriebst, und ich sollte Dir glauben, Du liebtest heut einen andern? Weib, dem kein anderes gleicht, Weib, das allein mein Herz füllte und ewig füllen wird, Weib mit der Feuerseele, Du liebst für die

Ewigkeit, und nur William, nur Deine erste Liebe kann Dir genügen. Oder willst Du — gräßlich, abscheulich — es mir unmöglich machen, je wieder Dein zu werden? Heilig ist das Wort, das ich, durch Dich verleitet, den trauernden Eltern gab; aber ich gab es nur bedingungsweise, Du kannst es lösen, und noch ist alles, wie es war. Die Nation liebte mich vormals, jetzt betet sie mich an, mein Bruder ist in meiner Hand, und diese Insel ist nicht meine Welt, wenn sie Dich nicht vergöttert, wie ich. Noch besser wie ehemals können wir unsere Wünsche erreichen — unsere, unsere, sage ich — denn, Weib meiner Jugend, sie sind noch jetzt auch die Deinigen. — — Von Dir will ich alles hören; ich will Wahrheit aus Deinem Munde, Du kannst mich nicht täuschen. Schreibst Du mir nicht, so hält, so bindet mich nichts. Ich komme und reiße Dich vom Altare — wer wird's wagen, mir mein Weib zu entreißen? Mein Gefühl, meine Angst erstickt mich! — — — — —

Löse Deine Bande, sei mein — oder ich fluche der Tugend selbst. Ich fluche Dir, der Heiligkeit unserer Liebe; ich fluche Deiner Gewalt über mich, ich fluche mir, daß ich meine gesetzmäßigen Rechte an Dich nicht geltend machte und nahm, was mein war, um es nie wieder verlieren zu können. O Weib, Weib! Ewig bin ich Dein — nie nennt eine andere Deinen William den Ihren."

In tollernder Ungeduld erwartete er die Wirkung dieses liebestürmenden Briefes. Fest entschlossen war er zum Aeußersten, wenn Karoline es wollte. Dann war Dora Jordans nichts mehr, ein Mond nur gegen die Sonne, die ihre unwiderstehliche Anziehungskraft auf ihn wieder übte. Vater und Mutter mußten dann vor seiner Liebe sich beugen, oder er gab sie und alle seine Rechte an den Thron dahin. Das Scheidungsurtheil hatte ihm nichts gegolten — was fragte er nach diesem Stück Papier? Karoline war sein Weib und nun mußte sie auf die letzte große Frage sich entscheiden, ob sie ihm, ob sie einem anderen gehören wollte.

Und sie entschied. Sie sandte ihm den Brief, den er wie sein Urtheil von ihr begehrt.

„So mußtest Du," schrieb sie ihm, „das heilige Wort brechen, das Du der verehrungswürdigsten Mutter gabst — so mußtest Du noch einmal alle Wunden meines Herzens aufreißen, in dem Du ewig leben wirst! — Hier steht mein Bekenntniß, hier hast Du die Wahrheit. Aber nun höre auch meinen festen, meinen unerschütterlichen Entschluß, den nur der Tod, aber keine Macht der Welt ändern kann. Was Dir Ernst schrieb, ist wahr, und indem Du dies liest, bin ich schon das Weib eines andern. Vielleicht hätte ich nicht so schnell gehandelt; aber Dein Brief sagt mir, daß ich eilen muß. Der Mann, der mein Leben rettete und dem ich es nun weihe, liebt mich mit einer Leidenschaft, die der Deinigen gleich sein würde, wenn unserer Liebe je etwas gleichen könnte. Elend auf immer würde sein Leben sein, wenn ich mich weigerte, die Seine zu werden. Er ist edel, brav, gut; aber er hat nicht die Kraft, nicht die Stärke, nicht das Feuer meines verlorenen Williams; er ist nicht Held wie Du im schönsten Sinne des Wortes. Ohne mich ist er verloren, verbunden mit mir erhalte ich ihn der Welt, den Seinigen, der Tugend. Ja, er hat mein Herz erwärmt — ich liebe ihn mit der innigsten Freundschaft und ich bin bereit, ihm alle die Kleinigkeiten zu opfern, die die Welt Glück nennt. O William! Wie kannst Du mich an den Adelsstolz meiner Landsleute erinnern, wie kannst Du glauben, daß der mich hindern wird, etwas zu thun, was ich als recht erkenne! Ist Dir das Herz und der Sinn Deiner Karoline schon so fremd geworden? Was opfere ich denn dem Manne, dem ich leben will? Stand ich denn nicht weit tiefer unter Dir, wie er unter mir? Und ich entscheide nicht, wen von uns das Schwerste trifft. Nie — oder sehr spät hörst Du wieder von mir; ich bin todt für Dich und will es sein. Ich erleichtere Dein Schicksal, wenn Du mich für unwiederbringlich verloren hältst . . . .

Jetzt scheide ich von allen Ansprüchen auf Glück. Ich lebe nur noch für andere und in ihnen. Ich trete ab und bin von heute an todt für Dich. Lebe wohl! Mann meiner einzigen, meiner ewigen Liebe — William, Heinrich, Bruder, Gatte, Freund — o, es giebt keinen Namen, Dich zu nennen, wie mein Herz Dich nennt. William, nichts trennt unsere Seelen. Aber zum letzten Male — Himmel, zum letzten Male! — sagt es Dir Deine Karoline."

Der Prinz hatte mit Thränen in den Augen diese Antwort gelesen. Er fühlte, daß sie ihm verloren war für diese Welt, daß nun für immer alles vorbei! — —

Es folgten sich viele Jahre. Unter den napoleonischen Kriegsstürmen eröffnete sich ein neues Jahrhundert. Sie stürzten den Kurfürstenthron in Hannover, warfen Oesterreich und Preußen zu Boden, und England wurde von der europäischen Welt durch den Ingrimm des Eroberers abgesperrt, der es zu Tode treffen wollte. Die Beziehungen zwischen dem Herzog von Clarence und Karoline hatten vollständig aufgehört, und so hätte nach menschlichem Ermessen in beiden die Gluth endlich ersterben, ihr Liebesroman sich mehr und mehr in schwindenden Erinnerungen verflüchtigen müssen.

Vollends unter der Prosa des Lebens für Karoline. Sie hatte durch ihre Verheirathung mit Doktor Meineke sich aus der vornehmen Welt in die bürgerliche, aus dem luxuriösen Leben in ein höchst bescheidenes und anspruchsloses begeben. Der Vater hatte ihr bei der Menge seiner Kinder nur eine geringe Mitgift geben können und Doktor Meineke, so tüchtig er war in seinem Beruf, erstrebte doch vergeblich in Hannover eine einträgliche Praxis als Arzt. Er siedelte deshalb, auch um sich und seine junge Frau den peinlich werdenden Gesellschaftsbeziehungen mit der Linsingenschen Familie und deren vornehmem Bekanntenkreise zu entziehen, nach Berlin über, ohne indessen dort mehr Glück zu haben. Die unruhigen Zeiten, dann der unglückliche Krieg Preußens trugen das Ihrige dazu bei, daß er mit seiner inzwischen durch zwei Kinder vermehrten Familie nicht aus den Sorgen um die Existenz herauskam. Unter solchen Umständen nahm er eine Stellung als Direktor einer neu angelegten Kohlenbrennerei des Grafen Salm in Blansko in Mähren an, um dort seine chemischen Kenntnisse zu verwerthen. Das Gehalt, welches er bezog, betrug nur 750 Gulden, aber es gab doch als sicheres Einkommen dem verzagt und mißmuthig gewordenen Mann eine gewisse Beruhigung.

Es war nicht anders möglich, als daß Karoline schwer unter dem Opfer litt, das sie aus Dankbarkeit gegen ihren Lebensretter gebracht. Aus der Stille ihres Zimmers sandte sie, wenn sie mit ihrem Sohn Heinrich und ihrer Tochter Jettchen allein war, oft ihre stummen Klagen gen Himmel. Der Gegensatz zwischen dem beseligenden Traum, in dem sie sich einst gewiegt, und der nüchternen Wirklichkeit, von der sie sich fort und fort umfangen sah, war zu groß, und gegen die mürrischen Launen des Gatten immer wieder anzukämpfen, überstieg ihre Kräfte nur zu häufig. Dennoch beschäftigte diese Sorge sie unaufhörlich, und mit dem schmalen Wirthschaftsgelde verstand sie so gut hauszuhalten, als sei sie einst nicht allen solchen kleinlichen Rechnungen entrückt gewesen.

Niemand mehr war auf der Welt, dem sie ihr volles Vertrauen schenken konnte, als ihr Bruder Ernst, der Mitwisser ihres Herzensgeheimnisses. In treuer Liebe hielt er nach wie vor zu ihr. Ihre Eltern waren todt, ihre Geschwister in die verschiedensten Lebensverhältnisse übergetreten und ihr meist durch die langjährige Trennung entfremdet geworden. Ernst allein, der in militärischen Diensten Englands ehrenvoll emporgestiegen, suchte sie, wie in Berlin, so auch einmal in dem entlegenen Blansko auf. Er war es auch, der während seines bleibend gewordenen Aufenthaltes in England und bei seinem ungetrübten Freundschaftsverhältniß zum Prinzen William Andeutungen an sie gelangen ließ, daß derselbe ihr das lebhafteste Andenken bewahrt habe und seine Liebe zu ihr noch nach mehr als einem Jahrzehnt ihn völlig erfülle. Es beglückte sie diese Mittheilung, ohne sie zu überraschen.

Ihr Bruder hatte eine auffallende Aehnlichkeit ihres zehnjährigen Sohnes Heinrich mit dem Prinzen William gefunden und wollte denselben nach England geschickt haben, um für ihn zu sorgen. Offenbar steckte dahinter ein Wunsch des Prinzen, ebenso wie hinter dem brüderlichen Bedrängen Karolinens um das Bild des schönen Knaben. Sie errieth dies und schlug deshalb sowohl die eine wie die andere Bitte ab. Sie wollte sich streng vor einer That der Pflichtverletzung bewahren. Ihre Kinder waren ihr außerdem der Inbegriff ihres Lebens. Heinrich zumal, eben wegen seiner großen Aehnlichkeit mit Prinz William, war ihr Liebling. Von ihm sich zu trennen, wäre ihr unmöglich gewesen, mindestens so lange er noch im Kindesalter stand. Im Sommer 1810 starb er aber und mit ihm senkte sie die höchste Freude ins Grab, die ihr das Leben noch vergönnt hatte.

Ihre Sorge und ihre Liebe drängte sich jetzt auf ihre Tochter Jettchen zusammen, die schon zur Jungfrau heranreifte. Bald warb auch ein junger Bergverwalter in der Nähe von Blansko, Namens Teubner, um das treffliche Mädchen, und es war ein Tag

des Glücks im Dasein der Mutter, als die Hochzeit der beiden jungen, sich liebenden Leute stattfand. Aber in das heimliche Entzücken, mit dem sie gleichsam die Wirkungen ihres Segens zu dieser Verbindung beobachtete, mischte sich nun auch auf einmal die Ahnung, daß sie nicht mehr lange Zeugin davon sein werde. Der Tod nagte fühlbarer in ihrer Brust; gefaßt sah sie, um sich in ihrem Leben nichts mehr, woran ihr lag, erfüllen konnte, der Ruhe des Grabes entgegen.

In den Stunden, in den Nächten, in denen sie mit ihrem schleichenden Leiden allein war, überließ sie sich mehr als je den fernen Erinnerungen ihres Liebeslebens und feierte jeden der ihr unvergeßlich gebliebenen Gedenktage in demselben. Bald daß sie in Briefen an ihren Schwiegersohn Teubner, bald daß sie in langen Ergüssen an ihren Bruder Ernst in England ihre Seele von dem befreite, was sie in aufflutenden Erinnerungen bewegte.

Einem Antwortschreiben ihres Bruders fand sie einmal einen Brief beigelegt, der sie in einen wonnigen Schrecken versetzte. Auf den ersten Blick erkannte sie, wer der Absender war. Mit zitternden Händen hielt sie den Brief und betrachtete ihn mit strahlenden Augen, wie einst in jenen Tagen, da sie im Himmel ihrer Liebe, in den Hoffnungen ihrer Jugend schwelgte. Es war ein Brief von Prinz Williams Hand. Er wagte es, ihn zu senden, und nach siebzehn Jahren! Er konnte es versuchen, noch in die melancholische Idylle ihres Matronenlebens mit seiner im Herzen erhaltenen Liebe zu ihr einzubrechen! Sie vermochte ja deutlich durch das feine Papier seine Schrift zu lesen, einen abgebrochenen Satz nur, aber welchen Inhalts!: „Weib meiner Jugend, sind wir denn ganz getrennt? Soll ich —"

Schnell legte sie den Brief aus der Hand, um nicht mehr dem Zauber desselben zu verfallen. Unerbrochen sandte sie ihn ihrem Bruder wieder zurück.

Prinz William hatte sich kurz zuvor, im Jahr 1811, unter dem Druck der Vorstellungen der königlichen Familie und um die Bedingung zur Aufbesserung seiner geringen Apanage zu erfüllen, von Dora Jordans endlich getrennt, und es wirft ein häßliches Licht auf den Charakter des so schwärmerischen Prinzen, daß das verstoßene Weib gebrochenen Herzens nochmals auf die Bühne hatte zurückkehren müssen, um sich und ihre Kinder zu ernähren. Das war das jammerwürdige Los derjenigen geworden, mit der er fast zwanzig Jahre lang ein Liebesleben geführt, das ihm Karoline versagt hatte. Schmählich und in Armuth gestoßen, mußte Dora es büßen, eines Prinzen Geliebte geworden zu sein. Wie war es nur möglich, daß nun der Prinz noch wieder diejenige zu sich zurückrufen wollte, die ihm feierlich entsagt und gleichsam ihr zweites Leben weit weg aus seinen Kreisen und in Aermlichkeit gesucht hatte? Zudem war seine Thronfolge ihm auch wieder nähergerückt. Man verlangte nämlich in England, da inzwischen sein ältester Bruder die Regentschaft für den unheilbar irrsinnig gewordenen und in Windsor eingesperrten Vater erhalten, daß Prinz William eine standesgemäße Ehe eingehe. Aber wie konnte er sich dann an seine geschiedene Gattin wenden, die wegen ihrer Unebenbürtigkeit ihm hatte entsagen müssen? Es drängen sich Fragen auf, deren Beantwortung heute niemand mehr möglich ist. In Karoline aber hatte er mit seinem Versuch, wieder mit ihr in Verbindung zu treten, die zurückgedrängte Leidenschaft für ihn in frevelhafter Weise wieder lebendig gemacht. Den Scheintod dieser Leidenschaft brach er damit, und die mächtig wieder hervorquellenden Erinnerungen der Kranken an den Traum ihres Jugendlebens umgaukelten sie, indeß sie körperlich mehr und mehr der Auflösung entgegenging. Das Feuer, in dem einst ihr Herz geglüht, loderte von neuem auf und verzehrte es. In wunderbarer Weise fand ihr Mädchentraum, aus dem sie so jäh in eine nüchterne Wirklichkeit gerissen worden, seine Fortsetzung nach vielen Jahren und sein sie beseligendes Ende mit ihren letzten Athemzügen. Das Ideal, von dem sie geblendet gewesen, erschien in lichtem Glanz wieder an ihrem Sterbebett. Im Traum sah sie William, wie er, ermüdet von der Schlacht, einsam am Wachtfeuer des Lagers sitzt und ihrer gedenkt. . . . Sie sah ihn . . .

„Unnennbar süß, in Wehmuth halb verloren,
Umspielt ein Lächeln seinen schönen Mund;
‚Verschmähst Du noch,' so klang zu meinen Ohren
Sein Zauberlaut, ‚der treusten Liebe Bund?
O nahe Dich, Geliebte! Hat mein Leiden
Bewegt denn endlich Deinen strengen Sinn?
Du findest hier mich, wo zu stillern Freuden,
Zu sanften Schmerzen nun geweiht ich bin.'
Sein Laut erstarb. — Willst Du mir ahnend winken,
Mein dunkles Los? Er bot mir sanft die Hand;
Ich wollte liebend an die Brust ihm sinken —
Da kam der Morgen und mein Traum verschwand."

In diesem Traum, den sie in einem Gedicht beschrieben, gab sie ihm die Antwort auf seine letzte ungestüme Frage: „Weib meiner Jugend, sind wir denn ganz getrennt?"

Mit Sehnsucht nach dem Tode fragte sie zurück:

„Willst Du mir ahnend winken, mein dunkles Los?"

Und im Traum von ihm entschlummerte sie im Sommer 1815, um nicht wieder zu erwachen. Todt ein zweites Mal und wirklich todt mit 45 Jahren. Genau zur selben Zeit starb in einem kleinen Hause von St. Cloud, wohin sie sich aus England wegen Schulden geflüchtet, die arme Dora Jordans. Prinz William aber heirathete 1818 die Prinzessin Adelheid von Sachsen-Meiningen, bestieg 1830 als Wilhelm IV. den englischen Thron, und als König sorgte er auch für die Kinder Doras.

Die Alpensee.

Nachdruck verboten
Alle Rechte vorbehalten

Roman von E. Werner.

(Fortsetzung.)

In der allgemeinen Hast und Aufregung wurde das Erscheinen des Präsidenten und seiner Begleiter kaum bemerkt, nur einige der Ingenieure traten heran und bestätigten achselzuckend die letzten Meldungen. Es wurde trotz des Unwetters mit fieberhafter Anstrengung gearbeitet, ganze Scharen von Arbeitern waren in der Nähe der Brücken beschäftigt, auch bei dem Stationsgebäude schien irgend etwas vorzugehen und dazwischen strömte der Regen und brauste der Sturm, so daß es oft nicht möglich war, die Zurufe und Befehle der Ingenieure zu verstehen.

Nordheim war vom Pferde gestiegen und näherte sich seinem ehemaligen Schwiegersohn, der gleichfalls seinen Posten verließ und ihm entgegenkam. Sie hatten beide geglaubt, jene Unterredung, in der sie sich endgültig trennten, werde ihre letzte sein; jetzt sahen und sprachen sie sich täglich und fühlten im Drange der Ereignisse kaum das Peinliche dieser erneuten Begegnungen. Sie wußten ja am besten, was hier zu verlieren, was theilweise schon verloren war, und die Gefahr des Unternehmens, an dem sie beide gleich betheiligt waren, kettete ihre Interessen wieder so unlöslich zusammen wie zu der Zeit ihrer engsten Verbindung.

„Du bist hier auf der oberen Strecke?" fragte der Präsident mit angstvoller Unruhe. „Und die untere —?"

„Haben wir preisgeben müssen!" ergänzte Wolfgang. „Es war nicht möglich, sie länger zu halten. Die Dämme sind durchbrochen, die Brücken fortgerissen. Ich habe nur die nothwendigsten Leute zum Schutze der Stationen gelassen und alle verfügbaren Kräfte hier zusammengezogen. Wir müssen die Wildbäche bändigen, um jeden Preis."

Der unstete Blick Nordheims flog über die Brücke und nach dem Stationsgebäude hinüber, wo gleichfalls eine Anzahl von Arbeitern beschäftigt war.

„Und was geschieht dort? Du läßt das Haus räumen?"

„Ich lasse wenigstens das technische Bureau mit den Plänen und Zeichnungen in Sicherheit bringen, denn es droht Lawinengefahr vom Wolkenstein; er hat uns schon einige Warnungszeichen herabgesandt."

„Auch das noch!" murmelte der Präsident verzweiflungsvoll, und plötzlich fuhr er wie von einem Gedanken ergriffen auf.

„Um Gotteswillen, Du glaubst doch nicht, daß die Brücke —?"

„Nein!" sagte Wolfgang mit einem tiefen Athemzuge. „Der Bannwald schützt die Schlucht und mit ihr die Brücke, den bricht keine Lawine nieder. Ich habe diese Möglichkeit schon bei der Anlage vorausgesehen und ihr vorgebeugt."

„Es wäre auch furchtbar!" stöhnte Nordheim. „Der Schaden ist schon jetzt unabsehbar. Wenn die Brücke fällt, ist alles vorbei!"

Die finstere Stirn des Chefingenieurs furchte sich noch tiefer bei diesem verzweifelten Ausbruch.

„Fasse Dich!“ mahnte er leise, aber mit vollem Nachdruck. „Wir werden beobachtet, alles sieht auf uns; wir müssen das Beispiel des Muthes und der Hoffnung geben, sonst halten die Leute nirgends mehr Stand.“

„Hoffnung!“ wiederholte der Präsident, der sich an das Wort wie an einen letzten Rettungsanker klammerte. „Hoffst Du denn wirklich noch?“

„Nein — aber ich kämpfe bis zum letzten Athemzuge!“

Nordheim blickte in das Gesicht des Sprechenden. Die bleichen, finsteren Züge waren eisern und unbewegt, sie verriethen nichts von dem Sturme, der in seinem Innern wühlte, und doch stand auch für ihn alles auf dem Spiele. Seit die stolzen Träume von Macht und Reichthum zerronnen waren, blieb ihm nur noch sein Werk, auf das er eine neue Zukunft gründen konnte, wenn er am Leben blieb; das wenigstens eine unverwischbare Spur seines Daseins hinterließ, wenn er von Waltenbergs Kugel fiel — jetzt ging auch das zu Grunde! Und doch stand er aufrecht und kämpfte, während der Präsident nur ein Bild haltloser Verzweiflung bot. Was fragte er danach, daß man seine Fassungslosigkeit bemerkte, daß man von einem Manne seiner Stellung das Beispiel des Muthes erwartete, er dachte nur an die ungeheuren Verluste, welche die Katastrophe ihm brachte, Verluste, die ihn stürzen konnten, wenn dem Verderben nicht schleunigst Einhalt geschah.

„Ich muß auf meinen Posten zurück!“ sagte Elmhorst abbrechend. „Wenn Du bleiben willst, so wähle Deinen Standpunkt mit Vorsicht, die Muhren und Erdstürze gehen überall nieder, wir haben schon Unfälle genug dabei gehabt.“

Er wandte sich wieder den Dämmen zu und bemerkte erst jetzt, daß Nordheim nicht allein gekommen war. Eine Minute lang schien sein Fuß am Boden zu wurzeln und sein Blick flog zu Erna hinüber. Er ahnte, was sie herführte; er wußte es ja jetzt, daß sie um ihn zitterte und bangte, aber er versuchte nicht, sich ihr zu nähern; denn neben ihr hielt der Mann, dem sie angehören sollte, der sie schon jetzt als sein unentreißbares Eigenthum betrachtete, stumm und unerbittlich, wie das Verhängniß selbst. Waltenberg sah den angstvollen Blick, der Wolfgang folgte, als dieser wieder zu den Arbeitern zurückkehrte und sich mitten auf den bedrohten Damm stellte, und wie zufällig faßte er den Zügel des andern Pferdes und hielt es mit eiserner Hand fest.

Da tauchte hinter den beiden die lange Gestalt Gronaus auf, der über und über durchnäßt und kothbespritzt, aber mit vollster Gemüthsruhe herantrat.

„Da sind wir!“ sagte er grüßend. „Wir kommen direkt von Oberstein, sind aber allerdings mehr geschwommen als gegangen.“

„Wir?“ fragte Ernst. „Ist Doktor Reinsfeld mit Ihnen?“

„Jawohl, wir haben mit Mühe und Noth die Obersteiner wieder zu Verstand gebracht und sie überzeugt, daß ihr Nest diesmal nicht in Gefahr ist. Es war ein schweres Stück Arbeit, aber sie sahen es endlich ein, und kaum waren wir fertig damit, da kam ein Bote von dem Chefingenieur, um den Doktor herzurufen, es seien bei den Rettungsarbeiten ein paar Unglücksfälle vorgekommen. Der gute Doktor lief natürlich, als ob ihm der Kopf brenne, von einem Jammer in den andern, und ich lief mit, denn ich dachte mir, ein Paar kräftige Arme sind überall zu brauchen, und das war ein gescheiter Gedanke. Vorläufig habe ich mich dort drüben in dem Wärterhäuschen als Lazarethgehilfe etablirt und komme nur auf einen Augenblick, um mich zu melden, denn wir haben leider alle Hände voll zu thun.“

„Es sind also schon Unglücksfälle vorgekommen — doch keine schweren?“ fragte Erna hastig.

Gronau zuckte mit bedenklicher Miene die Achseln.

„Einer der Leute ist von dem Wildbache fortgerissen und halb zerschmettert wieder aufgefischt worden; der Doktor meint, er würde schwerlich davonkommen; ein zweiter ist von einem niedergehenden Erdsturze am Kopfe getroffen, bei dem geht es gleichfalls auf Tod und Leben; die Verletzungen der anderen sind leichter Art.“

„Wenn Doktor Reinsfeld noch Hilfe brauchen sollte, ich bin zu jeder Dienstleistung bereit!“ erklärte das junge Mädchen und machte Miene, ihr Pferd nach dem bezeichneten Hause zu wenden.

„Danke, gnädiges Fräulein, wir schaffen es schon allein,“ versetzte Veit, während Waltenberg sich umwandte und seine Braut erstaunt ansah.

„Du, Erna? Dazu sind doch wohl andere Hände da! Du hörst es ja, daß Gronau den Doktor unterstützt. Warum also dieser überflüssige Heroismus?“

„Weil ich es nicht ertrage, allein müßig und theilnahmslos zu bleiben, wo alles arbeitet und ringt und die letzte Kraft einsetzt.“

Es lag ein harter Vorwurf in der Antwort, aber Ernst schien ihn nicht verstehen zu wollen.

„Nun, theilnahmslos bist Du wenigstens nicht, Du fieberst ja förmlich vor Erregung,“ bemerkte er kalt. „Aber es ist wahr, die Leute leisten in der That das Aeußerste, trotzdem sie bei der Arbeit fortwährend in Gefahr sind.“

„Weil der Chefingenieur ihnen immer voran ist,“ ergänzte Veit. „Wenn er nicht überall der erste wäre und ihnen zeigte, wie man die Gefahr verachtet, sie würden sich wohl bedenken und zurückbleiben; aber solch ein Führer reißt auch die Zaghaften fort. Da steht er wieder mitten auf dem Damm, den das wüthende Wasser jeden Augenblick fortreißen kann, und kommandirt, als könne er der ganzen Bergwelt befehlen! Seit drei Tagen schlägt er sich nun so mit dieser verwünschten Alpenfee herum, die diesmal einen förmlichen Wuthanfall zu haben scheint, und ich glaube wahrhaftig, er bringt es fertig, sie zu zwingen. — Doch ich muß jetzt zurück zu dem Doktor! Gott befohlen!“

Er ging, und der Präsident, der jetzt erst zu seinen Begleitern zurückkehrte, sah ihn noch in der Thür des Wärterhäuschens verschwinden. Er zuckte unwillkürlich zusammen; das Erscheinen dieses Mannes war ihm eine Unheilsbedeutung mehr an diesem unheilvollen Tage; es erinnerte ihn daran, daß noch etwas anderes ihn bedrohte, was die jetzige Katastrophe nur zurückgedrängt hatte, und diese Katastrophe war schon furchtbar genug.

Die kurze Unterredung mit Wolfgang hatte Nordheim den letzten Hoffnungsschimmer genommen. Wenn auch die obere Strecke endlich preisgegeben werden mußte, was blieb dann noch von all den Bauten, die Millionen verschlungen hatten und die in derselben Weise wiederherzustellen wenigstens für ihn ein Ding der Unmöglichkeit war? Er war von Anfang an der Haupteigenthümer der Bahn gewesen und hatte in der letzten Zeit, mit Rücksicht auf den zu erhoffenden Gewinn bei der Abtretung, noch mehr in seine Hände gebracht, jetzt traf ihn der ganze ungeheure Verlust fast allein. Er wußte, daß sein Vermögen, das ja in vielfachen anderweitigen Unternehmungen steckte, einen solchen Schlag nicht aushalten konnte, und wenn Gronau jetzt seine Drohung wahr machte und mit einer öffentlichen Anklage auftrat, war alles verloren. Der Millionär in seiner gesicherten Stellung hätte ihr vielleicht Trotz bieten können, dem Wankenden, Stürzenden mußte sie verderblich werden; Nordheim kannte die Welt, mit der er so oft kaltblütig gerechnet hatte.

Jetzt freilich hielten diese Kaltblütigkeit und Energie nicht mehr Stand. Der Mann, den das Glück so verwöhnt hatte während seiner ganzen Laufbahn, der immer nur erworben und gewonnen hatte, konnte es jetzt nicht fassen, daß sein Glück ihn so völlig verließ. Er war von jeher nur ein kühner, kluger Geschäftsmann gewesen, kein Charakter; vor diesem Schicksalsschlage sank er kläglich zusammen. In dumpfem, verzweiflungsvollem Brüten starrte er in den Regen und auf die Arbeitenden, deren Leitung der Chefingenieur wieder übernommen hatte.

Wolfgang war in der That überall, bald stand er hoch oben auf den Dämmen an der am meisten preisgegebenen Stelle, bald war er mitten auf der Brücke und stemmte sich gegen den Sturm, der an dem eisengefügten Gitterwerk rüttelte, als wolle er es zerbrechen, bald eilte er wieder nach dem Stationshause und gab dort seine Befehle. Sein ganzer Anzug triefte, das Wasser rann aus seinen Haaren, von seinem Mantel; er schien es nicht zu fühlen, schien weder Ruhe noch Erholung zu brauchen, und doch hielt ihn nur die furchtbarste Anspannung aller Seelen- und Körperkräfte aufrecht in diesem Kampfe, der nun dreimal vierundzwanzig Stunden dauerte. Es waren Stunden, in denen Wolfgang Elmhorst selbst seine ärgsten Gegner zur Anerkennung und Bewunderung nöthigte.

Auch seinen Todfeind zwang er dazu! Aber dessen Haß und Eifersucht loderten nur noch glühender auf unter diesem Zwange. Waltenberg war ja auch vertraut mit der Gefahr; er hatte sie oft genug herausgefordert und mit ihr gespielt, tollkühn und zwecklos, wie man einen Sport treibt, aber es lag doch noch etwas anderes in dieser unbezwinglichen Energie, mit der Elmhorst seine Pflicht that. Er wußte, daß er auf einem verlorenen Posten stand, die eine Hälfte seines Werkes hatte er schon preisgeben müssen, die andere war auch nicht mehr zu retten, und doch vertheidigte er sie noch und schien entschlossen, eher zu fallen als zu weichen.

Und während dessen hielt Ernst Waltenberg drüben auf seinem Pferde als Zuschauer bei dem „hochinteressanten Anblick"; aber er fühlte es jetzt doch, zu welcher Rolle er sich selber verurtheilt hatte. Es war nicht absichtslos gewesen, daß er Erna veranlaßte, mit ihm nach der Bahn hinunterzureiten; dieselbe berechnende Grausamkeit, mit der er sie bisher durch sein Schweigen gefoltert hatte, diktirte auch diesen Vorschlag. Er wußte, sie würde ihn nicht zurückweisen, weil er ihr die Möglichkeit gab, Wolfgang noch einmal zu sehen, und sie sollte ihn sehen, mitten in der Gefahr, der er sich so rücksichtslos preisgab, sollte zittern, sich zu Tode ängstigen und doch mit keiner Miene diese Angst verrathen dürfen. Elmhorst hatte recht: selbst die Liebe dieses Mannes war Egoismus, er fragte nicht danach, ob er ein geliebtes Wesen marterte und quälte, wenn er nur seine wilde Rachsucht befriedigte. Erna sollte leiden, wie er litt, er war erbarmungslos gegen sie wie gegen sich selber.

Aber er unterschätzte doch die kühne, furchtlose Natur seiner Braut, wenn er glaubte, sie könne nur zittern in dieser Gefahr. Wohl hingen ihre Augen unausgesetzt an Wolfgang in angstvoller, athemloser Spannung, aber diese Augen flammten auch in leidenschaftlicher Bewunderung, in glühender, stolzer Genugthuung, als sie sah, *wie* er kämpfte, wie er der Alpensee in das furchtbare Antlitz schaute und mit ihr rang auf Tod und Leben. In diesem Kämpfen und Ringen wuchs er ihr zum Helden empor, dem ihre ganze Seele zuflog. All die Schatten, die ihr so lange sein Bild verdunkelt hatten, zerrannen in diesem Lichte, er stand vor ihr, wie er damals vor Nordheim gestanden hatte, frei von all den Schlacken, mit dem Siege seiner besseren, seiner wahren Natur.

Ernst mußte es sehen, wie der Pfeil, den er so rachsüchtig abgesandt hatte, auf ihn selbst zurückprallte. Er hatte Erna die Gefahr des Geliebten zeigen wollen, und nun zeigte er ihr nur sein Heldenthum. Wohl hielt er wie ein Wächter an ihrer Seite, entschlossen, jede Annäherung zu hindern, aber er konnte die wortlose Sprache nicht hindern, in der die beiden miteinander redeten, die Blicke, die sich suchten und fanden, durch Trennung und Entfernung, durch Sturm und Vernichtungsgraus, und in dieser Sprache sagten sie sich alles. Wolfgang fühlte es, daß in dieser Stunde die Schranke niedersank, die seine Werbung um Alice zwischen ihnen aufgerichtet hatte, und mitten in der düsteren Hoffnungslosigkeit, mit der er seine Pflicht that, leuchtete es auf wie ein heller, verklärender Sonnenstrahl, freilich wie ein letzter Strahl vor dem Untergange der Sonne.

Es war in der That, als ob von der Gegenwart, von dem Auge dieses einzigen Mannes das ganze Rettungswerk abhinge. Wo er stand, wo er selbst befahl und anfeuerte, rang man erfolgreich mit den Elementen, denn da wich keiner zurück, da ging jeder in die augenscheinlichste Gefahr. Die Leute holten sich Muth und Zuversicht aus dem unbewegten Antlitz, aus der unerschütterlichen Ruhe ihres Führers; sie meinten wie Gronau, er *müsse* das Unheil zwingen.

Und endlich schienen die furchtbaren Anstrengungen auch von Erfolg gekrönt zu werden. Es war gelungen, den gefährlichsten der Wildbäche, der unaufhörlich gegen die Bahndämme anstürmte, unschädlich zu machen. Elmhorst hatte einen tiefen Felseinschnitt benutzt, um der verderblichen Fluth eine andere Bahn zu schaffen, und sie hatte wirklich diesen Lauf genommen. All die Wasser- und Geröllmassen stürzten nun der Wolkensteiner Schlucht zu, wo sie tobend, aber unschädlich in die Tiefe niedergingen. Die nächste Gefahr war bezwungen und für den Augenblick schien auch das Unwetter nachzulassen. Der Regen hörte auf, der Sturm milderte sich und droben am Wolkenstein begann es lichter zu werden.

Auch die Arbeit ruhte einige Minuten. Der Präsident und Waltenberg, der gleichfalls abgestiegen war, schritten nach der Brücke, wo sich ein Theil der Arbeiter versammelt hatte, um zu sehen, wie der bezwungene Wildbach seinen Weg in die Schlucht nahm. Alles athmete auf und schöpfte neue Hoffnung.

Nur der Chefingenieur stand noch seitwärts, abgesondert von den übrigen. Er hörte nicht die frohen Zurufe der Leute, sondern schien weit vorgebeugt auf irgend etwas zu lauschen, was aus der Höhe, aus den Lüften niederklang, wie fernes, fernes Meeresbrausen; er blickte unverwandt zu dem Gipfel des Wolkenstein empor und plötzlich wurde sein Antlitz fahl wie das eines Todten.

„Fort von der Brücke!" donnerte er den Erschreckten zu. „Zurück — rettet Euch! Es gilt Euer Leben!"

Die letzten Worte wurden bereits verschlungen von einem dumpfen Rollen, das in wenigen Sekunden zum Donner anwuchs; aber der Warnungsruf war doch gehört worden. Die Leute stoben auseinander, sie fühlten es jetzt auch, daß irgend etwas Furchtbares nahte; es zu sehen und zu unterscheiden, dazu blieb ihnen keine Zeit, sie flohen in wilder Hast den beiden Endpunkten der Brücke zu.

Nordheim und Waltenberg wurden in dieser Flucht mitgerissen und der erstere erreichte auch wirklich den festen Boden, während Ernst gerade bei dem Brückenpfeiler strauchelte und stürzte. Neben und über ihm stürmten die anderen dahin; im Egoismus der Todesangst dachte jeder nur an die eigene Rettung, während er, betäubt von dem Sturze, am Boden lag, eine Minute lang völlig unfähig, sich zu erheben, und hier handelte es sich um Sekunden.

Da fühlte er plötzlich, wie ein kraftvoller Arm ihn packte und gewaltsam emporriß; er wurde festgehalten, eine Strecke fortgeschleift, endlich losgelassen und umfaßte nun taumelnd den Stamm eines Baumes, den er vor sich sah und der ihn aufrecht hielt.

Da kam es durch die Lüfte gezogen, heulend und brausend wie ein Orkan, gegen den all das Stürmen der letzten Tage nur leichtes Wehen war, und was in seinem Wege lag, das wurde niedergeworfen oder fortgerissen. Die Sturmesboten gingen der Alpensee voran und schafften ihr Bahn, und nun kam sie selbst hernieder von ihrem Wolkenthrone. Es rollte wie tausendfacher Donner, auf allen Höhen, in allen Tiefen, als stürze die ganze Bergwelt zusammen; die Felsen schienen zu beben, die Erde zu wanken, als dies furchtbare Etwas weiß und gespenstig vorüberbrauste — das dauerte minutenlang, dann wurde es still — todtenstill.

Die Lawine hatte ihren Weg vom Gipfel des Berges direkt in die Schlucht genommen, einen Weg der Vernichtung. Der mächtige, schützende Bannwald am Fuße der Hochwand war verschwunden und der Abhang, wo er gestanden, zeigte nur ein wüstes, ödes Trümmerfeld. Der Lauf der Ache war gehemmt, die Schlucht zur Hälfte ausgefüllt mit einer eisigen, zerklüfteten Masse, aus der Felstrümmer und Baumstämme emporragten, und dort, wo die Brücke mit ihrer kühnen Wölbung sich von Fels zu Fels schwang, gähnte jetzt eine weite Leere. Zwei der riesigen Seitenpfeiler standen noch, die anderen waren ganz oder theilweise niedergebrochen und an ihnen hing noch ein Theil der Eisenrippen, verbogen und zerknickt wie dünne Rohrstäbe, alles andere lag da unten in der Tiefe. Sie hatte sich gerächt, die wilde Alpensee — wie Splitter zusammengebrochen lag das stolze Menschenwerk zu ihren Füßen!

Dem furchtbaren Elementarereignisse folgte eine Scene der unbeschreiblichsten Verwirrung. In den ersten Minuten wußte überhaupt niemand, was eigentlich geschehen war, und als man es sich endlich klar machte, galt es vor allen Dingen, Hilfe zu bringen. Zwar hatte der Warnungsruf des Chefingenieurs das Schlimmste abgewandt; im Augenblick der Katastrophe hatte sich niemand mehr auf der Brücke befunden, aber ein Theil der Leute lag, von dem entsetzlichen Luftdruck niedergeworfen, betäubt am Boden, andere hatten durch die umherfliegenden Stein- und Eistrümmer mehr oder weniger Verletzungen erlitten; getödtet schien allerdings niemand zu sein und alles, was unversehrt geblieben war, stürzte jetzt herbei. Es gab zunächst nur ein wirres Durcheinander, ein Rennen und Rufen ohne Ende. Keiner wußte, was er zuerst thun sollte, bis es endlich den Besonneneren gelang, sich Gehör zu verschaffen.

Um so stiller ging es in einer Gruppe zu, die sich seitwärts um einen Schwerverwundeten gesammelt hatte und sich zusehends vergrößerte. Die Ingenieure, die Arbeiter, alles drängte heran; in den Mienen aller las man Bestürzung und ein banges, halblautes Flüstern ging wie ein Lauffeuer von Mund zu Mund: „Der Präsident?" — „Nordheim selbst?" „So schafft doch um Gotteswillen den Arzt herbei!"

Es war in der That Präsident Nordheim, der hier am Boden lag, blutend, bewußtlos, fast ohne Lebenszeichen. Er hatte sich anscheinend bereits in Sicherheit befunden, als einer der auffliegenden schweren Eisentheile aus dem zerstörten Brückenpfeiler ihn traf und niederwarf. Erna und Waltenberg waren um ihn beschäftigt und von allen Seiten war man bestrebt, ihnen Hilfe zu leisten, als sich jetzt der Kreis öffnete und der Chefingenieur mit dem Doktor Reinsfeld herantrat.

Benno war etwas bleicher als gewöhnlich, aber vollkommen ruhig, als er niederkniete und die Wunde zu untersuchen begann. Der Schmerz der Berührung schien Nordheim wieder zu sich zu bringen, mit einem lauten Stöhnen schlug er die Augen auf und sein starrer Blick blieb an dem Antlitz des Mannes hängen, der sich über ihn beugte. Er mochte ihn wohl nicht erkennen und glaubte offenbar, die Züge des einstigen Jugendfreundes zu sehen, die sich in dessen Sohn wiederholten, denn sein Gesicht nahm den Ausdruck eines unverkennbaren Entsetzens an und mit einer krampfhaften Bewegung versuchte er, sich aufzurichten und die helfende Hand zurückzustoßen, aber das gelang ihm nicht. Mit einem zweiten qualvollen Aufstöhnen sank er wieder zurück und ein Strom von Blut schoß aus seinem Munde hervor.

Die Umstehenden sahen darin nur den Ausdruck des körperlichen Schmerzes, Benno allein errieth die Wahrheit, er beugte sich noch tiefer und während er sanft seine Hand unter das Haupt des Leidenden schob und es zu stützen versuchte, sagte er leise:

„Stoßen Sie meine Hilfe nicht zurück, ich biete sie gern — aus vollem Herzen!“

Nordheim war unfähig zu sprechen, und jene heftige Bewegung hatte seine Kraft erschöpft, er verlor von neuem das Bewußtsein. Der junge Arzt untersuchte so schonend als möglich die Wunde in der Brust, legte den ersten Verband an und wandte sich dann mit tiefernster Miene zu Waltenberg und Elmhorst.

„Du hast keine Hoffnung?“ fragte der letztere halblaut.

„Nein, hier ist jede Hilfe vergebens,“ versetzte Benno in dem gleichen Tone. „Wir wollen versuchen, ihn nach seinem Hause zu schaffen; wenn der Transport mit der äußersten Vorsicht geschieht, hält er ihn vielleicht aus. — Gnädiges Fräulein, ich möchte Sie bitten, vorauszugehen und die Tochter vorzubereiten, damit sie das Schreckliche nicht allzu jäh trifft. Wir dürfen es ihr nicht verhehlen, daß der Vater sterbend zurückkehrt, denn er wird die Nacht nicht überleben.“

Er trat zurück und gab die nöthigen Anweisungen. An helfenden Händen war kein Mangel; es wurde rasch eine Tragbahre hergestellt, einige Mäntel und Decken herbeigeschafft und der Verwundete mit äußerster Sorgfalt darauf gebettet, dann trat der traurige Zug langsam den Weg nach der Villa an. Erna war bereits vorausgegangen und Reinsfeld, der sofort nachzukommen versprach, wandte seine Sorgfalt den anderen Verletzten zu, bei denen es nur einer ersten Hilfeleistung bedurfte, in Lebensgefahr befand sich keiner von ihnen.

Waltenberg war gleichfalls zurückgeblieben, er stand unentschlossen da und schien mit sich zu kämpfen; als er aber sah, daß der Chefingenieur sich nach der Wolkensteiner Schlucht wandte, folgte er ihm und holte ihn mit wenigen Schritten ein.

„Herr Elmhorst!“

Wolfgang blieb stehen und wandte sich um, es lag eine starre, unheimliche Ruhe in seinen Zügen und seine Stimme war völlig klanglos, als er sagte: „Sie kommen, mich an das gegebene Wort zu mahnen? Ich stehe Ihnen zur Verfügung, zu jeder Stunde — meine Pflichten sind zu Ende.“

Ernst hatte eine solche Mahnung in diesem Augenblicke wohl nicht beabsichtigt, er machte eine heftig abwehrende Bewegung.

„Ich glaube, wir sind jetzt beide nicht in der Stimmung, unseren Streit auszufechten. Vor allen Dingen sind Sie es nicht.“

Elmhorst fuhr mit der Hand über die Stirn; jetzt, wo die furchtbare Anspannung seiner Nerven nachließ, fühlte er erst, wie erschöpft und todesmatt er war.

„Sie mögen recht haben,“ sagte er mit dem selben starren, unheimlichen Ausdruck. „Es kommt von der Ueberarbeitung. Ich habe seit drei Nächten nicht geschlafen, aber ein paar Stunden der Ruhe werden mich völlig wiederherstellen und ich wiederhole, daß ich Ihnen gänzlich zur Verfügung stehe.“

Ernst blickte schweigend in das Gesicht des Mannes, dem der heutige Tag alles vernichtet hatte — ihn tänschte diese Ruhe nicht. Er hatte augenscheinlich eine Entgegnung auf den Lippen, unterdrückte sie aber und sein Auge flog zu dem Ausgange der Brücke hinüber, wo er vorhin gestürzt war bei der Flucht. Gerade an jener Stelle war der Seitenpfeiler niedergebrochen und die Eisentheile desselben hatten sich tief in das Erdreich eingewühlt. Dort hätte auch er zerschmettert und zermalmt gelegen, wenn eine rettende Hand ihn nicht dem Verderben entrissen hätte, vielleicht war ihm diese Hand nicht so fremd, als es den Anschein hatte.

„Ich muß hinauf und sehen, wie es mit dem Präsidenten steht,“ sagte er hastig. „Doktor Reinsfeld hat versprochen, die Nacht über bei uns zu bleiben, wir senden Ihnen Nachricht.“

„Ich danke,“ sagte Wolfgang, der nur rein mechanisch zu hören und zu antworten schien; seine Gedanken waren nicht bei dem Gespräch, und als Waltenberg sich von ihm wandte, schritt er langsam weiter, dem Orte zu, wo die Wolkensteiner Brücke einst — stand! —

Es war eine furchtbare Nacht, welche die Familie und Umgebung Nordheims durchlebte. Der Herr des Hauses kämpfte den letzten Kampf, einen langen, qualvollen Kampf, der nicht enden wollte. Unfähig, zu sprechen oder sich zu regen, aber bei vollem Bewußtsein, sah und fühlte er es, wie der Sohn des verrathenen, betrogenen Jugendfreundes, den er der Armuth und Entbehrung preisgegeben hatte, während er selbst mit den Früchten der geraubten Arbeit zu fürstlichem Reichthum emporstieg, sich abmühte, seine Schmerzen zu lindern und ihm das Sterben, das er nicht abzuwenden vermochte, wenigstens zu erleichtern. Man konnte nicht schonender und aufopfernder seine Pflicht thun, als Benno sie hier that, und vielleicht war gerade diese Aufopferung die schwerste Strafe für den Sterbenden. Im Angesichte des Todes hielten Lüge und Betrug nicht mehr Stand, da zeigte nur die Wahrheit ihr unerbittliches Antlitz und hier war es ein vernichtendes. Das schwere qualvolle Ringen dauerte ja nur eine einzige Nacht, aber in diesen wenigen Stunden drängte sich die Qual eines ganzen Lebens und die Vergeltung für ein ganzes Leben zusammen.

Als der Morgen endlich anbrach, ein grauer, trüber Nebelmorgen, da waren Kampf und Qual zu Ende und da war es Benno Reinsfelds Hand, welche dem Todten die Augen zudrückte. Dann hob er sanft die schluchzende Alice empor, die an der Leiche des Vaters in die Kniee gesunken war, und führte sie fort. Er sprach kein einziges Wort der Liebe oder Hoffnung zu ihr: das wäre ihm in dieser Stunde wie Frevel erschienen, aber die Art, wie er den Arm um sie legte und sie stützte, zeigte, daß er das jetzt als sein Recht in Anspruch nahm und an keine Trennung mehr dachte. Er hätte dem Manne, der seinem Vater so Schweres angethan, niemals den Vaternamen geben können; das blieb ihm jetzt erspart, auch wenn Alice sein Weib wurde, und ihr Reichthum, der sich auf jenem Betruge aufbaute, war größtentheils zerronnen — jetzt stand nichts mehr trennend zwischen ihnen.

Auch Erna hatte sich, als alles vorüber war, in ihr Zimmer zurückgezogen. Alice bedurfte ihrer jetzt nicht, sie hatte einen besseren und näheren Tröster zur Seite.

Das junge Mädchen saß bleich und überwacht am Fenster und blickte hinaus in den grauenden Morgen, der auch nur Nebel und Wolken brachte. Wie fern ihr der Oheim auch gestanden, wie herb sie oft ihn und seinen Charakter beurtheilt hatte, die letzten schweren Leidensstunden hatten das alles ausgelöscht, es war nur noch der Bruder ihrer Mutter gewesen, den sie sterben sah.

Ihre Gedanken weilten freilich nicht mehr bei dem Todten, sie suchten einen Lebenden, der jetzt vielleicht im Nebelgrauen vor den Trümmern seines vernichteten Werkes stand. Sie wußte, was ihm dies Werk gewesen war, und fühlte den Schlag mit, der ihn getroffen. Erna hätte ihr Leben hingegeben für die Möglichkeit, jetzt an seiner Seite zu sein, ihn trösten und ermuthigen zu dürfen, und statt dessen mußte sie ihn allein lassen in seiner Verzweiflung. Sie beachtete es nicht, daß Greif sich zu ihr geschlichen hatte und bittend und schmeichelnd den Kopf in ihren Schoß legte, sondern starrte regungslos hinaus in das Nebelwogen.

Da wurde die Thür geöffnet. Waltenberg trat ein und näherte sich langsam seiner Braut, die, in ihre Träumereien versunken, ihn erst gewahrte, als er vor ihr stand und ihren Namen nannte.

Erna zuckte zusammen, als Waltenberg auf sie zutrat, und wich zurück; es war eine unwillkürliche Bewegung des Schreckens und Widerwillens, die ihm nicht entgehen konnte; er lächelte, aber es war ein Lächeln der tiefsten Bitterkeit.

„Fürchtest Du meine Nähe so sehr? Ich bedaure, sie Dir trotzdem aufdrängen zu müssen, denn ich habe mit Dir zu reden.“

„Jetzt? In dieser Stunde, wo der Tod über unsere Schwelle geschritten ist?“ fragte das junge Mädchen in müdem vorwurfsvollen Tone.

„Gerade jetzt, später möchte ich — den Muth verlieren.“

Die Worte klangen so seltsam dumpf und gepreßt, daß Erna betroffen aufblickte. Ihre Augen begegneten den seinigen, aber sie

fanden dort nicht mehr jene lodernde Gluth, die sie in der letzten Zeit so namenlos geängstigt hatte. In diesem dunklen Blick glühte jetzt etwas anderes, war es Haß oder Liebe, oder vielleicht beides zugleich — sie wußte es sich nicht zu deuten.

„So sprich!“ sagte sie matt. „Ich höre.“

Er schwieg noch immer und sah sie unverwandt an, endlich sagte er mit schwerem Nachdruck:

„Ich komme, Dir Lebewohl zu sagen.“

„Du willst abreisen? Jetzt, noch ehe der Onkel zur letzten Ruhe gebettet ist?“

„Ja — um nicht zurückzukehren! Du mißverstehst mich, Erna; es handelt sich hier nicht um Tage oder Wochen, das Lebewohl gilt unserer Trennung.“

„Trennung?“ Das junge Mädchen sah ihn ungläubig, halb verständnißlos an, die Botschaft kam zu jäh und unvermittelt, um sofort begriffen zu werden.

„Du scheinst nicht an meine Großmuth zu glauben,“ sagte Ernst im herbsten Tone. „Freilich, noch gestern hätte ich Euch beide, Dich und Deinen Wolfgang, eher vernichtet, als Dir die Freiheit zurückgegeben. Das ist vorbei — er hat es mich gelehrt, wie man seine Gegner zwingt. Denkst Du, ich kenne die Hand nicht, die mich emporriß, als ich am Ausgange der Brücke stürzte? Ohne diese Hand hätte mich der brechende Pfeiler niedergeschmettert, zermalmt. Du hast es auch gesehen, ich weiß es, und wirst ihn nun noch mehr bewundern, Deinen Helden, den Du gestern schon mit so verklärten Blicken anschautest. Mit dieser That wächst er Dir vollends zu einem Ideale empor — wie stehe ich dagegen da in Deinen Augen!“

„Ja, ich sah es!“ flüsterte Erna mit gesenktem Blick, „aber ich glaubte nicht, daß Du ihn erkannt hättest in der Betäubung des Sturzes, in der Verwirrung der allgemeinen Flucht.“

„Seinen Todfeind erkennt man immer, selbst wenn er einem das Leben rettet! Ich wollte es ihm schon gestern sagen, unmittelbar nach der Katastrophe, aber ich brachte es nicht über die Lippen; ein Dankeswort diesem Manne gegenüber hätte mich erstickt. So mag er es denn von Dir hören! Sage ihm, daß ich meine Forderung zurücknehme und ihn seines Wortes entlasse, daß ich Dich freigegeben habe. Dann sind wir quitt, mehr als quitt. Ich gebe ihm zehnfach so viel, als das Leben werth ist, das er mir erhielt.“

Erna war erbleichend aufgefahren bei der Enthüllung, die sie freilich längst geahnt hatte.

„Du hast ihn gefordert? Also kam es doch dahin in jener Unterredung zwischen Euch!“

„Glaubst Du, daß es meine Absicht war, ihm ein Glück in Deinen Armen zu gönnen?“ fragte Waltenberg mit bitterem Auflachen. „Darauf ist meine Natur nicht angelegt. Ich hätte ihn niedergeschossen ohne die gestrige Stunde, und er gab mir sein Wort, sich mir zu stellen, sobald die Wolkensteiner Brücke vollendet sei — das Schicksal selbst hat uns die Antwort darauf gegeben!“

Der hohnvoll bittere Ton beirrte Erna jetzt nicht mehr, sie hörte nur die verzehrende Qual darin, fühlte nur, was diese Entsagung dem leidenschaftlichen Manne kostete. Leise und bittend legte sie die Hand auf seinen Arm.

„Ernst, glaube mir, ich fühle das Opfer, das Du mir bringst, in seiner ganzen Schwere. Du hast mich grenzenlos geliebt —“

„Ja,“ sagte er schneidend, „und ich war Thor genug, mir einzubilden, daß eine Leidenschaft wie die meine sich Gegenliebe erzwingen müsse. Ich glaubte, wenn ich Dich nach einem andern Welttheil führte, wenn ich den Ocean zwischen Euch legte, dann würdest Du vergessen lernen und Dich Deinem Gatten zuwenden. Jetzt ist es mir klar geworden, daß ich verspielt habe! Ich werde diese Liebe nie aus Deinem Herzen reißen, und wenn ich ihn niedergeschossen hätte, so hättest Du den Todten noch geliebt. Jetzt, wo er im Unglück ist, fliegt ihm ja Deine ganze Seele zu — so geh' hin zu ihm, ich hindere Dich nicht mehr — Du bist frei!“

„Laß uns zusammen gehen!“ bat Erna mit aufflammender Innigkeit. „Biete Wolfgang die Hand zur Versöhnung, Du kannst es, denn jetzt bist Du der Großmüthige, der Gewährende, wir haben Dir nur zu danken.“

Er stieß mit einer beinahe wilden Heftigkeit ihre Hand zurück.

„Nein, ich will, ich kann diesem Manne nicht mehr begegnen! Wenn ich ihn wiedersehe, stehe ich für nichts; dann bäumen sich all die Dämonen in mir wieder auf; Du ahnst nicht, was es mich gekostet hat, sie niederzuzwingen, laß sie ruhen!“

Erna wagte es nicht, ihre Bitte zu wiederholen, sie begriff, daß diese leidenschaftliche Natur wohl entsagen, aber nicht verzeihen konnte; in stummer Ergebung senkte sie das Haupt.

„Lebe wohl!“ sagte Ernst, auch jetzt noch in dem herben, feindseligen Tone, den er während der ganzen Unterredung festgehalten hatte. „Vergiß mich — es wird Dir leicht werden an seiner Seite.“

Sie sah zu ihm auf mit heißen Thränen im Auge.

„Ich werde Dich nie vergessen, Ernst, niemals! Aber ich werde es ewig als einen Vorwurf empfinden, daß Du in Haß und Bitterkeit von mir gegangen bist.“

„Im Hasse?“ rief er mit ausbrechender Leidenschaft, und plötzlich fühlte sich Erna von seinen Armen umschlossen, an seine Brust gerissen. Noch einmal überströmte er sie mit jener wilden, glühenden Zärtlichkeit, die nie auch nur die leiseste Erwiderung gefunden hatte; aber in diesem Augenblicke hatte sie etwas vom Wahnsinn des Schmerzes an sich. Dann riß er sich los und stürzte fort; der kurze, stürmische Liebestraum seines Lebens war zu Ende, war ausgeträumt für immer! —

Draußen war inzwischen der Tag angebrochen; seit gestern abend hatte der Regen aufgehört, auch der Sturm hatte sich während der Nacht, wenigstens theilweise, gelegt, der wilde Aufruhr der Natur schien sich allmählich zu beruhigen.

Die Rettungsarbeiten waren überall eingestellt worden, man hatte nur die nöthigen Wachen an den einzelnen Punkten zurückgelassen. Es gab in der That kaum mehr etwas zu retten, seit die Wolkensteiner Brücke vernichtet war. Der schwerste Schlag war zuletzt gefallen, aber die ganze weite Bahnstrecke hatte den ungeheuersten Schaden erlitten, nur wenige der zahlreichen Bauten und Brücken waren unversehrt geblieben, und angesichts dieser Verheerung erschien die Wiederherstellung fast unmöglich. Der Schöpfer des ganzen Unternehmens lag todt in seinem Hause, die geplante Uebernahme von seiten der Gesellschaft fiel selbstverständlich mit dieser Katastrophe. Ob und wann sich andere fanden, die das halbzerstörte Werk wieder aufnahmen, mußte erst die Zeit lehren.

Es mochten wohl solche Gedanken sein, die durch die Seele des Mannes zogen, der so einsam mit verschränkten Armen am Rande der Wolkensteiner Schlucht stand und auf die Verwüstung blickte. Es war ein eisig kalter, düsterer Herbstmorgen; in den Schluchten und Thälern gährten noch dichte, weißgraue Nebelmassen, lange Wolkenzüge schwebten an den Bergen hin und ein grauer, schwerer Himmel blickte nieder auf die nasse, zerwühlte Erde, die noch ringsum die Spuren dieser Schreckenstage trug.

Ueberall entwurzelte und abgebrochene Bäume, zerschmetterte Felsblöcke, wüste Schlamm- und Geröllmassen, überall noch die Spuren der Arbeiter, die so heldenmüthig und so vergeblich mit den Elementen gerungen hatten. Dazu tönte dumpf das Rauschen der Wildbäche, die zwar nicht mehr gefahrdrohend, aber noch immer reißend genug von den Höhen niederstürzten, und das Rauschen des Windes, der den triefenden, sturmgepeitschten Wäldern noch immer keine Ruhe gönnte.

Nur in der Wolkensteiner Schlucht herrschte die Ruhe des Grabes. Wie ein riesiger Gletscher lagerte es dort in der Tiefe, weiß und starr und dazwischen ein chaotisches Gemisch von Erd und Felsmassen. Die Lawine, die zweifellos am Gipfel des Wolkenstein entstanden war, mußte furchtbar angewachsen sein auf ihrem Wege, denn sie hatte den ganzen Bannwald, von dem man unbedingten Schutz erhoffte, niedergeworfen, die hundertjährigen Tannen geknickt wie dürres Gesträuch und mit ihnen auch einen Theil des Bergesabhanges in die Tiefe gerissen. Und dann hatte sich diese ganze Masse von Eis und Schnee, von Felsblöcken und Baumstämmen mit einer durch die rasende Schnelligkeit ihres Laufes verzehnfachten Wucht gegen die Brücke geworfen und sie zerschmettert. Einem solchen Ansturm widerstand freilich kein Werk von Menschenhand.

Es war immerhin ein Trost, sich das sagen zu können; aber Wolfgang Elmhorst schien für diesen Trost nicht zugänglich zu sein. In dumpfem Brüten starrte er auf das eisige Grab, wo all seine stolzen Hoffnungen und Entwürfe ruhten, um vielleicht nie wieder aufzuerstehen. Schon damals, als man den Plan der ganzen Bahnstrecke entwarf, war die Wolkensteiner Brücke beanstandet worden, der ungeheuren Kosten wegen. Man wollte die Schlucht überhaupt vermeiden und die Bahn auf einem Umwege weiter führen, der nicht halb so kostspielig war. Aber Nordheim, den das Kühne, Großartige des Entwurfes reizte, und

der überdies einen Glanzpunkt für seine Bahn brauchte, war mit allem Nachdruck für die Brücke eingetreten und hatte schließlich seinen Willen durchgesetzt. Für die Zukunft war das nicht zu hoffen, da konnten nur Gründe der Sparsamkeit maßgebend sein, und damit war das Urtheil des Werkes gesprochen, das eine feindselige Macht gerade in dem Augenblick vernichtete, wo es der Welt vor Augen treten und seinem Schöpfer Ruhm und Namen bringen sollte.

Da kam etwas heran, was in mächtigen Sätzen über den nassen, schlammigen Erdboden hinjagte, ein großer, löwenartiger Hund, der, froh, der langen Zimmerhaft entronnen zu sein, seine Freude in ungestümer Weise kund gab. Er blieb dicht vor Elmhorst stehen und machte Miene, ihm in gewohnter Liebenswürdigkeit die Zähne zu weisen, unterließ das aber zum ersten Male, weil etwas anderes seine Aufmerksamkeit fesselte. Der kluge Greif merkte sofort, was geschehen war. Er wurde unruhig, richtete spürend den Kopf nach der Tiefe, nach der anderen Seite der Schlucht und wandte dann die großen, dunklen Augen wie fragend auf den Chefingenieur.

Wolfgang hatte bisher immer noch seine Fassung behauptet, wenigstens äußerlich; bei diesem unbedeutenden Zufall, vor der stummen Frage des Thieres, brach sie zusammen. Er legte die Hand über die Augen und ein paar Thränen, die ersten seit seiner Knabenzeit, rollten heiß und brennend über seine Wangen.

Da hörte er seinen Namen nennen, leise, schüchtern, mit einem Tone, wie er ihn noch nie vernommen hatte und der ihm gleichwohl nicht fremd war.

„Wolfgang!“

Er wandte sich um, eine rasche Bewegung mit der Hand tilgte die verrätherische Spur auf den Wangen; dann trat er, sich gewaltsam zusammenraffend, der schlanken Gestalt entgegen, die, in einen dunklen Regenmantel gehüllt, das blonde Haar unter einem schwarzen Spitzentuche geborgen, einige Schritte entfernt stand, als wage sie es nicht, näher zu kommen.

„Sie hier, Erna?“ fragte er hastig. „Nach der furchtbaren Nacht, die Sie durchlebt haben?“

„Ja, sie war furchtbar!“ sagte das junge Mädchen mit einem schweren Athemzuge. „Sie haben die Nachricht von dem Tode des Onkels erhalten?“

„Vor zwei Stunden. Ich hatte nicht mehr das Recht, an seinem Sterbebette zu weilen; auch hätte wohl meine Anwesenheit ihn nur gepeinigt, deshalb bin ich fern geblieben. Wie trägt es Alice?“

„Sie ist für den Augenblick noch fassungslos; aber Doktor Reinsfeld ist an ihrer Seite.“

„Dann wird sie den Schlag überwinden. Sie lieben sich ja, und wenn man das Geliebte schirmend und tröstend zur Seite hat, erträgt sich alles, auch das Schwerste im Leben.“

Es sprach eine tiefe Bitterkeit aus den Worten; Erna antwortete nicht, aber sie trat langsam näher und stellte sich an seine Seite. Er blickte sie an; aber sein Antlitz verdüsterte sich nur noch mehr.

„Ich weiß es, warum Sie kommen; Sie wollen mir ein Wort des Trostes, der Theilnahme sagen — wozu das? Der Fluch, den Ihr Vater sterbend ausgesprochen, hat sich ja nun erfüllt, die Zerstörung des alten Erbsitzes der Thurgau ist gerächt, und ich glaube, der Freiherr würde zufrieden sein mit dieser Rache.“

„Legen Sie den Worten, welche die Verzweiflung, die Erregung des nahen Todes auspreßte, wirklich eine solche Kraft bei?“ fragte Erna vorwurfsvoll. „Seit wann sind Sie dem Aberglauben zugänglich?“

„Seit der Glaube an meine eigene Kraft darunter begraben liegt! Lassen Sie mich allein, Erna! Was soll mir das Almosen einer Theilnahme, zu dem Sie sich heimlich hinweggestohlen haben, das Sie vielleicht büßen müssen bei Ihrem Verlobten. Ich brauche kein Mitleid, auch von Ihnen nicht!“

Mit der ganzen wilden Gereiztheit des Unglücks wandte er sich ab und blickte zu dem Wolkenstein empor, dessen Gipfel weiß und gespenstig durch die Wolken dämmerte. Er allein schien sich heute entschleiern zu wollen, wo all die anderen Berge sich in Nebel verhüllten.

„Ich komme nicht heimlich und nicht mit einem Almosen,“ sagte Erna, mit einer Stimme, deren Beben sie vergebens zu beherrschen versuchte. „Ernst weiß es, daß ich Sie aufsuche, und er hat mir eine Botschaft mitgegeben.“

„Ernst Waltenberg — an mich?“

„An Sie, Wolfgang! Er läßt Ihnen sagen, daß er Sie Ihres Wortes entbindet und seine Forderung zurückzieht.“

Elmhorsts Brauen zogen sich finster zusammen und ein beinahe verächtlicher Ausdruck spielte um seine Lippen, als er entgegnete: — „Und das hat er Ihnen mitgetheilt? Sehr rücksichtsvoll in der That! Sonst pflegen dergleichen Dinge unter Männern als Geheimniß betrachtet zu werden. Jedenfalls habe ich seine Bedingungen angenommen, diesen Akt der Großmuth aber nehme ich nicht an — jetzt am wenigsten.“

„Und Sie gaben ihm doch zuerst das Beispiel der Großmuth. Leugnen Sie es nicht! Er kennt die Hand, welche ihn hier an dieser Stelle dem Verderben entriß, wie ich sie kenne.“

„Ich lasse niemand verderben, wenn es in meiner Macht steht, ihn zu retten, auch meinen Feind nicht,“ sagte Wolfgang kalt. „In solchen Momenten wirkt nur der Instinkt der Menschlichkeit, nicht die Ueberlegung, und einen Dank weise ich entschieden zurück. Sagen Sie das Herrn Waltenberg, mein Fräulein, da er Sie doch nun einmal zum Boten auserwählt hat.“

„Weisen Sie diesen Boten wirklich so hart zurück?“ Die Stimme des Mädchens klang in weichem, verschleierten Tone und die großen tiefblauen Augen wandten sich mit einem seltsamen Aufleuchten dem Manne zu, der jetzt die mühsam verhaltene Qual nicht länger bändigte.

„Wozu foltern Sie mich mit diesem Blick und Ton?“ rief er in ausbrechender Leidenschaft. „Sie gehören einem anderen —“

„Den Sie verkennen, wie ich es that! Jetzt freilich kann ich die ganze Größe des Opfers ermessen, das er mir bringt, denn ich weiß, wie grenzenlos er mich geliebt hat, und mit dieser Liebe im Herzen gab er mir meine Freiheit zurück und sagte mir ein Lebewohl für immer.“

Wolfgang war aufgefahren bei der unerwarteten Nachricht; mitten durch die Nacht der Verzweiflung und Hoffnungslosigkeit zuckte ein blendender Strahl, der neues Licht und Leben verhieß.

„Du bist frei, Erna?“ brach er aus. „Und nun — nun kommst Du —“

„Zu Dir!“ ergänzte sie. „Du trägst allein so schwer an Deinem Unglück, ich fordere meinen Antheil daran!“

Die Worte klangen in einfacher Innigkeit, als sei das selbstverständlich; aber Elmhorsts Stirn färbte eine dunkle Röthe und sein Auge sank zu Boden. Er rang schwer mit seinem Stolze, der diese Hingebung in diesem Augenblick als eine herbe Demüthigung empfand.

„Nein, nein, jetzt nicht!“ murmelte er, mit einem Versuch der Abwehr. „Laß mich nur erst wieder Muth gewinnen, mich emporraffen, jetzt kann ich Dein Opfer nicht annehmen — es drückt mich zu Boden.“

„Wolf!“ Der alte Schmeichelname aus seiner Knabenzeit, den er seitdem nur noch von Benno gehört hatte, kam so weich und süß von den Lippen des Mädchens. „Wolf, jetzt gerade brauchst Du mich! Du brauchst eine Liebe, die Dich ermuthigt und aufrecht erhält; gieb keinem falschen Stolze Gehör. Einst fragtest Du mich, ob ich Dir zur Seite geblieben wäre auf dem einsamen, rauhen Wege, der zur Höhe führt, jetzt komme ich und bringe Dir die Antwort. Du sollst ihn nicht allein gehen, ich will bei Dir bleiben, in Arbeit und Ringen, in Noth und Gefahr. Wenn Du Deiner Kraft und Deiner Zukunft nicht mehr vertraust, ich glaube unerschütterlich daran — an meinen Wolfgang!“

Sie blickte mit einem strahlenden, siegesgewissen Lächeln zu ihm empor; da brach sein Widerstand, mit einer stürmischen Bewegung breitete er die Arme aus und zog die Geliebte an seine Brust.

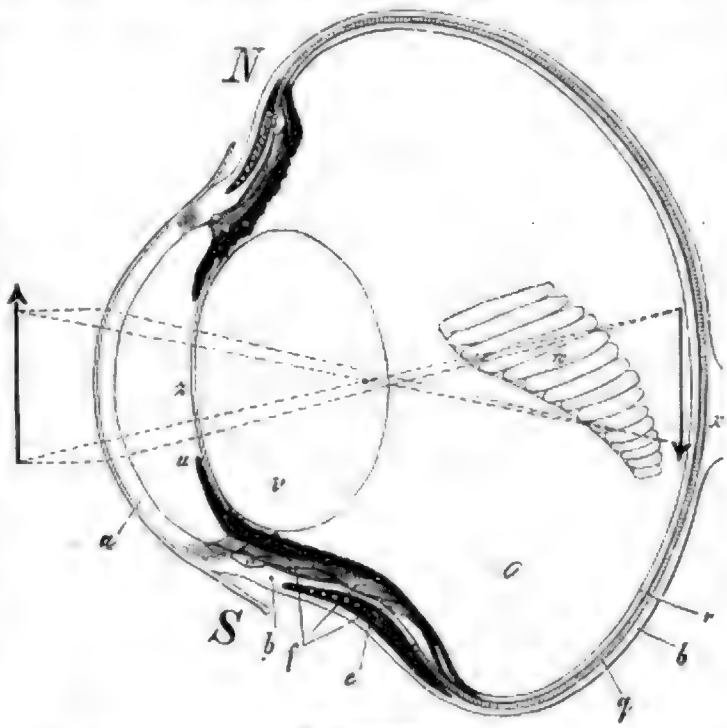
Greif hatte inzwischen mit höchster Verwunderung und deutlichem Mißvergnügen dieser Entwickelung der Sache zugesehen. Sie war ihm zwar noch nicht ganz klar, aber soviel begriff er doch, daß er den Chefingenieur, der seine junge Herrin in den Armen hielt und sie küßte, in Zukunft nicht mehr anknurren und ihm die Zähne weisen dürfe, und das bekümmerte ihn aufrichtig. Er zog es vor, einstweilen eine abwartende Haltung anzunehmen, indem er sich niederlegte und die beiden unverwandt mit seinen klugen Augen anschaute.

Droben am Wolkenstein wallten noch immer die Nebelgewänder, aber immer klarer und deutlicher tauchte der Gipfel daraus empor. Heut entschleierte er sich nicht im träumerischen Mondesglanze, in der duftigen, geheimnißvollen Schönheit der Mittsommer-

während die Federn, die sich über den oberen vorragenden Augenbeinrand, die glänzende hochrothe Iris halb bedeckend, in wagerechter Linie ziehen, dem Auge den Ausdruck der Verschlagenheit, Wildheit und Raublust verleihen. Dieses große Auge voll herrlichen Glanzes ist der edelste Sinn dieser Könige der gefiederten Welt. Auf diesen Sinn sind sie, wie alle Raubvögel, wesentlich beim Auffinden ihrer Nahrung hingewiesen, weshalb er auch bedeutend entwickelt ist."

Es interessirt gewiß höchlich, dies ausgezeichnete Gebilde hier in den Grundzügen seiner Einrichtung zum allgemeinen Verständniß gebracht zu sehen, weshalb es gestattet sei, jene in kurzen Umrissen zu zeigen, um so mehr, als in den meisten Werken davon nur ganz allgemein die Rede zu sein pflegt. — Obgleich der Augapfel selbst wenig oder gar nicht bewegungsfähig ist, so hebt diesen Mißstand die große Wendbarkeit des Halses auf. Die Form des Augapfels ist eine kegel- oder birnförmige, nach hinten sich bedeutend verbreiternde, ein Vortheil, welcher Raum- und Gewichtsersparniß zur Folge hat. Der Kopf des Steinadlers ist ja verhältnißmäßig klein, und in ihm gestaltet sich dennoch ein wahres Muster optischer Fähigkeit. Durch die plötzliche Erweiterung des Augenraumes nach hinten wird die Sehachse, das ist die Linie von der Mitte der äußeren Haut des Augapfels, der „Hornhaut" (cornea), bis auf den Grund des Auges gedacht, möglichst lang und die bildempfangende Fläche im Augengrunde eine bedeutend breite. In der unter der Hornhaut befindlichen „weißen" oder „Lederhaut" (sclerotica) theilen sich zwei platte Aeste, die knochige, ziegelförmig in einander geschobene Ablagerungen aufnehmen in Gestalt eines Ringes, so daß hierin der Augapfel wie von einer oben und unten offenen Kapsel eingefaßt ist, die dem Auge Halt und Stütze verleiht. Eine flache Wölbung zeigt die Hornhaut. An ihrer inneren Fläche sitzen feine Muskelfasern, die durch ihr Anziehen die äußere Wölbung der Hornhaut noch mehr abflachen können, wodurch eine Kürzung der Sehachse entsteht. Ebenso erhält die Regenbogenhaut (Iris) durch ausgebildete Muskeleinrichtungen das Vermögen, sich zusammenzuziehen und auszudehnen. Hierdurch kann der von ihr eingeschlossene Sehraum der Pupille (des „Fensters") — wie manche Forscher behaupten — jeden Augenblick nach Bedürfniß des Fern- oder Nahesehens erweitert oder verengert werden. Hinter der Hornhaut entwickelt sich noch ein anderes Hautsystem, die „Traubenhaut", in welcher sich die „Aderhaut" (chorioidea), nach innen mit einem dunklen Farbstoffe angefüllt, eine natürliche camera obscura bildend, und der mit der Aderhaut verbundene Strahlenkörper (corpus ciliare), sowie endlich die schon erwähnte Iris absondert. Der Strahlenkörper umfaßt die Kapsel oder Hülle der Linse mit einem Kranze strahliger Muskelfasern, der Ciliarmuskeln, die — mit Hosch zu reden — wie ein Kautschukring das ganze Auge umgeben. Diese Muskelfasern mit ihren sich verzweigenden Fortsetzungen sind sogenannte quergestreifte Muskeln, die im thierischen Organismus die Rolle der dem freien Willen unterworfenen Bewegungen der Sinneswerkzeuge übernehmen.

Aus der Naturlehre weiß man, daß in der konvex-konvex gestalteten Linse, welche im vorderen Raume des Glaskörpers vom Auge sich befindet, die durch die Pupille gehenden Strahlen eines Gegenstandes gebrochen werden und durch den mit krystallheller Flüssigkeit angefüllten Glaskörper bis auf die im Augengrunde, im Brennpunkte der Linse befindliche Membran, die „Netzhaut", gehen. Hier empfängt das Bild der Sehnerv, der sich, die erwähnte weiße und die Hornhaut durchbrechend, rechts und links bis an den Strahlenkörper verzweigt und das Bild dem Gehirne, das ist dem Bewußtsein, mittheilt. Ueber so manche Einrichtungen des Adlerauges sind die Forscher noch theils im Unklaren, theils getheilter Meinung. Die Annahme von Helmholtz ziehen wir so mancher anderen vor. Nach ihm erschlafft das Band, worin die Augenlinse hängt, wenn sich der Strahlenkörper um die Linse zusammenzieht. Hierdurch erhält dieselbe eine konvexere Form; geht der Strahlenkörperring wieder in den gewöhnlichen Zustand über, so spannt sich das Aufhängeband der Linse und diese wird an ihren Wölbungen flacher. Diese Muskelthätigkeit verleiht dem Auge die Fähigkeit der Accommodation oder der dem deutlicheren Erkennen von näheren und entfernteren Gegenständen sich anbequemenden Stellung des Auges. Diese Hauptvorrichtung hat noch eine zweite im Gefolge. Sobald sich die Muskelfasern des Strahlenkörpers zusammenziehen, schieben sie mit ihren Verzweigungen die Aderhaut und mit ihr die Netzhaut nach vorn, wodurch ein Druck auf die Flüssigkeit im Glaskörper nach vorn entsteht, dem auch die Linse folgt. Hierdurch flacht sich die letztere ab, eine Form, welcher sie oft in der großen Flughöhe des Adlers zum Fernsehen bedarf.



Das Adlerauge.

N Seite der Augenwölbung nach der Nase hin. S Seite der Augenwölbung nach den Schläfen hin. a Hornhaut. b Lederhaut. c Knochenring. f Ciliarmuskel. l Glaskörper. q Aderhaut. r Netzhaut. u Regenbogenhaut. v Linse. w Kamm oder Fächer. x Sehnerv. z Pupille („Fenster").

Ja, dieses optische Spiel ist die Folge der sich so schnell und vielfach verändernden Verhältnisse des Auges zu den Gesichtsobjekten im Fluge des Vogels. Was wäre der in den höchsten Flugregionen so oft sich bewegende Adler mit all seiner Wehrhaftigkeit ohne dieses natürliche Fernglas? Erst dies macht ihn zum Beherrscher der Lüfte, verleiht seinem Raubwesen den großartigen Stil, die ausgedehnte Gewalt, vermöge welcher er aus dem Aether und von den höchsten Bergesgipfeln die kleinste Beute bemerkt. — Dem vorzüglichen Sehvermögen stehen zwei gleich ausgebildete Gliedmaßen zu Diensten: die mächtigen Schwingen und die großen, scharfbewehrten Füße, die „Fänge". Mit jenen hebt er sich, seinem gewaltigen Drange zufolge, über die Sehweite des menschlichen Blickes hoch in die Lüfte, mit diesen packt er überwältigend und würgend die Beute. „Des Adlers Flug" — sagen wir in unseren „Thieren der Heimath" — „ist hochstrebend, majestätisch, dem ganzen Wesen des edlen Vogels angemessen; hehr und bewegungslos ist sein Schweben, rauschend und unwiderstehlich sein Herabstoßen."

Doch beschäftigen wir uns mit seiner Lebensweise, um ein Gesammtbild von ihm zu bekommen. Der Steinadler wählt Gegenden und Orte, die ihm Sicherheit und Nahrung bieten, felsige Gebirgszüge, umfassende, große Wälder. Riesenthal giebt als ständige Brutorte die Gegenden von Breslau über Oels, Trebnitz, Ohlau nach Polen hin an, woselbst sich die reichen Jagdgebiete von Trachenberg, Polnisch-Wartenberg, Medzibor ꝛc. öffnen, ferner die Wälder Oberschlesiens, Ost- und Westpreußens. Derselbe Kenner der einheimischen Raubvögel vergleicht drastisch unseren Vogel mit den Großen der Erde, welcher, wie diese zum befestigten Grundbesitz gehörend, seinem Standreviere und auch dem Stammschlosse, seinem Horste, treu bleibt. Während des Winters verbessert und vergrößert er ihn, so daß er im Frühjahr oft wohl um 20 bis 30 cm höher aufgebaut erscheint. Dies ist die auf Felseneinschnitten und Nischen erbaute mächtige, umfangreiche Brut-

stätte aus Holzknüppeln und Reisern, auf welcher sich nach Brehm ein Mensch bequem lagern kann.

Gewöhnlich weilt nur ein junger Adler im Horste, dem anfangs der hintere, flachmuldige Raum am Felsgestein, begrenzt nach der Tiefe von der bis 2 Meter hohen Holzschicht, angewiesen ist.

Zur Zeit der Paarung, von Mitte März bis Mitte April, fallen wüthende Kämpfe zwischen männlichen Adlern vor, denn kein Paar duldet ein anderes in seinem Brutbereiche. Die Kämpfe werden in der Luft ausgeführt und enden oft blutig, so daß die Streitenden sich ineinander verfangen und wirbelnd zur Tiefe fallen. Wir lassen Riesenthal weiter sprechen:

„Die außerordentliche Flugkraft des Adlers, seine Schnelligkeit und Gewandtheit, die furchtbare Gewalt im Stoß mit Flügeln und Krallen, kurz, die ungebändigte wilde Kraft, welche aus den blitzenden, im Zorn sich blutroth färbenden Augen sprüht, machen den Steinadler zum furchtbarsten Feinde der Thierwelt vom Reh bis zum Kaninchen und Murmelthier, vom Schwan und der Trappe bis zur Lerche hinab. Er frißt das geschlagene Thier oft schon an, ehe er sich die Mühe gegeben hat, es vollends zu tödten; wie berauscht von dem dampfenden Blut des Schlachtopfers steht er mit gesträubtem Gefieder auf ihm und kröpft sich oft so voll, daß er nur schwer auffliegen kann. Seine Stimme ist der des Bussards ähnlich, aber natürlich viel durchdringender und schärfer, und mit Entsetzen sucht das Wild schleunigst seine Schlupfwinkel auf, wenn er sie auf seinen Streifzügen ertönen läßt. Aengstlich schüchtern rennt das Rudel durcheinander, da! noch ein gellender Pfiff, und mit angelegten Flügeln herabbrausend, stößt er unter die verwirrte Schar und schleppt das Opfer in den Klauen mit Gedankenschnelle fort. Wenngleich der Steinadler nicht vermag, einen schnell fliegenden Vogel zu schlagen, so versucht er doch häufig mit Glück, ihn zu ermüden, bis er sich drückt und ihm verfällt. Dagegen entgeht ihm kein noch so schnell laufendes Thier. — Enten stößt er mit großer Vorliebe, indem er sie von der Wasserfläche aufhebt, wenn sie nicht schnell genug untertauchen. Vögeln rupft er vor dem Kröpfen die Federn aus. Auch Füchse schlägt er. Nicht allein mit den furchtbaren Krallen würgt er seine Opfer ab, sondern auch seine gewaltigen Flügelschläge betäuben und tödten dieselben."

Der Mensch, als Beherrscher der Erde, hat schon seit langer Zeit gegen diesen Schrecken der Vögelschar und der kleinen und mittelgroßen Säugethiere den Vernichtungskrieg gerichtet, und der Herrscher der Lüfte muß allmählich in diesem Kriege erliegen.

Wie alt ist der Weihnachtsbaum und wo ist seine Heimath?

Von Alexander Tille.

Wie alt ist der Weihnachtsbaum und wo ist seine Heimath? Klingt diese Frage nicht wie eine Ketzerei angesichts der Thatsache, daß am Christfest, soweit die deutsche Zunge reicht, auf jedem Weihnachtstische der Lichterbaum flammt? Von Ostpreußen bis zum Elsaß, von Nord- und Ostsee bis über die Donau ist er fast durchgängig der Schmuck des Christfestes. Bisweilen wird er durch die sogenannte Pyramide ersetzt. Diese besteht aus einem reifigumwundenen senkrechten Stabe, an welchem in bestimmten Abständen wagerechte Stäbe angebracht sind, die denselben grünen Schmuck und dazu vergoldete Aepfel und Nüsse, Pfefferkuchen und Lichter tragen gleich den Zweigen des Tannenbaumes, oder sie ist ein pyramidenartiges festes Holzgestell, welches in ähnlicher Weise geschmückt ist. Selten tritt ein angeputzter Kronleuchter an ihre Stelle. Durch die Herzogin Helene von Orleans hat der Weihnachtsbaum um 1840 in Frankreich und durch den Prinzen Albert in England Eingang gefunden, wo man ihn heute auch aus Eisen herstellt. Nach den Niederlanden, nach Rußland, besonders nach St. Petersburg und Moskau, wo er jedoch nur in den höchsten Kreisen üblich ist, nach Schweden wie nach Italien ist er ebenfalls aus Deutschland gekommen, und in Amerika, wo er immer mehr heimisch wird, gilt er vielfach geradezu für ein Merkzeichen des Deutschthums. 1830 kam er nach Ungarn, wo er jedoch noch heute nur in deutschen Bürgerkreisen und in hohen magyarischen Geschlechtern üblich ist. Im Jahre 1807 fand er sich bereits auf dem Weihnachtsmarkte zu Dresden[1]. Hier wurde er mit glänzendem Rauschgold, bunten Papierschnitzeln, goldenen Früchten und Kerzen verkauft. Um dieselbe Zeit war er in Norddeutschland ziemlich allgemein üblich. In Hamburg kommt er bereits im Jahre 1796[2] vor. Hier heißt es bei Gelegenheit einer Beschreibung des Weihnachtsfestes im Wandsbecker Schlosse: „Hoch oben am Weihnachtsbaum hing ein Apfel, so schön, so kunstreich vergoldet, wie kein anderer. Den holte er (Fr. Perthes) plötzlich mit halsbrecherischer Kunst herab und dunkel erröthend gab er ihn zur nicht geringen Verwunderung der Anwesenden dem ahnenden Mädchen (Caroline Claudius)." Aber nicht einmal bis in dieses Jahr können wir den Christbaum allgemein zurück verfolgen. Schon unsere ältesten Leute können sich auf eine Zeit besinnen, wo er noch nicht auf dem Weihnachtstische stand. Aber auch die Zeit seines erstmaligen Auftretens und seine eigentliche Heimath sind uns unbekannt. An vielen Orten tritt er mit einem Male aus dem Dunkel hervor, mit einem Schlage ist er da, und niemand weiß, wo er hergekommen. Nachweisbar reicht er nur bis in das 17. Jahrhundert zurück, und wenn ihn Scheffel[1] ins 10. Jahrhundert setzt oder Schwerdtgeburth ihn auf seinem berühmten Lutherbilde[2] verwendet und sein Vorkommen somit bis ins 16. Jahrhundert ausdehnt, so entbehrt das jeder thatsächlichen Grundlage.

Im allgemeinen tritt der Weihnachtsbaum in Norddeutschland früher auf als im Süden. Während ihn nach München die Königin Karoline erst um 1830 brachte, führten ihn die preußischen Offiziere und Beamten in Danzig[3] und im Münsterland bereits 1815 ein. Im Jahre 1799 war der Weihnachtsbaum in Leipzig noch völlig unbekannt; denn Magister G. A. Eberhard erwähnt in seinem Buche über die Feste des Jahres[4] kein Wort davon, während er doch der Christbescherung, des gegenseitigen Beschenkens mit Wachsstöcken, der Umzüge des Knechtes Ruprecht und einer Menge Weihnachtsaberglaubens von Holstein bis Nürnberg ziemlich ausführlich gedenkt. Vierzehn Jahre früher, 1785, aus welcher Zeit wir eine ziemlich ausführliche Schilderung des Leipziger Weihnachtsmarktes haben, findet sich der Tannenbaum auf dem Christmarkte in dieser Stadt noch nicht. Dagegen soll er bereits 1765 in Leipzig vorgekommen sein. Als nämlich der junge Goethe in diesem Jahre im Hause der Großmutter des Dichters Theodor Körner, der Gattin des Kupferstechers Stock zu Leipzig, Weihnachten feierte, soll er hier einen Christbaum aufgestellt gefunden haben[5], mit allerlei Süßigkeiten behängt, darunter Lamm und Krippe mit zuckernem Christuskinde, Mutter Maria und Josef nebst Ochs und Eselein, davor aber ein Tischchen mit braunem Pfefferkuchen für die Kinder. Diese Nachricht ist aber keineswegs sicher verbürgt. In den Briefen Goethes an seine Schwester aus jener Zeit, welche erst neuerdings herausgegeben worden sind und in denen der Dichter sonst so gern Neuigkeiten mittheilt, ist von dieser Feier nichts erwähnt. Gleichwohl ist sie nicht ohne weiteres bei Seite zu schieben; fest steht, daß Goethe 1774 den Christbaum kannte. In den „Leiden des jungen Werther" heißt es[6] von Lotte: „Sie beschäftigte sich, einige Spielwerke in Ordnung zu bringen, die sie ihren kleinen Geschwistern zum Christgeschenke gemacht hatte. Er (Werther) redete von dem Vergnügen, das die Kleinen haben würden, und von den Zeiten, da eine unerwartete Oeffnung der Thür und die

[1] Küstelgen, Jugenderinnerungen 1870, S. 79. [2] Clemens Theodor Perthes: Friedrich Perthes Leben 1853; I, 84.

[1] Ekkehart. Kap. 10. [2] Luthers Abschied von seiner Familie, 1845 entstanden. [3] Mannhardt, Baumkultus der Germanen, 1875, S. 210. [4] Mag. Gotthilf Anton Eberhard, Privatlehrer zu Leipzig, Geschichte der Sonn- und Festtage, Erfurt, 1799, S. 25 ff. [5] Vergl. „Kunst und Leben aus Friedrich Forsters Nachlaß", 1873. [6] Nach dem 20. Dez. des zweiten Jahres.

Erscheinung eines aufgeputzten Baumes mit Wachslichtern, Zuckerwerk und Aepfeln in paradiesische Entzückung setzt."

In einem zwei Jahre früher geschriebenen Briefe[1] Goethes wird bei einer kurzen Beschreibung des Frankfurter Christmarktes der Weihnachtsbaum noch nicht erwähnt. Schon einige Tage vorher hatte Goethe ein Packet an Kestner gesandt mit Geschenken für seine „zween kleine Buben". Dazu schreibt er[2]: „Lassts ihnen den Abend vor Christtag bescheeren, wie sichs gehört. Stellt ihnen ein Wachsstöckgen dazu und küsst sie von mir." Kannte damals Goethe den Brauch des Weihnachtsbaumes noch nicht? Oder war derselbe nur in Kestners Hause nicht üblich? Noch in einem Briefe vom Christtage 1773[3], welcher ebenfalls an Kestner gerichtet ist, erwähnt Goethe nichts davon. Hier gedenkt er überhaupt keinerlei Weihnachtsfestlichkeit.

Auch Schiller kannte den Weihnachsbaum. Er schreibt von ihm als einer allbekannten Sache[4]. „... Donnerstag komme ich nach Weimar. — Daß Ihr Euch ja nicht von irgend einem heiligen Christ engagiren laßt! Ihr werdet mir hoffentlich einen grünen Baum im Zimmer aufrichten, weil ich Eurethwegen um den Griesbachschen komme." 1790 kommt dann der Christbaum in Schillers Hause vor[5] und 1796 bei Frau von Stein mit Lichtern und Bescherung.

Eine Nachricht von Jung Stilling über den Christbaum aus dem Jahre 1793 scheint den Christbaum in Jung Stillings Jugend — er war 1740 zu Grund im Nassauischen geboren — zurück versetzen zu wollen. Er sagt einmal[6]: „Mir wars bei diesen Worten zu Muth als wie einem Kinde bei den apokryphischen Sprüchen seiner Mutter am Tage vor dem Christfeste: es ahnet etwas Herrliches, versteht aber nichts, bis es früh aufwacht und nun zum hell erleuchteten Lebensbaum mit vergoldeten Nüssen und zu den Schäfchen, Christkindchen, Puppen, Schüsseln mit Obst und Konfelt geführt wird."

Aber noch weiter geht der Weihnachtsbaum zurück. Eine Salzburger Waldordnung vom Jahre 1755 verbietet die Bechl- oder Weihnachtsboschen. In dem Namen „Bechlboschen" ist jedenfalls eine Erinnerung an Berchta zu suchen, der der 6. Januar, der Berchtentag, geweiht ist. Dies deutet auf einen heidnischen Ursprung des Brauches. Als heidnische Sitte wird der Christbaum geradezu bezeichnet von dem kursächsischen Rath Tentzel[7]: „Die alten Heiden satzten vor ihre Häuser zweene Tannen-Bäume creutzweise über einander und fraßen und soffen 19 Tage lang."

Nach Schweden weist uns auch eine Volkssage in Lindenau bei Leipzig, welche bis in das erste Drittel unseres Jahrhunderts zurück zu verfolgen ist[8]. Sie erzählt: im Herbst 1632 nach der Schlacht bei Lützen wurde nach Lindenau ein durch die Hand geschossener schwedischer Offizier gebracht, der in der dortigen protestantischen Gemeinde freundliche Aufnahme und gute Pflege fand. Zu Weihnachten war er wieder so weit hergestellt, daß er die Reise in seine Heimath antreten konnte. Vorher wollte er jedoch der Gemeinde seinen Dank erweisen und veranstaltete daher mit der Erlaubniß des Pfarrers in der Kirche des Dorfes „nach der Sitte seiner Heimath" eine Weihnachtsfeier, bei welcher (zu der üblichen Christbescherung) ein Tannenbaum aufgestellt wurde, auf dessen Zweigen viele Lichter brannten. — Ist diese Sage nur erfunden, um das plötzliche Auftauchen des Christbaumes zu erklären, oder weist sie uns mit Recht nach dem Norden als der Heimath des Christbaumes?

Die Antwort auf diese Frage ist noch nicht gefunden. In Schweden gilt der Weihnachtsbaum allgemein für eine aus Deutschland eingeführte Sitte. Noch im Anfange unseres Jahrhunderts war er auf dem schwedischen Festlande unbekannt, wenigstens als Christbaum in unserem Sinne. Doch war es dort Brauch, vor den Häusern und Ortschaften Bäume und zwar Fichten oder Tannen aufzustellen.[1] Bei den Inselschweden an der russischen Küste auf Dagö und Worms war der Weihnachtsbaum damals üblicher als heutzutage.[2] An den mit Nüssen und Aepfeln geschmückten Tannen standen immer je fünf kleine Wachslichter auf einem Zweige. Einer mündlichen Nachricht zufolge[3] kannte zu gleicher Zeit das schwedische Festland nur folgenden Weihnachtsbrauch: in der Weihnacht zogen die Bauern in Scharen aus und suchten einen einsam im Freien stehenden Baum. Diesen zündeten sie an, und dabei fand großer Festjubel statt. Weihnachten 1887 berichtete die „Leipziger Zeitung" einen vereinzelten Fall desselben Brauches aus der Nähe von Dresden. Unabhängig von allen diesen Bräuchen erscheint der Lichterbaum in der isländischen Volkssage.[4]

Doch zurück nach Deutschland! Schon 1816 war der Weihnachtsbaum in der heutigen Reichshauptstadt allgemein. In dem in jener Zeit erschienenen Märchen vom Nußknacker von Fouqué und Hoffmann steht bereits der Baum mit seinen goldenen Aepfeln in der Mitte. Im Anfang unseres Jahrhunderts übte die feine Welt in Berlin nach dem Vorgange der französischen Emigranten diesen Brauch nicht, denn derselbe galt für „ordinär"[5], sondern schmückte den Tisch, wie uns Schleiermacher[6] erzählt, mit Myrthen, Amaranthen und Epheu. Auch Tieck erwähnt in seiner „Weihnachtsnovelle" den Lichterbaum nicht. Dagegen berichtet der Berliner Gymnasialdirektor W. Schwartz[7], daß der Ueberlieferung seiner Familie zufolge der Christbaum in das vorige Jahrhundert zurückreiche, was ja durch die Nachrichten von Goethe, Schiller und Jung Stilling erwiesen ist.

Am Rheine ist der Weihnachtsbaum ganz allgemein im Gebrauch. Bereits im Jahre 1805 erwähnt ihn Johann Peter Hebel in seinen „Alemannischen Gedichten", jedoch ohne den Lichterschmuck, welcher ihm auch auf dem der fünften Auflage dieses Buches vom Jahre 1820 beigegebenen Kupfer fehlt, der zu Straßburg gestochen ist und das Bäumchen — gleich dem Kronleuchter des sächsischen Erzgebirges — hängend zeigt. Weiter rückwärts fehlt uns am Rheine jede Kunde von dieser Sitte, bis ins siebzehnte Jahrhundert. Damals[8] eiferte nämlich der Straßburger Professor Dannhauer gegen den Tannenbaum oder Weihnachtsbaum, den man zu Hause aufrichtet, mit Puppen und Zucker behängt und dann abschütteln läßt, ohne jedoch die Lichter zu erwähnen. Er nennt die Christbäume „Lappalien".

Dies ist unsere älteste geschichtliche Nachricht von dem Christbaume. Der Lichterbaum reicht jedoch weiter zurück. Ihm begegnen wir bereits im dreizehnten Jahrhundert, einmal in dem altfranzösischen Romane „Durmart le galois" und dann im „Parzival" des Wolfram v. Eschenbach. In dem französischen Romane erblickt der Held zweimal einen Baum, dessen Zweige von oben bis unten mit brennenden Kerzen bedeckt sind. Doch noch glänzender als diese sitzt auf dem Wipfel ein leuchtendes Kind. Er fragt den Papst, was das bedeute, und erhält zur Antwort, der Lichterbaum bezeichne die Menschheit, die nach oben gerichteten Lichter seien die guten, die nach unten gerichteten die schlechten Menschen, das Kind sei Christus. Wolfram erzählt uns[9], daß es üblich war, beim Empfang hoher Gäste einen Baum mit Lichtern aufzustellen.

Die Sage verlegt das erste Auftreten des Christbaumes in Deutschland ins Jahr 1632. Eine frühere Kunde über ihn giebt es nicht, wohl aber eine solche vom Jahre 1571, welche beweist, daß er in jener Zeit wenigstens im damaligen Kurfürstenthum Sachsen noch nicht vorhanden war. Weihnachten 1571 hielt nämlich Herr Thomas Vinita (Winzer) in Wolkenstein in Sachsen eine Reihe Predigten über das Weihnachtsevangelium Joh. 5, 1 bis 14.[10] Darin spricht er auch von der Bescherung und sagt: „Die Kindelein finden in ihren Bündlein gemeiniglich fünfferley Dinge. Erstlich gültige als Gelt, viel oder wenig, nachdem der

---

[1] Vom 26. Dezember 1772; derselbe ist an Kestner gerichtet und findet sich bei A. Kestner, „Goethe und Werther," Stuttgart und Tübingen, 1854, S. 114. [2] Ebenda S. 111. [3] Ebenda S. 192. [4] Emilie von Gleichen-Rußwurm, „Schiller und Lotte," Stuttgart und Augsburg, 1856. S. 574 am 21. Dez. 1789. [5] Charlotte von Schiller, 2, 276. [6] Jung Stillings sämmtliche Werke, Stuttgart, 1841. 4. Bd., S. 8 im „Heimweh". [7] Monatliche Unterredungen einiger guter Freunde von allerhand Büchern und anderen annemlichen Geschichten, Leipzig, 1690, S. 456. [8] Bisher ungedruckt, dem Verf. mitgetheilt von Herrn Prof. Dr. Rudolf Hildebrand zu Leipzig.

[1] Finn Magnusen, Lexic. mythol. 1828. S. 779. M. fügt dazu die Bemerkung, daß Dänen, Norweger und Deutsche dasselbe thäten, nur innerhalb der Gebäude. [2] R. Rußwurm. Eibofolke, II S. 96 § 286. [3] Der Gewährsmann des Verf. ist Herr Prof. Dr. Rudolf Hildebrand zu Leipzig. [4] Mohr, Forsög til en Islandsk Naturhistorie, Kjöbenhavn 1786. S. 187, und Maurer, Isländische Sagen, Leipzig 1860, S. 178. [5] W. Schwartz, Indogermanischer Volksglaube, Berlin 1885. S. 38. Anm. [6] Weihnachtsfeier, Berlin 1805. [7] Indogermanischer Volksglaube. S. 38. Anm. [8] 1657 in seiner Katechismus-Milch V. 649. [9] Parzival 82, 25 „von kleinen kerzen manec schoup geleit üf ölbaume loup". [10] 1572 bei Schwertel in Wittenberg im Druck erschienen.

Fig. 1. Schematic of the Ultrasonic Cleaning Process

Ultrasonic cleaning is a process that uses high-frequency sound waves to clean objects. The process is based on the principle of cavitation, which is the formation and collapse of tiny bubbles in a liquid. When the bubbles collapse, they create a shock wave that can remove dirt and other contaminants from the surface of the object being cleaned.

The ultrasonic cleaning process is typically carried out in a tank filled with a cleaning solution. The object to be cleaned is placed in the tank, and the ultrasonic waves are generated by a transducer. The transducer converts electrical energy into mechanical energy, which is then transmitted to the cleaning solution.

The frequency of the ultrasonic waves is typically between 20 kHz and 40 kHz. The higher the frequency, the smaller the bubbles that are created, and the more effective the cleaning process is for removing small particles. However, higher frequencies are also more likely to damage delicate objects.

The cleaning solution is also an important factor in the ultrasonic cleaning process. The solution should be chosen to be compatible with the object being cleaned and to effectively remove the contaminants. Common cleaning solutions include water, detergents, and solvents.

Ultrasonic cleaning is a very effective method for cleaning a wide variety of objects. It is often used to clean jewelry, watches, eyeglasses, and other small objects. It is also used in industrial applications to clean parts and components.

The ultrasonic cleaning process is relatively simple and easy to use. However, it is important to follow the manufacturer's instructions carefully to avoid damaging the object being cleaned.

In einem andern Gedicht widmet er den gebliebenen Helden die schwunghaften Strophen:

„Und sollte dieser heiße Lebensstreit
Verloren gehn wie euer Blut im Sande
Und nur im Reiche der Vergangenheit
Der Name leben dieser schönen Lande:

In eurem Grabe, wenn das Schwert zerbricht,
Liegt deutsche Ehre fleckenlos gebettet;
Beschützen konntet ihr die Heimath nicht,
Doch habt ihr sterbend sie vor Schmach errettet."

Das anheimelnde Lebensbild von Wehl, welches dem Dichter, dem Manne, dem Patrioten gleichmäßig gerecht wird, sei allen Freunden des Schleswig-Holsteinschen Poeten aufs wärmste empfohlen. †

Christabend in einer Wiener Wärmstube. (Mit Illustration S. 812 und 813.) Ein Schimmer des strahlenden Kerzenglanzes der Christbäume dringt am Feste der Liebe auch in die dunkelsten und verlorensten Winkel der Armuth und des Elends, und auch in den Wärmstuben der Weltstadt, den Sammelplätzen jener Aermsten der Armen, denen es an einem Obdach fehlt, oder die nicht die Mittel haben, ihre eigene elende Wohnung zu heizen, bereiten am heiligen Abend Edelmuth und Theilnahme einen Augenblick der Freude. Vom Glück Begünstigte begeben sich unter die Männer und Frauen, die Greise und Kinder, welche verschuldetes oder unverschuldetes Unglück in Noth und Elend geführt hat, und mehr als die mitgebrachten Gaben erfreuen oft die freundlichen überzeugenden Worte der Theilnahme. Die Mehrzahl der Unglücklichen bilden brotlose Arbeiter, stellenlose Dienstboten, beklagenswerthe Witwen und Waisen, seltener sucht der Strolch oder der Verbrecher die Wärmstube auf, in der er sich unter den scharfen Augen des Wachmannes nicht behaglich fühlt. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend sind die Wärmstuben geöffnet, Brot und Speisemarken für die Volksküche werden vertheilt, Karten für die Asylhäuser verabreicht. So geht es den ganzen langen Winter — immer ist das Bild des Jammers das gleiche, gemildert nur am Weihnachtsabend!

Der Arzt. (Mit Illustration S. 821.) Eine ernste, eine sehr bedenkliche Miene hat der Herr Doktor heute gemacht! Ach — und wie aufmerksam hatten sie seinen Gesichtsausdruck beobachtet, sehnsüchtig daraus eine Belebung ihrer sinkenden Hoffnung erwartend! Aber nur härtestes Mißgeschick, unabwendliches Unheil steht dort zu lesen. Ja, eine tückische Krankheit ist's, die das Haupt der Familie, den sorgsamen Ernährer, ergriffen, aber doch war bis heute noch die trostreiche Aussicht vorhanden, daß seine kräftige Natur die schwere Krisis überstehen, daß er zu neuem Leben genesen werde. Heute mußte die Wendung eintreten. Von schmerzlicher Ahnung aufs tiefste niedergeschlagen, folgen Mutter und Gattin dem Arzte, um aus seinem Munde Gewißheit zu erhalten. Die letztere wird schon an der Thür von ihrem Kummer überwältigt und lehnt sich, krampfhaft schluchzend, an den Thürpfosten, da sie kaum sich aufrecht zu erhalten vermag. Auch das kleine Töchterchen, das so früh eine arme Waise werden soll, scheint schon den schmerzlichen Verlust ahnend zu empfinden, der ihm bevorsteht. Nur die Greisin, welche schon so vieles Harte im Leben hat ertragen müssen, ist dem ärztlichen Rathgeber bis zur Straße gefolgt, und wenn auch mit bitterem Schmerze, so doch mit Fassung und Ergebung in das Unvermeidliche erfährt sie nun, daß sie auf das Schlimmste vorbereitet sein müssen, daß keine Hoffnung mehr vorhanden. Mit stiller Resignation horcht sie auf den tröstenden Zuspruch des biederen Arztes, der in der täglichen Erfüllung seines harten Amtes noch nicht das edle Mitgefühl eingebüßt hat, der nicht einseitig nur für die Krankheiten des Körpers ein offenes Auge, nein, der auch für die Schmerzen der Seele ein offenes Herz hat.

Hans Bachmann, der unsern Lesern schon durch sein vortreffliches Bild „Weihnachtssingen" (siehe „Gartenlaube" 1887, S. 808 und 809) bekannt ist, bewährt sich in diesem gemüthvollen Bilde der Trauer als ein meisterlicher Darsteller der ernsten Seiten des Lebens. Er hat den Charakter des Volkes seiner schweizerischen Heimath in seiner ganzen Gemüthstiefe studirt und bringt nun seine unmittelbaren Aufnahmen unverfälscht mit künstlerischer Vollendung zum bildlichen Ausdruck. Das wirkungsvolle Bild fand auf der Berliner Kunstausstellung von 1888 ehrenvolle Erwähnung.

Frische Blüthen zu Weihnachten. In Deutschland ist hier und dort die Sitte verbreitet, die Wohnung um die Weihnachtszeit mit blühenden Zweigen zu schmücken. Wir haben schon einmal derselben flüchtig gedacht; heute möchten wir einige praktische Regeln zur Erzielung dieses anmuthigen Blumenflors geben.

Nach den Bauernregeln soll man die Zweige von Bäumen und Sträuchen, wenn sie zu Weihnachten blühen sollen, an gewissen Tagen brechen und sie alsdann im warmen Zimmer in ein mit Wasser gefülltes Glas stellen. Als die geeigneten Tage werden je nach den Gegenden der Andreastag (30. November), St. Barbara (4. Dezember) und St. Nikolaus (6. Dezember) bezeichnet. Diese Bauernregel ins „Wissenschaftliche" übertragen lautet, daß man die Zweige, wenn es schon einige Male gefroren hat, Anfang Dezember, brechen soll. Es empfiehlt sich in der That, dieselben zu brechen anstatt zu schneiden, weil die Bruchfläche das Aufsaugen des Wassers mehr begünstigt als der glatte Schnitt. Die Zweige sind in einem mit Wasser gefüllten Gefäß möglichst ans Licht zu setzen. Täglich ist frisches Wasser in das Gefäß zu gießen, damit es immer voll bleibt.

Das Bespritzen der Zweige mit einem Zerstäuber befördert das Treiben; zu vermeiden ist dagegen zäher Temperaturwechsel. Sinkt z. B. die Temperatur in dem am Tage geheizten Zimmer während der Nacht um ein Bedeutendes herab, so gehen die Zweige zu Grunde; am zuträglichsten erscheint eine Temperatur von 12° bis 15° R. H. Jäger bemerkt in seiner „Winterflora", daß bei manchen Zweigen, wie z. B. denen der Traubenkirsche, die Blüthen sich vollkommener entwickeln, wenn man das Wasser kalt hält und zu diesem Zwecke immer ein Stückchen Eis in dasselbe legt.

Selbstverständlich muß man zu diesem Weihnachtsschmuck nur frühblühende Holzarten wählen. Die Auswahl aber ist dabei immer noch sehr reichhaltig. Zuvörderst sind alle Obstarten zu nennen, namentlich Kirschen und Aepfel. Aprikosen, Mandeln und Pfirsiche geben gleichfalls gute Resultate. Dann sind aber die duftenden Fliederarten zu berücksichtigen, und zwar besonders der weiße spanische Flieder und der persische (Syringa persica). Besonders dankbar erweist sich schließlich unser bekannter Waldstrauch Steinröschen oder Seidelbast, der sich durch seine purpurrothen wie Hyazinthen duftenden Blumen auszeichnet. Zweige desselben gelangen nämlich am frühesten zur Blüthe, in der Regel schon nach etwa 8 Tagen.

Man braucht jedoch diese interessante und Herz und Auge erfreuende Treiberei nicht ausschließlich auf die Weihnachtszeit zu beschränken. Auch im späteren Winter kann sie fortgesetzt werden, ja die Blüthen werden um so vollkommener, je später man die Zweige bricht und ins Wasser setzt. *

Briefkästen am Ocean. Im Süden des amerikanischen Festlandes, an der Küste von Patagonien, welches durch die Magellanstraße von dem Feuerlande getrennt wird, befindet sich ein Postamt, das zweifellos zu den primitivsten der ganzen Welt gehört, da es nicht einmal einen einzigen Beamten aufzuweisen hat. Dicht am Strande ist ein starker Balken mit der Aufschrift „Post office" aufgerichtet und neben ihm liegt, an starker eiserner Kette befestigt, ein Faß mit verschließbarem Deckel. Die Schiffe, welche die Magellanstraße passiren, senden ein Boot an die Küste, lassen diejenigen Briefe, die auf dem einzuhaltenden Kurs befördert werden müssen, herausnehmen und dafür die eigenen Postsachen hineinlegen, um erstere in dem nächsten Hafen mit regelmäßiger Postverbindung zum Weiterversand aufzugeben. In der Torresstraße auf einer zu Australien gehörigen Insel befindet sich eine ähnliche Poststation, die trotz ihrer Einfachheit ebenfalls ihren Zweck erfüllt.

Das Denkmal der Völkerschlacht bei Leipzig. Der Gedanke, den gewaltigen Kampf, in welchem nach dreitägigem Ringen auf den blutgetränkten Ebenen Leipzigs der französischen Oberherrschaft über Deutschland ein Ende gemacht und der korsische Eroberer zu Boden geschmettert wurde, durch ein Nationaldenkmal zu verherrlichen, entstand bereits im Jahre 1814. Man hatte drei Entwürfe beschafft, die dem damaligen Zeitgeschmack in ausgiebiger Weise Rechnung trugen. Der erste Entwurf zeigte einen Sockel mit senkrecht darauf gestelltem Kolossalschwerte, die Spitze nach oben gerichtet. Auf dem zweiten Entwurfe trug der Sockel, quergelegt, Schwert und Landwehrkreuz, während auf dem dritten Entwurfe eine aus Lanzen gebildete Säule, mit einem Kreuze als Krönung, dargestellt war. Einen weiteren, wohl den besten Vorschlag in der Denkmalsangelegenheit, machte Kotzebue. Er wollte, daß die auf dem Felsberge, unweit Reichenbach im Odenwalde, liegende sogenannte „Römersäule" auf dem Schlachtfelde bei Leipzig aufgerichtet würde, ein Denkmal, verfertigt von den *ersten* Unterdrückern Deutschlands und aufgestellt zur Erinnerung an den herrlichen Sieg über die *letzten* Unterjocher der deutschen Völkerstämme.

„Daß auf den Feldern bei Leipzig," schrieb damals Arndt, „ein Ehrenmal errichtet werden muß, damit auch die spätesten Enkel noch ersehen, was daselbst in den Oktobertagen des Jahres 1813 geschah, darüber ist in ganz Deutschland, ja wohl in der ganzen Welt, nur *eine* Stimme." Arndt machte dazu auch einen Vorschlag, aber niemand nahm sich der Sache ernstlich an, und so unterblieb die Ausführung.

Da kam das Jahr 1863 und mit ihm die großartige fünfzigjährige Jubelfeier der Leipziger Völkerschlacht, wozu mehr als zweihundert Städte Abgeordnete gesendet hatten und welcher noch Hunderte von Veteranen aus den Riesenkämpfen jener Tage beiwohnten. Auf der Höhe bei Stötteritz, unfern der Stätte, von welcher aus Napoleon am 18. Oktober die Entscheidungsschlacht leitete und in später Abendstunde sich zur Flucht wandte, wurde in Gegenwart einer unübersehbaren Menschenmenge der Grundstein zu einem Denkmal in die Erde gesenkt und dabei ein begeisterter Weiheakt vollzogen. Die politischen Verhältnisse der nächsten Zeit waren aber leider nicht dazu angethan, das Denkmalsprojekt weiter zu verfolgen.

Das alles hat sich ausgeglichen. Das deutsche Volk steht geeinigt und verbrüdert in allen seinen Stämmen, und so konnte auch mit der fünfundsiebzigsten Erinnerungsfeier an die Völkerschlacht der Gedanke, auf der Blutstätte, wo Deutschlands Rettung errungen wurde, ein Denkmal aufzurichten, neu erstehen und begeisterte Aufnahme finden. Hatten die unerwarteten Ereignisse, welche Jahr auf Jahr einander folgten, die Kämpfe der Gegenwart, der Dank für die Gefallenen und Kämpfer der neuen Schlachten, Blicke und Gedanken von den fast sagenhaft gewordenen Kämpfen der Vergangenheit abgelenkt, so einigte sich nunmehr Alldeutschland zu gemeinsamer Tilgung jener Dankesschuld. In Leipzig bildete sich ein Komité zur Errichtung eines Denkmals, und alsbald meldeten sich die Vertretungen von fünfzehn der bedeutendsten Städte, Augsburg, Berlin, Braunschweig, Bremen, Brünn, Cassel, Dresden, Graz, Hannover, Karlsruhe, Königsberg, Leipzig, Oldenburg, Posen und Weimar zur Annahme von Gaben für das Ehrenmal. Auch von vielen anderen Seiten wurden der Schöpfung eines solchen die wärmsten Sympathien entgegengebracht.

So darf man denn hoffen, daß in nicht ferner Zeit das von der ganzen Nation dargebrachte Erinnerungsmal über den blutgetränkten Gefilden der Völkerschlacht erglänzen werde, nicht allein als Zeichen der Dankbarkeit, sondern auch als Wahrzeichen deutscher Kraft und deutschen Muthes, die vielleicht gebeugt, aber nimmer gebrochen werden konnten und keinen Feind, wäre er auch der mächtigste, zu fürchten brauchen.

Otto Moser.

Wildermuths Jugendgarten. Ein alter Freund der deutschen Jugend bittet auch in diesem Jahre um ein freundliches Willkommen: der „Jugendgarten", den vor nunmehr dreizehn Jahren Ottilie Wildermuth gründete und der seit ihrem Tode von ihren Töchtern Agnes Willms und

Adelheid Wildermuth fortgeführt wird. Wer je einen Band des „Jugendgartens“ durchgeblättert hat, wird überrascht worden sein von der Fülle des mannigfachen und gediegenen Inhalts, und der jetzt vorliegende neue Band giebt den früheren in keiner Beziehung etwas nach. Er sorgt sowohl für Unterhaltung als für Belehrung und die Illustrationen erheben sich in ihrer künstlerischen Ausführung weit über das Gewohnte. Mit fesselnden Erzählungen erfreuen Agnes Willms („Die Schulfreundin“), Elise Bake („Vergnügte Ferien“), Martin Claudius („Aus stürmischer Zeit“), W. Bartels („Nicolo und Nicoletta“), Adelheid Wildermuth („Des Herzogs Fluch“), B. Loesche („Das Märchen vom Mann ohne Schlaf“) u. a. Anziehende belehrende Beiträge bieten Hermann Hirschfeld, K. G. Lutz, Richard Roth, C. Michael rc. „Die drei Schwestern im Walde“ ist ein nach Ottilie Wildermuths trefflicher gleichnamiger Erzählung bearbeitetes Schauspiel. An Illustrationen enthält der Band nicht weniger als 8 farbige und 12 Tondruckbilder, ein gewiß ungewöhnlich reicher Schmuck, der auch an seinem Theile dazu beiträgt, den stattlichen Band zu einer wirklich werthvollen Festgabe für unsere reifere Jugend — Knaben sowohl als Mädchen — zu machen. Wir hoffen, der alte Freund ist auch in diesem Jahre willkommen!

**

Familienchronik. Ein erst kürzlich in der „Gartenlaube“ (Halbheft 23) ausgesprochener Wunsch hat unerwartet rasch seine Erfüllung gefunden. Was wir wünschten, war ein Buch, das wir kurzweg als „Familienchronik“ bezeichneten, und heute liegt uns ein solches vor, das sogar fast denselben Titel: „Haus- und Familienchronik“ führt und von Martin Gerlach herausgegeben ist (Verlag von Gerlach und Schenk in Wien). Dieses Werk entspricht dem Zwecke einer Chronik vollkommen und die einzelnen Abschnitte: Vorfahren des Chronisten, Erinnerungen aus der Jugendzeit, Geschwister, Erinnerungen aus den Lehr- (Studien-) Jahren, Militärzeit, Wanderjahre, Berufsleben, Gründung der Selbständigkeit, Hochzeitstag, Aus der Jugendzeit des lieben Weibes, Kinder, Freunde, Frohe Tage, Trübe Zeiten, Lebensabend, Letzte Wünsche — umfassen das ganze Leben und lassen kaum etwas vermissen. Wohldurchdacht ist die ganze Anordnung der Chronik, künstlerisch schön ihre Ausstattung, solid und geschmackvoll der Einband. Möge sie fleißig benutzt werden; die nachfolgenden Geschlechter werden sie zu ehren wissen.

**

Die erste chinesische Eisenbahn. Früher hatten englische Ingenieure mit ihrem Plan, im Reiche der Mitte eine Eisenbahn zu bauen, keinen Erfolg; jetzt sind französische Ingenieure, unterstützt von dem Vicekönig Li-Hung-Tschang und dem General Tschenk-li-Tang, glücklicher gewesen. Es handelt sich zunächst nur um eine Privat- und Luxuseisenbahn, welche Tientsin mit dem sechs Kilometer entfernten Landsitze des Vicekönigs verbinden soll. Land und Volk werden zunächst davon nur geringen Nutzen haben, doch der erste Schritt für China ist damit gethan und das Wunderwerk europäischer Kultur, das ja jetzt durch die Wüsten Afrikas und die Steppen Asiens seinen Weg gefunden, wird auch jenseit der chinesischen Mauer sich alsbald einbürgern. Die Wagen dieser Bahn sind in Lyon gebaut worden und haben eine bedeutende Länge (11 Meter). Unter einander sind sie durch kleine Brücken mit Sicherheitsgeländern verbunden. Von den sechs Wagen des Zugs sind drei Luxuswagen; der zweite, für den Vicekönig bestimmt, ist außen in blau gemalt und mit Goldverzierungen versehen; in jeder Längswand wird das mittlere Feld durch das kaiserliche Wappen und den Drachen mit fünf Krallen eingenommen. Das Innere ist im Geschmack Ludwigs XV. eingerichtet, der Salon mit kirschrothem Atlas und Plüsch und einer Decke in grauer Seide ausgestattet. Die zwei andern Luxuswagen sind roth mit goldenen Strichen gemalt, der eine enthält ein Rauchzimmer mit havannafarbigem Saffian und einem großen für die Mandarinen bestimmten Raum in grünem Plüsch und Atlas. Der dritte Wagen enthält einen großen, in violettem Sammet und Atlas ausgestatteten Theesalon.

†

Wintermärchen. (Mit Illustration S. 817.) Den Lesern wird ein doppelseitiges Bild noch in Erinnerung sein, welches den vorigen Jahrgang der „Gartenlaube“ (S. 268 und 269) schmückt. „Der Frühling“ lautet der Titel und dasselbe gehört zu einem Bildercyklus des Meisters Wilhelm Kray, welcher die vier Jahreszeiten darstellt. Heute bringen wir aus diesem Cyklus ein zweites Bild, das „Wintermärchen“, in allem von dem ersten grundverschieden. Der „Frühling“ mit seinen blühenden Frauen- und Kindergestalten und der im ersten Blüthen- und Blätterschmuck prangenden morgendlichen Frühlingslandschaft tritt uns realistisch näher; der Winter dagegen ist eine groß angelegte und durchgeführte Phantasie. Nacht ist es, bitterkalte, sternenklare Winternacht. Dort jene Frauengestalt, welche, vom fahlen Mondlicht magisch überfluthet, hoch auf eisglitzerndem Felsen ruht, sie schläft den starren, ewigen Winterschlaf, der ein Leben nicht kennt. Doch zu Füßen des Felsens sieht man in reizender Gruppe zwei blühende Mädchen. Der wohlthuende Winterschlaf umfängt die eine nach all den Mühen und Sorgen, nach all den getäuschten Erwartungen und den erschöpfenden Plagen, welche Frühling, Sommer und Herbst mit sich brachten. Ihr ist der Winter nicht das Erstorbensein, sondern jene Ruhe, in der sich die Kräfte des Menschen und der Natur zu neuem Schaffen und Ringen erfolgreich sammeln. Ein Kranz von Dauerblumen liegt dem anderen, von warmem Leben durchglühten Mädchen im Schoße. Sie ist von der sengenden Gluth des Sommers und von den rauhen Stürmen des Herbstes nicht ermüdet, ein freundliches Geschick hatte sie vor Gluth und Sturm in Schutz genommen und ist ihr nicht minder hold inmitten Schnee und Eis. Doch auch sie träumt hoffend von dem Blühen und Prangen, von dem süßen würzigen Dufte, der wieder die Welt verjüngen wird, sobald der Weckruf des Frühlings siegreich durch die Lande tönt. Nur sie dort oben, die Braut des eisgepanzerten Nordens, wird den frischen jauchzenden Ruf nicht vernehmen, sondern weiterschlafen, sie, das Sinnbild des kalten, alles bezwingenden Todes.

**

Ein Konversationslexikon für 10 Mark. Nur wenige Jahre sind verflossen, seit Professor Joseph Kürschner sein kleines „Taschen-Konversationslexikon“ erscheinen ließ, das eine große Verbreitung fand, zugleich aber den Wunsch rege werden ließ, ein etwas umfangreicheres Werk zu besitzen, das, nach denselben Grundsätzen bearbeitet, eine noch größere Reichhaltigkeit des Stoffes darböte. Sofort ging Kürschner an die Ausführung dieses Gedankens, und zum heurigen Weihnachtsfeste liegt sein neues Werk „Kürschners Quart-Lexikon“ (Stuttgart, W. Spemann) vollendet vor. Der Umfang desselben übersteigt den des „Taschen-Konversationslexikons“ um das Fünffache, und im gewöhnlichen Leben dürften sich wenige Fragen ergeben, welche das „Quart-Lexikon“ nicht beantwortete. Wo aber der Text noch im Unklaren lassen sollte, da helfen 1460 Illustrationen zur Veranschaulichung. „Kürschners Quart-Lexikon“ verdient eine freundliche Aufnahme und wird diese sicher finden.

**

Weihnachtswunsch. Unsere Illustration „Weihnachtswunsch“ ist einem neuen Bilderwerk entnommen, welches in einer reizvollen Mappe unseren diesjährigen Weihnachtstisch zu schmücken berufen ist. „Grüß Gott!“ ist ein Gruß, der im täglichen Verkehr zunächst in Bayern, Schwaben, Oesterreich und in den Alpenländern zu Hause ist, der aber in der ganzen Welt verstanden wird. Es liegt etwas Trauliches, Treuherziges in diesem Gruße, und deshalb wird er auch mit dem hübschen Prachtwerk, welches der bekannte Ackermannsche Kunstverlag in München unter diesem Titel in alle Welt sendet, überall willkommen sein. Womit Albert Hendschel in seinen bekannten Skizzen das Menschengemüth zu fesseln und zu unterhalten verstanden, das bietet Alexander Zick in diesem „Grüß Gott“-Album; aber nicht in bloßen Skizzen und Konturen, sondern in 20 ausgeführten Tuschzeichnungen, die in einer Reihe lieblicher Kinderscenen und anmuthiger Idyllen aus dem Herzensleben einen wahren Familienschatz bergen. Es wird uns oft schwer gemacht, aus der reichen Fülle von illustrirten Prachtwerken die wirklich guten Früchte für den Weihnachtsbaum herauszuschälen, hier aber können wir einmal voll eintreten für ein Werk, dessen Blätter berufen sind, gleich Hendschels Skizzen ihre dauernde Wirkung am Familientisch auszuüben. Feiner Humor und liebenswürdige Darstellung haben sich hier vereinigt, daß jedes der 20 Blätter auch ohne erklärende Unterschrift uns eine ganze kleine Geschichte erzählt. In unserem Probebildchen aus „Grüß Gott!“ sehen wir das Kindchen, wie es täglich mit wonnigen Wünschen im Herzen am Puppenladen in der winterlichen Straße stehen bleibt. Tief liegt der Schnee, kalt ist die große Fensterscheibe des Spielwaarenhändlers, aber warm ist der Fuß der Kleinen, welcher der ersehnten Weihnachtspuppe gilt, die hinter dem Fenster lehnt; sogar das Hündchen scheint an der Freude der Kleinen theilzunehmen.

Ein Herzensgeschenk. (Zu unserer Kunstbeilage.) Der kleine Gott Amor verübt seine Schalksstreiche, wo er nur Gelegenheit findet, und an dieser fehlt's ihm nie. Hier hat er sich das Weihnachtsfest ausersehen, zwei junge glückliche Menschen noch glücklicher zu machen — durch ein Herz, vom Konditor geholt, aber bedeutungsvoll in der Hand des jungen Burschen, den sein Mädchen wohl versteht. Ein Herzensgeschenk fürs Leben! Glückliche Weihnacht, ihr beiden!

**

Eine Erinnerung. Am Weihnachtsheiligenabend 1888 sind fünfundzwanzig Jahre verflossen, seit der erste thatsächliche Schritt zur Lostrennung der Elbherzogthümer Schleswig-Holstein von Dänemark geschah. An diesem Tage des Jahres 1863 zogen die auf Beschluß des Bundestags dahin abgesandten Exekutionstruppen in die damals noch dänische Stadt Altona ein, während die dänische Besatzung zum entgegengesetzten Thore hinausmarschirte. — Noch eine andere weniger freundliche Erinnerung knüpft sich an das Jahr 1888. Vor eindreiviertel Jahrhundert, Anno 1713, rückten die Schweden unter General Steenbock in Altona ein und steckten die Stadt in Brand, wobei nur drei Kirchen und dreißig Häuser verschont blieben. Es war dies ein Racheakt an den Dänen, welche vorher die Stadt Stade, die damals schwedisch war, eingeäschert hatten. Uebrigens war dieser Brand die Ursache zu dem späteren raschen Emporblühen Altonas, denn es erhielt als Entschädigung von Dänemark so ausgedehnte Privilegien und Freiheiten, daß es sich sehr bald wieder erholte und nächst Kopenhagen zur wichtigsten Stadt des Königreiches wurde.

Kleiner Briefkasten.

(Anonyme Anfragen werden nicht berücksichtigt.)

M. H. in S. Daß die neue Garnisonsdienstvorschrift über 50 Fremdwörter durch deutsche Ausdrücke ersetzt hat, ist richtig. Statt „Funktionen“ heißt es jetzt Obliegenheiten, statt „lokal“ örtlich, statt „Revision“ Prüfung und Nachsehen; für „fernziren“ sagt man „sich anstellen“, für „exerziren“ begleiten, „assistiren“ nachsehen, „speciell“ besonders, für „aktiven Dienst“ Eintreten zur Fahne; das „Bureau“ heißt Geschäftsstube oder Geschäftsraum, die „Administration“ Verwaltungsbehörde, die „Machtinstruktion“ Machtvorschrift rc.

F. W. in K. Elise Polkos Artikel „Im Kinderhospital“ („Gartenlaube“ 1887, S. 561) ist erfreulicherweise nicht auf unfruchtbaren Boden gefallen, das bezeugt nicht nur Ihre freundliche Zuschrift, für die wir bestens danken, sondern auch ein Brief, welcher der Verfasserin vom jenseit des Oceans zugegangen ist. In Cleveland (Nord-Amerika) hat sich ein Verein gebildet, dessen Zweck die Gründung eines Kinderhospitals ist, und die Betheiligung an dem schönen Unternehmen ist eine sehr rege. „Der Deutsche und alle übrigen Ausländer“, heißt es in dem genannten Briefe, „wenden ihre Hilfe meist den Bedürfnissen ihrer eigenen Nation zu; doch in diesem Falle, bei der Gründung eines Kinderhospitals, vereinigen sich sämmtliche Nationalitäten.“ Möchten solche erfreuliche Nachrichten uns noch mehr zugehen!

D. A. in M. Wenn Ihre Bewerbungen um eine Stelle Erfolg haben sollen, so müssen Sie in erster Reihe genau prüfen, welche Anforderungen gestellt werden und ob Sie im Stande sind, diesen voll und ganz zu entsprechen. Verlangt der Suchende Fertigkeit im Englischen und Französischen und Sie können nur die eine der Sprachen, so wird eine Bewerbung fast immer unnütz sein. — Die Zeugnisse stückt man nicht im Original, sondern stets in beglaubigter Abschrift, da niemand zur Zurücksendung derselben verpflichtet ist.

Frödelfreund in Benthen. Die bisher eingegangenen Beiträge zum Bau eines Ehrenthurms für Friedrich Fröbel haben insgesammt die Höhe von 2029 Mark 70 Pfennig erreicht. Diese Summe ist gewiß dankenswerth, reicht aber noch lange nicht hin, um die Baukosten, welche etwa 5000 Mark betragen, zu decken. Möchten deshalb gleich Ihnen noch recht viele Verehrer des unvergeßlichen Kinderfreundes dem Komitee für den Thurmbau (dem Vorsitzenden des Thüringerwald-Vereins Trautner in Oberweißbach) größere oder kleinere Beiträge zuweisen!

Abonnentin in Münsterberg. Den Roman „Ein armes Mädchen“ von W. Heimburg finden Sie im Jahrgang 1884 der „Gartenlaube“. Von den unter dem Sammeltitel „Damals“ in Buchausgabe vereinigten vier Novellen derselben Verfasserin (Leipzig, Ernst Keil's Nachfolger) sind „Unterstanden“, im Jahrg. 1880, „Im Bann der Musen“ im Jahrg. 1882, „Ursula“ und „Das Fräulein Pathe“ dagegen nicht in unserem Blatte erschienen.

Square Puzzle.

Illustrirte Zeitung.

einmal gesehen, in Erinnerung behielt. Die Stirn, in welche die krausen, natürlichen Löckchen graziös hereinfielen, war von vollendeter Schönheit und üppig schwarzes Haar quoll in schweren Flechten unter dem Reisehütchen hervor.

„Eigentlich, liebe Helene," wendete sich die größere der Damen an ihre Begleiterin, „beneide ich Dich nicht um Deine heutige Reise; Du wirst bei dieser Hitze in dem vollgepfropften Damencoupé Qualen ausstehen und mit Wehmuth an unser schattiges Gärtchen und seine kühle Veranda zurückdenken."

„Alles zu seiner Zeit, liebste Emma," erwiderte Helene lebhaft; „das lange Schattensitzen weckt einem die Lust, auch einmal in der Hitze spazieren zu fahren; ich fürchte mich gar nicht davor und bin sicher, frisch und vollkommen lebendig in Leipzig einzutreffen."

„Diese Auffassung scheinen andere Leute auch zu theilen, es wimmelt ja von Menschen auf dem Bahnhofe; allein ich bleibe dabei, daß die tolle Idee zu dieser Reise eben nur in Deinem Kopfe entspringen konnte; Du denkst Dir besonders gern solche extravagante Geschichten aus."

„Emma, Emma, Dir geht es wie dem Fuchs mit den Trauben; könntest Du mit mir reisen, dann wäre alles gut; toll ist meine Idee gar nicht, wohl aber halte ich dieselbe für äußerst gelungen. Es ist doch prachtvoll, daß ich heute abend bei Hansens so ganz unvorbereitet eintreffe. Bei ihrem jedenfalls brillanten Gartenfeste mit den gewünschten Verkleidungen tauche ich plötzlich als Zigeunerin auf und lasse nicht ab, zu intriguiren und die Leute zu mystifiziren. Niemand kann sich denken, wer es ist, der ihnen solche Wahrheiten sagt, ihnen die Vergangenheit aufdeckt und kühn die Zukunft prophezeit. Ehe man zu entdecken vermag, daß ich es bin, der alljährlich wiederkehrende Zugvogel, verschwinde ich und morgen abend kehre ich hierher zurück. Auch das finde ich herrlich, daß niemand außer Dir und zufällig Deinem Onkel etwas von meiner Reise weiß, daß Dein Papa gerade abwesend ist und ich so auf eigene Faust, ohne Wissen meiner Eltern diesen Ausflug unternehme, um einmal für zwei Tage völlig verloren zu gehen. Es liegt darin wenigstens der Schein eines Abenteuers und Du weißt, was ich darum gäbe, einmal, nur ein einziges Mal ein solches zu erleben."

„Nun, Du kleine Phantastin," meinte Emma lachend, „an Abenteuern wird es ja bei diesem Gartenfeste nicht fehlen, Herzen kannst Du auch erobern, denn Dein südlicher Teint und Deine feurigen Augen müssen ja im Zigeunerkostüm doppelt wirken ... Aber ich glaube wahrhaftig, der Zug wird nächstens abgehen; komm, wir wollen ein Coupé suchen."

Rascher weitergehend, spähten die beiden Freundinnen aufmerksam in die Wagen hinein und blieben einen Augenblick vor dem fast vollständig besetzten Damencoupé stehen.

„Wie ist es, Helene," fragte Emma lächelnd, „willst Du nicht diese Schönheitsgalerie vollzählig machen?"

„Um Gotteswillen!" fuhr Helene voll Entsetzen auf, „nur nicht da hinein, es wäre das reinste Dampfbad, dann könntest Du schließlich mit Deinen bösen Prophezeiungen recht behalten; nein, lasse uns lieber auf ein Coupé für Nichtraucher fahnden, es müssen doch ein paar im Zuge sein."

„Jenes dort," entgegnete Emma, „ist ebenfalls schon ziemlich besetzt, allein etwas weiter vorn sah ich vorhin noch eines, siehst Du, eben steigt ein Herr hinein."

Helene eilte der offenen Thür zu, wandte sich jedoch schnell um und zu ihrer Gefährtin zurück. „Aber Emma," flüsterte sie, „es sitzt nur dieser eine Herr darin, und mit diesem kann ich doch nicht mutterseelenallein davonfahren!"

„Ah, also so steht es mit Deiner Lust nach Abenteuern?" spottete Emma. „Sobald sich nur eines von ferne zeigt, ergreifst Du das Hasenpanier. Uebrigens," fuhr sie nach einem weiteren Blick in den Wagen fort, „sieht dieser Herr sehr anständig und zuverlässig aus; ich glaube, Du kannst ruhig einsteigen und das fürchterliche Unternehmen wagen."

„Ja, Du hast gut spotten, allein gerade weil ich diese Reise so auf eigene Faust ausführe, möchte ich nichts thun, was mir Unannehmlichkeiten bereiten könnte."

„Halt, jetzt hab' ich's," rief Emma triumphirend aus, „steige nur ruhig ein, mir ist ein köstlicher Einfall gekommen, der Dich schützen und Dir vielleicht noch einen besonderen Spaß bereiten wird; nur rasch ins Coupé, es ist keine Zeit mehr zu verlieren."

„Einsteigen! einsteigen!" ertönten die Stimmen der Schaffner, und nun entstand der letzte gewöhnliche Trubel, das eilige Hin und Herrennen, die zu wechselnden Küsse, Umarmungen und Händedrücke; die Coupéthüren wurden zugeschlagen, aus den Fenstern ertönten noch Abschiedsrufe und Mahnungen zu den Zurückbleibenden heraus.

Auch Helene lehnte sich erwartungsvoll aus dem Fenster, den versprochenen guten Einfall ihrer Freundin zu vernehmen; von dem fremden Herrn, welcher sich bei ihrem Einsteigen höflich verneigte, hatte sie keine Notiz genommen und nicht bemerkt, daß er aufgestanden war und über ihre zierliche Gestalt hinweg auf den Perron schaute. Emma dagegen sah ihn; flüchtig streiften ihre Blicke das ausdrucksvolle Männerantlitz, dann rief sie, heiter lachend, ihrer Freundin zu:

„Adieu, liebe Helene, grüße Deinen Gatten, den gestrengen Herrn Major, vielmals von mir und er soll Dich bald wieder zu uns schicken; adieu Schatz, leb' wohl und glückliche Reise!"

Ein schriller Pfiff ertönte, langsam setzte sich der Zug in Bewegung, lebhaft winkte Helene mit dem Taschentuche zum Fenster hinaus, und erst als sie die Freundin nicht mehr zu erblicken vermochte, ließ sie sich, mit aller Anstrengung das laute Lachen zurückhaltend, auf ihren Sitz nieder. Welch ein toller Einfall von Emma — wie kann man nur auf einen solchen Unsinn gerathen! Aber köstlich war es doch und vor allen Dingen sehr praktisch, denn die unverhoffte neue Würde mußte sie vor jeder unberufenen Annäherung schützen; ja selbst wenn der fremde Herr eine Unterhaltung beginnen sollte, konnte sie getrost darauf eingehen, galt sie doch in seinen Augen für eine verheirathete Frau.

Helene mußte wieder krampfhaft das Lachen verbeißen; sie sah schnell zum Fenster hinaus und ahnte nicht, daß ihr Reisegefährte sie lächelnd betrachtete und sich im Stillen frug, was wohl die außerordentliche Heiterkeit der jungen Dame veranlaßt haben könnte.

Endlich schaute Helene sich um, und als sie den forschenden Blicken des Fremden begegnete, sprang sie verlegen auf und versuchte das andere, noch geschlossene Fenster zu öffnen, was ihr, trotz aller Bemühungen, nicht gelingen wollte.

„Darf ich mir erlauben, gnädige Frau?" ertönte hinter ihr eine tiefe, angenehme Stimme.

Wirklich: „gnädige Frau" hatte er sie genannt, die List war also geglückt. Einen Augenblick noch zögerte Helene, dann drehte sie sich würdig und ernsthaft, wie es der Gattin eines Majors zukommt, nach ihm um; allein das Vergnügen, nun endlich ein ordentliches, kleines Abenteuer zu erleben, strahlte unverkennbar aus ihren Augen, als sie die gemessenen Worte sprach:

„Wenn Sie so gut sein wollen, mein Herr, es ist erstickend heiß hier drinnen."

Der Fremde, eine kräftige, hohe Männergestalt, trug einen üppigen Vollbart; dieser und ein phänomenaler Haarwuchs, der jeder Dressur zu spotten schien, umgaben ein Gesicht, dessen Züge auf besondere Schönheit keinen Anspruch machen konnten. Aber die feste Stirn, der Ausdruck der durchdringenden, dunkelblauen Augen verriethen eine lebhafte Intelligenz; man hatte diesem Manne gegenüber den Eindruck einer sicheren und bedeutenden Persönlichkeit.

Im Bahncoupé kommt es nur auf die Einleitung zum Gespräch an. Das geöffnete Fenster und der Dank dafür wurden zum Ausgangspunkt einer Unterhaltung, die sehr bald Helenens lebhaftestes Interesse erregte. Sie hatte sich über die „tropische Hitze" beklagt; der Fremde gab ihr zum Trost eine kleine Schilderung der Leiden einer afrikanischen Mittagsstunde mit ihrer vernichtenden Gluth, ja selbst schon des indischen Hochsommers, der die Europäer in die waldkühlen Himalayaschluchten treibt, wenn sie nicht in der Hitze halb oder ganz zu Grunde gehen wollen. Alles, was dieser Mann sagte, klang so anschaulich, als spreche er aus eigener Erfahrung; Helene lauschte gespannt, versäumte dabei aber nicht, die weibliche Kunst der geschickten Fragen zu üben, und lockte ihn so weiter und weiter. Er ließ vor ihren Augen die Städte des Ostens erstehen, Delhi und Singapore, das vielsprachige Shanghai, das kaiserliche Peking, die endlosen gelben Sumpfniederungen des Flachlandes, die chinesischen Bergketten mit den unaussprechlichen Namen, zuletzt sprach er von der zauberhaften Schönheit einer Morgenfrühe auf dem weiten Indischen Ocean.

„Sie haben das alles selbst gesehen?“ fragte Helene gespannt.

„Ich war einige Jahre in Ostasien.“

„Zu Ihrem Vergnügen?“ Sie bereute sofort die indiskrete Frage. Aber sie hätte doch gar zu gern gewußt, wer er eigentlich sei. Nach einem Kaufmann sah er nicht aus.

„Unmittelbar wohl nicht,“ erwiderte er lachend. „Ein Vergnügen kann man vieles nicht nennen, was dort vom Reisen unzertrennlich ist. Und andererseits geht der ungeheure Lebensreichthum, den man in solchen Jahren erwirbt, weit über das Wort Vergnügen hinaus. — Ich war dort, um geologische Aufnahmen zu machen,“ setzte er kurz hinzu, als ihr Blick fragend auf ihn gerichtet blieb.

Also ein Gelehrter. Helene fand das ungemein interessant, sie hätte schon lange gern einen berühmten Professor kennen lernen mögen. Vielleicht war das einer? Nur sah er dazu eigentlich nicht alt und würdig genug aus. Und seine Augen ruhten mit einem so merkwürdigen Ausdruck auf ihrer kleinen Person — es waren schöne, tiefe Augen; auch die Stimme hatte einen sonoren Klang, der die musikalische Helene angenehm durchbebte.

„Wie haben die Männer es doch gut in der Welt!“ sagte das junge Mädchen, indem sie träumerisch auf die vorbeifliegende Landschaft sah. „Sie können reisen und alles Wirkliche des Lebens sich zu eigen machen, während wir ein bißchen in Kunst und dergleichen herumpfuschen — und Indien zum Beispiel nur kennen lernen, wenn wir in ‚Paradies und die Peri‘ mitsingen,“ setzte sie schon wieder lachend hinzu.

„O, schelten Sie das Frauenlos nicht,“ erwiderte er eifrig. „Niemand fühlt tiefer als ein Fachgelehrter, wie einseitig unsere Bildung ist. Glauben Sie mir, ich habe schon oft eine wahre Sehnsucht empfunden nach den Gebieten, die wir vernachlässigen müssen und die mir so recht als Domäne für begabte, feinfühlige Frauen vorkommen. Gestern noch in Ihrer herrlichen Galerie fühlte ich mich als armer Fremdling unter diesen Wundern der Kunst!“

Nun war Helene in ihrem Fahrwasser. Kunst, Musik, Litteratur — alles was ihr junges Herz ausfüllte und begeisterte, kam jetzt eins ums andere während der nächsten Stunden an die Reihe; sie sah reizend aus in ihrer lebhaften und selbstvergessenen Sprechweise, und ihr Gegenüber gerieth immer tiefer in die bewundernde Betrachtung ihrer großen strahlenden braunen Augen hinein. Plötzlich aber kam ihm die Erinnerung, daß es die Frau eines andern war, mit der er hier reiste, er schwieg eine Zeitlang, fuhr nachdenklich mit der Hand über die Stirn und sagte dann:

„Gnädige Frau, nach einer so interessanten Unterhaltung, wie ich das Glück hatte, sie hier bei Ihnen zu finden, ist der Wunsch begreiflich, nicht als absolut Fremder scheiden zu wollen. Gestatten Sie mir, mich Ihnen vorzustellen: Professor Roditz aus Halle.“

„Professor Roditz!“ rief Helene jubelnd aus. In ihrer Herzensfreude ergriff sie ohne weitere Ueberlegung seine Hand mit lebhaftem Druck. „O, wie mich das beglückt! Wie oft wünschte ich sehnlich, Sie einmal zu sehen — las ich doch immer mit so großer Begeisterung Ihre wundervollen Reisebriefe!“

Der Professor verneigte sich lächelnd. „Damit faßt man einen Autor an der schwachen Seite. Es ist ein sehr angenehmes Gefühl, in der Ferne verstanden und günstig beurtheilt zu werden. Sie lasen meine Berichte wohl gemeinsam mit Ihrem Herrn Gemahl?“

Helene überhörte das leise Weh in dem Ton der Frage, weil diese selbst wie ein Blitz aus heiterem Himmel auf sie hereinfiel. Das hatte sie ja in der Lebhaftigkeit der Unterhaltung ganz vergessen. Die dumme unnöthige Lüge! Und was jetzt sagen, wenn er auch ihren Namen wissen wollte? Etwa bekennen: „Ich fürchtete mich, allein mit Ihnen zu fahren, deshalb gab meine Freundin mich für eine verheirathete Frau aus!“ Oder: „Entschuldigen Sie, wir haben uns nur einen kleinen Scherz erlaubt.“ Nein — nein, das war unmöglich, wozu auch? sie würde ihn ja wohl niemals wiedersehen. Aber antworten, wenn er fragte, mußte sie ohne Zögern. Sie mußte sich einen komischen, unglaublich klingenden Namen ausdenken, den es in Wirklichkeit sicher nicht gab. Eigentlich wurde das Abenteuer ja immer lustiger. Wären nur nicht jene Augen und das eigenthümliche Gefühl in ihrer Brust gewesen! Viel, viel lieber hätte sie ihrem Reisegefährten die Hand gereicht und ihm gesagt: „Ich heiße Helene Elden und hoffe auf ein Wiedersehen.“ Wie kindisch, wie albern müßte dieses Bekenntniß sie vor dem ernsten Manne erscheinen lassen! — —

Alle diese Gedanken und Erwägungen kreuzten sich mit Blitzesschnelle in Helenens Kopfe; allein während der Pause, die seiner Vorstellung folgte, dachte auch der Professor nach und beobachtete.

Das kurze Ja! gefolgt von einem plötzlichen verlegenen Nachsinnen der noch eben so heiteren Frau Majorin, fiel ihm auf. Was mochte wohl der Grund davon sein und weshalb fehlte an der Hand der verheiratheten Frau der glatte, bedeutungsvolle Reif?

Helene hatte nämlich im Eifer der Unterhaltung die Handschuhe abgestreift, und mit Entzücken betrachtete der Professor ihre schlanken weißen Hände, die ohne jeden Schmuck nachlässig in ihrem Schoß ruhten.

Weshalb fehlte der Ring? Weshalb nannte sie ihren Namen nicht? Er war sich bewußt, eigentlich nicht danach forschen zu dürfen, da sie offenbar absichtlich ihm denselben verschweigen wollte, und im Grunde genommen hatte er nichts davon, wenn er wußte, wie diejenige hieß, die er nie wiedersehen würde. Woher kam nur das lebhafte Bedauern, welches ihn bei dieser Vorstellung durchzuckte? Es erschien ihm unmöglich, sich für immer von ihr zu trennen; es war ihm, als müsse er später einmal diese wundervollen, braunen Augen, diese zierliche, ebenmäßige Gestalt wiedersehen, als müsse er einmal, einmal nur diese kleine Hand küssen, die eben in dem schwarzen, krausen Haar lag und sich blendend davon abhob. Allein er suchte die Empfindung rasch abzuschütteln, sie lief seinem strengen Ehrgefühl entgegen. Freilich konnte er nicht umhin, ganz im allgemeinen ein paar Augenblicke darüber nachzudenken, welche Seligkeit es doch sein müsse, ein solches Weib sein zu nennen — die Gefährtin des Geistes zugleich mit der Geliebten des Herzens. Wie anders würden die vier Wände seiner Gelehrtenstube sich ausnehmen, wenn eine solche kleine Fee darin waltete! Es wurde ihm schwül, er erhob sich und sah aus dem Fenster, dann wendete er sich wieder Helene zu, die, in ihre eigenen Gedanken vertieft und bang die möglichen Fragen des Herrn Professors fürchtend, die Unterbrechung des Gesprächs nicht auffällig gefunden hatte.

In ihrem Gesicht zeigten sich widerstreitende Empfindungen; offenbar war es ihr gelungen, einen Namen herauszufinden, dessen Absonderlichkeit ihre Mundwinkel voll Schelmerei zucken machte; es sprach sich darin sowie in dem Blitzen ihrer Augen noch immer etwas von stiller Befriedigung an ihrem Abenteuer aus; allein die Heiterkeit gelangte dieses Mal nicht zum Durchbruch, denn als sie endlich aufschaute und die Blicke des Professors fest auf sich gerichtet sah, durchschauerte sie abermals das seltsame Gefühl und eine glühende Röthe bedeckte ihre Wangen.

Jedoch Roditz nahm entschlossen das Gespräch wieder auf:

„Das Endziel Ihrer Reise ist Leipzig, gnädige Frau; ich selbst werde mich dieses Mal dort nicht aufhalten, sondern gleich weiterfahren nach Halle und,“ setzte er aufseufzend hinzu, „später wohl wieder eine weite Reise antreten. Wenn ich dann auf dem Schiffsverdeck oder in den kleinasiatischen Bergschluchten an die deutsche Heimath denke, dann werde ich mich auch Ihrer erinnern sowie dieser gemeinsamen, unvergeßlichen Fahrt, und so möchte ich denn wissen, an *wen* ich denken darf; wollen Sie es nicht für unbescheiden halten, wenn ich bitte, mir auch Ihren Namen zu nennen?“

„Helene,“ flüsterte das junge Mädchen so leise, daß er Mühe hatte, sie zu verstehen.

„Helene!“ wiederholte er mit dem tiefen Tonfall seiner Stimme. „Der Name ist mir theuer. Es ist der meiner Mutter.“

Sie sah ihn theilnahmsvoll an:

„Und Ihre Frau Mutter lebt mit Ihnen zusammen?“

„Nein, sie ist todt, ich stehe allein auf der Welt und wahrscheinlich für immer,“ erwiderte der Professor ernst. „Man hat ja in der Jugend auch seine Träume gehabt von einer späteren lichten Zukunft, von einem Heim voll Liebe, Treue und Sonnenschein; allein solche Träume erfüllen sich nicht immer — oder können sich auch nicht erfüllen,“ setzte er mit einer seltsamen Betonung hinzu.

Helene stockte in der Erwiderung, denn sie begann den Sinn seiner Rede zu ahnen. Ihr Herz zog sich krampfhaft zusammen; hätte sie doch nie dieses thörichte Spiel getrieben, wäre Emma nie auf diese Idee gekommen!

Der Professor bemerkte ihre Verwirrung, und von seinem vorigen Verlangen beherrscht, benutzte er die abermalige Pause zu einer weiteren Frage.

„Sie nannten mir Ihren Vornamen, der mir über alles theuer ist; allein Ihren anderen Namen, denjenigen Ihres Gatten möchte ich noch wissen, ich möchte, selbst wenn ich Sie nie wieder sehen sollte, wenigstens Ihren Lebensweg aus der Ferne verfolgen!"

Helene schrak zusammen, nun war er da, der gefürchtete Moment, und die Augen des Professors sahen bittend, mit beredtem Ausdruck zu ihr herüber; sollte sie die Lüge wirklich aussprechen, das Zutrauen dieses Mannes täuschen? Und dennoch — sie konnte sich zu dem in mehr als einer Hinsicht schwierigen Geständniß nicht entschließen, sie mußte ihre Rolle festhalten und den Namen nennen, den sie sich ausgedacht. Was schadete es übrigens? Etwas wie Trotz wollte sich in ihr regen gegen das seltsame Gefühl, das sie zu umstricken drohte. Sie sah ja den Professor doch nie wieder, was kam's denn darauf an, ob er unter diesem oder jenem Familiennamen ihrer gedachte?

„Nie wieder" — es war ihr, als vermöge sie diesen Gedanken nicht zu ertragen, ein solches Weh schnürte ihr plötzlich die Brust zusammen. Doch was sollte Professor Roditz von ihr denken? Sie mußte antworten, koste es was es wolle. Hätte sie nur ihre alte Heiterkeit hervorrufen können, ihren sonst nie versagenden Uebermuth; aber dieser war untergegangen in den noch unverstandenen Empfindungen, die ihr Herz bewegten.

Sie raffte sich auf, und wie mit Purpur übergossen, die langen Wimpern tief gesenkt, flüsterte sie: „Schnitzel, Major von Schnitzel."

Der Professor verbeugte sich artig. „Ich danke Ihnen, gnädige Frau! Und wohnen Sie schon lange in Leipzig? Leben Sie sehr gesellig dort?"

„Gottlob," athmete Helene innerlich auf, diese letzte Frage ließ sich wenigstens im allgemeinen beantworten: „Nein, wir sind erst seit kurzem dahin übergesiedelt und eigentlich gesellig, im Sinne der großen Welt, leben wir nicht," erwiderte sie, dabei an ihr väterliches Haus, ihre Eltern, ihre fünf jüngeren Geschwister denkend. „Wir haben einen sehr netten, kleinen Kreis," fuhr sie fort, „in welchem wir unter einander einen äußerst angenehmen Verkehr pflegen: wir lesen, musiciren, veranstalten kleine Aufführungen, tanzen und unternehmen Ausflüge, allein all dies geschieht nicht in übertriebener Weise, nur um das alltägliche Leben zu würzen, um ab und zu geistige, sowie erheiternde Anregung zu empfangen. Sonst widme ich mich meinen Büchern, meinen Arbeiten, meinen Musikstudien und hauptsächlich meinen häuslichen Pflichten, welche mir das höchste Vergnügen gewähren" — und wieder dachte Helene nur an die Geschwister, wie sie an ihr hingen, wie sie mit ihnen lernte und spielte, sie behütete und umsorgte, wie sie ihre Mutter unterstützte, so viel sie nur konnte.

„Ich vermag Sie mir so gut vorzustellen, schaltend und waltend in Ihrer Häuslichkeit," bemerkte der Professor, „Glück spendend und Glück empfangend, alles verklärend mit Ihrem harmonischen Wesen, Ihrem gebildeten Geiste, Ihrem reichen Gemüthe; Sie besitzen doch sicher Kinder?"

„Kinder!" — Helene war wie vom Schlage gerührt und starrte ihm entsetzt ins Gesicht; diese Frage hatte sie für unmöglich gehalten, gar nicht an dieselbe gedacht. „Kinder!" — sie, die nicht einmal verheirathet war! O diese fürchterliche Frage — allein ihr geschah schon recht, weshalb hatte sie sich von ihrer Abenteuerlust hinreißen lassen zu dieser Komödie!

Jetzt hatte sie ein Abenteuer in aller Form, wie sie es sich schon unzählige Male gewünscht, aber freilich was für eins!

Kinder! Sie und Kinder!

„Ja, nein, das heißt, o mein Gott!" stammelte sie und brach, das Gesicht mit den Händen bedeckend, in Thränen aus.

Der Professor war sichtlich bestürzt: „Es betrübt mich ernstlich und tief, wie es scheint, schmerzliche Verhältnisse berührt zu haben, gnädige Frau, bitte, verzeihen Sie mir!"

Rasch gaben Helenens Hände ihr Gesicht frei, und ihre Thränen niederkämpfend, sah sie auf. Schmerzliche Verhältnisse — wie sollte sie diese neue Wendung auffassen, was meinte der Professor damit? hielt er sie für unglücklich verheirathet? Es war zum Verzweifeln; o diese Emma! — Sie wollte sich nie wieder ein Abenteuer wünschen, nein, niemals mehr — allein wie sollte sie sich aus dem jetzigen herausfinden?

„Herr Professor," begann sie stockend — da ertönte ein Krach, begleitet von einem heftigen Stoße, der Wagen schwankte, Helenens Sinne schwanden, sie fühlte noch einen jähen Schmerz und dann war sie bewußtlos.

An der Promenade in Leipzig steht ein stattliches Haus, dessen weitgeöffnete Fenster an jenem Morgen den Geruch der in den nahen Anlagen blühenden Jasminsträucher voll einströmen ließen.

In einem einfach möblirten Zimmer des Erdgeschosses, dessen Wände mit Waffen und Landkarten bedeckt waren, lag der Inwohner in einem amerikanischen Stuhle ausgestreckt am Fenster, sah in das Grün der Bäume empor und ließ das feine Aroma einer echten Havannacigarre sich mit dem hereindringenden Blüthendufte vermischen. Es war eine kräftige Männergestalt, wohl näher den Vierzigen als den Dreißigen, mit einem frischen und gutmüthigen Gesicht. Er genoß den schönen Morgen und befand sich augenscheinlich in der behaglichsten Stimmung.

Da wurde plötzlich die Thüre aufgerissen und eine vierschrötige Gestalt stolperte herein: „Herr Major, Herr Major, schon wieder eine Depesche!"

An der Wiege dieses Männerkolosses hatten die Grazien sicher nicht gestanden: ein Paar wasserblauer Kugelaugen starrte glotzend aus seinem breiten Gesicht und brandrothes Bürstenhaar strebte nach allen Seiten seines unförmlichen Schädels wie Igelstacheln hervor.

Aber ein sehr guter Kerl war Christian, der treue Diener seines Herrn, der geschworene Freund aller Kinder und Hunde der Nachbarschaft. Seine Dummheit war mit einer guten Portion Pfiffigkeit durchsetzt, seine Treue und Ehrlichkeit über jeden Verdacht erhaben, somit erfreute sich Christian einer wohlverdienten Beliebtheit in hohen und niederen Kreisen, trotz seiner wenig einladenden Außenseite.

Als der Major das gänzlich verstörte Gesicht seines Dieners sah, sagte er, indem er ihm die Depesche abnahm, mit wohlwollendem Ernste: „Du bleibst doch immer der gleiche Esel, Christian. Sollte man nicht meinen, das Ding verbrenne Dir die Finger? Gieb her!"

Christian riß seine Augen auf: „Ach, wenn die Depesche nur kein Unglück bedeutet, denn mir hat heute nacht von der seligen Frau Mutter geträumt und: ‚Spinne am Morgen, Kummer und Sorgen'; der Herr Major wissen ja —" er hielt inne aus Bestürzung über den Anblick seines Herrn, der mittlerweile die Depesche entfaltet hatte.

Der Major stand, das Papier in der Hand, pfeilgerade aufgerichtet und starrte, wie geistesabwesend, hinein.

„Zum Henker," rief er jetzt aus, „das ist doch der heilloseste Unsinn, der mir je vor Augen kam. Schon wieder die ‚Frau Gemahlin'! Es ist ja rein zum Tollwerden. Christian, komm her, sieh mich an und sage mir — bin ich verheirathet?"

Die Augen des Majors funkelten so bedrohlich, daß Christian Zeit brauchte, sich zu fassen.

„Eigentlich nicht, Herr Major," stammelte der gute Bursche dann in rathloser Verlegenheit.

„Uneigentlich auch nicht, Du Schafskopf!" schleuderte ihm der Major wüthend ins Gesicht und begann dann, im Sturmschritt das Zimmer auf- und abzulaufen. Plötzlich innehaltend, faßte er wieder nach der Depesche. „Es könnte doch eine Verwechslung sein! — Aber nein, da steht mein Name groß und deutlich: Major von Schnitzel; ich bin ja der einzige Mensch in der ganzen Stadt, der so heißt — es ist eine boshafte Mystifikation," schrie er wieder, „ein infamer Bubenstreich. Aber ich werde die Urheber finden, ich werde —"

Und sein dichtes Haar mit der einen Hand zerwühlend, in der andern das Unglücksblatt, raste er von neuem in dem Zimmer hin und her, dicht auf seinen Fersen der gänzlich verblüffte Christian, der, in der Unmöglichkeit, eine so unerklärliche Situation zu verstehen, sich nur bemühte, das Rauchtischchen, den Vogelkäfig, alles, was nicht niet- und nagelfest war, vor den Gewaltbewegungen seines Herrn zu schützen.

Mitten in dieser seltsamen und für einen Unbetheiligten gewiß höchst belustigenden Jagd öffnete sich die Thür und ein Offizier trat ein, der nach ein paar Sekunden grenzenlosen Erstaunens sich in den nächsten Sessel warf und lachte, so unaufhaltsam und unbändig lachte, daß der Major endlich seinen Schnellauf unterbrach und stirnrunzelnd vor ihn hintrat.

„Bist Du jetzt bald fertig mit Deinem geistreichen Gelächter?" fragte er bitterböse, als Christian sich auf seinen Wink entfernt hatte. „Ich bin nicht in der Stimmung für Späße, das sage ich Dir gleich!"

„Na aber, erlaube mir," erwiderte zu sich kommend sein Freund, Hauptmann Richter, „das geht ja doch über die Möglichkeit. Ich komme her, Dich zu einem Spazierritt abzuholen, wie gestern ausgemacht, und Du rasest mit Tigersätzen in Deiner Stube herum, hinter Dir das arme Schaf, der Christian, mit

Ziliern und Händeringen, und kaum wirst Du meines Anblickes theilhaftig, so wirfst Du mir Redensarten ins Gesicht, die ich blutig ahnden müßte, wenn wir nicht so gute Freunde wären."

„Eigentlich hast Du ja recht!" seufzte plötzlich ganz herabgestimmt der Major. „Du mußt entschuldigen . . . aber wenn es einem geht wie mir heute, kann der Sanftmüthigste aus dem Häuschen kommen. Da! lies diesen unerhörten Unsinn —" er schob ihm zwei Papiere hin — „dies zuerst — lies laut, damit ich es noch einmal höre, und dann sage mir, ob ich verrückt bin, oder was es sonst ist!"

Er warf sich resignirt in einen Sessel. Hauptmann Richter entfaltete das erste der Blätter und las mit einer Stimme, die grenzenloses Erstaunen ausdrückte:

„Major von Schnitzel, Leipzig. Eisenbahnunglück, Ihre Frau Gemahlin verletzt, kommen Sie sofort. Professor Roditz."

Hauptmann Richter ließ das Blatt sinken.

„Nun, da hast Du natürlich zurücktelegraphirt, daß ein Irrthum vorwalten müsse — "

„Gewiß, ich telegraphirte: ‚Nachricht von Verletzung scheint irrthümlich an meine Adresse gesandt.' Darauf erhielt ich aber vorhin dieses zweite Telegramm." Er reichte dem Hauptmann die jüngste Depesche, welche lautete: „Irrthum ausgeschlossen, da Frau Gemahlin selbst Ihre Adresse angegeben."

„Das ist allerdings stark," stieß jetzt der Hauptmann hervor.

„Sieht Du," fuhr der Major auf, „es ergeht Dir genau wie mir; es ist zum Tollwerden! Wer giebt sich für meine Frau aus? wer ist dieser Professor Roditz? Ich kenne ihn nicht; das heißt, so ganz dunkel schwebt es mir vor, als hätte ich seinen Namen schon in der Zeitung gelesen. Wie in aller Welt gelangt der Mann aber zu der Annahme, ich sei verheirathet? Wie kommt er dazu, mit solcher Hartnäckigkeit von mir zu verlangen, ich solle zu meiner angeblich verwundeten Frau eilen? Es ist doch die verrückteste Geschichte, die mir je vorgekommen!"

„Ja, unbegreiflich ist sie allerdings — sage mir offen und ehrlich, Hans, spielt nicht da etwas aus früherer Zeit? ist es nicht möglich, daß irgend eine Dame, die einmal zu Dir in Beziehungen gestanden hat, Deinen Namen mißbraucht, sei es aus Rache oder in irgend einem Falle der Noth?"

„Nein, das kann es nicht sein; Du weißt, ich verheimliche Dir nichts; ich habe wohl da und dort einmal gehuldigt und mir auch einst eine Abweisung geholt, an welcher ich lange und schwer getragen, aber ein leichtfertiges Verhältniß habe ich niemals gehabt."

„So telegraphire einfach an diesen Professor zurück: ich bin unverheirathet und komme nicht."

„Daran dachte ich zuerst auch, allein bei genauer Ueberlegung geht dies nicht. Ich muß selbst hin; Du hörst, daß eine bei dem Eisenbahnunglück verwundete, vielleicht mit dem Tode ringende Dame meine Adresse angegeben, daß ein Professor Roditz sie für meine Frau hält und bei dieser Meinung trotz meines Telegramms, daß ein Irrthum vorwalten müsse, beharrt. Eine Mystifikation scheint mir denn doch ausgeschlossen, was bedeutet also diese räthselhafte Geschichte? Wer giebt sich für meine Frau aus? Wie kommt dieser Professor dazu, mir im Namen der Verwundeten zu telegraphiren? Dem Räthsel muß ich auf den Grund kommen und zwar möglichst rasch, an Ort und Stelle."

„Du hast recht," meinte Hauptmann Richter nachdenklich; „vielleicht findest Du eine Unglückliche, die, von einem schweren Geschick betroffen, Grund hat, ihren Namen zu verheimlichen, Dich von früher her kennt und sich in ihrer Lage nicht anders zu helfen weiß."

„Möglich, obgleich es doch ein starkes Stück wäre," versetzte gereizt der Major. „Um die Folgen, die das für mich haben kann, kümmert sich das Frauenzimmer natürlich nicht — ich bin Offizier, bin unverheirathet und werde da so ohne weiteres zum Ehemann befördert, vielleicht handelt es sich gar um einen meinen Namen kompromittirenden Schwindel — das wäre dann eine niederträchtige Komödie, der schleunigst ein Ende gemacht werden müßte. Es ist klar, ich muß hin. Wenn ich nur den nöthigen Urlaub rasch genug bekomme!"

„Nun, gerade da ich Dich aufsuchen wollte, sah ich den Obersten in die Kaserne gehen, Du kannst also dort vorfahren und Deine Urlaubsangelegenheit erledigen; in einer Stunde geht der Zug ab und in dreiviertel Stunden bist Du an Ort und Stelle, also: Glück auf!"

Christian, welchen sein Herr nunmehr mit einer wahren Donnerstimme hereinrief, um ihm die nöthigen Instruktionen zu ertheilen, erkannte aus wohlbekannten Zeichen, daß hier keine weitere Frage am Platze sei. Freilich konnte er nur unter starkem Kopfschütteln nach dem befohlenen Wagen laufen; denn was sollte daraus werden, wenn der Major anfing, mir nichts, dir nichts, ohne Christian in die Welt zu fahren? Aber zehn Minuten später fand dies wirklich statt — und Christian hatte nicht einmal erfahren, wohin die Reise ging! . . .

— — — —

Der unweit einer kleinen Station stattgehabte Eisenbahnunfall hatte glücklicherweise keine große Ausdehnung angenommen; es war kein Menschenleben zu beklagen; jedoch hatten mehrere der Passagiere Verletzungen davongetragen. Die beiden Aerzte des Städtchens waren gleich zur Stelle und während der jüngere, unverheirathete derselben sich in dem unmittelbar am Bahnhof gelegenen Gasthofe den meist leichter Verwundeten widmete, ließ der ältere, Doktor Velden, Helene, die bewußtlos dalag und ernstlich verletzt schien, in seine Wohnung schaffen.

In einem kleinen Kabinett, unmittelbar an den Raum anstoßend, in den man Helene gebracht hatte, ging Professor Roditz in der heftigsten Erregung auf und nieder. Er achtete nicht der eigenen Schmerzen, der geschundenen Glieder, der Kontusionen, die er davongetragen, er sah nur das leichenblasse Frauenantlitz vor sich, die leblose Gestalt, wie sie nach der Katastrophe, ehe die Hilfe kam, in seinen Armen geruht hatte.

Was würde die nächste Stunde bringen? Hatte Helene — er war bereits so weit, sie nur noch Helene zu nennen — eine ernste Verletzung davongetragen, oder würde sie gerettet werden, gerettet für Wen? Für einen rohen, widerwärtigen Menschen ohne Zweifel, der das süße Geschöpf mit Eifersucht oder sonstwie quälte — der Professor versank immer tiefer in die unerfreulichsten Möglichkeiten und Wahrscheinlichkeiten, so daß er nicht beachtete, wie sich die Thür öffnete. Erst als eine Hand auf seinen Arm gelegt wurde, fuhr er auf.

„Ah, Sie sind es, Herr Doktor; wie steht es mit unserer Kranken?" Es lag eine so angstvolle Spannung in seinem Gesicht, daß der Doktor voll Theilnahme ihm die Hand drückte und ermunternd sagte:

„Nur Muth, mein Herr; es ist nicht nur von keiner Gefahr die Rede, sondern auch nicht einmal eine bedenkliche Verletzung zu finden. Die tiefe Ohnmacht rührte offenbar von dem plötzlichen Schrecken und der Blutung her. Die junge Dame erwachte unter meinen Bemühungen, allein ich ließ sie nicht sprechen, sondern flößte ihr sofort einen beruhigenden Trank ein, dessen Wirkung sich in einem wohlthätigen Schlafe zeigt, aus welchem sie kaum vor ein bis zwei Stunden erwachen wird. Die Wunde am Kopfe ist mit einem nassen Umschlage versehen, den meine Frau von Zeit zu Zeit vorsichtig erneuern wird, und so bin ich überzeugt, daß Ihr Schützling schon morgen die Weiterreise unternehmen kann."

„Gott sei Dank, Dank aus tiefster Seele für diesen Ausspruch, Herr Doktor," rief Professor Roditz lebhaft aus, und eine solch überwältigende Freude verklärte sein Gesicht, daß der Doktor überrascht erwiderte:

„Ah, also so steht es, Herr Professor? Das junge Mädchen ist wohl Ihre Braut? Na, gratulire, gratulire von Herzen, haben sich eine allerliebste Zukünftige erwählt."

„Sie irren sich, Herr Doktor, ich stehe zu dieser Dame in keinerlei Beziehungen, ich sah dieselbe heute zum ersten Male, lernte sie erst im Coupé kennen; allerdings erschien sie mir besonders liebenswürdig und anmuthig, dies ist aber auch alles. Sie ist verheirathet, hat Kinder und während ihres Transportes hierher telegraphirte ich nach Leipzig an ihren Mann, einen Major von Schnitzel, den wir mit dem nächsten Zuge, etwa in zwei Stunden, erwarten können."

„Schnitzel, ein drolliger Name," lachte der Doktor; „hätte übrigens nicht geglaubt, daß ein so alter Praktikus wie ich sich so irren könnte; ich hätte darauf geschworen, ein junges Mädchen vor mir zu haben. Bis zur Ankunft des Herrn Majors bin ich wieder zurück, jetzt muß ich nach meinem Kollegen und den anderen Verwundeten sehen."

„Herr Doktor, noch eins: Sie sagten, die gnädige Frau schlafe fest; hätten Sie ein Bedenken dagegen, mir für wenige

Augenblicke den Eintritt zu gestatten? Ich möchte nach dieser schweren Stunde sie nur einen Moment sehen mit der Ueberzeugung, sie dem Leben erhalten zu wissen."

„Treten Sie ruhig ein, aber verhalten Sie sich still und bleiben Sie nur kurze Zeit drinnen, aufwachen darf sie nicht. Adieu!"

Der Doktor nahm seinen Hut und brummte im Fortgehen vor sich hin: „Keinerlei Beziehungen — ausgezeichnet! Am Ende erleben wir noch die schönste Eifersuchtsscene mit dem Herrn Gemahl; das kann nett werden! Denn daß dieser da gehörig verliebt in das schöne Frauchen ist, das sieht doch ein Blinder!"

Professor Roditz aber trat leise in das neben dem kleinen Kabinett befindliche Zimmer ein, wo Helene auf einem Sofa sorgfältig hingebettet lag. Mit andächtiger Scheu richteten sich seine Augen auf die Schlummernde, deren feines blasses Profil sich von dem dunklen Hintergrund der Sofalehne abhob; leise ging der Athem über die bereits wieder rothen Lippen aus und ein, das reiche dunkle Haar floß gelöst über die Kissen herab, sie schien tief und süß zu schlafen. Ueber der Stirn lag eine nasse Kompresse gebreitet und deckte die Augen.

Roditz stand lange in den Anblick versunken; er sagte sich innerlich wieder und wieder, daß sie das Weib eines andern sei, daß er nicht an sie denken dürfe. Und eine innere Stimme antwortete: Mit dieser würdest Du glücklich werden!

Endlich that er einen Schritt vorwärts, drückte einen leisen Kuß auf ihre Hand und riß sich gewaltsam los, um die Zeit bis zur Ankunft des Leipziger Zugs mit einem Gang ins Freie auszufüllen.

Als er nach zwei Stunden zurückkehrte, ließ eben Doktor Velden einen Offizier voraus in das Zimmer eintreten, und sofort wußte er, dies müsse der Major sein. Jetzt galt es, sich zusammen zu nehmen und scharf zu beobachten. Sich frostig verbeugend, ging der Professor auf den Fremden zu: „Ich habe wohl die Ehre, Herrn Major von Schnitzel vor mir zu sehen?"

Seinerseits betrachtete der Major sich den Mann, welcher ihn hierher gesprengt hatte, mit keinen freundlicheren Gefühlen. Ein ironisches Lächeln umspielte seinen Mund, als er leichthin erwiderte: „Ganz richtig, und in Ihnen lerne ich wohl Herrn Professor Roditz kennen, der mir telegraphirte?"

„Ja, ich erlaubte mir dies, da ich nicht wissen konnte, wie der Ausspruch des Arztes lauten würde; Gefahr ist, Gott sei Dank, keine vorhanden; allein es ist Ihnen, Herr Major, gewiß sehr erwünscht, Ihre Frau Gemahlin nach diesem Unfalle selbst nach Leipzig geleiten zu können."

Ohne dem Professor zu antworten, wendete sich Major von Schnitzel ruhig an den Arzt mit der kurzen, bündigen, weder Freude noch die geringste Erregung verrathenden Frage: „Also Gefahr ist keine vorhanden? Sie ist nicht bewußtlos oder durch den Schreck — geistig gestört?"

„Nein, Herr Major," entgegnete, unwillig über solche Herzenshärte, Doktor Velden; „Ihre Frau Gemahlin trug eine Kopfwunde davon, die zwar stark blutete, aber ganz ungefährlich ist und rasch heilen wird; sie liegt schlafend hier nebenan, kann indessen jeden Augenblick erwachen, und dann steht Ihrer gegenseitigen Begrüßung nichts im Wege; nur möchte ich Aufregungen, beunruhigende häusliche Mittheilungen vermieden wissen."

„Inwiefern mein Erscheinen die Kranke aufregen wird, vermag ich nicht zu beurtheilen, aber beunruhigende häusliche Mittheilungen wird die gnädige Frau durch mich sicher nicht erhalten, Herr Doktor."

„Nun," erwiderte der Doktor gereizt, „wenn man Kinder hat, sind derartige Berichte nicht ausgeschlossen, kenne das genugsam aus eigener Erfahrung."

Der Major blieb einen Augenblick sprachlos vor Staunen. „Kinder," hatte der Doktor gesagt, — die Sache wurde immer besser. Erschien es denkbar, daß die Fremde selbst dies bestätigt hatte, oder spielten hier die unglaublichsten Zufälle? Vorderhand mußte er sich jedenfalls möglichst passiv verhalten; einmal mußte die Wahrheit an den Tag kommen, und sehen wollte er sie wenigstens — die Frau Majorin!

„Und sind Sie" — wandte sich der Major wieder an die beiden Herren — „dessen vollkommen sicher, daß jene Dame die Frau Majorin von Schnitzel ist? Hat sie selbst sich diesen Namen beigelegt und von ihren Kindern erzählt?"

„Gewiß," erwiderte der Professor, ärgerlich über den ironischen Ton des Majors, der sich abermals eines Lächelns nicht erwehren konnte und sich jetzt artig verbeugte mit den Worten: „Ich streiche die Segel; da die Dame selbst sich als Frau von Schnitzel präsentirt hat, so muß es wohl wahr sein; jedenfalls," fügte er heiter hinzu, „wünsche ich sie jetzt endlich einmal zu sehen."

„Bitte" — des Doktors Antwort klang schroff, während er in das Nebenzimmer voranschritt.

Soeben war Helene von ihrem Schlafe erwacht, und rasch näherte sich ihr Doktor Velden: „Hier, gnädige Frau, bringe ich Ihren Herrn Gemahl, welcher auf unsere Depesche hin sogleich herbeieilte."

Bis jetzt hatte Helene nur zu Doktor Velden aufgesehen, der sich zu ihr niedergebeugt.

„Mein Mann — o Gott" — flüsterte sie zitternd, während der Doktor mit der Hand einladend zurückwinkte, wo des Majors behäbiges Gesicht unter der Thür erschien. In demselben Augenblick stieß Helene einen furchtbaren Schrei aus; sie streckte, wie sinnlos vor Angst, abwehrend die Hände aus und stöhnte in fast unartikulirten Lauten: „Fort, fort, um Gotteswillen, nur fort!"

Bestürzt wich der Major zurück, nicht ohne einen Blick wärmster Theilnahme auf das blasse, interessante jugendliche Gesicht geworfen zu haben; seltsam, es zog wie ein warmer Hauch durch sein Herz — ein solches Weibchen hätte er sich schon gefallen lassen können!

Zu einer weiteren Ueberlegung gelangte er nicht, denn schon fühlte er sich rauh am Arme zurückgerissen in das kleine Kabinett, und blitzenden Auges stand ihm Professor Roditz gegenüber, während der Doktor bei Helene zurückblieb und alles aufbot, um sie zu beruhigen.

„Gnädige Frau, Sie dürfen sich nicht so aufregen, denken Sie wenigstens an Ihre Kinder; der Herr Major kann sofort wieder abreisen, wenn seine Anwesenheit Sie ängstigt; außerdem wache ich über Sie und lasse Ihnen nichts geschehen."

Seine tröstlichen Worte machten indessen keinen beruhigenden Eindruck — Helenens Aufregung steigerte sich dadurch nur noch mehr, sie schluchzte, als wolle ihr das Herz brechen, so daß Doktor Velden endlich rathlos schwieg. (Schluß folgt.)

Benjamin Harrison.

Es war im Juli dieses Jahres. Wenige Wochen nach den Demokraten waren die Republikaner zu dem großen Parteikonvente in Chicago zusammengetreten, auf welchem die Abgesandten der Partei aus allen Staaten der nordamerikanischen Union ihrerseits der Nation den Kandidaten nennen wollten, den sie für den kommenden Präsidentschaftstermin zu präsentiren hatten. Heiß wogte der Kampf drei Tage hin und her. Mit gleicher Zähigkeit hielten die Freunde Blaines, der seit fünfzehn Jahren der Auserkorene eines sehr starken Bruchtheils der Republikaner ist, an ihm fest, bekämpften ihn die unter sich in viele Fraktionen gespaltenen und nur in ihrer Gegnerschaft gegen Blaine einigen Feinde desselben. Bald war es klar, daß der stärkste aller Bewerber unterliegen würde, weil die gemeinschaftlich gegen ihn auftretenden Schwächeren nicht wankten.

Unter den letzteren befanden sich Männer, die einen Namen von Klang hatten: der frühere Finanzminister Sherman, der Oberrichter Gresham von Illinois. Aber wie es erfahrungsmäßig stets bei den amerikanischen Konventen zu gehen pflegt: wenn nicht ein Name im Sturmlauf des Triumphes gleich beim ersten Ansatze gewinnt, dann pflegt ein verhältnißmäßig unbekannter Mann den Sieg zu erreichen. So auch in Chicago. Blaine, der Unterlegene, welcher damals in Europa weilte und durch den elektrischen Draht von Viertelstunde zu Viertelstunde von dem Verlauf des Konventes unterrichtet ward, wies seine Freunde an, ihre Stimme auf Benjamin Harrison zu übertragen. So ward er zum Kandidaten der Republikaner erkoren.

Als das Resultat in der Union bekannt ward, war die öffentliche Meinung mit sich darüber im Reinen: der Wahlkampf sei von Anbeginn an entschieden. Auf der einen Seite Cleveland, der Amtsinhaber mit der ganzen Gewalt, die ihm das Amt in die Hand giebt, ein Mann, der im Großen und Ganzen die Erwartungen erfüllt hatte, die an seine Administration

1876 unterlag und als sein Staat, der stets ein schwankender gewesen, ihn im Jahre 1886 wieder fallen ließ, nachdem er ihn im Jahre 1880 in den Senat geschickt hatte. Im Senat gehörte er dem Ausschusse für auswärtige Angelegenheiten an. Er befand sich durchaus in Uebereinstimmung mit der überwiegenden Mehrheit der gesammten Bevölkerung der Union, als er gegen die Chineseneinwanderung wirkte. So oft er als Redner auftrat, erwies er sich als ein scharfer Dialektiker und gewandter Sprecher.

Auf eines aber darf Harrison mit Recht stolz sein. „Wenn Du wissen willst, welch ein schlechter Kerl Du bist, so lasse Dich für ein Amt in Vorschlag bringen" — das ist ein Satz, der in der amerikanischen Union mehr als ein Scherzwort ist. Tausende haben seine erbarmungslose Wahrheit an sich erfahren. Je höher der Preis, nach welchem man die Hand ausstreckt, desto eindringlicher, spähender wird das Durchforschen des Vorlebens des Kandidaten. Rücksichtslos wird in dasselbe hineingeleuchtet. Der Parteifanatismus macht nicht Halt an der geheiligten Schwelle des Privatlebens. Das Familienleben wird durchstöbert, und wo das grell hineinfallende Licht den leisesten Schatten zu finden glaubt, wird der kleinste Anhaltspunkt benutzt, um einen gleichgültigen Zufall zu einem Verbrechen aufzubauschen. Zwar die Regelmäßigkeit dieser Verfolgung benimmt ihr ein gut Theil ihrer Härte, aber überaus selten sind die Fälle, in denen davon Abstand genommen werden mußte, den Gegner zu verunglimpfen, weil er eben in seiner Persönlichkeit keinen Angriffspunkt bot. Und einer dieser seltenen Fälle liegt hier vor. Gegen die persönliche Ehrenhaftigkeit und Unantastbarkeit Harrisons ist niemals ein Wort laut geworden.

Zu seinem Siege aber hat die Unantastbarkeit seines Charakters nichts beigetragen. In diesem Kampfe hat es sich wieder in der Union nicht um Männer, sondern um Principien gehandelt. Hätte der Mann den Ausschlag gegeben, so würde die Wahl wohl auf Cleveland gefallen sein, dem selbst die Gegner nicht persönliche Achtung versagen und dessen liebenswürdiges Wesen ihm außerordentlich viele Freunde gewonnen hat. Harrison andererseits gilt, wie schon angedeutet, als ein zugeknöpfter Mann, dem das „Gemein-Machen" mit der breiten Masse nicht willkommen ist. Nicht also der Mann hat gesiegt, sondern die Sache. Der in allen Kulturstaaten immer wieder auftauchende Streit zwischen Schutzzoll und Freihandel ist von dem noch im Amt befindlichen Präsidenten Cleveland wieder entfacht worden. Er hat vor Jahresfrist in einer Botschaft an den Kongreß sich, entgegen der bisherigen Politik des Schutzzolles, auf den Boden des Freihandels gestellt. Zwar wurde die Frage nicht in dieser Nacktheit aufgeworfen, aber immerhin bahnte der Präsident einen Uebergang zu großer Ermäßigung der Eingangszölle an. Und dieser Streitruf wurde von den Republikanern aufgenommen. Zwar sind die Parteien in Bezug auf wirthschaftliche Fragen auch in der Union nicht geschlossen. Es giebt demokratische Schutzzöllner und republikanische Freihändler, aber die ungeheure Masse der ausschlaggebenden Interessenten in den industriellen Distrikten wurde von den republikanischen Rednern überzeugt, daß der Freihandel den Ruin der Industrie, den Rückgang der Löhne, den Beginn des Arbeiterelends bedeute. Es ist nicht unsere Aufgabe, zu prüfen, wie viel oder wie wenig Berechtigung diese Auffassung hat. Daß sie von den Stimmgebern der Union getheilt wird, beweist die Wahl Harrisons.

Am 4. März 1889 wird er in das Weiße Haus zu Washington einziehen. Was man von ihm hoffen darf? Das wird von der Wahl seiner Rathgeber abhängen. Wenn er Blaine zum Leiter des auswärtigen Amtes macht, dann ist nicht ausgeschlossen, daß während seiner Amtszeit die nicht überall glatten auswärtigen Beziehungen eine Verschärfung erhalten. Und es giebt viele, die da glauben, daß die Dankbarkeit gegen den Mann, dessen Wunsch der neue Präsident die Ernennung zum Kandidaten und dessen Eintreten für ihn während des Wahlkampfes er seinen Sieg verdankt, ihn zu dieser Ernennung zwingen wird. **Max Horwitz.**

Aus der deutschen Reichshauptstadt.

5. Das gastliche Berlin.

Von Paul Lindenberg. Mit Illustrationen von P. Bauer, O. Gerlach und Fr. Stahl.

Im Volkskaffeehaus.

Als Berlin nach den gewaltigen politischen Umwälzungen, welche der deutsch-französische Krieg zu Stande gebracht, plötzlich aus der preußischen Residenz zur deutschen Kaiserstadt erhoben worden war, bemerkten vielleicht zuerst die seltsame und überraschende Metamorphose, die sich für Berlin mit den erwähnten Ereignissen verband, die zahllosen Fremdenscharen, welche herbeieilten, um die von Ruhm und Sieg umstrahlte Stadt in ihrem neuen, verjüngenden Lichte zu schauen. Eher als die sprecgetauften Einwohner selbst sahen sie, welche bedeutenden und tief einschneidenden Veränderungen sich theils schon vollzogen hatten, theils erst vorbereiteten, wie sich die Stadt in ihrem Innern sowohl wie auch nach außen hin reckte und streckte, wie sie sich in kürzester Frist verschönte und den Rang, der ihr unversehens zuertheilt worden war, vollauf in Anspruch nehmen und ausfüllen wollte.

Der Ruf davon verbreitete sich schnell; hatte bisher Berlin fast abseits von der großen kontinentalen Fremdenlinie gelegen, hatten nur wenige gewagt, es mit Paris und London, ja auch nur mit Wien in einen Vergleich zu stellen, so änderte sich dies in kürzester Zeit. Nicht nur, daß die durch gemeinsam vergossenes Blut so eng mit dem leitenden Staat vereinigten Bundesgenossen viel häufiger wie jemals zuvor die Reichshauptstadt aufsuchten und dort zu ihrer Freude nicht mehr das speciisch „preußische Berlin" vorfanden; auch von fernher lenkten sich die Fremdenströme mehr und mehr der neu emporblühenden Weltstadt zu und schenkten ihr dieselbe Aufmerksamkeit wie den bisher begünstigten Kolleginnen an der Seine, der Themse und Donau. Waren früher Russen, Engländer, Italiener, Amerikaner ꝛc. nur vereinzelte Gäste in Berlin gewesen, so traten sie jetzt in wachsender Zahl auf, sehr viele von ihnen gründeten sich hier ein festes Heim, andere wieder kehrten regelmäßig hierher zurück, fast immer in Gefolgschaft neuer Landsleute. Bald schon konnte man von festgegliederten englischen, amerikanischen, italienischen, russischen ꝛc. Kolonien sprechen, und zu diesen Ländern gesellten sich neben anderen Japan und Siam, wie auch der zuerst so vielangestaunte Chinese in langem Seidenrock und mit sauber geflochtenem Zopf rasch eine typische Erscheinung auf den Straßen Berlins wurde, die heute niemand mehr auffällig berührt. Sicherlich dürfte es nicht zu hoch gegriffen sein, wenn wir die Zahl der jetzt jährlich die Hauptstadt besuchenden Fremden auf etwa eine halbe Million schätzen, und diese Ziffer dürfte sich in fortwährendem Steigen befinden, ohne daß ein Rückschlag zu befürchten wäre.

Weißbierstube von Clausing.

die Angehörigen einer studentischen Verbindung, die kleinen Mützchen schief auf den biergerötheten und schmißreichen Gesichtern, die Füchse eifrig für die alten Herren trotz des Abwehrens der Kellner die Marmortischchen zusammenrückend und Stühle heranholend. Mitten aber in der Lebenslust, in all dem Uebermuth, dem Glanz und Schein fehlt auch nicht das Laster und oft sogar das Verbrechen, letzteres allerdings weniger von außen zu erkennen wie ersteres.

Die Wiener Cafés mit ihren luftigen weiten Räumlichkeiten und ihrer ausgesuchten Eleganz, mit ihren plätschernden Springbrunnen und kunstvollen Kronleuchtern, mit ihrem Heer dienstbarer Ganymeds und ihrem unterhaltsamen ununterbrochenen Verkehr haben die alten Berliner Konditoreien fast gänzlich verdrängt oder doch wenigstens ihrer angesehenen Stellung beraubt. Berlin vor dreißig, vierzig Jahren ohne seine berühmten, verräucherten, engen Konditoreien, das ist ein undenkbarer Begriff!

Die bekanntesten unter ihnen waren die von Stehely, Kranzler, Spargnapani; sie spielten eine bedeutsame Rolle im öffentlichen Leben der preußischen Residenz; die litterarischen, die politischen, die künstlerischen Elemente versammelten sich hier zu bestimmten Stunden, und trotz aller Spötteleien in den Witzblättern mag an diesen Stellen mancher gute Gedanke zur That gereift sein. Vollständig sind sie auch heute noch nicht verschwunden, diese altrenommirten Firmen und ihre Nachfolger; da ist noch Kranzler an seiner wohlbekannten Ecke mit der niedrigen, schmalen Terrasse nach den „Linden" zu, die bei schönem Wetter gedrängt voll besetzt ist; da finden wir noch d'Heureuse und Schilling mit ihren kleinen, aber gemüthlichen Räumlichkeiten, und mit seiner Glashalle und seinem Gärtchen vor derselben blickt uns vertraut am Potsdamerplatze Josty entgegen.

Wie gemüthlich sitzt es sich hier im Freien bei schönem Wetter; Vogelgezwitscher schallt aus den dichten Kronen der die Bellevuestraße einsäumenden Kastanien, dem nahen Thiergarten eilen die eleganten Equipagen, die Droschken und leichten Kabriolets zu, Damen in hellen Sommergewändern und lachende Kinder, welche an dünnem Faden vergnügt die rothen Ballons in der Luft flattern lassen, promeniren vorbei, und vor uns und um uns herrscht das emsige, unermüdliche Leben einer Weltstadt. Ja, sie haben noch immer ihr Gutes, diese Berliner Konditoreien, wenn auch nicht mehr in ihnen hohe Politik getrieben und der Pegasus zu kühnem Fluge angespornt wird!

Aehnlich wie den Konditoreien ist es den „ersten" Berliner Restaurants ergangen. Wo sind sie hin, diese Lokale, in denen sich einst unsere Altvordern so behaglich fühlten, mit ihren rauchgeschwärzten Decken, an denen die ölgefüllte Ampel hing, mit ihren vergilbten Wänden und dem sandbestreuten weißgescheuerten Fußboden, mit den hohen Bänken und steifen Stühlen, mit den wachstuchbezogenen Tischen, auf denen die „Spenersche" und „Vossische Zeitung" lagen und, wenn es hoch kam, einige Blätter des „Volksfreund" und „Beobachter an der Spree", die vollauf genügten, den Stammtischgästen Unterhaltung für den ganzen Abend zu gewähren! Sie sind, mit wenigen Ausnahmen, auf Nimmerwiedersehen verschwunden; an die Stelle der bescheidenen Bierlokale traten die anspruchsvollen Bierpaläste, für viele Hunderttausende Mark erbaut und in untrüglichstem Renaissance- oder Rokoko- oder sonst einem Stile innen ausgestattet, mit schwerster Holztäfelung, mit schöngeschnitztem Meublement, mit elektrischer Beleuchtung und Wand- oder Deckenmalereien der modernsten Meister.

Sie bilden gegenwärtig nicht die geringste Sehenswürdigkeit in Berlin, diese neuen, dem Gambrinus geweihten Tempel; wenn sie auch häufig in ihrem baulichen Gewande einen barocken Geschmack aufweisen, so ist doch der Aufenthalt in ihnen zumeist ein angenehmer und erträglicher, sicher fast immer ein unterhaltsamer, denn stets neue durstige Scharen strömen durch die weitgeöffneten Portale herein, Greise und Kinder, Männlein und Weiblein, denn auch letztere verstehen jetzt, was früher so streng verpönt war, den Humpen tüchtig zu schwingen.

Es scheint keine Einbildung zu sein, daß mit der wachsenden Einwohnerzahl in Berlin auch der Durst in stetem Steigen begriffen ist — anders könnte man sich die fabelhafte Vermehrung der Kneipstätten nicht erklären. Namentlich das Münchener Bier hat sich mit raschem Erfolge ein großes Terrain erworben, und jetzt schon ist die Zahl der „Bräus", welche uns unter allen möglichen Namen und Schutzheiligen entgegentreten, eine Legion. Die Berliner Brauereien zwar, etwa achtzig an Zahl, haben muthig den Kampf mit den fremden Eindringlingen aufgenommen, vermochten sie aber bisher nicht zurückzuschlagen und konnten auch nicht die jährliche Einfuhr von etwa zweihunderttausend Hektolitern fremden Bieres verringern. Jedenfalls aber machen sie trotzdem gute Geschäfte, und man begreift das, wenn man vernimmt, daß auf 450 Mann in Berlin eine Restauration und auf jeden Kopf der Bevölkerung im Jahr 170 Liter Bier kommen.

Stürmen sie aber auch von allen Seiten heran, die Münchener, Nürnberger, Pfungstädter, Kulmbacher, Pilsener ꝛc. Biere, eine Hochburg des Berliner Bieres haben sie bisher nicht zu stürzen vermocht und werden es auch fürderhin nicht können: die Hochburg des Berliner Weißbiers. Trotz aller Veränderungen, trotz aller Geschmacksrichtungen und Umwälzungen im Brauereiwesen hat es sich rein und unverfälscht erhalten, so wie es einst vor zweihundert Jahren die Refugiés in die Residenz des Großen Kurfürsten, ihres treuen Beschützers, eingeführt. Und auch die Lokale, in denen es ausgeschenkt wird, haben zum bedeutenden Theil ihr früheres Gewand nicht abgelegt; sie haben noch etwas Philisterhaftes, aber höchst Gemüthliches an sich, und auch von ihren Besuchern ist dasselbe zu sagen, es sind zum größeren

Fig. 1. Ansicht des Kirchhofes von Südosten.

Fig. 2. Ansicht des Kirchhofes von Nordwesten.

jedenfalls aber trinkenden Menge, unter der sich so mancher befindet, welcher einst von einem besseren Teller gegessen und ein feineres Glas zum Mund geführt. In diesen Lokalen, wo der Droschkenkutscher in seinem weiten Radmantel neben dem Dienstmann und dem rußgeschwärzten Arbeiter sitzt, wird noch das echteste und unverfälschteste Berlinisch gesprochen und oft genug ein derber Spaß ausgesonnen, den der davon Betroffene selten übelnimmt. Allerdings, sind erst die Gemüther erregt und haben der Branntwein wie das Bier die Mienen der Zecher mit flammender Röthe bedeckt, dann sitzen auch häufig die Hände lose und der Spektakel einer tüchtigen Prügelei schallt bis auf die Straße hinaus und lockt schnell den Ruhestifter in Gestalt des Schutzmannes heran.

Unser Thema wäre nicht vollständig, wenn wir nicht noch der Volksküchen Erwähnung thäten, einer der segensreichsten und unentbehrlichsten Einrichtungen der Weltstadt, welche bisher unendlich viel Noth und Elend gestillt hat. Jeder Stadttheil hat mehrere dieser Küchen aufzuweisen, in denen von mittags zwölf Uhr an eine nahrhafte, sättigende Kost — die halbe Portion 15, die ganze 25 Pfennig — verabreicht wird. Dichtgedrängt sitzen sie dann an den Tischen, auf denen das dampfende Mahl steht, alle diejenigen, für welche nichts vom Reichthum und Glanz der Residenz abgefallen ist, welche glücklich sind, wenn der knurrende Magen befriedigt ist — Männer und Frauen und Kinder, alles bunt durcheinander, eine herbe, lebende Illustration zur Kehrseite der nach außen hin mit so vielem Prunk schillernden Weltstadt. Auf ein zwanzigjähriges Bestehen können die Volksküchen bereits zurückblicken, von Jahr zu Jahr wurde ihre Thätigkeit eine umfangreichere, so daß sie jetzt jährlich weit über zwei Millionen Mittags- und 80 000 Abendportionen austheilen, womit trotz der großen Zahlen doch noch nicht alle Darbenden gesättigt werden.

Von dem Bürgersinn und dem Bürgerwohlstand der Berliner Einwohnerschaft darf man erwarten, daß auch fernerhin alles geschieht, um das Elend möglichst zu lindern. In diesem Sinne sind auch neuerdings Volkskaffeehäuser eingerichtet worden, in denen zu billigsten Preisen Kaffee, Thee, Chokolade, Milch, auch Bier (aber kein Branntwein), sowie mancherlei Eßwaaren verabreicht werden. Die Räumlichkeiten sind im Winter behaglich erwärmt; neben verschiedenen, zur freien Benutzung stehenden Spielen liegen illustrirte Blätter und Tageszeitungen aus, und es steht wohl zu erwarten, daß diese neue Einrichtung sich in den Kreisen der Handwerker und Arbeiter bald großer Beliebtheit erfreuen wird.

Möchte Berlin auf der mit Erfolg betretenen Bahn auch unentwegt weiterschreiten und den anderen Hauptstädten das schöne Vorbild zeigen, daß in seinen Mauern nicht nur für den Reichen, sondern auch für den Armen gesorgt ist!

Aus dem alten Burgtheater.

Erinnerungen von Rudolf v. Gottschall.

Das Theater am Michaelerplatze in Wien hat seine Pforten für immer geschlossen; gewiß werden eingehende Memoiren dieses ehrwürdigen Theaters geschrieben werden, für eine längere Spanne seiner Geschichte hat ja schon Heinrich Laube vorgearbeitet. Wiener Berichterstatter, welche die Chronik desselben von Tag zu Tag miterlebten, werden genauere Aufzeichnungen daraus veröffentlichen können als der Fremde, der nur hin und wieder und zwar nach längeren Zwischenräumen die Burg besuchte; aber ganz werthlos werden auch die flüchtigen Blätter der Erinnerung nicht sein, die er ihr widmet, denn der Fremde ist eindrucksfähiger für alles, was sich gewandelt hat im Laufe der Zeit.

Als ich das erste Mal im Jahre 1863 nach Wien kam, hatte Laube bereits lange sein vielfach gefeiertes und vielfach angegriffenes Regiment geführt; ich kam zunächst in einige Kreise, in denen man gerade nicht für ihn schwärmte. Da war die geistvolle Frau Rettich, die noch der älteren Wiener Schule angehörte. Ihr Hausfreund war Friedrich Halm, der Dichter der „Griseldis", der ja nach Laubes Abgang Intendant des Hoftheaters wurde. Halm gehörte zu den Mißvergnügten; der hochgewachsene Herr war weder mit Laube noch mit dem Publikum besonders zufrieden. Der Thespiskarren schien ihm aus dem Reiche der Dichtung allzusehr hinausgeschoben in das Geleis des alltäglichen Lebens. Halm, den ich auch öfters auf der Universitätsbibliothek sprach, deren Vorstand er war, sah übrigens durchaus nicht wie ein idealistischer Dichter aus; er hatte etwas Verdrossenes in seinem faltenreichen Gesicht und seine Augen verschwanden fast unter den in die Höhe gezogenen Falten. Bei den Abendthees der Frau Rettich thaute er etwas auf; doch seine Urtheile über den Machthaber des Burgtheaters hatten immer einen diplomatischen Rückhalt.

Ebenso versteckten Widerspruch gegen Laubes Bühnenleitung fand ich bei Friedrich Hebbel, zu dem ich mich durch die Wolke der Vergötterung, die ihn umschwebte, hindurchzukämpfen suchte; es war das theils Selbstvergötterung, theils die Vergötterung einer fanatischen Jüngerschaft, die alles, was er sprach, bedeutend fand. Und er hat ja des Bedeutenden genug gesprochen und gedichtet; aber beim persönlichen Verkehr störte doch etwas der Gedanke, alles, was er sagte, bewundern zu müssen; man wurde gleichsam daraufhin angesehen, bis zu welcher Höhe der Bewunderung man sich zu erheben vermochte. Es wurde einem etwas eisig dabei zu Muthe, wie beim Monolog der auf ihrer Nordlandsinsel sagenhaft eingefrorenen Brunhilde. Hebbel war gewohnt, als Orakel zu „posen", sich als Meister unter lauter Jüngern zu bewegen. So gab es keine Unterhaltung mit ihm, sondern man hatte nur das Recht, ihm zuzuhören. Er war von Gestalt kein Riese, immerhin aber ziemlich groß und kräftig und er hatte etwas von nordischer Reckenhaftigkeit, etwas Kühles, Festes, ja Starres und dabei Genieblitze wie Gewitter im Winter.

Es war nicht lange nachher, daß ich in den Kreis der begeisterten Anhänger Laubes gerieth, zu denen in erster Linie die von ihm engagirten Darsteller der Burg gehörten. Anlaß dazu gab die Aufführung meines Lustspiels „Pitt und Fox" am Burgtheater, zu welcher sich Laube erst entschloß, als er in Sonnenthal einen für den Fox geeigneten Darsteller gefunden zu haben glaubte. Das Stück war schon zehn Jahre vorher über die meisten deutschen Bühnen gegangen. Nun trat ich in das Laubesche Atelier. Zunächst die Leseprobe. Da saß der Direktor in der Mitte der Seinen, die er entdeckt und gefördert hatte; er war nicht bloß Direktor, er war der Hahn im Korbe. Jede seiner Aeußerungen fand Beachtung und Beifall; es war ein volles Behagen über diesen Kreis ausgebreitet. Laube hatte zwei kleine lustige Auftritte zu dem Stück hinzugedichtet; er las sie selbst vor und jeder Witz wurde mit stürmischem Gelächter belohnt. Dann folgten die Theaterproben. Da war er ganz in seinem Element; er kümmerte sich wenig um das Drum und Dran der Bühne, der Dialog war ihm alles; er sprach einzelne Stellen vor mit seinem nicht sehr bestechenden, barschen Organ; aber die Schauspieler wußten sogleich, wie sie gesprochen werden müssen. Er hatte auch für das Spiel allerlei gute Einfälle, drollige Nuancen. Bei den Proben auf der Bühne war er in seinem Element und unantastbar sein Princip, ein Theater müsse nicht vom Bureau aus, sondern von der Bühne aus geleitet werden; da sah er, wie die Stücke Leben gewannen und wo er nachhelfen mußte für den Erfolg; da sah er, wie die darstellenden Kräfte sich bewährten, wo ihre Achillesferse war, für welche Rollen sie paßten nach ihrer ganzen Persönlichkeit — und da griff er durch trotz Laune und Protest.

Ich fand unter den Mitgliedern des Burgtheaters manche alte Bekannte: Frau Gabillon, die ich von der Alsterstadt her kannte, wo sie als Fräulein Zerline Würzburg zusammen mit Marie Seebach bei Frau Glasbrenner-Perroni Stunden in der Vortragskunst hatte und neben jenem Mustergretchen auf der Bühne durch pikanten Geist und einen leidenschaftlichen Zug interessirte; Sonnenthal, den ich zuerst auf der Königsberger Bühne gesehen, als dort Arthur Woltersdorff noch sein Scepter führte; er spielte damals den König in meinen „Diplomaten" mit Grazie und Feinheit; schon war er auf dem Wege nach der Donau, wo er nach anfänglichen Schwankungen des Erfolges bald ein Liebling des Publikums werden sollte. Er half durch Darstellung des „Fox" an der Burg diesem Lustspiel die dauernde Stätte im Repertoire des Wiener Hoftheaters sichern; es war eine Glanzleistung in Bezug auf Jovialität, und dabei bewahrte er eine staatsmännische Haltung, welche dem Charakter das nöthige

geschichtliche Relief gab. Viele seiner Meisterleistungen auf dem Gebiete des Konversationsstückes habe ich später bewundert. Eine seiner zündendsten Leistungen ist der ältere Risler in dem Daudetschen Drama; die Umwandlung des ruhigen Mannes in den von stürmischer Leidenschaftlichkeit Ergriffenen ist von wahrhaft überwältigender Wirkung. Im Verkehr ist Sonnenthal durchaus liebenswürdig; ich traf ihn beim Grafen Wimpfen und in anderen geselligen Kreisen, wo er überall den Rang seiner Kunst einnahm. Dem Künstlerkreise der Burg gehörten als hervorragende Mitglieder auch der überaus strebsame, feinsinnige Lewinsky an und August Förster, Laubes rechte Hand, ein Mann von großer dramaturgischer Einsicht und tiefer litterarischer Bildung, der jetzt als Direktor der Burg dieselbe Stellung einnimmt, wie Laube sie bekleidet hatte.

Doch noch eine Säule des Burgtheaters muß ich erwähnen. In Gemeinschaft mit dem Dichter des „Schutt", dem Grafen Auersperg, suchte ich den alten Grillparzer auf, dem merkwürdigerweise der jungdeutsche Laube die allergrößten Sympathien entgegenbrachte und den er durch Aufführung seiner Stücke dem neuen Wien wieder näher brachte, wie er denn später vorzugsweise das große Grillparzerfest inszenirte, an welchem ganz Wien sich betheiligte. Der österreichische Klassiker, von Laube mit Schiller und Goethe in eine Linie gestellt, wohnte in einem ziemlich hohen Stockwerke, und wenn man ihn dort hinter seinem Pulte sitzen sah, machte er anfangs den Eindruck eines Subalternbeamten. Er hörte nicht gut und besuchte deshalb das Theater nicht mehr; er ließ sich über dasselbe nur berichten von seinen Besuchern oder wenn er im benachbarten Matschakerhof sein bescheidenes Mittagessen einnahm. Jener erste Eindruck verschwand indeß bald hinter dem geistig Bedeutenden des alten Herrn, der keineswegs in spanischer Lyrik aufging, sondern auch recht schlagende und beißende Bemerkungen zu machen wußte, wie ja auch seine Aufzeichnungen beweisen.

Das waren die Eindrücke, die ich zur Zeit der Laubeschen Direktion von diesem Theater erhielt. Inzwischen waren Jahre ins Land gegangen; die Direktion hatte unter Halms Intendanz der Regisseur Wolff geführt, ein gewandter und gebildeter Mann, aber gegenüber den Größen des Burgtheaters ohne den Nimbus einer überlegenen Bedeutung. Dann aber war Franz Dingelstedt, der sich als Direktor der Oper zuerst in Wien eingeführt, an die Burg übergesiedelt, in einen seinem Talent und seinen früheren Leistungen entsprechenden Wirkungskreis. Als Operndirektor beschränkte er sich auf glänzende Arrangements und war sehr entrüstet, wenn sich ein Mitglied in musikalischen Angelegenheiten an ihn wendete; er setzte bei seinen Mitgliedern so viel Bekanntschaft mit den Verhältnissen voraus, daß sie wissen mußten, er verstehe nichts davon, und wies sie an den Kapellmeister. An der Burg aber war dies natürlich anders; doch der Ton seiner Bühnenleitung war wesentlich von dem der Laubeschen verschieden.

Ich war zweimal in Wien, während Dingelstedt das Scepter führte; er war in jeder Hinsicht das Gegenbild von Laube. Diese hohe schlanke Gestalt, dies geistreiche Gesicht mit dem sarkastischen Zuge, diese weltmännische Gewandtheit — wie stachen sie ab gegen die schlichte Derbheit des kleinen Laube, seinen halbasiatischen Gesichtsausdruck, sein schroffes, kurzangebundenes Wesen! Dingelstedt kam von der lyrischen Dichtung her und hatte daher Sinn für die Lyrik der Bühne, die Pracht der Scene. Das war für Laube etwas sehr Gleichgültiges; die Lyrik lag ihm fern; andere Verse als in seinen Dramen hat er nie gesündigt, und diese waren in der That holprig genug. Bei den Proben, die ich mit ansah, war Dingelstedt nicht wie Laube auf der Bühne, sondern im Parkett oder in einer Proscenimmslege; von dort tönte dann gelegentlich sein sonores Organ zur Bühne hinauf, galt es auch nur einen Regisseur zur Ordnung zu rufen, weil die Teppiche in der Farbe nicht zu den Möbeln stimmten. Bisweilen befleißigte er sich auch einer etwas auffälligen Unaufmerksamkeit, wenn die Dinge, die oben vorgingen, ihn nicht sonderlich interessirten, oder er machte irgend eine spöttische Bemerkung, zum Beispiel über die leisen kölnischen Dialektanklänge seiner großen Tragödin, vor der er übrigens den größten Respekt hatte und die er schon grüßte, wenn er sie nur von fern um die Straßenecke biegen sah.

In Weimar hatte ich Dingelstedt seine Historien in Scene setzen sehen. Da war er ein geharnischter Regisseur von Kopf zu Fuß und stand thätig und eifrig unter den Seinen auf der Bühne. Das neue Burgtheater . . . das hätte sein Regietalent begeistert. Das alte bot ihm nicht Raum genug für seine großen theatralischen Anschauungen; es erging ihm damit fast wie in den engen Korridoren des Zuschauerraums, er stieß an die Decke derselben, wenn er den Cylinder nicht abnahm. Seine langen, schon von Heine besungenen Fortschrittsbeine trugen ihn zu immer höheren gesellschaftlichen Zielen, und doch blieb sein Hauptwunsch, unter seiner Intendanz Hofburg und Hofoper zu vereinigen, unerfüllt. Er war ein Mann von Geist und ein echter Dichter; doch trat seine Ruhmesliebe hinter seinem Ehrgeiz zurück. Der Schalk und der Pessimist lauerten bei ihm stets im Hintergrunde, und bisweilen war er weltschmerzlich und bühnenschmerzlich genug gestimmt, daß ihm die ganze Bühne wie einem Hamlet die Welt als ein kahles Vorgebirge erschien. Nach einem schönen Erfolg konnte er indeß auch warm werden; ich begleitete ihn bisweilen nach dem Schluß der Stücke auf die Bühne, wo er die Träger des Dramas ans Herz schloß und den Trägerinnen den direktorialen Kuß des Dankes ertheilte.

Seitdem das Burgtheater unter Leitung des feinfühligen liebenswürdigen Dichters Wilbrandt stand, hatte ich dasselbe nicht wiedergesehen. Jedenfalls trug es wiederum eine andere Physiognomie zur Schau; es war ein Asyl der Weltlitteratur geworden und die griechische Dichtung bürgerte sich dort ein neben der spanischen.

Nur flüchtig konnte ich einige Schatten aus der jetzt geschlossenen Gruft des alten Burgtheaters hier vorüberziehen lassen; mögen andere im Zusammenhange von dieser Bühne erzählen, die ja in der deutschen Theatergeschichte eine so hervorragende Stellung einnimmt.

Die Alpensee.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Roman von E. Werner.

(Schluß.)

In der Nordheimschen Villa war es still und öde geworden. Man hatte die Leiche des Präsidenten nach dem Erbbegräbniß in der Residenz gebracht und Tochter und Nichte hatten sie begleitet. Die Dienerschaft war ihnen schon in den nächsten Tagen gefolgt und das Haus lag jetzt wie ausgestorben da.

Auch der Chefingenieur weilte augenblicklich in der Stadt, um mit der Gesellschaft, welche wenigstens theilweise Eigenthümerin der Bahn war, zu verhandeln und die Angelegenheiten des verstorbenen Präsidenten überhaupt zu ordnen. Er hatte dies unter den obwaltenden Verhältnissen sehr schwierige Amt übernommen und noch stand ihm die Autorität des Sohnes, des künftigen Gatten der Erbin zur Seite, denn noch wußte die Welt nichts von der Aufhebung jener Verbindung. Sie sollte es erst nach Ablauf der Trauerzeit erfahren, wenn Alice keines Vertreters mehr bedurfte. Man wollte gerade jetzt die inneren Angelegenheiten der Familie nicht der Neugier und Klatschsucht preisgeben, und die Katastrophe, welche mit dem Leben auch das Vermögen Nordheims getroffen hatte, forderte eine starke Hand, um noch das Möglichste zu retten.

Ernst Waltenberg befand sich noch in Heilborn. Er hatte seit dem Tage, an dem er sich von seiner Braut getrennt, das Welkensteiner Gebiet allerdings nicht wieder betreten, aber irgend etwas schien ihn in der Nähe festzuhalten. Der Spätherbst war nun völlig und mit winterlicher Strenge in die Berge eingezogen und der große Kurort selbstverständlich ganz leer, nur der fremde Herr, mit seinem Sekretär und den beiden farbigen Dienern, weilte noch hier und machte auch noch keine Anstalt, abzureisen.

Im Salon der großen und behaglichen Wohnung, die Waltenberg innehatte, ging Veit Gronau mit unruhiger, besorgter Miene auf und nieder und warf von Zeit zu Zeit einen Blick auf die Thür zu dem Arbeitszimmer Ernsts, die fest geschlossen war.

„Wenn ich nur wüßte, was aus der Geschichte eigentlich werden soll!" brummte er. „Da schließt er sich nun Tag für Tag ein und hat seit einer Woche keinen Fuß in das Freie

gesetzt, er, der nicht leben konnte, wenn er nicht täglich ein paar Stunden im Sattel saß. Mit einem Arzte darf man ihm ja nicht kommen! Wenn wenigstens noch der Doktor Reinsfeld erreichbar wäre, aber der mit seiner unbequemen Gewissenhaftigkeit sitzt natürlich schon in Neuenfeld, obgleich er viel gescheiter thäte, bei seiner Braut zu bleiben; er hatte die Stellung einmal angenommen und nun hielt ihn nichts mehr, als der Termin da war. Hoffentlich sorgt er dort schleunigst für einen Nachfolger, denn so viel wird von den Nordheimschen Millionen wohl übrig bleiben, daß die ärztliche Praxis an den Nagel gehängt werden kann. — Nun, da bist Du ja endlich, Said! Was hast Du ausgerichtet?"

„Der Herr läßt Master Hronan sagen, zu speisen allein," berichtete Said, der aus dem Zimmer Waltenbergs kam. „Er nicht hat Lust zu essen."

„Schon wieder nicht!" murmelte Gronau, „und schlafen thut er auch nicht mehr. Ich sage es ja, er bringt die verwünschte Geschichte nicht aus dem Kopfe!"

„Der Herr gar nicht hat schlimme Laune," sagte der Neger wichtig. „Wir haben heut morgen fallen lassen die große Vase, welche sehr viel Geld gekostet hat, er hat zugesehen und nur gezuckt die Achseln."

„Ich wollte, er hätte den Stock genommen und Euch beide durchgeprügelt," erklärte Veit nachdrücklich.

„O — o!" protestirte Said, mit entrüsteter Miene, aber Gronau fuhr unbeirrt fort:

„Nun, geschadet hätte es Euch nichts und ihm wäre die Bewegung sehr heilsam gewesen, aber ich glaube, man könnte vor seinen Augen jetzt alles kurz und klein schlagen, er rührte sich nicht. Das kann nicht so weiter gehen, ich muß versuchen, ihn zu sprechen."

Er ging sehr entschieden auf das Arbeitszimmer zu, da öffnete sich die Thür desselben und Waltenberg selbst trat heraus.

„Sie sind noch hier, Gronau?" fragte er mit einem leichten Stirnrunzeln, denn er hatte wohl geglaubt, den Salon leer zu finden. „Ich ließ Sie doch bitten, allein zu speisen."

„Es geht mir wie Ihnen, Herr Waltenberg, ich habe keinen Appetit," versetzte Veit ruhig.

„So bestelle das Diner ab, Said — geh!"

Said gehorchte und verließ das Zimmer, während Gronau, der sehr gut merkte, daß seine Entfernung gleichfalls gewünscht wurde, nicht die geringste Notiz davon nahm, sondern hartnäckig seinen Platz behauptete.

Ernst war an das Fenster getreten, das einen vollen Ausblick auf die ferne Gebirgskette gewährte. In den acht Tagen, die seit der Hochwasserkatastrophe verflossen waren, hatte sich das Wetter nicht aufgehellt, es war trübe und stürmisch geblieben und die Berge trugen Tag für Tag ihre Wolkenschleier. Heut zum ersten Male zeigten sie sich wieder in voller Klarheit.

„Es hellt sich auf — endlich!" sagte Waltenberg, mehr zu sich selber als zu seinem Gefährten, der zweifelnd den Kopf schüttelte.

„Das wird nicht lange dauern. Wenn die Linien der Berge sich so scharf abheben und die Gipfel so nahe erscheinen, hält das Wetter nicht."

Ernst antwortete nicht, er blickte unverwandt hinüber nach der blauen Alpenkette, aber nach Verlauf von einigen Minuten wandte er sich plötzlich um.

„Ich fahre morgen nach Oberstein, lassen Sie den Wagen bestellen."

Gronau sah ihn betroffen an.

„Nach Oberstein? Haben Sie eine Bergpartie vor?"

„Ja — ich will auf den Wolkenstein."

„Auf — das heißt doch nur bis zur Hochwand?"

„Nein, auf den Gipfel!"

„Jetzt? In dieser Jahreszeit? Das ist unmöglich, Herr Waltenberg. Sie wissen ja, daß der Gipfel überhaupt für unersteiglich gilt."

„Eben deshalb reizt er mich! Ich bin eigens deswegen in Heilborn geblieben, aber bei dem fortwährenden Nebelwetter war ja nichts zu unternehmen. Sorgen Sie für ein paar tüchtige Führer —"

„Die werden wir nicht bekommen, für *diese* Partie nicht!" unterbrach ihn Gronau ernst.

„Weshalb nicht? Etwa wegen des alten Kindermärchens? Man wird den Leuten eine größere Summe bieten, das ist ein unfehlbares Mittel gegen den Aberglauben."

„Möglich, aber hier könnte es doch versagen, denn das alte Kindermärchen hat einen sehr realen Hintergrund, das haben wir gesehen. Die Lawinenkatastrophe steht bei den Leuten noch in zu frischem Andenken; was hat sie nicht alles vernichtet!"

„Ja, sie hat viel vernichtet — sehr viel!" sagte Ernst langsam und träumerisch, ohne das Auge von den Bergen abzuwenden.

„Und deshalb lassen Sie den Wolkenstein für diesmal in Ruhe," ergänzte Veit. „Die Schneeverhältnisse sind gerade jetzt sehr ungünstig und das Wetter hält sich nicht, darauf gebe ich Ihnen mein Wort. Jetzt können wir das Wagniß nicht unternehmen."

Ernst zuckte nur die Achseln bei diesen Vorstellungen.

„Ich habe Sie ja noch nicht aufgefordert, es mit mir zu theilen. Bleiben Sie zurück, wenn Sie sich fürchten, Gronau."

Ueber Veits braunes Gesicht flog ein Ausdruck des Unwillens, aber er bezwang sich.

„Ich dächte, wir hätten schon so manche Gefahr zusammen bestanden, Herr Waltenberg, daß Sie über meine Furchtsamkeit beruhigt sein könnten. Ich gehe mit bis an die Grenze des Möglichen, aber ich fürchte, Sie gehen darüber hinaus und — Ihre Stimmung ist wirklich nicht danach, der Gefahr kaltblütig entgegenzutreten."

„Da irren Sie sich, meine Stimmung ist vortrefflich und ich *will* nun einmal hinauf! Mit oder ohne Führer, im Nothfall gehe ich allein!"

Gronau kannte diesen Ton und wußte aus Erfahrung, daß dagegen nicht aufzukommen war, trotzdem machte er noch einen letzten Versuch. Er wußte, es würde einen Sturm geben, wenn er diesen Punkt berührte, aber er beschloß, es daraufhin zu wagen.

„Denken Sie an Ihr Versprechen!" mahnte er halblaut. „Sie gaben Baronesß Thurgau Ihr Wort, den Wolkenstein zu meiden."

Ernst zuckte zusammen, sein Erbleichen, sein jähes, drohendes Auffahren verrieth, wie die Wunde noch blutete bei der Berührung; aber das dauerte nur einen Moment, dann hüllte er sich wieder in die eisige, unzugängliche Ruhe, die jede fernere Bitte und Mahnung ausschloß.

„Die Verhältnisse, unter denen ich jenes Wort gab, existiren nicht mehr, das wissen Sie ja, Gronau," sagte er kalt. „Uebrigens wünsche ich nicht, daß jene Beziehungen in meiner Gegenwart wieder berührt werden — ich bitte ein für allemal darum."

Er wandte sich um und ging nach seinem Zimmer, blieb aber auf der Schwelle noch einmal stehen.

„Also morgen früh um acht Uhr den Wagen nach Oberstein, es bleibt dabei!"

* * *

Auf einem Schneefeld, oberhalb der Hochwand des Wolkenstein, lagerte die kleine Gruppe der kühnen Bergfahrer, die nun in der That das Wagniß unternommen und es zum größten Theil auch ausgeführt hatte, die beiden Führer, kraftvolle, wetterfeste Gestalten, und Veit Gronau. Sie waren mit Seilen, Eishacken und allen Hilfsmitteln einer Alpenfahrt ausgerüstet und hielten hier offenbar eine längere Rast.

Man war gestern von Oberstein aufgebrochen und bis zum Ausgang des Felsenmeeres gestiegen, wo sich eine nothdürftige Unterkunft für die Nacht fand, und hatte dann mit dem ersten Grauen des Morgens den Weg auf die für unersteiglich gehaltene Hochwand angetreten. Jetzt war sie erstiegen, mit unendlicher Mühe, mit unsäglicher Anstrengung und rücksichtsloser Verachtung der Gefahr, die bei jedem Schritte drohte, aber zum ersten Male erstiegen!

Dies Bewußtsein war freilich der einzige Lohn des kühnen Unternehmens, denn das Wetter, das gestern und heute morgen noch ziemlich klar gewesen war, hatte sich in den letzten Stunden geändert. Jetzt lagerte dichter Nebel in den Thälern, der jeden Ausblick hemmte, und von den umliegenden Bergen waren nur die Spitzen sichtbar. Auch der eigentliche Gipfel des Wolkenstein, eine mächtige Eispyramide, die unmittelbar über der Hochwand emporstieg, begann sich allmählich zu umschleiern. Von der Tiefe aus gesehen schien sie eins zu sein mit der Hochwand, während in Wirklichkeit ein breites Gletscherfeld dazwischen lagerte.

Es war immerhin ein großer, schwer errungener Erfolg, die unzugängliche Hochwand besiegt zu haben, aber die freudige Genugthuung darüber schien den drei Männern zu fehlen. Gronau hielt sein Fernglas unverwandt auf die Eispyramide gerichtet und die beiden anderen tauschten nur kurze, einsilbige Bemerkungen aus, während ihre ernsten Mienen eine unverkennbare Besorgniß verriethen.

„Ich sehe nichts mehr!“ sagte Veit, indem er das Glas sinken ließ. „Die Nebel ziehen jetzt auch um die Spitze, es ist unmöglich, noch etwas zu unterscheiden.“

„Und es ist Schnee, was dort heranzieht!“ ergänzte einer der Führer, ein älterer Mann mit grauen Haaren. „Ich habe es dem Herrn vorhergesagt, aber er wollte ja nicht hören.“

„Ja, es war ein Wahnsinn, unter diesen Umständen noch die Spitze erzwingen zu wollen!“ murmelte Gronau. „Ich dächte, wir hätten schon genug geleistet mit dem Ersteigen dieser Hochwand. Das war eine Kletterei auf Leben und Tod, die macht uns so leicht keiner nach und vor uns hat sie auch keiner gemacht.“

Der andere, jüngere Führer hatte inzwischen nach allen Seiten hin scharfen Ausblick gehalten; jetzt trat er heran und sagte:

„Es geht nicht länger an mit dem Warten — wir müssen zurück, Herr!“

„Ohne Herrn Waltenberg? Auf keinen Fall!“ fuhr Gronau auf.

Der Mann zuckte die Achseln.

„Nur bis zum Schneekaar, da haben wir Schutz an den Felsen, wenn es zum Aergsten kommt. Hier oben halten wir kein Schneetreiben aus, und wir müssen den schlimmsten Theil der Hochwand noch vorher passiren, sonst kommt keiner lebendig davon. Es ist ja auch ausgemacht, daß wir beim Schneekaar auf den Herrn warten.“

Das war allerdings verabredet worden, als Waltenberg sich von seinen Begleitern trennte. Die Führer, die man durch das Dreifache des gewöhnlichen Lohnes endlich zum Mitgehen bewog, hatten die beiden Fremden auch glücklich bis auf die Hochwand gebracht. Da aber weigerten sie sich entschieden, weiter zu gehen, nicht weil es ihnen an Muth fehlte — der Gipfel, der unmittelbar vor ihnen lag, bot verhältnißmäßig weniger Gefahr als die fast senkrecht steile Hochwand — aber die kundigen Männer wußten, was dies weißgraue Gewölk bedeutete, das sich, anfangs noch so leicht wie schwebender Dunst, zu sammeln begann. Sie mahnten zu schleuniger Rückkehr, und Gronau unterstützte ihre Bitten und Warnungen aufs nachdrücklichste, aber vergebens.

Ernst sah den so heiß ersehnten Gipfel in unmittelbarer Nähe vor sich aufsteigen, und nun hielt ihn keine Warnung mehr zurück. Mit dem ganzen Starrsinn seines Charakters, der das eigene Leben so wenig wie das fremde achtete, bestand er auf der Vollendung des Wagnisses. Jede Vorstellung glitt ab an diesem Starrsinn, das drohende Wetter kümmerte ihn nicht und die Weigerung der Führer entflammte seinen Trotz nur noch mehr. Mit einem herben Spott über die „Vorsichtigen“, die im Angesicht des Zieles umkehrten, war er gegangen und man mußte ihn gewähren lassen.

Gronau hatte Wort gehalten, er war mitgegangen bis an die Grenze des Möglichen; als diese Grenze aber erreicht war, als das Wagniß zum Wahnsinn wurde, zu einer trotzigen Herausforderung des Aeußersten, da war auch er zurückgeblieben, und doch drückte ihn das wie ein Vorwurf. Der Aufsteigende war noch eine Weile auf der Firnkante sichtbar geblieben, bis unmittelbar unter die Spitze hatte man seiner Spur mit dem Feruglase folgen können, dann zogen auch hier die Nebel heran und hinderten jede fernere Beobachtung.

„Wir müssen hinunter!“ mahnte jetzt auch der ältere Führer mit vollem Nachdruck. „Wenn der Herr überhaupt zurückkommt, so findet er uns auch beim Schneekaar. Unser Bleiben nützt ihm nichts und wir riskiren das Leben mit jeder weiteren Viertelstunde.“

Gronau sah die Richtigkeit der Vorstellung ein, mit einem Seufzer schob er das Glas zusammen.

* * *

Die gährenden Nebelmassen waren dichter und dunkler geworden, sie stiegen aus allen Thälern, quollen aus allen Schluchten und hüllten Wälder und Matten in ihren feuchten Mantel. Die Abhänge des Wolkenstein, der ganze riesige Felsabsturz der Hochwand verschwanden in diesem gährenden Dunst, nur die Eispyramide des Gipfels hob sich in vollster Klarheit daraus empor.

Und hoch oben auf diesem Gipfel stand einsam der Mann, der es nun doch erzwungen hatte, das scheinbar Unmögliche. Sein Anzug trug die Spuren der furchtbaren Wanderung, seine Hände bluteten von den scharfen Eiskanten, an denen er sich emporgearbeitet hatte, aber er stand aufrecht auf dem Boden, den vor ihm noch keines Menschen Fuß betreten hatte. Er hatte es gewagt, den Wolkenthron der Alpensee zu ersteigen, ihren Schleier zu heben und der Herrscherin dieses eisigen Reiches in das Antlitz zu schauen.

Und es war schön, dies Antlitz! Aber von einer unheimlichen, geisterhaften Schönheit, die keine Spur des Irdischen mehr trug und das Auge des kühnen Bergfahrers fast schmerzhaft blendete. Rings um ihn her und zu seinen Füßen nur Eis und Schnee, starre, weiße Gletschermassen, wild zerklüftet und zerrissen und doch leuchtend in seltsamer, märchenhafter Pracht. In den Eisklüften schimmerte es bald grünlich, bald tiefblau wie Meereswogen und von dem blendenden Weiß des Schneemantels, den all diese Zacken und Spitzen trugen, sprühte es in tausend Funken zurück. Und darüber wölbte sich der Himmel in so leuchtender Klarheit, in so strahlendem Blau, als wolle er all seine Lichtfülle ausgießen auf den alten Sagenthron des Gebirges, auf den krystallenen Eispalast der Alpensee.

Ernst athmete tief, tief auf; zum ersten Male wich der schwere Druck, der so lange auf ihm gelastet hatte; die Welt mit all ihrem Lieben und Hassen, ihrem Stürmen und Ringen lag so fern da unten, sie verschwand in dem Nebelmeer, das die ganze Tiefe ausfüllte, wie die Erde mit all ihren Thälern, Wäldern und Menschenwohnungen darin verschwand. Nur die Bergspitzen schauten einsam daraus hervor, wie Inseln auf einem weiten Ocean, hier ein paar zackige dunkle Felshäupter, dort ein blendend weißer Schneegipfel, dort ein ferner Höhenzug. Aber das alles schien körperlos, schemenhaft zu schwimmen und zu schweben in dieser Fluth, die leise wallend und wogend immer höher stieg. Und dazu ringsum das Schweigen des Todes — hier im ewigen Eise regte sich kein Leben mehr.

Und doch schlug ein heißes, stürmisches Menschenherz in dieser Oede, das der Welt und ihrem Weh hatte entrinnen wollen, das Vergessenheit suchte hier oben, und das doch nur sein Weh mit sich heraufgetragen hatte. So lange die Gefahr noch alle Nerven anspannte, so lange das Ziel noch lockte und winkte, schwieg auch der quälende Schmerz im Innern. Der alte Zauber trank, den Ernst so oft erprobt hatte, that auch jetzt seine Wirkung, Gefahr und Genuß unlösbar verbunden, die Gewalt einer mächtigen Naturscenerie und die schrankenlose Freiheit, der er nun zurückgegeben war. Er fühlte wieder die berauschende Macht dieses Trankes, und mitten in der Eiswüste ergriff ihn eine brennende Sehnsucht nach jenen Ländern der Sonne und des Lichtes, die von jeher seine eigentliche Heimath gewesen waren. Dort konnte er vergessen und genesen, dort konnte er wieder leben und glücklich sein.

Das Nebelmeer stieg und stieg, langsam, lautlos, aber unaufhaltsam, ein Gipfel nach dem andern versank, eine Spitze nach der anderen tauchte unter in dieser grauen geheimnißvollen Fluth, die wie eine Sintfluth alles verschlang, was der Erde angehörte. Nur die Eispyramide des Wolkenstein ragte noch einsam daraus hervor, aber ihre leuchtende Pracht war erloschen mit dem Sonnenlicht, das sie nicht mehr traf.

Der einsame Träumer schauerte plötzlich zusammen unter einem Hauch, der ihn schneidend und eiskalt berührte. Er fuhr auf; der blaue Himmel über ihm war verschwunden, dort wallte jetzt weißer Dunst und auch neben ihm und um ihn begann es, sich zu verschleiern.

Ernst war durch die Führer hinreichend gewarnt, er kannte diese Anzeichen; aber mit der Gefahr kehrte auch seine Spannkraft zurück, es war die höchste Zeit zur Rückkehr. Er begann den Abstieg, langsam, vorsichtig, jeden Schritt prüfend, wie er es beim Aufstieg gethan; aber der Nebel verlegte ihm überall den Weg und durchschauerte ihn mit seiner Eiseskälte bis ins Mark hinein. Trotzdem ging es unaufhaltsam abwärts, die Spuren, die er vorhin im Schnee zurückgelassen, leiteten ihn, aber er mußte sie mühsam suchen, mehr als einmal irrte er ab davon, und jetzt begannen sich auch die Folgen der Ueberanstrengung geltend zu machen.

Waltenbergs Athem ging schwer und keuchend, der Schweiß trat ihm auf die Stirn und sein sonst so sicherer Blick begann sich zu trüben. Er fühlte das und raffte sich nur um so trotziger empor. Wie er auch die Gefahr herausgefordert hatte, hier und jetzt wollte er ihr nicht erliegen, das alte Ammenmärchen sollte nicht recht behalten, und seine aufs äußerste angespannte Willenskraft, seine stählernen Sehnen und Muskeln trugen auch wirklich den Sieg davon. Er bezwang den furchtbaren Weg zum zweiten Male, keuchend, halb erstarrt, zu Tode erschöpft, erreichte er endlich den Fuß der Pyramide, er stand auf dem Gletscherfelde der Hochwand.

Ein tiefer, erleichternder Athemzug entrang sich seiner Brust, jetzt war das Schwerste überstanden. Zwar galt es noch, den

obersten, jähen Absturz der Hochwand zu überwinden, aber dort hatte man schon beim Emporklimmen Stufen in das Eis gehauen und an den schlimmsten Stellen Seile zurückgelassen, um den Abstieg zu erleichtern. Ernst wußte, daß er diese Hilfsmittel finden werde, sie mußten ihn trotz des Nebels zum Schneekaar führen, wo die Gefährten ihn erwarteten.

Da kam es aus dem Nebel herangezogen, weiß, feucht und schimmernd, gleich wehenden Schleiern, die sich ihm auf Stirn und Wangen legten, anfangs nur leicht und lind, wie kosend und schmeichelnd — das Schneetreiben begann. Und schon nach wenigen Minuten wurde dies Kosen und Schmeicheln zu einer beklemmenden, erstickenden Umarmung, der er vergebens zu entrinnen versuchte. Er strebte vorwärts, wandte sich zurück, aber überall waren diese eisigen Arme, die ihm den Athem raubten und das Blut in seinen Adern erstarren ließen. Noch ein kurzer, verzweifelter Kampf, dann hielten sie ihn unlösbar umklammert — er sank zu Boden.

Aber mit dem Kampfe endete auch die Qual. Es war so süß, dies Entschlummern, diese tödliche Müdigkeit, wo sich Traum und Wirklichkeit einten. Er stand wieder oben auf dem Gipfel im Sonnenglanz, er schaute den krystallenen Eispalast in seiner Märchenpracht und blickte der Alpenfee in das entschleierte Antlitz, dessen tödliche Schönheit kein Sterblicher ertrug. Aber fremd war es ihm nicht; er kannte diese Züge, diese Augen mit ihrem leuchtenden, tiefen Blau, und jetzt strahlten und lächelten sie ihm, wie sie ihm nie im Leben gelächelt. Das Bild des einzigen Wesens, das er so wild, so namenlos geliebt hatte, ließ ihn selbst jetzt an der Schwelle des Todes nicht los, es stahl sich in den letzten Schimmer seines Bewußtseins.

Aber dann wallte die Nebelfluth wieder heran und stieg und stieg, langsam, unaufhaltsam, bis alles darin versank. Nur das geliebte Antlitz dämmerte noch fern und traumhaft durch den grauen Schleier, endlich verschwand es auch und der Träumende ward fortgetragen von diesem Nebelmeer, das sich endlos, uferlos ausdehnte, er steuerte hinaus in unermeßliche Fernen, hinaus in die Ewigkeit! —

Ueber den Wolkenstein hin brauste der Schneesturm. Hoch auf flatterten die weißen Schleier und sanken dann nieder auf den Schläfer, der zu Füßen des erstiegenen, des bezwungenen Gipfels lag. Der Mann, dessen ganzes Wesen nur Gluth und Leidenschaft gewesen war, der nur hatte athmen können in den Ländern der Sonne und des Lichtes, ruhte jetzt in kalten starren Armen. Er hatte sie ertrotzt, diese Umarmung, aber das Leben des kühnen Sterblichen erlosch in dem Eiseskusse der Alpenfee!

Es war am Tage vor Sankt Johannis und heller, goldener Sonnenschein begünstigte das Fest, das heute das ganze Wolkensteiner Gebiet feierte, die Eröffnung der neuen Gebirgsbahn. All die kleinen Ortschaften, welche an der Bahnlinie lagen und nun zu dem Range von Stationen erhoben waren, prangten mit grünem Laubschmuck und flatternden Fahnen, und überall waren die Bergbewohner in ihren Sonntagstrachten zusammengeströmt, um den ersten Zug kommen zu sehen, dem sie mit Staunen und Neugier entgegenblickten. Der nun endlich vollendete eiserne Weg sollte ja auch Wohlstand und Gedeihen in ihre einsamen Thäler bringen.

Seit jenen unheilvollen Herbsttagen waren fast drei Jahre vergangen, und im Anfange schien die Vollendung der Bahn ganz in Frage gestellt zu sein, wenigstens soweit es die obere Strecke, die eigentliche Wolkensteiner Gegend betraf. Die Verhandlungen mit der Gesellschaft hatten monatelang gedauert, bis endlich die Energie und Ausdauer des Chefingenieurs siegte und das halb zerstörte Werk in seinem ganzen Umfange wieder aufgenommen und glücklich zu Ende geführt wurde.

Die Station Oberstein, die eine ziemliche Strecke von dem Orte selbst entfernt, am Ausgange der Wolkensteiner Brücke lag, trug einen besonders reichen Laub- und Fahnenschmuck. Der Zug, der den Chefingenieur und seine Gattin, die sämmtlichen Mitglieder des Verwaltungsrathes und eine Anzahl geladener Gäste brachte, sollte hier einen längeren Aufenthalt nehmen, deshalb war auch ein besonders feierlicher Empfang beabsichtigt. Die ganze Kurkapelle von Heilborn stand auf dem Bahnhofe, auf der nächstliegenden Anhöhe war eine Anzahl von Böllern aufgefahren und die Bevölkerung der Umgegend war hier zahlreicher zusammengeströmt als auf all den andern Stationen.

Mitten unter der bunten, freudig erregten Menge bemerkte man auch die lange Gestalt Veit Gronaus. Er sah noch etwas brauner und verwetterter aus als vor drei Jahren, schien aber sonst ganz der Alte geblieben zu sein. Ernst Waltenberg hatte in seinem Testamente seinen ehemaligen Sekretär sehr großmüthig bedacht und ihm eine durchaus unabhängige und behagliche Zukunft gesichert; aber der alte Wandertrieb war zu mächtig gewesen, Veit war wieder hinausgezogen in die Welt und erst jetzt nach jahrelanger Abwesenheit zurückgekehrt, um sich „das alte europäische Nest“ einmal wieder anzusehen. An seiner Seite befanden sich Djelma, jetzt kein Knabe mehr, sondern ein hübscher, schlanker Bursche von achtzehn Jahren, und Said, der europäische Kleidung trug und seinen ehemaligen Vorgesetzten und Mentor soeben freudigst begrüßt hatte.

„Ich bin serr froh, Master Gronau wiederzusehen,“ versicherte er einmal über das andere. „Ich schon wußte von Doktor Gersdorf, daß Master Gronau würde kommen zu dem Feste, aber wir glaubten, Master Gronau —“

„Said, thu' mir den Gefallen und höre endlich auf mit Deinem Master Gronau!“ unterbrach ihn dieser in der alten derben Weise. „Hast Du noch nicht Deutsch gelernt? Du radebrechst es noch immer in derselben ohrenzerreißenden Weise und bist doch nun drei volle Jahre in Deutschland gewesen. Da höre den Djelma an, der plappert jetzt wie ein Staarmatz, trotzdem wir die ganze Zeit in Indien herumgezogen sind. Das Deutsche habe ich ihm beigebracht; aber die Dummheit habe ich ihm noch nicht ganz austreiben können, die ist zu solide angelegt. Du wolltest ja damals durchaus hier bleiben. Wie ist es Dir denn ergangen in Deiner neuen Stellung bei dem Doktor Gersdorf?“

„O serr gut!“ versicherte Said; „aber ich nicht bleibe dort, ich gehe fort, schon in wenig Wochen.“

„So? Wohin denn?“ fragte Djelma, der das Deutsche jetzt in der That ganz fließend sprach, mit offenbarer Neugierde.

„Nach Oberstein! Ich“ — der Neger machte eine sehr bedeutende Kunstpause, sah erst Djelma, dann Gronau an und vollendete endlich mit ungeheurem Selbstbewußtsein:

„Ich verheirathe mich!“

„Du Unglücksmensch, wie kommst Du denn dazu?“ fuhr Gronau auf. „Und wo in aller Welt hast Du denn hier eine schwarze Landsmännin aufgetrieben?“

„Meine Braut ist ganz weiß und serr, serr hübsch,“ erklärte Said mit höchster Genugthuung. „Sie ist die Wärterin des kleinen Bertie, sie liebt mich serr, und Missis Gersdorf sagt, wir uns müßten heirathen unter allen Umständen.“

„Natürlich, in dem Hause, wo die Frau regiert, muß alles heirathen!“ brummte Veit. „Was willst Du denn aber mit Deiner künftigen, Dich so serr liebenden Gemahlin in dem Nest von Oberstein anfangen?“

„Oberstein jetzt ist Station!“ berichtigte Said mit Nachdruck. „Doktor Gersdorf hat mir verschafft die Pacht von dem neuen Gasthause, welches die Bahngesellschaft gebaut hat. Wir werden geben zu essen und zu trinken all den Fremden, welche kommen werden mit den Zügen, viele Hunderttausende.“

„Viele Hunderttausende!“ spottete Gronau. „Das scheint ja ein recht ausgedehnter Geschäftsbetrieb zu werden. Du hättest gleich heute damit anfangen können, denn die Herren vom Verwaltungsrath und die sonstigen Gäste, die mit dem Zuge kommen, werden doch alle essen und trinken wollen, und hier auf dem Bahnhof sehe ich noch gar keine Anstalten dazu.“

„Nein, Doktor Reinsfeld giebt droben in seiner Villa großes Diner all den Herrschaften,“ erklärte Said wichtig.

„Doktor Reinsfeld in seiner Villa? Großes Diner? Ja so“ — Veit lachte laut auf. „Ich bin doch neugierig, wie der gute Benno sich eigentlich als Millionär ausnimmt. Wahrscheinlich ist ihm das sehr unbequem, aber er wird sich wohl in das Unglück finden müssen; denn eine Million ist immer noch von dem riesigen Nordheimschen Vermögen übrig geblieben, wie mir Gersdorf schrieb.“

„Master Gronau, da kommt der Zug!“ rief Djelma, das Gespräch unterbrechend. Die ganze auf dem Bahnhofe harrende Menge gerieth in Bewegung, alles drängte heran und reckte die Hälse, um den ersten Zug zu sehen, der auf dem schmalen eisernen Wege aus der Tiefe emporstieg. Jetzt verschwand er in dem großen Tunnel unterhalb Oberstein; jetzt kam er wieder zum Vorschein und glitt stolz und ruhig heran. Die bekränzte Lokomotive

ließ ihre lange, weiße Rauchwolke wie eine Siegesfahne dahin wallen, jetzt erreichte sie die Schlucht, und nun donnerte die ganze Wagenreihe über die Brücke, empfangen von rauschender Musik, von jubelnden Hochrufen und Böllerschüssen, die rollend das Echo der Felsen ringsum weckten.

Auf dem Bahnhofe entleerte sich der Zug, aber es dauerte fast noch eine halbe Stunde, ehe man die Fahrt nach der Villa antrat. Zunächst wurde der Haupt- und Glanzpunkt der Bahn, die Wolkensteiner Brücke, die ein Theil der Gäste noch nicht kannte, eingehend besichtigt. Der kühne Riesenbau war wieder auferstanden aus der Vernichtung; stolz und mächtig wie einst schwang er sich von Fels zu Fels, unter ihm in schwindelnder Tiefe brauste die Ache in ihrer alten Wildheit, und hoch über ihm hob der Wolkenstein sein Haupt empor, das auch heut eine leichte Nebelkappe trug. Aber auf dem Abhange, wo einst der Bannwald gestanden hatte, erhob sich jetzt ein breites, festgefügtes Mauerwerk, ein sicherer Schutz gegen eine mögliche Wiederholung des Lawinensturzes.

Der Chefingenieur mit seiner jungen Gattin am Arme machte den Führer bei der Besichtigung. Er war selbstverständlich der Held des heutigen Tages, den man von allen Seiten mit Glückwünschen und Ausdrücken der Bewunderung überhäufte. Er nahm sie ohne jede Ueberhebung, mit ruhigem Ernste hin.

Erna dagegen strahlte vor Glück und freudigem Stolze, ihre Augen leuchteten auf bei jedem Glückwunsche, jedem Wort der Bewunderung, das ihrem Manne galt, der wie sie selbst von allen Seiten umdrängt und in Anspruch genommen wurde. Jeder geizte danach, mit der schönen Gemahlin des Chefingenieurs wenigstens einige Worte zu sprechen, für jeden mußte sie eine freundliche Erwiderung, eine Aufmerksamkeit haben.

Allerdings mußten die beiden die Repräsentation allein übernehmen, denn Doktor Reinsfeld, der als Gemahl der Erbin des verstorbenen Präsidenten die zweite Hauptrolle zu spielen hatte, kam dieser Pflicht nur sehr unvollkommen nach. Er trug nicht mehr das berühmte altmodische Staatskleid und die safrangelben Handschuhe, in denen er die Bekanntschaft seiner jetzigen Frau gemacht hatte. Sein Gesellschaftsanzug war völlig tadellos; aber man sah es ihm doch an, daß er den heutigen Tag als eine schwere Aufgabe betrachtete. Er beschränkte sich auf Verbeugungen und vielfache Händedrücke und hielt sich möglichst im Hintergrunde, als ein hageres, sonnenverbranntes Gesicht vor ihm auftauchte und eine bekannte Stimme fragte:

„Habe ich noch die Ehre, von dem Herrn Doktor Reinsfeld gekannt zu sein?“

„Veit Gronau!“ rief der Doktor, froh überrascht, indem er ihm die Hand hinstreckte. „Also haben Sie unsere Einladung doch noch rechtzeitig erhalten! Aber warum meldeten Sie sich nicht früher und machten die Fahrt mit?“

„Ich bin über Heilborn gekommen,“ versetzte Gronau, „und da war gerade noch Zeit, den Empfang hier in Oberstein mitzumachen. Meinen Glückwunsch zu dem heutigen Tage, Benno, an dem Sie ja auch so nahe betheiligt sind.“

„Ja, leider – – mit einem Diner für achtzig Personen!“ seufzte Benno. „Wolfgang meinte, es sei schicklich und unumgänglich, daß ich heute den Wirth mache, und wenn Wolf sich etwas in den Kopf gesetzt hat, muß man es schlechterdings thun.“

„In diesem Falle hat der Chefingenieur aber recht,“ sagte Gronau lachend. „Sie können als Hauptaktionär und erstes Mitglied des Verwaltungsrathes schon ein Uebriges thun bei der Eröffnungsfeier.“

„Wenn ich nur nicht überall dabei sein und mit aller Welt reden müßte!“ klagte der arme Doktor und nunmehrige Millionär in beweglichem Tone. „Denken Sie nur, sogar die Tischrede sollte ich halten, dagegen habe ich mich aber gewehrt mit Händen und Füßen. Wolfgang hat die Bahn gebaut, also kann er auch das Reden besorgen. Er hat zwar heute morgen schon gesprochen, vor der Abfahrt, als er die Bahn dem Verkehr übergab, und er sprach genial, hinreißend, wir waren alle entzückt und am meisten seine eigene Frau. Sie sieht heut blendend schön aus, nicht wahr?“

Veit nickte stumm und sein Gesicht verdüsterte sich, während sein Auge zu der jungen Frau hinüberflog. Diese Schönheit war es ja gewesen, die einen anderen in den Tod gejagt hatte, Ernst Waltenberg hätte seine Seligkeit hingegeben für einen Blick, wie Erna ihn eben ihrem Gatten zusandte. Die Erinnerung wollte freilich nicht in den Festjubel passen und Gronau verscheuchte sie auch rasch, indem er sich nach Frau Doktor Reinsfeld erkundigte.

„O, meine Alice blüht wie eine Rose und nun vollends unsere Kleine!“ Bennos ganzes Gesicht verklärte sich, als er von seiner Frau und seinem Kinde sprach. „Sie wissen doch —?“

„Daß Frau Alice Ihnen ein Kleines geschenkt hat — ja, das weiß ich, Sie schrieben es mir ja, und nun wird die ärztliche Praxis vermuthlich nur noch in der Familie ausgeübt.“

„Im Gegentheil, ich habe mehr Patienten als je,“ erklärte der Doktor seelenvergnügt. „Wenn wir im Sommer hier sind, gehe ich natürlich nach wie vor zu allen Kranken meines ehemaligen Bezirkes, und da ich bei den Aermeren jetzt meine Verordnungen auch mit den nöthigen Mitteln unterstützen kann – “

„So nutzen die biederen Wolkensteiner Sie gehörig aus!“ fiel Gronau ein. „Das kann ich mir denken! Ein Doktor, der ihnen nichts kostet und noch obendrein die Kurkosten bezahlt, das ist ein Mann nach ihrem Herzen. Sie machen sich vermuthlich jetzt öfter das Vergnügen, krank zu werden, da es so billig ist. — Aber nun will ich Sie Ihren gesellschaftlichen Pflichten nicht länger entziehen, Benno, wir können ja später plaudern.“

Er wollte zurücktreten, aber Benno hielt ihn schleunigst am Rockschoße fest.

„So bleiben Sie doch! Wenn ich mit Ihnen rede, kann ich so hübsch hier in der Ecke bleiben und brauche keine Komplimente zu machen. Wir haben ja alle möglichen Kapazitäten eingeladen, Minister und Provinzialbehörden, Abgeordnete und Bürgermeister und einen ganzen Stab von Journalisten, und mit all den geistreichen und vornehmen Herrschaften soll ich sprechen und womöglich auch geistreich sein — es ist fürchterlich!“

Gronau lachte und blieb, aber die Zurückgezogenheit sollte dem Doktor nicht lange gegönnt werden, denn jetzt trat Gersdorf, der als juristischer Vertreter der Bahngesellschaft gleichfalls an der Eröffnungsfeier theilnahm, mit seiner Frau heran. Die letztere schien ihren Grundsatz, dem armen Manne seine Dienstreisen durch ihre Gegenwart erträglicher zu machen, konsequent festzuhalten, aber sie hatte, mit Rücksicht auf ihre jetzige Stellung als Gattin und Mutter, eine gewisse feierliche Würde angenommen, die einen höchst ergötzlichen Kontrast zu ihrer quecksilbernen Natur bildete, welche bei jeder Gelegenheit durchbrach.

„Stehen Sie schon wieder hier in der Ecke, Benno!“ sagte sie vorwurfsvoll. „Soeben hat der Minister nach Ihnen gefragt, Sie werden ihn aufsuchen müssen.“

„Um Gotteswillen, laßt mich doch mit der Excellenz in Ruhe!“ rief Reinsfeld verzweiflungsvoll. „Was habe ich denn eigentlich mit der ganzen Geschichte zu thun? Das ist Wolfgangs Sache.“

„Ja, das hilft Dir nichts, Benno, Du mußt aufmerksam gegen Deine Gäste sein, komm nur mit,“ sagte der Rechtsanwalt, indem er seinen Vetter beim Arm ergriff und fortzog; Frau Doktor Gersdorf aber blieb zurück und stellte sich dicht vor Gronau hin, der in dunkler Ahnung des Kommenden sich nach irgend einer Gelegenheit zum Rückzuge umsah.

„Also Sie sind noch immer unverheirathet, Herr Gronau?“ fragte sie mit strafender Miene.

„Ja, noch immer, gnädige Frau,“ gab Veit kleinlaut zu.

„Das ist unverantwortlich! Warum sind Sie damals so schnell abgereist? Ich hätte eine Lebensgefährtin für Sie in Vorschlag, eine sehr reiselustige Dame, die auch mit nach Indien gegangen wäre. Jetzt ist sie leider verheirathet.“

„Gott sei Dank!“ seufzte Gronau aus Herzensgrunde.

„Dem Said habe ich auch zu seinem Glücke verholfen, trotz seiner schwarzen Farbe,“ fuhr die junge Frau fort. — „Wo ist denn Djelma geblieben? Ich sah ihn doch vorhin an Ihrer Seite.“

„Djelma ist erst achtzehn Jahr, gnädige Frau, der kann noch nicht heirathen!“ erklärte Gronau, der für seinen Schützling das gleiche Schicksal heranziehen sah, mit großer Entschiedenheit. Wally schien das auch einzusehen und wurde jetzt glücklicherweise von einigen Bekannten in Anspruch genommen.

„Gott bewahre uns in Gnaden!“ murmelte Veit entsetzt. „Ich glaube, die Frau schont nicht einmal die Kinder in der Wiege mit ihren Heirathsplänen!“

Elmhorst gab jetzt das Zeichen zum Aufbruch, man bestieg die bereitstehenden Wagen und begab sich nach der Nordheimschen Villa, wo Alice, welche die Eröffnungsfahrt nicht mitgemacht hatte, die Gäste empfing. Sie war noch immer eine zarte

Erscheinung, wenn auch jetzt zu vollster Gesundheit erblüht; aber eine gewisse mädchenhafte Schüchternheit war auch der jungen Frau geblieben und machte sie nur um so anmuthiger. Die eigentliche Würde und Vornehmheit des Hauses wurde durch Frau von Lasberg vertreten, die ihrer ehemaligen Pflegebefohlenen auch jetzt zur Seite stand. Sie hatte die sämmtlichen Anordnungen für das Fest übernommen und unter ihrer Leitung wurde denn auch der Ruf des früher Nordheimschen und nunmehr Reinsfeldschen Hauses glänzend gewahrt. Das Festmahl verlief in aller Pracht und Feierlichkeit, die zündende Rede des Chefingenieurs wurde mit stürmischem Beifall aufgenommen, man toastete auf das Gedeihen der Bahn, auf deren Erbauer, selbstverständlich auch auf den Festgeber und dessen Gemahlin. Benno mußte schließlich doch noch eine Dankesrede halten und mit einem Toast auf die Gäste antworten. Natürlich blieb er in der Mitte stecken, aber Wolfgang kam ihm zu Hilfe, indem er, gerade im kritischen Augenblick, der Musik ein Zeichen gab, einzufallen. In dem rauschenden Tusch und dem allgemeinen Hochrufen ging der Zwischenfall denn auch glücklich unter.

Nach Verlauf von einigen Stunden brach die Gesellschaft wieder auf, um unter Führung Elmhorsts bis zum Endpunkte der Bahn zu fahren, von wo sie abends ein zweiter Zug zurückbringen sollte. Benno aber erklärte, er habe heut das Möglichste geleistet und wolle nun endlich bei seiner Frau bleiben. Er stand mit Gersdorf und Wally, die gleichfalls zurückgeblieben waren, noch im Salon, als an der Hand eines hübschen, blonden Mädchens, der so sehr geliebten Braut Saids, der junge Herr Gersdorf erschien, der während der Eisenbahnfahrt unter dem Schutze von Alice geblieben war. Ihnen folgte Greif, der offenbar übler Laune war, weil seine Herrin ihn nicht mitgenommen hatte, und der sich, ohne von den Anwesenden weiter Notiz zu nehmen, draußen auf der Galerie niederlegte.

Albert der Kleine glich durchaus nicht seinem ernsten, ruhigen Vater. Er hatte das rosige Gesicht und die dunklen Augen der Mutter und über seiner Stirn kräuselten sich ebenso eigenwillig die schwarzen Ringellöckchen.

Frau Wally nahm ihren Sohn auf den Arm, aber der junge Herr drängte sofort wieder nach dem Boden, um sich der zur Galerie führenden Thür zu nähern.

„Gott sei Dank, daß die Geschichte vorüber ist!“ sagte Benno jetzt vergnügt. „Es hätte beinahe noch zuletzt ein Unglück gegeben, als ich in der Rede stecken blieb, aber Wolf half mir aus der Noth und ließ Tusch blasen — jetzt haben wir endlich Ruhe!“

Frau von Lasberg, die gleichfalls anwesend war und heute einen Tag des Triumphes gefeiert hatte, schüttelte bei diesem Stoßseufzer mit feierlichem Unwillen das Haupt.

„Mir scheint, Herr Doktor, Sie tragen Ihrer Stellung doch zu wenig Rechnung,“ bemerkte sie zurechtweisend. „Sie legt Ihnen zweifellos Pflichten auf in Bezug auf die Repräsentation, und seinen Pflichten sollte sich niemand entziehen. Ich hoffe, Sie sehen das ein, Herr Doktor.“

Der Herr Doktor sah das nun zwar nicht ein, aber er machte der majestätisch zur Thür hinausrauschenden Dame eine tiefe Verbeugung, Wally lachte laut auf.

„Da sitzt nun der Herr des Hauses und läßt sich von der gestrengen Frau Oberhofmeisterin den Text lesen! Sie hat Euch beide vollständig unter ihrem Scepter, ich glaube, Benno, Sie fürchten sich noch immer vor ihr.“

„Im Gegentheil,“ protestirte Reinsfeld. „Die Baronin ist ein wahrer Schatz für uns. Sie hat eine förmliche Leidenschaft für das Repräsentiren, sie besorgt das immer ganz allein und da können Alice und ich um so ungestörter —“

„In der Kinderstube sitzen,“ ergänzte Wally. „Das ist allerdings Eure Hauptbeschäftigung.“

„Ja, ich muß wirklich nach Alice und der Kleinen sehen,“ erklärte Benno, der schon lebhafte Zeichen von Unruhe gab. „Entschuldigt mich nur einen Augenblick, ich komme gleich zurück.“

Damit verschwand er und Frau Doktor Gersdorf sah ihm mit einem mitleidigen Achselzucken nach.

„Vor einer halben Stunde kommt er nicht wieder! Ich habe nie einen Vater gesehen, der so vernarrt in sein Kind ist wie Benno. Ich weiß mich frei von dieser Schwäche, ich beurtheile die Vorzüge wie die Fehler meines Sohnes in rein objektiver Weise. Allerdings muß ich zugeben, daß Bertie ein ungewöhnlich begabtes Kind ist, daß er schon jetzt Charaktereigenschaften zeigt, die man nur bewundern kann. Ich zweifle auch durchaus nicht, daß etwas ganz Bedeutendes aus ihm werden wird, und daß seine Zukunft — —“

Die rein objektive Beurtheilung wurde hier unterbrochen, und zwar durch den jungen Herrn Gersdorf selbst, der sich unbemerkt auf die Galerie geschlichen hatte und nun triumphirend auf Greif angeritten kam. Er saß fest auf seinem „Pferdchen“ und hielt sich mit den kleinen Händen an dem zottigen Fell des Hundes. Greif schien zwar einigermaßen entrüstet über die ihm angesonnene Rolle, fand sich aber darein und trug den Reiter. Wally wollte entsetzt dazwischen fahren. „Er wird sich wieder wie das letzte Mal eine Beule holen,“ jammerte sie, aber ihr Mann hielt sie zurück und sagte lachend:

„Laß den Jungen! Er ist konsequent und setzt seinen Willen durch, auch wenn es Beulen dabei giebt, und da hat er recht!“

Benno stand richtig in der Kinderstube vor der Wiege seines Töchterchens und schaute dies und die junge Mutter, die daneben saß, mit ganz verklärten Blicken an. Dann sah er sich schüchtern und vorsichtig um und brachte endlich ein Sträußchen von Alpenrosen zum Vorschein.

„Es ist Johannisabend, Alice,“ sagte er leise. „Da muß ich Dir doch das gewohnte Sträußchen bringen.“

„Hast Du das wirklich nicht vergessen in dem Strudel des heutigen Tages?“ fragte die junge Frau lächelnd.

„Eine Glücksprophezeiung vergißt man nicht, am wenigsten, wenn sie sich erfüllt hat!“ Er bot ihr das Sträußchen.

„Weiß' meine Blümel'n
Nimmer zurück,
Johannisegen
Bracht' uns das Glück!“ —

Es war bereits Abend geworden, als der Zug mit den Festtheilnehmern wieder die Station Oberstein passirte, wo er diesmal nur einen kurzen Aufenthalt nahm, um dann nach dem Ausgangspunkte der Bahn zurückzukehren. Nur der Chefingenieur und seine Gattin, die Gäste in der Reinsfeldschen Villa waren, und Gronau, der mit Djelma einige Tage in Oberstein bleiben wollte, waren auf dem Bahnhofe ausgestiegen, wo sie sich trennten.

„Ich habe den Wagen abbestellt,“ sagte Wolfgang, indem er den Arm seiner Frau nahm. „Ich denke, wir gehen zu Fuß, der Abend ist herrlich, und es ist unser erstes Alleinsein an dem heutigen Tage. Wir waren ja vom Morgen bis zum Abend unaufhörlich in Anspruch genommen.“

„Und es war doch ein Tag stolzen, langersehnten Glückes!“ entgegnete Erna, sich fest an seinen Arm schmiegend. „Aber Du warst so ernst, Wolfgang, mitten in all den Triumphen und Huldigungen — und Du bist es noch!“

Er lächelte, aber der Ernst klang noch in seiner Stimme, als er erwiderte: „Ich dachte daran, wie schwer dieser Triumph erkauft werden mußte. Das wissen nur wir beide allein! Du warst ja meine einzige Vertraute, meine einzige Zuflucht, bei der ich mir Muth und Kraft holte, wenn man mich mit Intriguen und Kleinlichkeiten bis aufs äußerste trieb. Wärst Du nicht an meiner Seite gewesen — ich hätte vielleicht nicht Stand gehalten.“

„Ja, es war das Schwerste, was einer Natur wie der Deinigen auferlegt werden konnte, sich überall gehemmt und gehindert zu sehen, und Du hast dennoch den Kampf siegreich durchgeführt bis an das Ende.“

„Aber Benno hat mir redlich dabei geholfen! Sobald Alice erst seine Frau war, sobald er sie auch gesetzlich vertreten konnte, legte er mit unbedingtem Vertrauen alles in meine Hände — ich werde ihm das nie vergessen.“

„Er dankt Dir aber noch mehr als Du ihm!“ warf Erna ein. „Benno mit seiner Geschäftsunkenntniß hätte sicher nichts gerettet aus jener Katastrophe, die das Vermögen meines Onkels so schwer traf. Das erforderte eine starke Hand wie die Deinige. Es ist Dein Werk allein, wenn Alice und Benno sich noch zu den Reichen zählen können.“

„Sie machen sich aber sehr wenig daraus,“ sagte Wolfgang halb scherzend. „Sie würden auch in einer Hütte zufrieden und glücklich sein.“

In diesem Augenblicke verließ der Zug den Bahnhof, die erleuchtete Wagenreihe donnerte wieder über die Brücke und wand sich dann wie eine glühende Schlangenlinie dahin, bis sie in der

Mündung des Tunnels verschwand. Durch die Abendstille klang deutlich der Pfiff der Lokomotive und das Echo der Felswände gab ihn leise verhallend zurück. Wolfgang war stehen geblieben, und während sein Auge dem verschwindenden Zuge folgte, hob ein stolzer, freudiger Athemzug seine Brust.

„Jetzt ist sie besiegt, die alte Unheilsmacht da oben! Sie hat mir den Sieg schwer genug gemacht; aber ich zwang sie doch! Sieh nur, Erna, da weichen die letzten Nebel von dem Wolkensitze Deiner Alpensee, sie scheint sich immer nur in der Sonnwendnacht zu entschleiern."

Ueber Ernas eben noch so strahlendes Antlitz legte sich ein Schatten, und in dem Blick, mit dem sie zu dem Wolkenstein aufsah, glänzte eine Thräne, während sie leise erwiderte:

„Es hat sie noch ein anderer bezwungen — aber er mußte mit seinem Leben dafür büßen!"

„Für ein tollkühnes, zweckloses Unternehmen, das keinem nützte!" Elmhorsts Stimme hatte einen herben Klang. „Er hat den Tod ja herausgefordert, er fand nur, was er suchte. Kannst Du denn diesen Ernst noch nicht vergessen? Noch immer nicht?"

Sie schüttelte verneinend das Haupt.

„Sei nicht ungerecht, Wolf, und nicht eifersüchtig auf den Todten. Du weißt es ja doch am besten, bei wem meine Liebe von Anfang an gewesen ist. Aber Du mit Deinem energischen Thatendrange, mit Deinem Ringen und Streben auf dem festen Boden der Wirklichkeit konntest eine Natur wie die Ernsts nicht verstehen."

„Möglich, wir waren von jeher zu schroffe Gegensätze, um gegen einander gerecht zu sein. Doch heute nichts mehr von dieser Erinnerung, Erna, heute gehört all Dein Denken und Fühlen nur mir allein! Die erste steile Höhe ist ja nun erstiegen, mit der Vollendung der Wolkensteiner Bahn ist mein Ruf und meine Zukunft fest begründet — aber leicht war der Weg wahrlich nicht."

„Und er war doch schön, trotz Klippen und Abgründen!" sagte Erna mit leuchtenden Augen. „Hatte ich nicht damals recht, Wolf? Es ist so schön, emporzusteigen aus der Tiefe; mit jedem Schritt, den man vorwärts thut, mit jedem Hinderniß, das man überwindet, die eigene Kraft wachsen zu sehen und endlich droben zu stehen auf der freien Höhe, im Gefühl des selbsterrungenen Sieges, wie Du jetzt dastehst!"

„Und mein Weib zur Seite!" ergänzte Wolfgang mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit. „Du trateſt ja damals zu mir in der dunkelsten Stunde meines Lebens, als alles um mich wankte und stürzte, und mit Dir kam mir das verlorene Glück wieder. Jetzt halte ich es fest, und nun mag es weiter aufwärts gehen — zu neuen Zielen!" —

Langsam sank die Nacht nieder, die alte, heilige Mittsommernacht mit ihrem Geisterweben. Heute war sie nicht erfüllt von träumerischem Mondesglanze, aber ein klarer, funkelnder Sternenhimmel breitete sich darüber aus, und nun begann es auch hier und dort an den Bergen aufzuglühen wie leuchtende Sterne — die Sonnwendfeuer, die überall emporflammten, und das größte und mächtigste loderte wie damals am Abhange des Wolkenstein. Sie grüßten das Reich der Alpensee, das bezwungene Reich, in dem der Menschengeist sich nun doch Bahn gebrochen hatte, trotz aller Schrecken der Vernichtung, in dem er endlich doch Sieger geblieben war gegen die blinde Wuth der Elemente. Das große Riesenwerk war vollbracht. Neu geschaffen und fest gesichert stieg der eiserne Weg aus der Tiefe empor, mächtig schwang sich die Brücke über die Felsenschlucht und entschleiert blickte der Wolkenstein darauf nieder. Ein großes leuchtendes Sternbild stand über seinem Gipfel, über dem Haupte der Alpensee.

Beethoven in der Klemme.

Eine Fidelio-Episode von Ernst Pasqué.

Es war im Sommer des Jahres 1805. Beethoven hatte den Auftrag übernommen, für das damals unter kaiserlicher Verwaltung stehende Theater an der Wien eine Oper zu komponiren, und war mit aller Lust, sogar mit Begeisterung ans Werk gegangen, denn in dem von Bouilly verfaßten Buch der Gaveauxschen Oper: „Léonore, ou l'amour conjugal" glaubte er gefunden zu haben, was er schon so lange gesucht: eine wirksame dramatische Handlung in einer Ausführung, die seinen künstlerischen Neigungen zusagte und seinem eigenen Empfinden entsprach. Bouillys Buch war von Joseph Sonnleithner, Sekretär des Hoftheaters, wörtlich, Scene für Scene übersetzt worden und Beethoven hatte in einer ihm im Theater an der Wien eingeräumten Wohnung seine Arbeit begonnen, die nach vielen schweren Kämpfen und Wehen eines seiner Hauptwerke, sein einziges Bühnenwerk, doch dafür „ein Löwe" werden sollte. Im Sommer siedelte er mit der begonnenen Partitur nach dem hübschen stillen Hetzendorf über, dort seine „Leonore", denn so, und wie das französische Originalbuch, sollte die Oper heißen, zu vollenden.

* * *

In seinem Stübchen saß der Meister am Klavier bei der Arbeit, das Fenster ihm zur Seite weit geöffnet. Die helle Morgensonne drang in den einfachen, von dichten grünen Rebenblättern und Ranken umzogenen Raum, der die Geburtsstätte eines der herrlichsten Meisterwerke der Opernbühne werden sollte. Draußen herrschte eine feierliche Ruhe, denn es war Sonntag und das Haus, in dem Beethoven zwei kleine Stübchen bewohnte, lag dem Park des kaiserlichen Lustschlosses nahe, in dessen einsamen Alleen der Meister so gerne, seinen Gedanken nachhängend, wandelte. Beethovens Augen leuchteten, denn wundervolle Melodien und Harmonien entlockten seine Finger dem einfachen Instrument, die er theilweise aus den aufgelegten Notenblättern abzulesen schien. Es klang wie ein vielstimmiger Jubelgesang, der nur der neuen Oper „Leonore" angehören konnte.

Da öffnete sich während einer Pause die Thür und mit einem fröhlichen „Grüß Gott, Ludwig!" trat Stephan von Breuning, Beethovens Jugendfreund und jetziger geduldiger Genosse, in die Stube. Beide hatten bis noch vor kurzer Zeit in dem Esterhazyschen „Rothen Hause" zusammen gewohnt, sich dann entzweit, bis der mürrische Beethoven sein Unrecht eingesehen und sich reumüthig wieder dem treuen Freunde genähert hatte.

„Was hast Du da gespielt, eine Phantasie oder gehört's zu Deiner Oper?" rief Breuning, der wohl draußen gehorcht hatte, mit hellem Enthusiasmus.

„Setze Dich daher, Steffen, und höre das letzte Finale meiner ‚Leonore'," entgegnete Beethoven, nur mit diesen Worten den Gruß des Freundes erwiderend, denn seinen Blick hatte er nicht von den Noten abgewendet und durch die Störung nichts von seiner begeisterten Erregung verloren. „Ich habe den Entwurf soeben zu Ende gebracht und Du sollst der erste sein, der das ganze Finale hören wird. — In wenigen Tagen ist es instrumentirt und dann auch bald die ganze Partitur fertig. Höre! — Doch unterbrich mich nicht! Hast Du eine Bemerkung zu machen, so warte damit, bis ich zu Ende bin."

Nicht wenig erwartungsvoll ließ sich Breuning auf einen Stuhl in der Nähe Beethovens nieder, so, daß er auch die Notenblätter im Auge behalten konnte. War des Meisters Notenschrift auch meistens hieroglyphisch, so vermochte er sie doch, durch lange Uebung dazu befähigt, wo es nur irgend anging, zu entziffern. Beethoven spielte. Ohne dem Freunde nur einen Augenblick der Vorbereitung zu gestatten, hatte er bei dem Chor des Volkes: „Heil sei dem Tag! Heil sei der Stunde!" begonnen und sonder Unterbrechung ließ er ihn das ganze große Finale, theilweise sogar mit vollem Text, hören, bis zu den letzten Takten des Jubelchors: „Wer ein solches Weib errungen!" Als er endlich die Hände sinken ließ, sich in den Stuhl zurückwarf, um den Schweiß, der seine mächtige Stirn bedeckte, abzutrocknen, da sprang Breuning von seinem Sitz empor. Sein Auge flammte, seine Brust senkte und hob sich vor heiliger Erregung, und keine andern Worte vermochte er im ersten Augenblick zu finden als: „Herrlich! herrlich! ergreifend herrlich!" Dann umarmte und küßte er den Meister.

„Du bist also mit der Komposition zufrieden?" sagte Beethoven, der aufgestanden war und jetzt, um sich Luft zu machen, die Stube zu durchwandern begann. „Hast mir keine Bemerkung zu machen?"

„Wunderbar! Himmlisch schön! Der Schlußgesang ist ein Jubelhymnus, wie noch nie — niemals ein gleicher auf der Bühne — ich möchte wohl sagen im ganzen Reich der Töne

erklungen!" Also antwortete Breuning noch immer in voller Begeisterung. Dann umschlang er des Meisters Schultern, drückte ihn sanft wider seine Brust und sagte nun mit leisem, innigem Ton, während seine Augen naß werden wollten: „Und ein Mann hat ihn mit seinem Herzen gesungen — der bis jetzt noch kein Weib gefunden, das er in gleichem Sinne sein eigen nennen darf. Armer Freund!"

„Laß das!" fuhr Beethoven wild, mit dem Ton eines grollenden Löwen auf, zugleich die Arme des Freundes, der sich wohl vergessen hatte, von sich abschüttelnd. „Sage mir lieber, was Du auszusetzen hast; es wäre ja ein Wunder, wenn nichts derartiges auf Deinem Herzen lastete."

„Nun denn, wenn Du es durchaus willst," entgegnete der andere, durch des Meisters rauhe Weise etwas abgekühlt, „so will ich Dir eines sagen, was mir aufgefallen ist. Ich bemerkte eine Stelle Roccos, im Beginn des Finales, der Du nach meiner Ansicht eine wirksamere Betonung hättest geben können, die dabei auch ganz bestimmt die richtigere sein würde."

„Ah! das wäre! — Da liegen die Noten — zeige mir die falsch betonte Stelle!"

Breuning schlug die Blätter zurück, und als er endlich gefunden, was er gesucht, deutete er auf die Noten und sagte: „Hier ist's, schau nur her! Rocco sagt zu dem Minister, als Schluß seines Berichtes über den Hergang im Kerker:

‚Nur euer Kommen rief ihn (den Mörder Pizarro) fort!'

Die Scansion dieses Verses hast Du, wie alles was ich gehört, richtig, oder doch regelrecht behandelt; aber mir scheint, daß Du gerade an dieser Stelle von dieser Regelrechtigkeit hättest absehen müssen. Denn deutlicher und wirksamer wäre es auf alle Fälle gewesen, wenn Du das unscheinbare Wörtchen ‚Nur', das sich auf das Kommen des Ministers bezieht, was nach meiner Ansicht hier allein den Ausschlag giebt, mehr hervorgehoben und deklamirt hättest:

‚Nur euer Kommen rief ihn fort.'"

„Hm, hm!" brummte Beethoven gedankenvoll vor sich hin, „das wäre zu überlegen." Dann sprach er hastig, abgerissen und ohne aufzublicken: „Doch laß mich jetzt! — Gehe einstweilen in den Park, in einer halben Stunde bin ich bei Dir, dann wollen wir eine Promenade machen. — Ich sehne mich nach freier Luft — meine hier zu ersticken."

Breuning, der Beethovens Eigenheiten hinlänglich kannte, entfernte sich ohne viele Worte und schritt dem Eingang des kaiserlichen Parkes zu. Der Meister war wieder allein. Eine ganze Weile blieb er brütend und unbeweglich, die Augen starr auf die Noten gerichtet, vor dem Klavier sitzen, kaum verständlich ein über das andere Mal vor sich hinmurmelnd:

„Nur euer Kommen — Nur euer Kommen — rief ihn fort!" — Endlich rief er laut: „Der Satansjunge hat wahrhaftig recht! es klingt besser, wirksamer und ist dabei auch richtiger." Zugleich nahm er die auf dem Klavierdeckel bei der Tinte liegende Feder, durchkreuzte mit kräftigen Strichen die Stelle und schrieb sie sofort in der neuen Lesart in kaum zu enträthselnden Noten und Worten am Rande des Blattes nieder. Dann versank er aufs neue in sein früheres Brüten.

Die halbe Stunde — wohl eine ganze! — war vergangen und Beethoven hatte Breuning und sein Versprechen, ihn im Schloßpark aufzusuchen, längst vergessen. Da klopfte es an der Thür, die sich auch sofort öffnete — denn ein „Herein!" des unbeweglich dasitzenden Meisters wäre nicht erfolgt! — und in die Stube traten ein Herr und eine Dame in gesetztem Alter in der damaligen modischen Tracht der besseren Gesellschaftsklasse. Es war Joseph Sonnleithner und Frau Nanette Streicher, die sich schon damals in ihrer frischen, freundlichen Weise der etwas unordentlichen Junggesellenwirthschaft Beethovens thatkräftig angenommen hatte.

„Schönen guten Morgen, Herr von Beethoven!" rief Frau Streicher schon beim Betreten der Stube mit lachendem Gesichte und fröhlichem Ton. „Muß mich doch wieder einmal nach Ihnen umsehen, und da heute ein heiliger Sonn- und Festtag ist, so darf dies wohl auch geschehen, ohne daß man befürchten müßte, den Meister in seiner Arbeit zu stören." Dabei war sie auf Beethoven zugetreten und hatte ihm so kräftig und anhaltend die Hand gedrückt und geschüttelt, als ob sie ihn mit Gewalt aus seinem Träumen hätte aufwecken wollen.

Sonnleithner hatte während dieser redefertigen Begrüßung nur eine ceremonielle Verbeugung anbringen können, nun aber sagte er: „Und ich komme im Auftrag meines Chefs, des kaiserlichen Hofoperndirektors Herrn Peter von Braun, mich bei Herrn von Beethoven nach dem Stande unserer Oper ‚Fidelio' zu erkundigen."

„Nichts ‚Fidelio'! ‚Leonore' heißt meine Oper, und so soll und wird sie heißen!" rief Beethoven, recht unwirsch den höflichen Gruß seines Dichters erwidernd. „Und fertig ist sie auch — oder doch so gut wie fertig. Schaut nur her, Sonnleithner, hier das letzte Finale! — Ah!" rief er plötzlich recht freudig, wie von einem ihn ganz besonders interessirenden Gedanken erfaßt. „Ihr kommt mir gerade gelegen und sollt nun auch ein Stück meines Finales und einen Theil Eurer schönen Verse hören. Merket auf — alle beide!"

Seine letzten Worte waren in ein Lachen übergegangen, das indessen bedenkliche Aehnlichkeit mit einem unwirschen Brummen zeigte. Dann begann er zu spielen.

Frau Nanette hatte sich, ohne den Shawl und den gewaltigen, mit wallenden Federn besetzten Hut abzulegen, bequem in eine Ecke des einfach ländlichen Sofas niedergelassen und Herr Sonnleithner stützte sich auf die Rücklehne des Stuhls, auf dem Beethoven saß. Dieser hatte das Finale bei dem Chor: „Heil sei dem Tag! Heil sei der Stunde!" begonnen, dann spielte er weiter bis zu der bewußten Stelle Roccos, wo er die neue Lesart:

„Nur euer Kommen rief ihn fort!"

ganz besonders, sogar mit rechtem Wohlgefallen hervorhob.

In diesem Augenblick machte Sonnleithner eine unbehagliche Bewegung, wodurch der Stuhl, dessen Rücklehne seine Hand gefaßt hielt, ebenfalls ins Schwanken gerieth. Beethoven brach sein Spiel ab, wandte den Kopf nach dem Dichter um und fragte in recht rauher Weise:

„Na, was ist's, Herr von Sonnleithner? Gefällt Ihnen etwa meine Komposition nicht?"

„Ganz ausnehmend gefällt sie mir, hochverehrter Meister," entgegnete der also Angefahrene äußerst höflich. „Nur — verzeihen Sie mir, Herr von Beethoven, wenn ich es wage, mich offen auszusprechen — nur diese letzte Stelle scheint mir nicht ganz richtig aufgefaßt und wiedergegeben zu sein. Der Accent müßte doch hier unbedingt — wie es auch die Scansion des Verses verlangt — auf dem Worte ‚euer' liegen und nicht auf dem nebentonigen ‚nur'. Denn des Ministers Kommen allein hat die Katastrophe herbeigeführt, und da ist es unbedingt klarer und nebenbei auch richtiger, wenn es heißt und gesungen wird:

‚Nur euer Kommen rief ihn fort!'"

„Da haben wir's!" knirschte Beethoven unhörbar vor sich hin, um in Gedanken hinzuzusetzen: „Nun will der wieder recht haben — und er hat's vielleicht auch, wie ich von allem Anfang an recht hatte." Da fiel sein Blick auf Frau Streicher, und plötzlich wendete er sich mit einem Anflug von Humor und der Frage an diese: „Und was sagt Frau Nanette dazu? Welches ist ihre Meinung?"

„Ich möchte fast Herrn von Sonnleithner recht geben," antwortete diese in ihrer frischen Redeweise, „nur meine ich, daß es noch weit wirksamer und auch klarer wäre, wenn Sie den Hauptaccent auf das ‚Kommen' legten. Denn gerade, daß der Minister zur rechten Zeit gekommen ist, giebt ja den Ausschlag."

Da sprang Beethoven jäh von seinem Sitz empor und brach in ein unbändiges Gelächter aus — während Sonnleithner erschrocken einige Schritte zurückwich. Dann rief er mit einer ingrimmigen Bissigkeit:

„Ein Tausendglück, daß Ihr nur zu zweit gekommen seid, denn wären Euer ein halbes Dutzend, so gäbe es mehr Deutungen, Lesarten und Vorschläge, als das arme Versungeheuer Füße und Silben hat! — Da bin ich in eine schöne Klemme gerathen! — Wißt Ihr, wie ich mir in diesem Augenblick vorkomme?" Damit faßte er Frau Nanette, die sich erhoben hatte, unter den einen Arm, packte Sonnleithner unter den andern und sprach dann geheimnißvoll zu beiden: „Geht heim und leset die Fabel Lafontaines von dem Bauer und seinem Sohne, die ihren Esel zum Markt führen und dabei auf das Gerede und den Rath der Leute hören — und danach thun. Dann wisset Ihr, wie mir zu Muthe ist. — Doch getrost, Kinder, laßt mich nur ein halbes Stündchen allein, muß über Eure gewiß wohlgemeinten Vorschläge nachdenken. Geht einstweilen in den Park — dort werdet

Ihr den Brenning finden, der bereits auf mich wartet. Bald bin ich bei Euch und dann wollen wir zusammen promeniren und plaudern."

Damit drängte er beide zur Stube hinaus und setzte sich wieder ans Klavier. Herr von Sonnleithner und Frau Nanette Streicher gingen in den Park des kaiserlichen Lustschlosses, doch fanden sie dort ebenso wenig Herrn Stephan von Breuning wie nach einer vollen Stunde Wartens — Beethoven.

Der Meister saß in ernsten Gedanken versunken vor dem Entwurf seines großen Finales und ließ die drei verschiedenen Lesarten des bewußten Verses an seinem Geiste, dann auf dem Klavier Revue passiren: „Wo steckt das Richtige?" sagte und fragte er sich, ohne eine genügende Antwort finden zu können. Sein Kopf begann zu glühen, und je mehr er nachdachte, je schwankender wurde er in seiner Meinung. Da rief er plötzlich mit einem raschen Entschluß: „Hol's der Teufel! ich will die sämmtlichen Lesarten anbringen — eine davon wird gewiß die wirksamste und somit auch die richtige sein — das Publikum mag entscheiden." Dann begann er zu schreiben — Sonnleithner und die Streicher waren vergessen, wie er früher Breuning vergessen hatte. —

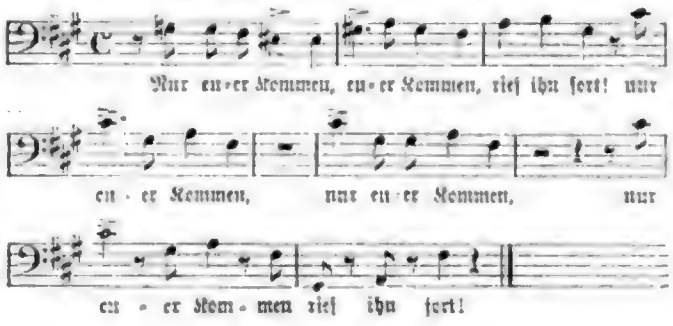
* * *

Gegen Ende des Sommers war die Arbeit gethan und Meister Beethoven brachte die fertige Partitur mit nach Wien. Am 20. November desselben Jahres, 1805, wurde die Oper, und zwar gegen den Willen Beethovens, unter dem Titel „Fidelio" in dem Theater an der Wien zum ersten Male aufgeführt — ihre weiteren Schicksale sind bekannt. —

Und die drei Lesarten des verhängnißvollen Verses?

Beethoven hat sie wahr und wahrhaftig zur Ausführung gebracht.

Der Leser mag nur einen Klavierauszug zur Hand nehmen, dort findet er sie im zweiten Finale, bei Roccos Erläuterungen, dicht neben einander stehen:



Blätter und Blüthen.

Geschenkwerke für den Familientisch. Wenn auch die alte Klage über die Unlust der Deutschen, Bücher zu kaufen, im allgemeinen immerhin noch berechtigt sein mag, bei festlichen Gelegenheiten gilt jedenfalls ein werthvolles Buch als ebenso passendes wie schönes Geschenk, und namentlich zur Weihnachtszeit ist die Sorge vieler darauf gerichtet, den Festtisch mit dem einen oder andern guten Buche zu schmücken. Da aber die Wahl oft recht schwer ist, wollen wir, wie in früheren Jahren, so auch jetzt wieder, eine kleine Anzahl von Geschenkwerken für den Familientisch namhaft machen, um denen, welche in der „Gartenlaube" Rath suchen, die Auswahl zu erleichtern.

Außer den von uns bereits an anderer Stelle empfohlenen Prachtwerken möchten wir nur noch einige wenige nennen. Den Freunden der bekannten Hendschelschen Skizzen wird die Nachricht willkommen sein, daß ein neuer, dritter Band „Aus A. Hendschels Skizzenbuch" (Verlag von M. Hendschel in Frankfurt am Main) erschienen ist. Einer besonderen Empfehlung bedürfen diese Skizzen nicht mehr; sie haben sich ein Heimathsrecht in jeder kunstliebenden deutschen Familie erworben, und der dritte Band ist nicht weniger werthvoll als seine beiden Vorgänger. — „Die neue Spitzweg-Mappe" (München, Braun und Schneider) enthält Kupferdruckreproduktionen von zwölf hervorragenden Gemälden des Meisters und bildet eine Fortsetzung der im vorigen Jahre in demselben Verlage erschienenen „Spitzweg-Mappe", ist aber handlicher und billiger als diese. Sie wird hoffentlich dazu beitragen, den so stimmungsvollen Schöpfungen des zeitlebens allzu bescheidenen Meisters auch in weiteren Kreisen Anerkennung zu verschaffen. — Edwin Bormann legt zwei Ausgaben seines „Liederhorts" (Selbstverlag) auf den Weihnachtstisch, eine illustrirte Prachtausgabe und eine Textausgabe. Bormanns Poesien sind in seiner engeren Heimath, Sachsen, längst geschätzt; die vorliegende Prachtausgabe seines „Liederhorts" mit ihrem reichen Bilderschmuck von Fedor Flinzer, Karl Gehrts, Erdmann Wagner und anderen namhaften Künstlern scheint ganz dazu angethan, seine Popularität in Nah und Fern zu erhöhen. — An die schweren weltgeschichtlichen Ereignisse des verflossenen Jahres gemahnt uns das Prachtwerk „Kaiser Wilhelm und seine Zeit" von Professor Dr. Bernhard von Kugler (München 1888, Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft, vormals Friedrich Bruckmann). Wer an der Hand dieser Blätter das Leben Kaiser Wilhelms von seiner frühesten Jugend bis ins hohe Alter verfolgt, wird aufs neue überzeugend erkennen, welch eine außerordentliche und beispiellos erfolgreiche Laufbahn im März dieses Jahres mit dem Tode des greisen edlen Monarchen ihren Abschluß gefunden hat. Das umfangreiche Werk trägt die Berechtigung zu einem Hausbuche ebenso in seiner lebensvollen, historisch treuen Darstellung wie in seinem reichen Illustrationsschmucke.

Nicht vergessen dürfen wir, hier ein kleineres Werk zu erwähnen, welches ebenfalls das Leben des entschlafenen Kaisers behandelt: Ernst Scherenbergs Gedenkbuch für das deutsche Volk: „Kaiser Wilhelm I." (Leipzig, Ernst Keil's Nachfolger), aus dem wir Mitte dieses Jahres einzelne Abschnitte in der „Gartenlaube" zum Abdruck brachten. Wem das Kuglersche Prachtwerk zu kostspielig ist, der findet in Scherenbergs trefflichem Gedenkbuch um geringen Preis einen werthvollen Ersatz.

Mit besonderer Freude haben wir ein Buch begrüßt, welches uns Aufzeichnungen aus dem Leben einer unvergeßlichen deutschen Frau bringt. Wer kennt nicht den Namen Ottilie Wildermuth, wer nicht ihre gemüthvollen Erzählungen für Jung und Alt! Die Schriften von Ottilie Wildermuth gehören ohne Zweifel noch heute zu dem Allerbesten, was für die deutsche Familie und die Kinderwelt geschrieben ist; aus dem Leben der Schriftstellerin aber war nur wenig bekannt. Und doch, wie sehr verdient auch dieses die Beachtung jeder deutschen Frau! Es bietet keine spannenden Ereignisse und ungewöhnlichen Begebenheiten; aber es entrollt die einfache, schlichte Geschichte einer edeln Frau und gerade darin liegt sein Werth. Wer sehen will, wie die Erzählerin, die in ihren Schriften so gemüthvoll und eindringlich der Frauenwelt die Erfüllung ihres Berufes ans Herz legt, im eigenen Leben ihre Ideale bethätigte, der wird in dem Buche „Ottilie Wildermuths Leben". Nach ihren eigenen Aufzeichnungen zusammengestellt und ergänzt von ihren Töchtern Agnes Wilms und Adelheid Wildermuth. (Stuttgart, Verlag von Gebrüder Kröner) des Erfreuenden und Erquickenden unendlich viel finden.

„Das erste Jahr im neuen Haushalt", eine Geschichte in Briefen von R. Artaria (ebenda), ist unseren Lesern durch die Veröffentlichung in der „Gartenlaube" bekannt. Viele Wünsche veranlaßten die Herausgabe der bedeutend vermehrten Briefe in Buchform und der jetzt vorliegende elegante Band ist eines der reizendsten Geschenke für den Festtisch. Wer einer Braut oder einer jungen Frau zu bescheren hat, wird eine passendere Wahl nicht treffen können. — Ebenfalls an die Frauenwelt wenden sich das Gedenkbuch „Von Tag zu Tag" von Richard Schwinger (Stuttgart, Friedr. Frommanns Verlag), das Perlen deutscher Dichtung enthält und zugleich leere Blätter zur Führung eines Tagebuches bietet, und „Sang und Klang" (Leipzig, Fr. W. Grunow), ein Hausschatz deutscher Lyrik, von kundiger Hand zusammengestellt und geschmackvoll ausgestattet.

Ueberaus reichhaltig ist die Auswahl erzählender Schriften, welche der Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig darbietet. Wir erwähnen zunächst die illustrirte Ausgabe von E. Marlitts gesammelten Romanen und Novellen, von welcher jetzt zwei Bände vorliegen. Der erste bringt „Das Geheimniß der alten Mamsell", der zweite „Das Heideprinzeßchen". Hunderttausende von Lesern haben sich an E. Marlitts Romanen erfreut und diese üben auch heute noch ihre unverminderte Anziehungskraft, wenn auch der liebenswürdigen Erzählerin die Feder durch den Tod für immer entwunden ist. Ihr letzter, als Bruchstück hinterlassener Roman „Das Eulenhaus", vollendet von W. Heimburg, liegt jetzt ebenfalls in eleganter Buchausgabe vor. — Sieben Novellen von W. Heimburg (Am Abgrund — Unsere Hausglocke — Unser Männe — Jascha — In der Webergasse — Großmütterchen — Aus meinen vier Pfählen) tragen den Sammeltitel „Unter der Linde". In vorzüglicher Geschenkausstattung erschienen auch Fanny Lewalds „Josias" und Johannes Proelß' anmuthiger Novellenkranz „In der Schutzhütte". Den Lesern der „Gartenlaube" ganz neu ist dagegen der dreibändige Roman „Das Logbuch des Kapitäns Eisenfinger" von Balduin Möllhausen, ein spannender, groß angelegter Roman, den kaum jemand ohne innerste Befriedigung aus der Hand legen wird. * *

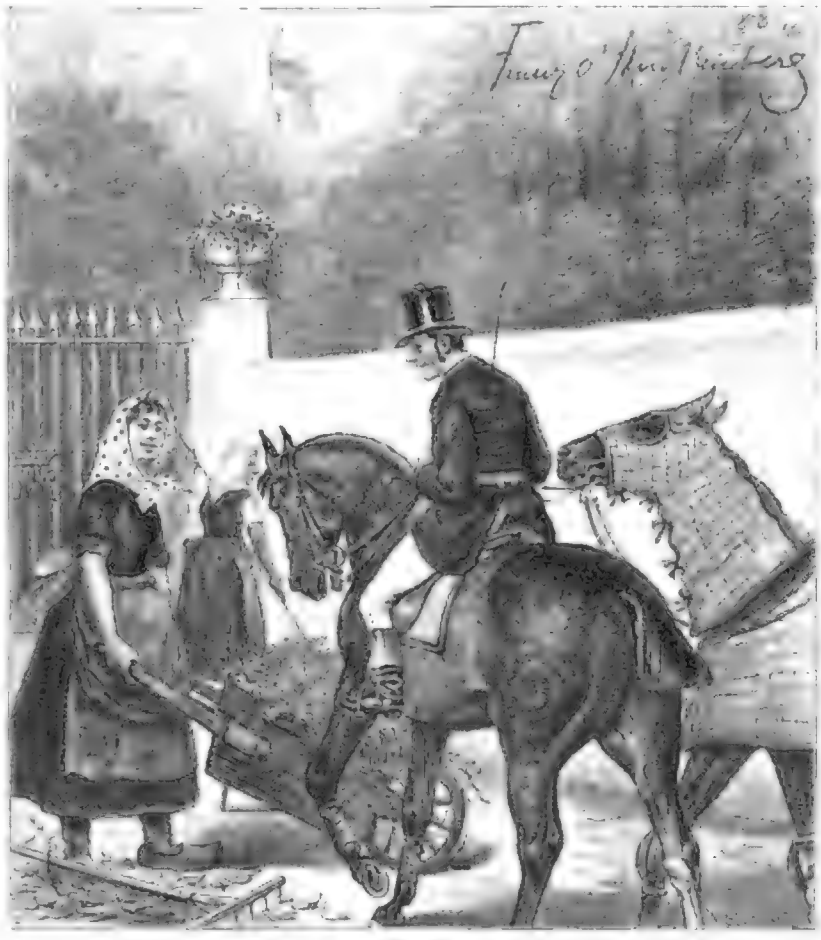
Weihnachtsbüchertisch für die Jugend. Die ungleichmäßige geistige Entwickelung der Kinder läßt es oft schwer erscheinen, bei jedem Buche eine genaue Grenze des Alters anzugeben, für welches es in erster Linie passend ist. Wenn wir trotzdem wieder eine Eintheilung der Weihnachtsbücher nach den Altersstufen geben, so geschieht dies deshalb, weil eine annähernde Bestimmung, bei welchem Alter hinreichendes Verständniß für das eine oder andere Buch vorauszusetzen, immerhin möglich ist und weil wir nur eine kleine Zahl von wirklich guten Schriften anführen, denen sich das mehr oder minder entwickelte kindliche Verständniß sicher anschmiegen dürfte. Bei dem knapp bemessenen Raume, der uns diesmal zu Gebote steht, müssen wir von eingehenderen Besprechungen absehen.

Den Kleinsten, im Alter von 5 bis 7 Jahren, bietet der Weihnachtsmann eine Reihe von Bilderbüchern, deren schöne künstlerische Ausführung nichts zu wünschen übrig läßt und bei denen auch auf die Texte alle Sorgfalt verwandt ist. „Wenn der Frühling blüht", mit stimmungsvollen Bildern von H. M. Bennett und Gedichten von Fanny Stockhausen (München, Th. Stroefers Verlag), und „Augenweid und Herzensfreud" von L. Mack und Emil Wolff (ebenda) werden das Entzücken aller Kleinen bilden und ohne Zweifel auch den erwachsenen Familiengliedern Freude machen. Einen belehrend unterhaltenden Zweck verfolgt das Bilderbuch „Unterricht im Thierreiche für unsere Kleinen" von Anna Lieboldt und Hans W. Schmidt (Leipzig,

C. Twietmeyer), ein echtes Kinderbuch, das namentlich in der Hand der Mutter für die Erweiterung des kindlichen Anschauungskreises ersprießlich werden kann. V. V. Mohn, der bekannte Berliner Künstler, und G. Chr. Dieffenbach legen „Nesthäkchens Zeitvertreib“ (Bremen, M. Heinsius) auf den Festtisch, und ein Buch, das durch diese beiden bewährten Kinderfreunde eingeführt ist, empfiehlt sich dadurch am besten. Warme Anerkennung verdient auch der „Zeitvertreib für die ganz Kleinen“ (Dresden, C. C. Meinhold und Söhne), welchen E. Limmer mit 45 farbigen Originalzeichnungen geschmückt hat. Eines der besten Bilderwerke aber, von Frida Schanz, mit Bildern von C. Colin, führt den Titel „Kleine Leute von sonst und heute“ (Stuttgart, Gebrüder Kröner). Bilder und Gedichte athmen liebenswürdigen, echten Humor und in den Prosageschichten weiß die Verfasserin vorzüglich den Ton zu treffen, den Kinder verstehen und lieben.

An Knaben und Mädchen im Alter von 7 bis 10 Jahren wendet sich eine neue Jugendschrift von Dietrich Theden: „Laßt Euch erzählen!“ (Leipzig, E. Twietmeyer). Das in geschmackvollster Ausstattung vorliegende Buch enthält Märchen und schlichte Erzählungen aus dem Leben, bestimmt und trefflich geeignet, die empfängliche Seele des Kindes mit der Poesie der Natur vertraut zu machen und sein Herzens- und Gemüthsleben zu wecken und zu bilden. Den reichen Bilderschmuck in Schwarz- und Buntdruck lieferten Hermann Vogel, R. Püttner u. a.

Die „Plauderstündchen“, eine Festgabe zur Unterhaltung und Belehrung, herausgegeben von Helene Binder (München, Th. Stroefers Kunstverlag), sind ein empfehlenswerthes Sammelwerk für Knaben und Mädchen von 8 bis 12 Jahren, während die unter dem Titel „Aus bewegter Jugendzeit“ (ebenda) vereinigten 6 Erzählungen von Auguste Meixner vorzugsweise für Mädchen dieses Alters in Frage kommen. Manche der Bilder in den „Plauderstündchen“ können zwar ihre englische Herkunft nicht verleugnen, doch sind sie hübsch und dürften namentlich durch ihren Farbenreichthum den Kindern außerordentlich zusagen. — „101 neue Fabeln“, mit über 80 künstlerisch schönen Illustrationen von Fedor Flinzer, sind von Frida Schanz im Verlage von Ambr. Abel in Leipzig herausgegeben worden. Sie werden sich bald einbürgern.



Versperrter Weg.

Originalzeichnung von Franz O'Stückenberg.

Für die reifere Jugend empfehlen wir in erster Linie ein vortreffliches Jugendbuch unseres altgeschätzten Mitarbeiters Victor Blüthgen: „Der Weg zum Glück“, mit sechs Bildern in Farbendruck von Fritz Bergen (Stuttgart, Gebrüder Kröner). Die fünf meisterhaften Erzählungen dieses Buches entsprechen auch den höchsten Anforderungen und verbinden mit spannendster Handlung wahrhaft sittliche Grundgedanken, deren Wirkung um so sicherer ist, als sie überall als selbstverständlich erscheinen, nirgends aber sich aufdrängen. — Von Erzählungen historischen Inhalts sind Oskar Höckers „Im Rock des Königs“, illustrirt von A. von Roeßler (Leipzig, Ferdinand Hirt und Sohn), „Die Erben von Scharfeneck“, Bilder aus der Zeit der Königin Luise, für das reifere Mädchenalter, von Brigitte Augusti (ebenda), „Ein Mann, ein Wort“, eine Geschichte aus der Zeit der Kreuzzüge von E. Wuttke-Biller (Leipzig, Ambr. Abel) und „Die Befreiung Germaniens vom Römerjoche“ von Albert Kleinschmidt (Leipzig, Friedrich Brandstetter) werthvolle Bereicherungen der Jugendlitteratur, gegen welche zahlreiche andere geschichtliche Schriften merklich zurücktreten.

Als erfreuliche und für die reifere Jugend vortrefflich passende Novitäten vom Gebiete der Länder- und Völkerkunde müssen wir schließlich noch drei Schriften anführen, welche bald in den weitesten Kreisen heimisch sein werden: „Ein afrikanischer Lederstrumpf“ von C. Falkenhorst (Stuttgart, Gebrüder Kröner). „Sturmhaken“ von demselben (Leipzig, F. A. Brockhaus) und „König Salomos Schatzkammer“ von H. Rider Haggard, übersetzt von M. Strantz (München, Th. Stroefer). Wie Nordamerika in dem Cooperschen „Lederstrumpf“ einen beredten Anwalt bei der Jugend gefunden hat, so möchte C. Falkenhorst durch den „Afrikanischen Lederstrumpf“ einen Fürsprecher für den „dunkeln Welttheil“ schaffen, und mit dem vorliegenden ersten Bande des Lederstrumpf, „Weißbart-Weidherz“, ist es ihm in der That gelungen, das Interesse für seinen Gegenstand in hohem Maße anzuregen. Mit der Schilderung spannender Abenteuer verbindet er eine nicht vordringliche, aber verläßliche Belehrung und bringt so die Länder und Völker des noch so wenig bekannten Erdtheils dem Verständniß und der Anschauung des jugendlichen Lesers näher. — Die Handlung seines „Sturmhaken“ hat der Verfasser nach jener zu Melanesien gehörigen Inselgruppe verlegt, welche seit 1884 deutsche Kolonie ist und vom deutschen Kaiser 1885 den Namen Bismarcks-Archipel erhalten hat. Auch in diesem Buche gehen Belehrung und Schilderung spannender Abenteuer Hand in Hand. — „König Salomos Schatzkammer“, im Innern Afrikas spielend, ist eine Uebertragung aus dem Englischen und wenn wir auch im allgemeinen Uebersetzungen nicht gerade mit Vorliebe betrachten, so nimmt doch dieses Buch eine Ausnahmestellung ein. Es klingt glaubhaft, daß die englisch-amerikanischen Ausgaben in kurzer Zeit in mehreren hunderttausend Exemplaren verbreitet wurden; die Jugend liebt Schilderungen ungewöhnlicher Abenteuer und solche bringt das Buch in reichem Maße, ohne daß die Phantasie des Erzählers allzu bedenkliche Purzelbäume schlägt.

Johanna Stegen, die Heldin von Lüneburg. (Mit Illustration S. 861.) Der zweite April des Jahres 1813 brachte einen wichtigen Sieg der Verbündeten über das Kriegsheer des französischen Eroberers in der Schlacht bei Lüneburg, an welchem ein heldenmüthiges Mädchen einen vollwichtigen Antheil hatte: Johanna Stegen, das Mädchen von Lüneburg. Sie reiht sich jenen tapferen Frauen an, die in edler Begeisterung zur Waffe griffen, um gegen den Erbfeind zu Felde zu ziehen, oder denen sonst kein Opfer für die Sache des Vaterlandes zu hoch war. Eleonore Prochaska und Anna Lühring dienten in der Lützowschen Freischar als Jäger Renz und Kruse, Magdalena Eckert pflegte drei Jahre lang in Düsseldorf unermüdlich Freund und Feind, Ferdinande von Schmettau legte ihr prachtvolles Haar auf den Opferaltar des Vaterlandes — nicht minder Rühmliches vollbrachte Johanna Stegen, und wie die Namen der erstgenannten Frauen ist auch der ihre mit der Geschichte der Befreiungskriege unlöslich und ehrenvoll verknüpft. Sie hielt es in dem sicheren Versteck, in welchen sich die Ihren geflüchtet hatten, dem Keller eines benachbarten Kaufmanns, nicht aus, als die Sturmglocken läuteten und die Schlacht tobte. Sie eilt hinaus, findet Fässer, mit Patronen gefüllt bis oben hin, und trägt diese, so viel ihrer die Schürze nur zu fassen vermag, den mit gefälltem Bajonett gegen die Franzosen anstürmenden Preußen zu, die alle Munition verschossen hatten und mit Jubel das neue „Kraut und Loth“ begrüßten. Johanna Stegen achtet nicht auf die Kugeln, die sie umpfeifen; furchtlos und unermüdlich eilt sie immer wieder zu ihrem Funde und mit gefüllter Schürze kehrt sie zurück, bis der Sieg entschieden ist, entschieden zu Gunsten der todesmuthigen Preußen. Major von Borcke, der Führer des von Johanna Stegen mit Patronen versorgten Bataillons, erhielt nach der Schlacht einen Ehrensäbel und das Eiserne Kreuz zweiter Klasse, so entscheidend war das Eingreifen der kaum 150 Köpfe zählenden Braven und — der unerschrockenen, opfermuthigen Heldin gewesen, welche ihnen das todbringende Blei durch Pulverdampf und Schlachtengraus begeistert und anfeuernd zugetragen.

***

Aus Studienmappen deutscher Meister. (Mit Illustration S. 857.) Die „Gartenlaube“ hat es von jeher als eine dankbare Aufgabe angesehen, ihre Leser mit den großen Kunstschöpfungen der hervorragenden deutschen Meister durch Holzschnittwiedergaben bekannt zu machen, und in den verschiedenen Jahrgängen findet sich ein wahrer Schatz von Nachbildungen der besten Werke deutscher Malerei. Aber ihre Aufgabe war es zugleich, allen Meistern in gleicher Weise gerecht zu werden, sie konnte deshalb nicht bei einem derselben länger verweilen, konnte nicht eine größere Reihe seiner Schöpfungen bringen, um an ihnen gemeinsam seine Eigenart zu veranschaulichen. Diese Aufgabe ist jetzt von anderer Seite aufgenommen, welche sie durch Zusammenstellung sorgfältig ausgeführter

Blätter aus den Studienmappen der Künstler zu lösen sucht und nach den ersten Proben auch in dankenswerther Weise zu lösen verspricht. „Aus Studienmappen deutscher Meister", so lautet der Titel zweier Mappen in großem Format (Breslau, Verlag von C. T. Wiskott), welche je 10 Blätter von Ludwig Knaus und Franz v. Defregger nebst kurzen textlichen Einleitungen von Julius Lohmeyer enthalten und in der That als eine treffliche künstlerische Charakteristik in knapprem Rahmen gelten können. Die zarten, mit vollendeter Sicherheit ausgeführten Bleistiftskizzen von Ludwig Knaus athmen den ganzen Zauber lebensvoller Anmuth dieses Meisters, und Franz v. Defreggers klare und markige Oelstudien fesseln ebenso durch die treue, schlichte Wahrheit wie durch den hohen malerischen Reiz, der allen seinen Bildern eigen ist. Wir bieten unseren Lesern eine dieser Studien Defreggers, einen alten wettergebräunten Tiroler Jäger (Leo Dorn aus Hindelang) in frappanter Naturwahrheit wiedergebend, in gelungenem Holzschnitt und begrüßen zugleich die Sammelmappen als vorzügliche Bereicherungen der Kunstschätze für das deutsche Haus, welches es auch dankbar willkommen heißen wird, daß Mappen weiterer Meister wie Menzel, Geselschap, Meyerheim, Werner, Grützner, Kaulbach ꝛc. den bereits vorliegenden folgen sollen.

Christbaumschmuck. Obwohl die Industrie in neuester Zeit auch für den Schmuck des Weihnachtsbaumes sorgt und den Markt mit dem schimmernden Tand überschüttet, bleibt doch in weitesten Kreisen das Bestreben erhalten, den Baum mit Werken eigener Hand zu schmücken. Die Vertreter und Vertreterinnen jener guten alten Sitte haben jetzt allerdings einen schwierigeren Stand, denn der fabrikmäßig hergestellte Schmuck zeichnet sich durch feine Arbeit und Mannigfaltigkeit aus. Es giebt aber ein Mittel, dem selbstgefertigten Behang des Baumes noch einen besonderen Werth zu verleihen, und dieses finden wir in einem kleinen Büchlein, das unter dem Titel „Der Schmuck unseres Weihnachtsbaumes" von J. Bergmeister im Verlage der Leipziger Lehrmittelanstalt von Dr. Oskar Schneider erschienen ist. Wir erhalten in demselben eine Anleitung zur Anfertigung von hübschen Gegenständen aus Kartenpapier, welche sich nicht nur als Schmuck des Christbaumes, sondern auch zu kleinen sinnigen Geschenken eignen. Die Sterne dienen z. B. als Wickelsterne für Stickwolle oder Seide, ein Bauernhäuschen soll nach dem Christfest seinen Zweck als Schachtel zum Aufbewahren von Visitenkarten erfüllen, ein kleiner Ofen stellt eigentlich ein Feuerzeug mit Kerzchen dar; andere Modelle bieten uns Nadelkissen, Fingerhutbecher, Ringbehälter ꝛc. Mit derartigem selbstgefertigten Schmuck kann sich die Familie unter einander beschenken und die kleinen Arbeiten tragen gewiß dazu bei, die Festesfreude zu erhöhen.

Ein Sommernachtstraum. (Mit Illustration S. 845.) Eines der bekanntesten und phantasiereichsten Jugendlustspiele des großen Shakespeare, der „Sommernachtstraum", ist in einer deutschen Prachtausgabe erschienen, welche bald zu einem beliebten Geschenke für den Büchertisch des Salons werden dürfte. Die Vollbilder dieser Ausgabe sind in reichem und stimmungsvollem Farbendrucke ausgeführt und bilden eine lebensvolle Veranschaulichung der Dichtung. Wir geben — mit Einwilligung des Verlegers Th. Stroefer in München — in Holzschnittreproduktion dasjenige der Bilder wieder, welches für die ganze Dichtung am meisten charakteristisch erscheint. Der „Sommernachtstraum" ist in allem ein Gegenstück zu „Romeo und Julia", eine heitere Verspottung des menschlichen Liebeslebens im Gegensatz zu der tragischen Verherrlichung desselben in der Romeodichtung.

„Dem schlechtsten Ding an Art und an Gehalt
Leiht Liebe dennoch Ansehn und Gestalt!"

spottet der Dichter und beweist dies durch eine Leidenschaft, die sogar einen Zettel mit dem Eselskopf zu ihrem Ideale erheben kann.

„Ich bitt' Dich, holder Sterblicher, sing' nochmals,"

läßt er Titania sagen,

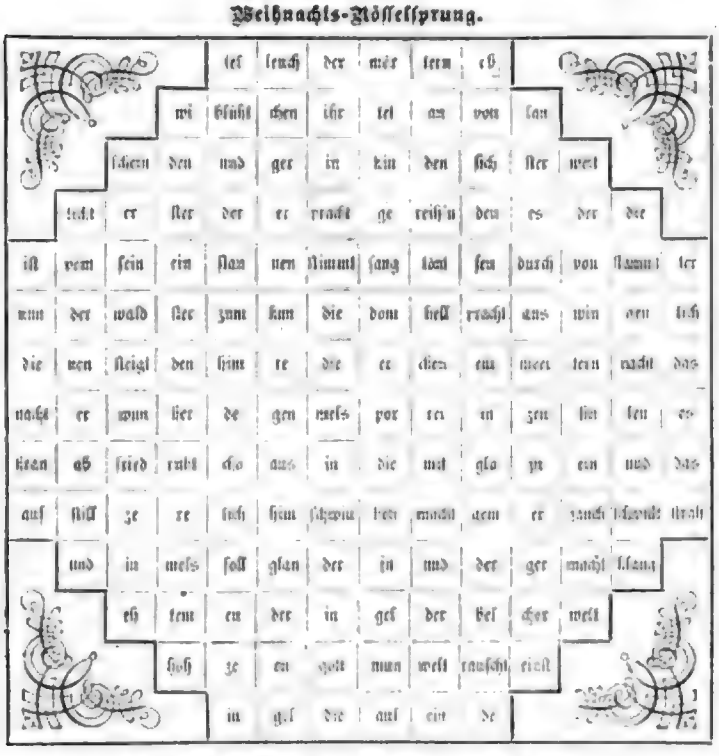
„Mein Ohr ist ganz verliebt in Deinen Sang;
Auch ist mein Aug' entzückt von Deinem Wesen;
Dein Tugendreiz reizet mit mächt'gem Trieb mich
Beim ersten Blick zum Wort, zum Schwur: ich lieb' Dich."

Titania, die liebreizende Königin der Elfen, und Zettel mit dem Eselskopf — wirkungsvoller hätte der Dichter seine Gestalten nicht aussuchen können!

Unser Bild Kaiser Friedrichs. Die Kunstbeilage „Kaiser Wilhelm I." zu Halbheft 6 der „Gartenlaube" des laufenden Jahrgangs hat in vielen Abonnenten den Wunsch erregt, ein ähnliches Bildniß auch von Kaiser Friedrich als Gegenstück zu besitzen. Heute kommen wir diesem in zahlreichen Briefen ausgesprochenen Wunsche nach und bieten zu dem Porträt Wilhelms I. ein solches Kaiser Friedrichs, das nach einer vorzüglichen Photographie von Reichard und Lindner in Berlin gezeichnet ist und die allbekannten Züge des edeln Todten treu wiedergiebt. Das Bild ist ein Pendant zu dem Wilhelms I. und bildet mit diesem einen schönen und würdigen Zimmerschmuck.

Allerlei Kurzweil.

Weihnachts-Rösselsprung.



Auflösung des Zahlen-Räthsels auf S. 840:

1	17	48	64
47	63	2	18
62	46	19	3
20	4	61	45

33	49	32	16
15	31	50	34
30	14	35	51
52	36	13	29

5	21	44	60
43	59	6	22
58	42	23	7
24	8	57	41

37	28	12	53
11	54	38	27
26	39	55	10
56	9	25	40

Auflösung des Problems: „Der Mond" auf S. 840:

Die Strahlen der Mondsichel zerfallen in 4 Kategorien, in solche aus ganzen Strahlen, in solche aus 2, 3 und 4 Theilen bestehend.

Nun werden zuerst die ganzen Strahlen, respektive deren Buchstaben, von oben nach unten links in der Runde herum der Reihe nach abgelesen und eben so die Buchstaben respektive Strahlen der 3 anderen Strahlensorten. — Auf diese Weise erhält man die Worte: „Ein Freund der Verliebten."

Silben-Räthsel. Auflösung des Füll-Räthsels auf S. 840:

1 2 / 3 4

Die Ziffern sind so durch je eine Silbe zu ersetzen, daß 1 2 eine Gottheit der alten Germanen, 1 4 einen Fluß, 3 2 eine Stadt an der Donau und 3 4 ein Sternbild bezeichnet. A. St.

B	E	T	H	L	E	H	E	M
M	E	L	P	O	M	E	N	E
A	L	L	A	H	A	B	A	D
D	E	S	D	E	M	O	N	A
L	O	H	E	N	G	R	I	N

Auflösung des Scherz-Bilder-Räthsels auf S. 840:

Heldentenor.

P	F	I	N	G	S	T	E	N
R	E	M	B	R	A	N	D	T
B	A	L	T	I	M	O	R	E
∴	P	P	E	N	Z	E	L	L

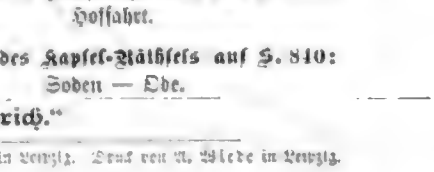
Auflösung des Buchstaben-Räthsels auf S. 840:

Heller, Keller, Teller.

Auflösung des Wortbild-Räthsels auf S. 840:

Der Uebergang über die Beresina.

Auflösung der Damespiel-Aufgabe auf S. 840:



Auflösung des Räthsel-Sonetts auf S. 840:

Hoffahrt.

Auflösung des Kapsel-Räthsels auf S. 840:

Soden — Ode.

Hierzu die Kunstbeilage „Kaiser Friedrich."

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig. Druck von A. Wiede in Leipzig.

Die Gartenlaube
Illustrirtes Familienblatt

Die Frau Majorin.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von A. Oltroff.

(Schluß.)

Während Doktor Velden beruhigend auf die immer heftiger weinende Kranke einsprach, öffnete sich die Thür, und mit dem Ausrufe: „Meine Helene, meine arme Helene!“ eilte eine schlanke Gestalt dem Ruhebette zu, kniete neben demselben nieder und umfaßte die Weinende.

„Emma, meine Emma, o, nun wird alles gut!“ mit diesen Worten schlang Helene den Arm um den Hals ihrer Freundin, als wolle sie sie nie mehr von sich lassen.

„Arme Helene!“ rief diese mittlerweile, ihr die blassen Wangen streichelnd, „wer hätte gedacht, daß diese Vergnügensfahrt so tragisch enden würde! Ich erfuhr das Unglück durch meinen Onkel, den Polizeipräsidenten, dem das Geschehene telegraphisch gemeldet wurde und welcher uns das Telegramm sogleich zuschickte, da er Dich in diesem Zuge wußte. Mit dem zunächst abgehenden fuhr ich hierher, hörte an der Bahn, Du seist nur ohnmächtig geworden und bei Doktor Velden in bester Pflege. Und nun finde ich Dich in solcher Erschütterung! Um Gotteswillen, was ist Dir? Bist Du doch schwerer verletzt, leidest Du Schmerzen?“ Sie sah nach dem Arzt empor: „Ich heiße Emma Wahren, bin Helenens vertrauteste Freundin und ersuche Sie, mir sofort die ganze Wahrheit zu sagen.“

„Die ist sehr einfach, mein Fräulein,“ erwiderte der Doktor, „das Befinden der gnädigen Frau läßt nichts zu wünschen übrig, und nun, da die Freundin eingetroffen ist, legt sich hoffentlich die furchtbare, unerklärliche Aufregung, in welche die Frau Majorin bei dem Anblicke ihres Mannes gerieth, den wir selbstverständlich sofort von Leipzig kommen ließen.“

Jetzt war die Reihe des Entsetzens an Emma, sie glaubte, nicht recht gehört zu haben, und hastig, in höchster Ueberraschung stieß sie die Worte heraus:

„Was sagen Sie da? Frau Majorin? — Der Mann meiner Freundin — und Sie behaupten, er wäre hier?“

„Freilich behaupte ich's; aber jetzt wird mir's zu bunt,“ polterte Doktor Velden heraus, dem endlich die Geduld riß. „Finden Sie es denn unnatürlich, wenn man dem Manne einer verunglückten Frau telegraphirt und wenn dieser dem Rufe Folge leistet? Professor Roditz übernahm es, den Herrn Major von Schnitzel in Leipzig zu benachrichtigen; derselbe eilte, wie wir es nicht anders erwarteten, sogleich herbei; weshalb versetzt Sie diese natürliche Thatsache in solch merkwürdiges Erstaunen, mein Fräulein?“

Ohne auf diese Bemerkung einzugehen, fragte Emma lebhaft: „Woher wußten Sie diesen Namen? hat meine Freundin sich selbst so genannt?“

„Natürlich, dem Herrn Professor, der mit ihr reiste,“ erwiderte Doktor Velden ungeduldig. „Uebrigens muß ich Ihnen sagen, mein gnädiges Fräulein, daß mir dieser ganze Handel mehr als seltsam vorkommt. Ein solches Wiedersehen von Ehegatten, wenn eins davon knapp dem Tode vorbeikam, dieses beiderseitige Entsetzen beim Erwähnen ihrer Kinder — das geht nicht mit rechten Dingen zu! Uebrigens geht es mich nichts an, natürlich,“ setzte er ärgerlich hinzu und machte eine halbe Wendung zum Hinausgehen.

Emma und Helene sahen sich ein paar Augenblicke unverwandt in die Augen, dann verneigte sich die erstere, schon wieder mit einem kleinen Schalk um die Mundwinkel, vor dem Arzt und sagte:

„Darf ich Sie bitten, mich mit meiner Freundin nur kurze Zeit allein zu lassen? Alle Achtung vor Ihrer Kunst, Herr Doktor, jedoch in diesem Falle glaube ich ihr bester Arzt sein zu können, Sie werden Wunder erleben.“ Sie sah ihn, während sie das sagte, so schelmisch an, daß er ihr schmunzelnd die Hand reichte: „Nun gut, einer so hübschen Kollegin räume ich gern das Feld, also machen Sie Ihre Sache brav!“

„Noch eines, Herr Doktor, gehen Sie draußen ja nicht zu strenge ins Gericht mit dem armen Herrn Major, Sie dürften es später bereuen und möglicherweise große Abbitte leisten müssen,“ drohte Emma lächelnd mit aufgehobenem Finger; „ich komme bald nach, bis dahin ersuche ich Sie nur, von meinem Hiersein nichts zu erwähnen.“

Kaum hatte sich die Thür hinter Doktor Velden geschlossen, so fielen sich die Freundinnen in die Arme, und unter Lachen und Weinen berichtete Helene alles, was sich seit heute morgen zugetragen, die Fahrt, die herrliche Unterhaltung, ach — und die schmachvolle Lüge mit ihren schrecklichen Folgen.

„Rette mich, Emma!“ schloß sie endlich die lange Beichte. „Du hast das ganze Unheil angestiftet, nun sieh, wie Du den Major wieder fortbringst, und vor allen Dingen, erkläre Herrn Professor Roditz ...“ sie wandte sich verwirrt zur Seite, „erkläre ihm alles, denn, offen gestanden — es wäre mir unerträglich, von diesem Manne verkannt zu werden.“

„Du, Du!“ drohte Emma, „das letztere scheint Dir ja ganz ungeheuer am Herzen zu liegen! Sei getrost, ich werde diesem Manne den Sachverhalt aufklären und mich zum Sühnopfer anbieten, denn das scheint mir doch ausgemacht, daß Du jetzt den braven Major zum Lohn für sein ritterliches Schweigen auch thatsächlich mit Deiner Hand zu beglücken hast!“

Jetzt lachte Helene zum ersten Male wieder laut und herzhaft auf: „Warum nicht gar! Von mir wird er vollständig genug haben; aber wie wäre es, wenn Du dieses Amt übernähmst, weise Emma, was meinst Du?“ Sie sah der Freundin muthwillig in die Augen, diese gab ihr einen Schlag auf die Hand:

„Ich meine, daß Du nun wieder meine alte Helene bist, Gott sei Dank dafür! Aber ums Himmelswillen,“ fuhr sie auf, „ich vergesse über unserer Plauderei völlig, in welch schrecklicher Lage ich den armen Major lasse; wie wird dem der Professor mitspielen und schließlich noch der Doktor, und ich gewissenloses Geschöpf versprach, gleich zu kommen!“

Noch einen Kuß und draußen war sie; Helene athmete tief auf und legte sich in das Sofa zurück; ihre Blicke versenkten sich träumerisch in das grüne Blättergewirr vor dem Fenster, während ein seliges Lächeln ihren Mund umspielte.

Während der Unterredung der beiden Freundinnen hatte sich ein erbitterter Wortwechsel zwischen Professor Roditz und Major von Schnitzel entsponnen, der eben nahe daran war, in einer Forderung zu gipfeln.

In den heftigsten Ausdrücken hatte der Professor den vermeintlichen Ehemann zur Rede gestellt wegen seiner Lieblosigkeit, seiner herzlosen Gleichgültigkeit gegen seine Frau.

Das ging dem Major, wenn schon er den Irrthum des Herrn bedachte, denn doch allmählich zu weit. Auch er begann heftig zu werden, indem er sich sagte, daß ja ebenso gut alles wahr sein könnte, was jener annahm, und wieso dann ein wildfremder Professor sich um seine, des Majors, eheliche Differenzen zu kümmern habe?

Seine ziemlich grobe Entgegnung: „Das geht Sie alles gar nichts an!“ versetzte den Gelehrten aber nur in größere Aufregung, die Reden flogen immer gereizter zwischen ihnen her und hin, und der Major stand eben im Begriff, sehr unangenehm zu werden, als die Thür sich öffnete und der Doktor mit Emma eintrat.

Roditz stürzte auf sie zu und ergriff ihre rechte Hand: „Gott sei Dank, daß Sie da sind, nun reden Sie dem Gatten Ihrer armen Freundin ins Gewissen.“

„Freundin?“ rief der Major und erhaschte ihre Linke. „Jetzt Aufklärung um jeden Preis, oder ich werde verrückt bei dem fürchterlichen Unsinn.“

Emma brach in ein fröhliches Lachen aus und sah voll Schelmerei von einem zum andern.

„Herr Professor, Herr Major,“ begann sie dann mit zwei zierlichen Verbeugungen, „erlauben Sie vor allen Dingen dem Rettungsengel, sich vorzustellen als Emma Wahren, intimste Freundin der schönen Unglücklichen, um welche hier, wie es scheint, sehr anzügliche Reden getauscht werden.“

„Verzeihen Sie!“ unterbrach sie hastig der Professor, — „in der furchtbaren Aufregung“ — „vergaßen wir uns vorzustellen,“ vollendete der Major.

„Ist nicht nöthig, da ich soeben von Helene komme; die Namen der Herren sind mir demnach bekannt. Der Ihrige,“ wendete sie sich mit schalkhafter Gravität an den Professor, „natürlich schon längst; selbst ein so ungelehrtes, prosaisches Naturkind

wie ich weiß von dem berühmten Weltumsegler; der Ihrige jedoch," fuhr sie, den Major neckisch anlachend, fort, „tönt mit seinem wunderbar poetischen Klange heute zum ersten Mal an mein Ohr."

„Zum ersten Male?" fiel der Professor, immer noch heftig erregt, ein; „um Gotteswillen, Fräulein, treiben Sie keinen grausamen Scherz mit mir!"

„Grausamen Scherz," versetzte Emma, „ich denke ja nicht daran. Denn wenn auch Helene meine Freundin ist, so folgt daraus noch lange nicht, daß sie die Gattin dieses armen vielgeplagten Mannes sei, der heute so schwere Proben überstanden hat."

Sie lachte fröhlich dem Major in das aufgeheiterte Gesicht; er beugte sich auf ihre Hand und drückte einen enthusiastischen Kuß darauf.

„Ich verstehe kein Wort," unterbrach Roditz die Plaudernden unmuthig, „die Herrschaften scherzen hier harmlos, während ich —"

„Während Sie diesen guten Herrn Major für einen barbarischen Wütherich hielten und mich ohne Zweifel für eine vollkommene Närrin ansahen. Aber Sie sollen uns Abbitte thun, mein Herr Professor, feierliche Abbitte, denn erfahren Sie —" hier richtete sie sich hoch auf: „Helene Elden, meine Freundin, ist — — unverheirathet!"

„Unverheirathet!" — rief der Professor aus, während sein Gesicht sich verklärte und ein Strahl unsäglichen Glückes aus seinen Augen brach, „unverheirathet!"

Er vermochte vor Ergriffenheit nichts hinzuzusetzen und stand ein paar Augenblicke in glückseligem, staunendem Schweigen da.

„Aber," brach es endlich von seinen Lippen, „wie vermochte es Fräulein Elden, mich so zu täuschen?"

„Still, still, Herr Professor," beschwichtigte Emma, „nur nicht wieder voreilig ins Gericht gehen wie mit dem armen Herrn Major; Helene ist unschuldig und hat schwer genug unter meinem unbedachten Scherze gelitten; ich werde als alleinige Sünderin nachher volle Beichte ablegen, doch vorerst versöhnen Sie hier Ihr bemitleidenswerthes Opfer."

Mit dem liebenswürdigsten Entgegenkommen eilte der Professor auf den Major zu, dessen Hände mit der dringenden Bitte ergreifend: „Können und wollen Sie mir verzeihen, was ich Ihnen angethan um dieses unglücklichen Mißverständisses willen?"

„Bitte, bitte!" wehrte dieser lachend ab, „da ist nichts zu verzeihen; aber wissen möchte ich jetzt doch endlich einmal —"

„Ich auch," platzte der Doktor aus vollem Herzen los. „Da ich aber jetzt augenblicklich noch einmal auf den Bahnhof muß, so schlage ich vor, die Herrschaften bringen sämmtlich den heutigen Abend bei uns zu; ich erlaube sogar Fräulein Eldens Anwesenheit, natürlich sprechen darf sie nicht viel. Dann muß uns sowohl Fräulein Wahren als der Herr Major ausführlich erzählen, und so werden wir endlich alles erfahren."

Der Vorschlag des Doktors wurde angenommen; während dieser nun enteilte und Emma mit dem Major ein lebhaftes und lustiges Wortgefecht begann, welches diesen höchlich zu entzücken schien, war Professor Roditz still ins Nebenzimmer eingetreten, wo Helene im Lehnstuhl am offenen Fenster saß.

Sie ruhte, den feinen Kopf seitwärts geneigt, an ein purpurrothes Kissen gelehnt, von welchem sich der zarte Kopfumriß reizend abhob. Ihr jetzt vollständig aufgelöstes, schwarzes, gelocktes Haar fiel über Schultern und Brust herab, und die weißen Hände hielten einen Strauß duftender Rosen fest, den ihr Frau Doktor Velden gebracht hatte. Die langen, seidenen Wimpern lagen nicht mehr herabgesenkt auf ihren Wangen, sondern entschleierten die braunen Augen in ihrer wunderbaren Schönheit, die, voll aufgeschlagen, in die grünen Bäume des Gartens hinausschauten, durch welche soeben die letzten Sonnenstrahlen hereinfielen und die ruhende Mädchengestalt wie mit einem Glorienschimmer umwoben.

Ein leichtes Geräusch ließ Helene aufsehen; mit einem leisen Freudenschrei wollte sie sich erheben, allein schon kniete der Professor neben ihr, sie sanft in den Sessel niederdrückend.

„Helene, Helene" — das war alles, was die zitternden Lippen des sonst so starken Mannes hervorzubringen vermochten. Einen Augenblick später lag sie an seiner Brust und wieder und wieder küßte der glückselige Mann Augen, Stirn und Mund seiner holden Braut, während draußen die Abenddämmerung sich leise über die Wipfel niedersenkte.

Am Abend dieses ereignißreichen Tages saß ein Kreis froher Menschen bei der trefflichen Erdbeerbowle, welche die kleine Frau Doktorin bereitet hatte, bis spät beisammen.

Als die Hauptsünderin war Emma verurtheilt worden, von Anfang an zu erzählen, und sie that es mit solcher Lebhaftigkeit und solch drolligem Muthwillen, der Major ergänzte in so komischer Weise, daß die Zuhörer nicht aus dem Lachen herauskamen.

„Ich konnte natürlich nicht ahnen," schloß Emma ihren Bericht, „daß mein Scherz so folgenschwer sein würde, und dennoch sollte ich eigentlich nichts bereuen, denn" — und ohne zu vollenden, schaute sie mit vielsagenden Blicken nach Helene, deren Augen unbekümmert um die Anwesenden an denjenigen des neben ihr sitzenden Professors hingen, der ebenso unbekümmert ihre Hand fest in der seinigen hielt.

„Das ist wieder einmal Frauenlogik: es ist gut abgelaufen, folglich bildet man sich noch etwas darauf ein," meinte scherzend Doktor Velden. „Sie sind übrigens am meisten zu beklagen, Herr Major, Ihnen ist übel mitgespielt worden und an Ihrer Stelle —" er warf einen Blick über den Tisch, „ließe ich mir den Besitz einer so liebenswürdigen, mir gewissermaßen zu eigen gewesenen Frau nicht entgehen."

„Wer weiß, was geschehen wäre," gab der Major zurück, „wenn nicht" — er wurde sehr roth und räusperte sich mit einem Blick auf Emma, der an Ausdrucksfähigkeit nichts zu wünschen übrig ließ. Ebenfalls sehr erröthend, wandte sich diese zur Seite, der Doktor aber rief fröhlich aus:

„Ah, also so steht's hier! Na, ich gratulire, gratulire allerseits, das ist ein prächtiger Abschluß dieser merkwürdigen Geschichte."

Ehe sich an diesem Abend die Gesellschaft trennte, benützte der Major einen günstigen Moment, um sich Emma zu nähern, welche, am offenen Fenster stehend, die balsamische Nachtluft einathmete, und ihr leise zuzuflüstern: „Fräulein Emma, ich sage auf Wiedersehen, allein ich kann es nicht ertragen, bis dahin nichts von Ihnen zu hören — darf ich Ihnen zuweilen schreiben, wollen Sie mir antworten?"

„Ja," flüsterte Emma, nun auch ihrerseits tief bewegt und entzog ihre Hand seinen glühenden Küssen nicht.

Sechs Wochen später veröffentlichten die Zeitungen zwei Verlobungen: diejenige Helene Eldens mit Professor Roditz und Emma Wahrens mit Major von Schnitzel; und ebenso viele Monate später fand in dem Hause von Helenens Eltern die Doppelhochzeit statt und die Hände der jungen Paare fügten sich nicht nur zusammen zu dem Bunde zweier unendlich glücklicher Ehen, sondern auch zu einem treuen, unauflöslichen Freundschaftsbunde fürs Leben.

Der „wilde" Mensch.

Die Wissenschaft hat in den letzten Jahren eine Menschengattung zu Grabe getragen, an deren Vorhandensein noch vor wenigen Jahrzehnten die größten Gelehrten glaubten, den „wilden" Menschen, der noch heute in der Einbildung vieler fortlebt, die keine Gelegenheit hatten, sich mit den neueren Forschungen zu befassen.

Der „wilde" Mensch sollte ein eigenartiges Wesen darstellen, welches mehr dem Thiere als dem Menschen ähnlich war und ungefähr ein Zwischenglied zwischen dem Menschen und dem Affen bildete.

Die Fabel von dem Vorhandensein des „wilden" Menschen ist ohne Zweifel in erster Linie auf ungenaue Berichte der Reisenden zurückzuführen. Wir wissen ja, welche Wunderdinge namentlich in früheren Zeiten berichtet und geglaubt wurden. Wir brauchen nur an die Menschen mit Hundsköpfen zu erinnern, welche an den Ufern des Ganges wohnen sollten, oder an die „Einfüßler", welche auf ihrem einzigen Bein wunderbar schnell laufen und vortrefflich springen konnten und welche auch „Fußschattner" genannt wurden, „weil sie sich bei großer Hitze auf den Rücken legten und ihren großen Fuß gleich einem Sonnenschirm über sich ausbreiteten" — oder endlich an die „Schwanzmenschen", welche Afrikas Urwälder und die Dschungeln von Borneo bevölkern sollten!

Gegenüber solchen Menschenarten muß der „wilde" Mensch noch als eine recht zahme Fabel erscheinen; kein Wunder darum, daß man bis in die neueste Zeit an dessen Existenz nicht zweifelte! Wurde doch noch vor vier Jahren an die Berliner Anthropologische Gesellschaft ein Bericht über die Papua-Inseln eingesandt, in dem wörtlich zu lesen ist:

„Auf der Aru-Insel soll ein Stamm vorkommen, welcher bis zu 6 Zoll lange, vom Kopfe abstehende Ohren haben und auch in seiner Gestalt sonst sehr abnorm sein soll. Herr Sisto, ‚ein achtungswerther' Kaufmann, hat früher einmal ein solches Individuum besessen, dasselbe ist aber in kurzer Zeit gestorben. Dieser Stamm soll mit andern keinen Umgang haben. Ein anderer Stamm soll weiße Hautfarbe und rothbraune Haare haben und auch auf Bäumen wohnen, ähnlich wie auf einer der Key-Inseln. Auch soll ihre Sprache eine ganz thierische sein, und sie sollen sich ganz abgesondert halten, ohne Kleidung, auf der niedrigsten Stufe stehend. Wie die andern Arunesen angeben, sind die Leute Abkömmlinge von Europäern, welche dort vor vielen Jahren gescheitert sein sollen."

Wir führen gerade diesen Bericht zuerst an, denn er umfaßt so zu sagen die gesammte Frage des „wilden" Menschen; erstens wird darin behauptet, daß es „wilde" Menschenstämme giebt, zweitens, daß auch Abkömmlinge civilisirter Menschen „verwildern" oder auf die thierische Stufe hinabsinken können. Auch wir werden diese Fragen nach jenen beiden Richtungen hin erörtern.

Als wilde thierartige Stämme wurden namentlich die Zwergvölker und die Buschmänner Afrikas ausgegeben.

Krapf, der bekannte Missionar und Reisende in Ostafrika, erzählte nach Berichten von Sklaven von den Doko, welche in einer unerforschten Gegend Abessiniens in dichten Bambuswäldern wohnen und nicht höher als vier Fuß, von der Größe zehnjähriger Kinder, sein sollten. „Sie leben," heißt es von ihnen, „in einem durchaus thierischen Zustande ohne Wohnung, ohne Tempel, ohne heilige Bäume; sie haben keinen Häuptling und keine Waffen; sie klettern auf Bäume wie die Affen; der langen Nägel bedienen sie sich beim Ausgraben von Wurzeln und Ameisen und zum Zerreißen von Schlangen, die sie roh verschlingen."

In den Gebieten, welche augenblicklich das so viel besprochene „Reich Emin Paschas" bilden, fand später Schweinfurth den Zwergstamm der Akka, die uns an die Doko Krapfs erinnern.

Die Mittheilungen Schweinfurths wurden in jüngster Zeit durch Emin vervollständigt; wir wissen jetzt, daß die Akka als Jäger im Lande umherziehen, in allen Schlichen und Künsten des Weidwerks wohl bewandert sind, daß sie das erlegte Wild an die ackerbautreibenden Stämme verkaufen und mit den Häuptlingen derselben Verträge abschließen; wir wissen auch, daß sie Menschenfresser, äußerst boshaft und grausam sind — aber der Gedanke, daß diese Akka näher den Thieren als dem Menschen stehen sollen, erscheint uns heute geradezu absurd. Zwischen dem rohesten grausamsten Akka und einem Chimpansen gähnt dieselbe unüberbrückbare Kluft wie zwischen dem Europäer und dem Affen.

Eine andere Abart des „wilden" Menschen sind die sogenannten „Affenmenschen". In der Zeitschrift der Asiatischen Gesellschaft von Bengalen wurde noch aus dem Jahre 1824 allen Ernstes berichtet, daß unter Dhangur-Kulis, die auf einer Kaffeeplantage arbeiteten, sich zwei Personen, ein Mann und eine Frau, befunden hätten, die man Affenmenschen nannte. Durch Zeichen hatte man aus ihnen herausgebracht, daß ihr Stamm weit in den Gebirgen wohne, und man will später in den Wäldern von Terai solche Menschen lebend und vollkommen affenähnlich gefunden haben. Es kamen immer andere Reisende, die ähnliches gesehen zu haben behaupteten, bis die Nachricht auftauchte, daß es auf Sumatra in den Wäldern einen Menschenstamm gäbe, der „nackt und ganz behaart" ist und Orang Koobos genannt wird, und einen andern, die Orang Gugur, die noch wilder seien, fast ganz ohne Kinn, mit haarigem Körper, ohne Waden, aber mit langen Fersen und noch längeren Armen, zurückliegender Stirn und vorstehenden Kinnbacken.

Das Interesse an Affenmenschen gewann durch die Darwinsche Theorie neue Nahrung. Diese Gebilde waren ja unzweifelhaft die fehlenden Kettenglieder zwischen Mensch und Affe, nach denen man so eifrig forschte, und eines Tages, vor wenigen Jahren, lasen auch die erstaunten Europäer in den Tagesblättern die Nachricht, daß ein Affenmensch, ein Mädchen von 7—8 Jahren, in dem Walde von Laos eingefangen worden sei und eine Rundreise durch Europa antreten werde. In der Ankündigung wurde erzählt, daß von dieser sonderbaren Rasse eine ganze Familie, Vater, Mutter und Tochter, gefangen worden sei, der Vater sei in Laos an der Cholera gestorben, der Beherrscher des Landes habe nicht gestattet, die Mutter zu exportiren, und so sei das Kind allein nach Europa gebracht worden. Dieses Kind war die einem jeden von unsern Lesern ohne Zweifel bekannte Krao, welche diesen Namen darum erhielt, weil die Eltern, wenn die Kleine weglief, in einem klagenden Tone „Kra-o!" gerufen haben sollten.

Das Affenmädchen, dessen Haut in der That mit Haaren bedeckt war, wurde jedoch nicht allein von einem staunenden Publikum angegafft, sondern auch von Gelehrten, wie Virchow und Bartels, untersucht und diese stellten fest, daß die kleine Krao eine echte Siamesin sei, bei der man die längst bekannte Erscheinung der Ueberhaarung beobachten könne, daß sie also den sogenannten „Haarmenschen," die von Zeit zu Zeit bei den verschiedensten Völkern sich vorfinden, zuzuzählen sei.

Inzwischen kam auch aus Bangkok die Kunde, daß Krao die Tochter eines königlichen Beamten in jener Stadt sei, daß die Eltern ebenso wie jeder andere Siamese aussehen und das Kind an einen Unternehmer vermiethet hätten.

In dem Zeitalter der Dampfschiffe wurde der letzte Versuch, den Affenmenschen wieder aufleben zu lassen, in kürzester Zeit als Humbug erkannt. Alle anderen Berichte über ähnliche „Wilde" erwiesen sich im Lichte der Forschung als Fabel und Märchen. Nirgends waren solche Stämme aufzufinden und sie existirten nur in der Phantasie einiger unkritischen Reisenden, wie das einst auch mit dem „vergoldeten König Dorado" der Fall war. Darum sagt auch Dr. Johannes Ranke mit Recht in seinem vortrefflichen Werke „Der Mensch" (Leipzig, Bibliogr. Institut.): „Thierartige, wilde Völker oder Stämme, welche die Mittelglieder zwischen Mensch und Affe darstellen, giebt es nicht."

„Aber," fügt er noch hinzu, „es giebt auch nicht einzelne Individuen, welche wissenschaftlich als solche Mittelglieder aufgestellt werden dürften."

Wir gelangen hiermit zu dem zweiten Theil unseres Themas, zur Erörterung der Frage, ob der Mensch, wenn er von jeder Gemeinschaft mit der Gesellschaft ausgeschlossen und sich selbst in der Wildniß überlassen bleibt, wirklich verwildern, zu einem Thier werden kann.

Wir wissen ja, daß eine derartige Isolirung gewaltige Veränderungen hervorruft und dem Menschen Fähigkeiten, die er als Kulturmensch erworben, raubt. Hatte doch der Schottländer Selkirk die Kenntniß der Sprache und das Vermögen, zu reden, fast ganz verloren, nachdem er fünf Jahre einsam auf der Insel Juan Fernandez gelebt hatte. Ein anderes Beispiel liefert uns ein schauerliches Experiment des Mongolenfürsten Akebar, der grausamerweise dreißig noch nicht sprechende Knaben so einschließen ließ, daß sie niemand sprechen hören konnten, indem er wissen wollte, wie ihr Sprechen dann werden würde. Keiner derselben brachte es aber zu artikulirten Lauten. Was nun der Barbarenfürst erfahren wollte, das hat uns mehr als einmal der Zufall geboten. Die Geschichte kennt eine Reihe von „Waldmenschen", welche in den Wäldern Europas eingefangen wurden, die jeder Kultur bar, ohne Vernunft und stumm waren.

Diese Waldmenschen veranlaßten seiner Zeit den großen Naturforscher Linné, dem homo sapiens, dem Weisen, den homo ferus, den Wilden, in seinem System entgegenzustellen, dem er folgende Merkmale beifügte: „vierfüßig, stumm, behaart."

Im Laufe der Zeit sind 16 derartige Menschen bekannt geworden, zumeist Knaben und Mädchen; ihr Erscheinen fällt in vergangene Zeiten, wo es in Europa noch entlegene Wälder, unzugängliche Moore und Sümpfe gab.

Liest man die Lebensgeschichten dieser Wildlinge, welche neuerdings Prof. Rauber in Leipzig zusammengestellt hat,* so gewinnt man die Ueberzeugung, daß die Isolirung des Menschen furchtbar in ihren Wirkungen ist, und darum verdienen jene Fälle auch in unserer Zeit Beachtung. Die Forscher der Gegenwart können dieselbe besser deuten und erklären als die Gelehrten früherer Jahrhunderte. Wir wollen an dieser Stelle nur der besonders charakteristischen Wildlinge erwähnen.

Aus dem Jahre 1672 stammt ein Bericht über den sogenannten „irischen Jüngling". „Es wurde," heißt es darin, „ein Jüngling von

* Rauber, „Homo sapiens ferus". Leipzig, Denicke's Verlag.

16 Jahren nach Amsterdam gebracht, welcher in Irland seinen Eltern entwichen war, von frühester Jugend an unter wilden Schafen gelebt und deren Natur gleichsam angenommen hatte. Er war von gelenkigem Körper, in ununterbrochener Bewegung, von trotziger Miene, festem Fleisch, trockener sonnverbrannter Haut, strammen Gliedmaßen, zurückweichender, niedriger Stirn, gewölbtem, höckerigem Hinterhaupt, roh, planlos, unerschrocken, jeder Menschlichkeit bar.

Im übrigen war er von gesunder Körperbeschaffenheit und erfreute sich des besten Wohlseins. Er hatte keine menschliche Stimme, sondern blökte wie ein Schaf, verweigerte unsere gewöhnlichen Speisen und Getränke, verzehrte dagegen nur Gras und Heu wie die Schafe. Alles mehrmals hin und herwendend und stückweise untersuchend, wählte und kostete er endlich bald dies bald jenes, je nachdem die Nase oder der Gaumen es angenehmer fand. Er hatte in rauhen Bergen und wilden Orten gelebt; er selbst war nicht weniger wild und ungebändigt, ein Freund von Höhlen, weglosen Gegenden, unzugänglichen Orten. Er war gewohnt, unter freiem Himmel zu leben, ertrug Winter und Sommer und entging sehr lange den Nachstellungen der Jäger, bis er endlich in ihre Netze gerieth. Er hatte mehr das Ansehen eines Thieres als eines Menschen. Den Waldgeist hatte er nur ungern, unter Menschen verweilend, erst nach langer Zeit ausgezogen. Seine Kehle war weit und breit, die Zunge an dem Gaumen gleichsam angefügt. Die Gegend der Herzgrube war infolge des vorwärts geneigten Ganges nach oben gerückt."

Aehnliche thierische Gewohnheiten fand man auch bei anderen Wildlingen, wie z. B. bei den litauischen Knaben, die unter Bären gefangen wurden, und bei dem „Mädchen von Songi in der Champagne".

Es wird genügen, was die Knaben anbelangt, nur die Geschichte des im Jahre 1661 entdeckten wiederzugeben:

„Jäger, die in den litauischen Wäldern ihre Beute verfolgten, sahen einen Trupp Bären. Unter ihnen bemerkten sie zwei kleine Wesen, welche menschliche Gestalt hatten. Sie verfolgten sie mit solchem Eifer, daß sie eins auffingen, ungeachtet seines Widerstandes und Geschreies, seines Zähnefletschens und seiner Vertheidigung mit den Nägeln, gleich der eines jungen ungezähmten Bären. Man fesselte ihn und brachte ihn nach Warschau vor den König und die Königin von Polen. Der ganze Adel und die ganze Stadt lief herbei, um das Kind zu sehen, welches damals etwa neun Jahre alt zu sein schien. Seine Haut war extrem weiß, ebenso seine Haare. Seine Glieder waren gut proportionirt und vollkräftig. Sein Gesicht war hübsch, seine Augen blau, alle seine Sinne aber so verthiert, er des Verstandes und der Vernunft so entblößt, daß er von einem Menschen nichts zu haben schien als den Körper. Er hatte nicht einmal den Gebrauch der Sprache und alle seine Neigungen waren thierischer Art. . . . Er konnte nie die Wildheit seines Naturells aufgeben, die er unter den Thieren erworben hatte. Gleichwohl nahm er die Gewohnheit an, auf zwei Füßen zu gehen, und er ging, wohin man ihn rief. Rohes und gekochtes Fleisch waren ihm gleich willkommen; Kleider konnte er am Körper nicht leiden, ebenso wenig Schuhe; niemals bedeckte er den Kopf. Von Zeit zu Zeit floh er in die Wälder, wo er sich damit vergnügte, mit den Nägeln Baumrinde abzureißen und ihren Saft zu saugen."

Sprechen soll er niemals gelernt haben, obwohl er eine fehlerlose Zunge hatte.

Was nun das „Mädchen von Songi" anbelangt, so ist ihre Geschichte insofern von Bedeutung, als sie uns den Beweis liefert, daß einige der Wildlinge nach ihrer Rückkehr in die menschliche Gesellschaft Sprache und Vernunft wieder erlangt hatten.

Rauber erzählt über diesen Fall etwa folgendes: Im September 1731 trat ein Mädchen von 9 bis 10 Jahren zur Dämmerungszeit von Durst geplagt in das Dorf Songi ein, welches 4 oder 5 Lieues von Châlons entfernt liegt. Ihre Füße waren nackt, der Körper mit Lumpen und Fellen bekleidet, der Kopf mit einem Flaschenkürbis statt der Mütze bedeckt, die Hand mit einer hölzernen Keule bewaffnet. Als jemand aus dem Dorfe eine Dogge auf sie losließ, erwartete sie das Thier festen Fußes und versetzte ihm, als es auf sie zustürzte, einen so heftigen Schlag auf den Kopf, daß das Thier todt zu ihren Füßen sank.

Voll Freude über ihren Sieg warf sie sich mehrmals auf den Körper des Hundes. Darauf suchte sie eine Thür zu öffnen, ging aber, da ihr dies nicht gelang, auf das Feld zur Seite des Flusses zurück, bestieg einen Baum und schlief hier ruhig ein. Durch eine Frau wurde sie danach vom Baume herabgelockt und gerieth so in die Gefangenschaft der Dorfbewohner. Als sie in die Küche eines hier befindlichen Schlosses gebracht wurde, fielen ihre Blicke auf einiges Geflügel, welches der Koch zubereitete. Sie warf sich mit Lebhaftigkeit und Begier auf dasselbe und begann es sofort zu verzehren. Ein ihr mit der Haut gegebenes Kaninchen würgte sie ebenfalls hinunter.

Wie spätere Beobachtung erwies, war das Mädchen äußerst geschickt im Klettern auf den Bäumen; es hatte einen eigenartigen gleitenden Gang, war aber dabei so behend, daß es ihm gelang, das Wild im Laufe zu haschen. Ebenso geschickt war es im Tauchen und im Fangen der Fische und Frösche, die es roh verzehrte.

Fräulein „Le Blanc", wie das Mädchen später genannt wurde, erwies sich bildungsfähig, erlernte die französische Sprache und wurde Nonne. Aber nur mit großer Mühe gelang es, ihr den Genuß von rohem blutigen Fleisch, sowie von Blättern, Zweigen und Wurzeln abzugewöhnen. Noch zwei Jahre nach ihrer Einfangung hatte sie die Neigung, den Fisch im Wasser zu fangen, nicht verloren.

Wir verzichten darauf, weitere Beispiele anzuführen. Die Wildlinge, von denen einige, wie z. B. der „wilde Peter von Hameln", der damaligen gelehrten Welt Stoff zu vielfachen Untersuchungen boten, sind, wie jedermann zugeben muß, durchaus abnorme Erscheinungen. Die Geschichte kennt nur 16 derartige Fälle und dabei muß noch in Betracht gezogen werden, daß in diesen Schilderungen Wahrheit und Dichtung nicht mehr von einander zu trennen sind.

Für den Psychologen sind diese Fälle äußerst wichtig, aber kein ernster Forscher der Gegenwart würde sich veranlaßt finden, diese Menschen, von denen man nicht einmal weiß, ob sie geisteskrank waren, als eine Rasse oder Menschenart hinzustellen.

Der Mensch ist nicht für die Einsamkeit geboren; löst man ihn los von dem Verbande der Gesellschaft, so muß er zu Grunde gehen, wie eine Biene, die sich von ihrem Schwarm getrennt hat.

Die heutige Wissenschaft kennt keine „wilden" Menschen; selbst bei den rohesten Stämmen findet sie Zeichen der Kultur und Gesittung, die zwischen dem Menschen und dem Thiere eine tiefe Kluft wahrnehmen lassen.

Der Lehrer als Wächter der Gesundheit.

Von Dr. med. Taube.

IV.

Der Lehrer soll nicht kuriren, aber er muß einen Einblick in das Wesen gewisser Krankheitsgruppen besitzen, um die bestehenden Schulgesetze richtig zur Ausführung zu bringen. Es betrifft dieses besonders die ansteckenden Kinderkrankheiten, deren Hauptverbreitung durch die Schule geschieht. Die Mehrzahl dieser Krankheiten überträgt sich schon in ihrem Vorstadium, zu einer Zeit, in welcher die Haupterscheinungen derselben noch nicht zu Tage getreten sind, auf andere Kinder; nur geringe Beschwerden sind vorhanden, welche die Eltern jedoch nicht veranlassen, das Kind im Hause zurückzubehalten. Zeigte sich auch am Abende etwas Fieber, so erniedrigt sich dasselbe am Morgen, das Kind fühlt sich kräftiger und begiebt sich zur Schule. Während des Vormittags steigert sich aber das Fieber wieder, das Kind klagt über Kopfschmerzen und Frost, der Lehrer erkennt die erhöhte Eigenwärme an dem gerötheten Gesicht und kann sie auch leicht durch den eingeschobenen Finger am unteren Halstheil fühlen. Der Puls, welcher am unteren Ende der Daumenseite des Unterarmes innen neben dem Knochen leicht zu finden ist, schlägt schneller als im gesunden Zustande. Wenn auch die Ursache nur in einem einfachen Schnupfen beruhen kann, so ist doch Vorsicht schon wegen der Nachbarn

die Masern zeigen den feststehendsten Termin: bei einem Schulkinde, welches von seinen Nachbarn angesteckt wurde, erscheint 14 bis 16 Tage später der Ausschlag, nachdem mehrere Tage vorher die oben geschilderten Katarrhe sich bemerkbar machten. Scharlach und Diphtherie übertragen sich nicht nur vor dem Ausbruch, sondern bis sicher sechs Wochen nachher, während die Masern besonders vor und während des Ausschlages die Hauptansteckung darbieten. Kinder, deren Haut, besonders an den Händen, sich nach Scharlach noch abschuppt, sind nicht in die Schule zu lassen. Die Empfänglichkeit ist verschieden. Die Neigung zu Masern ist eine fast allgemeine, etwas weniger zu den Pocken; von Scharlach und Diphtherie wird schon eine größere Anzahl Kinder nicht ergriffen. Die Masern übertragen sich fast nur von dem kranken Kinde unmittelbar auf das gesunde, während bei Pocken, Scharlach und Diphtherie Kleider und Gegenstände, mit denen der Erkrankte in Berührung gekommen ist, die Weiterverbreitung vermitteln können.

Auf diese Verhältnisse gründen sich die Schulgesetze der Neuzeit zur Beschränkung der ansteckenden Kinderkrankheiten. Dieselben lauten im Auszug: „Der Schulbesuch ist an Masern erkrankten Kindern vier Wochen, Kindern, welche von Scharlach, Diphtherie und Pocken befallen wurden, sechs Wochen nicht gestattet. Alle schulpflichtigen Kinder aus solchen Wohnungen haben durch ein ärztliches Zeugniß nachzuweisen, daß sie die Ansteckung nicht übertragen, sonst müssen sie die gleiche Zeit die Schule meiden." Bei Masern hat, wie wir sahen, der Besuch der Schule von Geschwistern, wenn sie selbst die Krankheiten überstanden haben, keine Gefahr, und mit Recht fordern auch neuerdings einige Städte dann keine ärztlichen Zeugnisse; der größte Nachtheil für die Schule kann aber bei Scharlach und Diphtherie sowie Pocken erwachsen und bei richtigen Fällen sollten die Geschwister vor Ablauf der gesetzlichen Frist nicht zur Schule geschickt werden.

Die Ansteckung geschieht am seltensten durch das Aufhalten in der Wohnung des Kranken, sondern entweder dadurch, daß die Geschwister, von ganz leichten, kaum bemerkbaren Anfällen, mit welchen sie ausgehen können, heimgesucht, auf gleiche Weise wie ein schwerer erkranktes Kind die Ansteckung vermitteln, oder daß sie Bücher oder Gegenstände der Erkrankten aus Zufall mit in die Schule hereinbringen.

Merkwürdigerweise hat die Mehrzahl der Schulgesetze keine Rücksicht auf das Verhalten der Lehrer genommen, falls in ihrer eigenen Familie ein derartiger Krankheitsfall ausbricht. Bei Masern ist auch hier nur geringere Vorsicht anzuwenden; Scharlach, Diphtherie und Pocken erfordern dagegen einen Ausschluß aus der Schule während sechs Wochen; die größte Vorsicht ist außerdem nothwendig, Besuche von Schulkindern sind nicht zu gestatten, Bücher nicht in dem Krankenzimmer zu korrigiren. Auch sollten die Wohnungen der Schulwärter wegen etwa vorkommender ansteckender Krankheiten in der eigenen Familie einen nicht in den allgemeinen Schulvorsaal mündenden Eingang besitzen und die Lehrer- und Direktorialwohnungen möglichst aus dem Schulgebäude entfernt werden. Erfährt der Lehrer die ansteckende Krankheit eines seiner Klassenkinder, so warne er die Kinder, ohne die Krankheit zu nennen, ihren Mitschüler während der nächsten Zeit zu besuchen, und beobachte die bisherigen Nachbarn des Erkrankten wegen einer etwa stattgefundenen Ansteckung.

Von sonstigen Krankheiten, die Beachtung verdienen, sind in Kürze nur zu erwähnen die verschiedenen ansteckenden Hautausschläge; besonders einige Flechten des behaarten Kopfes, welche durch einen pflanzlichen Parasiten verursacht werden, übertragen sich in einem hohen Grade auf andere Kinder. Es ist nicht Sache des Lehrers, hier weitere Untersuchungen anzustellen, aber wegen der Gefahr der Ansteckung und des Ekel erregenden Ausschlages kann die Fortsetzung des Schulbesuches erst nach der Abheilung stattfinden. In dieses Gebiet wird die Krätze mit eingeschlossen, deren sichtbare Zeichen nur in einem Ausschlage der Haut beruhen, welcher mit anderen gerade bei Kindern vorkommenden oft solche Aehnlichkeit besitzt, daß der Lehrer sie nicht mit Sicherheit unterscheiden kann.

Von plötzlich auftretenden Krankheiten verursachen Ohnmachten und Krämpfe am häufigsten ein Einschreiten seitens des Lehrers. Man lege die davon befallenen Kinder platt auf den Boden, befreie sie von beengenden Kleidungsstücken und sprenge ihnen etwas kaltes Wasser ins Gesicht; das Aufbrechen der eingekniffenen Daumen ist zu unterlassen. Oefter auftretende epileptische Krämpfe gebieten das Unterlassen des Schulbesuches wegen des nachtheiligen Eindruckes auf die Mitschüler. Das Gleiche gilt von dem Veitstanz, denn hier liegt besonders bei Mädchen die Gefahr der Nachahmung sehr nahe. Der Lehrer erkennt diese Krankheit durch die unruhigen Bewegungen des Kindes: die Muskeln des Gesichtes zucken, es finden fortdauernde, nicht gewollte Bewegungen der Hände und Füße statt, so daß das geforderte Stillsitzen und -Stehen trotz der größten Mühe nicht zu ermöglichen ist.

Nasenbluten kommt fast immer von selbst zum Stillstand; bei häufigerer Wiederholung sind die Eltern davon in Kenntniß zu setzen, weil dann der Grund zumeist in Blutarmuth und allgemeiner Schwäche des Kindes zu suchen ist. Auch der häufig auftretende Kopfschmerz entsteht fast immer durch Blutarmuth des Gehirns, nur selten kommt er durch das Gegentheil, Blutüberfüllung des Kopfes, zum Vorschein.

Diese chronischen Erkrankungen des Gesammtorganismus, Blutarmuth, blasses Aussehen und allgemeine Schwäche, finden besonders in zwei Perioden statt; die erste kurz nach dem Eintritt in die Schule ist nur von kurzer Dauer und wird bald überstanden. Der Lehrer bemerkt, daß das frisch und gesund in die Schule eingetretene Kind blässer und fettärmer wird, ohne daß dabei die Freude und Kraft zur Arbeit leidet. Die Ursache ist in der vollkommen veränderten Lebensweise, dem Stillsitzen, der Klassenluft und der geistigen Anstrengung zu suchen. Das Wohlbefinden der Kinder erfordert es dringend, daß ihnen in jeder Zwischenstunde vollständige Freiheit gelassen und nicht, wie es leider manchmal geschieht, das Verlassen des Platzes verboten wird. — Von größerer Wichtigkeit ist die zweite Periode, welche bei Mädchen im zwölften bis vierzehnten Jahre, bei Knaben zwischen dem vierzehnten und siebzehnten Jahre eintritt. Hier bedingen die Wachsthumsvorgänge die Veränderungen. Bei Mädchen tritt oft Bleichsucht mit Vergrößerung der Schilddrüse (Kropf) ein, bei Knaben äußert sich der Zustand weniger im Aussehen als in der geistigen Schlaffheit, welche vom Lehrer oft als Trägheit gedeutet wird. Die Vergleichung mit dem früheren Zustande, die größere geistige Frische nach den Ferien, der Wechsel zwischen gut und schlecht kann den Lehrer jedoch auf die richtige Ursache hinleiten, und gerade diese Schüler erholen sich später vollständig wieder und überragen dann oft die ihnen früher zum Muster vorgestellten Mitschüler.

Diese krankhaften Entwickelungsvorgänge hängen mit der Ueberbürdungsfrage eng zusammen. Derartige Organismen sind nicht im Stande, ihre Aufgaben in der gewöhnlichen Zeit zu erledigen; sie müssen die späten Abendstunden zu Hilfe nehmen, wodurch der Schule häufig der Vorwurf der Arbeitsüberhäufung gemacht wird. Hier ist aber nur die Entlastung einzelner Schüler am Platze, ohne daß die Allgemeinheit viel davon berührt zu werden braucht. In den Volksschulen kann von einer Ueberbürdung kaum gesprochen werden. In den höheren Schulen dürfte außer der Vermehrung der Turnstunden und dem geringeren Eingehen der Lehrer in ihre Specialfächer eine große Abhilfe durch die allgemeine Einführung eines sogenannten Studientages für die Anfertigung der häuslichen Schularbeiten, wie es schon an mehreren Schulen der Fall ist, geschaffen werden. Fraglich ist nur, ob nicht der Montag dem hierzu gewöhnlich verwendeten Sonnabend vorzuziehen sei; denn es liegt in der kindlichen Natur die Arbeit bis auf den letzten Termin, also den Sonntag, zu verschieben, welcher von jeder Arbeit befreit bleiben soll, während sie am Montag mit größerer Frische die Hausarbeiten erledigen würden. Von den Eltern ist zu fordern, daß sie einen solchen Einblick in die Hausarbeiten ihrer Kinder besitzen, um das Verschieben derselben bis zum letzten Augenblicke und das dadurch hervorgerufene Zusammenkommen verschiedener Arbeiten zu verhindern.

Von großer Bedeutung für die Schule ist die Verlegung des Stoffes, welcher die höchste geistige Thätigkeit erfordert, in die ersten Stunden; ich erinnere an die bekannte Thatsache, daß das gleiche Diktat am Beginn und Schluß des Vormittags im letzteren Falle 25 % mehr Fehler aufwies.

So lange es nicht möglich ist, physiologisch direkt festzustellen, wie viel Arbeit dem Gehirn in einer jeden Altersklasse auferlegt werden kann, müssen wir den Nachtheil ins Auge fassen, welchen der Schulbesuch und die zu große geistige Arbeit auf Körper und Gehirn ausübt, und denselben zu mindern suchen. Den Körper gesund zu erhalten, ist daher die erste Pflicht der Schule, und der Lehrer kann zur Erfüllung dieses Zweckes, wie unsere kurzen Ausführungen zeigen sollten, die segensreichste Beihilfe entwickeln.

Deutsche Städtebilder.

Hamburg.

(Mit Illustrationen S. 877 und S. 880 und 881.)

Aus der alten Freien und Hansestadt Hamburg ist im Monat Oktober so manches Telegramm gekommen, welches das gesammte Deutschland interessirte: am 15. Oktober die Nachricht vom vollzogenen „Zollanschlusse", am 18. sodann die Kunde von der Beendigung des Nachversteuerungsgeschäftes und Herstellung des freien Verkehrs mit dem Zollvereinsgebiet, und endlich am 29. Oktober die Botschaft von dem begeisterten Empfange, welchen die Hamburger dem Deutschen Kaiser bereiteten, als derselbe unter glänzenden Feierlichkeiten die Schlußsteinsetzung der neuen Freihafenbauten vollzog.

„Zollanschluß" — dieses vor zwei Jahrzehnten in den Hansestädten gebildete Wort ist erst in neuester Zeit auch anderswo gäng und gäbe geworden. Die rein sprachliche Erklärung würde lauten: „Uebergang der Stadt Hamburg aus der bisherigen Freihafenstellung in die Gemeinschaft des deutschen Zollvereins-Inlandes, unter Beibehaltung eines kleineren, auf den Hafen und einige Strecken am Elbufer beschränkten neuen Freihafens (Zollvereins-Auslandes)". Der Begriff aber dürfte auch jetzt noch wohl manchem unserer Leser ziemlich dunkel geblieben sein. Die Geschichte ist auch in der That verwickelt. Selbst der deutsche Reichskanzler erklärte dereinst, und zwar noch lange vor dem Beginn des sogenannten „Zollkrieges" zwischen der Reichsregierung einerseits und dem Bundesstaate Hamburg andererseits, er habe nie begreifen können, weshalb laut der Reichsverfassung die Hansestädte solange in ihrer bisherigen Freihafenstellung verbleiben sollten, bis sie selbst den Anschluß beantragen würden.

Greifen wir die Sache einmal vom anderen Ende an: Was bedeutete denn die bisherige „Freihafenstellung" der Hansestädte?

Die Antwort lautet: Die gesammte Wohnstadt Hamburg, einschließlich des Hafens und der Unterelbe bis ans Meer, sowie der Nachbarstädte Altona und Wandsbeck, bildete eine große „zollfreie Niederlage" innerhalb des Zollvereins, nach dem übrigen Deutschland hin ringsum mit Zollgrenzen umschlossen, aber mit vollständig freiem Verkehr (ohne jegliche zollamtliche Kontrolle) innerhalb dieser Schranken. Gleicher Art war die Stellung Bremens. Hamburg und Bremen waren, so lautete der technische Ausdruck, „Zollvereins-Ausland".

Aehnliche Stücke „Ausland" giebt es freilich im Deutschen Reich auch jetzt noch unzählige. Alle Städte, welche überhaupt Handel in ausländischen Waaren auch mit auswärtigen Staaten betreiben, bedürfen hierzu der „zollfreien Niederlagen", in welchen die eingebrachten Güter zunächst unverzollt lagern, getheilt, nach Sorten geschieden, umgepackt, oft auch bearbeitet werden können, um dann entweder ganz zollfrei oder gegen Entrichtung eines bloßen Durchgangszolles wieder ins Ausland versendet zu werden, oder gegen Erlegung des Eingangszolles zum einheimischen Verbrauch des Landes zu gelangen, dem der Freihafen oder die „zollfreie Niederlage" angehört. Diese letzteren sind aber gewöhnlich nur zur Aufnahme von Waaren bestimmt, fast nie dürfen sie zu Wohnzwecken benutzt werden. In Hamburg wie in Bremen jedoch war eine ganze Wohnstadt in die zollfreie Niederlage mit eingeschlossen. Ein gleiches Verhältniß findet sich heutzutage nur noch in Triest und Singapore.

Daß 1866 auch nach der Neuordnung der Dinge in Deutschland den Hansestädten diese alte, sozusagen „Wohnstadt-Freihafenstellung" einstweilen belassen und sogar durch das Grundgesetz garantirt wurde, sah der Durchschnitts-Deutsche als ein Sonderrecht an, welches je eher je lieber abgeschafft werden sollte: „Weshalb genießt Ihr Euren Kaffee, Euren Zucker, Euer Salz unversteuert?" fragte er den ihn besuchenden Hanseaten. Dieser antwortete: „Dafür zahlen wir ein Aversum an die Reichskasse, allein für Hamburg etwa 5 Millionen Mark jährlich, welches uns bedeutend theurer zu stehen kommt als eine indirekte Versteuerung unseres Bedarfs, während die Reichskasse dabei noch die Erhebungskosten erspart."

Weshalb schloß sich aber Hamburg nicht schon 1867 dem Zollverein an, weshalb gewährte man damals den Hamburgern eine sich auf die Wohnstadt erstreckende Freihafenstellung?

Die Verhältnisse Hamburgs waren eben ganz besondere und eigenartige. Das „nordische Venedig", mittelst der Elbarme und der Flüsse Alster und Bille von einem Kanalnetz durchzogen, an welchem die meisten Waarenspeicher liegen, hegte gegenüber einer Zollabfertigung im Hafen und einer Zollkontrolle der zollfreien Niederlagen ein wahres Grauen. Hier gilt der Spruch: „Zeit ist Geld". Die ankommenden Seeschiffe, namentlich die Dampfer, müssen so rasch wie irgend möglich entladen und wieder beladen werden. Sofortige genaue Feststellung des Gewichts, der Stückzahl, der Qualität ꝛc., wie solche die Zollämter verlangen müssen, würde in vielen Fällen völlig unthunlich sein, den Wettbewerb mit anderen Welthandelsplätzen wie London, Antwerpen ꝛc. aufs bedenklichste erschwert haben. Auch muß die Kolonialwaare oft eine ganz andere Gestalt annehmen oder ein anderes Gewand anlegen, ehe sie in das Inland verkauft wird. So z. B. ist das „Stürzen" (eigenartiges Sortiren) des Kaffees eine Specialität der Hamburger „Quartiersleute", einer Art Werkführer der Speicherarbeiten.

Viel Gewicht legten die Hamburger auch auf ihre umfangreiche „Export-Industrie", welche sich in der Freihafen-Wohnstadt entwickelt hatte: Sprit-Rektifikations-Anstalten, mit Hefefabrikation verbundene Kornbrennereien, Schmalz-Raffinerien, Reisschälmühlen, Exportschlächtereien (ein einziges Etablissement dieser Art bringt in belebtester Jahreszeit täglich tausend Schweine vom Leben zum Tode und verarbeitet sie wesentlich zu Schiffsproviant), und eine Reihe ähnlicher Betriebe konnte ihrer besonderen Eigenart halber nur im Freihafen bestehen.

Aus diesen Gründen wünschten damals die Hamburger sowohl wie die Bremer (bei denen die Verhältnisse so ziemlich die selben waren wie in Hamburg) die Beibehaltung der die gesammte Wohnstadt umfassenden Freihafenstellung. Der Wunsch ward gewährt, und die beiden Städte befanden sich im „Zollauslande" so wohl, daß ihrerseits aus eigenem Antriebe wohl nie der Antrag auf „Zollanschluß" gestellt worden wäre.

Zwar tauchten schon damals Zollanschlußvorschläge in Hamburg wie in Bremen selbst auf. Daß mancher in einer Freihafen-Wohnstadt ansässige Industrielle und Handwerker von seiner natürlichen Kundschaft in dem die Stadt umgebenden Lande durch Zollschranken abgesperrt wird, liegt auf der Hand und muß stets ein erheblicher Nachtheil derartiger Ausnahmestellungen sein. Auch eine Anzahl hamburgischer Großkaufleute und Kleinhändler, welche zollvereinsländische Waaren führten und in der Umgebung der Stadt ihren Kundenkreis suchten, waren mit dem Nothbehelf der ihnen gewährten „Zollvereinsniederlage" (ein Stück Zollvereinsinland innerhalb des Freihafens, 1871 in der „Gartenlaube" des Näheren beschrieben) nicht völlig zufrieden. Die große Mehrzahl der Bevölkerung, in erster Linie die sehr einflußreichen Einfuhrhändler und Schiffsrheder, war entschieden gegen alle Zollanschlußpläne eingenommen, und selbst die Mehrheit der Hamburger Handwerker stand entschieden auf Seite der „Freihäfler".

Die Minderheit, „die Zollanschlüßler", wandte sich jedoch an den Fürsten Bismarck, und auch aus dem Zollvereinsinlande mahnten zahlreiche Stimmen den Reichskanzler doch die Hansestädte zur Beantragung des Anschlusses zu bewegen. Deutsche Fabrikanten klagten, daß Hamburg und Bremen „Einfallsthore der englischen Industrie" seien. Auch ward Gewicht darauf gelegt, daß der Eintritt der Hansestädte in den Zollverein die Zahl der Kunden der deutschen Industrie um 800 000 Köpfe vermehren würde. Der Umschwung der deutschen Wirthschaftspolitik 1879, bezw. die Erhöhung der Schutzzölle und die Vermehrung der Positionen des Zolltarifs ließ sodann die Lage derjenigen Einwohner der Hansestädte, welche durch die Freihafenstellung benachtheiligt waren, noch kritischer werden. Ihre Vorstellungen im Reichskanzleramte fanden Gehör, und nach verschiedenen sanften Anstößen erfolgte eine ernstliche Aufforderung des Reichskanzlers an die Hansestädte zum Eintritt in den Zollverband. Hamburg verhielt sich entschieden ablehnend, der „Zollkrieg" ward eröffnet, und es begannen die sogenannten „Pressionen" seitens der Reichsregierung: die preußischen Städte Altona und Wandsbeck sollten vom „Zollauslande" abgetrennt und unter Ziehung von Zollschranken gegenüber Hamburg dem Zollverein angeschlossen werden; ein Gleiches beantragte Preußen auch beim Bundesrathe mit Bezug auf die hamburgische Vorstadt St. Pauli, unter lebhaftem Protest Hamburgs. Die Unterelbe ward in den Zollverein gezogen, die Hauptzollämter in Hamburg wurden aufgehoben — das war der „Zollkrieg", der zum Glück kein Blut, wohl aber viel Tinte und Druckerschwärze kostete!

Den Hamburgern war hierbei keineswegs wohl zu Muthe; sie sehnten sich nach einem annehmbaren Friedensschlusse, und der Senat pflog eingehende Unterhandlungen mit dem Reichskanzler. Die Freihafenstellung in ihrem bisherigen, die Wohnstadt einschließenden Umfange aufzugeben, erklärte sich Hamburg bereit, ein für die Bedürfnisse des Welthandelsbetriebes ausreichender Raum würde genügen können; freilich mußten die Kosten der Umwälzung der gesammten städtischen Verhältnisse ungeheuer und für Hamburg allein unerschwinglich sein.

Da gab denn seinerseits Fürst Bismarck mit gewohnter Offenheit die Erklärung ab, daß seine Freigiebigkeit Hamburg in Erstaunen setzen werde, und dies traf ein. Hamburg erhielt die Zusage, daß der Hafen nebst angrenzenden Gebietstheilen, im ganzen etwa 700 Hektaren Land- und 300 Hektaren Wasserfläche, nach wie vor in völliger Freihafenstellung ohne jegliche Zollkontrolle (außer der Zollbewachung von außen) verbleiben solle und daselbst auch die Exportindustrie unverändert betrieben werden dürfe. Da aber ein nicht geringer, von etwa 19 000 Menschen bewohnter Theil der inneren Stadt der Abbruchshacke verfallen mußte, um für die anzulegenden Speicher und Kanäle des neuen Freihafens Raum zu schaffen, gewährte das Reich einen Zuschuß der Hälfte der hierdurch erwachsenden Kosten, bis zum Höchstbetrage von 40 Millionen Mark. Hamburg war in der That erstaunt, ja so freudig überrascht, daß in der denkwürdigen Bürgerschaftssitzung vom 15. Juni 1881 die vom Senate vorgelegte Zollanschlußvereinbarung mit dem Reiche sofort angenommen wurde; die Mehrheit betrug 106 gegen 46 Stimmen.

So schritt man denn frischen Muthes an die ungeheure Umwälzung, für welche ein Zeitraum von sieben Jahren, aufs knappste berechnet, gewährt worden war und auch gerade ausreichte, obgleich sie sich noch weit umfassender gestaltete, als man je geahnt hatte. Hamburg verausgabte für die abzubrechenden Häuser, sowie für die Neuanlegung von Land- und Wasserstraßen, von Brücken, Krähnen, Zollgebäuden, Pontons, Quais ꝛc. das runde Sümmchen von 120 Millionen Mark, sodaß der Reichszuschuß voll und ganz in Anspruch genommen werden konnte. Darin sind die neuen Speicher noch gar nicht einbegriffen, denn diese, in großartigster Weise wahrhaft imposant angelegt, hat die „Freihafen-Lagerhaus-Gesellschaft" für eigene Rechnung erbaut. Auch eine neue Elbbrücke für Wagen- und Pferdebahnverkehr ward neben der bestehenden, welche der Venloer Eisenbahnlinie dient, über den Strom geschlagen (vergl. Halbheft 1 dieses Jahrg., welches auch eine Abbildung der Brücke enthält). Ein neuer Elbarm ward gegraben, der sog. „Zollkanal", 45 bis 60 Meter breit, welcher als zollinländischer Wasserweg von der zollangeschlossenen Unterelbe um das Restchen Freihafenelbe herum nach der Oberelbe führt; er erhielt, wie das gesammte neue Freihafenviertel nördlich der Elbe, elektrische Beleuchtung. Durch diesen Zollkanal ist auch der frühere Hamburger Segelschiffhafen, dessen Mastenwald wohl jeder Besucher Hamburgs bewundert hat, völlig verdrängt worden; er hat am jenseitigen Elbufer in vergrößerter und verschönerter Art (sechs Reihen Seekolosse liegen neben einander) sein neues Heim erhalten. Daneben findet man noch eine ganze Reihe neuer Häfen für asiatische, amerikanische, afrikanische Dampfer, für Flußschiffe, für Petroleumfahrzeuge ꝛc., sämmtlich umgeben von langgestreckten Quais mit Lagerschuppen und Zollabfertigungsgebäuden (Hamburg, welchem auch die eigene Zollverwaltung übertragen wurde, hat mehrere tausend Zollbeamte und Zollwächter angestellt, welche etwa 30 Zollstellen zugetheilt sind, bezw. die Zolldampfbarkassen auf dem Strom besetzen und die Landzollgrenze bewachen), ferner zahlreiche eiserne oder steinerne Brücken, erstere zum Theil mit Drehvorrichtung, um Seeschiffe durchzulassen, eine große kombinirte hydraulische und elektrische Centralstation (das Druckwasser der hydraulischen Anlagen wird nach fertiggebauter Speicheranlage 260 Winden, 50 Aufzüge und 36 Zollkanalkrähne treiben) — sodann Hochdruckhydranten zur Löschung etwaiger Feuersbrünste, wenn auch zum Schutze gegen Feuersgefahr alles Mögliche gethan ist; die Speicher sind sämmtlich von Eisen und Stein erbaut. Der neue große Dampfkrahn auf dem Asia-Quai (s. S. 877) ist der größte Hebekrahn der Welt. Seine Höhe beträgt 32 Meter und seine Tragkraft 150 Tons, also 3000 Centner. Der als Gegengewicht dienende Ballastkasten ist mit 5000 Centnern Sand gefüllt. Der Krahn dient dazu, besonders schwere Lasten wie Riesengeschütze, Lokomotiven ꝛc. direkt aus den Eisenbahnwagen in die Schiffe und umgekehrt zu heben. Seine Aufstellung erfolgte 1887. — Doch genug der Aufzählung, welche nur einiges Hervorragende erwähnt, auf Vollständigkeit nicht entfernt Anspruch macht! Alles in allem genommen, hat sich Hamburg „an de Waterkant", wie der plattdeutsche Ausdruck lautet, also an den Elbufern, seit 1881 derart verändert, daß es gar nicht wiederzuerkennen ist.

Die gemäß den obigen Ziffern verbleibende Belastung der hamburgischen Staatskasse mit 80 Millionen Mark bereitet freilich den Vätern der Stadt manchmal trübe Augenblicke. Sie haben das Geld auf dem Anleihewege beschafft, und zwar zu billigen Zinsen, trotzdem der kleine Staat bereits vorher eine Schuldenlast von 200 Millionen Mark auf dem Rücken hatte, zum Theil noch aus der Franzosenzeit stammend und vom großen Brande 1842 herrührend; der Kredit der alten Hansestadt ist, wie man sieht, ein guter.

Und weshalb hat das Reich den Zuschuß von 40 Millionen Mark zu den Hamburger Zollanschlußbauten bewilligt? Wir wollen hier nicht von den nationalen Gesichtspunkten reden; der Artikel der deutschen Reichsverfassung: „Deutschland bildet ein Zoll- und Handelsgebiet, umgeben von gemeinschaftlicher Zollgrenze", ist jetzt erst zur Wahrheit geworden. Andererseits mußte aber auch im wohlverstandenen materiellen Interesse den beiden Hansestädten durch das Fortbestehen geräumiger Freihäfen die Grundlage ihrer Existenz erhalten bleiben. Auch Alldeutschlands Vortheil ist es, daß Hamburg jetzt einen Hafen besitzt, der es mit den ersten der Welt aufnehmen kann und hinsichtlich der Größe und der praktischen Einrichtung seiner kaufmännischen Anlage nicht vor Antwerpen und andern fremden Wettbewerbern zurückzutreten braucht. Die Hansestädte können nunmehr in noch erheblicherem Umfange als bisher die Vermittler für die gesammte deutsche Ausfuhr nach den Absatzplätzen jenseit des Oceans werden. Die Hamburger Kaufleute haben einsehen gelernt, was der deutsche Gewerbefleiß leisten kann, und andererseits entdecken die deutschen Fabrikanten nachgerade den Nutzen, welchen die Verbindung zwischen deutscher Industrie und deutschem Ausfuhrhandel ihnen zu gewähren im Stande ist. — —

Die großen Veränderungen im Aeußeren und in den Einrichtungen der Stadt werden sich bald auch in dem täglichen Leben und Treiben bemerkbar machen, und wie ganze Straßen verschwunden und nur noch auf den alten Stadtplänen zu finden sind, so wird in nicht zu ferner Zeit wohl auch manche eigenartige Erscheinung aus dem Verkehrs- und Straßenleben den ungeheuren Umwälzungen der Neuzeit zum Opfer gefallen sein und fortleben nur in der Erinnerung derer, welche über dem neuen Hamburg doch des alten nicht vergessen können. Und in der That bot das Leben im bisherigen Hamburg des Anziehenden so unendlich viel, gestaltete es sich so eigenartig, daß es lohnend erscheint, dabei zu verweilen und noch einmal das ganze interessante Bild festzuhalten, ehe es von einer neuen Generation verwischt oder doch bis zur Unkenntlichkeit umgestaltet wird.

Mit Pindars Wort, daß Wasser das Beste sei, befindet sich die große Mehrzahl der Hamburger in unbewußter Uebereinstimmung, freilich nicht soweit das Trinken der aus der Elbe geschöpften schmutzig lehmgelben Flüssigkeit, welche die städtische „Wasserkunst" liefert, in Frage kommt; selbe kann nach der festen Ueberzeugung zahlreicher ihrer Konsumenten überhaupt nicht genossen werden, ehe sie nicht durch Zusatz von Rum und Zucker die liebliche Form „Grog" angenommen hat. Rein, das sogenannte feuchte Element hat eine andere Bestimmung, und diese dem Hamburger klar werden zu lassen, bedarf es keiner Handelsschulen, welche Institute es auch, nebenbei gesagt, sehr bezeichnenderweise in Hamburg gar nicht giebt, woselbst die Unterweisung im Merkursdienste auf so mannigfache Art praktisch vor sich geht, daß die Theorie fast gänzlich verschmäht zu werden pflegt. „Der Wasserweg dient der Waarenbeförderung auf billigere Weise als der Landweg." Die Folgerung hieraus weiß nicht nur der kluge Großkaufmann zu ziehen; auch die einfachste Frau aus dem Volke in der bescheidenen Arbeiterwohnung der Hansestadt horcht hoch auf, wenn früh morgens vor ihrem Fenster eine gewaltige Stimme erschallt, welche die Ankunft eines Kartoffelewers im Fleet ankündigt. Wir wollen einen derartigen Ruf wörtlich hersetzen, um zugleich unseren Lesern ein Pröbchen des hamburgischen Plattdeutsch zu geben: „Heurt, Lüüd! — Bi de Slamatjen-Brügg — liggt en Schipper — hett goode Kantüffeln — siew Liter twintig Penn — ook witten Kohl, Zippeln, geele Wotteln —

frische Waar!“ Hochdeutsch: „Hört, Leute, bei der Slamatjenbrücke liegt ein Schiffer, hat gute Kartoffeln, fünf Liter 20 Pfennig, auch weißen Kohl, Zwiebeln, gelbe Wurzeln (Mohrrüben), frische Waare!“

Dieser billige Schiffer ist der gefürchtete Konkurrent des „Hökers“ (Kleinhändlers), der seine Gemüsevorräthe per Achse beziehen muß; die Transportvertheuerung prägt sich im Preise aus, und die Arbeiterfrau legt mit Vergnügen den etwas weiteren Weg bis zur Landungsstelle zurück, wenn dadurch etliche Nickel gespart werden können. Freilich ist der Steg zum Ewer, den auf unserem Bildchen (1) soeben eine dralle „Lüttmaid“ (Kleinmädchen, Jungemagd) überschreitet, so schmal wie der Weg zur Tugend, und das zur Seite gespannte dünne Tau gewährt nur eine der moralischen Beruhigung dienende Schranke. Indessen ein Hamburger Kind fällt nicht so leicht ins Fleet, würde sich auch wenig daraus machen; eine schnelle Rettung dürfte in diesem Falle der daneben auf den Kaffeesäcken sitzende, sein Pfeifchen anzündende Jüngling mittelst seines Schifferhakens bewerkstelligen.

Es ist ein „Ewerführer“; so wird er genannt, obgleich er keine „Ewer“ führt, wie der mit Kartoffeln handelnde Schiffer, sondern eine „Schute“, ein breites Fahrzeug mit flachem Boden, welches im Hafen die Waare aus dem Seeschiffe aufnimmt und sie alsdann nach den an den Fleeten liegenden Speichern bringt. Die Fortbewegung der Schute geschieht mittelst des vorhin erwähnten Hakens („Peekhaken“), einer 18 bis 20 Fuß langen Stange, die der Ewerführer auf den Grund des Flußbettes ansetzt, um sodann, sich mit der Brust gegen das mit einer Krücke versehene andere Ende stemmend, die Schute mit den Beinen vorwärts zu schieben. Auf diese Weise vermag, falls nicht gerade die Fluth- oder Ebbeströmung sehr ungünstig, ein einziger kräftiger Mann die vielleicht aus nahe an 100 Sack Kaffee bestehende Schutenladung an den Bestimmungsort zu bringen. Es ist die hierdurch begründete Billigkeit der Transportkosten ein außerordentlicher Vortheil, welchen die Fleete dem Hamburger Kaufmann gewähren, und deshalb wird ihnen die Eigenschaft, zur Ebbezeit nicht just Rosenduft zu verbreiten, gern verziehen.

Der Führer des „Peekhakens“ wird sich der zum Schmauchen des Pfeifchens dienenden Pause nicht lange erfreuen, denn schon guckt aus der Luke des Speichers der „Quartiersmann“ (7) heraus, ein stämmiger Kumpan, als Kleid seines Standes die schwarze Jacke mit silbernen Knöpfen tragend, in der einen Hand den „Markputt“, ein mit Farbe gefülltes Holzgefäß, zum Bezeichnen der Säcke dienend, in der andern die Brieftasche mit Frachtbriefen, Connossementen und andern kaufmännischen Papieren. Quartiersleute, so genannt, weil sie Genossenschaften zu vieren bilden, sind Vermittler zwischen den eigentlichen Speicherarbeitern und den Kaufleuten und übernehmen zu vereinbarten Sätzen das „Löschen“ (Entladen), Lagern, Sortiren, Versenden ꝛc. der ganzen Ladungen und sonstiger größerer Waarenposten. Wer sich als Theilhaber in ein Quartier einkaufen will, muß ein ansehnliches Stück Geld dran wenden, außerdem mannigfache Kenntnisse und Erfahrungen hinsichtlich der Behandlung der Waare mitbringen, denn es handelt sich um eine Vertrauensstellung mit großer Verantwortlichkeit. Unter den Hamburger Quartiersleuten finden sich zu Dutzenden Gestalten des Schlages, wie ihn Gustav Freytag im Musterroman „Soll und Haben“ als Auflader Sturm trefflich zeichnete. Von Wichtigkeit ist unter anderm das sachgemäße Entnehmen der Durchschnittsproben aus den Waarenpartien. Hat ein tüchtiger Quartiersmann dies beschafft, so ist Verlaß auf die Reellität des Musters, und im guten Glauben nimmt vom Importeur der Kaffeemakler die aus violettblauem starken Papier gefertigten großen Düten entgegen, deren Inhalt er dem „Kommissionär“, der „zweiten Hand“, das heißt dem nach dem Inlande arbeitenden Kaufmanne, vorzulegen beflissen ist; in treuester Lebenswahrheit hat unser Zeichner einen solchen Vorgang (9) veranschaulicht.

Der Makler ist ein geplagter Mann. Treppauf treppab muß er laufen und rennen, den glühenden Sommersonnenbrand und das winterliche Glatteis nicht scheuen, um die fünf Sechstel Prozent Courtage zu verdienen, und so manche Probe ist nur „für den Hausstand gut“, wie er sich bei Nichtanbringung der Partie philosophisch tröstet. Und auch er war, als Jüngling mit lockigem Haar sich dem Kaufmannsstande widmend, wahrscheinlich von dem Gedanken begeistert, dereinst als Börsenmatador einen Palast am Blankeneser Elbstrand oder mindestens eine Prachtvilla an der Alster zu besitzen, als Rheder seine „Hausflagge“ auf Dutzenden von Seeschiffen hissen zu lassen, nebenbei auch zum Senator gewählt zu werden — jetzt ist er „still auf gerettetem Boot“ in den ruhigen Hafen des Vermittlerthums getrieben und trägt möglichenfalls gar Bedenken, auf einen Platz im ersten Range des Stadttheaters zu abonniren, auch wenn er noch so viel Geld verdient (mancher Makler steht sich besser als der Durchschnitt der Eigenhändler), denn „die Herren Kaufleute könnten das übelnehmen“, trotz aller republikanischen Freiheit und Gleichheit.

Ja, ja, zu Millionären sind wenige auserwählt, aber viele fühlen sich berufen — sicherlich plant auch der junge Mann, welcher auf unserem Bildchen der Vierländerin am Jungfernstieg (2) ein Rosenknöspiein für die sonntäglich geputzte Ladenmamsell abkauft, welche er zum Balle auf „Mühlenkamp“ führen will, die demnächstige Erwerbung goldener Berge. Einstweilen muß er sich mit sehr, sehr bescheidenem Commisgehalt begnügen, denn die Zahl der aus allen Punkten der Windrose nach dem vermeintlichen Dorado der Hansestadt strebenden Handlungsgehilfen ist Legion, was ein die Saläransprüche mächtig drückendes Sachverhältniß bedingt. Vielleicht verdient der junge „Gentleman“ (ein sehr beliebter Ausdruck in Hamburg) beim Fakturaausstellen und Korrespondiren weniger als die Tochter der Vierlande mit ihrem Blumenhandel, denn diese Nachkommen der einst von Herzog Alba vertriebenen, von Hamburg freundlich aufgenommenen holländischen Protestanten haben nicht nur ihre nationale Tracht, sondern auch ein gut Theil kaufmännischen Geistes aus den Niederlanden mitgebracht und beides getreu zu bewahren gewußt; sie verstehen es trefflich, für ihre allerdings ausgezeichnet schönen Blumen, Gemüse und Früchte die höchsten Preise zu erzielen. Für solche Waare ist die reiche Welthandelsstadt immer die willige Abnehmerin; aus der ganzen Umgegend ist das Beste für sie gerade gut genug, und daher steht sie auch auf freundschaftlichstem Fuße mit „Schleswig-Holstein meerumschlungen“, welches ihr zweierlei Vorzüglichkeiten liefert, Austern und brauchbare Dienstmädchen.

Auch sie ist mit hochgespannten Erwartungen gen Hamburg gepilgert, die schmucke Maid „aus den Herzogthümern“. Sie hat das schwalbennestartige Käppchen am Hinterhaupt der dortigen Landbewohnerinnen gern mit dem schmalen Tüllstreifchen vertauscht, welches auf dem Scheitel der weiblichen Dienstboten Hamburgs paradirt und seltsamerweise eine „Mütze“ genannt wird. Sie hat gewöhnlich zuerst alles herrlich gefunden: hohen Lohn, leichte Arbeit, freundliche Behandlung, gar nicht zu vergleichen mit den Verhältnissen des Landstädtchens. Und sie brauchte nicht lange nach Schätzen zu suchen, sie fand schon an „ihrem“ ersten Sonntag einen solchen, oder „Er“ fand an ihr den „Schatz“. Das Dämchen auf unserem Bilde (3) hat dabei noch besonderes Glück gehabt, denn ihr Anbeter trägt „zweierlei Tuch“, und diese hochgeschätzte Eigenschaft eines Köchinnenbräutigams ist verhältnißmäßig selten in Hamburg, welches nur zwei Bataillone Garnison besitzt. Der „76er beim Schatz“ ist sich sicherlich seines Werthes auch voll bewußt, er darf die höchsten Ansprüche an den Speiseschrank der Herrschaft stellen, und letztere wird sich sicherlich so leicht nicht mit der Küchensee erzürnen, falls sie die hier als „national“ geltenden Speisen Roastbeef, Beefsteak ꝛc., ferner „Aalsuppe“, „rothe Grütze“ u. dgl. m. schmackhaft zu bereiten versteht und dafür einen Lohn von 300 Mark nebst brillantem Weihnachtsgeschenk ꝛc. nicht nur verlangt, nein, auch unschwer erhält.

„Ach, das Leben ist theuer in Hamburg,“ so seufzt die kleine, wohl aus dem „Binnenlande“ stammende Hausfrau, welche auf unserer Illustration (5) in Begleitung ihres dienstbaren Geistes vor den Körben der Fischfrauen am Meßberg steht und mit innerem Entsetzen die Preise vernimmt, welche die behäbige Händlerin für ihre Schellfische und Schollen fordert. Zum Glück läßt sich dieser Preisansatz durch Dingen und Feilschen um 30 bis 40 Prozent ermäßigen, was aber selbstverständlich mit höchster Vorsicht angedreht werden muß, da in Hamburg wie in andern Großstädten die Fischfrauen weniger reizender als reizbarer Natur zu sein pflegen. „Weshalb soll denn die Käuferin wahrscheinlich nicht aus Hamburg sein?“ höre ich im Geiste einige Leserinnen fragen. Nun, aus dem einfachen Grunde, weil eine so gut gekleidete geborene Hamburgerin, abgesehen von ganz seltenen Ausnahmen, auf dem Markte keine Einkäufe macht. Ihr wird, wenn sie der gutsituirten Minderheit angehört, „alles ins Haus gebracht“, und der mittlere Bürgerstand findet alles vor dem Hause, denn ein

Schwarm von Zwischenhändlern kauft auf dem Markte in größeren Posten ein und fährt auf Karren oder trägt in Körben die Waare durch die ganze Stadt, Art und Preis laut ausrufend. Das ist bequem, aber auch etwas kostspieliger für den Käufer; indessen der Hamburger meint „Zeit ist Geld", und dieser Grundsatz führt zum Blühen des ausgedehntesten Zwischenhandels.

Auch die Fischfrau, die selbstverständlich nicht etwa eine Fischersfrau ist, kauft nicht einmal direkt vom Fischer. Den Ewern aus Blankenese, Finkenwärder, Helgoland ꝛc., welche ihren Fang verwerthen wollen, fährt schon auf der Unterelbe der „Reisenköper" (Reiseläufer) entgegen, nimmt ihnen die ganze Ladung ab und vertheilt solche unter seine Kundinnen, die Fischfrauen, so daß der Fischer sofort wieder an das Auswerfen der Netze gehen kann.

Doch hat er Zeit übrig und will sein Fahrzeug, sei es nun eine moderne „Smack" oder eine altmodische „Kuff", nach dem Hafen (13) segeln lassen, etwa zu Proviantirungszwecken, so bietet sich ihm ein buntes Kaleidoskop, eine Fülle stets wechselnder Bilder. Da liegt ein New-York-Dampfer (12) vor Anker (in Wirklichkeit „am Ponton vertaut"), ein schwimmendes Hôtel, in dessen kolossalen Räumen außer der Waarenladung noch 1200 Passagiere Platz haben, die Mannschaft von einem halben Hundert Köpfen ungerechnet. Ein Theil der „lebendigen Fracht" naht sich dort längs des Quais; der Auswandererzug (10), aus Polen, Ruthenen, Litauern oder sonstigen langröckigen Leuten vom Osten bestehend, strebt dem Dampfer zu, der diese Europamüden hinüberbefördern wird, dorthin, wo Milch und Honig fließen soll, wo es nach der Versicherung der Auswandereragenten viel billiges Land und alle Tage Fleisch geben soll. Es muß verlockende Melodei haben, dies alte Lied, denn gegenwärtig strömen wieder so viele Tausende nach dem fernen Westen, daß die Hamburger Packetfahrtgesellschaft zu ihrer stattlichen Flotte noch Schiffe hinzuchartern muß, um dem Andrang zu genügen. Aber auch immer größer wird gegenüber jenem Strom das Bächlein der „Rückwanderer", unter denen es selbst Unfreiwillige giebt. Gerade wie auf unserem Bildchen am Millernthor (6) der Hamburger „Konstabler" (Schutzmann) den angeblich Arbeit suchenden, in Wahrheit nur der edlen Fechtkunst beflissenen Stromer an dem die Handgelenke umschlingenden Strick hinausführt über die Grenze bis zum „Ausland", nämlich der preußischen Nachbarstadt Altona, gerade so übt jetzt die nordamerikanische Union strenge Polizei und weist unerbittlich sämmtliche drüben landende „paupers", Mittellose und Erwerbsunfähige, zurück, so daß die hiervon wenig erbauten Schiffskapitäne sie gratis zurückbefördern müssen zum Elend der Heimath.

Doch wenden wir den Blick ab von diesem trüben Bild; betrachten wir lieber das anmuthige Kabinettstückchen, für welches des Zeichners Stift den kartoffelschälenden Schiffsjungen (8) zum Vorwurf genommen hat. Ich behaupte kühn, daß trotz aller realistischen Auffassung eine tiefe Poesie in demselben steckt, und könnte die schnurrende schwarzweiße Gesellschafterin des Burschen zum Anknüpfungspunkte benutzen, eine Phantasie nach dem berühmten Muster des zum Lordmayor gewählten Whittington und seiner Katze zu entwerfen. Nicht doch! Dieser angehende „Jan Maat" denkt sicherlich nicht daran, Bürgermeister von Hamburg zu werden, der Theergeruch seiner Umgebung ist hochfahrenden Plänen nicht günstig. Falls er aber, bereits ein „seebefahrener Mensch", jetzt nach mehrjähriger Reise aus fernen Zonen heimgekehrt ist und nach so langem steten Genuß von Salzfleisch und Schiffszwieback zum ersten Male wieder die geliebten heimischen Kartoffeln schält, da mag er nicht nur im Vorgefühl des schönen Augenblicks schwelgen, in welchem der Koch zum „Volk" (Schiffsmannschaft) den üblichen Ruf erlassen wird: „Reis' up tom Schaffen, ünnen un baben!" (Kommt her zum Essen, aus dem Schiffsraum und aus den Masten!) — da mag er auch des Mütterleins gedenken, das ihn daheim erwartet, und da könnten seine Wimpern feucht werden. Weiter schweift das geistige Auge des jungen Menschen wohl kaum. Auch würde es unglaublich schwer für einen hamburgischen Whittington halten, in der Freien Stadt zum Dogensitze emporzuklimmen, dazu gehört mehr als Geld, dazu gehört „Familie". Selbst zum Besitze einer Vergnügungsyacht, in welcher er auf dem prächtigen Spiegel der Alster (14) pfeilschnell dahinfliegen kann, wird er es schwerlich bringen. Er kann zufrieden sein, wenn ihm am Nachmittage des Lebens ein Pöstchen als Lotse (4) winkt; da darf er das jetzt vor dem Steuermann sorglich verborgen gehaltene Pfeifchen in Ruhe passen und noch Tabak dazu kauen, in jeder Backe ein „Primchen", und in den Mußepausen des Dienstes kann er vor dem andächtigen Publikum der „Jungleute" sein „Garn spinnen" von den Erlebnissen auf der „langen Fahrt".

Dies bescheidene Los genügt ihm, auch hierfür ist er der Vaterstadt dankbar, und deshalb setzt er wohl zum Schluß der Erzählung den Wahlspruch so mancher seiner Mitbürger hinzu, der, aus dem urwüchsigen Platt ins Hochdeutsche übertragen, lautet: „Kinder, das ist gewiß, es giebt nur ein Hamburg!" — und welch wackerer Deutscher er auch ist, des „Seemannslatein" kann er nicht entrathen und schließt mit dem beliebten Worte: „Old Hamborg for ever!"

Gustav Kopal.

Waldemars Brautfahrt.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Novellette von Julie Ludwig.

Spät abends in dem kleinen Orte angekommen, hungrig, müde, hatte sich Waldemar nach einem guten Abendimbiß und desgleichen Trunk sogleich zu Bett gelegt und die ganze Nacht gesund durchschlafen. Dennoch war es ein eigenthümliches Gefühl, mit welchem er erwachte, früher, als es zu seinem Zwecke nöthig war. Denn Besuche konnte man noch nicht machen und zu einem Spaziergang auf dem entlaubten Wall rings um das Städtchen war weder der Morgen, noch die „Promenade" mit der Aussicht auf den wohlbekannten „Krautberg" einladend genug. Ja, er kannte jeden Höcker auf dem bis obenhin in Feldquadrate eingetheilten Hügelrücken, der durch die weißbehängten Fensterchen zu ihm herein sah; das knarrende Hofthor weckte ihm Erinnerungen und auf der Treppe, die in den Unterstock des Gasthauses „Zum weißen Hirschen" führte, wußte er genau die eine ausgetretene Stufe zu vermeiden. Ihn selbst schien niemand zu erkennen, weder der grau und griesgrämig gewordene Wirth, noch der jung und grün gebliebene Kellner. Auch sein Name, der freilich nicht zu den ungewöhnlichen gehörte, den er aber trotzdem mit einer gewissen Sorgfalt in das Fremdenbuch eintrug, erregte keinerlei Verwunderung in den beiden gleichmüthig darauf niederblickenden Gesichtern. Man hielt ihn offenbar für einen Handlungsreisenden, wie sie mitunter in das Städtchen kamen, um Geschäfte mit den kleinen Kaufleuten zu machen, und zwar, der „Promptheit" der Bedienung nach, für einen „aus solidem, gutem Hause".

„Um so besser!" dachte Waldemar, strich sich durch den weichen Künstlerbart und reckte seine lange, etwas lässige Gestalt unwillkürlich strammer in die Höhe. Er befahl das Frühstück in die Fensternische, aus welcher man die Aussicht auf den Marktplatz hatte, und warf sich in den tiefen und bequemen Armstuhl, der seine hundert Jahre und darüber in derselben Ecke stehen mochte. Während die Zeit da draußen Throne stürzte und neue, niemals dagewesene errichtete, bestand hier jedes alte Möbelstück auf seinem angestammten Sitz und Erbe. Freilich: hätte man es gerückt, so wär's zerfallen.

Das schienen auch die alten Häuser auf dem Markt zu wissen. Windschief und bucklig und sich gegenseitig aneinander haltend, wie sie den ziemlich großen Platz umsäumten, so hatten sie gestanden,

sah, als Augen — Augen, so groß und so erschrocken in die seinen starrend und von einem so tiefen, weichen Sammetbraun, wie er sich nicht erinnerte, sie je gesehen zu haben.

War das — doch nein! wie hätten sich die himmlischen Vergißmeinnicht in dem bewußten rosigen Gesichtchen so verändern können? Ein leiser Schrei, vielleicht nur seinem aufgeregten Sinn vernehmbar, gab seinem Blick die Richtung in das Zimmer, und er sah noch eben, wie ein Köpfchen, von einer Art von Glorienschein umgeben, hinter der zunächst gelegenen Thür verschwand. Das war Elsbeth. So trug sie schon als Kind des Morgens ihr in Wickeln aufgerolltes Goldhaar, das nachmittags in Locken niederwallte. Vor ihm aber lag ein fremdes junges Mädchen auf den Knieen und sammelte, hochroth vor Beschämung, verschiedene Gegenstände wieder in ihr Körbchen, die ihr bei dem unerwarteten Zusammenstoß entfallen waren. Waldemar versuchte ihr zu helfen, als sie auch schon aufsprang, dankte und mit einer einladenden Handbewegung nach dem Zimmer flüchtig wie ein Reh an ihm vorüberglitt. Ein halb ärgerliches: „Na aber, Hilde!“ von einer scharfen Frauenstimme nachgerufen, verfehlte seines Zweckes, sie zu treffen.

So blitzschnell hatte sich die kleine Scene abgespielt, daß das behäbige Ehepaar am Tische erst jetzt Messer und Gabel auf die Seite legte und die Häupter, die ja zugleich die Oberhäupter der Stadt bedeuteten, majestätisch in der Richtung nach dem offenen Eingang wandte. Ihr Unwille, denn wenn der Hausherr überhaupt nicht Störung liebte, so am wenigsten beim Essen, verwandelte sich in die äußerste Verwunderung. Ein Fremder! Fast hatte es den Anschein, als ob die Mutter dem Beispiel der Tochter folgen und entschlüpfen wollte, denn sie war ebenfalls noch „unfrisiert“, doch besann sie sich und blieb würdig sitzen im Bewußtsein ihrer tadellos „getollten“ Morgenhaube, während Waldemar, sich leicht verneigend, lächelnd und mit ausgestreckten Händen auf die beiden zutrat.

Die große Wiedersehens- und Erkennungsscene — er mußte freilich dreimal seinen Namen nennen, ehe man ihm glaubte — war vorüber und das Bürgermeisterpaar schien aufrichtig erfreut, in dem stattlichen Manne mit dem offenen und doch so sicher weltmännischen Benehmen ihren einstigen Pflege- und Sorgensohn zu begrüßen. Die Verzeihung für seinen eigenwilligen Schritt von damals war brieflich längst erbeten und bewilligt, und da Waldemar so klug (oder so nachlässig) gewesen war, das kleine, durch Erziehungs-, Lehr- und Pflegegelder zusammengeschmolzene Kapital auch nach seiner Mündigwerdung — vorher hätte er es nie herausbekommen — in der Verwaltung seines Vormunds zu belassen, so fiel damit die einstige Befürchtung, er könne als ein Bettler wiederkommen, in nichts zusammen. Sein gutes Aussehen, sein: „noble“ Kleidung — er hatte sich zu dem Besuche „fein“ gemacht — die Unterbrechung des gewohnten Einerlei, noch dazu an einem so langweilig trüben Regentage, that das Uebrige: kurz! er hatte einen über Erwarten freundlichen Empfang.

„Was wird Elsbeth sagen! Wo ist Elsbeth?“ Sie hatte doch noch eben hier gesessen! Man rief, man suchte. Endlich kam sie, und mit ihr kam das Licht, die Sonne, ein ganzer Frühlingshimmel in die düstere Stube. Selbst der Vater machte große Augen, so intensiv leuchtete das wundervolle Blond der Locken, die im Nacken leicht zurückgebunden waren, über dem zartblauen Festgewand der Tochter. Er schüttelte den Kopf und schüttelte ihn auch dann noch fort, als ihm die kluge Bürgermeisterin zuflüsterte: „Du weißt doch, welchen Mittagsgast wir noch erwarten.“

Für Waldemar bedurfte es keiner Erklärung. Er war aufgesprungen. Mit der naiven Bewunderung des Naturmenschen, der er geblieben, und mit der Begeisterung des echten Künstlers, welcher er geworden war, trat er auf sie zu, indem er sich fast ehrfurchtsvoll vor ihr verneigte. Sie aber gab ihm erst die eine, dann auch noch die andere Hand mit einem Lächeln, das ihn um seinen Rest von Fassung brachte.

„Elsbeth! Sie sind ja noch viel schöner, als —“

„Als auf Ihrem Bilde,“ hatte er sagen wollen, da, seltsam! legte sie den Finger flüchtig an die Lippen und blinzelte unter den langen Wimpern so schalkhaft und doch wieder ängstlich bittend zu ihm auf, daß er erröthend wie ein Schulknabe verstummte. Im nächsten Augenblicke wandte sie sich mit einem Scherzworte an die Eltern, behauptend, daß sie Waldemar sogleich erkannt, und zwar an seiner alten Art des Kopfaufwerfens. Er aber wußte, wer das Bildchen in den väterlichen Brief geschmuggelt hatte. Glückselig lachte er in sich hinein. Erst später fiel ihm ein: O Eva! Eva!

Auch Hilde ward gerufen und ihm vorgestellt: als seine Nachfolgerin im Amt, als Mündel. Als armes, setzte Waldemar für sich hinzu, denn trotz seiner Aufregung entging ihm nicht, in welcher mehr dienenden als töchterlichen Stellung das hübsche Mädchen sich im Haus bewegte — anmuthig genug, wie er sich sagte, in ihrem schlichten grauen Hauskleid mit der vorgesteckten blüthenweißen Schürze! Sie war die Waise eines jung verstorbenen Arztes, dessen edler äußerer Erscheinung er sich noch wohl erinnerte und von dem er wußte, daß sein Bildungsgrad hoch über dem der hiesigen „Honoratorenwelt“ gestanden hatte. Blitzartig glaubte er auch einen Zug von geistiger Aehnlichkeit in dem runden, blühenden Gesicht der Tochter zu erkennen, doch überwog der erste Eindruck des Sanften, Seelenvollen in den Augen. Wenn sie sich nur einmal wieder so voll und groß hätten öffnen wollen, wie im Momente jener ersten gegenseitigen Ueberraschung!

Warum er dieses so hartnäckig wünschte mitten in der Verzauberung, die von seiner holden Jugendliebe ausging? Ja, Elsbeth war eine wirkliche Schönheit geworden, die Aufsehen machen mußte und machen würde, selbst auf einem der berühmten Künstlerfeste in D. Immer entzückter hing sein Malerauge an dieser zu ihrer höchsten glücklichsten Entfaltung gelangten Menschenblume, und im Geiste zog er schon die Linien der tadellosen Kopfform, des Profils, des stolz geschweiften Nackens, der ganzen herrlichen Gestalt auf Leinwand. Am liebsten hätte er Schön-Elsbeth in den Arm genommen, um augenblicklich mit ihr zu entfliehen aus dieser ganz und gar unkünstlerischen Umgebung, diesem armseligen Philisternefte, diesem — da blickte er, aus seinem stürmischen Gedankengang aufschauend, in das zu einem höchst bedenklichen Fragezeichen verlängerte Gesicht der Hausfrau, auf das „Oho!“ der hochgezogenen Augenbrauen seines künftigen Herrn Schwiegervaters, und er begann „fein bürgerlich“ zu werden, das heißt, seine „Verhältnisse“ vor dem spießbürgerlichen Elternpaare klar zu legen.

Dazu bedurfte es, um nicht mit der Thür ins Haus zu fallen, einer „diplomatischen“ Einleitung. Was war natürlicher, als daß er, an eine Frage seines einstigen Vormundes anknüpfend, die Geschichte des verlorenen Sohnes vom Tage seines Fortgangs an erzählte? Er that es, zu des Bürgermeisters sichtlicher Erleichterung, in durchaus humoristischer Weise. Man saß hier so gemüthlich um den großen runden Familientisch; der Wein, der einstweilen statt des fetten Kalbes für ihn aufgetragen wurde, floß so goldhell in die blanken Gläser, und aus der Küche drang eine so vielverheißende Musik von dumpfem Klopfen, Mörserklirren, Pfannenschieben, daß man gewiß nicht gern an einen gewissen jungen Hungerleider erinnert worden wäre. So ging denn der ehemalige Freischüler der Akademie zu D. gleichsam im Eiertanzschritt über die fast unmenschlichen Entbehrungen seiner ersten Studienzeit hinüber, bis er nach einer kleinen Pause, während welcher er nachdenklich in sein volles Glas gesehen, mit einem unwillkürlich tiefen Athemzuge fortfuhr: „Von da an hab' ich nie mehr Noth gelitten, — der Amerikaner ist noch jetzt mein bester Kunde.“

Der Bürgermeister lehnte sich in seinen Stuhl zurück und schloß die Augen bis auf eine kleine Spalte — ein Zeichen, daß sein Geist „arbeitete“. Plötzlich fuhr er auf: „Man hat doch Auslagen für — rechnen wir einmal: für Leinwand, Pinsel, Farben —“

„Und Oel und Terpentin,“ bestätigte Waldemar, über dessen ernst gewordene Züge wieder ein belustigtes Lächeln flog.

„Weiter“ — der Bürgermeister zählte an den Fingern — „das Atelier, ein bloßer Bodenraum, nach der Beschreibung, kostet —“

Waldemar nannte eine Summe, auf die der Frager ganz entrüstet in die Höhe blickte. Doch sah er wohl, daß Waldemar nicht log. „Für das — vermiethete ich hier mein ganzes Haus. Und nun: was wird für so ein Bild gezahlt? Was zahlte damals der Herr Amerikaner?“

„Zweihundert Mark,“ sagte Waldemar erröthend. Er wollte etwas hinzusetzen, erläutern, unterließ es aber nach einem kleinen

Seitenblick auf Elsbeth, die an ihrem goldenen Armband nestelte. „Welch dickes, häßliches, unkünstlerisches Armband!“ dachte er.

„Mit dem Rahmen?“

„Mit dem Rahmen.“

„Hm — und wie viel verkauft man jährlich solcher Bilder?“

Waldemar blieb ernst, so seltsam es auch um seine Augen und unter seinem dicken Barte zwinkerte und zuckte. „In einem Jahre mehr, im andern weniger, manchmal — gar keins,“ antwortete er leichthin, wobei er schalkhaft Elsbeths Augen suchte.

Aber sieh'! was war das? Statt des gehofften lächelnden Entgegenkommens dieser schönen Augen sah er sie einen Blick mit ihrer Mutter tauschen, der ihn stutzen machte, als ob er einen innerlichen Schlag bekommen hätte. So rasch sich auch die zarten Lider wieder senkten, er hatte genug gesehen, um mehr noch zu errathen. O Eva! Evastochter! quoll es in ihm auf. Zum erstenmale kam ihm der Gedanke, wie ähnlich sich die beiden Frauen sahen. Auch die Bürgermeisterin war in ihrer Jugend, wie man ihm oft erzählt, eine Schönheit ersten Ranges gewesen und — war eben die Frau Bürgermeisterin geworden. Ihr halbes Achselzucken schien zu sagen: Armer Schlucker! wird sich doch nicht etwa gar einbilden, daß — und das halbe Kopfschütteln der Tochter schien zu antworten — Was? blieb vor der Hand noch unentschieden, denn wie sein Blick im Fluge vergleichend zwischen den beiden Frauenköpfen hin und her ging, traf er unvermuthet auf den dritten und gerade in ein sammtbraunes Augenpaar hinein, das mit dem Ausdruck eines tiefgefühlten Mitleids auf ihm ruhte. Natürlich war es schon im nächsten Augenblick verschwunden. Fräulein Hilde hatte mehr zu thun, als hier zu stehen und einem zuzuhören, der seine Sache so verkehrt anfing; ihm aber blieb ein Nachglanz, wie von etwas Himmlischem, was er gesehen, eine Nachempfindung, wie von etwas Niegekanntem, Weichem, Warmem, das über ihn dahinstrich wie mit Mutterhänden — ja, so mußten Mutter- oder die Hände einer liebevollen Gattin wohlthun mitten in dem falschen Gaukelspiel des Lebens.

Fast schmerzhaft weckte ihn die Stimme des Bürgermeisters. „Hm“ — meinte er mit dem vergeblichen Versuch zu scherzen, „scheint mir denn doch eine etwas allzu ideale Existenz zu sein, die man sich statt des ehrenwerthen Handelsstandes da erwählt hat. Hängt in der Luft, hat keinen festen Boden. Wie anders, komm' ich zu dem jungen Dittmann drüben, der schlägt die Bücher auf: hier Soll, hier Haben, hier die jährliche Bilanz! Alles klipp und klar! Beiläufig: ist der reichste Mann jetzt in der Gegend.“

„Und ein ganz hübscher, stattlicher dazu, wie ich gesehen,“ wandte sich Waldemar an seine schöne Nachbarin, die vor dem eigenthümlich festen Blick erröthete.

„Bah, Karlchen!“ lachte sie und schwieg erschrocken, da es in demselben Augenblicke klopfte.

„Herein!“

„Ei, der Herr Nachbar!“ rief der Bürgermeister, und es war hübsch zu sehen, wie elastisch der kleine runde Herr aus dem massiven Sorgenstuhl aufsprang, mit welchem er bis jetzt verwachsen schien. Auch die Hausfrau ging dem neuen Ankömmling entgegen. Nur Elsbeth blieb in sichtlicher Unschlüssigkeit noch sitzen. Karl Dittmanns Augen überflogen unruhig die Scene. „Wenn ich störe,“ sagte er wie zögernd.

„Das wäre!“ polterte der Bürgermeister — „ein geladener Gast!“

Waldemar trat vor. „Wenn einer gehen müßte, wär's der ungeladene; doch hoffe ich, daß wir uns vertragen werden,“ scherzte er, indem er sich dem Sohne seines ehemaligen Prinzipals in aller Form vorstellte und ihm aufs herzlichste die Hände schüttelte. Es lag etwas in seiner ganzen Art und Weise, was den jungen Hausherrn ungemein beruhigte, während Elsbeth mit seltsamen Empfindungen auf den Mann sah, der sich so leicht — zu leicht, sagte sie sich zornig — in die veränderte Situation hinein fand. Oder deckte dieser Schein von Gleichmuth nur die innere Qual der Eifersucht?

Elsbeth schaute dem Treiben ihres einstigen Vertrauten mit wachsendem Unwillen zu. Wie eilig er es hatte, dieser treulose Waldemar, der Hausfrau seinen Arm zu bieten, als man sich an die kleine Festtafel im Nebenraum begab! Wie unbefangen er sie, Elsbeth, als sein vis-à-vis am Tisch begrüßte! Und mit welch weltmännischer Gewandtheit er den Faden des Gespräches zu ergreifen und zu lenken wußte, um die Gesellschaft nach und nach auf den Ton der höchsten Heiterkeit zu stimmen! Nein! nein! das war nicht mehr der vulkanisch glühende Verehrer von vorhin, dieser von Witz, Humor, ja Uebermuth sprühende Genosse. Der Bürgermeister lachte Thränen, selbst die Hausfrau lächelte voll Würde, und was der allgemeine Frohsinn und der gute Wein aus „Karlchen“ machte — es war unerträglich!

Nur eine blieb scheinbar in ihrer Ruhe. Hilde waltete still ihres Amtes. Ihre Augen hoben sich nicht einmal nach dem fremden Gaste. Sie hatte auf Krystall und Porzellan, auf Braten, Sauce und Pudding zu achten, der plumpen Magd die Schüsseln abzunehmen und herumzureichen — kaum, daß sie nur einmal zum Sitzen kam, um mit dem Vormund auf die neue Kochmaschine oder mit Karl Dittmann auf fernere getreue — Kundschaft anzustoßen. Denn die Toaste wurden immer ausgesuchter, und wer, außer einem, welcher noch dazu ein Fremder war, hatte eine Ahnung, wie viel an Poesie und dunkler Sehnsucht hinter dieser reinen Mädchenstirn verkümmerte? Waldemar lag freilich der Vergleich mit seinem eigenen Jugendlose auch am nächsten. Aber welcher Unterschied zwischen dem, wie er es einst ertragen oder vielmehr nicht ertragen hatte, und der Art, wie dieses Kind nur stets an seine nächsten Pflichten dachte!

Als man vom Tisch aufstand, hatte sich Waldemar die völlige Zufriedenheit der Hausfrau, das vergnügte Wohlwollen des Bürgermeisters und die dankbare Freundschaft von Karl Dittmann gewonnen. Wie hatte der junge, wohlsituirte Inhaber des Goldenen Engels sich diesen leichten, frohgemuthen Künstler überhaupt als ernsthaften Rivalen denken können? Noch niemals hatte Elsbeth seine Händedrücke inniger erwidert, noch niemals hatten ihre blauen Augen solche Flammen in sein Herz geworfen, die weder Wein, noch der zuletzt aufgetragene Champagner löschen wollten. Da mußte etwas anderes geschehen, etwas großes, etwas, zu welchem er bei seiner angeborenen Bedächtigkeit noch nicht gekommen war — —

Draußen neigte sich der trübe Regentag zum Ende, drinnen wurden Lampen und Lichter angezündet — es ward Abend. Verlobungsabend! sagte sich Waldemar und wunderte sich selbst, wie zufrieden er das sagte. Nur dabei sein mochte er nicht gerade. Hatte er schon vorher die wirklich herzliche Einladung abgeschlagen, im Bürgermeisterhause zu logiren, so widerstand er jetzt den Bitten um längeres Bleiben und empfahl sich, indem er Müdigkeit — nicht bloß vorschützte. In gewissem Sinne war er wirklich müde.

„Hilde, leuchten!“ befahl der Bürgermeister, als Waldemar, nochmals nach allen Seiten grüßend, auf die Thür zutrat. Da — war es nicht, als ob Elsbeth an Stelle der Gerufenen das Licht ergreifen und den Jugendfreund geleiten wolle? Im nächsten Augenblicke lag die Hand — ob sie zurückgezogen worden war? ob sie sich selbst zurückgezogen hatte? — wieder rosig zart und lilienweiß, wie sie vorher gelegen, auf dem dunklen Polsterarm ihres Sessels, Karl Dittmann flüsterte ihr etwas in das Ohr und beide riefen ihm ein freundliches „Auf Wiedersehen!“ nach.

„Darf ich wiederkommen, Fräulein Hildegard?“ fragte Waldemar, als beide draußen in dem langen, dunklen, nur von der schwachen Lichtflamme erhellten Hausflur standen.

Verwundert sah sie zu ihm auf: „Ich soll es Ihnen sagen, ich?“

„Ja: Sie — allein!“ Er mußte wohl sehr deutlich, mehr mit dem Ton und seinem ganzen Wesen, als mit dem bloßen Wort gesprochen haben, denn da hatte er, was er vorhin gewollt, zum dritten Mal: den vollen Augenaufschlag Hildes. Aber wie verstanden diese sanften braunen Sterne auch das Lodern und Blitzen! Die Hand, mitsammt dem Leuchter und der ganzen weichen, biegsamen Gestalt des Mädchens zitterte vor innerer Erregung: „Herr — Herr“ — sie kam in Eile nicht auf seinen Namen — „wie können Sie so rasch vergessen — und verleugnen — was —“

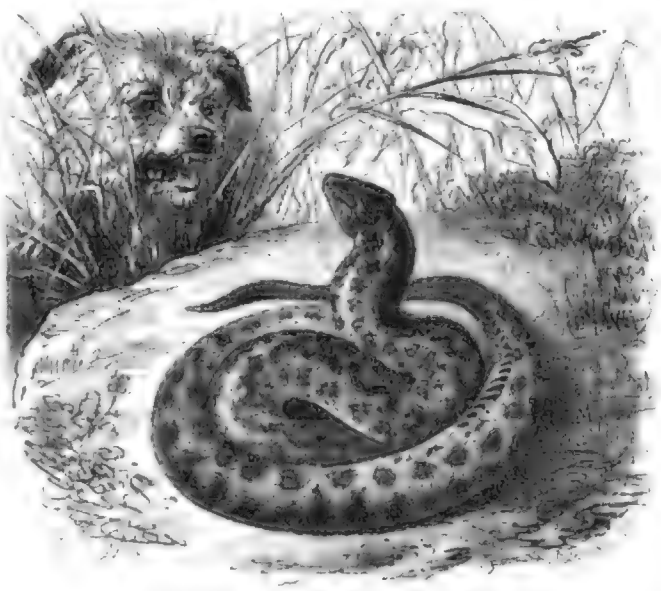
„Was mich hergeführt? Ein Bild — ein Trugbild!“ unterbrach er sie tiefernst. „Aber Gott sei Dank! es giebt noch Echtes.“ Und ehe sie noch daran denken konnte, es zu hindern, hatte er schon ihrer freien Linken sich bemächtigt und küßte sie so zart und ehrfurchtsvoll, als ob die schlanken, festen Arbeitsfinger dem Händchen einer Königin gehörten. In diesem Augenblick erlosch die Kerze. Dafür floß heller Lichtschein aus der hastig aufgerissenen Stubenthür. „Hilde!“ rief es ungeduldig: „Leinwand! Wasser!“

Fig. 1.—Ancient Egyptian Mummy.

Fig. 2.—Modern Mummy.

Die Schreckmittel einer istrianischen Natter. (Mit Abbildung.) Im 4. Kapitel seines Werkes „Der Ausdruck der Gemüthsbewegungen bei dem Menschen und den Thieren“ berichtet Ch. Darwin von einer nicht giftigen ostindischen Schlange, dem Tropidonotus macrophthalmus, daß sie, wenn sie gereizt wird, ihre Halshaut wie ihre Landesgenossin, die Cobra (Brillenschlange), ausbreitet und daher irrthümlicherweise für diese gehalten wird. „Diese Aehnlichkeit,“ schließt Darwin, „dient vielleicht dem Tropidonotus als ein gewisser Schutz. Eine andere nicht giftige Schlange, die Dasypeltis von Südafrika, bläht sich auf, breitet ihren Hals aus und zischt und schießt auf jeden Eindringling zu. Viele andere Schlangen zischen unter ähnlichen Umständen. Sie schwingen auch ihre vorgestreckten Zungen mit Schnelligkeit, und dies dürfte dazu dienen, das Schreckenerregende ihres Ansehens noch zu vermehren.“

Ein ähnliches Verhalten gegen den Angreifer beobachtete ich an einer Tropidonotus-Art, die ich in großer Menge auf den Sumpfwiesen am Timavo in Istrien antraf. Diese, die Vipernatter Tr. viperinus hat ihren Namen von ihrer auffallenden äußerlichen Aehnlichkeit mit der Redischen Viper (Vipera aspis sive Redii); sie ist 65 bis 90 cm lang, hat 2 vordere, 2 hintere Augenschilder, 7 obere Lippenschilder, von denen das 3. und 4. an das Auge stoßen; die Schuppen stehen in 21 Längsreihen; die Grundfarbe ist oben bald hellgrau — bald gelb-braun- oder graugrün, an den Seiten heller; im Nacken hat sie 2 schwärzliche Flecken; dahinter jederseits auf dem Rücken eine Längsreihe schwärzlicher Querflecken, welche häufig durch ein Zickzackband verbunden sind; auf der Unterseite ist sie schwarz gewürfelt. Die Exemplare mit dem Zickzackband sahen bei grauer Grundfarbe mehr der Hornviper (Vipera cerastes) ähnlich.



Istrianische Natter, einen Angriff abwehrend.
Originalzeichnung von E. Mützel

Das erste 45 cm lange Exemplar traf ich auf den Felsen des Meerufers zwischen Duino und St. Giovanni, und hielt es anfangs für eine Redische Viper. Das Thierchen lag gar behaglich im Sonnenschein — ich hielt es bald mit meinem Stocke nieder. Nun blähte sich die Schlange zum doppelten Umfange auf, ihr Kopf näherte sich im Umrisse einem gleichseitigen Dreiecke, sie zischte laut und lange, rollte sich tellerförmig zusammen und schoß mit dem Kopfe ganz wie eine Giftschlange, wenn sie beißt; nur fiel mir auf, daß sie dabei den Rachen nicht öffnete.

Ich traute ihr aber doch nicht, sondern drehte sanft drückend den Stock bis zu ihrem Genick, wobei sie wüthend zischte und, so lange es noch ging, den Kopf emporschnellte, jedoch immer ohne den Rachen zu öffnen. Die Zunge blieb beim Zischen bis auf die beiden Spitzen eingezogen, welche dabei in vibrirender Bewegung waren. Erst als ich sie mit der Pincette im Genick faßte und sie genau besah, wußte ich, was für einen Gesellen ich vor mir hatte, und nahm ihn unbesorgt in die Hand, was er durch eine reichliche Gabe seiner widerlich riechenden Exkremente belohnte; denn mein Tropidonotus hatte jetzt alle Abschreckungsversuche aufgegeben, ja schien selbst in großer Angst zu sein. Ein Hündchen, das mich zum Timavo begleitete, schreckte eine große Vipernatter durch ihre drohende Haltung derart, daß es sofort Reißaus nahm. Gewiß lassen sich auch Falken, Krähen und Sumpfvögel durch die Schreckmittel und die schützende Aehnlichkeit unserer unschuldigen Natter täuschen. Da in dieser Gegend die obgenannten Giftschlangen häufig vorkommen, haben die Vögel dort wohl oft die tödlichen Wirkungen des Vipernbisses an ihren Genossen gesehen und scheuen daher einen Angriff auf die verdächtige Vipernatter. Daraus läßt sich das überaus häufige Vorkommen derselben in dieser Gegend und das seltene der Ringelnatter erklären, welcher diese Schreckmittel nicht zu Gebote stehen. Thomas Schlegel.

Rothe Nasen. Die „rothe Nase“ ist ein scheinbar geringfügiges Ding, aber unter dieser allgemein gebräuchlichen Gesammtbezeichnung verbergen sich verschiedenartige Leiden, die auch verschieden behandelt sein wollen. Der Schnupfen kann unter Umständen vorübergehend eine Röthung der Nase hervorrufen, auch erfrorene Nasen blühen, aber nur beim Eintritt der kälteren Jahreszeit. In diesen Fällen pflegt die Röthe mit dem Schnupfen zu schwinden und erfrorene Nasen müssen wie erfrorene Glieder behandelt werden.

Es giebt aber noch eine andere Art rother Nasen, die zu den entstellendsten Hautkrankheiten des Gesichtes zählen, es sind dies die rothen Nasen par excellence, die auf einem Hautleiden, welches Kupferröthe oder Kupfersinne genannt wird, beruhen.

Jene kleinen „Blütschen“ sind bekannt, die so oft das Gesicht junger Herren und Damen entstellen: die Gesichtssinne. Eine böse Abart derselben bildet die Kupferröthe. Sie befällt mit Vorliebe die Nase, kann sich aber mitunter auch auf das ganze Gesicht erstrecken.

Diese Kupferröthe ist ein heimtückisches Leiden. Zunächst röthet sich nur die Nasenspitze und sieht täuschend ähnlich einem erfrorenen Riechorgan. Von Zeit zu Zeit schwindet die unerwünschte Farbe, aber eine ganze Reihe von scheinbar geringfügigen Ursachen bringt sie wieder zum Vorschein. Ein Gläschen Wein, eine lebhafte Unterhaltung, ein kalter Wind verhelfen den armen Patienten zur sichtbaren Entfaltung ihres Leidens. In diesem Zustand kann die Krankheit lange verharren, bis sie allmählich in die höheren Grade übergeht. Die sogenannten „Pfundnasen“ mit den schmerzhaften Höckern und erweiterten Blutgefäßen bilden das Endstadium jener rothen Nase.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß übermäßiges Trinken die Entstehung dieses Leidens begünstigt, ja man hat sogar die Trinkernasen zu klassificiren gesucht; und Dr. F. E. Clasen schreibt in seinem populären Buch „Die Haut und das Haar“:

„Der Branntwein röthet vorwiegend die Nasenspitze, bei manchen freilich auch die ganze Nase. Die Haut ist dabei meist glatt und trocken und zeigt einen starken Stich ins Blaue. Der Weintrinker erfreut sich einer lebhaften, mehr hellen Röthe, welche sich sehr häufig auch über weite Strecken des Gesichts erstreckt; der gerötherte Bezirk pflegt aber nicht glatt zu sein, sonder uneben und dicht mit Knötchen besetzt. Für besonders gefährlich in dieser Richtung gelten namentlich jene deutschen Weißweine, welche wegen ihrer durch reichliche Weinsteinsäure bedingten Säure ohnehin schon einigermaßen gefürchtet sind. Die französischen Rothweine sollen unschuldiger sein, daß sie aber ihre Liebhaber mit der unliebsamen Teintveränderung verschonten, wäre wohl zu viel behauptet. Am besten sind noch die Biertrinker dran, welche verhältnißmäßig selten an der Kupferröthe leiden. Und doch sind sie es gerade, welche es zu den kolossalsten Dimensionen und Verunstaltungen der Nase bringen, wenn sie ja einmal das Unglück haben, der Krankheit zu verfallen.“

Man könnte über diese Klassifikation streiten; der Volksmund spricht z. B. von der „Burgundernase“, und man kann auch mit Bestimmtheit sagen, daß viele, die weder mit „Nordhausen“ noch mit „Nierstein“ in engeren Beziehungen stehen, doch an der Kupferröthe leiden. Wind und Wetter begünstigen deren Ausbruch selbst bei einem durchaus enthaltsamen Droschkenkutscher und auch zarte Mädchen und Frauen, die nur Kaffee trinken, können ihr verfallen.

Ist diese Krankheit weit fortgeschritten, so ist das Heilen mit vielen Schwierigkeiten verbunden und es sind sogar operative Eingriffe nöthig. Darum ist es gut, wenn die „Kranken“ frühzeitig einen Arzt um Rath fragen. Das Herumkuriren mit allerlei Hausmitteln oder den sogenannten Geheimmitteln, die pomphaft in den Zeitungsinseraten empfohlen werden, ist eine Art gewagten Lotteriespiels. In diesem oder jenem Falle mag so ein Mittel helfen, in vielen anderen aber ruft es durch unzweckmäßige Behandlung nur eine Verschlimmerung des Leidens hervor. Ich habe oft Gelegenheit gehabt, zu hören, wie sich Leute nach „Specialisten für rothe Nasen“ erkundigten. Trotz aller Arbeitstheilung auf dem Gebiete der Medizin sind wir noch nicht so weit fortgeschritten, daß wir derartige Specialärzte besitzen. Die „rothe Nase“ wird jeder praktische Arzt behandeln können.

Als allgemeine Verhaltungsmaßregeln möchte ich kurz die folgenden bezeichnen: Man vermeide alles, was einen Blutandrang nach dem Gesichte erzeugt, trinke gar keine Spirituosen oder nur wenig davon; setze sich nicht starkem Witterungswechsel aus, meide auch große Hitze und Kälte — das alles wird der rothen Nase gut thun und die Aussicht auf Heilung befördern.

Vorlagen für Aquarell- und Porzellanmalerei, an welchen es noch vor einigen Jahren empfindlich mangelte, giebt es jetzt vielfach, aber die guten und brauchbaren darunter sind noch immer zu zählen, weil der vielstufige Farbendruck nicht billig hergestellt werden kann, dagegen an den mangelhaft getönten, in der Zeichnung undeutlichen für den Schüler nichts zu lernen ist. Unter solchen Verhältnissen erscheint es als ein sehr glücklicher Gedanke, Blumenarrangements, Pflanzenstudien, Randbordüren, Mittelstücke für Teller, Platten und Kästchen nur in Holzschnitt, aber so meisterhaft gezeichnet und schattirt zu geben, daß jeder nur einigermaßen fortgeschrittene Dilettant die Farben selbst hinzufügen und nach eigener Wahl zusammen stimmen kann, wobei er sehr viel mehr lernt als bei dem sklavischen Nachmalen einer mittelmäßigen Vorlage.

„Studien und Kompositionen“ nennt sich das in Paris entstandene Werk des Schweizers Jean Stauffacher (St. Gallen, Kreutzmann), worin eine reiche künstlerische Phantasie, gepaart mit dem genauesten Naturstudium, eine Fülle von reizenden Blumenmotiven für dekorative Zwecke zusammengestellt hat. Leicht hingeschüttete Ranken und Sträuße von Rosen, Brombeeren, wildem Wein ꝛc. sind umgeben von großen und kleinen Feldern voll allerliebster stilisirter Blumenbordüren, Zweig- und Knospenmotiven, Insekten und Vögelintermezzos, alles zum Gebrauch fertig, nur in zwei Tönen auf den Holz oder Porzellangegenstand hinzusetzen. Stauffacher wendet mit bewußter Virtuosität das große Stilgesetz an, die charakteristische Form zur herrschenden zu machen, und es ist überraschend, wie er durch Betonung derselben ein Ornament aus den einfachsten Feld-

THE LATEST FASHION IN BATHING-DRESSES.

Mrs. Lewis Waller, who is wearing a bathing-dress of white satin, with a cloak of white cloth lined with white satin, and a white satin hat.

Digitized by Google

Digitized by Google

E. F. A. OPITZ,
BOOKBINDER

L,

Digitized by Google